THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY
053
NO
v.176

German

NORD UND SÜD

Monatsschrift
für internationale Zusammenarbeit

Herausgeber
Professor Dr. Ludwig Stein

Schriftleitung: A. Vallentin

Einundfünfzigster Jahrgang
1928

CARL HEYMANNS VERLAG, BERLIN W 8

AUG 6 1929 Bdg.

Gedruckt bei
Julius Sittenfeld
Berlin W 8

Verlags-Archiv 9012

053
NO
V.176

8 März 1930 Neuer

Alphabetisches Inhaltsverzeichnis.

I. Aufsätze.

Seite

d'Abernon, Viscount, *ehem. britischer Botschafter.*
Zurück zu Locarno! 960

Aldrovandi-Marescotti, Graf, *italienischer Botschafter.*
Die Wandlung Italiens 965

Ali Gholi Khan Ansari, *persischer Außenminister.*
Persien im Ringen der Weltmächte 381

Altamira, Rafael, *Professor der Universität Madrid.*
Die Evolution des zeitgenössischen Spanien 825

Apponyi, Graf Albert, *ehemaliger ungarischer Unterrichtsminister.*
Der Völkerbund und Ungarn 779
Die Grundlagen des dauernden Friedens 1049

Argyropoulos, P. A., *ehemaliger griechischer Außenminister.*
Das politische Jahr in Griechenland 120

Baligand, Albert von.
Um die deutsch-französische Verständigung 587

Balugdgitsch, Zivojin, *jugoslawischer Gesandter in Berlin.*
Der alte und der neue Drang nach Osten 1012

Becker, Prof. D. Dr. C. H., *Preuß. Minister für Kunst, Wissenschaft und Volksbildung.*
Internationaler Gedanke und nationale Erziehung 290

Bell, Hans, *Reichsminister a. D.*
Völkerrechtsverletzungen im Weltkrieg 140

Benesch, Dr. Edvard, *tschechoslowakischer Außenminister.*
Der Kellogg-Pakt und der Frieden Europas 569

Bergius, Professor.
Brennstoff-Probleme 219

Bethlen, Graf Stephan, *ungarischer Ministerpräsident.*
Die Entwicklung Ungarns nach dem Weltkriege 972

Bloch, Jean-Richard.
Die Zukunft der europäischen Kultur 435

Bonnet, Georges, *ehem. Finanzminister, Mitglied des Staatsrates.*
Die Stabilisierung des Franken 624

Borah, Senator William E.
Staatsbürgerliche Rechtschaffenheit 94
Die Demokratie hat nicht versagt 999

Borel, Emile, Deputierter, *ehem. Marineminister, Präs. des franz. Komitees der europäischen Kooperation.*
Die Vereinigten Staaten von Europa 901

692011

Seite

Bredt, Prof. D. Dr. Dr., *M. d. R.*
Das neue Völkerrecht 31
Feldherr und Staatsmann 410
Haag — Genf — Washington 937

Breitscheid, Dr. Rudolf, *M. d. R.*
Das Kabinett Müller 680

de Brouckère, Senator Louis.
Abrüstung oder Aufrüstung 879
Die erste Friedensdekade 1029

Burns, C. Delisle.
Zehn Jahre später 1033

Cahen-Salvador, Georges, *Staatsrat, Generalsekretär des Wirtschaftsrates.*
Der französische Wirtschaftsrat 500

Canellopoulos, E., *ehem. Außenminister, griechischer Gesandter in Berlin.*
Die Einheit des Hellenismus 1017

Carton de Wiart, Graf H., *Staatsminister.*
Der holländisch-belgische Streit 781

Cassel, Professor Gustaf.
Eigener oder geborgter Sozialstandard 103

Cassin, Prof. René, *Präsident des französischen Verbandes der Kriegsverletzten, Delegierter zum Völkerbund.*
Die internationale Friedensarbeit der ehemaligen Kriegsteilnehmer . . . 719

Caviglia, *italienischer Marschall.*
Die Vorbereitung zur Schlacht von Karfreit (Caporetto) 231

Chvalkovsky, Dr. F., *tschechoslowakischer Gesandter in Berlin.*
Am ersten Meilenstein 1006

Colenbrander, H. T., *Professor an der Universität Leiden.*
Holland und Belgien 897

Coppola, Francesco, *Herausgeber der Zeitschrift „Politica".*
Das Wesen des italienischen „Imperialismus" 68

Dalberg, Dr. jur., Dr. phil.
Zur Weiterentwicklung des Dawes-Planes 261

Dell, Robert.
Der Kellogg-Pakt als Prüfstein 607
Die neue Entente 796

Desouches, Bernard.
Das Zeitalter Afrikas 169

Driesch, Margarete.
Davoser Hochschulkurse 1928 453

Duca, Jean, *rumänischer Innenminister.*
Ursachen wirtschaftlicher Unsicherheit 984

Duchemin, M. R. P., *Präsident des Generalverbandes der französischen Produktion.*
Internationale Rationalisierung 154

Endres, Franz Carl, *Major a. D.*
Gaskrieg 536

Filchner, Dr. Wilhelm.
Das erwachende Asien 784

Flandin, Pierre Etienne, *Präsident des Aero-Clubs von Frankreich.*
Internationale Zusammenarbeit zur Entwicklung der Luftschiffahrt . . 885

Fontaine, Arthure, *Vorsitzender des Verwaltungsrates des Internationalen Arbeitsamtes.*
Internationale europäische Verwaltung 127

Fontane, Theodor.
Gratulation 857

Seite

Ganzina, Dr. Fernando.
Wem gehört das Souveränitätsrecht über die Mandatsgebiete? 553
Ghulam Siddig Khan, *afghanischer Außenminister.*
Die afghanische Außenpolitik 259
Gide, André.
Der Dichter und die Parteipolitik 693
Gliwic, Hipolit, *Handelsminister a. D., Vizepräsident des polnischen Senats.*
Polens Weltwirtschaftsverbundenheit 1101
Gravina, Graf Manfredi, Dr. jur. h. c.
Das Tangerproblem und Italien 24
Kriegsschuld, -wille und -verantwortung 519
de Guer, Dr. Guerlin, *Professor an der Universität Lille.*
Der Frieden durch die Schule 929
Haldane, Viscount of Cloan.
Was ist Goethe uns Engländern? 810
Hamilton, Mary Agnes.
Die Liberalen und die Labour Party 422
Harbord, Generalmajor J. G., *Präsident der Radio-Corporation von Amerika.*
Rundfunk und Regierung 546
Hay, Lady Grace Drummond.
Die Stellung der Frau in Japan 162
Die Frau in Ägypten 636
Hellpach, Prof. Dr. Willy, *vorm. Staatspräsident von Baden.*
Zweimal drei Europas 385
Hindenburg, Herbert von, *Gesandter z. D.*
Verfassungstag 691
Hummel, Dr.-Ing. Hermann, *Staatspräsident a. D., M. d. R.*
Die vierfache Wurzel des Satzes von der zureichenden Demokratie . . 185
Hymans, Paul, *belgischer Außenminister.*
Die drei Merksteine 978
Jäckh, Professor Dr. Ernst.
Die Politik des Kreismittelpunktes 312
Jouvenel, Senator Henri de.
Auf dem Wege einer europäisch-amerikanischen Verständigung . . . 418
Kardorff, Katharina von.
Eheberatung 817
Kemaleddin Sami Pascha, *türkischer Botschafter in Berlin.*
Die neue Türkei und der Islam 8
Keßler, Harry Graf.
Walther Rathenaus Eintritt in die Politik 245
Kienböck, Victor, *österreichischer Finanzminister.*
Zehn Jahre österreichische Staatsfinanzen 981
Koerner, Wirkl. Geheimrat Dr. von.
Die deutschen Handelsverträge seit dem Kriege 43
Kwiatkowski, Eugeniusz, *poln. Minister für Handel und Industrie.*
Der wirtschaftliche Fortschritt Polens 191
Lange, Robert, *Präs. der Universitätsliga der Völkerbundsfreunde.*
Die junge französische Generation und der Völkerbund 790
Lemery, Henry, *ehem. Minister, Senator.*
Meine Rheinland-Interpellation im Senat 215
Leon, Jose Quinones de, *spanischer Botschafter in Paris.*
Spaniens Rückkehr in den Völkerbund 859
Lewald, Dr. Th., *Vorsitzender des Deutschen Olympischen Ausschusses.*
Die Olympischen Spiele 615
Löbe, Paul, *Reichstagspräsident.*
Die Krise des Parlamentarismus 377

Seite

Londonderry, Marquis von.
Wenn ich Arbeiter wäre 842

Luchaire, Julien, *Direktor des Instituts für geistige Zusammenarbeit.*
Das Internationale Institut für geistige Zusammenarbeit im Jahre 1927/28 873

Ludwig, Dr. Emil.
Krieg und Frieden 1073

Lyttleton, Edith, *Mitglied der englischen Delegation zum Völkerbund, M. P.*
Der Frauen- und Mädchenhandel 38

Macdonald, I. Ramsay, *ehem. britischer Premierminister.*
Bekämpfung der Arbeitslosigkeit 307

Marcovitch, Dr. Lazare, *Abgeordneter, ehem. Justizminister.*
Das serbisch-kroatische Mißverständnis 768

Marx, *Reichskanzler,* Dr.
Reichsreform 89

Meinhardt, Dr., *Vorsitzender des Direktoriums der Osram-Ges.*
Aus der Praxis der internationalen Wirtschaftsverständigung 699

Merkel, Otto, *Vorstandsmitglied der Deutschen Luft Hansa.*
Transozeanischer Luftverkehr 450

Meyer, Willy, *Hauptmann a. D.*
Ist das Luftschiff verkehrsunfähig? 727

Montigny, Jean, *Deputierter, Mitglied des deutsch-französischen Ausschusses in der französischen Kammer.*
Ein Vorschlag zur parlamentarischen Zusammenarbeit zwischen Frankreich und Deutschland 921

Monzie, Senator Anatole de, *ehemaliger Minister.*
Caillaux — Catilina 320
Das wahre Gesicht Poincarés 402

Mowrer, Edgar Ansel, *Berliner Korrespondent der „Chicago Daily News".*
Der Sinn der Hoover-Wahl 1127

Müller, Dr. August, *Staatssekretär a. D.*
Wandlungen britischer Wirtschaftsgesinnung 492

Müller, Hermann, *deutscher Reichskanzler.*
Zehn Jahre Aufbau 953

Nagaoka, H., *japanischer Botschafter in Berlin.*
Der Fortschritt im Fernen Osten 987

Nobel, Alfred.
Alfred Nobel und die Friedensbewegung 906

Olivier, Lord, *ehem. Minister für Indien.*
Die Reform der indischen Verfassung 150

Ossendowski, Ferdinand A., *Autor des Buches „Tiere, Menschen und Götter".*
Das Erwachen der farbigen Völker 51

Painlevé, Paul, *französischer Kriegsminister.*
Die Bedingungen eines dauernden Friedens 956

Pertinax (André Géraud), *Chefredakteur des „Echo de Paris".*
Die Wurzeln des deutsch-französischen Problems 485

Picht, Werner, *Leiter der Universitätsabteilung des Völkerbundsinstituts für geistige Zusammenarbeit.*
Akademikeraustausch 804

Politis, Professor N., *griechischer Gesandter in Paris.*
Das Friedensproblem und der Völkerbund 295

Ponsonby, Arthur, *ehem. Unterstaatssekretär im Foreign Office.*
Hat England eine Demokratie? 513

Quesada, Prof. Dr. Ernesto, *Honorarprof. an der Universität Berlin.*
Lateinamerikanische Probleme der Gegenwart 576

Reibnitz, Freiherr von, *Staatsminister Dr. Dr.*
Jakubowski und der Einheitsstaat 572

Seite

Romains, Jules.
Auf dem Wege zur deutsch-französischen Freundschaft 339

Rothbarth, Dr. Margarete.
Krieg und Frieden in der Wissenschaft 59

Sauerwein, Jules.
Das Wesen des Journalismus 591

Schiffer, Eugen, *Reichsminister a. D.*
Vom Salzburger Juristentage 924

Schmelzle, Dr., *Bayer. Staatsminister.*
Das Deutsche Reich — ein Bundesstaat! 16

Scholz, O., *Generalkonsul.*
Die neue Entwicklung in China 348
Chinas Verträge 1117

Schreiber, Adele, *M. d. R.*
Parlamentarische Frauenarbeit 834

Schultze, Prof. Dr. Ernst, *Direktor des Weltwirtschaftsinstituts der Handelshochschule Leipzig.*
Die Angleichung der Bevölkerungsdichten durch internationale Wanderungen 644
Die Schnelligkeit der Erdumkreisung 1134

Schurman, Jakob Gould, *Botschafter der Vereinigten Staaten.*
Das Zeitalter der Zusammenarbeit 115

Seeckt, Generaloberst von.
Staatsmann und Feldherr 1
Neuzeitliche Heere 281
Wo stehen wir? Betrachtungen zur Entwaffnungsfrage 761

Sforza, Senator, Graf, *ehem. italienischer Außenminister.*
Der Heilige Stuhl und die nationalistischen Bewegungen 107
Politische Parallelen: Japan in China und Italien auf dem Balkan . . 685

Sidzikauskas, Venceslas, *a. o. Gesandter und bevollmächtigter Minister Litauens in Berlin.*
Der litauisch-polnische Konflikt. Die Wilna-Frage 1061

Sokal, Franciszek, *polnischer Delegierter zum Völkerbund.*
Der polnisch-litauische Konflikt 861

Souza, Antonio Sergio de, *ehem. portugiesischer Minister.*
Brasilien und Portugal vor dem Völkerbund 706

Spiecker, Ministerialdirektor Dr. Karl.
Das Zentrum 208
Die deutschen Wahlen 542

Stein, Professor Dr. Ludwig.
Erinnerungen an Fürst Lichnowsky 329
Die Interparlamentarische Union 711
Persönliche Erinnerungen an Lord Haldane 812

Stuhlmann, Dr. Friedrich.
Völkerbündnisse und Völkerbund 631

Supf, Dr. Peter.
Paris als Flugstadt 557

Szilasy, B., *Direktor der Deutschen Petroleum-A.-G.*
Betriebsstoff-Fragen 527

Tavistock, Marquis von.
Britische Gesellschaft und soziale Unzufriedenheit 627

Thomas, Albert, *Direktor des Internationalen Arbeitsamtes.*
Das Internationale Arbeitsamt 1092

Ullrich, Otto, *Pressereferent beim Preuß. Landgemeindetag.*
Die Presse und die Kommune 733

Seite

Vandervelde, Emile, *ehem. belgischer Außenminister.*
Die Zukunft des Zionismus 665

Welliver, Judson C.
Was der Weltkrieg Amerika kostete 358

Wells, H. G.
Die Verständnislosigkeit unseres Bankwesens 473

Williams, Wythe, *Sonderberichterstatter der „New York Times".*
Genf als Schlagzeile 882

Wronsky, M., *Vorstandsmitglied der Deutschen Luft Hansa A. G.*
Brücken der Luft 891

Zaleski, August, *polnischer Außenminister.*
Die Lehre des Krieges 976

Zankoff, Alexander, *Präsident des bulgarischen Sobranje.*
Zehn Jahre bulgarischer Volkswirtschaft 1024

Zimmermann, Dr. A. R., *Bürgermeister von Amsterdam, ehem. Völkerbundskommissar von Österreich.*
Das römische Reich und die Zukunft Englands 406

II. Rundschau.

S. 77, 174, 240, 364, 460, 561, 649, 738, 846, 945, 1043, 1141.

055
NO
V.51
Stacks

Staatsmann und Feldherr.

Von Generaloberst *von Seeckt.*

Cromwell, Friedrich, Napoleon — wenn das Geschick in einer Person den Staatsmann und den Feldherrn vereint, erübrigt sich eine Untersuchung über das Verhältnis beider zu einander. Da diese glückliche Einheit selten gewesen ist und sein wird, da die Beziehungen beider Kräfte aber in der Schicksalsstunde eines Volkes von entscheidender Bedeutung gewesen sind und wieder sein werden, so lohnt es die Mühe, sich über die beiden ineinander greifenden Wirkungkreise klar zu werden.

Klären wir zunächst die Begriffe. Unter „Staatsmann" ist in den nachfolgenden Darlegungen die politische Leitung eines Staates verstanden, wobei es gleichgültig ist, ob diese durch einen absoluten oder konstitutionell eingeschränkten Monarchen, einen Diktator, einen Präsidenten oder durch eine mehr oder weniger anonyme Regierung, ein Kabinett dargestellt wird. Wesentlich ist nur, daß an dieser Stelle alle Fäden des Staatslebens zusammen- und von ihr auslaufen, daß sie für ihre Ziele, für die „Staatskunst", über alle „Ressorts" gebietet, so über die Finanzen, den Außendienst und — die Wehrmacht. Wenn ich vom „Feldherrn" spreche, so meine ich damit den sachkundigen Organisator, Ausbilder und Führer des Heeres im Frieden und im Krieg.

Wenden wir uns zunächst den Friedensverhältnissen zu. Der Staatsmann wird sich die Frage vorlegen, was er will und was er kann. Die Beantwortung der ersten liegt auf rein politischem Gebiet und fällt ihm allein zu. Für die Lösung der zweiten wird er neben den politischen Rücksichten die militärischen in seine Rechnung einstellen müssen. Die Schaffung und Erhaltung der Wehrmacht ist keine Frage, die allein militärischer Beurteilung und Entscheidung unterliegt. Niemand hat für die Entwicklung des preußischen Heeres mehr getan als der „Staatsmann" Bismarck, weil er dieses Heer für seine politischen Ziele gebrauchte. Seine Zusammenarbeit mit Roon kann wohl vorbildlich genannt werden. Die militärischen Organisationsfragen im großen sind politischer Natur, so die Entscheidung zwischen allgemeiner Dienstpflicht und Söldnersystem. Die Länge der Dienstzeit bei der ersteren ist meist ein Kompromiß zwischen politischen und militärischen

Wünschen. Entscheidend spricht die Finanzfrage mit und neben ihr das Außenressort, das in eigenen Rüstungen Förderung oder Schädigung der von ihm verfolgten Interessen sehen kann. Wettrüsten und Rüstungsbeschränkungen sind beide politische Fragen trotz ihrer militärischen Form. Man kann es dem Soldaten nicht verübeln, wenn er für die von ihm verantwortlich vertretenen Interessen hohe Forderungen stellt. Sie im Rahmen der allgemeinen Politik zu halten, ist Sache des Staatsmannes. Ist Deutschlands Flottenrüstung vor dem Krieg ein Grund für Englands Haltung gewesen, so fällt die Verantwortung dafür nicht dem Marineressort sondern der für die Gesamtpolitik verantwortlichen Stelle zu. Von keinem Soldaten wird man verlangen können, daß er ein begeisterter Freund der Abrüstung ist; aber er wird sich mit ihr abfinden und in sie hineinfinden, wenn die Politik es erheischt, wenn der Staatsmann ihn zwingt. Gegensätze zwischen Außenressort und Heeresvertretung sind häufig und nicht auf Deutschland beschränkt gewesen. Sie auszugleichen ist Aufgabe des Staatsmannes. Dem Wesen ihrer Aufgaben nach sind beide Ressorts auf enge, dauernde und vertrauensvolle Zusammenarbeit angewiesen. So lange der ewige Friede nicht garantiert ist, wird die Außenpolitik die militärischen Kräfte, die eigenen und die fremden, in ihre Berechnungen einstellen müssen. Noch immer hängt die Geltung eines Staates in der Welt nicht zuletzt von seinem militärischen Können ab. Mag die Politik eines Landes auch noch so friedliche Ziele verfolgen, so sollte man doch annehmen, daß es für ihren Leiter nur erwünscht sein kann, wenn er bei der Durchführung seiner Pläne als letztes Mittel auf ein starkes Heer blickt. Mit von dessen Stärke wird es abhängen, wie weit er in seinen Forderungen gehen kann, was er sich von den anderen gefallen lassen muß. Der Staatsmann richtet an den Feldherrn die Frage: was kannst du? was können die andern? Und der Feldherr stellt die Gegenfrage: was willst du? was wollen die anderen? Aus diesem Gedankenaustausch ergibt sich für den Staatsmann die Erkenntnis, wie stark er den militärischen Stein in seinem Spiel bewerten kann, für den Feldherrn der Fingerzeig, in welcher Richtung er an der Vervollständigung seiner Rüstung zu arbeiten hat. Die vornehmliche Aufgabe des Feldherrn ist die Sicherung seines Landes gegen einen feindlichen Angriff. In diesem Bestreben ist er auf die Zusammenarbeit mit den verschiedensten Zivilressorts angewiesen; Finanzen, Verkehr, Industrie, Handel, Landwirtschaft sind bei der Aufgabe beteiligt und nicht zuletzt das Auswärtige Ressort. Diese Zusammenarbeit sicher zu stellen, ist Sache des leitenden Staatsmannes. Die Frage der Sicherheit eines Landes ist in erster Linie eine politische. Aufgabe der Außenpolitik ist es zunächst, die Bedrohung nicht zur Wirklichkeit werden zu lassen, ihr durch Schiedsverträge vorzubeugen und sich für den Fall tatsächlichen Angriffs Bundesgenossen zu sichern. Wenn dann wirklich der Krieg eintritt,

muß die Diplomatie das ihrige getan haben, damit er unter möglichst günstigen Voraussetzungen geführt werden kann. — Der Feldherr hat erfahren, welche Grenze er jeweils für die meist bedrohte halten muß, wo er mit unfreundlichen, wo mit zuverlässigen Nachbarn rechnen kann, wessen Unterstützung im Kriegsfall gesichert erscheint. Ihm wird die Mitteilung, ob sich drohende Wolken am politischen Horizont zeigen und er kann seine Schlüsse ziehen, ob er seine Sicherungsmaßnahmen zu beschleunigen und zu verstärken hat oder nicht. Die Aufstellung der Pläne für den möglichen Kriegsfall ist Sache des Feldherrn; er bedarf aber für sie der grundlegenden Weisungen des Staatsmannes. Entscheidend für seine Maßnahmen ist es, zu wissen, ob es politisch zulässig oder wünschenswert ist, einem drohenden feindlichen Angriff durch den eigenen zuvorzukommen oder ob die Gesamtlage ein rein defensives Verhalten erfordert. Der Feldherr wird die Vor- und Nachteile beider Handlungsweisen darlegen und der Staatsmann entscheidet, ob sich politische oder militärische Interessen decken oder, bei Abweichungen zwischen beiden, welche ausschlaggebend sein sollen. Auch eine an sich friedfertige, nur auf Verteidigung des eigenen Landes bedachte Politik kann den ihr aufgezwungenen Krieg militärisch angriffsweise führen, wenn diese Form die sicherere und schnellere Erreichung ihres Zieles verspricht. Ob der militärisch vielleicht aussichtsreichere Angriff überwiegende politische Nachteile hat, ob es angezeigt und zulässig ist, anstatt des Feindes Kriegserklärung abzuwarten, ihm mit der eigenen zuvorzukommen, das sind Fragen, die verantwortlich der Staatsmann, nicht der Feldherr entscheidet.

Der Plan des Grafen Schlieffen für den Krieg nach zwei Fronten sah den Durchmarsch durch Belgien vor. Dieser Plan war der verantwortlichen politischen Leitung bekannt. Ließ sie ihn und die für seine Durchführung erforderlichen, weitgehenden Friedensvorbereitungen zu, so übernahm sie damit für die sich aus ihnen ergebenden politischen Folgen die Verantwortung. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß der Schlieffensche Plan, bei einer im Geist seines Schöpfers erfolgten Ausführung, die größte Wahrscheinlichkeit vor allen anderen in sich trug, den Krieg erfolgreich und vor allem schnell zu beenden. Gerade diese Aussicht auf schnelle Beendigung des Krieges mußte diesen Plan jedem an sich sympathisch machen. Die militärischen Vorteile seiner Absicht dem verantwortlichen Staatsmann klar und nachdrücklich darzulegen, war Aufgabe und Pflicht des Feldherrn. Die politischen Folgen und Gefahren zu beurteilen, war nicht seine Sache. Nehmen wir an, die politische Leitung hätte bei aller Würdigung seiner militärischen und damit letzten Endes auch politischen Vorteile doch dem Schlieffenschen Plan ihr Veto entgegengesetzt, so würde der Feldherr pflichtmäßig auf die Verminderung der Aussichten, auf schnelle und erfolgreiche Lösung seiner Aufgabe hingewiesen und — einen anderen Plan aufgestellt haben. Schlieffen, der uns lehrte: „Nicht *eine* Methode,

ein Mittel, *eine* Aushilfe, sondern *viele*", wäre auch der veränderten Lage gewachsen gewesen. Ob er zu dem Entschluß gekommen wäre, wie es von englischer Seite nachträglich uns empfohlen wird, sich mit aller Kraft zunächst auf Rußland zu werfen und unsere Westgrenze nur zu verteidigen, mag dahingestellt sein. Rußlands Verteidigungskraft und sein Ausweicheraum sind groß und die Erfahrungen von 1812 schreckten. Mit schneller Beendigung des Krieges konnte die politische Leitung keinesfalls rechnen, aber mit einem Verteidigungskrieg im eigenen westlichen Grenzgebiet. Wohl lehrt Friedrich der Große, daß man um entscheidender militärischer Vorteile willen auch eigene Landesteile zeitweise „sakrifizieren" muß; aber der Entschluß zu solcher Preisgabe eigenen Bodens fällt immer politischer und militärischer Leitung gleich schwer. Gleichviel zu welchem Entschluß man kam, ein Ausweg war immer zu finden, auch wenn das Tor Belgien geschlossen blieb. Hier kommt es nur darauf an, die Verantwortlichkeiten für den folgenschweren Kriegsplan von 1914 klarzustellen, nicht um nachträglich Kritik zu üben, sondern als Beispiel für die Grundsätze, die dem Zusammenwirken von politischer und militärischer Leitung zu Grunde liegen müssen. Die Verantwortung für den Plan selbst, für die auf ihn zu setzenden Hoffnungen, für seine Durchführbarkeit und seine militärischen Aussichten trug der Feldherr. Für die politischen Folgen der Ausführung des Planes und damit für seine Zulässigkeit im Rahmen der Gesamtpolitik war der Staatsmann verantwortlich. Die Schuld, daß der Plan nicht im Sinne seines Schöpfers zur Ausführung gekommen ist und daß er nicht zum militärischen Erfolg geführt hat, trifft allein den Feldherrn.

So ergibt sich bei den Vorbereitungen für einen möglichen Krieg die Notwendigkeit der Zusammenarbeit von Staatsmann und Feldherr und im besonderen der Ressorts des Auswärtigen und des Krieges. Je enger und vertrauensvoller dieser Meinungsaustausch ist, um so besser für das Ganze. Nur soll man weder die Diplomatie noch die Kriegskunst für eine Geheimwissenschaft halten, deren Rezepte nur dem Adepten zugänglich sein dürfen. Vielleicht hat es vor dem Krieg an dieser Zusammenarbeit bei uns gefehlt; dann wird die Schuld daran wohl auf beiden Seiten gelegen haben.

Wenden wir uns nun der Zusammenarbeit im Krieg zu. Für den Feldherrn ist es zunächst gleichgültig, ob der Staatsmann den Krieg, für dessen Ausbruch er, auch wenn er ihm aufgezwungen ist, die politische Verantwortung trägt, nur zur Verteidigung der eigenen Interessen oder um eines bestimmten Zieles willen führt. Für ihn gibt es nur die Aufgabe, die feindliche Kriegsmacht möglichst schnell und möglichst vollständig zu vernichten und damit den Gegner zum Verzicht auf seine politischen Pläne und zum Frieden zu zwingen. Bei der Durchführung dieser Aufgabe ist er vollständig selbständig. Man kann für diese Aufgabe am besten den Grundsatz anwenden, den wir einst

gern mit dem Namen „Auftragstaktik“ bezeichneten und der, im Anfang des großen Krieges vielleicht zu weitgehend ausgelegt, in seinem Verlauf leider allzusehr in Vergessenheit geraten, doch richtig bleibt. Man verstand darunter, im Gegensatz zu dem sich in Einzelheiten der Ausführung einmischenden bindenden Befehl, die Bezeichnung des zu erreichenden Ziels unter Überweisung der Mittel, aber unter voller Freiheit für die Durchführung des Auftrags. Dem lag der gesunde Gedanke zu Grunde, daß der, welcher die Verantwortung für das Gelingen trägt, sich auch den Weg zu ihm wählen muß. Wie es ein Zeichen kleinen Geistes ist, sich einer Verantwortung zu entziehen, so ist es eine Überhebung, eine Verantwortung an sich zu reißen, der man nicht gewachsen ist. —

Erringt der Feldherr den kriegentscheidenden Sieg, so bringt er ihn der politischen Staatsleitung, dem Staatsmann, als hochwillkommene Unterlage für neue Entschließungen dar. So einfach wie dieser Satz entwickelt sich das kriegerische Geschehen freilich selten. Selten ist die Folge von Königgrätz und Nikolsburg, aber vielleicht vorbildlich für den Rollenwechsel zwischen Feldherrn und Staatsmann. Meist tauchen im Lauf des Feldzugs Probleme auf, bei denen sich die politischen Interessen in die rein militärischen einmengen. Rezepte lassen sich für den Ausgleich beider nicht geben; nur Takt auf allen Seiten und Erkenntnis der Gemeinsamkeit des Ziels können hier helfen oder der Machtspruch des Staatsmannes muß entscheiden. Das Ziel eines Krieges ist sein Ende. Diesem mit allen Mitteln zuzustreben, mit militärischen und politischen, ist Aufgabe aller beteiligten Faktoren. Der Feldherr kennt kein anderes Kriegsziel als das eine, die militärische Vernichtung des Feindes. Der Staatsmann mag bei Ausbruch des Krieges seine bestimmten Ziele gehabt haben, sie mögen sich auch im Lauf des Krieges und nach seinem Verlauf ändern, verengen, erweitern. Er wird dauernd das Urteil des Feldherrn hören über die militärische Lage, ihre Aussichten und Möglichkeiten, ebenso wie ihm sein diplomatischer Berater über die Wirkung des Kriegsverlaufs auf andere Staaten berichtet und ihn die inneren Ressorts über die Leistungsfähigkeit des eigenen Landes auf dem laufenden halten. Auf Grund aller dieser Nachrichten wird sich täglich der Staatsmann die Frage vorlegen, ob schon das Ende des Krieges herannaht, ob er schon sein Ziel erreicht hat oder ob seine Erreichung in greifbarer Nähe ist, ob dieses Ziel noch weiterer Opfer wert ist, ob endlich der Feind sich zu einem Frieden bereit findet. Fällt die Entscheidung nach allen diesen Überlegungen bei dem Staatsmann für die Fortsetzung des Kampfes, so setzt der Feldherr die Durchführung seines Auftrags mit dem alten Ziel fort. Die Schwierigkeiten nehmen zu, wenn der Krieg an räumlicher Ausdehnung wächst, wenn er auf mehreren Fronten, gegen verschiedene Gegner zu führen ist. Das Urteil darüber, gegen welchen Feind die Hauptkräfte zum entscheidenden Erfolg einzusetzen sind, fällt natur-

gemäß in erster Linie dem Feldherrn zu; aber schon in diesen Entschluß mischen sich politische Erwägungen über die möglichen und wahrscheinlichen Folgen des Sieges über den einen oder den anderen Gegner. Kräfteanhäufung an einer Stelle bedingt eine Schwächung an anderer, und politische Bedenken können bei der Möglichkeit eines Rückschlags an dieser oder bei der notwendigen Preisgabe eigenen Landes mitsprechen. Verdoppelt aber sind die Schwierigkeiten, wenn der Krieg mit Bundesgenossen zu führen ist. Wie die dem Krieg vorausgehende Bündnispolitik, also der Abschluß von Bündnissen, auch von Militärbündnissen, Sache des Staatsmannes ist, so bedarf auch die Zusammenarbeit der Bundesgenossen im Krieg dauernd der politischen Mitarbeit. Wenn auch die Einheitlichkeit des militärischen Oberbefehls anzustreben, ja nach den Erfahrungen des letzten Krieges Voraussetzung für den Erfolg ist, so kann man doch nicht mit dem völligen Aufgehen der staatlichen Machtmittel des einen Staates in die des anderen rechnen. Stets bleiben Sonderinteressen bestehen, denen Rechnung zu tragen nicht Sache des Feldherrn allein sein kann. Jeder Staat wird wünschen, seine Grenzen möglichst sicher geschützt zu sehen und nur der gemeinsamen Erwägung zwischen Staatsmann und Feldherr wird es gelingen festzustellen, was aus militärschen Gründen hierfür gewährt werden kann, was aus politischen gewährt werden muß. Militärisch kann die Preisgabe eines Bundesgenossen erwünscht sein, welche die Politik nicht zuläßt. Eine Uneinigkeit zwischen diplomatischen und militärischen Ressorts, auch nur ein Nebeneinander in ihrer Tätigkeit, muß gerade im Bundeskrieg von den schädlichsten Folgen sein.

Nehmen wir an, daß sich der Krieg nun seinem Ende zuneigt. Die Anregung zum Friedensschluß kann vom Feldherrn ausgehen. Im glücklichen Falle kann er einen von ihm erfochtenen Sieg für so ausschlaggebend halten, daß er die militärische Widerstandskraft des Feindes als gebrochen ansieht. Ebenso kann er eine eigene Niederlage für so entscheidend erklären, daß ihm ein weiterer Widerstand keine Aussicht auf Erfolg zu bieten scheint. Endlich kann er das Nachlassen der Kräfte des Feindes, aber auch das der eigenen voraussehen und den Staatsmann pflichtmäßig und rechtzeitig darauf hinweisen. Jetzt hat der Staatsmann das Wort und die Verantwortung. Im ersten Fall wird er prüfen und festzustellen versuchen, ob der eigene Erfolg tatsächlich den Feind friedensbereit gemacht hat, ob er also bereit ist, den vom Staatsmann angestrebten Frieden zu schließen. Ob seine Forderungen politisch erreichbar sind oder ob ihre Höhe zu einer Verlängerung des Krieges führen müssen, das zu entscheiden ist seine Sache. Der Feldherr wird nach seinem Erfolg den Krieg fortzusetzen in der Lage sein; aber der Vorwurf der Kriegsverlängerung kann ihn nicht treffen. Gegenüber dem Eingeständnis der eigenen Niederlage steht der Staatsmann vor der Frage, ob er versuchen soll, möglichst schnell den Frieden zu

schließen, der natürlich nur unter für ihn ungünstigen Bedingungen zu haben sein wird, oder ob er trotz der Erklärung des Feldherrn in der Fortsetzung des Krieges das kleinere Übel vor dem ungünstigen Frieden sieht. Vielleicht glaubt er, hoffnungsfreudiger als der Feldherr, noch an einen Umschwung aus eigener Volkskraft, vielleicht rechnet er mit einem helfenden Eingreifen von außen. Nimmt er die Verantwortung für die Fortsetzung des Krieges auf sich, dann hat der Feldherr nur die Aufgabe, nach besten Kräften auch ohne Hoffnung auf militärischen Erfolg den Krieg weiterzuführen. In gleicher Lage ist er, wenn der Feind nach seinem Sieg ein Eingehen auf Friedensverhandlungen ablehnt. Am schwierigsten ist die Entscheidung, wenn von dem zu erwartenden Ermatten der einen oder der anderen Seite die Rede ist. Schwer ist die Verantwortung des Feldherrn, der sein maßgebendes Urteil über eine nicht sichere Zukunft abgeben soll; aber er darf nicht zögern auch mit dem schmerzlichen Zugeständnis der eigenen herannahenden Schwäche, wenn er dem Staatsmann dadurch die Möglichkeit gibt, den Friedensschluß noch rechtzeitig anzubahnen, ehe vielleicht eine Katastrophe viel ungünstigere Bedingungen aufzwingt. Für den Staatsmann ist in diesem Fall die Entscheidung nicht leichter, weil auch er mit unsicheren Faktoren rechnet. Der Anstoß zu Friedensanregungen kann auch von anderer Seite gegeben werden; es kann vom Feind ein Angebot kommen, es können außenstehende Mächte intervenieren oder mit aktiver Einmischung drohen, es kann auch der Staatsmann sein Kriegsziel für erreicht, den Feind für verhandlungsbereit ansehen. Auf politischem Gebiet entsteht also die Möglichkeit des Friedensschlusses. Entschließt sich aus solchen Gründen heraus der Staatsmann zum Eintritt in Friedensverhandlungen, so haben die militärischen Rücksichten zurückzutreten. Es mag dem Feldherrn bei bisherigem günstigen Verlauf seiner Operationen schwer fallen, auf volle, vielleicht aussichtsreiche Ausnutzung zu verzichten; er hat sich der politischen Entscheidung des Staatsmannes zu beugen. Diesem fällt die Verantwortung zu, ob der Augenblick zum Friedensschluß richtig gewählt war. Beide, Staatsmann und Feldherr, haben um den Frieden Krieg geführt.

Der Friedensschluß ist Sache des Staatsmannes, wenn auch seinen Verhandlungen die militärischen Erfolge oder Mißerfolge zugrunde liegen. Der Feldherr, vor dem Abschluß zu Rate gezogen, kann militärische Wünsche, wenn für solche Raum gegeben ist, vorbringen und sie besonders dann vertreten, wenn ihre Erfüllung eine Erhöhung der Sicherheit des Landes, also eine vermehrte Friedensgarantie mit sich bringt. Zu diesem Zweck kann er sogar bei glücklichem Ausgang des Krieges Grenzkorrekturen wünschen. Weitere Forderungen zu stellen ist nicht seine Aufgabe. Den Frieden zu gewinnen ist Sache des Staatsmannes; der Feldherr hat Ruhmes genug, wenn er den Krieg gewann.

Die neue Türkei und der Islam.

Von *Kemaleddin Sami Pascha,*
Türkischer Botschafter in Berlin.

Die 14 Millionen Türken, welche die heutige Türkei bewohnen und deren Hauptmasse sich in Anatolien befindet, entstammen eigentlich Asien, sind aber durch geschichtliche Ereignisse mehr mit Europa verbunden. Sie bilden die dritte Welle der Türken, die sich von Turkestan und der Mongolei aus nach Westen zu in Bewegung setzte. Die heutigen Bulgaren, Ungarn und Finnländer, die eigentlich der türkischen Rasse angehören und die über das Ägäische Meer sowie über die nördliche Küste des Schwarzen Meeres und über eine tiefe Schicht von Slaven nach Europa herübergekommen sind, sind hierbei nicht inbegriffen. Die erste türkische Wanderung nach Anatolien erfolgte vor dem Auftreten des Islams, und zwar über Persien nach der südlichen Küste des Schwarzen Meeres. Jedoch das dortige Griechentum von damals, dicht und überlegen, saugte die Welle in sich auf. Das Produkt dieses Vorgangs sind die Türken, die heute unter dem Namen „Las" an der nordöstlichen Küste des Schwarzen Meeres leben.

Die zweite Türkenwelle sind die Seldjukken, die, mächtiger als die vorangegangenen an Größe und Kultur, mit Erfolg die armenischen und griechischen Schichten bekämpften, die sie auf ihrem Wege vorfanden und das Reich der Seldjukken gründeten, dessen einige Jahrhunderte dauernde Herrschaft eine glückliche Periode für Anatolien bildet, wovon hervorragende Monumentalbauten noch heute Zeugnis ablegen.

Die dritte und letzte Türkenwelle erfolgte vor acht Jahrhunderten und ging über Persien und teilweise über den Kaukasus nach dem südlichen Schwarzen Meer zu und kam bis in die Umgebung von Angora. In dem Augenblick, wo sie für sich einen Halt suchte, begegnete sie zwei sich bekämpfenden Heeren. Während diese Türkenmasse, die aus 400 Seelen bestand, durch diesen Vorgang überrascht, sich abwartend verhielt, da sie nicht wußte, wer die Parteien waren, andererseits aber nicht neutral bleiben wollte, zeigte die eine der Parteien Zeichen der Niederlage. Das Haupt der 400 Türken sagte darauf-

hin: Unsere Devise bleibt die, dem Schwachen zu helfen. Sie setzten sich für die Besiegten ein, was zur Folge hatte, daß schließlich der Kampf sich zugunsten der vordem Besiegten entschied. Erst nachträglich stellte sich heraus, daß der Kampf entbrannt war zwischen dem Heere des Griechenkönigs, der über Angora herrschte und den Seldjukken; dieser letzteren Partei war also geholfen worden.

Der damalige Seldjukkenherrscher, dessen Sitz Konia war, belohnte die Türken für die unerwartete und wertvolle Hilfe, indem er ihnen das Gebiet von Domanitz, das sich zwischen der heutigen Stadt Brussa und Eskischehir ausdehnt, zuwies und ihnen gestattete, dort ihre dauernde Wohnstätte aufzuschlagen. Damals wurde Osman, der Sohn Ertogruls, als Sultan erwählt und wurde so erster Herrscher. Das Wort „Osmanli", wie fortan die Türken hießen, stammt aus dieser Zeit. Da diese Türken eigentlich dem Stamm „Kaja-Han" aus Turkestan in Zentralasien angehörten und die Bezeichnung „Osmanli" erst später für sie gefunden wurde, ist diese Bezeichnung im Jahre 1922 wieder abgeschafft worden und das türkische Volk und ihr Reich wurde wie ursprünglich wieder genannt: die Türken und das Türkische Reich.

Dieser junge Staat, der sich zunächst auf der Ebene von Domanitz und Sögüd niederließ, fing an, die kleinen benachbarten griechischen Gebiete anzugreifen und sich auszudehnen. Diese Kämpfe, die mehrere Jahrhunderte mit einigen Unterbrechungen andauerten, fanden ihren Abschluß — um dem Lauf der Ereignisse zuvorzukommen — nach dem Weltkrieg mit der Besetzung von Smyrna und endeten mit dem Sieg der Türken. Der junge Staat, der seine Grenzen bis zum Schwarzen Meer, bis zum Marmara- und Mittelmeer ausdehnte, übersiedelte zunächst nach Brussa und wählte diese Stadt als Hauptstadt. Die nächsten Kämpfe zwischen Türken und dem oströmischen Kaisertum galten dem Streit um den Besitz des Bosporus und der Dardanellen. Eine Handvoll Türken unter Führung von Suleiman Schah setzte mit Hilfe von Holzflößen über die Dardanellen und kam zum erstenmal auf europäischen Boden, um dann kurze Zeit später Adrianopel zu erobern und die Grenzen des Staates weit bis über die Balkanländer auszudehnen. So kam es, daß Adrianopel Hauptstadt und deshalb befestigt wurde. Dies war die zweite Hauptstadt der Türken. Als die Notwendigkeit der Eroberung Konstantinopels sich herausstellte, um das Türkentum in Europa zu befestigen, wurde Konstantinopel als Hauptstadt begründet und das byzantinische Reich mit dem türkischen Sultanat verschmolzen. Diese neue Macht spielte dann eine wichtige Rolle in der europäischen Geschichte.

Diese Ausdehnungs- und Entwicklungsperiode der Türken fiel zeitlich mit der Entwicklungsperiode anderer Völker zusammen; man kann wohl sagen, daß Bewegung und Kampf die Hauptfaktoren der damaligen Geschichtsperiode bildeten. Das Auf- und Abfluten der europäischen Völker füllt den Zeitraum aus.

Das Türkenvolk ist heute in seine ursprünglichen Grenzen zurückgekehrt und richtet seine Hauptsorge darauf, das Land wieder aufzubauen. Ein Volk, das Chinesen zu unmittelbaren Nachbarn hatte und die mächtigsten Völker, wie Perser, Araber, Griechen, Bulgaren, Serben, Magyaren, Russen, erfolgreich bekämpfte und seinen Siegeszug bis an die Tore Wiens fortsetzte, kam allmählich wieder in sein ursprüngliches Land zurück, um innerhalb seiner heutigen Grenzen, die es als die gegebenen betrachtet, eine Heimat zu finden, ein Vorgang, der sich auch bei anderen Völkern der Geschichte ähnlich abgespielt hat.

In dieser bewegten, acht Jahrhunderte dauernden Zeit hat das türkische Volk ein ähnliches Schicksal wie andere Völker erlebt und hat Taten begangen, die andere Völker zu begehen auch gezwungen waren; es hat seinen heutigen Nachfahren, 14 Millionen Türken, nichts hinterlassen, weswegen sie erröten müßten. Im Gegenteil: jeder Türke, der in Asien, Afrika oder Europa lebt, kann überall, wo seine Vorfahren den Fuß hingesetzt hatten und selbst dort, wo sie besiegt worden waren, in sich ein stolzes Gefühl empfinden. In den Jahrhunderten, die dem 20. vorangingen, waren die heroischen und kriegerischen Eigenschaften die hauptsächlichsten Maßstäbe für die Befähigung eines Volkes, und da hatten die Türken bewiesen, daß sie hinter den anderen nicht zurückstanden.

Als in Europa die Völker ihre Expansionsperiode abschlossen und sich auf das Gebiet innerhalb ihrer nationalen Grenzen beschränkten, um sich dem Aufbau des Landes und der Förderung der Kultur zu widmen, hatten die Türken sich noch nicht hinter ihre nationalen Grenzen zurückgezogen; sie hatten noch die letzten Schatten der Expansionsperiode zu bekämpfen. Zur Illustration dessen, was hier gemeint ist, erwähne ich die Annexion von Bosnien und Herzegowina durch Österreich und des Vilayets Rumeli durch Bulgarien, die Besitzergreifung von Tripolis durch Italien, den Balkankrieg und die Evakuierung von Mazedonien; ferner die Vorgänge im Yemen, Hedjas, Syrien, im Irak, all dies Bestandteile, die den Staat eher schwächten als stärkten und die deshalb als Hindernisse abgewälzt werden mußten. Man hat öfter die Frage an uns gerichtet: Wie hat die Türkei, die eine Bevölkerung von 35 Millionen hatte, die von drei Balkanstaaten besiegt wurde, es fertiggebracht, nach dem Mißerfolg des Weltkrieges und in einer Zeit, da so viele fremde Mächte viele Teile ihres Gebietes besetzt hielten, den mächtigsten Völkern und Heeren und dem griechischen Heer, das durch die fremden Mächte gestützt wurde, erfolgreich standzuhalten und einen Sieg davon zu tragen, wie ihn die Geschichte bisher nicht verzeichnet hatte? Unter den vielen Gründen, die ich hierfür anführte, erwähnte ich einen: Die Türkei verteidigte während der Unabhängkeitskriege (1919—1922) ihr eigenes Haus.

Die Tatsache, daß die Türkei in bezug auf Wissenschaft und Technik hinter den europäischen Ländern zurückblieb, ist hauptsächlich

auf die lange Dauer der Periode zurückzuführen, die wohl am besten durch die Bezeichnung Konzentration oder Zusammenschluß charakterisiert werden kann. Man hat jedoch immer den Grund angeführt, daß der Islam fortschrittsfeindlich sei, daß daher die Türken als Islambekenner an der modernen Zivilisation nicht teilhaben könnten.

So wie damals Europa die Expansionsbestrebungen der Türken mit Besorgnis bemerkte und eine feindliche Haltung einnahm, so hat auch heute die Furcht vor dem Islam in Europa und überhaupt innerhalb der Christenwelt dieselbe Anschauung und Gegnerschaft hervorgerufen. Diese Stimmung erreichte ihren Höhepunkt in Europa zur Zeit des Papstes Pierre Lermite, die sich zum Teil bis heute erhalten hat.

Diejenigen, die das türkische Volk im Kriege und im Frieden kennenlernten, werden bestätigen, wie unberechtigt eine solche Gegnerschaft ist, und die Islamkenner werden zugeben, wie unangebracht die Feindschaft gegen den Islam ist. Selbst der nun verstorbene Lord Curzon hatte während seiner letzten Unterhandlungen in Lausanne dem türkischen Ministerpräsidenten Ismet Pascha gegenüber behauptet, daß die Wissenschaft und Technik des Westens sich mit einer mohammedanischen Türkei nicht vereinigen lasse; also auch er hatte diese unberechtigte Auffassung und Gegnerschaft gegen den Islam. Die gleiche irrige Auffassung spricht sich in einer letzthin von Briand getanen Äußerung aus, als er einem amerikanischen Flieger gegenüber vom Kampf des Kreuzes gegen den Halbmond sprach und damit seine Haltung einer Idee gegenüber bekundete, die eine Anhängerschaft von 400 Millionen Menschen umschließt. Und diese Haltung, diese Auffassung beruht auf nichts anderem als auf der Unwissenheit von dem Wesen des Islam.

Obgleich nach dem Kriege die Notwendigkeit der Trennung von Staat und Kirche erkannt und von einsichtigen Menschen gefordert wurde, gibt es außer den Geistlichen und Missionaren auch noch Politiker, die die Religion als Instrument ihrer Ziele und Absichten verwenden wollen. Wenn in Europa von der modernen Türkei die Rede ist, spricht man oft vom Islam, und ich möchte deshalb gewisse Grundlagen der islamischen Religion hier erörtern, weniger für die Gelehrten und Politiker als für die Geistlichen und Missionare.

Die Türken waren eigentlich Buddhisten; erst später bekannten sie sich zum Islam. Dies geschah nicht durch einen Zwang, sondern infolge einer geistigen Auseinandersetzung. Nach der Philosophie des Islams und nach dem Koran ist die Religion ein Gebilde, das die Grundlagen und Prinzipien enthält, welche dazu dienen, den Menschen zu vervollkommnen. Religion ist ein wunderbares Mittel zur Höherentwicklung der Menschen, und das Ziel ist: Vollkommenheit. Seit Adams Zeiten war die Religion als Mittel zur Vervollkommnung des Menschen gegeben. Die heiligen Bücher, Thora, Bibel sowie der Koran bestätigen uns dies. Wie der Mensch von heute das letzte Glied einer Entwicklungskette ist, so ist auch die Religion ein Entwicklungsprodukt der

Grundsätze, wie die Bedürfnisse der Menschheit sie schaffen. Wie die Sintflut die physische Entwicklung der Menschheit nicht plötzlich ändern konnte, so gibt es auf der Welt kein Phänomen, das die sozialen und geistigen Bedürfnisse der Menschen ganz plötzlich und in entgegengesetzter Richtung ändern könnte. Demnach sind die Religionen Gesetze und Prinzipien, die aufeinander folgend, mit der Zeit reformiert wurden, die aber dennoch ein geschlossenes Ganzes bilden. Eine Stelle des Korans bestätigt dies, indem sie sagt: Gesetze werden den Zeiterfordernissen entsprechend reformbedürftig. Also existieren in Wirklichkeit nicht verschiedene Religionen nebeneinander, sondern es gibt Prinzipien, die den jeweiligen Zeitansprüchen angepaßt werden. Eine Parallelerscheinung sehen wir in der Entwicklung der Staatsformen. Ein Volk, das ursprünglich unter einem absolutistischen Regime lebte, nimmt später die Formen der konstitutionellen Monarchie an, um zuletzt zur Republik überzugehen. Nun gibt es bekanntlich Leute, die der Vergangenheit allzusehr anhängen und selbst in der Republik Monarchisten bleiben; aber sie können die Entwicklung der Menschheit nicht aufhalten. Der Islam ist auch kein Feind des Christentums, genau so wenig, wie das Christentum der Feind des Judentums ist, sondern dessen Fortentwicklung. Die Religion des Islam gab den Gedanken und Handlungen mehr Freiheit im Verhältnis zu den anderen Religionen; sie macht das Individuum für seine Taten verantwortlich. Sie erkennt ferner irgendeinen Vermittler zwischen Gott und Menschen nicht an, selbst Engeln und Propheten gibt sie dieses Recht nicht. Einer der charakteristischen Grundsätze des Islam offenbart sich in der Aufnahme eines neugeborenen Kindes in die Religion. Bei den anderen Religionen wird ein nur wenige Monate altes Kind getauft, während der Islam die Religion erst dann ein Kind lehren läßt, wenn es eine gewisse Reife erlangt hat und bereits eine Verantwortlichkeit begreifen kann. Hierbei wird ihm bedeutet, daß die Aufnahme in die islamische Religion von seinem Willen abhängt, und daß es selbst entscheiden soll. Der Islam hat die rituellen Kulthandlungen geschaffen, um den Menschen physisch und moralisch zu erziehen. Während bis vor 1400 Jahren der Gottesdienst nur die andächtige Form kannte, hat der Islam Haltungen und Stellungen des Körpers beim Gebet vorgeschrieben, die der modernen Körperkultur vorgreifen.

Der Islam hat mit vielen anderen Neuerungen eine liberalere Form angenommen. Leider sind heute in verschiedenen islamischen Ländern gewisse Sitten und Gebräuche noch erhalten geblieben, die weder mit dem Islam noch dem Türkentum etwas zu tun haben; hierzu gehören Fes, Schleier usw. Erst zur Zeit, als die Türken Konstantinopel eroberten, sahen sie bei den dortigen Griechen den Fes als Kopfbedeckung, und so führten sie ihn auch bei sich ein. Heute noch gibt es im Yemen und Arabien Türken, die, weil sie den Fes tragen, mit Griechen verwechselt werden. Was den Schleier betrifft, so entstammt

diese Sitte weder der alttürkischen Tradition noch dem eigentlichen Islam. Der Einführung der Sitte des Schleiertragens liegt folgende kulturgeschichtliche Begebenheit zugrunde:

Als das türkische Heer Konstantinopel besetzt hatte, veranstaltete das oströmische Reich, das damit sein Ende fand, eine große Trauer. Aus diesem Grunde waren alle orthodoxen Griechinnen in schwarze Schleier gehüllt, auch ihre Gesichter waren damit bedeckt. Dieses Zeichen der Trauer hat sich ja bis heute in ganz Europa und in der Christenwelt erhalten.

Das Türkenheer bestand aus Hunderttausenden von Männern, die jahrelang fern von ihren Familien lebten. Viele Türken heirateten Griechinnen aus Konstantinopel, die wohl die Hand der Sieger annahmen, ihre nationale Trauer aber nicht vergessen konnten, und so gingen sie mit dem Schleier zum Altar. Sultan Fatih, der Eroberer von Konstantinopel, sowie seine Krieger respektierten die Sitten der Besiegten und tasteten daher auch den Schleier nicht an. So entstanden in Stambul innerhalb von drei bis fünf Jahren einige türkische Familien, deren Frauen schwarze Schleier vor ihren Gesichtern trugen. Die späteren Türken ahmten diese Sitte nach, die sich dann weiter auf die Provinz übertrug und im ganzen Lande aufgenommen wurde (Bosnien, Belgrad, Rumänien, Kaukasus, Irak, Yemen, Ägypten, Tripolis, Algerien, Tunis, Griechenland und Albanien). Die Beamten- und Soldatenfamilien hatten sich diese Sitte zuerst angeeignet, während die Bäuerinnen bis in die letzte Zeit mit unverschleiertem Gesicht mit den Männern zusammen in der Landwirtschaft arbeiteten.

Ebenso ist die Trennung der Frauen- von den Männergemächern (Harem, Selamlik) weder in der alttürkischen Tradition noch im Islam begründet. Im Gegenteil, diese Sitte ist eigentlich auf die alten christlich-orthodoxen und katholischen Überlieferungen zurückzuführen. Weder die Frau des Propheten Mohammed noch die seiner Nachfolger (Kalifen) waren auf die Frauengemächer verwiesen. Dasselbe wäre von der Sitte zu sagen, die verbietet, daß Braut und Bräutigam sich vor der Hochzeit sehen oder sprechen. Auch dies war nicht im Islam begründet.

Das türkische Volk, von dessen Geschichte und Religion ich erzählt habe, durchlebt heute eine Wandlung, die religiöse, soziologische, wissenschaftliche und wirtschaftliche Gebiete umfaßt. Dieselbe Wandlung haben viele europäische Völker bereits durchgemacht. Wie jede Revolution hat auch die türkische viele Schwierigkeiten im Innern und Äußern überwinden müssen. Da die Revolution eben den Kampf gegen Hindernisse und Hemmungen bedeutet, haben die Führer der türkischen Revolution den Kampf aufgenommen und führen ihn auch heute noch weiter. Ich möchte auf die viel verbreitete Ansicht zu sprechen kommen, nach welcher die Türkei als asiatische und mohammedanische Macht nicht imstande wäre, die moderne Zivilisation in ihrem Lande einzuführen. Hierauf ist zu antworten:

1. Wo ist ein Volk, dessen Ursprung nicht in Asien zu suchen ist?
2. Die heutigen Türken sind mehr Europäer als Asiaten.

Die Türken haben sieben Jahrhunderte von ihrer acht Jahrhunderte dauernden Herrschaft im früheren oströmischen Reich in Europa gelebt, sie waren während dieser Zeit unmittelbare Nachbarn mächtiger europäischer Staaten, einige von ihnen standen unter ihrem starken Einfluß, und sie haben bewiesen, daß sie eher zu herrschen verstehen, als von anderen beherrscht zu werden.

Die Unabhängigkeitskriege nach dem Weltkrieg, die vier Jahre dauerten und mit einem großen Erfolg endeten, haben es vor aller Welt bewiesen; während ihre Verbündeten, die eigentlich ihre asiatischen Freunde waren und heute als europäische Staaten gelten, viel Opfer für ihre Unabhängigkeit gebracht haben, gelang es der Türkei, sich von den fremden Fesseln völlig loszulösen und einen unabhängigen Staat zu schaffen. Ich hoffe, daß das türkische Volk in Zukunft nicht mehr genötigt sein wird, so schwere Prüfungen auf sich zu nehmen, aber ich kann zuversichtlich behaupten, daß bei irgendwelchen aufgezwungenen Eventualitäten das türkische Volk die während der Unabhängigkeitskriege bewiesenen Fähigkeiten von neuem beweisen würde. Es gibt in Europa Leute, die entweder kurzsichtig sind oder ihre Türkenfeindlichkeit für politische Zwecke brauchen. Zu ihnen gehörte der frühere englische Außenminister Lord Curzon, der behauptete, daß die Türken ohne die Hilfe der Griechen und Armenier keine Fortschritte erzielen könnten, und daß der Türke nur als Soldat, Landwirt oder Beamter tüchtig sein könne, niemals aber auf dem Gebiet des Handels oder der Industrie. Als Lord Curzon dies in Lausanne Ismet Pascha gegenüber äußerte, erwiderte ihm dieser: Exzellenz, gedulden Sie sich noch ein wenig, verfolgen sie weiter die Entwicklung der Türkei, die Zeit wird Ihnen überzeugender, als ein Mensch es kann, beweisen, daß Ihre Annahme nicht richtig ist. Leider ist Lord Curzon zwei Jahre später gestorben. Die Religion der Türken gebietet ihnen, den Verstorbenen nur Gutes nachzusagen; der Volksmund sagt: sein Grab möge recht viel Erde enthalten. Indem ich Lord Curzon diesen Wunsch nachrufe, möchte ich seinen Weggenossen empfehlen, mit ihrem Urteil über die Türkei und die Türken nicht voreilig zu sein. Die andere Behauptung, die die islamische Religion als fortschrittsfeindlich darstellt, ist nur eine Verleumdung und stammt aus der Unkenntnis der Grundlagen dieser Religion. Der Islam ist vor allem die liberalste aller Religionen und diejenige, die Wandlungen und Erneuerung am meisten verträgt. Hätte sie diese Eigenschaften nicht, so hätte sie nach dem Christentum keine Existenzberechtigung und -Möglichkeit mehr gehabt. Eine Religion und eine Weltanschauung, die 400 Millionen Anhänger zählt und ein Drittel der Erdbevölkerung ihren Ideen unterwirft, kann nicht als Sophismus abgetan werden. Daß der Islam frei von Aberglauben ist und sich den Erfordernissen der Zeit anpassen ließ, beweisen

die Leichtigkeit und der Erfolg, mit denen die letzten Reformen in der Türkei durchgeführt wurden. In einem Lande, das 500 Jahre lang dem Kalifatsgedanken diente, sind die Schlacken, die die Reinheit der Religion verbargen, sowie viele mittelalterliche Gebräuche, die die Religion nur als Deckmantel trugen, beseitigt worden.

Zusammenfassend kann wohl gesagt werden, daß die Türken diese Umwandlung und Entwicklung nur durch einen dauernden Frieden sicherstellen können. Die moderne Türkei ist auch aus diesem Grunde ein Faktor des Friedens in Europa sowohl als auch in Asien. Wir Türken ersehnen daher wohl mehr als jede andere Nation den Weltfrieden, der nicht nur dem Fortschritt unseres Volkes, sondern auch dem Wohl der ganzen Welt am besten dient.

Das Deutsche Reich — ein Bundesstaat!

Von *Dr. Schmelzle,*
Bayerischer Staatsminister.

Als die Redaktion dieser Monatsschrift mich einlud, zu dem von Herrn Staatssekretär *Dr. Weismann* im letzten Heft angeschnittenen Thema der staatsrechtlichen Gestaltung des Deutschen Reiches meinerseits das Wort zu nehmen, war sie wohl von dem Gedanken an „Nord und Süd" geleitet. Ihr Bestreben nach Wahrung eines unparteiischen Standpunktes ließ es ihr wünschenswert erscheinen, auch einen Vertreter aus dem Süden das Wort zu geben, wofür ich ihr herzlich dankbar bin.

Dr. Weismanns Einstellung zu dem Problem der staatsrechtlichen Gestaltung des Reiches ist eine durchaus rationalistische; das rein Technische, das wirtschaftlich Zweckhafte ist für ihn das Entscheidende. „Daß ein staatlicher Großbetrieb genau so wie es in der Wirtschaft der Fall ist, rationeller und billiger arbeitet als ein Mittel- oder Kleinbetrieb", ist für ihn ausgemachte Tatsache. Aus ihr folgert er, daß vernünftigerweise nur der staatliche Großbetrieb das Ziel einer Verfassungsreform sein könne. Was mit den heute alles überschattenden wirtschaftlichen Gesichtspunkten in Widerspruch steht, ist ihm historische Gefühlspolitik. Weil der Gedanke des deutschen Einheitsstaates in der Richtung unserer großbetrieblichen wirtschaftlichen Entwicklung liegt, wird ihn nach Dr. Weismanns Auffassung nichts mehr aufhalten können. Die anders denken, das sind ihm die Ewig-Gestrigen, unwürdig des großen Momentes der deutschen Geschichte, in dem der deutsche Einheitsstaat wird.

Dieser rationalistischen Geschichtsauffassung gegenüber ist zunächst zu sagen: Damit, daß die Entwicklung in der Richtung des Großbetriebs verläuft, ist noch nichts dafür bewiesen, daß diese Entwicklung richtig ist und daß sie in alle Zukunft in dieser Richtung weiter gehen müßte. Weil etwas ist, ist es noch nicht ohne weiteres richtig und gut. Der Staatsmann hat die tatsächliche Entwicklung nicht bloß zu erkennen, sondern auch zu werten. Sein Werturteil ist bestimmend dafür, ob er die Entwicklung in ihrem bisherigen Verlauf zu fördern oder ob er ihr eine andere Richtung zu geben hat.

Der Präsident der Columbia-Universität Nicholas Murray *Butler* hat vor einiger Zeit ein Buch veröffentlicht „Der Aufbau des amerika-

nischen Staates", zu dem der leider so jäh dahingeschiedene deutsche Botschafter in Washington Ago Freiherr *von Maltzan* ein Vorwort geschrieben hat. Darin urteilt Butler über das föderative Verfassungsprinzip in folgender Weise:

„Bei Einhaltung des förderativen Prinzips ist es für eine bestimmte Gattung einer politischen Organisation und einer bürgerlichen Gesellschaft möglich, über ein weites Gebiet sich auszudehnen und doch genügende Biegsamkeit und Elastizität zu bewahren, um den Bedürfnissen einer Bevölkerung gerecht zu werden, die von verschiedener Abstammung ist, verschiedene wirtschaftliche Interessen besitzt und in sehr verschiedenen klimatischen Verhältnissen lebt. Das föderative Prinzip vom Obersten Gerichtshof der Vereinigten Staaten später definiert als unzerstörbare Einheit unzerstörbarer Staaten, ermöglicht es Maine und California, Montana und Alabama, Virginia und Colorado, in einem Nationalverband zusammen zu leben und dennoch das Recht zu besitzen, ihre lokalen Angelegenheiten auf ihre eigene Art zu ordnen . . . Würde der Versuch gemacht worden sein, die Regierung der Vereinigten Staaten ganz und gar zu vereinheitlichen und zu zentralisieren, so wäre die Nation schon längst in verschiedene Teile zerfallen infolge der Sprödigkeit und Unbiegsamkeit ihrer Struktur. Die politische Doktrin Amerikas schließt die Beibehaltung des föderativen Prinzips in sich. Dieses bedeutet hinwiederum die Beibehaltung der Einzelstaaten in ihrer vollen politischen Verantwortlichkeit und Autorität. Würde das föderative Prinzip in den Vereinigten Staaten zerstört oder verlassen, so müßte sogleich eine neue und ganz andere Regierungsform als in der Verfassung vorgesehen eingeführt werden. Die Möglichkeit jener Einheit, die ein reicheres politisches Leben gestattet ohne eine Gleichförmigkeit, die zu sozialem und politischem Einschlafen und Sterben führt, beruht auf der Aufrechterhaltung des föderativen Prinzips."

„Das politische System der Vereinigten Staaten von Amerika soll weder den Imperialismus, noch den Parlamentarismus, noch den Klassenstaat bringen, sondern eine Föderativrepublik mit einer Regierung von eingeschränkten und sorgfältig abgegrenzten Machtbefugnissen. Wird das Gleichgewicht gewahrt zwischen den der Bundesregierung übertragenen und den den einzelstaatlichen Regierungen verbliebenen Befugnissen, so wird auch das föderative Prinzip gewahrt werden und sein Nutzen mit der Zeit und mit der politischen Erfahrung wachsen. Übermäßige Zentralisation, die stets ein bürokratisches Kontrollsystem im Gefolge hat, wird vermieden werden ebenso wie eine übermäßige Schwächung der Zentralgewalt, die der Vorläufer von Auflösung und Trennung wäre."

Das ist das Urteil eines unabhängigen Geistes aus einem Lande, in dem die Wirtschaft und der wirtschaftliche Großbetrieb sicher nicht weniger bedeuten als in Deutschland. Und dieses Urteil sollte doch

auch in Deutschland zu denken geben. Butler stellt den *Föderalismus in Antithese zum Imperialismus, Parlamentarismus und Klassenstaat.* In Wahrheit ist es auch in Deutschland nicht der Kampf um eine bessere Einheit des deutschen Volkes oder um eine billigere Verwaltung oder um die Schaffung günstigerer Voraussetzungen zur Erfüllung der Reparationsverpflichtungen, den die deutschen Unitaristen führen. Die deutsche Einheit ist im freiwilligen Zusammenschluß der deutschen Stämme viel besser gewährleistet als unter einem einheitlichen staatspolitischen Reglement. *Der gesamte Apparat aller Einzelstaatsregierungen und einzelstaatlichen Parlamente von den 60 Ministern und 2100 Abgeordneten bis zur letzten Hilfskraft herunter kostet in Deutschland noch nicht 0,5 Prozent des gesamten öffentlichen Aufwandes und könnte auch im Einzelstaat nicht eingespart werden,* da anstelle dieser Organisation eine neue Organisation geschaffen werden müßte, von der es fragwürdig ist, ob sie überhaupt eine Ersparnis brächte. Die Reparationsverpflichtungen sind seither im Bundesstaat Deutschland pünktlich erfüllt worden und ihre weitere Erfüllung hängt in keiner Weise davon ab, ob die staatsrechtliche Struktur des Deutschen Reiches auf dem föderativen oder unitaristischen System beruht.

Es ist *vielmehr der Kampf um die politische Macht,* den die Unitaristen aller Lager führen, ob sie nun im völkischen oder sozialistischen Fahrwasser segeln. Das föderalistische System ist dem Streben der politischen Parteien nach Beherrschung des Reiches abträglich. Für die politischen Parteien bildet das föderalistische System ein *Hindernis gegen die Aufrichtung ihrer alleinigen politischen Macht.* Je mehr eine Partei auf dieses machtpolitische Ziel eingestellt ist, desto unitarischer ist sie. Nicht mit Unrecht hat in den letzten Tagen ein angesehener bayerischer Politiker in einer öffentlichen Versammlung den Zentralismus als das Sprungbrett für den Bolschewismus bezeichnet. Wenn demgegenüber der Föderalismus für die Erhaltung des Systems des politischen Gleichgewichts der Kräfte eintritt, so ist das keineswegs nur historische Gefühlspolitik oder die Festhaltung am Ewig-Gestrigen, sondern zeitgemäße Realpolitik, die ihre Kräfte aus der Logik und den Bedürfnissen der Jetztzeit und der gebotenen Wertung der Entwicklung schöpft.

Der Föderalismus verkennt dabei nicht, daß, wie die Menschen und Völker, so auch die Staaten und ihre Form der Entwicklung unterstellt sind. Er unterscheidet sich aber von der Auffassung der Unitaristen grundsätzlich dadurch, daß er nur eine *organische,* auf dem Boden des Rechtes wachsende, nicht aber eine *mechanische* Entwicklung anerkennt.

Und in einem anderen noch unterscheidet sich der Föderalismus seinem Wesen nach von dem Unitarismus, nämlich in der Rangordnung, die er den Werten der Menschheit zuweist. Weismann hat die heutige Zeit richtig dahin gekennzeichnet, daß „wirtschaftliche Gesichtspunkte

alles überschatten". Er hat damit die Gedankenwelt umschrieben, der er seine Gründe für seine Einstellung zu dem Problem des staatlichen Aufbaues Deutschlands entnommen hat. In weiten Kreisen, nicht bloß Deutschlands, hat die Vorstellung von der *Suprematie oder gar der Alleinherrschaft der Wirtschaft* von den Geistern Besitz genommen. Man überschätzt die Materie und unterschätzt das Geistige, die Seele. Im Dienste der wirtschaftlich-rationalistischen Denkungsweise sucht man alle Werte von ihrer organischen Verbundenheit mit Geschichte, Recht, Volkstum und selbst mit der menschlichen Natur zu lösen. Man untersucht sie auf ihre *Rentierlichkeit* und sucht sie danach zu rangieren. Aus dieser wirtschaftlich-rationalistischen Denkungsweise heraus hat die Propaganda für den „dezentralisierten Einheitsstaat" in Deutschland ihren Ausgang genommen. Mit den Mitteln dieser Denkungsweise glaubt sie das Problem einer Lösung zuführen zu können.

Es wird behauptet, der Einheitsstaat sei billiger als der Bundesstaat. In der Beweisführung für diese These werden aber oft nicht nur die Gesetze des logischen Denkens, sondern auch die Elemente der Rechenkunst verletzt. Man addiert Größen, ohne sie vorher auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen, und man vergleicht Einrichtungen, denen die Vergleichbarkeit fehlt. Die Fragestellung: Ist der Einheitsstaat billiger oder der Bundesstaat? ist überhaupt irreführend. Es kann in einem Falle der Einheitsstaat teurer sein als der Bundesstaat, und in einem anderen Falle kann das Gegenteil zutreffen. Nicht die *Form* des Staates ist das Entscheidende, sondern die Summe der *Aufgaben,* deren Erfüllung sich der Staat zum Ziele gesetzt hat und der Umfang des persönlichen und sächlichen *Apparates,* dessen sich der Staat zur Erfüllung dieser Aufgaben bedient. Es wird schwer zu beweisen sein, daß dieser Apparat im Bundesstaat *notwendigerweise* größer sein muß als im Einheitsstaat. Jedenfalls hat Dr. Weismann durch seine Gegenüberstellung des neuerlichen Besoldungsmehraufwandes von Preußen einerseits und von einigen mittleren Staaten anderseits diesen Beweis nicht erbracht. Seine Schlußfolgerung: „Es ergibt sich also an der Hand der Ziffern der jetzigen Besoldungsreform ohne weiteres, daß die kleineren und mittleren Länder im Verhältnis zu einem großen Staat unverhältnismäßig teuer wirtschaften" ist irrig, weil die verglichenen Zahlen nicht vergleichbar sind. In den 193 Millionen für Preußen sind nicht enthalten die Mehrkosten für die Angestellten, Geistlichen und Arbeiter, nicht die *vollen* Kosten des Besoldungsmehrbedarfes für die Volksschullehrer und Mittelschullehrer, während alle diese Kosten in dem für Bayern angesetzten Betrag von 58 Millionen enthalten sind. In Bayern sind nämlich die Volksschullehrer alle und die Mittelschullehrer zum großen Teil *Staats*beamte, in Preußen dagegen ist dies nicht der Fall. Zieht man folgerichtig die letztgenannten Beträge von dem für Bayern angesetzten Betrag von 58 Millionen Reichsmark ab, so verbleibt für Bayern ein Besoldungs-

mehraufwand von 27 Millionen Reichsmark. Nur dieser Betrag läßt sich mit dem Mehraufwand Preußens für seine *Staats*beamten vergleichen. Diesen Mehraufwand Preußens möge Herr Weismann errechnen und dann erst den Vergleich ziehen. Er wird dann vermutlich zu einem anderen Ergebnis kommen.

Und mit den weiteren Vergleichen, auf die Dr. Weismann seine These von dem billigeren Einheitsstaat zu stützen versucht, verhält es sich nicht anders. Er hat auf die Verhältnisse in der *Rheinprovinz* hingewiesen, die ungefähr eine gleich große Einwohnerzahl umschließt wie Bayern und den staatlichen Verwaltungsapparat der Rheinprovinz mit jenem in Bayern verglichen. Abgesehen davon, daß die Rheinprovinz eine ganz andere wirtschaftliche Struktur aufweist als Bayern, daß die Bevölkerung der Rheinprovinz überwiegend in den Städten lebt, während der Großteil der bayerischen Bevölkerung das flache Land besiedelt, daß infolgedessen die *städtische Selbstverwaltung im Rheinland in viel weitergehendem Maße* ausgebaut ist und damit den Staat entlastet als in Bayern, daß *das bayerische Staatsgebiet dreimal so groß ist* wie das Gebiet der Rheinprovinz, ist es nicht angängig zu sagen, die Rheinprovinz habe nur 2, Bayern dagegen 5 Oberlandesgerichte, und daraus den Schluß zu ziehen, die oberlandesgerichtliche Organisation in Bayern sei teurer. Die beiden Oberlandesgerichte der Rheinprovinz Köln und Düsseldorf sind mit 98, die gesamten 5 bayerischen Oberlandesgerichte mit 103 höheren Justizbeamten besetzt. Der gesamte Aufwand Preußens für seine 13 Oberlandesgerichte (einschließlich Kammergericht) beträgt nach dem Voranschlag von 1926 rund 11,7 Millionen Reichsmark, der gesamte Aufwand Bayerns für seine 5 Oberlandesgerichte (einschließlich Oberstes Landesgericht) rund 1,8 Millionen Reichsmark, also gemessen an der Bevölkerungszahl verhältnismäßig *weit weniger* als in Preußen. Ebensowenig ist es angängig, den Aufwand für den staatlichen Apparat der inneren Verwaltung nach der Zahl der Verwaltungs*bezirke* und Verwaltungs*behörden* berechnen zu wollen. Preußen gibt nach dem Haushaltsplan für 1926 für insgesamt 88 000 Beamte der inneren Verwaltung rund 256 Millionen Reichsmark aus, Bayern dagegen nach seinem Etat für 1926 für rund 18 000 Beamte der gleichen Verwaltungszweige 51 Millionen Reichsmark. In beiden Fällen ist der reine Besoldungsaufwand zugrundegelegt. Diese Zahlen stehen fast genau im gleichen Verhältnis zueinander wie die Bevölkerungszahl der beiden Länder. Auch hier darf wiederum nicht außer acht gelassen werden, daß in Bayern etwa 28 Prozent, in Preußen dagegen etwa 41 Prozent der gesamten Staatsbevölkerung in Städten über 20 000 Einwohner wohnen, daß also in Preußen die städtische Selbstverwaltung im Vergleiche zu Bayern viel ausgedehnter ist.

Was aber endlich Dr. Weismanns Analogieschluß vom wirtschaftlichen Großbetrieb auf den staatlichen Großbetrieb anlangt, so genügt es, darauf hinzuweisen, daß es schon in der Wirtschaft durchaus nicht

zutrifft, daß der Großbetrieb als solcher an Billigkeit jedesmal dem Klein- oder Mittelbetrieb überlegen wäre. Und weiter: Auch beim wirtschaftlichen Großbetrieb gibt es ein Optimum, bei dessen Überschreitung die zunehmende Größe keine Verbesserung hinsichtlich des Kostenelementes mehr bedeutet. Aber ganz abgesehen davon, eine staatliche Hoheitsverwaltung ist nun einmal kein Fabrikbetrieb und läßt sich auch nicht nach den für einen Fabrikbetrieb gültigen Grundsätzen einrichten.

Das gegebene Mittel, um zum Einheitsstaat zu gelangen, sieht Dr. Weismann in der finanziellen Aushöhlung der Länder — nicht allerdings in der absichtlich mit Überlegung herbeigeführten, aber in der zwangsläufigen, wie sie durch den verlorenen Krieg und durch den auf Deutschland lastenden finanziellen Druck nach seiner Ansicht bedingt ist. Ich habe bereits oben bemerkt, daß die Reparationsverpflichtungen des Reichs im Einheitsstaat um nichts besser gesichert sind als im Föderativstaat. Von einer zwangsläufigen, durch diese außenpolitischen Verpflichtungen bedingten finanziellen Aushöhlung der Länder im Sinne Dr. Weismanns zu sprechen, entbehrt daher der inneren Begründung. Hier ist der Wunsch der Vater des Gedankens. Dagegen stimme ich Herrn Dr. Weismann in der Auffassung zu, daß der Weg der Dotationen des Reichs an die Länder und Gemeinden auf die Dauer unmöglich ist, um die Länder zu erhalten. Wenn er aber meint, um aus der heutigen unhaltbaren Situation herauszukommen, müsse das Reich grundsätzlich den Standpunkt einnehmen, daß ein Land, das glaubt, auf die Erhaltung seiner sogen. Staatspersönlichkeit entscheidenden Wert legen zu müssen, die oberste Verpflichtung habe, diese Staatspersönlichkeit restlos auch selbst zu zahlen, so entbehrt dieser Rat an das Reich insoweit der Gerechtigkeit, als er nicht dahin ergänzt wird, daß einem solchen Lande seine Finanzquellen im notwendigen Umfang wieder zurückgegeben werden müssen. Denn es ist doch der reine Hohn, einem Lande erst alles wegzunehmen, womit es seine Staatspersönlichkeit früher finanzierte, und ihm dann zu sagen: Du kannst als Staatspersönlichkeit fortleben, aber finanzieren mußt Du sie selbst. Eine solche Einstellung kann nicht ernst genommen werden. Und darum ist auch Dr. Weismanns Angriff auf den § 35 des Finanzausgleichsgesetzes, der auf dieser Einstellung basiert, absolut unbegründet. Wer den § 35 beseitigt wissen will, der muß dafür eintreten, daß die Einkommen- und Körperschaftssteuer den Ländern, die auf die Erhaltung ihrer Staatspersönlichkeit Wert legen, zurückgegeben werden. Und wenn Dr. Weismann es als ein so großes Unrecht empfindet, daß von dem Einkommensteueraufkommen der einkommensteuerstarken Länder auf dem Wege des § 35 einkommensteuerschwachen Ländern etwas zugutekommen könnte — ist es dann nicht ein ebenso großes Unrecht, daß durch die Wegnahme der Biersteuer und die Art der Entschädigung, die den ehemaligen Reservatländern dafür zuteil wurde, diese Länder zugunsten des Reiches in

einer Weise vorausbelastet sind, die indirekt für die anderen Länder eine Entlastung bedeutet?

Die Gründe, welche die Unitaristen aus dem Gebiete finanzieller und wirtschaftlicher Erwägungen zugunsten des Einheitsstaates herleiten, sind nicht stichhaltig. Die Hoffnung, daß die Umwandlung Deutschlands aus einem Bundesstaat in einen Einheitsstaat für sich allein schon zu einer „Senkung der drückenden Steuerlast" führen würde, würde nur zu Enttäuschungen führen. Ersparnismaßnahmen im öffentlichen Haushalt des Reiches, der Länder und Gemeinden sind gewiß erforderlich, aber durch eine staatsrechtliche Neugestaltung des Deutschen Reiches lassen sich die notwendigen Ersparnisse nicht erzielen. Daß der *Zentralismus* im Staatsbetrieb wesentlich teurer zu stehen käme, wird auch von den Unitaristen nicht bestritten. Deshalb treten sie übereinstimmend für den *„dezentralisierten"* Einheitsstaat, für „weitgehende Selbstverwaltung" ein. Wie aber dieser dezentralisierte Einheitsstaat aussehen würde, in welcher Weise die Aufgaben zwischen Zentralgewalt und nachgeordneten Behörden und Körperschaften *im einzelnen* verteilt werden sollen, darüber haben sich die Unitaristen bisher nicht geäußert. Der frühere Führer des schwäbischen Freisinns und ehemalige Reichsvizekanzler *Payer* hat vor kurzem auf diese wesentliche Lücke hingewiesen und den dezentralisierten Einheitsstaat in warnender Besorgnis mit der „Katze im Sack" verglichen. Die Träger der Dezentralisation wären auf Gnade und Ungnade der Zentralgewalt ausgeliefert, die allein das Maß der Dezentralisation zu bestimmen hätte. Die Erfahrungen, wie in der Vergangenheit Verfassungsgesetze, Versprechungen und Vereinbarungen über die Wahrung der Rechte der deutschen Einzelstaaten beachtet wurden, sind nicht gerade dazu angetan, besonderes Vertrauen in die Verheißungen auf „Dezentralisation" und „Selbstverwaltung" im Einheitsstaat zu setzen.

Die verfassungspolitische Entwicklung der letzten sieben Jahre war dadurch gekennzeichnet, daß das Reich in zunehmendem Maße ohne Rücksicht auf die in der Verfassung gezogenen Zuständigkeitsgrenzen in die Aufgabengebiete der Länder eindrang. Es war der frühere Reichsminister *Dr. Koch,* der diesem Entwicklungsprozeß zuerst das Wort geredet und ihm den Namen „Aushöhlung" gegeben hat. In diesem Entwicklungsprozeß liegt die wahre Ursache aller der Meinungsverschiedenheiten, die sich zwischen der Reichsregierung und den Regierungen der deutschen Länder ergeben haben, hier ist der Grund zu suchen für das „Nebeneinander- und Gegeneinanderregieren", für die Störungen des verfassungspolitischen Gleichgewichts. Die deutschen Länder haben nichts anderes verlangt, als die Beachtung der in der Verfassung gezogenen Zuständigkeitsgrenzen. Nicht die Länder waren es, die in diesem Entwicklungsprozesse die Grenzsteine der Verfassung verrückten. Von der heutigen Zeit mit ihrer wirtschaftlich-

rationalistischen Denkweise wird leider das öffentliche Recht zu gering geachtet. Mit Sorge fragt man sich heute, wohin der Staat treiben muß, dessen verfassungspolitische Entwicklung sich mehr und mehr emanzipiert von den Grundsätzen des Rechtes. Zu einem Teil hängt damit auch unser noch unausgebildetes, unvollkommenes System des deutschen Parlamentarismus zusammen. Warum besteht in den anderen Bundesstaaten, wo die Einzelstaaten noch viel weitergehende Machtvollkommenheiten haben als in Deutschland, nicht die Klage über die „Vielregiererei"? Nur wenn in der weiteren politischen Entwicklung unseres Verfassungslebens wieder dem Prinzip des Rechtes die ihm im Leben des Volkes gebührende Stellung eingeräumt wird, nur dann, dann aber ohne weiteres, wird es mit dem „Nebeneinander-, Gegeneinander- und Durcheinanderregieren" ein Ende haben.

„Das deutsche Volk muß vor seinem eigenen Willen zur staatlichen Form, dem Willen, der durch die Beschlüsse seiner konstituierenden Nationalversammlung Gestalt gewonnen hat, soviel Achtung haben, daß es an ihm nicht leichtsinnig durch seine Vertreter rütteln läßt. Nur ein Volk, das seinen eigenen Willen achtet, kann erwarten, daß dieser Wille auch von anderen Völkern geachtet wird." — So schrieb der oberste Richter Deutschlands in seinem Vorwort zu dem Werke James Becks über die amerikanische Verfassung.

Es ist kein Zufall, daß auch Staatssekretär Dr. Weismann, wie das die meisten Unitaristen tun, seine Betrachtung mit einer Auseinandersetzung über die *Gefahr des Wiederauflebens der Mainlinie* schließt. Als der Republikanische Reichsbund vor gut einem Jahre auf seiner Führertagung zum erstenmal unverhüllt für den Einheitsstaat eintrat, da erhob ein demokratischer Politiker in der „A. Z. am Abend", dem demokratischen Parteiorgan in München, seine warnende Stimme mit dem Hinweis, daß die Forcierung des Einheitsstaates die Mainlinie wieder aufreißen würde, vielleicht noch tiefer als vor dem Jahre 1870. Wer würde das wünschen? Wir Anhänger des bundesstaatlichen Gedankens hängen mit jeder Faser unseres Herzens an dem Reich, wie es unsere Väter geschaffen haben und wollen die Einheit Deutschlands für alle Zukunft über die Fluten des fränkischen Stromes hinweg gewahrt sehen. Wir wollen die Mainlinie nicht nur politisch, sondern auch geistig überwinden. Wir sehen aber das Mittel zu ihrer Überwindung nicht in dem Zwange, den eine Vereinheitlichung Deutschlands in sich schließen würde, sondern in der freiwilligen Einheit, gegründet im Bundesstaat auf das Recht und die gegenseitige Treue.

Das Tangerproblem und Italien.

Von Graf *Manfredi Gravina.*

Der Besuch einer italienischen Marinedivision unter dem Kommando des Kapitäns Prinzen von Udine, des ältesten Sohnes des Herzogs von Genua in Tanger am Vorabend der französisch-spanischen Verhandlungen über ein Abkommen zur definitiven Regelung dieses Gebietes hat viele Kommentare in der europäischen Presse hervorgerufen, ähnlich wie im Jahre 1923, als ein italienischer Torpedobootzerstörer mit zwölf Carabinieris, die als Wache für unseren diplomatischen Vertreter bestimmt waren, in Tanger landete. Aber diesmal hatten die Kommentare einen größeren Widerhall, da der Senatspräsident Tittoni das Wort ergriff und der offiziellen italienischen Agentur Stefani wichtige Erklärungen gab, die sich auf die letzten italienisch-französischen Verhandlungen über Marokko bezogen, die er in seiner Eigenschaft als italienischer Botschafter in Paris im Jahre 1916 mit Briand, dem damaligen französischen Außenminister, führte. „Die Abkommen, die man damals traf," erklärte Senator Tittoni, „und auf die sich heute die französische Presse irrigerweise bezieht, hatten mit Tanger nichts zu tun. In dem vorhergehenden italienisch-französischen Abkommen von 1912, dessen Ergänzung das Abkommen von 1916 bildet, haben sich Frankreich und Italien verpflichtet, sich den Vorkehrungen nicht zu widersetzen, die Frankreich in Marokko und Italien in Lybien zu treffen für richtig halten würden, — *‚jugeront opportun de dicter la France au Marocco et l'Italie en Lybie'.*" Nun handelt es sich zwischen Frankreich, England und Spanien im Jahre 1923 nicht um Vorkehrungen, die Frankreich „diktiert" hat, sondern um Vorkehrungen, die die drei Mächte getroffen haben und denen andere Mächte zustimmen sollten. Die italienisch-französischen Abkommen von 1912 und 1916 bezogen sich ausschließlich auf die französische Zone des Scheriffenreiches (zone française de l'Empire Chériffien), zu der jedoch Tanger nicht gehörte und nicht gehört. Ebenso ausschlaggebend waren die Noten, die zwischen mir und Minister Briand anläßlich des Abkommens gewechselt wurden. In diesen Noten erklärt die französische Regierung, daß sich trotz des Kriegszustandes an dem Rechtszustand, der sich aus dem Anschluß Italiens an die französisch-

deutsche Konvention vom 4. November 1911 ergab, nichts geändert habe, („malgré l'état de guerre rien n'est présentement changé à l'état des droits resultant de l'adhesion de l'Italie à la convention franco-allemande du 4 novembre 1911"). Diese Konvention schließt Tanger aus der marokkanischen Zone, in der die Rechte Frankreichs anerkannt wurden, aus. Ich glaube nun, klar bewiesen zu haben, daß die Rechte Italiens unangetastet sind, und daß die Abkommen, die Italien in den Jahren 1912 und 1916 unterzeichnet hat, diese Rechte nicht schwächen, sondern sie im Gegenteil verstärken."

Das Tangerproblem ist selbstverständlich eine Frage der Meerenge von Gibraltar und daher ein Problem des Zugangs zum Mittelmeer, und wenn dies England mit Rücksicht auf seine Verbindungen mit Indien interessiert und es die Aufmerksamkeit der fernen Vereinigten Staaten darauf lenkt, so muß es von um so größerem Interesse für Italien sein, das vom Mittelmeer als dem einzigen Meere zu seiner Versorgung mit den wichtigsten Lebensmitteln abhängt. Von wem und auf welche Weise die Herrschaft über einen solchen Zugang ausgeübt wird, ist eine Frage von größter Bedeutung, und daraus erklärt sich auch die konsequente Haltung der italienischen Regierung, zu deren Erklärung ich noch eine kurze historische Erinnerung hinzufügen möchte.

Als im Jahre 1492 mit der Eroberung von Granada die Herrschaft der Mauren in Spanien ihr Ende fand, haben die Spanier, um sich gegen jede künftige Bedrohung zu sichern, es für nötig gehalten, einige Punkte der afrikanischen Küste an der Meerenge von Gibraltar zu besetzen, um sie zu befestigen. Dies war der Ursprung der spanischen Herrschaft über einen Teil von Marokko und gerade in dem Gebiet des Riffs (Melilla, Ceuta, Albucemas, Penon de Velez usw.). Auch Tanger ist daraufhin von den Spaniern besetzt worden und verblieb unter ihrer Herrschaft ungefähr hundert Jahre lang, bis es im Jahre 1656 an Portugal und sechs Jahre später an England als Mitgift Katharinas von Braganz, der Gattin Karls II., kam. Sowohl die „presidios" (so wurden die von den Spaniern besetzten Küstenpunkte genannt), wie auch Tanger waren die Zielscheibe unaufhörlicher Angriffe von seiten der Marokkaner, und England, das damals noch nicht das gleiche Interesse, sich an der ungastlichen marokkanischen Küste festzusetzen, hatte wie Spanien, hat nach der langen und schweren Belagerung, die es mit Erfolg durchgehalten hat, im Jahre 1684 freiwillig auf die Stadt verzichtet.

Im 17. Jahrhundert war Marokko unter der Herrschaft kluger und starker Sultane, die es verstanden haben, die westliche islamische Zivilisation sowohl gegen die wachsende Macht der europäischen Staaten wie auch gegen den Vormarsch der Türken durch Tripolis, Tunesien und Algerien zu verteidigen. Unter ihren Nachfolgern im nächsten Jahrhundert begann der schnelle Niedergang des Sultanats, das nicht in der Lage war, das Räubertum im Innern des Landes und die Piraten an der

Küste im Zaum zu halten. Dieses Piratentum gab Anlaß zu den immer heftigeren Protesten der Staaten, die ein Interesse an der Sicherheit der Schiffahrt im westlichen Mittelmeer hatten und lieferte ihnen den Vorwand zum Eingreifen.

Im Jahre 1830 nahm Frankreich Algerien ein, und da der Sultan den Widerstand gegen die Franzosen heimlich unterstützt hatte, wurde der Krieg auch auf Marokko ausgedehnt. Nach der Niederlage der Mauren schritt man zu einer Regelung der Grenzen zwischen Algerien und Marokko. Die Franzosen wollten schon damals ihre Okkupation nach dem Westen ausdehnen. Aber die britische Regierung, die es vermeiden wollte, daß sie zu nahe an die Meerenge von Gibraltar heranrückten, gab zu verstehen, daß sie einen weiteren französischen Vormarsch nicht dulden würde, und Frankreich mußte nachgeben.

Das Vorgehen Frankreichs rief auch eine größere Aktivität der Spanier hervor, und es kam aus belanglosen Gründen im Jahre 1859 zu einem Krieg zwischen Spanien und Marokko. Die Mauren wurden zur Zahlung einer großen Entschädigung, zu einer Erweiterung des Gebietes der presidios und zur Einwilligung in die Einnahme von Tetuan gezwungen. Aber als die Spanier die Absicht zeigten, Tanger zu besetzen, hat England von neuem sein Veto eingelegt und den spanischen Vormarsch verhindert.

Der immer schärfer werdende Konflikt der französischen und spanischen Ansichten, die Haltung Englands, das Interesse, das auch die anderen Mächte dieser Frage entgegenbrachten, die letzten Endes den freien Zugang zum Mittelmeer bedeutete, führten zu der Einberufung einer internationalen Konferenz, die im Jahre 1880 in Madrid unter der Beteiligung von dreißig Staaten, mit Einschluß von Marokko, stattfand. Dort wurde die Ausübung des Kapitulationsrechtes seitens der europäischen Mächte und der Schutz der marokkanischen Untertanen geregelt. Dort wurde auch die Anerkennung der marokkanischen Souveränität nochmals bestätigt und festgesetzt, daß keine Änderung der Konvention von Madrid ohne vorhergehende Zustimmung der Signatarmächte vorgenommen werden könne.

Spanien und Frankreich hatten und haben offensichtlich ein größeres Interesse an Marokko als die anderen Staaten, und trotz der Bindung durch die Madrider Konvention haben beide Mächte alle Möglichkeiten ausgenutzt, um ihre Interessen zu fördern. Die geheimen Verhandlungen, die seit langem zwischen Spanien und Frankreich gesondert geführt wurden, gipfelten in einem greifbaren Abkommen vom Jahre 1900, das die beiderseitigen Einflußzonen abgrenzte. Vergeblich appellierte der Sultan an England, das gerade damals einen neuen politischen Weg einschlug, der auf eine Entente mit Frankreich abzielte. Der erste wichtige Beweis dieser neuen Orientierung war das englisch-französische Abkommen vom 8. April 1904, in dem Frankreich England in Aegypten freie Hand ließ und dagegen die Anerkennung seines be-

sonderen Rechts der Überwachung der Zustände in Marokko und der Beteiligung an den administrativen, ökonomischen, finanziellen und militärischen Reformen, die das Sultanat von Marokko als notwendig erachten würde, eintauschte. Trotzdem blieb das Prinzip der offenen Tür in den kommerziellen Beziehungen bestätigt und die Durchfahrt der Meerenge dadurch gesichert, daß der Bau von Befestigungen zwischen Melilla und Tanger und von dort bis zur Mündung des Sebou verboten wurde. Tanger sollte seine besondere Stellung behalten, die von der Anwesenheit des fremden diplomatischen Korps und seinen munizipalen und sanitären Institutionen abhing. Das englisch-französische Abkommen, das der Form nach die marokkanische Unabhängigkeit zu bestätigen schien, hatte trotzdem einige Geheimklauseln, die Frankreich das Recht gewährten, im gegebenen Augenblick sein Protektorat über Marokko zu erklären, mit Ausnahme jedoch des Gebietes von Tanger und unter Berücksichtigung der Rechte Spaniens, die sich aus dem darauf folgenden französisch-spanischen Abkommen vom Oktober 1905 ergaben.

In diesem Augenblick griff das Deutsche Reich durch die Landung des Kaisers in Tanger am 31. März 1905 und seine Reden zur Verteidigung der marokkanischen Unabhängigkeit ein, in denen er den Sultan ermutigte, sich gegen die „Tunisierung" seines Scheriffats zu wehren. Die deutschen Dokumente, die inzwischen veröffentlicht wurden, liefern eine ausreichende Bestätigung der juristischen Basis des deutschen Eingreifens, das von maßgebender Seite durch den Fürsten Bülow in seinem Buch „Deutsche Politik" gerechtfertigt wurde und das sich auf die Bestimmung stützte, daß keinerlei Veränderung der marokkanischen Situation ohne vorherige Zustimmung der Signatarmächte der Madrider Konvention eintreten könne. Der Lauf der Ereignisse ist bekannt: der sich aus dem energischen deutschen Vorgehen ergebende Rückzug Frankreichs, die Demission Delcassés, die Einberufung der Konferenz von Algeciras, an der dieselben Staaten teilnahmen, die die Konvention von Madrid unterzeichnet hatten. In Algeciras[1]) im April 1906 wurde das Verhalten Spaniens und Frank-

[1]) Über die Haltung Italiens in Algeciras sei hier auf die maßgebenden Äußerungen des damaligen Reichskanzlers, des Fürsten v. Bülow (*Deutsche Politik*, Verlag Hobbing, Berlin, 1917, S. 69—70), einzig und allein hingewiesen: „Wir neigten dazu, unser Verhältnis zu Italien, das, entgegen der landläufigen Ansicht über den Charakter beider Völker bei uns mehr mit Gefühl, in Italien mehr mit dem Verstande genommen wurde, bisweilen zu ungünstig zu beurteilen, bisweilen etwas überschwänglich aufzufassen. Italien hatte weder in Algeciras, noch mit seiner Tripolisexpedition, noch kurz vorher, bei der Entrevue bei Racconigi, sich von uns trennen wollen. In Algeciras stimmten die italienischen Vertreter in einigen mehr nebensächlichen Fragen mit den Westmächten und gegen uns. Diese Abstimmungen wurden von der französischen Presse mit Geschick aufgegriffen und ausposaunt als Schwenkung Italiens vom Dreibund zu Frankreich. In anderen und wichtigeren Fragen hat Italien in Algeciras unseren Standpunkt unterstützt und gefördert. Das hat unser Vertreter in Algeciras, Herr v. Radowitz, immer anerkannt und sich wiederholt gegen die Angriffe gewandt, die gegen die Stellungnahme Italiens auf der Konferenz gerichtet wurden. Ich kam seinem Wunsche

reichs in Marokko in gewisser Weise einer internationalen Kontrolle unterworfen, und diese Kontrolle de facto dem in Tanger residierenden diplomatischen Korps anvertraut.

Aber das Abkommen von Algeciras, obwohl es zu der formellen Bestätigung der marokkanischen Unabhängigkeit geführt hat, ließ sich praktisch nicht verwirklichen. Das wurde aus den späteren Ereignissen ersichtlich. Auf die Niedermetzelung der Europäer in Casablanca folgte die französische militärische Intervention und die Besetzung eines langen Küstenstreifens am Ozean; dann die Empörung des Mulaj-Hafid gegen seinen Bruder, den legitimen Sultan Abd-el Aziz. Unter dem Sultanat von Mulaj-Hafid brach die innere Anarchie aus, und als dieser sich im Jahre 1911 um Hilfe an Frankreich wandte, wurde er von seinen rebellischen Untertanen in der Hauptstadt belagert. Frankreich schickte eine Expedition, die Fes einnahm. Spanien rückte aus dem Riff vor und besetzte einige marokkanische Städte, wie Larasch, Alcasar, Arsila. Das Ende der marokkanischen Unabhängigkeit schien gekommen, und man faßte schon die Möglichkeit einer Aufteilung des Sultanats ins Auge, als Deutschland von neuem eingriff, und diesmal mit dem berühmten Panthersprung nach Agadir. Aus den deutschen Akten ist ersichtlich, daß auch dieses Eingreifen durch die Verträge vollkommen gerechtfertigt war. Aber inzwischen hatte die englisch-französische Entente große Fortschritte gemacht, und England gab in Berlin zu verstehen, daß es eine Festsetzung Deutschlands auf der marokkanischen Küste nicht dulden würde. (Die drohende Rede von Lloyd George, die Erklärungen Greys im britischen Parlament am 27. Juli 1911.) Die Aktion Kiderlen-Wächters war nicht von demselben Erfolg gekrönt wie die sechs Jahre zurückliegende Intervention des geschickten Diplomaten Fürsten Bülow. Aber trotzdem führte die Intervention Deutschlands, das sich auf sein Recht als Signatarmacht der Verträge von Madrid und Algeciras stützte, am 4. November 1911 zu einer direkten Vereinbarung mit Frankreich, in der Deutschland für seine Zustimmung zum französischen Protektorat zwei große Gebiete im französischen Kongo zugebilligt bekam.

Auf diese Weise gelang es Frankreich schließlich, alle Hindernisse, die sich der Proklamierung seines Protektorats über Marokko entgegenstellten, aus dem Wege zu räumen, und zwar durch die Abkommen, die es mit England im Hinblick auf Ägypten, mit Italien im Hinblick auf Tripolis, mit Spanien im Austausch gegen die Riffzone und jetzt auch mit Deutschland schloß. Das französische Protektorat wurde dann im Jahre 1912 proklamiert. Frankreich wurde das Recht zugebilligt, die

nach, als ich im November 1906 im Reichstag (Reden, IV, S. 119) den gegen Italien erhobenen Vorwürfen entgegentrat. Herr v. Radowitz hat auch später sein Urteil über die italienischen Delegierten mir gegenüber dahin zusammengefaßt, daß sie in der Form vielleicht zu sehr geneigt gewesen wären, das italienisch-französische Verhältnis in möglichst freundlichem Licht erscheinen zu lassen, in der Sache uns aber gute Dienste geleistet hätten."

innere Administration des Sultanats, die Polizei, die Finanzen, die Verteidigung, die öffentlichen Arbeiten usw. zu organisieren. Der französische Generalresident in der Hauptstadt von Marokko ist die Mittelsperson für alle auswärtigen Beziehungen des Sultanats, dessen unabhängige Regierungsform Frankreich zu wahren sich verpflichtet hat. Ähnliche Rechte wurden Spanien in der ihm untergeordneten Zone zugebilligt. Der Sultan ernennt einen Kalif oder Vizekönig, der seinen Sitz in Tetuan hat und eigentlich unter der Kontrolle des hohen spanischen Kommissärs steht, ebenso wie der Sultan sich der Kontrolle des französischen Generalresidenten in Fes unterordnen muß.

Tanger blieb immer ein gesondertes Gebiet. Marokko ist infolge dieser Anomalie, die seit dem Jahre 1912 besteht, in drei getrennte Teile zerfallen: die französische Zone, die spanische Zone und die sogenannte internationale Zone von Tanger, die eigentlich vom Rat der fremden diplomatischen Vertreter, die dort residieren, verwaltet wird. Eine solche merkwürdige Verwaltung — ich will dabei nicht auf die Einzelheiten des sanitären und hygienischen Rats eingehen, denen sie untergeordnet ist — hat der Entwicklung und den Interessen Tangers geschadet, dessen geographische Lage diese Stadt zum wichtigsten Hafen Marokkos und zum maritimen Anschluß an die im Bau befindliche Eisenbahn zwischen Fes und Dakar prädestinieren würde. Immer wieder wurde die Frage einer neuen und besseren Regelung aufgerollt. Aber der Konflikt der französisch-spanischen Interessen hat sich als zu unüberbrückbar erwiesen. Die Franzosen vertreten den Standpunkt, daß der einzige legitime Herrscher Marokkos der Sultan sei und daß dessen Souveränität sich auch auf Tanger erstrecken solle. Aber Tanger dem Sultan geben, hieße es Frankreich geben, und selbst England hat dem französischen Protektorat über Marokko nur unter der Bedingung zugestimmt, daß der internationale Status von Tanger gewahrt bliebe. Die Spanier ihrerseits leugnen nicht die Souveränität des Sultans über Tanger, aber sie behaupten, daß, nachdem der Sultan seine Machtbefugnisse in der spanischen Zone dem Vizekönig übergeben hat, dessen Autorität auch auf Tanger ausgedehnt werden müsse. Aber Tanger dem Vizekönig geben, hieße es Spanien ausliefern.

Nachdem man von der ursprünglichen englischen Idee, die ganze Frage dem Völkerbund zu unterbreiten, abgekommen ist, haben sich im Jahre 1923 die französischen, englischen und spanischen Delegierten zu einer Konferenz versammelt, um einmal abschließend die Streitfrage zu ordnen und einige Modifikationen in der internationalen Organisation Tangers einzuführen. Italien ist zu dieser Besprechung nicht eingeladen worden und hat infolgedessen die in seiner Abwesenheit getroffenen Beschlüsse nicht anerkannt. Seine Haltung stützt sich auf die juristische Basis, die merkwürdig ähnlich derjenigen ist, die im Jahre 1904 und 1911 die deutschen Interventionen hervorrief: daß man die Statuten der Konventionen von Madrid und Algeciras nicht ändern

kann ohne die Zustimmung der unterzeichnenden Mächte, und daß man nicht berechtigt ist, die Sonderverträge, die zwischen Frankreich und den verschiedenen Staaten im Hinblick auf Marokko geschlossen worden sind, auch auf Tanger auszudehnen.

In dieser Hinsicht ist die inzwischen vor sich gegangene Evolution der britischen Politik von Interesse, die im Jahre 1923 solidarisch mit Frankreich und Spanien den Ausschluß Italiens herbeiführte, und heute ein größeres Verständnis des berechtigten italienischen Standpunktes aufweist. So hat zum Beispiel am 28. Oktober dieses Jahres der Spezialberichterstatter der Times aus Tanger telegraphiert: „Die Stellung Italiens als einer der am meisten am Mittelmeer interessierten Mächte mit einem Bevölkerungszuwachs von jährlich einer halben Million erfordert es, daß die italienische Regierung die größte Aufmerksamkeit jeder Veränderung zuwendet, die auf irgendeine Weise die Mittelmeerküste berührt. Dies ist besonders bei Tanger der Fall, da es sich hier um einen Mittelmeerhafen handelt. Die Pariser Konferenz vom Jahre 1923 hat zu einer Modifizierung des internationalen Status geführt, und zwar wurden diese Veränderungen ohne die Mitarbeit der italienischen Regierung beschlossen und ohne ihr Einverständnis durchgeführt. Die italienische Regierung hat daher diesen Status von Tanger nie anerkannt. In dem Augenblick, in dem die französisch-spanischen Verhandlungen wieder aufgenommen werden sollen, bildet der Besuch der unter der Führung des Prinzen von Udine stehenden Marinedivision einen acte de présence und eine Warnung, daß die italienische Regierung seine Politik der Nichtanerkennung des internationalen Status beibehält und daß es sich mit keiner Regelung der Tangerfrage einverstanden erklären wird, zu der man gelangt ist, ohne daß die italienische Regierung informiert und zur Mitarbeit herangezogen worden wäre."

So stehen die Dinge heute. Im Ausland hat man infolge der üblen Intrigen der offenen und heimlichen Gegner Italiens wieder auf das gewohnte Mittel zurückgegriffen und das Vorhandensein einer öffentlichen Meinung in Italien geleugnet. Aber in Wirklichkeit gab es noch nie eine italienische Regierung, die sich auf eine so geschlossene öffentliche Meinung stützen konnte wie die heutige, hauptsächlich bei allen Bestätigungen der nationalen Rechte unseres Volkes, die unsere Regierung mit aller Energie vertritt.

Das neue Völkerrecht.

Von Prof. D. Dr. Dr. *Bredt*, M. d. R.

Der Eintritt Deutschlands in den Völkerbund hat seinerzeit eine sehr verschiedene Beurteilung erfahren, und auch heute noch sind die Akten über die Frage keineswegs geschlossen. An der allgemeinen Stellung Deutschlands in der großen Welt hat sich äußerlich sehr wenig geändert, und unmittelbar greifbare Vorteile sind bisher nicht herausgekommen. Es kann nur keinem Zweifel unterliegen, daß formell die Stellung Deutschlands insofern eine andere geworden ist, als nunmehr wenigstens die Verhandlungen auf gleichem Fuße geführt werden können und Deutschland nicht anders dasteht als die sogenannten Siegerstaaten auch, wenigstens im Rahmen dieser Verhandlungen.

Auch der Vertrag von Locarno hat eine sehr verschiedene Beurteilung erfahren. Die Hoffnungen auf die sogenannten „Rückwirkungen" haben sich als trügerisch erwiesen, es bleibt aber die Frage offen, ob überhaupt jemals solche Rückwirkungen in Aussicht standen. Auch das berühmte Gespräch von Thoiry ist noch reichlich problematisch. Es ist gar kein Zweifel, daß dort auf beiden Seiten wirklich guter Wille vorhanden gewesen ist; es zeigte sich nur, daß der gute Wille offenbar der tatsächlichen Lage offensichtlich etwas vorausgeeilt war. Das alles kann nicht hindern, die große allgemeine Bedeutung des Völkerbundes und des Werkes von Locarno ins Auge zu fassen.

Es handelt sich um nichts geringeres, als die Schaffung eines *ganz neuen Völkerrechtes*, das mit dem alten eigentlich nichts mehr gemein hat. Wenn 1914 schon ein solches Völkerrecht bestanden hätte, wie es heute wenigstens in Arbeit ist, dann wäre vermutlich der Welt das ganze Unheil erspart geblieben. Wir standen aber 1914 erst in den allerersten Anfängen, und als die große Probe kam, da wies sich die ganze Unzulänglichkeit aus. Heute ist die ganze Fragestellung des Völkerrechtes eine andere geworden, und hierauf müssen wir unser Augenmerk richten.

Der Ausgangspunkt des neuen Völkerrechtes liegt weniger in Genf als in Locarno. Dort lautete der entscheidende Artikel des Haupt-

vertrages, geschlossen zwischen Deutschland, Frankreich, Belgien und England folgendermaßen:

„Die hohen Vertragschließenden garantieren, jeder für sich und insgesamt, in der in den folgenden Artikeln bestimmten Weise die Aufrechterhaltung des sich aus den Grenzen zwischen Deutschland und Belgien und zwischen Deutschland und Frankreich ergebenden Status quo, die Unverletzlichkeit dieser Grenzen, wie sie durch den in Versailles am 28. Juli 1919 unterzeichneten Friedensvertrag oder in dessen Ausführung festgesetzt sind, sowie die Beobachtung der Bestimmungen der Artikel 42 und 43 des bezeichneten Vertrages über die demilitarisierte Zone."

Es folgen dann vier Schiedsverträge zwischen Deutschland und Belgien, Deutschland und Frankreich, Deutschland und Polen, Deutschland und der Tschechoslowakei. Ein Gegenstück zu der obigen Garantiebestimmung gibt es aber in bezug auf Polen und die Tschechoslowakei *nicht!* Das, was man im eigentlichen Sinne unter „Locarno" versteht, nämlich die Garantie des territorialen Status quo, bezieht sich nur auf den Westen, und ein „Ost-Locarno" gibt es einstweilen nicht. Um dieses Ost-Locarno aber scheint es sich jetzt ernsthaft zu handeln.

Polen hat in Genf einen diesbezüglichen Antrag nicht gestellt, was auch wohl im Rahmen des Völkerbundstatuts schwierig war. Es ist auch inoffiziell an Deutschland nicht direkt herangetreten. Es scheint aber Tatsache, daß die polnische Delegation in Genf in erster Linie ein solches Ost-Locarno erreichen wollte, daß sie sich aber zurückgehalten hat, als sie keine rechte Unterstützung fand. In Genf ist die ganze Frage mit der üblichen internationalen Höflichkeit zurückgestellt worden, ohne daß man recht hindurchsieht. In der französischen Presse aber nahm die Sache zeitweilig einen sehr unerfreulichen Raum ein, und auch auf der interparlamentarischen Union kam Senator de Jouvenel darauf zu sprechen. Er geht von dem Grundgedanken aus, daß entweder Deutschland zu einem Ost-Locarno bereit sei, dann möge es abschließen, oder daß es nicht bereit sei, dann zeige sich eben, was es mit der behaupteten Friedensliebe Deutschlands für eine Bewandtnis habe. Diese Auffassung scheint allerdings nur zu Hause in den Kreisen um Herrn de Jouvenel und es ist bekannt, daß er sich mit Herrn Briand überworfen hat, weil er dessen Politik nicht mitmachen wollte. Deshalb bleibt die Ansicht aber doch gefährlich, weil sie selbstverständlich in Frankreich nicht nur gehört, sondern auch aufgegriffen wird.

Für uns hat die Frage eine doppelte Bedeutung. Es ist ganz ausgeschlossen, daß Deutschland von sich aus die im Osten gezogenen Grenzen richtig und gut heißt. Wir können weder mit dem Korridor, noch mit der Zerreißung Oberschlesiens uns freiwillig einverstanden erklären. Wir müssen gewiß anerkennen, daß die Grenzen zurzeit so verlaufen, aber wir können uns unmöglich dazu verpflichten, sie mit unserer eigenen Macht zu schützen und zu garantieren. Dies haben

wir allerdings getan in bezug auf Elsaß-Lothringen und sogar in bezug auf Eupen-Malmedy, wir können es aber unmöglich tun in bezug auf den Osten. Aus dieser offenen Erklärung, die von der deutschen Regierung schon des öfteren abgegeben wurde, ergibt sich die zweite Bedeutung der Locarno-Verträge.

Ein solcher Sicherheitspakt hat nur dann einen Wert, wenn er auf beiden Seiten absolut ehrlich gemeint ist. Es ist für Deutschland keine leichte Sache gewesen, das West-Locarno abzuschließen, und Bedenken sind genug geäußert worden. Wenn es aber einmal abgeschlossen ist, dann muß es auch fest und unverbrüchlich sein. Wenn wir nun unmöglich die Grenzen im Osten in solcher Weise anerkennen und garantieren können, dann wäre es unverantwortlich, wenn wir dann dennoch ein Ost-Locarno abschlössen. Das ist es, was Herr de Jouvenel und seine Freunde offenbar nicht begreifen. Der heutige Locarnopakt hat nur deshalb einen Wert, weil er von Deutschland aus freier Überzeugung abgeschlossen worden ist. Er würde seinen Wert verlieren, wenn wir unter irgend einem Drucke jetzt ein Ost-Locarno abschlössen, das wir aus Überzeugung gar nicht abschließen können. Es ist genugsam betont worden, daß der Wert des Locarno-Vertrages eben darauf beruhe, daß Deutschland hier gewisse Bestimmungen des Versailler Vertrages, die schon einmal gezwungen unterschrieben waren, nunmehr freiwillig unterschrieben habe. Wie will man es damit in Einklang setzen, daß Deutschland nunmehr unter dem Drucke des Völkerbundes einen Vertrag gezwungen unterschreiben soll? Es ist mehr als begreiflich, daß die Völkerbundversammlung alle derartigen Pläne abgewiesen hat, denn dadurch hätte sie der eigenen Sache einen unendlichen Schaden zugefügt.

Es ist in Genf tatsächlich gelungen, den Gedanken an ein Ost-Locarno hinfällig zu machen. Zweifellos liegt hierin ein Erfolg; es ist aber noch nicht recht ersichtlich, worauf er zurückzuführen ist. Die Frage war aber derartig in den Vordergrund getreten, daß irgend etwas geschehen mußte, und so ist denn ein Beschluß herausgekommen, der größte Beachtung verdient.

Unter den „Beschlüssen und Empfehlungen" der 8. Bundesversammlung von 1927 lautet Nr. V, 1, nach dem Berichte der dritten Kommission:

„In Anerkennung der Solidarität, die die Völkergemeinschaft verbindet, und von dem festen Willen beseelt, die Aufrechterhaltung des Weltfriedens zu sichern, stellt die Bundesversammlung fest, daß ein Angriffskrieg nie das Mittel zur Regelung von zwischenstaatlichen Streitigkeiten sein darf und daß er infolgedessen ein internationales Verbrechen darstellt.

In der Erwägung, daß ein feierlicher Verzicht auf jeden Angriffskrieg geeignet wäre, eine Atmosphäre des Vertrauens zu schaffen,

die den zum Zweck der Abrüstung unternommenen Arbeiten förderlich wäre, erklärt sie:

1. Jeder Angriffskrieg ist und bleibt verboten.
2. Alle friedlichen Mittel müssen zur Regelung von Streitigkeiten, welcher Art auch immer angewendet werden, die sich zwischen den Staaten erheben sollten.

Die Versammlung erklärt, daß die Mitgliedstaaten des Völkerbundes verpflichtet sind, sich nach diesen beiden Grundsätzen zu richten."

Damit ist zunächst dem polnischen Verlangen nach „Sicherheit" Rechnung getragen, es ist aber seltsam, daß es so ist. Ob die Polen im Ernste glauben, wir rüsteten zu einem neuen Kriege, bei dem wir dann den ganzen Völkerbund gegen uns hätten? Man sollte es nicht annehmen; jedenfalls konnte Deutschland ohne alles Bedenken der Resolution zustimmen. Es konnte dies um so mehr, als damit das Verlangen nach einem Ost-Locarno erledigt wurde. Wir können bestimmt erklären, daß wir Polen nicht angreifen werden; wir können aber unmöglich erklären, daß wir den territorialen status quo im Osten als richtig ansehen. So hat die Resolution einen Weg gezeigt, den Deutschland ohne alles Bedenken beschreiten konnte.

Die Resolution hat aber theoretisch eine ganz gewaltige Bedeutung. Im Völkerrecht vor 1914 hat der Krieg als eine völlig erlaubte Maßnahme gegolten. Es stand nirgends geschrieben, daß der Krieg verboten sei, nicht einmal der reine Angriffskrieg. Selbst von der „pia causa" des Hugo Grotius war keine Rede mehr. Als die christlichen Balkanstaaten der Türkei plötzlich den Krieg erklärten, verstand man zwar die causa richtig dahin, daß der Balkan neue nationale Grenzen erhalten solle, aber ganz abgesehen davon konnte niemand den Staaten ihr „Recht auf Krieg" bestreiten. Als vollends die Engländer den Buren den Krieg erklärten, lediglich um der eigenen Interessen willen, hat ebenfalls niemand hierin einen Verstoß gegen irgendeine völkerrechtliche Bestimmung erblicken können. Die ganzen Haager Abkommen rechnen mit dem Kriege nicht nur als mit einer Tatsache, sondern auch mit einem Recht. Wenn allerdings der Krieg erklärt ist, dann sollen gewisse Regeln und Grundsätze gelten, aber der Krieg selbst wird in keiner Weise verboten. Das ist der Stand des alten Völkerrechtes.

Im Völkerbundstatut sind mancherlei neue Regelungen getroffen, die im Erfolge auf eine Unmöglichmachung des Krieges hinauslaufen; sie brauchen hier nicht besonders dargestellt zu werden. Das glatte, uneingeschränkte Verbot des Krieges findet sich im Völkerbundstatut aber noch nicht, es ist erst jetzt geschaffen worden durch die Resolution von 1927.

Allerdings wird auch jetzt nur der Angriffskrieg verboten, und hier kommt ein alter Pferdefuß wieder zum Vorschein. Man kann natürlich den reinen Verteidigungskrieg überhaupt nicht verbieten; dieser ist nicht einmal den dauernd neutralisierten Staaten verboten. Es kommt aber darauf an, was wirklich Angriffskrieg und Verteidigungskrieg ist. Die ganzen Bündnissysteme der Vorkriegszeit waren regelmäßig abgestellt auf den Verteidigungskrieg, nicht auf den Angriffskrieg. Es kam daher auch darauf an, den Gegner als Angreifer erscheinen zu lassen, um den casus foederis nicht zu verderben. Es war geradezu ein Schachspiel, das der eigentlichen Kriegserklärung vorausging, auf das aber vieles ankam. Die deutsche Diplomatie ist hierin nicht gerade Meister gewesen, wie die Ereignisse von 1914 zeigen. Indem sie Rußland schließlich zuerst den Krieg erklärte, gab sie Italien den rechtlichen Grund zur Verweigerung der Bundeshilfe in die Hand und mußte sogar froh sein, daß der Bund mit Österreich-Ungarn hielt, der auch nur auf den Verteidigungskrieg abgestellt war. Wenn nun jetzt auch wieder nur der Angriffskrieg verboten wird, kann sehr wohl die alte Frage noch einmal auftauchen.

Die Frage gewinnt ein besonderes Interesse in bezug auf Rußland. Innerhalb des Völkerbundes wird man mit einem großen Kriege überhaupt nicht mehr rechnen können. Anders ausgedrückt: kommt wirklich noch einmal ein großer Krieg, so geht vorher der Völkerbund in Scherben. Sehr wohl möglich ist aber noch ein großer Krieg eines Völkerbundstaates mit einem außerhalb stehenden Staate. Im Völkerbundstatut ist sogar vorgesehen ein Krieg des Völkerbundes selbst gegen einen außerhalb stehenden Friedensbrecher. Ja, theoretisch ist sogar ein Krieg innerhalb des Völkerbundes vorgesehen in Artikel 15 Absatz 7. In der Praxis kann man sich einen großen Krieg überhaupt nur noch vorstellen mit dem Völkerbunde auf der einen, Rußland auf der anderen Seite. Dieser Krieg darf nach der neuesten Resolution aber auch nur ein Verteidigungskrieg sein auf der Seite des Völkerbundes. Ob England wirklich einen Kreuzzug gegen Rußland im Auge hat, kann daher dahingestellt bleiben. Durch Annahme der Resolution hat England bestimmt auf einen Angriffskrieg gegen Rußland verzichtet. Nur dann, wenn Rußland seinerseits zum Angriff schritte, könnte der Krieg geführt werden. Es wird dann aber bei einem ausbrechenden Streite wieder die große Frage sein, wer der Angreifer ist, und so ist es denkbar, daß wir doch wieder am alten Punkte ankommen.

Für Deutschland hat die Frage noch eine ganz besondere Bedeutung. Wir haben mit Rußland den sogenannten Berliner Vertrag geschlossen, der eine Ergänzung zu den Locarno-Verträgen bildet. Seine Hauptbestimmung lautet, daß Deutschland und Rußland sich gegenseitig zur Neutralität verpflichten, wenn einer von ihnen angegriffen wird. Sollte es demnach dahin kommen, daß Rußland von seiten der Völkerbundstaaten angegriffen würde, so wäre Deutschland

Rußland gegenüber zur Neutralität verpflichtet, dem Völkerbunde gegenüber zu nichts. Ganz abgesehen von der neuen Resolution ist nach dem Völkerbundstatut ein reiner Angriffskrieg gegen Rußland überhaupt nicht zulässig; Deutschland konnte daher dieser Bestimmung zustimmen, ohne das Völkerbundstatut im geringsten zu verletzen. Ist aber Rußland der Angreifer, dann ist Deutschland allerdings dem Völkerbunde gegenüber zur Hilfeleistung verpflichtet, und hier kommt die berühmte Frage des Durchmarschrechtes zur Erörterung. Rußland gegenüber wäre Deutschland aber in solchem Falle zu nichts verpflichtet. So läuft das Zusammenwirken des Völkerbundstatutes mit dem Berliner Vertrage wiederum darauf hinaus, daß der Angreifer festgestellt werden muß, denn danach bemessen sich Deutschlands Verpflichtungen.

So mag es sein, daß diese alte Frage auch wieder der neuen Resolution ihre Schwierigkeiten bereiten wird. Das hindert aber nicht, den ungeheuren Fortschritt anzuerkennen, der in der Resolution enthalten ist. Praktisch wollen wir ihre Bedeutung gewiß nicht überschätzen, denn wir haben da genügend Erfahrungen gemacht. Auch die Haager Friedenskonferenzen waren ja im Grunde nur der Auftakt zum Weltkriege. Es ist aber dennoch von unendlichem Werte, daß wenigstens der Grund gelegt ist. Alle großen Entwicklungen beginnen mit einer Idee, die zunächst bekämpft, dann theoretisch anerkannt wird, die aber schließlich sich durchsetzt, wenn sie erst Allgemeingut geworden ist. So wird es auch mit dieser Idee gehen. Ist sie einmal ausgesprochen, so wirkt sie weiter, und den Erfolg werden zum mindesten unsere Nachfahren sehen.

Eines aber muß jetzt mit aller Deutlichkeit ausgesprochen werden: wenn die Resolution überhaupt ernst gemeint ist, dann muß jetzt die Abrüstung auf der ganzen Linie einsetzen. Man kann doch nicht gleichzeitig den Angriffskrieg als Verbrechen erklären und zu solchem Kriege rüsten. Daß aber Frankreich seine ungeheuren Rüstungen unterhalte zur „Verteidigung" gegen Deutschland, das glaubt doch wohl kein Mensch mit gesunden Sinnen. Deutschland konnte die Resolution ruhig unterzeichnen, weil es seinerseits schon abgerüstet hat. England und Frankreich mögen jetzt zeigen, daß auch sie die Resolution mit gutem Gewissen unterzeichnen konnten.

Mit dieser Bewegung parallel geht die neue amerikanische Bewegung, die auf „outlawry of the war" hinzielt. Im Anschluß an den Vertrag, den Briand unter dem 5. April 1927 den Vereinigten Staaten anbot und der eine neue Sicherheit des Weltfriedens herbeiführen sollte, nahmen der Präsident der Columbia-Universität Butler und Professor Shotwell die Frage in Angriff. Es ist einstweilen nur eine Art von Agitation, die den Krieg allgemein zum Verbrechen stempeln will und die noch keine gesetzliche Bedeutung hat. Da sie aber mit aller amerikanischen Energie betrieben wird, kann sie wohl auf die Dauer mit

einem Erfolge rechnen. Sie ist im Grunde nur eine verstärkte Neuauflage der Genfer Resolution, jedenfalls bewegt sie sich auf der gleichen Linie.

Von einer Idee bis zu ihrer Anerkennung ist immer ein weiter Weg gewesen. So wird es auch hier wohl werden, und wir wollen uns nicht einbilden, daß nunmehr jeder Angriffskrieg ausgeschlossen ist. Gerade die deutsche Wissenschaft ist aber dazu berufen, hier mitzuarbeiten, daß etwas Brauchbares herauskommt. Haben wir erst das Ziel erkannt und haben wir einen Weg dahin eingeschlagen, dann wird sich das weitere schon ergeben. Hier soll nur gezeigt werden, daß der Weg schon beschritten ist, und daß die Idee sich bereits herausgestellt hat. An unserer Mitarbeit soll es nicht fehlen.

Der Frauen- und Mädchenhandel.

Von *Edith Lyttleton,*
Mitglied der englischen Delegation zum Völkerbund; M. P.

Die Frauen in England haben sich immer besonders für Fragen interessiert, die über den engen Umkreis ihres Privatlebens hinauswachsen. In den alten Tagen haben sich die Frauen aus dem großen und kleinen Landadel während der langen Wintermonate um die Angelegenheiten ihrer Pächter, ihres Dorfes und manchmal ihrer Grafschaft gekümmert. Da jedoch die gewaltige wenn auch langsame industrielle Revolution das Leben der breiten Volksmasse änderte und der direkte persönliche Kontakt des Gutsherrn und seiner Frau mit dem Pächter und Dorfbewohner ebenfalls eine langsame Veränderung erfuhr, haben sich die Frauen mehr als ein Jahrhundert lang für die allgemeinen Fragen wie Gefängnisreform, öffentliche Moral, Jugendschutz, Munizipalverwaltung usw. bis zum Wahlrecht interessiert.

In den letzten Jahren haben sie die Erfahrung gemacht, daß gewisse Übel ohne eine internationale Aktion nicht unterbunden werden können, und viele internationale Organisationen wurden ins Leben gerufen. Die größte aller Organisationen — der Völkerbund — hat die begeisterte Unterstützung der englischen Frauen erfahren, und jetzt, nachdem sie sich das Wahlrecht erkämpft haben und sich einen Sitz im Unterhaus sichern können, wenden sie ihre Aufmerksamkeit in größerem Maße den Fragen der internationalen sowohl wie der inneren Politik zu. Man wird in Genf viele englische Frauen finden, die mit tiefem Ernst den Versammlungen folgen, und wenn man sich dafür interessiert, kann man feststellen, daß die meisten von ihnen irgendeine besondere Organisation der sozialen Arbeit vertreten und über die Ergebnisse der Verhandlungen an irgendeine Gesellschaft berichten.

Die Satzungen des Völkerbundes haben ausdrücklich die Wirkungssphäre des Völkerbundes auf soziale und humanitäre Fragen ausgedehnt, und im Teil 13 des Versailler Vertrages wurde die Besserung der wirtschaftlichen Bedingungen und der Gesundheitsverhältnisse aller Länder der Welt als Voraussetzung eines dauerhaften Friedens betont, und doch scheint mir die ungeheure Ausdehnung dieses Teils

der internationalen Zusammenarbeit noch nicht vollkommen anerkannt zu sein. Sie ist vielleicht kaum in ihrem ganzen Ausmaß begriffen worden und wird sicher nicht genügend von denjenigen gewertet, deren Gedanken sich mit den großen Fragen der Gesetzlosigkeit des Krieges beschäftigen. Es wird jedoch Tag für Tag ein Netz gesponnen, das einst vielleicht die Feindseligkeiten der Völker durch die Maschen der gegenseitigen Verpflichtungen und Vereinbarungen auf gesundheitlichem und sozialem Gebiete festzuhalten vermag.

Hier ist nicht der Raum, um auf alle Einzelheiten dieser Versuche einzugehen, die wunderbaren Leistungen, die die sanitäre Sektion vollbrachte und vollbringt, die Bemühungen für Kinderschutz, die Unterdrückung der Sklaverei, die Versuche der Bekämpfung des Opiumhandels und der anderen Rauschgifte wie Morphium und Heroin, die alle zu gegenseitigen Abkommen geführt haben. Es ist mir nur möglich, mich hier mit einem Zweig der humanitären Bemühungen des Völkerbundes zu beschäftigen. Das Hauptinteresse der Frauen war anläßlich der letzten Vollversammlung auf die Frage des Frauen- und Mädchenhandels konzentriert, die, obwohl sie uns Frauen näher berührt, auch von größtem, allgemein menschlichem Interesse ist.

Vor vier Jahren wurde ein Beratungskomitee in Genf ins Leben gerufen, das die besten Möglichkeiten zur Bekämpfung des Frauen- und Mädchenhandels — eines Handels, der die Schuldigen sowohl wie ihre Opfer entehrt, der ein Schandfleck der Zivilisation ist, eine Bedrohung der Gesundheit, des ganzen Gefüges, der Geistigkeit der Menschenrasse — empfehlen sollte. Es ist der Erkenntnis und Initiative einer amerikanischen Frau, Miß Grace Abbott, der Präsidentin des Kinderarbeitsamtes in Washington, zu verdanken, daß schließlich der Völkerbundrat eine Kommission ernannte und sie beauftragte, sachverständige Untersuchungen in den Ländern durchzuführen, in denen der Frauenhandel blühen sollte. Die Geldmittel wurden von dem Büro für soziale Hygiene in Amerika zur Verfügung gestellt, und die Sachverständigen begaben sich an ihre Arbeit. Sie begnügten sich nicht bloß damit, bei den verschiedenen Regierungen und Privatorganisationen Umfrage zu halten und Statistiken zu sammeln, sondern wollten an Ort und Stelle sehen, wo das Übel wirklich vorhanden war und in welchem Ausmaße, um durch notwendige Informationen seine Bekämpfung in Zukunft zu ermöglichen.

Es war keineswegs eine leichte Aufgabe, und wenn nicht die acht oder zehn mutigen Männer und Frauen ihr Leben im wahrsten Sinne des Wortes aufs Spiel gesetzt hätten, wären die Informationen, die jetzt im Artikel 1 ihres Berichtes veröffentlicht werden, nie gesammelt worden. Ihre Methoden waren kühn und originell. In der Erkenntnis, daß es nur durch das Untertauchen in die Tiefen der Unterwelt, durch das Mitleben des Daseins jener Klasse der wirklichen Mädchenhändler, die sie bei der Arbeit überraschen wollten, möglich sein würde, mit

den Opfern selbst in Berührung zu kommen, haben sich die Mitglieder der Kommission als Zuhälter verkleidet und wurden von einem Zentrum an das andere verwiesen, kamen in Berührung mit den wirklichen Berufshändlern, lernten die Methoden kennen, die Bedingungen, die den Handel ermöglichen oder hindern, die Verzweigungen der üblen Einflüsse, das Alter und die Nationalität der Opfer, die Gefahrenzonen usw.

Das Ergebnis dieser Untersuchungen ist im Teil 1 des Berichtes der Sachverständigenkommission niedergelegt worden, der demnächst zur Veröffentlichung gelangt. Jeder Mann und jede Frau, die um die moralische Gesundheit beider Geschlechter besorgt sind, müßten diese Dokumente kennenlernen. Die Tatsachen lassen sich nicht leugnen. Der Frauen- und Mädchenhandel existiert, und es liegen nicht nur Beweise dafür vor, sondern auch die Erklärungen für seine Existenz. Der Bericht enthüllt das Vorhandensein so furchtbarer Bedingungen und so schändlicher Lebensverhältnisse, daß jedes Mädchen, das fremd in ein Land kommt, schon als Opfer vorgezeichnet ist. Diese unwissenden, in fremde Verhältnisse geratenen Mädchen lassen sich sowohl leichter fangen wie auch leichter festhalten. Viele dieser armseligen Geschöpfe, die sich in dem Glauben, daß sie mit dem betreffenden Zuhälter verheiratet sind, ins Ausland schicken lassen, Frauen und Mädchen, die durch falsche oder unmögliche Theater- oder Kabarettengagements getäuscht werden und im Ausland hilflos und mittellos zurückbleiben, Arbeiterinnen, durch Stellungsangebote verleitet, Prostituierte, die Verträge schließen, ohne sich ihrer Tragweite bewußt zu werden, alle diese Opfer werden buchstäblich zu Sklavinnen und Gefangenen. Die furchtbarste Seite dieses ganzen, grauenhaften Geschäftes ist, daß nicht nur die gewöhnliche Prostitution, von Land zu Land gesammelt, neben einem gewissen Prozentsatz (vielleicht dreißig Prozent) junger Mädchen und erschrockener, furchtsamer Kinder, die man auf die mannigfaltigste Art und Weise entführt hat, das Material hergibt, sondern daß sowohl Prostituierte wie Unschuldige die Beute eines organisierten Systems werden, das die schlimmste Form des anormalen Lasters bildet, unendlich viel degradierender als die gewöhnliche Prostitution. Ein Achselzucken, mit dem man gewöhnlich eine Diskussion über geschlechtliche Themen zu beenden pflegt, läßt sich bei den Berichten über Unterredungen der Sachverständigen mit Kupplern und Zuhältern nicht leicht aufbringen. Ich zitiere hier einige der Kommentare der Zuhälter und Kupplerinnen, die in dem Bericht enthalten sind. Ein Zuhälter sprach einmal von einem Mädchen, das sich nicht für perverse Laster mißbrauchen ließ. „Ich mußte sie zurückschicken. Wenn sie mir gefolgt wäre, hätte sie genug Geld, um sich in Ruhe zurückziehen zu können"; und eine Kupplerin, der man ein Mädchen angeboten hatte, sagte: „Wenn sie sich nicht zur Perversität hergibt, brauche ich sie nicht." Ich führe diese Aus-

sprüche an, weil es notwendig ist, den Menschen verständlich zu machen, daß der Frauenhandel nicht nur eine Frage der Transportierung von Prostituierten von einem Land zum anderen ist. Ich habe oft die Äußerung gehört: „Wenn siebzig Prozent davon bereits Prostituierte sind, dann scheint das Übel des Mädchenhandels nicht groß zu sein." Man muß sich dessen bewußt werden, daß die Situation ungeheuer ernst ist, denn der Frauenhandel bildet das bestorganisierte System der Erniedrigung, das die Welt je gekannt hat.

Es ist alles eine Geldfrage. Die Mädchenhändler können durch perverse, degradierte Frauen und Männer, deren ungesunde Lust befriedigt wird, mehr Geld verdienen. Daher der Angriff auf die Moral der Opfer durch obszöne Bilder und Publikationen, durch aufreizende Revuen, unanständige Ausstellungen, durch Alkohol und Rauschgifte.

Und all dies zu welchem Zweck? Nur um des Geldes willen, das von Menschen verdient wird, die durch die Erniedrigung und Aufreizung profitieren, die sie selbst hervorrufen. Die Nachfrage wird nach dem Angebot, das sie zur Verfügung stellen können, künstlich aufgestachelt. Es läßt sich viel mehr Geld damit verdienen als durch die Befriedigung der gewöhnlichen Sinnlichkeit ihrer Klienten. Es soll damit nicht gesagt werden, daß die Händler mit Wein, Rauschgiften und obszönen Bildern in direkter Verbindung mit den öffentlichen Häusern stehen, obwohl es eine Interessengemeinschaft zwischen ihnen gibt. Viele künftige Klienten werden durch obszöne Aufführungen geworben, und in den Bordellen werden Alkohol und Rauschgifte verkauft. Es fehlt häufig ein organisiertes Bindeglied, aber eine häßliche Arbeitsgemeinschaft ist vorhanden. Die Kommissionsmitglieder haben zwar keine zentrale Organisation zur Entführung von Frauen und Mädchen gefunden, aber in dem Bericht heißt es: „Ebenso wie es eine Ehre zwischen Dieben gibt, so helfen sich diese Verschwörer gegenseitig, wenn es ihnen paßt, aber trotz einer weit verbreiteten Kameradschaft (die übrigens für die Zwecke der Kommissionsmitglieder sehr nützlich war) scheint es keine organisierte internationale Gruppe zu geben. Diese Plage der Gesellschaft besteht aus wirklichen Schmarotzern, die sowohl vom Körper wie von der Seele ihrer Opfer leben." Die Situation ist daher nicht nur für Frauen und Mädchen gefährlich, sondern auch für Männer, für die ganze menschliche Rasse. Die Suggestion ist und war eine mächtige Waffe und wird immer wieder von jedem Machtfaktor gebraucht. Aber es hat noch nie einen grauenhafteren und besser organisierten Angriff auf die Seele des Menschen selbst gegeben wie diesen Handel, der nicht nur ein Handel mit Frauen und Mädchen, sondern eine Spekulation auf die Schwäche, die Abnormität, die Perversität ist, die in der menschlichen Natur aufgestachelt werden können.

Die Bestrafung der Zuhälter und Kupplerinnen und der ganzen Rasse der Mädchenhändler müßte viel strenger sein. Der Bericht verzeichnet ganz klar die Verbindung, die zwischen dem Mädchenhandel

und den öffentlichen Häusern besteht. Überall dort, wo diese aufgehoben wurden, nimmt der Handel ab. Der Bericht stellt fest, daß die staatlich konzessionierten Bordelle in der Tschechoslowakei, in Lettland, Polen, den Niederlanden, in Kuba und in Belgien bereits verboten wurden. In diesem Jahr haben die Delegierten Deutschlands, Ungarns und Österreichs in Genf erklärt, daß das Verbot der öffentlichen Häuser bereits erfolgt sei oder in nächster Zeit erfolgen werde; und auch in einigen Provinzen Japans wurden sie bereits aufgehoben. In Großbritannien und in den Dominions des britischen Empire sowohl wie in den Vereinigten Staaten wurden sie nie geduldet.

Diese Tatsachen sind sehr erfreulich, aber sowohl die Gesetzgebung wie die Verwaltungspraxis muß noch eine große Revolution erfahren. Ohne die Hilfe des Völkerbundes kann das Problem nie wirksam in Angriff genommen werden, denn die internationale Zusammenarbeit ist eine unbedingte Notwendigkeit. Selbst nach der Durchführung aller Maßnahmen muß neben den gesetzlichen Verboten, der Bestrafung der Verbrechen auch eine konstruktive Arbeit eingreifen. In frühester Jugend, ja in der Kinderstube selbst muß man mit der richtigen Erziehung beginnen. Der Keim der Kontrolle in geschlechtlichen Dingen, die Erziehung zur Reinheit, ist nur durch die dauernde Erziehung zur Achtung und Liebe für den Nächsten, ohne Rücksichten auf Klasse, Sprache oder Farbe herbeizuführen. Wenn die Menschheit sich einmal dies zu eigen machen wird, wenn ihr Bewußtsein sich tief mit dieser Gewohnheit durchtränkt, dann wird die Ausbeutung der Unschuldigen, die weitere Erniedrigung der Degradierten, die Grausamkeit den Kindern gegenüber ihr Gewissen so tief erschüttern, daß diese Verbrechen ein für allemal verschwinden werden. Aber lange und mühsame Arbeit ist notwendig, sowohl destruktiver wie konstruktiver Art; eine Arbeit, die der Völkerbund auf eine Art und Weise leiten kann, wie sie sich bis jetzt nicht verwirklichen ließ.

Die deutschen Handelsverträge seit dem Kriege.

Von Wirkl. Geheimrat *Dr. von Koerner.*

Der Weltkrieg hatte Deutschlands vertraglichen Beziehungen zu allen Staaten, die auf der Gegenseite standen, ein Ende gemacht. Von den neutral gebliebenen Staaten hatten mehrere die bestehenden Handelsverträge unter den wirtschaftlichen Wirkungen des Krieges gekündigt, und von den Verbündeten Deutschlands war die österreichisch-ungarische Monarchie zerfallen, der deutsche Handelsvertrag mit der Türkei im Jahre 1915 abgelaufen und nicht erneuert worden. Deutschland befand sich daher nach dem Kriege in einem ziemlich vertragslosen Zustande.

Der Wiederanknüpfung vertraglicher Beziehungen standen zunächst erhebliche Schwierigkeiten entgegen. Einmal waren die wirtschaftlichen Verhältnisse durch den Krieg und die Nachkriegsverhältnisse in einen solchen Zustand der Unsicherheit und Unruhe geraten, daß eine Grundlage zu festen Vertragsverhältnissen fehlte, und dann ließ der Artikel 264 des Versailler Vertrages, der den alliierten und assoziierten Mächten gegen Deutschland das einseitige Recht der Meistbegünstigung gab, bei diesen Staaten ein Bedürfnis nach vertragsmäßiger Regelung ihrer wirtschaftlichen Beziehungen zum Deutschen Reich nicht aufkommen. Erst als am 10. Januar 1925 die einseitige Meistbegünstigung der alliierten und assoziierten Staaten abgelaufen war, konnte eine freie Vertragspolitik einsetzen. Die meisten der jetzt geltenden Verträge sind deshalb erst von 1925 an geschlossen worden, doch gingen mit manchen Ländern vorbereitende oder provisorische Abmachungen voraus. Das Bestreben Deutschlands mußte darauf gerichtet sein, möglichst die alten Verträge wiederherzustellen. Diese beruhten überwiegend auf dem Prinzip der allgemeinen und unbedingten Meistbegünstigung, und dementsprechend wurde auch den neu abzuschließenden Verträgen das gleiche Prinzip zugrunde gelegt. Gewiß hat die allgemeine Meistbegünstigung auch nachteilige Wirkungen für die Handelspolitik, insofern Zugeständnisse, die man dem einen oder anderen Staate machen muß, um von ihm Vergünstigungen zu erlangen, ohne weiteres und ohne Entgelt allen anderen Staaten zufallen, mit denen man im Meistbegünstigungsverhältnis steht. Und das Bestreben, diese Verallgemeinerung zu vermeiden, führt leicht zu einer für die Praxis unbequemen Spezialisierung der Vertragstarife. Aber alle Versuche, an die Stelle der Meistbegünstigung die Reziprozität zu setzen, sind immer

daran gescheitert, daß dieses letztere Prinzip dazu nötigt, bei jedem Zugeständnis, das der andere Staat einem dritten macht, mit dem ersteren in Verhandlungen zu treten, um nicht in dem dritten Lande differenziert zu werden. So würde das Prinzip der Reziprozität zu unaufhörlichen Verhandlungen zwingen und damit einen unerträglichen Zustand der Unruhe und Unsicherheit herbeiführen. Die Vereinigten Staaten haben früher das Reziprozitätsprinzip in ihren handelspolitischen Verträgen durchzuführen gesucht. Sie konnten es aber nur, solange sie in sehr beschränktem Umfange solche Verträge hatten und namentlich wenig oder keine Tarifvereinbarungen eingegangen waren. Mit dem deutsch-amerikanischen Vertrage von 1927 haben auch die Vereinigten Staaten das Prinzip der Reziprozität aufgegeben und den Grundsatz der allgemeinen Meistbegünstigung angenommen, der damit wohl für längere Zeit als herrschend anerkannt gelten kann.

Auch für den, der der Ansicht ist, daß das Ziel der wirtschaftlichen Entwicklung Europas der Zusammenschluß der europäischen Staaten zu einer mehr oder weniger engen wirtschaftlichen Gemeinschaft sein solle, muß das Prinzip der gegenseitigen allgemeinen Meistbegünstigung als eine notwendige Vorstufe zu dem engeren Zusammenschluß erscheinen. Und wer auf der anderen Seite steht und der Meinung ist, daß dieses Ziel in absehbarer Zeit nicht erreicht werden könne, und für die Länder, die wie Deutschland darauf angewiesen sind, eine lebenskräftige Industrie sich zu erhalten, sogar schwerwiegenden Bedenken begegne, muß gerade in dem Prinzip der allgemeinen Meistbegünstigung und in der dadurch bedingten Gemeinsamkeit der Interessen einen wertvollen Ersatz für einen engeren, der Entwicklung einer selbständigen Handelspolitik der einzelnen Länder entgegenstehenden Zusammenschluß erblicken.

Die ersten handelspolitischen Verträge, welche das Deutsche Reich nach Beendigung des Krieges abgeschlossen hat, waren die Verträge mit den Sukzessionsstaaten der österreichisch-ungarischen Monarchie, Deutsch-Österreich, Ungarn und Tschechoslowakei.

Mit diesen Staaten hat Deutschland seit Jahrhunderten in engster politischer und wirtschaftlicher Verbindung gestanden. Deutsch-Österreich und Böhmen gehörten zum alten Deutschen Reich und zum deutschen Bunde. Die Grenze zwischen Preußen, Sachsen und Bayern einerseits und dem jetzigen Österreich und der Tschechoslowakei andererseits ist eine so ausgedehnte und geht durch so eng zusammenhängende Industriegebiete, zum Teil durch Ortschaften und selbst durch Häuser hindurch, daß der Verkehr zwischen den angrenzenden Ländern notwendig eine feste, vertragsmäßige Basis haben muß. Deshalb ist zunächst auch nach dem Zerfall der österreichisch-ungarischen Monarchie der alte Vertrag weiter angewandt worden, und nur nach und nach hat sich die Ansicht herausgebildet, daß dieser Vertrag für die

Sukzessionsstaaten keine formelle Geltung beanspruchen könne und es deshalb neuer Verträge bedürfe.

Der Vertrag mit *Österreich* vom 1. September 1920 ist im wesentlichen eine zum Teil wörtliche Wiederholung des Handelsvertrages mit der österreichisch-ungarischen Monarchie von 1891/1905 mit einigen, durch den Krieg und die Verträge von Versailles und St. Germain bedingten Abänderungen und Ergänzungen. Da sich aber bald zeigte, daß die Vertragszölle des alten Vertrages unter den veränderten Verhältnissen nicht zu halten seien und daß das mit diesem Vertrag abgeschlossene Viehseuchenabkommen abänderungsbedürftig sei, so wurden durch ein Zusatzabkommen vom 12. Juli 1924 an Stelle der alten Vertragstarife neue, wesentlich eingeschränkte Vertragstarife eingeführt und ein neues Tierseuchenabkommen abgeschlossen. Durch ein Übereinkommen vom 3. Oktober 1925 und einen zweiten Zusatzvertrag vom 21. Mai 1926 wurden Ergänzungen zu den Vertragstarifen vom 12. Juli 1924 vereinbart, im übrigen aber das Wirtschaftsabkommen vom 1. September 1920 aufrechterhalten.

Auch das Wirtschaftsabkommen mit *Ungarn* vom 1. Juni 1920 beruht inhaltlich durchaus auf dem alten Handelsvertrag mit der österreichisch-ungarischen Monarchie, in der Form schließt es sich mehr dem Wirtschaftsabkommen mit der Tschechoslowakei an. Es statuiert die gegenseitige allgemeine Meistbegünstigung im weitesten Umfange, enthält aber keine Tarifvereinbarungen.

Mit der *Tschechoslowakei* sind am 29. Juni 1920 ein umfängliches Wirtschaftsabkommen mit sieben Anlagen, ein Protokoll über Finanzfragen, ein Abkommen zur Begrenzung der Liquidationsrechte der Tschechoslowakei aus Artikel 277 des Versailler Vertrages über deutsches Eigentum und ein Staatsangehörigkeitsvertrag geschlossen worden. Das Wirtschaftsabkommen schließt sich inhaltlich durchaus dem alten Vertrage mit der österreichisch-ungarischen Monarchie an. Da aber die Tschechoslowakei auf Grund des Versailler Vertrages Deutschland gegenüber das Recht der allgemeinen Meistbegünstigung hatte, findet sich die Meistbegünstigung nur für Deutschland ausgesprochen. Erst durch einen Notenwechsel vom 15. Februar 1924 ist die gegenseitige Meistbegünstigung vertragsmäßig festgelegt worden. Auch die gegenseitige Zulassung der Seeschiffahrt ist aus dem alten Vertrage übernommen worden, da die Tschechoslowakei durch den Versailler Vertrag den freien Zugang zur Nord- und Ostsee und das Recht zu eigenen Hafenanlagen erlangt hat.

Mit einer Anzahl mittel- und südamerikanischer Staaten sind Verträge geschlossen worden, welche einfach die Wiederherstellung des früheren Vertragsverhältnisses bezwecken, so mit *Bolivien, Ecuador, Nicaragua, Paraguay,* mit anderen Staaten einfache Meistbegünstigungsverträge, wie mit *Bulgarien, Guatemala, Honduras, Siam.* Die Verträge mit *Italien* vom 31. Oktober 1925 und mit *Schweden* vom 14. Mai

1926 stellen inhaltlich ebenfalls in der Hauptsache die früheren Verträge von 1904 und von 1911 wieder her, wenn auch in den Vertragszöllen mannigfache Änderungen eingetreten sind. Ebenso schließt sich der Vertrag mit der *Schweiz* vom 14. Juli 1926 inhaltlich in der Hauptsache an den Vertrag von 1904 an, jedoch ebenfalls mit neuen Tarifvereinbarungen und unter Beseitigung des vertragsmäßigen Stickereiveredelungsverkehrs. Die Verträge mit den *Niederlanden* vom 26. November 1926 enthalten einige Zollzugeständnisse, eine Erweiterung der Meistbegünstigung und im übrigen die Aufrechterhaltung des alten Vertrags vom 31. Dezember 1851.

Der Vertrag mit *Japan* vom 20. Juli 1927 ist ein Meistbegünstigungsvertrag mit der beiderseitigen Zusage eines späteren Zollabkommens und einer besonderen, zwischen der japanischen Regierung und der deutschen Farbenindustrie getroffenen und durch Notenwechsel vom 20. Juli 1927 bestätigten Vereinbarung über gewisse Beschränkungen für die Einfuhr deutscher Farbstoffe nach Japan.

Mit der Union der Sowjetrepubliken sind am 12. Oktober 1925 eine Anzahl von wirtschaftlichen und Rechtsverträgen abgeschlossen worden, welche bestimmt sind, die im Vertrage von Rapallo vom 16. April 1922 aufgestellten allgemeinen Grundsätze über die wirtschaftlichen und rechtlichen Beziehungen zwischen Deutschland und der Sowjetunion näher auszuführen und praktisch zu gestalten. Die Verhandlungen über die wirtschaftlichen Beziehungen boten besondere Schwierigkeiten, da das Wirtschaftssystem der Sowjetunion von dem anderer Länder völlig abweicht und namentlich das staatliche Monopol des Außenhandels als ein Grundpfeiler der Organisation der Sowjetunion angesehen wird. Alle Versuche, dieses Monopol zu durchbrechen oder auch nur insoweit zu lockern, daß ein unmittelbarer Verkehr des deutschen Lieferanten mit dem russischen Abnehmer möglich gewesen wäre, sind von der Sowjetunion abgelehnt worden. Da die Geschäfte infolgedessen überwiegend durch die Handelsvertretung der Sowjetunion in Berlin abgeschlossen werden müssen, bilden die Bestimmungen über diese einen wichtigen Abschnitt in dem Wirtschaftsabkommen. Die Handelsvertretung wird von der Union durchaus als ein staatliches Organ angesehen, welches der Botschaft angegliedert ist und der in Art. 3 des Abkommens staatshoheitliche Befugnisse zugewiesen sind. Dem Leiter der Handelsvertretung und sieben Mitgliedern des Rates, sowie den von der Handelsvertretung benutzten Räumen, soweit sie in einem näher bezeichneten Gebäude gelegen sind, ist das Recht der Exterritorialität zuerkannt. Die Rechtshandlungen des Leiters der Handelsvertretung und der sonstigen zu ihrer Vertretung berechtigten Personen erkennt die Sowjetunion als für sich verbindlich an. Diese Rechtshandlungen und ihre wirtschaftlichen Ergebnisse werden nach den deutschen Gesetzen behandelt und unterliegen der deutschen Gerichtsbarkeit. Im übrigen enthält auch das Wirtschaftsabkommen mit der Sowjetunion

den Grundsatz der Meistbegünstigung bezüglich der Zölle und der Zollabfertigung, bezüglich der Erteilung von Konzessionen, der Gewinnung bergbaulicher Erzeugnisse auf öffentlichen Ländereien und bezüglich der Personen- und Güterbeförderung auf Binnenwasserstraßen, bezüglich der Segelschiffahrt und des Eisenbahntransports. Auch bezüglich des Rechts des Aufenthalts, der Niederlassung, der geschäftlichen Betätigung, des Erwerbs und der Nutzung von Vermögen aller Art gilt die Meistbegünstigung.

Die Verträge mit den Randstaaten *Finnland, Estland, Lettland* und *Litauen* beruhen ebenfalls auf dem Grundsatze der Meistbegünstigung.

Dasselbe gilt von dem Vorläufigen Handelsabkommen mit *Griechenland* vom 3. Juli 1924 und vom 15. Mai 1925, von dem Handelsvertrag mit der *Türkei* vom 12. Januar 1927 und von dem Handelsvertrag mit dem Königreich der *Serben, Kroaten* und *Slowenen* vom 6. Oktober 1927. Diese Verträge enthalten außerdem noch Tarifvereinbarungen von größerem oder geringerem Umfange.

Das Handelsabkommen mit *Portugal* vom 20. März 1926 gewährt den deutschen Industrie- und Bodenerzeugnissen den Minimaltarif und die Meistbegünstigung für Zollkontingente, Zollformalitäten und Zollzahlung, wogegen Deutschland besondere Vergünstigungen für portugiesische Weine, Vertragszölle für Ananas, Sardinen, Thunfischkonserven und Korbwaren, im übrigen für die portugiesischen Boden- und Industrieerzeugnisse die Meistbegünstigung zugestanden hat. Ebenso besteht beiderseits Meistbegünstigung für Einreise, Niederlassung, Handels- und Gewerbebetrieb.

Mit *Spanien* ist nach langwierigen Verhandlungen ein Handelsabkommen am 7. Mai 1926 zustande gebracht worden, das den deutschen Boden- und Gewerbserzeugnissen in Spanien die zweite Spalte des spanischen Tarifs und außerdem für eine Reihe von Artikeln die Meistbegünstigung bis zu 20 Prozent unter den Sätzen der zweiten Tarifspalte, für eine Anzahl spanischer Artikel in Deutschland Vertragszölle und für eine Anzahl anderer Artikel die Meistbegünstigung einräumt. Für spanische Weine ist nur noch ein Zugeständnis für roten Verschnittwein gemacht. Beide Teile gewähren sich gegenseitig Meistbegünstigung für Zollkontingente, Zollförmlichkeiten, Behandlung der Handlungsreisenden, Schiffahrt und Durchfuhr, Inländerbehandlung und Meistbegünstigung für Einreise, Aufenthalt, Niederlassung, Ausübung von Handel und Gewerbe, Erwerb, Besitz und Übertragung von beweglichem und unbeweglichem Vermögen.

Der mit den *Vereinigten Staaten von Amerika* am 8. November 1923 abgeschlossene Freundschafts-, Handels- und Konsularvertrag ist, wie schon oben bemerkt, insofern von besonderer Bedeutung, als die Vereinigten Staaten in ihm zum ersten Male die Meistbegünstigung für Ein- und Ausgangsabgaben zugestanden haben. Die im Vertrage

ursprünglich zugestandene Freiheit der Einreise und des Aufenthalts und die Gleichbehandlung der deutschen Schiffe und ihrer Ladungen mit den amerikanischen Schiffen und ihren Ladungen ist vom amerikanischen Senat beanstandet und durch einen Notenwechsel vom 19. März/21. Mai 1925 wieder aufgehoben worden.

Mit *Großbritannien* hat Deutschland am 2. Dezember 1924 einen Handels- und Schiffahrtsvertrag abgeschlossen, der den Grundsatz der Freiheit des Handels und der Schiffahrt und der Gleichbehandlung mit den Inländern in bezug auf diese, ferner die Inländerbehandlung und die Meistbegünstigung für Zölle, Steuern, Abgaben und Gebühren, die unbedingte Meistbegünstigung für Schiffe und Staatsangehörige des anderen Teiles, für die Ausübung von Handel und Verkehr, für Waren-ein- und -ausfuhr, für Einreise und Aufenthalt, für die Zulassung von Konsuln und deren Befugnisse festsetzt.

Für die britischen Dominions, Kolonien, Protektorate und Mandatsgebiete und Indien gilt die Meistbegünstigung bezüglich des Warenverkehrs, und soweit die Dominions usw. ihr beitreten, auch der sonstige Vertrag. Zurzeit sind Kanada, Australien und Neuseeland von der Meistbegünstigung ausgeschlossen.

Mit der nach dem Kriege entstandenen *Belgisch-Luxemburgischen Wirtschaftsunion* ist am 4. April 1925 ein provisorisches Handelsabkommen abgeschlossen worden, das auf dem Grundsatze der Meistbegünstigung und der Inländerbehandlung beruht und außerdem von beiden Seiten Tarifzugeständnisse und Vereinbarungen für den Eisenbahn- und Schiffsverkehr enthält.

Der umfänglichste neuere Handelsvertrag ist das am 17. August 1927 mit *Frankreich* abgeschlossene Handelsabkommen. Es ist erst nach langwierigen Verhandlungen und mehrfachen Provisorien zustandegekommen. Außer den in den allgemeinen politischen Verhältnissen liegenden Schwierigkeiten stellten sich mancherlei Hindernisse dem Abschluß eines befriedigenden Vertrags mit Frankreich entgegen. Abgesehen von dem Verfall der französischen Währung lagen diese Hindernisse namentlich in der von Frankreich zunächst erhobenen Forderung der Beibehaltung der Vorzugskontingente für Elsaß-Lothringen, in der Abneigung der Franzosen gegen die Bindung ihres Minimaltarifs, in der in Frankreich im Werke befindlichen Zolltarifreform und in der anfänglichen Ablehnung der allgemeinen Meistbegünstigung. Diese Ablehnung ist um so eigentümlicher, als Frankreich schon in seinem Vertrage mit dem Zollverein von 1862 im Artikel 31 das Prinzip der allgemeinen Meistbegünstigung aufgestellt hatte und seit dem Art. 11 des Frankfurter Friedens Deutschlands handelspolitisches Verhältnis zu Frankreich ausschließlich auf dem Grundsatz der allgemeinen Meistbegünstigung beruhte.

Die Verhandlungen begannen im Herbst 1924 und führten zunächst zu einem Handelsabkommen vom 12. Februar 1926, in dem Deutsch-

land für einige französische Bodenerzeugnisse die Meistbegünstigung oder feste Vertragszölle, Frankreich für eine Anzahl deutscher Artikel teils den Minimaltarif, teils prozentuale Abschläge vom Generaltarif zugestand, beide zum Teil nur für bestimmte Kontingente. In einem Zusatzabkommen vom 8. April 1926 wurden dazu einige Ergänzungen vereinbart.

Im Verlaufe der weiteren Verhandlungen kam es zu dem vorläufigen Handelsabkommen vom 5. August 1926, durch welches das nur auf vier Monate abgeschlossene Abkommen vom 12. Februar ersetzt wurde. Durch dieses Abkommen gewährte Deutschland französischen Boden- und Gewerbeerzeugnissen aus 75 Nummern des deutschen Zolltarifs teils Meistbegünstigung, teils besondere Zollsätze oder beides, Frankreich den deutschen Boden- und Gewerbeerzeugnissen aus mehr als 200 Nummern des französischen Zolltarifs teils den Minimaltarif, teils prozentuale Abschläge vom Generaltarif, beide wieder zum Teil nur für Kontingente. Im übrigen gewährten sich beide Teile die Meistbegünstigung für den Reiseverkehr, den Aufenthalt, den Gewerbebetrieb, den Erwerb von Eigentum an beweglichen und unbeweglichen Sachen, Zulassung und Behandlung der Konsuln.

In einem Protokoll vom 16. Februar 1927 wurde dieses Abkommen verlängert, entsprechend wurden die Kontingente erhöht, und am 31. März 1927 ein Zusatzabkommen abgeschlossen, in welchem Deutschland einige Zugeständnisse für französischen Wein machte, Frankreich seinen Minimaltarif für deutsche Artikel aus etwa 60 weiteren Nummern des französischen Tarifs gewährte und Beschränkungen bezüglich künftiger Zollerhöhungen zugestand. Dieses Zusatzabkommen sollte bis 29. Juli 1927 gelten.

Während der Geltung dieses Provisoriums ist es endlich gelungen, das Handelsabkommen vom 27. August 1927 zum Abschluß zu bringen, das eine umfassende Regelung unserer Handelsbeziehungen zu Frankreich enthält.

Nach diesem Abkommen gewährt bis zum 15. Dezember 1928 Frankreich für bestimmte Boden- und Gewerbeerzeugnisse deutschen Ursprungs und deutscher Herkunft teils seinen zur Zeit des Vertragsabschlusses geltenden Minimaltarif, teils den zur Zeit der Inkraftsetzung des Vertrages eingeführten Minimaltarif, teils gewisse Abschläge vom Generaltarif, Deutschland für bestimmte französische Erzeugnisse teils Zollermäßigungen und Zollbindungen, teils die Meistbegünstigung. Vom 15. Dezember 1928 an soll die deutsche Einfuhr nach Frankreich und die französische Einfuhr nach Deutschland die volle Meistbegünstigung ohne Einschränkung genießen.

Außerdem gestehen sich beide Staaten gegenseitig die Meistbegünstigung zu bezüglich der Ausfuhrzölle, der Zollförmlichkeiten bei der Ein-, Aus- und Durchfuhr, bezüglich des Aufenthalts, der Niederlassung, des Reiseverkehrs, des Erwerbs von Eigentum an beweglichen

und unbeweglichen Sachen und des Verkehrs mit diesem, der Bestellung von Konsuln und deren Befugnissen. Weiter ist zugestanden die gegenseitige Anerkennung der Aktiengesellschaften und anderen Handelsgesellschaften, deren Geschäftsbetrieb nach den Landesgesetzen zu behandeln ist, die Inländerbehandlung für Steuern und Abgaben, die Befreiung von militärischen Diensten und Leistungen. Für den Eisenbahn- und Schiffsverkehr sind Bestimmungen getroffen und weitere Vereinbarungen in Aussicht genommen.

Was die französischen Besitzungen und Kolonien anlangt, so gilt das Abkommen für Algerien in seinem ganzen Umfange, für Indochina findet es keine Anwendung. In den assimilierten und nicht assimilierten Kolonien hat Deutschland die Meistbegünstigung, in den ersteren auch die bis zum 15. Dezember 1928 für das Mutterland eingeräumten besonderen Vergünstigungen. In Marokko genießt Deutschland bezüglich der Zölle die Meistbegünstigung. Deutsche Schiffe können marokkanische Häfen anlaufen, Waren und Fahrgäste ein- und ausladen. Dagegen ist das Einreise-, Aufenthalts- und Niederlassungsrecht für Deutsche in Marokko nicht erreicht worden.

Aus dieser summarischen Angabe ergibt sich, daß das Abkommen trotz den ihm anhaftenden erheblichen Mängeln immerhin ein umfangreiches und wichtiges Vertragswerk ist, geeignet, die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich zu verbessern. Es ist jetzt nur bis 31. März 1929 fest abgeschlossen, von da an kann es von beiden Seiten mit dreimonatlicher Frist gekündigt werden. Außerdem steht noch beiden Teilen ein dreimonatliches Kündigungsrecht für den Fall der Einführung eines neuen französischen Zolltarifs zu. Es darf gehofft werden, daß ungeachtet dieser Kündigungsmöglichkeiten der Vertrag eine längere Dauer haben wird und daß die im Laufe der Zeit voraussichtlich mehr und mehr hervortretenden Mängel durch gegenseitiges Entgegenkommen möglichst beseitigt werden.

Mit *Polen* sind schon seit längerer Zeit Verhandlungen im Gange, die aber bisher noch zu keinem Ergebnis geführt haben.

Deutschland ist hiernach in den letzten sieben Jahren mit Erfolg bemüht gewesen, seine handelspolitischen Beziehungen zum Auslande auf einen festen vertragsmäßigen Grund zu stellen. Wenn die abgeschlossenen Verträge nicht allenthalben das erreicht haben, was die deutsche Wirtschaft wünscht und erwartet, so darf man die großen Schwierigkeiten nicht außer acht lassen, die sich aus der allgemeinen Weltlage und der politischen und wirtschaftlichen Lage Deutschlands ergaben. Möchte es in Zukunft gelingen, in größerem Umfange langfristige Verträge auf dauerhafter Grundlage abzuschließen, wie es in den Handelsvertragsperioden um 1891 bis 1902 und von 1903 bis zum Kriege der Fall gewesen ist.

Das Erwachen der farbigen Völker.

Von *Ferdinand A. Ossendowski,*
Autor des Buches „Tiere, Menschen und Götter".

Einige Jahre, die ich zwischen den gelben und schwarzen Völkern verbrachte, die nähere Bekanntschaft mit den gegenwärtigen Führern der freiheitlichen Bewegung in Asien, gaben mir einst die Möglichkeit, den unvermeidlichen Ausbruch des Hasses der Asiaten gegen die Weißen vorauszusagen, wie ich es in meinem Buche „Hinter der chinesischen Mauer" und in einer Reihe von Artikeln, die in der politischen englischen und amerikanischen Presse erschienen, tat. Diese Kenntnis der Psychologie und der unter den farbigen Völkern herrschenden Zustände erlaubt mir jetzt, meine Meinung in dieser Frage zu äußern — eine Meinung, die nicht immer mit der allgemein verbreiteten der bekannten Sachverständigen übereinstimmt.

Ich habe Asien besucht, als auf der ganzen nordischen Hälfte des Kontinents allmächtig das zaristische Rußland herrschte, das allgemein für ein gewaltiges, unüberwindliches Reich galt, das in bestimmten historischen Zeiträumen seine ganze Aufmerksamkeit und seine Kräfte auf die Verbreitung seiner Einflußnahme und seiner Machtsphäre in Asien lenkte. Die herrlichen russischen Botschaften in Peking und Tokio, die Missionen, die zum lebenden Buddha in der Mongolei geschickt wurden, die Expeditionen der Gelehrten und Agenten der russischen Diplomatie nach dem Tibet, nach Britisch-Indien, nach Persien und Afghanistan, die verwickelte Politik Petersburgs in Konstantinopel, die Mission Leontjeff in Abessinien usw. sind wohl noch in allgemeiner Erinnerung.

England und Deutschland verfolgten mit großen Befürchtungen diese Absichten Rußlands in Asien und versuchten mit allen Mitteln, seinen Fortschritt in der fern- und nahöstlichen Politik zu verhindern. Wir erinnern uns ja alle noch an die darauf hinzielenden Bestrebungen der indischen Vizekönige, an die Reise des Prinzen Heinrich nach dem Fernen Osten und Kaiser Wilhelms nach Konstantinopel, an den russisch-japanischen Krieg im Jahre 1904—1905, die italienische Politik vor dem Kriege in Abessinien und andere Tatsachen aus dem Zeitraum der intensiven asiatischen Aktivität des russischen Reiches.

Jetzt, wo die russische Macht in alle Winde verwehte und die alten Träumer und die praktischen Befürworter des russischen Vormarsches in Asien ausstarben, in den Sowjetgefängnissen verdarben oder ein untätiges Emigrantenleben führen, sieht die europäische Diplomatie ihre Fehler in der Beurteilung der russisch-asiatischen Politik ein und steht dem wirklichen Asien, das weder durch Rußland noch durch andere Angehörige der weißen Rasse beherrscht wird, gegenüber.

Was ist inzwischen geschehen?

Die Asiaten, die von Natur mißtrauisch sind, und sich in ihrem Argwohn und ihrer Angst um die eigene Zukunft durch das Beispiel der Türkei, Persiens, Indiens und Chinas bestätigt sahen, haben lange eine abwartende Stellung eingenommen. Sie haben gehofft, daß der mächtige russische Kaiser, der Träger des Titels des Zaren von Khasan und Astrachan, also selbst tatarischen Ursprungs aus kalmückischen Horden, der mit den tibetanischen Olet-Lamas verwandt, Zar der Kirgisen, Erbe der Tradition der goldene Horde, Fürst der Buriaten, der Abkömmlinge des Konglomerats mongolischer Stämme des Dschingischan war usw., alle asiatischen Völker aus dem Joch der anderen weißen Mächte befreien würde. Diese Hoffnung zwang die Asiaten zur Ruhe, gab ihnen die Möglichkeit der inneren Organisation und der ruhigen Propaganda der politischen Ideen durch die nationalistischen und panasiatischen Führer.

In Herz und Hirn der Asiaten glimmte die Hoffnung, daß das gewaltige Rußland mit eigenen Kräften das Werk der Befreiung Asiens vollenden würde. Daher konnte die asiatische Tatwelle in gesammelter Ruhe rasten, und die europäischen Mächte sahen sich nicht gezwungen, zu besonderen Verteidigungsmitteln zur Bestätigung ihrer Rechte an den in Asien eingenommenen Gebieten in Kiautschau, Hongkong, Makao, den zwei südlichen Halbinseln und anderen Punkten des riesigen Kontinents zu greifen. Die russische gierige und brutale Psychologie vernichtete häufig ihre eigenen Pläne. Dies war der Fall im Altai bei den Kara-Tataren, den Dschungaren, den Tadschiken, Sarten und Turkmenen, die die Ausbeutung der Beamten und des Banditentums der Siedler in den neu eroberten Gebieten, der Kosaken und der landlosen ukrainischen Bauern häufig zwang, ihr Land zu verlassen. Am meisten lastete auf ihnen, den Muselmanen und den Lamaiden, der Druck des aufgezwungenen orthodoxen Glaubens, der von beschränkten und gierigen Missionaren, die die christliche Lehre für ihre hierarchische Karriere ausnutzten, brutal und hinterlistig verbreitet wurde, wie z. B. von dem Bischof Makara, der dank seiner Missionartätigkeit im Altai vom gewöhnlichen Klosterdiener zur Würde des Moskauer Metropolits gelangte.

Diese Zustände riefen oft Ausbrüche des Hasses gegen Rußland in der Mongolei, im Tibet, in Persien und Afghanistan hervor. Im Jahre 1899 ließ der Gouverneur von Amur in dem an die Mandschurei

grenzenden Flusse Amur 3000 Chinesen ertränken, eine Tat, die in China Wut- und Rachegedanken entfesselte. Der Boxeraufstand, der im Jahre 1900 in China ausbrach, nahm die grausamsten Formen in der von Rußland eingenommenen Mandschurei an. Die Eroberung Pekings durch russische Truppen endete mit der Beraubung des kaiserlichen Palastes, des Himmelstempels und des Museums der verbotenen Stadt, und der Befehlshaber der europäischen Macht, Feldmarschall Waldersee, sah sich zur Intervention gezwungen, die den Erfolg hatte, daß die russische Heeresleitung die geraubten Sachen dem Museum der biographischen Gesellschaft in Chabarowsk zurücksandte, wo sie noch heute zu besichtigen sind.

Der Bolschewismus begann mit dem Rauben und Morden der Tataren, Kalmucken, Buriaten, und der Ausrottung vieler Familien der Sojoten im Uriankai (im Norden der Mongolei), das übrigens gar nicht zu Rußland gehörte.

Den Koreanern und Chinesen in ihrem Kampf mit Japan hat Rußland, trotz der Versprechungen der russischen Diplomaten in Sente und Peking nicht nur nicht geholfen, sondern es besetzte selbst die ganze Mandschurei und stachelte gleichzeitig die Mongolen von Chalchi (im Innern der Mongolei) gegen die Pekinger Regierung auf. Der Sturz der Dynastie Tao Tsing, der den Auftakt zur Entfesselung privater Ambitionen und eigentlich des bis heute fortdauernden Bürgerkrieges bildete, fand in Rußland keinerlei Verständnis, und diese Gleichgültigkeit Rußlands rief in den von Traditionen lebenden konservativen Kreisen in China einen tiefen Unwillen gegen Petersburg hervor.

Die persische Revolution, die von russischen Agenten unterstützt wurde, die jungtürkische Bewegung, die sowohl in den liberalen wie in den nichtliberalen, der Regierung nahestehenden Kreisen in Rußland Hilfe und Verständnis fand, haben den islamischen Nahen Osten Rußland entfremdet.

Dann taucht auf der Bildfläche der natürliche Rivale Rußlands — das neuzivilisierte Japan auf. Die russische Diplomatie hat lange gegen Japan eine aktive und erfolgreiche Agitation geführt und versucht, die Asiaten zu überzeugen, daß das Land der aufgehenden Sonne, das die westliche Zivilisation annahm, das sich Koreas bemächtigte und sich in Kwantung festsetzte, zum Verräter am panasiatischen Gedanken wurde. Und doch hat Japan dem gewaltigen Rußland eine empfindliche Niederlage bereitet und den Asiaten die ganze Schwäche dieses mächtigen Imperiums enthüllt. Der Zauber Rußlands zerbrach und verwehte spurlos nach den Kriegsniederlagen der Jahre 1914—1915 nach dem Sturz der Dynastie, dem Ausbruch der Revolution und der Machtergreifung durch den Kommunismus, der den Wohlstand und die Tradition der Tataren, Kirgisen, Buriaten, der Bewohner von Turkestan, Chiwa und Buchara zerstörte und eine Spaltung zwischen der der chinesischen Mongolei entrissenen Bevölkerung und dem Dalai Lama

in Lhassa herbeiführte. Außerdem haben die Kommunisten den Bürgerkrieg in China und den Haß gegen die Weißen entfesselt und sind mit ihrer antireligiösen und antidynastischen Propaganda bis nach Tibet, dem Bollwerk der Dynastie der großen Priester, gedrungen.

Es hatte sich etwas Seltsames ereignet! Rußland, das unter den Zaren mit der Eroberung von ganz Asien drohte, erwies sich plötzlich als der Hüter der Ruhe und des status quo auf dem ganzen Gebiete des asiatischen Kontinents. Mit dem Sturz Rußlands sind die Asiaten, die jede Hoffnung auf eine Hilfe von außen aufgeben mußten, zur Tat geschritten. Der asiatische Friede wurde gestört, und die ernsten politischen Erscheinungen in Afghanistan, China, in der Türkei und in Arabien sind Kennzeichen der neuen Sachlage.

Das Erwachen Asiens begann mit dem Tode des zaristischen Rußlands. Die Sowjetregierung hat trotz ihrer angestrengten Bemühungen die Macht und den Einfluß eingebüßt. Die Asiaten bedienen sich gern der Unterstützung der Bolschewisten, aber wenn die Not vorbei ist, lehnen sie energisch die Hilfe und den Einfluß Moskaus ab, wie es in der Türkei und in China der Fall war. Die Türkei, die an der Spitze der panislamistischen Bewegung, dieser vierten Internationale, steht, die sich auf hunderte von Millionen Bekennern des Islams vom Stillen Ozean bis zum Indischen und Atlantischen Ozean erstreckt, hat ihr ursprüngliches Programm der panturanischen Politik geändert, dessen Exponent der khasanische Tatar Jussuf Bey Aktschura Oglu, der Autor des Buches „Drei politische Systeme", war.

Der bekannte türkische Journalist Tekin Alp hat im Jahre 1915 in seiner Schrift „Das türkische und das all-türkische Ideal" eine vollkommene Darstellung dieses Problems gegeben. „Der Sturz des russischen Despotismus, den die tapferen deutschen, asiatischen und türkischen Heere herbeigeführt haben, wird vierzig Millionen Turanern die Unabhängigkeit geben. Sie werden mit zehn Millionen ottomanischer Türken ein Volk von 50 Millionen bilden, das schnell zur wahren Zivilisation schreiten wird, die sehr bald die alte, degenerierte Zivilisation von England und Frankreich überflügeln kann." Die panturanischen Träume haben zweifellos die Türkei zur Teilnahme am europäischen Kriege an der Seite der Zentralmächte bewogen. Sie ließen sich von der Hoffnung einer religiös-nationalen Vereinigung leiten. Enver Pascha hat diese Hoffnung in seinem politischen Programm berücksichtigt. Dasselbe tat Mustapha Kemal und die indischen Mohammedaner.

Im Jahre 1918, als die türkischen Heere sich in ihrem Vormarsch durch Transkaukasien und Nordpersien Mittelasien näherten, wurde der Weltkrieg beendet und das panturanische Programm momentan zum Stocken gebracht. Es existiert jedoch heute noch, der Panturanismus verwandelte sich nur in ein umfassenderes, panislamistisches Programm, das sich noch dauernd entwickelt und sich ausgezeichnet den

neuen Verhältnissen anpaßt. Wir sehen ihn überall auftauchen, in Arabien, am Riff, in Syrien, in Aegypten, in Tripolis, Tunis, Algerien, Mesopotamien, in Indien und selbst im Sudan und in Sowjetrußland, das ihn bei sich konzentrieren möchte, um Moskau zu einem neuen panasiatischen Rom zu machen, was ihm jedoch nicht gelingen wird, denn die Irreligiosität, die amoralische Einstellung, die mangelnde Achtung vor den Traditionen, die Aufhebung der erblichen Einflüsse herrschender Familien und die Nichtanerkennung des Privatbesitzes, die die charakteristischen Kennzeichen des Bolschewismus bilden, vereiteln diese Absicht.

Der heutige Erfolg des Panislamismus unterliegt keinem Zweifel, wenn wir uns gegenwärtig halten, was er im Fernen und Nahen Osten erreicht hat, hauptsächlich in der Richtung der geistigen Aufrüttelung und Erweckung kühner Hoffnungen in den Völkern, die sich zu der Lehre des Propheten bekennen. Daß diese Erweckung fortschreitet, wird noch durch andere Tatsachen bestätigt, wie durch den chinesischen Plan der Vertreibung der Europäer aus der alten Wiege der noch älteren und alles überdauernden Zivilisation, die Einkapselung Japans in den Grenzen eines radikalen Nationalismus, die Bewegung der Mohammedaner und der Anhänger Mahatma Ghandis in Indien, das Aufblühen der scheinbar vernichteten Türkei, das kühne Auftreten der Völker Arabiens und Syriens, die unabhängige Stellung Aegyptens, die Bewegung im Norden Afrikas, die den Kolonialpolitikern eine solche Angst einflößt u. a. Der beste Beweis für diese Tatsache bildet meiner Ansicht nach die Rede Mohammed Alis, die er im Jahre 1920 als Führer jener mohammedanischen Delegation in London hielt, die aus Indien herbeieilte, um das Konstantinopeler Khalifat zu verteidigen, das England nach Mekka verlegen wollte. „Wenn das Christentum", sagte Mohammed Ali, „aus seinen Geboten die Bergpredigt gestrichen hat, versteht man nicht, warum man vom Islam verlangt, er solle sich verteidigen, indem er dem Angreifer, der ihm den Streich auf die rechte Wange gab, die linke reicht. Alles, was der Mohammedaner besitzt, ist ein Geschenk Allahs. Gott vertraute ihm, und so muß auch der Gläubige seinen Willen erfüllen, indem er nach den Geboten des Koran handelt, sonst wird er zum Verräter an Allah, der ihm sein Vertrauen schenkte. Der Islam verlangt von den Gläubigen, daß sie das Khalifat verteidigen. Ihr Weißen antwortet durch die Anwendung des Argumentes der Faust gegen das Khalifat und die Mohammedaner, und Lord Bryce behauptet, die Orientalen hätten für andere Argumente kein Verständnis. Darf ich als Orientale die Frage stellen, ob der Weltkrieg nicht bewiesen hat, daß auch die Westeuropäer dem Argument der Faust zugänglich sind?"

Desselben Argumentes bediente man sich in Afghanistan und in China und es wurde auch von Abd el Krim angewandt.

Der Orient, den man als „sterbend, schlafend, faulend" bezeichnete,

hat die Behauptungen widerlegt. Das kleine, „barbarische" Japan besiegte das ungeheure, vom Gottesmenschentum beseelte, wirklich hochintelligente Rußland und nahm im Osten die beherrschende Stellung ein. Es besitzt alle politisch-etnographischen Möglichkeiten, um zum Führer der asiatischen Volksmassen, die nicht Bekenner Mahomets sind, zu werden.

China durchlebt einen Zeitraum stürmischer Kämpfe, nicht nur um die Unabhängigkeit von der weißen Rasse, sondern auch um die Erweckung des Strebens nach Anschluß an die zeitgenössische materialistische Zivilisation, so sehr sie auch von den Buddhisten, Shintoisten, den Bekennern der Philosophie des Konfuzius, Mentius und Laotse verachtet sein mag, Asien empört sich gegen Europa und europäisiert sich zugleich schnell und manchmal gewaltsam. Das Protektorat Englands über Persien, das im Jahre 1919 proklamiert wurde, verflüchtigte sich wie ein Morgennebel. Die Nationalversammlung in Angora annullierte den im Jahre 1918 in Sèvres unterschriebenen Vertrag, bildete ein Heer, erkämpfte die Unabhängigkeit Smyrnas und Stambuls. Die Mandate, die den Völkern Asiens durch den Versailler Vertrag aufgezwungen wurden, krachen schon in allen Fugen.

Diese Europäisierung Asiens birgt eine große Gefahr, und zwar die Möglichkeit der Hochzüchtung des Nationalismus in den einzelnen asiatischen Ländern, hauptsächlich in Japan und in der Türkei. Eine neue Vergewaltigung der Rechte und Ideale der schwächeren Völker würde die Folge dieses verstärkten Nationalismus sein, eine Verbreitung des Militarismus und des kriegerischen Geistes, die wie eine schreckliche Krankheit den gewaltigen Organismus des Kontinents zerfressen werden, von dem das stolze, größenwahnsinnige Europa, das keine anderen Ideale als den Besitz der neuesten Kanonen, der modernsten Giftgase, der schnellsten und stärksten Panzerkreuzer, der sich am längsten unter Wasser haltenden Torpedoboote und der geschicktesten und geräumigsten Bombenflugzeuge hat, kaum eine Halbinsel bildet.

Die Völker Asiens haben zwar eine Kraft, die sich in die Berechnungen der Diplomaten und Strategen nicht einordnen läßt. Es ist die von Europa eingebüßte Organisation des Geistes, der durch die kosmologische Religion, deren Heimat, wie Guglielmo Ferrero sagt, Asien war und den gleichfalls aus Asien stammenden ethischen und sozialen Religionen, dem Buddhismus, dem Christentum und dem Islam, gebildet wurde.

Die asiatische geistige Organisation, die vielleicht der Europäisierung Asiens eine andere Wendung geben wird, zieht seit langem die Gedanken und die Einbildungskraft des Westens an, wie es der deutsche Philosoph Keyserling in den „Cahiers du mois" so treffend prägte: „Wenn die zeitgenössischen Europäer den Osten dem Westen entgegen-

setzen, denken sie an ein Ideal der Vollkommenheit, das sie dem Ideal des Fortschritts entgegensetzen wollen."

Die Geschichte Europas beweist, daß der Geist des Fortschritts, der automatisch die Völker hinreißt, den Geist der Vollkommenheit in ihnen tötet. Die Seele Asiens, die seit Jahrhunderten in den Rahmen der ethischen und geistigen Disziplin gespannt ist, ist von der europäischen Seele grundverschieden, ist weniger tätig und expansiv, aber mehr durch die Gemeinsamkeit der Gedanken mit den verwandten Völkern und Individuen verbunden.

Der Zusammenstoß dieser beiden Seelen ist unvermeidlich und bedeutet nichts Gutes für Europa, das aller Ideale bar ist, vom Marasmus des Imperialismus und dem Snobismus der Kriegstechnik vergiftet und von den Schlagworten des russischen Kommunismus, diesem Antipoden des Fortschritts, der Zivilisation, der Moral und der geistigen Organisation, aufgewiegelt und unterminiert ist.

An diesem Kampf werden zwei Gewalten teilnehmen, das schwarze Afrika und Rußland. Die klug geführte Propaganda des Panislamismus wird zweifellos nach Asien die schwarzen Stämme anziehen, denen der Islam die Traditionen, die herrschenden Familien, ja sogar einen Teil der uralten, natürlichen Kulte, die von den weißen Zivilisationen nicht immer klug behandelt wurden, beläßt.

Und Rußland?

Die zaristische Regierung wie auch die bolschewistische träumte und träumt von dem dritten Rom, dem asiatischen Rom auf dem Moskauer Kreml, daß die Quintessenz der Politik der Völker, der Kulte und der Zivilisationen Asien sein würde. Die Russen träumen von der Angliederung an die asiatischen Strömungen und Systeme, und zwar tun es nicht nur die Sowjets, sondern auch die durch die Hilflosigkeit Europas angesichts der kommunistischen Gefahr enttäuschten jungen Russen, die sogenannten Eurasier. Rußland wird zweifellos kein drittes Rom werden können, aber es wird durch die „vis a tergo" gezwungen sein, zum Vortrab des militanten Panasiatismus zu werden und bei einem Zusammenprall der zwei Welten seine 150 Millionen Menschen in das erste Feuer zu schicken.

Wenn ich daran denke, entstehen in meinen Erinnerungen als Pole Etappen unseres Kampfes um die Unabhängigkeit unseres Volkes, das geographisch genommen das erste der westlichen Welt ist. Die Franzosen haben nach der Aufteilung Polens unsere Bedeutung für den Westen verstanden, und dem entstammt auch das traditionelle, gemeinsame Gefühl, das im Laufe der Zeit in praktische Berechnung überging. Auch der Engländer Urquardt hat es verstanden, und Konstantin Frantz glaubte an die Möglichkeit einer Verständigung, ja einer Union Preußens mit Polen, und riet den Deutschen im Jahre 1863, den polnischen Aufstand zu unterstützen und sogar dem russischen Reich den Krieg zu erklären! Diese Stimmen sind ohne Echo verhallt, trotz-

dem die gefährliche Macht Rußlands wuchs und England und Deutschland, ja, den ganzen Westen bedrohte.

Nun ist Rußland gestürzt und hat als Vermächtnis der zivilisierten Welt das auferweckte Asien zurückgelassen, das mit Afrika zusammen Europa vom Osten und Süden mit einem vielsprachigen, vielfarbigen, mannigfaltigen Meere vieler Religionen umgibt, und mit den Wellen des Panturanismus und Panislamismus und der gewaltigen „neunten Welle", dem Panasiatismus, bedroht, in dem sich die stolzen Träume der russischen Denker wie Danielski, Lomanski, Leontjeff, Fürst Uchtomski, Hercen, Bakunins, mit der tätigen Politik Lenins, Stalins, Trotzkis und der eurasischen Emigranten begegnen.

Ist die Zeit für eine Beantwortung der Aufforderung Urquardts und Frantz' noch nicht reif? Ist sie nicht reif zur Zubilligung der historischen Tatsache, daß, während die Deutschen im Osten Europas die Kultur bildeten, den Polen und Ungarn die Aufgabe zufiel, sie zu verteidigen? Drängt nicht der Lauf der Ereignisse auf eine Beendigung unserer europäischen Streitigkeiten durch die Gemeinsamkeit einer Verteidigung des Westens gegen den Osten? Eine Verteidigung nicht nur durch das Gespenst der Kanonen, der Flugzeuge und Giftgase, sondern durch Einheit und Mitarbeit, in der der reale Gedanke Europas über den gefährlichen, jedoch noch in vielen Wirrnissen befangenen Spuk des erwachenden Asiens und Afrikas triumphieren muß?

Es ist eine schwierige und verantwortungsvolle Aufgabe, aber wir müssen die allgemein menschlichen Rechte der farbigen Völker anerkennen und dürfen sie nicht sich selbst ohne Schutz und Führung auf den ersten Etappen ihrer zivilisatorischen Arbeit überlassen, denn ohne die europäische Hilfe sind die Eingeborenen Asiens und Afrikas den elementaren Katastrophen und den inneren Kämpfen der Rassen, der Kasten und der Religionen auf Tod und Verderben ausgeliefert.

Krieg und Frieden in der Wissenschaft.

Von Dr. *Margarete Rothbarth,*
Leiterin des deutschen Dienstes im Institut für geistige Zusammenarbeit.

In den in den beiden letzten Heften veröffentlichten Artikeln des ehemaligen französischen Kultusministers de Monzie und des preußischen Kultusministers Becker war angespielt auf die internationalen wissenschaftlichen Organisationen, die, nach dem Kriege gegründet, auch heute noch die deutschen Wissenschaftler nicht zu ihren Mitgliedern zählen. Es handelt sich um den internationalen Verband der naturwissenschaftlichen Klassen der Akademien, den internationalen Forschungsrat (Conseil international de recherches) und um die internationale Union der Akademien (Union académique internationale), in der die philologisch-historischen Klassen der Akademien zusammengeschlossen sind.

Wenn hier Gründung, Entwicklung und Organisation dieser beiden Verbände eingehend geschildert wird, so muß eines der traurigsten Kapitel der Kriegspsychose aufgeschlagen werden. Die Wissenschaftler der Krieg führenden Länder haben während des Krieges auf beiden Seiten geglaubt, der Sache ihres Volkes nützen zu können, wenn sie die Verdienste der Kollegen im anderen Lande verkleinerten oder überhaupt leugneten. Auch das Manifest der 93 Intellektuellen ist noch heute in Frankreich nicht vergessen. Mit mindestens gleichem Recht könnte man aber in Deutschland eine Unzahl von Broschüren hervorzerren, die in ihrem Titel die deutsche Wissenschaft der Wissenschaft der zivilisierten Völker gegenüberstellen, alle deutschen Entdeckungen und Erfindungen herabsetzen und beispielsweise sich nicht scheuen, Röntgens großes Werk auf einen puren Zufall zurückzuführen. Es ist innerhalb und außerhalb der Mauern viel gesündigt worden, und es würde nur ausgebrannte Leidenschaften wieder aufflackern lassen, wollte man alle die böswilligen Entstellungen in ihrer grotesken Verzerrung wieder ausgraben.

Dieser sachliche historische Rückblick will nur zeigen, wie es gekommen ist, daß heute, nachdem man auf fast allen Gebieten wieder zu den Verkehrsformen der Zeit vor dem Kriege zurückgekehrt ist, die

Wissenschaftler noch immer in zwei feindlichen Lagern stehen. Um den Sinn und Zweck der neuen Gründungen der alliierten Akademien zu begreifen, muß man bis auf die Zeit vor dem Kriege zurückgehen.

Damals bestand eine internationale Assoziation der Akademien, die zum erstenmal im Jahre 1899 in Wiesbaden zusammengetreten war. In den achtziger Jahren hatte die Royal Society zwecks Mitarbeit an einem internationalen Katalog der Naturwissenschaften sich an die deutschen Akademien gewandt, und bei dieser Gelegenheit kam man auf den Gedanken einer internationalen Zusammenfassung. Das Kartell der deutschen Akademien (Leipzig, München, Göttingen, Wien, später noch Berlin und Heidelberg), das auch heute noch besteht, hat dann die Initiative zu der Gründung einer internationalen Arbeitsgemeinschaft der Akademien ergriffen und damit einen alten Gedanken von Leibnitz, nach dessen Plan auch die Berliner Akademie organisiert worden war, verwirklicht. Versammlungen fanden alle drei Jahre statt. Vorort war immer die Stadt, in der die Versammlung abgehalten wurde. 1916 hätte Berlin Tagungsort sein sollen, so daß am 1. Januar 1914 die Verwaltung der Assoziation an Berlin überging. Mitglieder dieses Verbandes waren die Akademien von Deutschland, Frankreich, England, Italien, Rußland, den Vereinigten Staaten, den Niederlanden, Belgien, Österreich-Ungarn, Norwegen, Dänemark, der Schweiz, Spanien. Heute sind eine ganze Anzahl von Ländern, die gar keine Akademie besitzen, in den neuen Organisationen vertreten, und zwar teilweise durch Regierungen und teilweise durch gelehrte Körperschaften, die zu diesem Zwecke erst gegründet oder zusammengelegt worden sind.

Im September 1917 fanden Vorbesprechungen unter den alliierten Akademien statt, deren Wortlaut aber nicht vorliegt. An die Öffentlichkeit traten sie zum erstenmal mit den Ergebnissen der Londoner Konferenz vom Oktober 1918, die auf Einladung der Royal Society stattgefunden hatte.

Einstimmig wurde dort als Einleitung zu den Resolutionen eine Erklärung folgenden Inhalts angenommen: Als vor vier Jahren der Krieg ausgebrochen sei, hätten die Männer der Wissenschaft noch hoffen können, daß bei Abschluß des Friedens sich die zerrissenen Fäden wieder knüpfen ließen, und daß die Feinde von gestern sich nach Friedensschluß wieder freundschaftlich auf Konferenzen treffen und ihre Bemühungen für den Fortschritt der Wissenschaft gemeinsam aufnehmen würden . . . .

Wenn heute die Delegierten der wissenschaftlichen Akademien der alliierten Nationen sich vor der Unmöglichkeit sähen, selbst auf wissenschaftlichem Gebiet die persönlichen Beziehungen mit den Gelehrten der Mittelmächte wieder aufzunehmen, ehe diese nicht von neuem in das Konzert der zivilisierten Nationen zugelassen seien, so täten sie dies im vollen Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit und riefen die

Gründe ins Gedächtnis zurück, die sie zu dieser Entscheidung gebracht hätten.

Die Zivilisation habe den Nationen, die den Interessen der Menschheit zu dienen beabsichtigten, gewisse Regeln auferlegt: Anerkennung des heiligen Charakters von Verträgen, besonders derjenigen, die den Kriegszustand beträfen, und die Unterdrückung unnötiger Grausamkeiten gegen die Zivilbevölkerung. Unter diesen Gesichtspunkten hätten die Mittelmächte gegen die Gesetze der Zivilisation verstoßen. Was sie getan hätten, könne durch die einfache Reparation der materiellen Schäden nicht wieder gut gemacht werden.

Um das Vertrauen wiederherzustellen, ohne das jede fruchtbare Arbeit unmöglich sei, müßten die Mittelmächte die politischen Methoden abschwören, deren Anwendung die Greueltaten hervorgebracht hätten, über die die zivilisierte Welt empört sei.

Nach dieser Kriegserklärung gegen die deutsche Wissenschaft ging man an die Abfassung der Paragraphen der neuen Organisation, die die vor dem Kriege bestehende Assoziation der Akademien ersetzen sollte. Als Erstes wurde beschlossen, sobald die Umstände es gestatteten, die Abkommen über internationale wissenschaftliche Verbände von den zuständigen Gruppen der Nationen, die mit den Mittelmächten sich im Kriege befänden, kündigen zu lassen. Die neuen als nützlich für den Fortschritt der Wissenschaft und deren Anwendung erkannten Verbände sollten sofort durch die alliierten und assoziierten Nationen eventuell unter Zuziehung der Neutralen gegründet werden.

Damit war das Tafeltuch zwischen den alliierten Gelehrten und denen der Mittelmächte endgültig zerschnitten. Die Deutschen wurden als Popanz und Kinderschreck hingestellt, und es war für ihr Selbstgefühl auch kein Pflaster, wenn Emil Picard am Ende der Tagung die Hoffnung aussprach, daß eines Tages die unmoralischen Theorien einer Universalherrschaft, wie sie die führenden Klassen Deutschlands verträten, aufgegeben würden, und daß dann die Feinde von heute, von ihrem Wahnsinn geheilt, in das Konzert der freien zivilisierten Völker wiedereintreten könnten.

Nach dem Waffenstillstand trafen sich die Vertreter der alliierten Akademien zu einer Sitzung in Paris vom 26. bis 29. November. Sie beschlossen, provisorisch als internationaler Forschungsrat zu fungieren. Ferner setzten sie einen amtsleitenden Ausschuß von fünf Mitgliedern ein, der die Einzelheiten der wichtigsten zu behandelnden Fragen mit Hilfe der zuständigen Körperschaften prüfen sollte, beispielsweise die Bedingungen, unter denen die Neutralen Mitglieder werden könnten.

Die erste Tagung des internationalen Forschungsrates fand kurz nach der Unterzeichnung des Friedensvertrages vom 18. bis 28. Juli 1919 in Brüssel statt. Die Mitglieder waren: Frankreich, Belgien, Großbritannien, Italien, Kanada, Japan, Neuseeland, Polen, Portugal,

Rumänien, Serbien. Es traten sofort bei: Südafrika, Griechenland, Dänemark, Spanien, Norwegen, die Niederlande, Schweden, die Schweiz, die Tschechoslowakei und Monaco. Später folgten noch Ägypten, Australien, Brasilien, Chile, Mexiko, Marokko, Peru, Siam, Uruguay.

Auch hier wurde wieder in heftigen Ausdrücken gegen die Deutschen Stellung genommen, und die Statuten schlossen mit Hinweis auf die Londoner Erklärung bis zum Jahre 1931, also für zwölf Jahre, die Mittelmächte von der Mitgliedschaft aus. Die Statuten bestimmten ferner, daß die Regierungen diejenigen Körperschaften bezeichnen sollten, die sie im Forschungsrat zu vertreten hätten. Die Stimmenzahl wird nach der Zahl der Einwohner jeden Landes errechnet, ein höchst ungerechtes Verfahren, da dadurch die kleinen Kulturländer Europas weniger Einfluß haben als einige stärker bevölkerte überseeische Länder.

Der internationale Forschungsrat tritt alle drei Jahre zusammen. Seine amtlichen Sprachen sind Französisch und Englisch. Sitz der Organisation ist Brüssel. Er gilt nur als Dachorganisation für eine Reihe von wissenschaftlichen Unionen, die alle die Statuten des Forschungsrates als bindend anerkennen müssen, was z. B. bedeutet, daß kein Land, das nicht Mitglied des Forschungsrates ist, einer seiner Unionen beitreten darf. (Doch sind nicht alle Mitglieder des Forschungsrates in den einzelnen Unionen vertreten.)

Diese Bestimmung ist von weitgehender Bedeutung. Denn da alle vor dem Krieg bestehenden internationalen naturwissenschaftlichen Organisationen von den alliierten Wissenschaftlern als nicht mehr bestehend betrachtet werden, ist Deutschland damit praktisch von der internationalen Arbeit ausgeschlossen, es sei denn, daß es mit Unterstützung einiger neutraler Staaten einige Rumpforganisationen weiterführt. Der internationale Forschungsrat hatte sich allerdings 1919 im Übereifer übernommen, denn eine ganze Anzahl der von ihm geschaffenen Unionen hat nie eine wirkliche Existenz geführt. Wirklich bestehen und arbeiten nur die internationale astronomische, die geodätische und geophysische, die geographische, die mathematische Union und die Union für reine und angewandte Chemie. Die physikalische, die biologische Union, die Union für wissenschaftliche Radiotelegraphie führen offenbar nur ein Schattendasein. Für die geologische, die medizinische und die bibliographische Union (die Statuten der letzteren sind schon in den Protokollen der Sitzungen von 1919 enthalten) konnte selbst auf Anfrage bei dem Generalsekretariat des Forschungsrates nichts ermittelt werden, da sie ihre Arbeiten noch nicht aufgenommen hätten.

Das Hochgefühl des Gegners wollte 1919, einen Monat nach der Unterzeichnung des Vertrages von Versailles, von einer versöhnlichen Geste nichts wissen. Auch 1922, auf der zweiten Tagung des

Forschungsrates, war es nicht viel besser. Ein schwedisch-schweizerischer Antrag, die beiden Sätze in den Statuten, die Deutschland ausschlossen, fallen zu lassen, fand unter Führung Englands solchen Widerspruch, daß die Schweden und Schweizer ihren Antrag zurückzogen.

Ganz anders lagen die Dinge 1925, auf der dritten Tagung des Forschungsrates. Diesmal waren es die Dänen und Holländer, die einen derartigen Antrag stellten und Prof. Lorentz (der heute Vorsitzender der internationalen Kommission für geistige Zusammenarbeit ist) las einen von ihm und seinen holländischen Kollegen unterzeichneten Brief vor, daß nach sechs Jahren es nicht mehr angängig sei, den Boykott gegen die deutsche Wissenschaft weiter aufrecht zu erhalten, auf deren Mitarbeit man nicht verzichten könne. Wie sehr auch von anderer Seite die Mitgliedschaft Deutschlands gewünscht wurde, bewies eine Erklärung, die in Bukarest die dem Forschungsrat unterstellte internationale Union für reine und angewandte Chemie verfaßt hatte, und die die gleiche Forderung aufstellte. Die Belgier waren nicht damit einverstanden, daß die Neutralen, die die Schwere des Krieges nicht am eigenen Leibe gespürt hätten, zu einem Entschluß von so weitgehender Bedeutung trieben. Sie wollten nur insofern in eine Statutenänderung einwilligen, als die Mitgliedschaft zukünftig von der Zugehörigkeit zum Völkerbund abhängen sollte. Allerdings zeigte sich bald, daß der Antrag keineswegs von neutraler Seite allein stammte. Auch die American Mathematical Society hatte den National Research Council (der die Vereinigten Staaten im internationalen Forschungsrat vertritt) von einem Beschluß verständigt, wonach der amerikanische Zweig der mathematischen Union aus dieser austreten werde, wenn nicht nach dem 1. Juli 1926 die Statuten so geändert wären, daß man von einem wirklich internationalen Verband reden könne. Ferner waren Japan, Italien und die in der letzten Sitzung noch keineswegs dafür gewonnenen Engländer jetzt auch der gleichen Meinung. Immerhin gelang es auch diesmal noch nicht, die für eine Statutenänderung nötige Zweidrittelmehrheit zu erreichen. 19 Stimmen waren dagegen, 28 dafür. Spanien enthielt sich (mit fünf Stimmen). Trotz der von verschiedenen Seiten ausgesprochenen Warnung, daß der Forschungsrat in seinem Bestand gefährdet sei, wenn er nicht wirklich universal werde, hatte die Kriegsmentalität einen letzten Sieg errungen. Es ist ein offenes Geheimnis, daß manche Delegationen dabei sogar gegen die Instruktion ihrer Regierung handelten, deren auswärtige Politik ganz andere Ziele verfolgte.

Wie bald man auch in Kreisen des internationalen Forschungsrates einsah, daß es so nicht weitergehen könne, beweist die Tatsache, daß schon drei Monate später, am 13. Oktober 1925, also noch vor Unterzeichnung der Verträge von Locarno, der Vorstand bei einer Be-

sprechung in Paris beschloß, für den Sommer 1926 eine außerordentliche Generalversammlung einzuberufen, deren Aufgabe es wäre, über jene Statutenänderung zu beraten. Auf dieser Sitzung ging alles völlig reibungslos vor sich. Nicht nur die Zweidrittelmehrheit, sondern die Einstimmigkeit wurde sofort erreicht, so daß der Ausschlußparagraph fiel. Ebenso gelangte ein englisch-schwedisch-niederländischer Antrag einstimmig zur Annahme, der Deutschland, Österreich, Ungarn und Bulgarien aufforderte, sofort dem Forschungsrat beizutreten. Mit großer Befriedigung wurde festgestellt, daß man damit eine erste Etappe erreicht habe, denn nun würden die Deutschen bedingungslos der Einladung Folge leisten.

Dieser Optimismus hat sich als verfrüht erwiesen. Verschiedene Mißverständnisse haben verhindert, daß man deutscherseits von der veränderten Sachlage sofort Kenntnis nahm. Es ging alles auf langsamem, bürokratischem Weg; da die Einladung, gemäß den Statuten des Forschungsrates, sich an die deutsche Regierung wandte, die wiederum die Körperschaft zu ernennen hatte, die sie im Forschungsrat vertreten sollte, hat das Sekretariat offiziell den Beschluß der deutschen Regierung mitgeteilt. Von da aus mußte die Angelegenheit wieder erst an die Länder weitergegeben werden. Dies ging so langsam, daß nach einem halben Jahr nur die Heidelberger Akademie von der Einladung unterrichtet war, die übrigen vier deutschen Akademien aber noch nichts davon wußten. Noch Ende Juli 1927 konnte im „Lokal-Anzeiger" ein Artikel von Professor Struve von der Universitäts-Sternwarte Berlin-Babelsberg erscheinen, der nichts von der ein Jahr vorher erfolgten Aufhebung der Ausschlußparagraphen wußte und der dadurch das ganze Problem in einer falschen Beleuchtung sah. Die deutsche öffentliche Meinung war so schlecht unterrichtet, daß sie aus der Tatsache, daß der Sekretär des internationalen Forschungsrates in London wohnt, folgern konnte, die Aufforderung gehe von England und nicht von den bisher so feindselig eingestellten Franzosen und Belgiern aus. Obwohl also im Sommer 1928 der Forschungsrat wieder in Brüssel zusammentritt, hat sich seit jener außerordentlichen Generalversammlung im Sommer 1926 noch nichts geändert. Es soll zwar eine deutsche Denkschrift in Vorbereitung sein, die allgemein die Stellung des Kartells der deutschen Akademien gegenüber dem Forschungsrat klärt, sonst aber ist bisher nichts geschehen.

Mit dem berechtigten Gefühl der Kränkung wegen der früheren Haltung des Forschungsrates läßt sich keine praktische Politik machen. Viel wichtiger ist tatsächliche Kritik, die aber wohl nicht allein von deutscher Seite geübt wird. Die Schwerfälligkeit einer wissenschaftlichen Körperschaft, hinter der die Regierungen stehen, die schon erwähnte Ungerechtigkeit in der Verteilung der Stimmenzahl, die bisherige Untätigkeit einer Anzahl von Organisationen, die wichtige Auf-

gaben zu erfüllen hätten, hat nicht nur in Deutschland Kritiker auf den Plan gerufen. Spezifisch deutsche Gravamina sind die Sprachenfrage (gegen Französisch allein hätte man wahrscheinlich nicht soviel einzuwenden wie gegen Französisch und Englisch, die ihre diplomatische Gleichberechtigung erst dem Vertrag von Versailles verdanken, was daher als betont antideutsch empfunden wird), die Wahl von Brüssel als Sitz der Union, vor allem die Kündigung der alten Assoziation der Akademien, die das Kartell als zu Unrecht geschehen erklärt.

Auch die Teilung der internationalen wissenschaftlichen Körperschaften in naturwissenschaftliche und geisteswissenschaftliche scheint historisch nicht gerechtfertigt — allerdings läßt sich diese Spaltung gerade in der internationalen Zusammenarbeit vielleicht aus dem Krieg und der erbitterten Stimmung, die er zur Folge hatte, erklären:

Die Naturwissenschaftler haben durch ihre Arbeiten Kriegsdienst geleistet. Von ihren Entdeckungen, Erfindungen und Arbeiten hing zum großen Teil die Schlagkraft der Armee, hing die Ausdauer der Zivilbevölkerung ab. Je mörderischer aber die Waffe war, die ein Gelehrter erfand, desto leidenschaftlicher reagierten die Kollegen im feindlichen Lande. Zur Erhöhung der Leidenschaften trug bei, daß die Naturwissenschaftler im Konkurrenzkampf, der nach dem Kriege noch schärfer als früher einsetzen mußte, die wichtigsten Mittel liefern sollten. Gerade auf diese Aufgabe der Gelehrten ist in der ersten Sitzung des Forschungsrates mehrmals hingewiesen worden. Es schien, als ob sich der Kriegszustand verewigen sollte, und als ob gerade die Naturwissenschaftler die wirksamsten Waffen schmieden würden. Gegenüber dieser aktiven Beteiligung im Kriege waren die feindlichen Erklärungen von Historikern und Philologen, die aus der Geschichte die stets bewährte Niederträchtigkeit des Gegners nachwiesen, verhältnismäßig harmloser Natur. (Wenn sie auch als Lehrer in der Lage sind, eine furchtbare Drachensaat zu säen.)

Vielleicht erklärt sich aus der geringeren Gereiztheit während des Krieges, daß die Verhandlungen der internationalen Union der Akademien, also des Verbandes der philologisch-historischen Klassen, von vornherein auf einen viel milderen Ton als die des Forschungsrates gestimmt waren. Wenn man die Protokolle der Sitzungen durchliest, so wird man vergebens nach leidenschaftlichen Reden gegen die deutschen Kollegen suchen. Auch enthalten die Statuten keinen Ausschlußparagraphen. Man hat sich zu Beginn einfach damit begnügt, die Deutschen nicht als ursprüngliche Mitglieder aufzufordern.

Doch hat man immer damit gerechnet, daß die Union bald alle Gelehrten umfassen würde, und eine ganze Anzahl von Ländern, wie die Vereinigten Staaten, Großbritannien, die Niederlande, Dänemark und Norwegen sind nur beigetreten in der Hoffnung, daß bald auch die Deutschen sich ihnen anschließen würden. Die Amerikaner haben

noch in den letzten Jahren wichtige Arbeiten zurückgestellt, weil sie sie nur in Angriff nehmen wollten, wenn Deutsche und Österreicher mitarbeiteten.

Die Statuten der Union der Akademien sind viel weniger kompliziert als die des Forschungsrates. Französisch ist Pflichtsprache nur für Verwaltungsdinge, für alle wissenschaftlichen Fragen stehen Französisch, Englisch, Deutsch und Italienisch gleichberechtigt nebeneinander. Die Union tritt jedes Jahr zu Verhandlungen zusammen, wodurch sie natürlich beweglicher ist als der nur alle drei Jahre Sitzungen abhaltende Forschungsrat. Wenn auch in Deutschland aus begreiflichen Gründen Forschungsrat und Akademien-Union immer in einem Atem genannt werden, so bleibt doch die Tatsache bestehen, daß beide Körperschaften ganz getrennt arbeiten, ja, daß sie nicht einmal offiziell ihre Arbeiten und Protokolle austauschen.

Bis zum Jahre 1926 ist vom Eintritt Deutschlands nicht gesprochen worden. Damals wurde einstimmig ein Antrag angenommen, der noch einmal darauf hinwies, daß die Statuten der Union kein Land ausschlössen, sondern im Gegenteil die Mittel vorsähen, durch welche Akademien und gelehrte Körperschaften, die bisher außerhalb gestanden hätten, eintreten könnten. Die Mittelmächte sind nicht genannt, aber für den Wissenden genügte diese Kundgebung.

Im Jahre 1927 lag ein niederländisch-norwegisch-amerikanischer Antrag vor, durch den das Kartell der deutschen Akademien zur Mitgliedschaft eingeladen wurde. Man hatte sich vorher der Einstimmigkeit versichert, wollte aber nicht den Antrag zur Abstimmung bringen und dann erleben, daß Deutschland sich weigerte beizutreten. Erkundigungen vor der Tagung zeigten, daß die Deutschen nicht eintreten wollten, ehe nicht eine Reihe von Fragen geklärt würden. Nur aus diesem Grunde zogen die Antragsteller ihren Antrag von der Tagesordnung zurück.

Inzwischen haben die Verhandlungen tatsächlich begonnen, und es ist zu hoffen, daß sie bis Mai 1928 zu einem günstigen Ergebnis führen. Die ungarische Akademie ist inzwischen in aller Form beigetreten.

Dies ist die Lage an der Schwelle des Jahres 1928, für das die Akademien-Union auf den Beitritt der philologisch-historischen Klassen der deutschen Akademien rechnet, in dem der internationale Forschungsrat zusammentritt, um dann alle nicht erledigten Fragen wieder auf drei Jahre zu vertagen, in dem eine Anzahl der wichtigsten internationalen Unionen, z. B. die astronomische, ihren Kongreß hat. Die schwierige Lage, in der sich die deutschen Wissenschaftler befinden, soll keineswegs verkannt werden. Man darf aber trotz aller Bedenken und Hindernisse auf ihren guten Willen und ihre Einsicht rechnen, seitdem es gewiß ist, daß auch die Gegenseite mit allen Kräften an Lösungsversuchen arbeitet. Denn: „Alles Festlegen verarmt". (Christian Morgenstern).

Goethe hat einmal zu Eckermann gesagt: „Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität". Diese Weisheit von vor hundert Jahren ist heute schon fast zum Gemeinplatz geworden. Aber da der Erkenntnis noch immer nicht überall die Praxis gefolgt ist, muß, immer in Anerkennung der besonderen Schwierigkeiten der Stunde, diese alte Wahrheit auch heute noch eindringlich gepredigt werden. Mögen die Wissenschaftler aller Länder Wilhelm Meisters Wanderjahre aufschlagen und aus einem ganz anderen Zusammenhang sich als Leitsätze für das neue Jahr die Worte abschreiben:

„Und die Taten mancher Jahre gehn dir in dem Nachbar auf . . .
Welch ein Werkzeug ihr gebrauchet, stellet euch als Brüder dar."

Das Wesen des italienischen „Imperialismus".

Von *Francesco Coppola,*
Herausgeber der Zeitschrift „Politica".

I.

Seit einiger Zeit, hauptsächlich in den letzten Jahren, machte die internationale sozialdemokratische Presse die großen und kleinen Demokratien diesseits und jenseits des Ozeans immer wieder auf den sogenannten italienischen Imperialismus aufmerksam. Diese sich immer wierderholenden Hinweise und die ängstlichen, dilettantischen und zugleich trüben Erörterungen, die sich daraus zu ergeben pflegen, beweisen an sich schon folgendes: erstens die eigensinnige Unkenntnis, die eitle Oberflächlichkeit, mit einem Wort die anachronistische Gewissenlosigkeit, mit denen die Fremden noch immer, selbst nach dem Krieg und dem Siege Italiens, seine historischen Probleme, seinen wirklichen Wert im Weltbild betrachten. Sie beweisen zweitens, daß das Ausland sich — zwar noch unklar — der geistigen Veränderung und der neuen und wachsenden Kraft Italiens bewußt geworden ist; drittens die beharrliche und gefährliche Täuschung, daß sich die Nöte, Fähigkeiten und Rechte Italiens dadurch aus der Welt schaffen lassen, daß man sie fälscht und verzerrt, daß man sie leugnet und unterdrückt, indem man Unkenntnis vorschützt; viertens die Fälschung und Deformierung der politischen Moral und Intelligenz, die seit anderthalb Jahrhunderten einer offiziellen und allgemeinen demokratischen, humanitären Bigotterie in Europa und durch Europa in der ganzen Welt vor sich geht. Zu diesen Methoden des mangelnden Verständnisses und der Abneigung kam noch zum Schluß der Sektenhaß der internationalen Sozialdemokratie gegen den Fascismus.

Was ist denn in Wirklichkeit dieses italienische „Imperium" oder besser gesagt diese italienische Idee einer notwendigen imperialistischen Zukunft, die der Lebensinstinkt des Volkes seit zwanzig Jahren zuerst in der klaren Erkenntnis der wenigen nationalistischen Schriftsteller zum Ausdruck brachte, die dann der Krieg und die fascistische Revolution in dem Bewußtsein des Volkes in wachsendem Maße Wurzel schlagen ließ und auf eine klare und unmißverständliche Weise der

Weltmeinung unterbreitete. Zu häufig hat die Auslandspresse den Glauben an das italienische Bekenntnis aggressiver Absicht und Überrumpelung vorgetäuscht, mit anderen Worten an das Bekenntnis zu dem mythischen „Imperialismus", den die pazifistische, demokratische und nationalistische Demagogie in den letzten Jahren des „demokratischen Krieges" und des „demokratischen Friedens" schuf, um ihn wie das Dunkel dem Licht dem strahlenden Idyll der Wilsonschen und Genfer Welterlösung entgegenzusetzen. Heute mutet uns die letzte Fälschung besonders grotesk an.

II.

Die Wahrheit stellt sich jedoch ganz anders dar. Der italienische imperialistische Gedanke hat in Wirklichkeit verschiedene Aspekte, so wesentlich und untrennbar sie auch miteinander verbunden sind und so sehr sie sich auch ergänzen und durchdringen. Die erste Seite dieses Problems, zugleich die konkreteste und dringendste, ist politischer, wirtschaftlicher und sozialer Natur und kann als eine demographisch-territoriale bezeichnet werden. Es ist wirklich seltsam, daß die Engländer und Franzosen auf der Suche nach Modellen und Analogien des italienischen Imperialismus auf das Imperium Romanum, das Heilige Römische Reich, das Deutsche Reich, auf Rußland und Österreich-Ungarn zurückgegriffen und einfach das britische Reich und das französische Imperium vergessen haben (die offiziellen Namen tun hier nichts zur Sache), die das typische Imperium unserer Zeit sind, das *Kolonialimperium,* das *außereuropäische* und das *überseeische* Imperium. Und das ist es in erster Linie, was man vom Standpunkt konkretester und dringlichster Bedürfnisse versteht, wenn man in Italien von der Notwendigkeit eines italienischen Imperiums, eines kolonialen, außereuropäischen, überseeischen Imperiums spricht.

Die Ausländer mögen beruhigt sein. Kein Mensch in Italien denkt daran, auch nur das kleinste europäische Dorf zu „erobern und zu unterdrücken". Aber Italien mit seiner schnell wachsenden Bevölkerung, die im Jahre 1881 28 Millionen zählte und im Jahre 1925 auf 42 Millionen in der Heimat und 8 bis 10 Millionen im Ausland stieg, und heute größer ist als die Einwohnerzahl Frankreichs, verfügt über einen Bodenbesitz, der sich auf die Hälfte des französischen beläuft und außerdem noch arm an Rohstoffen und Lebensmitteln ist. Auch die italienischen Kolonien, die vielleicht zwanzigmal geringer sind als das französische Kolonialreich und hundertmal geringer als das englische, sind arm an Rohstoffen und bieten keine ausgedehnten Möglichkeiten der Besiedlung. Die Existenzmittel Italiens sind daher für seine Bevölkerung ungenügend, und dieser Mangel wird sich durch ihr Anwachsen auf eine immer tragischere Weise verschärfen. Was können nun die Italiener tun, um der Gefahr dieses tragischen Mißverhältnisses zu entgehen? Auswandern? Und sie wandern in der

Tat aus, und dieser Strom der Auswandernden stieg im Jahre 1913 auf eine Million Menschen. Es war die lebendige Kraft des Landes, die sich durch die Welt zerstreute, um dem Reichtum und der Macht der anderen Völker zu dienen, aber jedenfalls war es ein Sicherheitsventil, und dieses Ventil ist heute fast vollständig geschlossen. Soll man also auf die industrielle Entwicklung rechnen? Die italienische Industrie hat tatsächlich eine große Entwicklung erfahren und ist noch im Aufstieg begriffen. Aber der Industrie eines Landes, das keine Rohstoffe besitzt, sind natürliche und nicht sehr weite Grenzen gesetzt, die man zu erreichen, aber nicht zu übersteigen vermag. Aus all dem ist ersichtlich, daß sich hier einerseits eine wirkliche wirtschaftliche Abhängigkeit ergibt, die sich nicht anders als in einer indirekten politischen Abhängigkeit auswirken kann, und andererseits die nicht zu ferne Drohung einer gewaltigen Arbeitslosenkrise, die die ernstesten, sozialpolitischen Konsequenzen für Italien selbst und dann für Europa haben könnte.

Es hat keinen Wert, internationale Kombinationen oder Vereinbarungen zu ersinnen, um italienische Arbeiter in Länder und fremde Kolonien zu schicken, die Arbeitskräfte brauchen, und im Austausch dagegen Rohstoffe zu erhalten. Lösungen dieser Art, die zynisch, materialistisch und zugleich individualistisch sind, lassen sich auf die Dauer nicht anwenden. Mehr als ökonomisch und sozial ist es ein politisches und ethisches, ja ein Nationalproblem, und dem politischen und ethischen Nationalproblem muß man auch das wirtschaftliche und soziale unterordnen. Die wirtschaftliche Unabhängigkeit hat in erster Linie Wert, weil sie die praktische Vorbedingung der politischen Unabhängigkeit ist, und als solche muß sie vollkommen gesichert sein. Die für unsere Existenz notwendigen Rohstoffe müssen uns gehören. Sie können nicht von internationalen Abkommen abhängen, die ein politischer Konflikt zerstören kann, und auch nicht von dem guten Willen ausländischer Mächte, denen gegenüber wir auf diese Weise die notwendige Fülle unserer politischen Freiheit verwirken würden. Andererseits ist das italienische Volk kein Austauschprodukt, das man gegen Eisenphosphate verschachert, um so weniger eine unbequeme Last, der man sich um jeden Preis entledigen muß, indem man sie zur Fruchtbarmachung des fremden Reichtums und der fremden, mit uns konkurrierenden, Macht verschickt. Es ist auch nicht eine hirnlose Summe von Individuen, die vom Standpunkt des bloßen individuellen und materiellen Wohlstands angesehen werden kann. Die wachsende italienische Bevölkerung soll und muß in Italien verwertet werden. Es ist das lebendige italienische Blut, das als Kraftelement für die italienische Macht ausgenutzt werden muß, sie darf nicht zuerst als Gast und dann als Untertan in fremde Länder gehen, sondern soll italienisch auf italienischem Boden verbleiben, unter der italienischen Souveränität das neue Überseeitalien gründen, bevöl-

kern und zur Macht führen. Es ist daher offensichtlich, daß Italien, wenn es sich nicht einer Zukunft der Armut und der unmittelbaren wirtschaftlichen und politischen Abhängigkeit ausliefern will, wenn es sich nicht unbewußt und unvorbereitet in irgendeine verzweifelte soziale oder internationale Krise stürzen will, wenn es nicht weiterhin in dem tragischen Malthusianismus der gezwungenen Emigration verbluten oder sich im Namen einer edlen pazifistischen Moral einen direkten Malthusianismus schaffen soll, wie es ihm die vornehmen Damen der amerikanischen und skandinavischen Komitees raten, *seine Rohstoffe* auf *seinem Boden* mit *seiner Bevölkerung* erlangen muß, das heißt Kolonien, ein Kolonialreich besitzen muß, wie es England und Frankreich besitzen.

III.

Mit dieser allgemeinen kolonialen Seite der italienischen imperialistischen Idee verschmilzt das spezifische Problem des Mittelmeers. Italien ist das einzige große europäische Volk, das eine ausschließliche Mittelmeermacht ist, vollkommen vom Mittelmeer eingeschlossen, das keine anderen Seeverbindungen mit der Welt hat als über das Mittelmeer. Seine Landesgrenzen sind im Vergleich zu seinen Küstenlinien sehr kurz, und über diese Grenze zieht sich die hohe Alpenkette, die höchste Gebirgskette Europas, über die es notwendigerweise nur wenige, ungenügende und kostspielige Zugangslinien gibt. Der Verkehr Italiens wird zu vier Fünfteln über das Meer getätigt. Fast alle unentbehrlichen Ernährungsprodukte und fast alle für unsere ganze Industrie unentbehrlichen Rohstoffe werden uns übers Meer zugeführt. Alle Wege der Einfuhr und Ausfuhr Italiens, seiner Auswanderung und seiner Expansion, seiner Macht und seiner Freiheit liegen auf dem Meere, seine Zukunft, seine Existenz liegen auf der See. Und zwar auf dem Mittelmeer.

Sein Geschick ist mit dem Gleichgewicht des Mittelmeers untrennbar verbunden. Von seiner Lage in diesem Gleichgewicht hängen im entschiedenen Augenblick seine Macht, seine Prosperität, seine Freiheit und seine Sicherheit ab.

Und doch ist Italien im Mittelmeer fast ein Gefangener und sicherlich in einer untergeordneten und gefährdeten Lage. Die beiden Tore des Mittelmeers, über die sein Verkehr mit der außereuropäischen Welt geht, befinden sich in fremden Händen. Die ganze afrikanische und asiatische Küste des Mittelmeers von Tanger bis Alexandretta, mit Ausnahme des Streifens Lybiens, der größtenteils eine Wüstenstrecke ohne Hafenanfahrt ist, wird von anderen Mächten beherrscht. Von Toulon bis Korsika, von Korsika bis Biserta, von Biserta bis Malta, von Malta bis Korfu, von Korfu bis Spalato und Sebenico wird unsere Halbinsel von einer gewaltigen Krone fremder Flottenstützpunkte umlagert. Im ganzen Mittelmeerbecken sind die Glanzspuren des Imperiums von Rom, Venedig, Genua und Neapel Zeugen der jahr-

hundertealten Vorherrschaft der italienischen Macht und Zivilisation, und auch heute besitzen die Italiener im Vergleich zu anderen westlichen Mächten viel zahlreichere Kolonien, aber heute — abgesehen von dem inzwischen italienischen Dalmatien, das der jugoslawischen Souveränität ausgeliefert wurde — stehen die Italiener in Syrien und Marokko unter dem Mandat und Protektorat Frankreichs, in Palästina und Ägypten unter dem Mandat Englands und der englisch-ägyptischen Souveränität. In Anatolien, wo sie auch jeder rechtlichen Verteidigung beraubt sind, erleiden sie die tägliche Unterdrückung der kemalistischen Xenophobie; in Algerien sind die 150 000 Italiener entnationalisiert worden. In Tunesien, unmittelbar der sizilianischen Küste gegenüber, leben die hunderttausend Italiener unter der ständigen Drohung der zwangsweisen Entnationalisierung. Auch nach dem siegreichen Kriege versucht man, Italien aus dem internationalen Regime von Tanger auszuschließen, und mit einer wirklich unerhörten Methode, deren Unaufrichtigkeit von Tag zu Tag ersichtlicher wird, hat man unter Vergewaltigung der Kriegsverträge, der Gerechtigkeit wie des gesunden Menschenverstandes Italien von der Levante ausgeschlossen. Während England sich das Mandat über Mesopotamien und Palästina und das über Syrien geben ließ, wollte man Italien nicht einmal erlauben, den Dodekanes zu behalten, den es allein und mit eigenen Waffen noch zur Zeit des lybischen Krieges erobert hat. Bei dem heutigen Zustand des Mittelmeers ist Italien nicht nur in seiner Macht eingeengt und in seiner notwendigen Expansion abgewürgt, sondern auch in seinem Verkehr, das heißt in seinen Existenzmitteln bedroht, bedroht auch in seiner Sicherheit, seiner Freiheit, bedroht in der Nationalität seiner Auswanderer.

Das Problem des Mittelmeers ist daher für Italien neben dem seiner kolonialen Expansion das größte, wesentlichste und dringlichste historische Problem. Es deckt sich mit dem Problem der kolonialen Expansion, die sich nur über das Mittelmeer hinaus vollziehen kann. Es wird mit der Frage der Ausbreitung zusammen zum Problem der Freiheit und Sicherheit. Es ist nicht nur ein nationales und koloniales Problem, es ist auch ein Problem der dringendsten Notwendigkeit. Zuerst der Instinkt und dann später das Bewußtsein dieser Notwendigkeit, das ist in seinen spezifischen und konkreten Aspekten der italienische Imperialismus.

IV.

Es gibt noch eine allgemeinere, politische Seite dieses Problems. Italien ist heute unter den Großmächten das zusammengeschlossenste und dynamischste Land. Im Vergleich zu England, das von Irland getrennt, von einer schweren sozialen Krise aufgewühlt, durch die zentrifugalen und amerikanisierenden Tendenzen der Dominions gelähmt und beherrscht wird, im Vergleich zu Frankreich, das demographisch erschöpft, von einem harten, individualistischen Egois-

mus, der in den Höhen ein raffinierter, plutokratischer Materialismus und in den Tiefen ein sozial-kommunistischer Materialismus ist, zerfressen und durch die parlamentarische Unfähigkeit eines republikanischen Parteisystems bedrängt wird, im Vergleich zu dem halb protestantischen, halb katholischen, in einzelne Länder zerrissenen Deutschland, im Vergleich zu dem asiatischen, byzantinischen, europäischen Rußland, in dem die sprach- und blutsverschiedenen Nationen langsam und unentrinnbar durch die bolschewistische Zersetzung ihren Zerfall erleben, im Vergleich zu den Vereinigten Staaten von Amerika, in denen der Prozeß einer homogenen, nationalen Assimilierung der zahlreichen Rassen und unabsehbaren religiösen Sekten kaum begonnen hat, steht Italien als das Land fruchtbarer, wachsender Jugend da, in der Einheit des Blutes, der Kultur und des Geistes; ganz katholisch und ganz monarchistisch, vom Patriotismus und dem Glauben an sein eigenes Geschick durchglüht, ist es wirklich unter den Großmächten das einheitlichste, dynamischste, geschlossenste Land. Den zweiundvierzig Millionen Italienern, die im Lande leben, und den acht oder zehn Millionen, die über die ganze Welt zerstreut sind, hat der gemeinsam erlebte furchtbare Krieg das einheitliche Bewußtsein ihrer nationalen Würde verliehen. Nachdem sie dreimal, durch die Erklärung ihrer Neutralität, durch den Eintritt in den Krieg und durch die zweifache Schlacht an der Piave das Schicksal dieses Krieges entschieden hatten, schöpften sie das Bewußtsein ihrer Kraft. Die Mißgriffe und Unterdrückungen, die sie durch den Friedensschluß erlitten hatten, gaben ihnen die nötige Bitterkeit, die eine Reaktionsenergie hervorrief und ihnen den realistischen Sinn für den unerbittlichen, internationalen Wettstreit verlieh, der dauernde, offensichtliche Aufstieg in allen Zweigen des nationalen Lebens gab ihnen die Hoffnung auf eine große Zukunft. Die fascistische Revolution stattete sie mit dem einheitlichen Gefühl dieser Würde und dieser Kraft aus, mit dem einheitlichen Willen, diese Rechte in der Welt zu bestätigen und diese Zukunft zu erobern.

Unter solchen objektiven und subjektiven Bedingungen fühlt Italien in sich eine Reihe von Fähigkeiten, die Kraft und das Recht, um nicht nur nominell und in leerer diplomatischer Täuschung, wie es vor dem Weltkrieg war, sondern effektiv und vollkommen als eine Großmacht zu gelten. Und in der Hierarchie der Großmächte verlangt es die Stellung, die ihm wirklich zukommt. Es kann nicht länger dulden, daß auf der Weltbühne den anderen die Heldenrollen zufallen und es sich mit den Nebenrollen begnügen muß, daß, während die anderen Weltgeschichte machen, ihm das Erbteil der Teilnahme oder der Passivität zufällt. Es hat Anspruch auf die führende Rolle in der internationalen Politik, auf den Anteil an der Formung der Weltgeschichte. Es kann nicht länger dulden, daß es internationale, selbst noch so ferne Probleme geben mag, von denen es ausgeschlossen wird, ohne daß man auf seine Stimme hört, seine Interessen, sein Urteil, seinen Willen berück-

sichtigt. Und wenn dies Imperialismus heißt, so ist dies eine andere Seite des italienischen Imperialismus.

V.

Aber es gibt noch eine dritte Seite, die geistige, historische, im weiteren und überlegeneren Sinne. Nachdem Italien in seiner neuen, vereinheitlichten Jugend, die im Krieg und im Sieg geprüft und gestählt wurde, die Wege und Ziele Roms, das römische Gefühl und den Stolz auf sein Schicksal wiedergefunden hat, wacht in ihm auch der Zusammenhang mit den Jahrhunderten, mit seiner Tradition und Berufung und der universellen Mission seines Genies auf. Wenn es wirklich in der Welt ein universelles Genie als Fähigkeit zu denken und zu handeln sub specie universali gibt, so ist dieses Genie römisch und italienisch. Alles, was geistig universell in der westlichen Zivilisation war, hatte und hat seinen Ursprung und seine Wiege in Rom und Italien, war und ist römisch und italienisch. Die ganze westliche Zivilisation ruht noch heute auf ihren römischen Fundamenten. Römisch ist auch die Idee des Staates, auf dem die modernen Völker ihren politischen Aufbau errichtet haben. Römisch ist die Idee des Imperiums, auf dem die größten herrschenden Mächte von heute ihre Hierarchie und ihre Herrschaft über die abhängigen und unterworfenen Völker aufgebaut hatten. Römisch ist auch die Idee des öffentlichen und privaten Rechtes, auf dem noch heute die Gesellschaft innerhalb des Staates und des Imperiums organisiert ist. Römisch, griechisch-römisch ist auch noch heute die fundamentale Kultur der westlichen Welt, die ewige klassische Norm, zu der nach längeren oder kürzeren Abschweifungen unvermeidlich der menschliche Gedanke zurückkehrt. Und italienisch ist in erster Linie die Renaissance, die diese klassische Norm des Gedankens auf der trüben, mittelalterlichen Anarchie von neuem aufbaut. Griechisch-römisch in der Antike, italienisch in der Renaissance war der höchste Ausdruck der Kunst, in dem die Menschheit die Fülle des Lichts und ihre beste Ausdeutung gefunden hat. Römisch-italienisch war endlich die katholische Kirche, die seit mehr als anderthalb Jahrtausenden trotz und angesichts der späteren oberflächlichen protestantischen Verirrungen, der ganzen Zivilisation des Westens ihre religiösen und ethischen Regeln, das heißt die höchste und tiefste geistige Einheit verliehen hat. Römisch mit einem Wort und italienisch war der Gedanke, das Genie der Ordnung, der Klarheit und der Autorität: Ordnung, Klarheit und Autorität in dem politischen Leben des Staates, in dem sozialen Zusammenleben der Menschen, in der internationalen Hierarchie der Völker; Ordnung, Klarheit und Autorität in der Schaffung und Entwicklung des Gedankens, in dem Ausdruck der Kunst, in der religiösen Auffassung der Welt, in dem moralischen Gesetz der Menschheit. Ordnung, Klarheit, Autorität, ohne die es nur Anarchie und Eigenwilligkeit, Hilflosigkeit, Ver-

wirrung und Zerstörung, mit einem Worte die Barbarei gibt. Kein anderes Volk hatte im ganzen Lauf der Geschichte eine universelle Berufung und Funktion, die sich mit der Roms und Italiens vergleichen lassen. Kein anderes Volk hat wie dieses sub specie universali und sub specie aeternitatis gelebt, gedacht, gehandelt. Alles, was im Laufe der Jahrhunderte universell war oder sein wollte, war oder wollte römisch sein, war in Rom geboren oder suchte im Namen Roms Titel und Berechtigung seiner Mission. Römisch war das unvergleichliche Mittelmeerreich, das sich von der lybischen Wüste bis zu den hyperboreischen Ländern erstreckte, vom Atlantik bis zum Euphrat, das nach seinem Ebenbild Länder und Seen schmolz und formte, die antike Welt vereinheitlichte und die unzerstörbaren Fundamente der modernen legte. Zehn Jahrhunderte nach der Trennung hat das byzantinische Reich die Tradition des universellen Rechts für sich in Anspruch genommen, sich noch immer das römische Reich des Ostens genannt. Auch das mittelalterliche Deutsche Reich wiederholte Cäsars Anspruch auf die universelle Monarchie und nannte sich das Heilige Römische Reich. Selbst das Christentum fand nur in Rom nicht nur den Namen, sondern auch den Geist, die Stimme, die Macht der Ausstrahlung, um wirklich katholisch, das heißt universell zu werden. Und als die große, barbarische Flut den Westen überschwemmte, hütete Rom und Italien jahrhundertelang die Flamme der Zivilisation, bis die Eindringlinge durch die geistige Kraft des Rechtes, der Religion und der Moral gezähmt und assimiliert wurden, in der Renaissance die Flammenfackel über die Welt erhoben, um Licht in das moderne Zeitalter zu bringen.

Dies alles haben die Italiener immer gewußt, selbst als sie noch unterdrückt waren. Heute fühlen sie es, und das macht den ganzen Unterschied aus. Heute fühlen sie mit einer neuen Intensität die wesentliche Kontinuität der Rasse, dieses seltsame Bild ihres Genies und ihrer Berufung. Sie wissen zum Beispiel, daß, wenn die großen modernen Reiche, das spanische, das portugiesische, das holländische und später das britische und französische eine zivlisatorische Funktion und einen moralischen Wert hatten und haben, sie diesen Wert und diese Funktion dem Umstande entnahmen, daß sie zum Vehikel der großen universellen Idee des Okzidents wurden, die weder auf der iberischen Halbinsel, in den Niederlanden noch in England oder Frankreich beheimatet war, sondern in Rom und Italien ihren Ursprung hatte und Rom und Italien die Kraft und den Glanz verdankte. Und die Italiener glauben, daß sie wirklich das Recht haben, nun selbst die große, tausendjährige Idee aufzugreifen, die sie der Welt vermachten, um sie von dem späteren, fremden Beiwerk zu befreien und sie nicht mehr auf dem Umweg, sondern unmittelbar, in ihrem eigenen Namen, und für sich selbst in die Welt zu tragen. Die Italiener empfinden heute umso stärker ihre universelle Berufung als ein Recht und eine Pflicht ihres nationalen Adels, da angesichts der neuen Welle, zwar

nicht der barbarischen Horden sondern der barbarischen Ideologien des Individualismus, des Materialismus, der Anarchie, die von der Reformation bis zum Kommunismus, über die romantische und demokratische Degeneration, über die nationalistischen, sozialistischen und internationalisierenden Verirrungen hinweg, über den Parlamentarismus, das Wahlrecht, den Klassenkampf immer stärker in den letzten Jahrhunderten anschwoll und noch einmal die westliche Zivilisation zu überschwemmen drohte, Italien sich noch einmal allein erhob, um mit der fascistischen Revolution, für sich und für die Welt, das klassische römische Prinzip der Ordnung, der Klarheit und der Autorität, die Idee des Staates als Quelle des Rechts, der Macht als Ziel des Staates, die Idee des Lebens als einer religiösen und zivilen Miliz, der nationalen und internationalen Gesellschaft als Hierarchie der Menschen und Völker, den monarchistischen und nationalistischen Gedanken zu erwecken und durchzusetzen. Und die Italiener sind sich andererseits ihrer universellen Berufung umso stärker bewußt geworden, da angesichts der zweifachen Drohung, der asiatischen Revolte und der amerikanischen Hegemonie, die im Orient und Okzident sich gegen die jahrhunderte-alte Vorherrschaft Europas auflehnten, Italien, als authentischer, unmittelbarer Vertreter der römischen und katholischen Zivilisation Europas die hohe Aufgabe seiner Erstgeburt, die ihm nach fünfzehn Jahrhunderten zum zweitenmal sein seltsames Geschick auferlegt, ahnt und sich für sie vorbereitet. Conscia fati.

So gliedert sich in seinem dreifachen Aspekt der demographisch-territorialen Notwendigkeit, das heißt der notwendigen kolonialen Ausdehnung am Mittelmeer, des Anspruches auf die Weltmacht innerhalb der internationalen Hierarchie und letzten Endes des Bewußtseins und Willens der eigenen universellen Berufung, der imperialistische Gedanke in seinem politischen, historischen und ethischen Wert; der Gedanke, der heute in Italien nach dem zweifachen Sieg, dem Sieg der Waffen über die Feinde des Weltkrieges, dem Sieg des Geistes über die demokratischen Ideen der europäischen Dekadenz wiedererweckt wurde, und zwar nicht als politische Absicht, sondern als Bewußtsein der Tatsachen.

Rundschau

In der „Fortnightly Review" vom Dezember schreibt Augur über „Stresemanns Schwierigkeiten". „In der ganzen Nachkriegszeit hat niemand die Deutschen mehr gedemütigt, als sie es selbst taten, indem sie die Veröffentlichung der ernsten Vorwürfe, die der Reparationsagent an den Finanzminister richtete, hervorriefen. Die Welt ist sich der Tatsache bewußt geworden, daß in Berlin jetzt ein Amerikaner sitzt, der die wirtschaftliche Lage im Interesse der Gläubiger Deutschlands kontrolliert. Die Antwort der deutschen Regierung auf das Memorandum von Parker Gilbert hat den Eindruck geschaffen, daß die ausländische Kontrolle notwendig sei. . . Sie ist in Wirklichkeit viel demütigender als die Ruhrbesetzung oder die alliierte Militär-Kontrollkommission in Berlin. Während der Außenminister versucht, Deutschlands Stellung in Europa als Großmacht aufzubauen — als eine ebenbürtige Nation unter Ebenbürtigen —, zerstört sein Kollege, der Finanzminister, seine Arbeit durch seinen dummen Streit mit dem Generalagenten. Herr Köhler war früher ein fähiger Beamter im Großherzogtum Baden. . . . Dank der Revolution ist Herr Köhler langsam in die erste Reihe der Politik vorgerückt, anscheinend nach dem Prinzip, daß bei den Blinden der Einäugige König wird. Die Veränderung seiner Tätigkeit hatte keinen Einfluß auf Herrn Köhler, dessen Mentalität die des typischen Geheimrates blieb. Er war nicht in der Lage, die Eigenschaften Parker Gilberts richtig zu würdigen und den Vorteil zu erkennen, der sich aus Gilberts ehrlichem Wunsche, der deutschen Republik zu dienen, gewinnen ließ. Er hat seine Warnungen nicht beachtet, und es gelang ihm nicht, ein freundschaftliches Zusammenarbeiten herbeizuführen. . . Auf diese Weise wurde die Demütigung des Memorandums unvermeidlich. Es ist charakteristisch für die Mentalität eines Geheimrates, daß in diesem Falle Herr Köhler seine Kollegen nicht besser behandelte als Herrn Parker Gilbert. So erfuhr Stresemann von dieser ganzen verhängnisvollen Sache erst, als sie in der Öffentlichkeit bekannt war." Augur zitiert die Antwort, die im Jahre 1895 Sir Edward Malet, der britische Botschafter, dem Kaiser Wilhelm gab, als er ihn nach dem Grund der unfreundlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Großbritannien fragte: „Wenn Sie mir erlauben, die Antwort in einem Worte zusammenzufassen, so möchte ich sagen — Dr. Kayser.' Dr. Kayser war damals Unterstaatssekretär im Auswärtigen Amt und hat durch seine Einmischung die beiden Länder fünf Jahre lang daran verhindert, ihre Streitigkeiten in Afrika zu regeln. . . Der verhängnisvolle Krieg hat Deutschland von den Hohenzollern befreit, aber das Joch der Geheimräte blieb bestehen. Ihre Tätigkeit in den Fragen der Innenpolitik betrifft die Deutschen allein, aber sobald sie den Frieden und die Einheit in Europa gefährdet, sind auch wir berechtigt, unsere Befürchtungen auszusprechen. . . *Stresemann ist in dem Trio Chamberlain, Briand, Stresemann der jüngste und aktivste. Er hat sich in Genf auf eine verblüffende Weise bewährt, und wenn er kein Deutscher wäre, würde er heute die beherrschende Persönlichkeit des Völkerbundes sein.* Herr Stresemann hat eine große Leistung für sein Land vollbracht. Ja, man kann sagen, trotz seines Landes, das ihn nicht versteht. Wir können uns die Wut des Staatsmannes vorstellen, wenn ein Geheimrat wie Herr Köhler durch sein ungeschicktes Verhalten einen gut durchdachten Plan zerstört. Selbst in seinem eigenen Ministerium ist Stresemann von der Obstruktion durch die Geheimräte nicht frei. Man braucht nur auf die skandalöse Art hinzuweisen,

in der die Handelsvertragsverhandlungen mit Polen seit Jahren in eine Sackgasse hineingesteuert wurden. Der Name des für diesen Zustand verantwortlichen Geheimrats in der Wilhelmstraße ist kein Geheimnis. Herr Stresemann ist kein Freund der Polen. Wie könnte er es als ein patriotischer Deutscher sein? Aber als Staatsmann weiß er, daß Deutschland mit seinen Nachbarn in Frieden leben muß. Stresemann will den Frieden. Er hat sich mit der Existenz Polens als mit einer unvermeidlichen Tatsache abgefunden und zieht die sich daraus ergebenden Konsequenzen. Aber Deutschland ist eins, und die Junker in Ostpreußen und östlich der Elbe sind etwas anderes. Die Interessen Deutschlands als Ganzes sind für sie von geringer Bedeutung. Sie sehen in Polen den Erbfeind, der das verlorene Land zurückgewonnen hat und der sie jetzt auf dem Lebensmittelmarkt zu unterbieten droht. Es ist kein Witz, wenn wir sagen, daß es der Widerstand der preußischen Junker gegen die Einfuhr der billigen polnischen Schweine ist, der ihre alten Verbündeten, die Geheimräte, dazu gebracht hat, Stresemanns Bemühungen, zu einer endgültigen Regelung mit Polen zu kommen, zu vereiteln. Während der Minister mit der Geduld einer Penelope versucht, das Netz der guten Beziehungen zu knüpfen, vernichten die Geheimräte in der Wilhelmstraße über Nacht seine Arbeit, die er von neuem beginnen muß. Einige Male haben die Verhandlungen mit Warschau kurz vor dem Abschluß gestanden. Aber die Unterhändler wurden plötzlich von der Wilhelmstraße abberufen, und seltsamerweise geschah dies immer während einer der zahlreichen Abwesenheiten des Ministers von Berlin. Vierundzwanzig Stunden genügten, um die Arbeit einiger Monate zunichte zu machen. Herr Stresemann versucht jetzt noch einmal, die Schwierigkeiten mit den Geheimräten zu überwinden, und wir werden seine Bemühungen mit mitfühlendem Verständnis verfolgen. Der Vorfall mit dem Memorandum des Generalagenten hat seine Stellung befestigt. . . Aber dies ist nur der Beginn des notwendigen Kampfes gegen die reaktionären Geheimräte. In den diplomatischen Ämtern Europas hört man immer wieder, sobald von der deutschen Seite ein neuer Schritt angekündigt wird, die Bemerkung: „Man kann sich schon darauf verlassen, daß die Deutschen sich alle Chancen selbst verderben werden." Zu diesem Ruf haben die Geheimräte in hohem Maße beigetragen." Augur weist noch darauf hin, daß die Erstarkung der Stellung Deutschlands seit der Regierung Stresemanns am besten aus der Tatsache ersichtlich ist, daß Deutschland aufgefordert wurde, an der Regelung des polnisch-litauischen Streites mitzuarbeiten. Als die Alliierten vor weniger als einem Jahre zum erstenmal in Kowno intervenierten, um den absurden Kriegszustand mit Polen zu beenden, hat noch keiner daran gedacht, Deutschland zur Beteiligung an dieser Demarche einzuladen.

In der „English Review" vom Dezember schreibt Jacques Seydoux über den *Dawes-Plan und die Kriegsschulden.* Nach einer längeren Einführung in die bei uns allgemein bekannte Geschichte der Reparationsverhandlungen,zu der er nichts wesentlich Neues beisteuert, schreibt Seydoux über die Notwendigkeit der Revision des bei der Londoner Konferenz vereinbarten Zahlungsplanes. Er betont die Tatsache, daß, selbst wenn der Dawes-Plan tausend Jahre funktionieren würde, Deutschland nie in der Lage wäre, seine Schulden in dem am 1. Mai 1921 festgesetzten Ausmaße zu bezahlen. „Deutschland hat bis jetzt noch keine Revision verlangt, wenigstens die deutsche Regierung tat es nicht. Aber die Presse, die Nationalisten und verschiedene andere Kreise treten für eine Revision des Dawes-Planes ein. *Wir müssen uns dessen bewußt werden, daß eine solche Revision notwendig ist, und einmal vorgenommen werden muß.* (Dieser Aufsatz ist vor dem Briefe Parker Gilberts geschrieben. Anm. d. Red.) Aber es wäre gut, abzuwarten, bis der Dawes-Plan eine Weile funktio-

niert, um Deutschlands Zahlungsfähigkeit abschätzen zu können und die Summe der Zahlungen festzusetzen, die es ohne Störungen seiner Wirtschaft leisten kann." Seydoux weist darauf hin, daß Frankreich, Belgien und Italien von jetzt an durch den Dawes-Plan mehr bekommen werden, als sie an England oder die Vereinigten Staaten an Kriegsschulden zu zahlen haben. In wenigen Jahren, gegen 1935, wird Großbritannien in derselben Lage sein, und England hat ausdrücklich erklärt, daß es nicht mehr von seinen Gläubigern verlangt, als es selbst an die Vereinigten Staaten zu zahlen hat. „Die Alliierten würden durch die Aufhebung des Dawes-Planes nichts gewinnen, solange sie ihre Schulden an die englische und amerikanische Regierung zahlen müssen. Erst wenn das Mellon-Baldwin-Abkommen ausbezahlt ist, werden wir Deutschland sagen können, daß wir sein Geld nicht länger brauchen. Und in der Zwischenzeit werden die Summen, die Frankreich, Belgien und andere Länder für ihre verwüsteten Gebiete ausgegeben haben, wenigstens zum Teil wieder eingebracht sein."

In Übereinstimmung mit dem Direktor des „Institute of Economics" ist Seydoux der Ansicht, daß der 1. September 1929 der geeignete Zeitpunkt zur Revision des Dawes-Planes sei. „Erst dann werden wir klar sehen können, ob die deutschen Annuitäten in derselben Höhe aufrechterhalten werden können oder ob man gezwungen sein wird, sie herabzusetzen. Meiner Ansicht nach ist diese Summe, ganz unabhängig von dem Zustand der deutschen Wirtschaft, entschieden zu hoch. Es darf nicht vergessen werden, daß Großbritannien große Schwierigkeiten hat, der amerikanischen Regierung eine Annuität von 35 Millionen Pfund Sterling, also 700 Millionen Goldmark, zu zahlen. Wir können nicht annehmen, daß Deutschlands Transferfähigkeit dreimal so groß wie die Großbritanniens sein könnte."

In dem „New Statesman" vom 3. Dezember schreibt Sisley Huddleston über *„Die Pakte gegen den Frieden"*. „Es ist mir unerklärlich, wie der Völkerbund Verträge tolerieren, geschweige denn ratifizieren kann, die auf dem Prinzip des status quo basiert sind. Sie stehen entschieden im Widerspruch zu den Satzungen. Es läßt sich nicht voraussagen, wie und wann politische territoriale Änderungen vorgenommen sein werden, und das Verlangen nach der Revision der schändlichen, aufreizenden und ungerechten Verträge von Versailles, Saint Germain und Trianon ist verfrüht und kann jetzt nur Schaden anrichten. Und doch haben die Völkerbundssatzungen eine solche Revision vorausgesetzt, und einige der Väter der Friedensverträge vom Jahre 1919 haben ihre Mitschuld an diesen Verträgen dadurch entschuldigt, daß die Satzungen die Notwendigkeit der Revision zugeben. Die Artikel 19 und 20 sprechen eine deutliche Sprache, und ich sehe nicht, wie Sonderverträge zwischen Mitgliedern des Völkerbundes, die sich auf den status quo stützen, vertreten werden können." Huddleston weist auf die Gefährlichkeiten der neuen diplomatischen Kristallisierungen auf dem Kontinent hin. *„Jeder Pakt ruft einen Gegenpakt hervor. Jede Gruppierung wird durch eine feindselige Gruppierung beantwortet.* Europa spaltet sich mit Zustimmung des Völkerbundes in feindliche Lager, und die Führer dieser Bewegung sind die wichtigsten Mitglieder des Völkerbundes. Die neuen Pakte werden von Männern gemacht, deren pazifistische Absichten allgemein gepriesen werden, und das Unheil breitet sich unter der Hülle der Äußerungen freundschaftlicher Gefühle aus. Wir haben eben ein auffallendes Beispiel eines Paktes und Gegenpaktes erlebt, durch die sich die Kriegsgefahr in Europa noch verstärkt hat. Am 11. November haben Frankreich und Jugoslawien einen Vertrag unterzeichnet. Am 22. November hat Italien als Antwort den zweiten Vertrag von Tirana geschlossen. Es war ohne Zweifel Italien, das zuerst diese Schlacht der Verträge begonnen hat, denn der erste Vertrag von Tirana

wurde am 27. November 1926 geschlossen. Briand hat auch erklärt, daß der französische Vertrag mit Jugoslawien keine Spitze gegen Italien enthält und daß es Italien freisteht, einen Drei-Mächte-Pakt zu schließen. Jugoslawien hat auch seine friedliche Einstellung gegen Italien betont. Aber trotzdem bedeuten diese Verträge, daß die europäischen Länder sich zusammenzuschließen beginnen, wie sie es vor fünfzig Jahren getan haben." Huddleston schildert dann noch das Verhältnis zwischen Frankreich und Italien. „Ein Vorfall nach dem anderen hat Frankreich und Italien sowie Jugoslawien in feindliche Lager getrieben. Der Fehler lag hauptsächlich auf der Seite Italiens, wo die kriegerischen Äußerungen Mussolinis mit Begeisterung aufgenommen wurden. Aber Frankreich hat immer gern eine Missionarsrolle gespielt. Es wollte die anderen Länder zur Annahme seiner politischen Ideale bringen. Im Namen der Freiheit wollte es seine Regierungsansichten seinen Nachbarn aufzwingen. Deshalb war es eins der letzten Völker in Europa, die das bolschewistische Regime in Rußland anerkannten. Deshalb hat auch sein Haß gegen das fascistische Regime zu gespannten Beziehungen mit Italien geführt. . . . Auf der jugoslawischen Seite hat der zweite Vertrag von Tirana eine Verständigung mit Italien erschwert. Es wird erwartet, daß Jugoslawien früher oder später im Völkerbund gegen die Verträge von Tirana protestieren wird. Wenn dies geschieht, wird der Völkerbund sich vor ein Dilemma gestellt sehen. Entweder muß er die Verträge gutheißen und dadurch nicht nur Jugoslawien, sondern auch alle diejenigen, die ehrlich dem Völkerbund vertrauen, beleidigen, oder er muß die Verträge verdammen, Italien vor den Kopf stoßen und eine ernste Krise heraufbeschwören. . . . Der zweite Vertrag von Tirana geht kaum weiter als der erste. Er ist nur ehrlicher. Es ist ein Bündnis, das wie jedes Bündnis zwischen einer Großmacht und einem winzigen Volke wie Albanien in Wirklichkeit ein Protektorat der Großmacht über den kleinen Staat bedeutet. . . . Die Folgen der Bestimmungen liegen auf der Hand. Das Mißtrauen in Jugoslawien ist gestärkt worden. Die Versicherungen, die Frankreich Jugoslawien gab, klingen wie leere oratorische Phrasen. In diesen Novemberverträgen liegen Keime, die sich aller Wahrscheinlichkeit nach zu internationalen Konflikten entwickeln werden. Der Völkerbund muß frühzeitig gewarnt werden. Wenn er davor zurückschreckt, das Problem ernsthaft in Angriff zu nehmen und nur versucht, allen Schwierigkeiten zu entgehen, wird er schlimmer als überflüssig sein. Wenn der Völkerbund nicht hoffnungslos diskreditiert werden soll, darf er es nicht erlauben, daß die alte Diplomatie ohne weiteres auferweckt wird. . . Er kann dieses Aufleben nicht verhindern, aber er kann es verurteilen und sich weigern, Pakte zu ratifizieren, die, so unschuldig auch ihr Wortlaut, so ehrlich auch die Absichten der unterzeichnenden Mächte sein mögen, zu verhängnisvollen Kristallisierungen führen müssen. Es gibt in der ganzen Sphäre internationaler Beziehungen keine Tatsache von größerer Bedeutung. Selbst die Abrüstung, soviel auch darüber gesprochen wird, kommt in zweiter Linie. Die materielle Abrüstung wird spontan erfolgen, wenn die moralische durchgeführt sein wird, und sie wird vergeblich sein, wenn Kriegszustände vorhanden sind. Die Schaffung der Kriegsatmosphäre geschieht durch die Trennung der europäischen Länder in Lager besonderer Freunde, die daher die künftigen Feinde der anderen werden."

In der „Round Table" vom Dezember findet sich eine Reihe von Briefen eines Engländers aus Baden-Baden, die sich in ihrer Ungezwungenheit und impressionistischen Farbigkeit ziemlich seltsam in der sonst so ernsten Zeitschrift ausnehmen. Man bekommt den Eindruck, daß der wie immer in der „Round Table" anonyme Autor dieses Artikels eine Persönlichkeit von Bedeutung sein muß, wenn selbst seine flüchtigen Beobachtungen und seine

konventionelle Briefform gekleideten Bemerkungen über die politische Lage Aufnahme in der „Round Table" fanden. Die Briefe sind nach dem Besuch in Genf anläßlich der Septembertagung geschrieben. „Stresemann hat die Szene beherrscht. Ganz Genf war von seiner Rede erfüllt. Gerade das Unerwartete benahm den Menschen den Atem, und zu gleicher Zeit nahm es den Wind aus den Segeln der anderen. . . Er sagte der Presse, daß seine Delegation, deren Verhalten in den verschiedenen Kommissionen ebenfalls einen sehr günstigen Eindruck gemacht hat — es ist vielleicht der stärkste Eindruck in Genf in diesem Herbst —, die deutsche Meinung vollkommen repräsentiere. Dies mag der Fall sein, aber seine Worte haben sicherlich in seinem eigenen Lande ein ebensolches Staunen hervorgerufen wie bei uns. . . Ich war auf eine Sensation in Genf vorbereitet, und sie kam, obwohl nicht in der Form, in der ich sie erwartete als eine Drohung der Demission von seiten Stresemanns, falls seine Politik erfolglos bleiben sollte. . . Statt dessen hat Stresemann etwas ganz Großes gemacht. Er schwang den Olivenzweig. Das Ergebnis war elektrisierend. Ein guter Kenner der Genfer Verhältnisse sagte mir, daß die moralische Führung der Versammlung, die einst uns gehörte, ihm widerspruchslos zufallen würde. Ich persönlich würde eine solche Entwicklung begrüßen. Es ist vielleicht die schnellste Art, um Deutschland ganz für den Völkerbund zu gewinnen. Denn man darf die Haltung der Deutschen in Genf ebensowenig für typisch halten wie die Briands. Darin liegt auch die Gefahr solcher Reden. In Wirklichkeit müssen die Deutschen im Lande selbst gewonnen werden. Der Wert des Völkerbundes muß ihnen bewiesen werden. Wir müssen Stresemann unterstützen. Trotzdem ist mancher Fortschritt erzielt worden. Nichts verblüffte mich mehr als der Raum, den die Zeitungen hier Genf widmeten. Die Landsleute Stresemanns waren durch den Eindruck, den er hervorrief, hingerissen. Sie waren sehr stolz auf ihn. Es sah so aus, als ob die Aussichten Deutschlands mit einem Male dauernd auf eine höhere Ebene gehoben werden könnten. . . . Im schlimmsten Falle war diese Rede als ein meisterlicher Schachzug im Spiel zu bezeichnen, im besten als eine staatsmännische Vollendung, ‚eine wirkliche Tat', wie Briand sagte, die mehr als bloße Worte war. . . . Das Europa von heute ist im Augenblick auf der militärischen Vorherrschaft der früheren Alliierten stabilisiert, aber nur im Augenblick. Denn ebenso sicher wie Wasser sein eigenes Niveau findet, werden auch die Deutschen, falls Stresemanns Forderung nach allgemeiner Abrüstung nicht erfüllt wird, ihre eigene Vorherrschaft aufbauen. Dies kann nicht bis in alle Unendlichkeit verhindert werden, denn Frankreich ist eine schwindende und Deutschland eine wachsende Macht. Glücklicherweise kann man schon eine beträchtliche Besserung verzeichnen. Man braucht nur zwei oder drei Jahre zurückzudenken, um sich dieses Unterschiedes bewußt zu werden. . . . Die Ruhr wäre heute undenkbar. Einige Menschen gehen heute so weit, zu sagen, daß die Gefahrzone sich nicht länger in Mitteleuropa befindet; daß sie südlich von der Adria verlegt wurde. Das scheint mir irreführend. Die Deutschen sind ebenso gegen den Krieg wie wir. Sie sind sich dessen bewußt, daß er eine Lotterie ist, bei der weder der Gewinner noch der Verlierer mit einem Preis rechnen kann. Ihr Ziel ist jetzt Handel. Sie wollen ihre frühere kommerzielle Vorherrschaft wiedergewinnen, und Frieden ist dafür die Vorbedingung. Aber die intellektuelle Überzeugung ist eins, und das Gefühl ist etwas anderes, und die Menschen werden mehr von ihrem Gefühl als von der Vernunft bewegt. Es wird solange eine Gefahr vorhanden sein, solange unterdrückte Erregung herrscht. Aber bei einer deutsch-französischen Freundschaft werden Schwierigkeiten überall lokalisiert werden können. . . Es gibt noch 60 000 fremde Truppen in Deutsch-

land. . . Die Franzosen müssen, wie den Deutschen wohl bekannt ist, mit ihrer Ostgrenze fertig werden, aber wenn sie ein Datum für die Evakuierung des Rheinlandes nennen könnten, sagen wir in zwei Jahren, würde man in Frankreich meiner Ansicht nach über die Veränderung des deutschen Gefühls sehr erstaunt sein. Diese Erklärung müßte bald kommen, denn jedes Jahr, das uns näher an 1935 bringt, wird den Wert dieser Geste vermindern. . . Aber wird das Rheinland wirklich 1935 geräumt werden? Ich fürchte, daß die Franzosen, wenn es dazu kommt, es nicht fertig kriegen, wegzugehen. Und diese Entscheidung wird nicht im Jahre 1935 fallen, wie man allgemein glaubt, sondern 1930, und zwar bei der Evakuierung von Koblenz. Man darf sich da keiner Täuschung hingeben. Wenn die Truppen weiter über das festgesetzte Datum im Rheinland verbleiben, wird es eines Tages Krieg bedeuten."

In der „Review of Reviews" schreibt Wickham Steed, der jetzt durch Amerika reiste, über seine amerikanischen Eindrücke. Er schildert die amerikanischen Einwände gegen den von Briand vorgebrachten Vorschlag eines französisch-amerikanischen Abkommens zur Ausschaltung des Krieges. „Wenn Amerika mit Frankreich ein Abkommen treffen würde, um auf den Krieg als Instrument der nationalen Politik zu verzichten, würde dies nicht Frankreich die Möglichkeit geben, sich in irgendein nationalistisch-militärisches Unternehmen zu stürzen, falls es sicher wäre, daß es von den Vereinigten Staaten nichts zu befürchten hat? Die jetzige französische Regierung kann, wie man sagt, ganz ehrlich in ihrer Friedensliebe sein, aber wer wird für die künftigen französischen Regierungen bürgen? In jedem Falle mag es für die Vereinigten Staaten zu unvorsichtig sein, sich in bezug auf Frankreich oder ein anderes Land festzulegen. . . *Wenn Amerika die europäischen Kriegsschulden tilgen sollte, würden dann die europäischen Völker nicht sofort das Geld für Rüstungen und Kriegsvorbereitungen ausgeben?*" Steed schildert auch die Einwände, die gegen den Vorschlag von Senator Capper vorgebracht werden, der einen formellen Kriegsverzicht Amerikas forderte. In erster Linie befürchtet man, daß eine entschiedene Formulierung einer amerikanischen Friedensdoktrin den Angreifer weniger zurückhalten würde als seine Unsicherheit in bezug auf die eventuelle Haltung Amerikas. Man wendet auch weiter ein, daß die Friedensverträge viele Beispiele internationaler Ungerechtigkeit enthalten. Im Laufe der Zeit können diese Ungerechtigkeiten unerträglich werden und die Opfer zu einer Auflehnung bringen. In einem solchen Falle würde eine Friedensdoktrin die Vereinigten Staaten daran hindern, einer Nation die Unterstützung zu gewähren, die technisch vielleicht als Angreifer bezeichnet werden kann, die jedoch jedes Recht auf amerikanische Sympathie und Hilfe besitzt. Ein anderes Argument der Amerikaner gegen den Kriegsverzicht ist ihre Angst, daß sie eines Tages durch ihre unmittelbaren Interessen genötigt werden könnten, „Ordnung in Mexiko zu schaffen", und durch ihre eigene Erklärung daran gehindert werden könnten.

In der „Revue de Paris" vom 1. Dezember finden wir einen längeren Aufsatz über die *Etappen der spanischen Diktatur*. Der Verfasser, Roland de Marès, schildert, wie die spanische Diktatur aus der Unsicherheit der Lage, aus dem Fehlen einer entschlossenen öffentlichen Meinung, aus dem kleinlichen Gezank der Parteien, aus der Unfähigkeit der Behandlung der finanziellen Fragen, der allgemeinen öffentlichen Unsicherheit, die zu einer Brutstätte der Verbrechen wurde, und schließlich aus dem Zusammenbruch der marokkanischen Politik erwuchs. Diese Diktatur, die sich zweifellos von dem Beispiel Mussolinis inspirieren ließ, hat jedoch Gewalttätigkeiten vermieden, „die die Massen erschüttern und scharfe Zusammenstöße und einen verzweifelten Widerstand hervorrufen. Es ist Tatsache, daß die Militärdiktatur in Spanien von der Gesamtheit des

Volkes leichter aufgenommen wurde als die faschistische Diktatur in Italien. . .“ Im Gegensatz zu Mussolini, der von Anfang an eine dauerhafte Basis für seine persönliche Macht schaffen wollte, hat General Primo de Rivera seine Intervention als temporär durch die Verhältnisse gegeben betrachtet und glaubte, daß sie mit den Verhältnissen selbst enden würde. Er hat auch wiederholt seine Regierung als einen Interimszustand bezeichnet. Seine Aufgabe richtete sich in erster Linie auf eine Sanierung der allgemeinen Lage, und er glaubte, sie innerhalb von drei Monaten durchführen zu können. Erst als er merkte, daß es eine Arbeit auf längere Sicht ist, fing er an, die Basis für seine Diktatur zu schaffen. „In der Glut des ersten Impulses hat Primo de Rivera einen Weg betreten, auf dem er nicht umkehren kann, ohne seinen Irrtum einzugestehen und seine eigenen Versuche zu verdammen. Er hatte geglaubt, daß es möglich sein würde, die Politik — und dadurch auch die Politiker — aus der Organisation des Staates auszuschalten. Er wollte, wenn man so sagen darf, die Politik töten, und das in einem Land, in dem sie die größten Interessen und die lebhaftesten Leidenschaften erweckt. Um sich eine vollkommene Aktionsfreiheit zu sichern, hat er nicht nur die konstitutionellen Garantien aufgehoben, die Cortès aufgelöst, den Senatoren und Deputierten das Gehalt entzogen — um sie auf diese Weise ein für allemal aus dem Leben des Volkes auszuschalten — und die früheren Minister verfolgt. Er ist in seinem Haß gegen jeden politischen Einfluß so weit gegangen, daß er die Unterdrückung der organisierten Parteien befahl, die Munizipalräte auflöste, um sie durch Militärverwaltungen zu ersetzen. . . . Er hat hier ohne Zweifel einen taktischen Fehler begangen. Er hätte ihn einsehen sollen, nachdem er nach der Durchmessung der ersten Etappe sich entschloß, das militärische Direktorium in eine Zivilregierung umzuwandeln, die zwar unter seiner absoluten Autorität steht, die jedenfalls der Form und dem Anschein nach eine konstitutionelle Macht sein sollte.“ Er hat keinerlei Unterstützung weder bei den Politikern der Rechten noch bei denen der Linken gefunden, und als er in den letzten Monaten die Wiedereinberufung der Nationalversammlung vorbereitete, haben die wichtigsten Gruppen sich geweigert, die geringste Verantwortung für ein Werk zu übernehmen, das außerhalb des konstitutionellen Rahmens steht. Primo de Rivera versucht nach dem Beispiel der faschistischen Partei eine große nationale Partei in der Patriotischen Union zu schaffen. Diese Patriotische Union hat im vorigen Jahr ein sich in ziemlich außergewöhnlichen Formen abspielendes Plebiszit veranstaltet, das unter diesen Umständen einen großen Erfolg für den Chef der Regierung bedeuten mußte. Er griff später auf den Ausweg einer Nationalversammlung zurück, die nach seiner Auffassung eine direkte Vertretung der Interessen sein soll, nur eine beratende Rolle spielen wird, ohne Einfluß auf die Führung der Regierung und ohne die Rechte, die in demokratischen Ländern einem gewählten Parlament eingeräumt werden. Diese Versammlung, die zum ersten Male im November in Madrid einberufen wurde, besteht aus hohen Beamten, provinziellen Delegierten der parlamentarischen Union, Vertretern der früheren Berufe, der wissenschaftlichen, wirtschaftlichen und korporativen Verbände und Spezialisten aus allen ministeriellen Departements. Sie soll sich mit der Prüfung des Budgets und den Gesetzerlassen beschäftigen, die die Regierung plant. Sie hat nur das Recht zu Vorschlägen, die der Premierminister nicht zu befolgen braucht. Diese Nationalversammlung bedeutet die dritte und zweifellos letzte Phase der Diktatur. Aus rein militärischen Anfängen hat sich die Diktatur zu einer Art von Zusammenarbeit mit den zivilen Elementen entschlossen und ist jetzt zu einem Kompromiß einer ständigen Mitarbeit mit der Nationalversammlung geschritten. „Die beiden Aspekte der spanischen Diktatur, die es erklären, warum sie trotz ihres

Charakters sich durchsetzen und dauern konnte, werden durch folgende Tatsachen gekennzeichnet: die Wiederherstellung der Ordnung und Sicherheit im Innern des Landes, die das Volk vom Alpdruck des Bürgerkrieges und einer eventuellen Katastrophe befreiten, und im Auslande eine Politik des Prestiges, die, ohne zum Imperialismus zu werden, der den Faschismus charakterisiert, den Gefühlen des Volkes entspricht, das auf Jahrhunderte glorreicher Geschichte zurückblickt. . . In einem Lande wirklichen Liberalismus und einer gesunden Demokratie hätte das Volk sich nie mit den Methoden einverstanden erklärt, die ihm die Diktatur jenseits der Pyrenäen aufzwang, aber die Mittel, die der Marquis d'Estella ausspielte, waren vielleicht die einzigen, die Spanien noch vor sich selbst retten konnten."

In der „Pax" vom 16. Dezember finden wir ein Interview mit Paul Boncour über die Beteiligung der Russen an den Arbeiten der Abrüstungskonferenz. „Wie ich schon den russischen Delegierten in Genf selbst gesagt habe, ist die Rolle, die sie im Interesse des Friedens spielen können, eine sehr beträchtliche. Wir wissen seit September, daß wir wenigstens von England im Augenblick nicht mehr erwarten können als die loyale Durchführung der Verträge von Locarno. Ich möchte hier bemerken, daß ich die brutale Haltung Englands einer zweideutigen Sprache vorziehe. *Aber es versteht sich von selbst, daß wir uns angesichts dieser Haltung zu dem Abschluß eines europäischen Kontinentalabkommens entschlossen haben.* Die notwendige Bedingung eines solchen Paktes ist, daß sich Rußland daran beteiligt, und infolgedessen hängt das Schicksal der Sicherheit von der Sowjetregierung ab. Wir geben den Wunsch einer Beteiligung Englands am europäischen Protokoll nicht auf, *aber wenn es auch möglich ist, auf England zu verzichten, können wir es nicht ohne Rußland verwirklichen.*"

In der „Gerarchia" vom November, die noch immer unter dem Namen Mussolinis erscheint, finden wir einen im Ton gegen Deutschland seltsam unfreundlichen Artikel von Virginio Gayda unter der Überschrift: *„Die deutschen Finanzen; Krieg oder Frieden?"* Gayda spricht über die Versuche zur Herbeiführung einer neuen Revision des Dawes-Planes. „Die ganze deutsche Politik ist ein dauernder Versuch der Revision der politischen, wirtschaftlichen und finanziellen Friedenszustände. Jede neue Eroberung, jede fortschreitende Zernagung der Verträge wird sofort zum Sprungbrett für einen neuen Versuch. Nach der Festsetzung des Dawes-Planes, der an sich schon eine Herabsetzung der ersten Formel der unbeschränkten Zahlungen war, hat Deutschland die Evakuierung der besetzten rheinischen Gebiete verlangt. Nachdem Deutschland sich eine führende Stellung im Völkerbund in der Mandatskommission gesichert hat, bereitet es sich vor, seine Rechte im Kolonialproblem durchzusetzen. Nach dem Waffenfrieden von Locarno, der die Verteidigung des Rheinlandes von der der östlichen Gebiete trennt, nimmt es die Agitation in der Frage der Kriegsschuld auf, um zu zeigen, daß es nicht mehr belastet ist als andere Völker und daher nicht die ganze Last der Reparationen, die ihm der Dawes-Plan auferlegt, zu tragen braucht. Der Versuch, sich den Reparationsverpflichtungen zu entziehen, ist offensichtlich. . . . . Die deutsche Politik versucht, die Unordnung in die stabilisierte Wirtschaft hineinzutragen, das Gleichgewicht der Bilanzen zu stören und sein Geld zu entwerten. Es ist dieselbe Tendenz, die mit anderen Methoden zu dem Sturz der Mark führte... Es ist nicht nötig, die Gefahr für Finanzen und Währung zu erklären, die sich aus der übermäßigen Verschwendung Deutschlands, die von Monat zu Monat wächst, ergibt... Warum sucht Deutschland so viele ausländische Kredite? Warum belastet es sich mit so vielen Ausgaben die die siegreichen Völker vermieden haben? Alle Zeichen sprechen dafür daß Deutschland keine dringenden

Bedürfnisse nach Auslandskapital hat und daß seine ganze Finanzpolitik, die versucht, die Industrie und die Ausfuhr zu stärken, um der internationalen Konkurrenz gewachsen zu sein, darauf hinzielt, die Basis zu zerstören, auf der das ganze System des Dawes-Planes aufgebaut ist. Es hat schon an sich genug Reservekapital, um ohne ausländische Investierungen seine Produktionskräfte zu entwickeln... Jede Etappe Deutschlands in dem wirtschaftlichen Wiederaufbau wie in der Innen- und Außenpolitik setzt sich sofort in einen neuen Versuch des Widerstandes gegen die Verträge um... Man muß daher mit einem Deutschland rechnen, das sich immer mehr seinen Friedensverpflichtungen entzieht. Seine auswärtige und finanzielle Politik nimmt immer mehr an Bewegung und Initiative zu. Es könnte eines Tages geschehen, daß die amerikanischen Gläubiger, die Deutschland die vielen Milliarden geliehen haben, sich im Konflikt mit den Gläubigerstaaten des Dawes-Planes befinden, der mit seinen wachsenden Zahlungen die Rückzahlung der industriellen Schulden und die Ablösung des Zinsendienstes verhindert. Die deutsche Politik wäre dann nicht mehr in dem finanziellen Widerstand isoliert. Inzwischen bereitet es einen neuen Zusammenstoß mit Frankreich vor. Mehr als jeder andere Staat ist Frankreich an den regelmäßigen Zahlungen Deutschlands interessiert, nicht nur weil es den wesentlichen Teil davon bekommt, sondern weil es dadurch das Gleichgewicht seines Budgets aufrecht erhält. Die Auflehnung Deutschlands gegen den Dawes-Plan würde auch eine französische Finanz- und Währungskrise bedeuten, und deshalb spricht man auch in Frankreich von der Rückkehr zu den alten Sanktionen... Frankreich hat nicht entwaffnet, und Deutschland will sich nicht unterordnen. Von der einen wie von der anderen Seite führt man eine Politik, die viel eher kriegerisch als friedlich zu nennen ist."

Bücher-Rundschau.

André Siegfried: Die Vereinigten Staaten von Amerika.

Dieses Buch des französischen Professors (das in deutscher Übersetzung bei Orell Füßli, Zürich, eben erschienen ist) kann man ohne Übertreibung als das beste Buch über Amerika, das in den letzten Jahren erschienen ist, bezeichnen. André Siegfried hat die deutsche Abstammung, die aus seinem Namen ersichtlich ist, nicht verleugnet. Sein Buch ist von einer Gründlichkeit, von einer methodischen Arbeit, von einer Fülle ausgezeichnet verwerteten Materials, wie man es von dem Werk eines deutschen Professors nicht besser, nicht vollständiger verlangen könnte. Dieses umfangreiche Buch müßte zur Fibel für jeden Amerikafahrer werden. Es gibt eine so vollständige Übersicht amerikanischer Verhältnisse, wie man sie sich nur mühsam aus Mosaiksteinen wirtschaftlicher Abhandlungen und unzähliger Berichte zusammenstellt. In diesem Buch finden wir alles — den Prozentsatz der alteingesessenen Bevölkerung und der Einwanderer, die die verschiedenen Auswanderungswellen, die irische, die slawisch-romanische, die jüdische, die skandinavische usw. ins Land brachten, das Verhältnis der farbigen zu der weißen Bevölkerung, die Verteilung der politischen Parteien und der religiösen Sekten, die Bewegung des Kapitals, der Industrie, der Arbeitskräfte, den Wechsel in der Einfuhr und Ausfuhr, die Provenienz der Rohstoffe, die Schwankungen der Abnehmerländer usw. (ich greife nur aus der Fülle des Materials ganz willkürlich einiges heraus). Aber das Buch von André Siegfried ist nicht

nur eine fast fehlerlose und hervorragende Informationsquelle — das uns dargebotene Material ist restlos glücklich gestaltet, die Zusammenhänge sind mit einer bewunderungswürdigen Klarheit herausgeschält und eine ganz romanische Freude an vollkommenen Prägungen hat die durch lange Arbeit gewonnenen Erkenntnisse zu suggestiv wirkenden Streiflichtern gestaltet. Ein seltsam lebendiges Buch trotz der Fülle von Material und Kenntnissen. Aus den Einzelschilderungen, aus psychologisch unsagbar fein zergliederter Komponenten baut sich das Bild dieses ungeheuren Kontinents vor uns auf. Wir sehen die ewige Welle des Aufstiegs, die durch das Land geht, das unaufhaltsame Werden, das den Einwanderer durch alle Phasen des Assimilierungsprozesses hetzt, durch alle Stufen des sozialen Aufstiegs, durch alle Schichten der Gesellschaft, ja — durch die Hierarchie der Religionen, der politischen Anschauungen, bis sie ihn zum vollkommenen Produkt amerikanischer Prägung und republikanischer Gesinnung macht. Siegfried schildert die ethnische Beunruhigung der Amerikaner, denn seit der Mitte des 19. Jahrhunderts funktioniert der berühmte Schmelztigel Amerikas (das Wort vom melting pot hat der jüdische Schriftsteller Israel Zangwill erfunden) nicht mehr so ausgezeichnet wie früher, der Assimilierungsprozeß hat die letzten Einwanderungswellen, die slawisch-romanische, die jüdische usw. nicht restlos ergriffen. Hie und da sind Minderheiten vorhanden, die sich dem Zwang der Anpassung, der Nivellierung des geistigen Typus, des durch ganz Amerika gehenden Strebens nach äußerer und innerer Uniformierung entziehen. Er setzt dem protestantischen Gruppengeist die katholische Kirche entgegen, dem Republikanismus der Zufriedenen und Arrivierten den Demokratismus, der im Süden traditionell ist und im Osten sich mit irischem Oppositionsgeiste durchtränkt, er stellt die Städte — nicht nur den Babelturm New Yorks, sondern auch die größeren Schauplätze ewigen Aufstiegs den Bollwerken anglosächsischer Tradition, den Provinzstädten und Städtchen gegenüber, in denen mit allen Mitteln versucht wird, die Überlieferung des protestantischen, puritanischen, alleinseligmachenden Amerikas zu wahren. Besonders interessant ist die Darlegung des Negerproblems. Hinter den Abwehrmaßnahmen gegen die Neger sieht Siegfried die Sexualfurcht der Amerikaner lauern, und er meint, man brauche nur die viel helleren amerikanischen Neger mit dem afrikanischen Buschneger zu vergleichen, um zu sehen, wie begründet diese Furcht ist. Während die weiße Frau vollkommen geschützt ist, gilt die Negerin als vogelfrei, — und dazu kommt noch die unheimliche Anziehungskraft der schwarzen Frau. Siegfried bringt zur Beleuchtung des Negerproblems einen ausgezeichneten Vergleich: „In der phantastischen Geschichte von H. G. Wells ‚Die Inseln des Dr. Moreau' verwandelt ein Gelehrter Tiere in Halbmenschen; sobald sie volle Menschenrechte beanspruchen, bringt man sie um, und zwar alle. Das ist die Negerfrage." Das Problem der gelben Rasse scheint durch die rigorose Absperrung der Grenzen gelöst. Sobald die im Lande ansässigen Chinesen und Japaner auf ein höheres Zivilisationsniveau gelangen, vermehren sie sich nicht mehr so erstaunlich schnell wie im Anfang, und deshalb hoffen die Amerikaner, die „gelbe Gefahr" lokalisieren zu können. Auch die gesamte Einwanderungspolitik der Amerikaner sieht Siegfried unter dem Gesichtswinkel der eugenischen Bestrebungen an. Die alte amerikanische Elite stirbt aus, von den intellektuellen Frauen heiraten nur 60%, und 36% sind kinderlos, während die jungen, nachdrängenden Rassen sich sehr schnell vermehren. Ein Amerika der Vergangenheit und ein Amerika der Zukunft stehen sich gegenüber, der Stockamerikaner, der nur das Vorbild puritanischer Tradition kennt, und der fremde Einwanderer, dessen individualistische Einstellung sich gegen die Nivellierung, die Hineinziehung in

alte Formen empört, und der, wie es heute schon in New York der Fall ist, sich ein Land der individualistischen Freiheit als Land der Zukunft erträumt. „Das Ende des Kampfes ist noch unentschieden; das Schicksal des Landes liegt noch immer auf der Wage; die mächtigste Nation vermag nicht zu sagen, was für eine Seele ihr morgen eigen sein wird."

Valeriu Marcu: Lenin. (Verlag Paul List.)

Der junge, in Deutschland lebende Rumäne Valeriu Marcu hat noch vor dem Aufkommen der großen Mode der Biographien begriffen, daß in unserer Zeit das Interesse am Nachgestalten des historischen Erlebens, am Erfassen der großen, historischen Persönlichkeiten notwendigerweise stärker sein mußte als in anderen Epochen, die auf das Wie und Warum des Wirkens, Erneuerns und Neuschaffens weniger neugierig — und von diesem Wissen weniger abhängig waren. Sein neues Buch „Lenin" entspricht unserer Neugier auf das unmittelbar zur Geschichte gewordene Geschehen letzter Zeit, es hat die brennende Farbigkeit zum Teil miterlebter, zum Teil miterschauter Gegenwart — und hat auch die Fehler des zu nahe gesehen Geschehens. Es bringt keine Wertung der Gestalt Lenins — und es ist gut so — denn im Zeitraum unseres Lebens wird eine abschließende Wertung nicht möglich sein — aber er gibt auch nicht das Warum des ungeheuren Geschehens, das sich in Rußland vollzog, gibt uns keine Erklärung für den Triumph und die Mißerfolge der russischen Revolution, die mit der Gestalt Lenins nicht identisch ist und sich nicht erschöpft — er verzichtet — vielleicht bewußt — auf das Aufspüren der letzten Ursachen dieses gewaltigen Experimentes — er bringt nur die Gestalt Lenins in farbigster Plastik heraus, und dies ist viel, und mehr als man erwarten durfte. Man könnte sich eine geschlossenere Darstellung denken, einen knapperen und eindringlicheren Stil — neben ausgezeichneten, haftenden Prägungen hat Marcu Sätze von einem billigen Ungefähr, von einem journalistischen Klischee, die gerade bei der Schilderung Lenins, dieses „Nackten der Stilistik", wie er ihn selbst nennt, unangenehm berühren. Mit der Hinrichtung Alexander Uljanows, des Bruders Lenins, setzt das Buch ein. Aber Marcu vermeidet es, die Entwicklung Lenins, der von seinem Bruder den nom de guerre erbt, in einen Kausalzusammenhang mit dieser Hinrichtung zu bringen. Das Einmalige der Erscheinung Lenins und zugleich das typisch Russische an ihm wird ausgezeichnet gestaltet. Lenins Kühle und Kompromißlosigkeit, Lenins Härte und sein Verständnis für Leiden, das auch nicht einen Hauch von Mitleid und Mitgefühl in sich trägt, die Einsamkeit, die gewollte und notwendige dieses späteren Führers der Massen und in erster Linie die zwingende Dämonie seines Einflusses auf Menschen, die nur die Kraft des reinen, logischen Gedankens, der primitiven Konsequenz war, wird in Marcus Darstellung lebendig. „Er hatte die Eintönigkeit einer Pädagogie für Primitive, wiederholte sich deshalb tausendmal... Die Darstellung an sich bereitete ihm keine Freude. Er wollte zwar von einer anderen Welt, von einem anderen Bewußtsein erzählen, aber nicht in seiner, sondern in der Sprache der vielen," schreibt Marcu. Auch eine andere Eigenschaft gibt uns den Schlüssel zum Wesen dieses Mannes, und zwar sein autokratischer Glaube an den Führer, seine Herausbildung der Elite, die er als großer Kenner der Volkspsyche, der Einwirkung auf die Massen vorzog. In dem Buch „Was tun?", das Lenin in München um das Jahr 1902 schrieb und das später die Fibel der Revolution wurde, schreibt er: „Ich muß euch sagen, daß es viel schwieriger ist, zehn Kluge zu fangen als hundert Dummköpfe. Ich werde diesen Grundsatz verteidigen, so sehr Ihr die Masse gegen meine ‚antidemokratische' Haltung aufhetzen mögt. Unter den ‚Klugen' sind, wie ich wiederholt betont habe, in organisatorischer Hin-

sicht nur die Berufsrevolutionäre zu verstehen, einerlei, ob sie Studenten oder Arbeiter gewesen sind." Mit diesen wenigen „Klugen", den eisernen Kohorten, wie Marcu sie nennt, und der ihnen eingedrillten Disziplin hat auch Lenin die Revolution gemacht und die Sowjetregierung begründet. Die unerschütterliche Einseitigkeit Lenins, die ihn an den Sieg der Revolution selbst im Augenblick der Niederlage des Jahres 1905 glauben läßt, die seine Widerstandskraft in der Zeit seines zweiten Exils bedingt, berührt Marcu mit einem der besten Sätze des ganzen Buches, die uns den Schlüssel sowohl für den Erfolg der russischen Sowjetherrschaft wie für den Mißerfolg der Weltrevolution gibt: „Lenin hat immer gesiegt, wenn er mit russischen Kräften, Menschen und Dingen innerhalb Moskowitiens selbst rechnete, und zumeist verloren, wenn er mit auswärtigen spekulierte." Die Schilderung der Rückkehr Lenins nach Rußland ist eine meisterhafte Leistung. Lenin, der kurz nach der Einfahrt in Petersburg fragt, ob er verhaftet werden würde, wird im Triumph von den Massen bejubelt, und er, „der in seinem Leben noch nie vor mehr als hundert Menschen sprach, der dreißig Jahre lang von einer Gruppe, die aus zehn Anhängern bestand, zur anderen lief, die zwanzig Getreue zählte", wird ebensowenig von dem Jubel der Straße berührt wie von der Einsamkeit seines bisherigen Daseins. Denn er ist für die großen Stunden vorbereitet, die nun für ihn kommen, wie kein anderer, der je die Macht ergriff. Er hat für diese Stunden ein Leben lang gedacht, für das noch nie dagewesene Experiment jedes Wissen der Vergangenheit, jede nur verwendbare Bildung mühsam und gründlich gesammelt, für das Massenecho, das dieser Mensch ohne Einbildungskraft vorwegnahm, die Worte einprägsam, als unentrinnbare, kompromißlose, unbarmherzige Wahrheiten einhämmert. Das gewaltige Geschehen findet ihn nach der ersten halben Stunde nervöser Erregung kühl und überlegen — und Marcu verzeichnet als einzige persönliche Bemerkung des plötzlich zur Macht gelangten Diktators: „Der Übergang von der Illegalität und dem Umhergetriebenwerden zur Macht ist zu schroff — es schwindelt." Die Wirklichkeit sieht zwar ganz anders aus, als er sie sich von Schwabing oder von Genf aus vorstellte. „Wir stehen vor großen Schwierigkeiten", sagte er einige Stunden nach der Machtübernahme. „Wir sind alte, eingeschworene Revolutionäre, wir haben nicht gelernt, die Wirtschaft und den Staat zu leiten, aber wir werden es lernen." Und es kommen die „gesetzgeberischen Improvisationen", wie Trotzki sie nennnt, das Übermaß an Arbeit und Organisation, deren Fäden einzig und allein in seinen Händen zusammenlaufen, es kommt noch einmal die Niederlage, der Ausbruch des Volkshasses, vor dem sich Lenin verbergen muß wie zu zaristischen Zeiten — es kommen Kompromisse, Anpassungen an das Heute, die er in Verleugnung des Gestern tut, denn „Treue zur Vergangenheit ist ihm Verrat an der Gegenwart" — es kommt nach dem ersten Abebben der Krankheit die Umstellung des Landes auf die neue Wirtschaftspolitik und dann das Auslöschen, die Auflösung dieses Gehirns dessen konsequente Logik Massen mehr mitriß als es der ekstatischste Rausch vermocht hätte.

Antonina Vallentin.

Herausgeber: Prof. Dr. *Ludwig Stein,*
Berlin W 10, Lützow-Ufer 5a. Fernspr. Kurfürst 6308.

Verantwortlicher Redakteur: Frau *Antonina Vallentin,*
Berlin W 62, Landgrafenstr. 11. Fernspr. Kurfürst 6350.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: *Ed. G. Sthamer,* Berlin W 30, Landshuter Str. 7
Gedruckt bei *Julius Sittenfeld,* Berlin W 8.

Reichsreform.

Von Reichskanzler Dr. *Marx*.

„Fiasko der Länderkonferenz" — „Immer langsam voran", so oder ähnlich lautete das Urteil, das von manchen Seiten über die Konferenz der deutschen Ministerpräsidenten gefällt wurde, die vom 16. bis 18. Januar im historischen Kongreßsaal des Reichskanzlerhauses zur Beratung der Wege und Ziele der Reichsreform abgehalten wurde. Derartige Urteile gehen, wenn sie überhaupt ernst gemeint waren und nicht nur dem Bedürfnis der Opposition entsprangen, der Regierung Schwierigkeiten zu bereiten, von einer vollständig falschen Voraussetzung aus. Niemand konnte sich der Erwartung hingeben, daß die Konferenz, so eindrucksvoll auch ihr Verlauf sein mochte und so bedeutend und maßgebend die an ihr teilnehmenden Persönlichkeiten waren, zu einer sofortigen Verbesserung der schwierigen und wie durchaus zugegeben werden kann, unbefriedigenden inneren Struktur unseres Vaterlandes zu gelangen vermochte. Auch die Konferenz wußte keinen Vorschlag, mit dem unsere verwaltungs- und staatspolitischen Schwierigkeiten mit einem Schlage beseitigt werden konnten. Und selbst wenn ein solcher Vorschlag gemacht worden wäre, die Konferenz wäre nicht in der Lage gewesen, ihn in die Wirklichkeit umzusetzen. Ich bin gewiß der letzte und spreche dabei als Reichskanzler verschiedener Kabinette aus eigener Erfahrung, der verkennt, daß die Reichsregierung und auch die Regierungen der einzelnen Länder Führer in der Gestaltung der politischen Dinge sein müssen und die Aufgabe haben, die öffentliche Meinung für die von ihnen geplanten Dinge zu gewinnen. Aber Entschlüsse weittragender Art sind nur dann zu fassen, wenn, sei es von sich selbst aus, sei es durch die Aufklärungs- und Erziehungsarbeit der leitenden Stellen, eine gewisse Einigkeit und damit eine breite Grundlage für die zu treffenden Veränderungen und Reformen geschaffen ist. Das ist, wenn man der öffentlichen Meinung über die behandelten Probleme nachgeht, zurzeit durchaus noch nicht der Fall, und so hätte es sich vielleicht bei Beschlüssen der Konferenz um Konstruktionen handeln können, die theoretisch durchaus annehmbar gewesen wären, aber der Unterstützung

durch die öffentliche Meinung entbehrt hätten. Es wären Gebäude geworden ohne tragbares Fundament, ohne sicheren Untergrund. In allem, was die Einrichtung unseres deutschen Hauses anlangt, in dem die große deutsche Familie ihr dauerndes Heim hat, können Neueinrichtungen nur getroffen werden, wenn wir des Verständnisses des überwiegenden Teiles unserer Volksgenossen dabei sicher sind.

Infolgedessen konnte es sich bei der Länderkonferenz nur darum handeln, das Problem anzupacken, durch gründliche und in rückhaltloser Offenheit zu erfolgende Aussprache der leitenden Männer der deutschen Länder die Dinge zu klären und, wenn möglich, eine gemeinsame Plattform zu finden, von der aus die Gestaltung der Dinge aufgenommen und weitergeführt wird. Wenn dieses Ziel der allgemeinen Klärung, der klaren Abgrenzung des zur Zeit Möglichen erreicht wurde, so hat Staatssekretär Dr. Pünder ganz recht, wenn er sagt, daß diese Konferenz verdiente, in den Schulbüchern einer neuen Generation verzeichnet zu werden.

Ich glaube und behaupte allen Ernstes, daß das Ziel, welches die Reichsregierung mit der Einberufung der Konferenz verfolgte, voll erreicht ist. Zum ersten Male nach Weimar hatten sich die Reichsregierung und die leitenden Männer sämtlicher Länder zusammengefunden, um, ohne an einzelne Momente und an einzelne Schwierigkeiten anzuknüpfen, auf die durchlaufene Entwicklung zurückzublicken und sich zu überlegen, ob und wie an das Werk von Weimar in der hier in Betracht kommenden Frage auf Grund der im abgelaufenen Jahrzehnt gemachten Erfahrungen eine bessernde Hand gelegt werden könnte. Es soll damit nicht eine ungerechtfertigte Kritik an der Weimarer Verfassung ausgesprochen werden. Sie ist und bleibt das Fundament unserer deutschen Republik, und auf ihr hat sich jeder Neubau zu gestalten, von ihr hat jede Änderung auszugehen. Aber es läßt sich dabei nicht verkennen, daß die Verfassung von Weimar unter den bei ihrer Schaffung gegebenen Umständen, dem furchtbaren äußeren Druck und der im Innern nur mühsam vor dem Chaos geretteten Lage, nur ein Notbau war und auch nur ein solcher sein konnte. Die monarchischen Spitzen der Staaten waren abgebrochen. Die Staaten selber blieben ohne das kunstvolle Gleichgewicht, das durch die Verbindung des deutschen Kaisers und Königs von Preußen zusammen mit dem Bundesrat als Vertreter der Souveränität des Reiches aufrechterhalten war. Man stellte das Reich auf eine demokratische Basis, konnte aber hier nicht bis zum Ende gehen, weil sonst bei gleicher Verteilung der Stimmen Preußen die frühere hegemoniale Stellung erhalten hätte, die mit dem demokratischen Prinzip der Gleichberechtigung unvereinbar war. Hierin lag, wie Herr Bürgermeister Dr. Petersen in seinem geistvollen Referat es sehr zutreffend ausgeführt hat, eine der Fehlerquellen der Weimarer Verfassung, die sich

aber nicht ändern ließ, da sonst Preußen ein erdrückendes Übergewicht erhalten hätte. Andererseits war man in Weimar gezwungen, an Stelle der das Reich leitenden hegemonialen Macht Preußens, dem als Gegengewicht die Eigenstaatlichkeit der Bundesstaaten gegenüberstand, und der durch den Reichsrat verkörperten Souveränität andere Klammern zu setzen, da sonst die Einheit des Reiches schwere Schädigungen erlitten hätte. An die Stelle der preußischen hegemonialen Macht und der ganz Deutschland repräsentierenden Souveränität des Bundesrats trat eine Stärkung der Reichsgewalt, insbesondere auf dem Gebiete der Finanzen und Verkehrsmittel, welche die Länder der Finanzhoheit und damit des Rückgrats ihrer Eigenstaatlichkeit beraubte. Aus dieser Tatsache erklären sich letzten Endes die gegenwärtigen Schwierigkeiten. Die Länder haben große Aufgaben behalten, können sie aber nach ihrer Meinung nicht in der von ihnen gewünschten Weise lösen, da ihnen vom Reich nicht die hierfür genügenden Mittel zur Verfügung gestellt werden. Aus diesem Dilemma heraus gibt es nun zwei Wege: den Weg zur Wiederherstellung der staatlichen Finanzhoheit der Länder oder aber den Weg zu einer anderen Organisation. Dieser letztere Weg braucht nicht, wie in der Konferenz ausgeführt ist, vom föderativen Staat zum Einheitsstaat zu führen, und es ist durchaus nicht gesagt, daß er dahin führen wird. Das eine ist aber sicher, daß der seither betretene Weg nicht mehr zurückgegangen werden kann, daß, mit anderen Worten, eine Rückkehr zu der Situation vor der Erzbergerschen Finanzreform unmöglich ist. „Eine starke Reichsgewalt ist nötig", sagt die einstimmig angenommene Resolution. Und eine solche ist nur möglich, wenn das Reich auf finanziellem Gebiete kein Kostgänger der Länder ist, sondern selbständig über eigene Einnahmen verfügt.

Welche Wege hat nun die Länderkonferenz zur Beseitigung der zweifellos schwierigen Situation gewiesen, die aus der jetzigen Gestaltung der Dinge für die Länder erwachsen ist? Die Konferenz hat *einstimmig* den Gedanken der Schaffung von *Reichsländern* abgelehnt und auch jede Teillösung für bedenklich erklärt. Demgegenüber ist aber festgestellt, daß es den Ländern, die unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht mehr imstande sind, ihre eigenstaatlichen Aufgaben zu lösen, freisteht, in Nachbarländern aufzugehen. Gedacht ist dabei insbesondere an die ganz kleinen Gebiete, deren Bevölkerungszahl kaum der eines preußischen Kreises entspricht. Für andere Gebiete kommt die Übernahme von Verwaltungszweigen durch das Reich in Frage, wobei man insbesondere die Justizverwaltung im Auge hat. Im übrigen wird noch einmal wiederholt, was ich bereits in der Regierungserklärung betont habe, mit der das jetzige Kabinett sich vor einem Jahre dem Reichstage vorstellte, daß das Reich nicht daran denkt, seinen Machtbereich durch finanzielle Aushöhlung oder ähnliche Maß-

nahmen zum Schaden der Länder zu erweitern. Was für das Aufgehen von kleineren Ländern in Nachbarstaaten gilt, soll insbesondere auch für die zahlreichen Enklaven und Exklaven gelten, die als historische Reminiszenzen keinerlei Berechtigung mehr haben. Für diese in Einzelheiten zweifellos schwierige Flurbereinigung stellt das Reich seine guten Dienste, eventuell auch als Schiedsinstanz, zur Verfügung.

Mindestens ebenso wichtig wie diese Beschlüsse staatsrechtlicher Natur sind die Fragen der Verwaltungsreform, die auf zweckentsprechende Zusammenlegung von bisher nebeneinander bestehenden Behörden und auf eine den heutigen Verkehrsverhältnissen angepaßte Abgrenzung der Bezirke der Lokal- und Mittelbehörden hinzielen. Zur Vereinfachung der Gesamtverwaltung des Reichs wird die Reichsregierung Vorschläge für die Errichtung des Reichsverwaltungsgerichts machen, das zusammen mit einer Neuschaffung der Prozeßordnung für die Verwaltungsgerichtsbarkeit von starkem Einfluß auf die Vereinfachung der gesamten Verwaltung in Reich und Ländern sein wird.

Einen starken Antrieb hat die Reformbewegung durch die berechtigten Wünsche nach *Ersparnissen in der Verwaltung selbst* erhalten, ein bei der Belastung der deutschen Wirtschaft durchaus berechtigter Wunsch. Auf diesem Gebiete ist vom Reich und den Ländern bereits Erhebliches geleistet und Weiteres in Aussicht genommen. Der Zusammenarbeit auf diesem Gebiete dienen die Beschlüsse der Konferenz über Mitwirkung des Reichssparkommissars, dessen Sachkunde bereits von zahlreichen Ländern in Anspruch genommen ist.

Mit diesen allgemeinen auf der Konferenz beschlossenen Richtlinien ist es aber nicht getan. Um die Arbeit auf der nunmehr gefundenen Grundlage fortzusetzen, sind zwei Ausschüsse errichtet worden, von denen einer, der 18 Mitglieder umfaßt, unter dem Vorsitz des Reichskanzlers sich der Verfassungs- und Verwaltungsreform, der andere unter der Leitung des Reichsfinanzministers mit den Finanzministern von Preußen, Bayern, Baden, Thüringen und Hamburg sich mit Sparsamkeitsmaßnahmen beschäftigen wird.

Wir sind uns bewußt, daß die großen Probleme, das Verhältnis zwischen Reich und Preußen und das weitere Problem, Reich und Süddeutschland, noch keine Lösung gefunden haben. Diese Probleme sind zurzeit, wenn man den allseits abgelehnten Zwang und gefährliche, die Existenz unseres Vaterlandes bedrohende Experimente vermeiden wollte, noch nicht spruchreif. Wie und wann sie gelöst werden, muß man der Zukunft überlassen. Auf ihre Lösung konnte aber nicht gewartet werden. Und daher mußte sich die Konferenz damit begnügen, auf den Gebieten reformatorisch die Wege zu weisen, auf denen es nach Auffassung von Reich und Ländern möglich und erforderlich war. Die Revolution ist abgeschlossen, wir sind in die Periode der Evolution

gekommen und müssen hier, wie ich schon einmal angeführt habe, Schritt für Schritt und auch vorsichtig vorgehen, da die hier zur Lösung stehenden Aufgaben bis in die tiefsten Wurzeln der deutschen Seele hineinreichen.

Mit den Worten: „Tantae molis erat, Romanam condere gentem" besingt der römische Dichter die mühevolle Arbeit der Errichtung des römischen Gemeinwesens. Auf die Geschichte unseres Vaterlandes läßt sich das gleiche Wort anwenden, und mühevoller Arbeit wird es bedürfen, die innerstaatliche Gestaltung unseres Reiches den Erfordernissen der Neuzeit anzupassen. Hierzu den Anstoß gegeben zu haben ist das Verdienst der Länderkonferenz. Möge ihre Weiterarbeit von Erfolg und zum Segen unseres Volkes sein!

Staatsbürgerliche Rechtschaffenheit.

Von Senator *William E. Borah,*
Vorsitzender des Auswärtigen Ausschusses im amerikanischen Senat.

Es gibt ein altes Dokument, das die Verfassung der Vereinigten Staaten heißt und den folgenden Satz enthält: „Der Kongreß darf kein Gesetz erlassen, das sich auf den Schutz einer Religion bezieht, ihre freie Ausübung verbietet oder die Redefreiheit schmälert." Es heißt nicht die Redefreiheit *verweigern* oder *verbieten,* sondern der Kongreß darf nicht einmal die Redefreiheit *schmälern.*

Aber es gibt eine sonderbare Auffassung, die sich bei uns durchgesetzt hat. Während des letzten Krieges wurde gesagt, daß die Verfassung der Vereinigten Staaten durch den Krieg in gewissem Sinne aufgehoben wurde und daß der Kongreß jedes Gesetz erlassen könne, das er für geeignet erachtet. Zuerst kam mir diese These wie ein Witz vor, und ich halte sie heute noch dafür, aber sie wurde von fähigen und wissenden Männern, von Gesetzgebern und hohen, verantwortlichen Beamten verteidigt. Auf Grund dieser Theorie und anscheinend von demselben Prinzip ausgehend wurde während des Krieges manches getan. Ich für meine Person möchte sie ein für allemal zurückweisen. Ich hoffe, daß kein so verderblicher und unamerikanischer Zustand von unserem Volke auch nur in Betracht gezogen werden kann. Es gibt nur einen Weg, um die Verfassung der Vereinigten Staaten zu ändern oder irgendeine ihrer Bestimmungen aufzuheben, und zwar auf demselben Wege und durch dieselbe Macht, die die Verfassung schuf — das Volk der Vereinigten Staaten selbst, in der Art und Weise, wie es die Konstitution voraussetzt. Jede Klausel, jede Zeile, jeder Artikel der Magna Charta gilt in Friedenszeiten wie im Kriege. Washington war auch ein Soldat, und Hamilton verstand etwas vom Kriege. Die Väter der Verfassung haben alle den großen Kampf erlebt, der acht Jahre dauerte. Sie haben ohne Zweifel vorausgesetzt, daß die Republik aller Wahrscheinlichkeit nach auch in Zukunft Krieg führen wird. Wie kann man dann annehmen, daß sie eine Regierung aufbauten oder eine Verfassung entwarfen, die nur in Friedenszeiten funktionieren sollte? Der Wortlaut der Verfassung verleiht genügend Macht für den Fall eines Krieges, und keine ihrer

Bestimmungen wird durch eine Kriegserklärung außer Kraft gesetzt. Jede andere Theorie wäre unheilvoll. Es hieße, in das Herz unserer Regierung die Tyrannenlehre von der „Not, die kein Gebot kennt", hineintragen.

Man kann diejenigen, die unsere Verfassung als nur für Friedenszeiten bestimmt ansehen, auf eine Entscheidung des Obersten Gerichts der Vereinigten Staaten hinweisen. Das Oberste Gericht sagt: „Die Verfassung der Vereinigten Staaten ist ein Gesetz für Herrscher und für das Volk, gültig ebenso im Kriege wie im Frieden, und umgibt mit dem Schild ihres Schutzes alle Klassen zu allen Zeiten und unter allen Bedingungen. Keine Auffassung von unheilvolleren Konsequenzen ist je im Geiste der Menschen ersonnen worden als die Annahme, daß irgendeine ihrer Bestimmungen in den Stunden der großen Not aufgehoben werden könne. Eine solche Auffassung führt direkt zu Anarchie oder Tyrannei, und die Theorie der Notwendigkeit, auf die sie sich stützt, ist an sich schon falsch. Denn die Verfassung verleiht der Regierung jede Macht, die notwendig ist, um ihre Existenz zu wahren, wie es sich glücklicherweise durch den Mißerfolg der vielen Versuche, ihren Sturz herbeizuführen, erwiesen hat."

Es ist ein allgemein verbreiteter Glaube, daß bei der Behandlung der internationalen Fragen eine Kraft im Hintergrunde vorhanden sein muß, auf die man im gegebenen Augenblick zurückgreifen kann. Ihre Nutzlosigkeit bei der Erhaltung des Friedens ist tausendmal erwiesen worden, aber der Glaube bleibt trotzdem bestehen. Es fehlen einem Worte, um diese abergläubische Anbetung der Kraft zu beschreiben, und es gibt keine Philosophie, die sie erklären könnte. Regierungen haben immer wieder Verträge geschlossen, in denen sie sich auf gewisse Bedingungen einigten, und sich verpflichteten, von ihrer Kraft Gebrauch zu machen, Heer und Flotte zu entsenden, Leben und Vermögen zu opfern, und keiner hat je die Frage gestellt: „Werden die vertragschließenden Mächte ihr Versprechen halten? Wer wird dafür sorgen, daß sie die übernommenen Verpflichtungen ausführen?" Es wird alles als selbstverständlich angenommen.

Aber wenn die Regierungen Verträge schließen und Abkommen planen, in denen sie sich einigen, ihre Streitfragen der Entscheidung eines Gerichtes zu unterbreiten und den Rechtsspruch gelten zu lassen, wird sofort die Frage gestellt: Wer wird den Urteilsspruch aufzwingen? Wo ist das Heer und wo ist die Flotte, um die Entscheidung durchzusetzen? Und doch steht dasselbe im Hintergrunde beider Verträge — die feierliche Verpflichtung einer Nation —, nur das und nichts weiter. In dem einen Fall liegt die Ehre der Nation darin, ein Heer auszusenden, und in dem zweiten, sich dem Urteilsspruch eines Gerichtes zu beugen. Wir bauen ohne weiteres auf die erste Verpflichtung und haben ein grenzenloses Mißtrauen gegen die zweite. Es ist noch ein Beweis mehr für dieses üble, dauernde Mißtrauen der menschlichen

Natur, das uns als Vermächtnis der Tage verblieben ist, in denen sich die Regierungen auf Kraft stützten und das Volk nicht mitzureden hatte. Wenn man den Mechanismus der Regierung und die Friedenspläne auf der Mitarbeit der öffentlichen Meinung aufbaut und jedem Staatsbürger, jedem Mann und jeder Frau die Möglichkeit gibt, sich dazu zu äußern, werden die Entscheidungen der Gerichte respektiert werden. So wie die Dinge nun einmal liegen, gibt es keinen Unterschied zwischen Kriegshetzern und Befürwortern des Friedens. Sie begegnen sich letzten Endes auf demselben Boden, daß Gewalt der entscheidende Faktor in internationalen Fragen ist. Jedes friedliche Abkommen endet mit Bestimmungen für den Kriegsfall und einer Vereinbarung betreffend Heer und Flotte. Als der britische Außenminister im März des letzten Jahres in Genf sprach, erklärte er: „Rohe Gewalt ist es, die sie fürchten, und nur, wenn rohe Gewalt ihnen zur Verfügung steht, werden sie das Gefühl der Sicherheit haben, dessen Mangel sie so dringend empfinden." Mit diesen Äußerungen trat er für den Frieden ein. Kurze Zeit vorher hat ein bekannter amerikanischer General öffentlich erklärt: „Wenn man einen Augenblick lang die Gewalt als die Stütze der Regierung aufhebt, wird die zweitausendjährige Zivilisation in demselben Moment wie eine angestoßene Seifenblase zerspringen." Mit diesem Ausspruch trat er für den Krieg ein.

Hier hat man dieselbe Auffassung von beiden Seiten, eine Auffassung, die vor kurzem einen ganzen Kontinent in ein einziges Chaos menschlichen Elends stürzte und die noch immer als Schutz und Schirm der Zivilisation, als Basis des Friedens und des Krieges gilt. Hat Bernhardi etwas anderes oder etwas mehr verlangt? Haben Cäsar oder Napoleon sich auf eine andere Theorie gestützt? Ruht das Gesetz der Dschungel auf einer anderen Basis? Ich lehne die Auffassung, daß Gewalt die Hauptstütze der Regierung bildet, unbedingt ab. Sie nimmt leider in der organisierten Gesellschaft noch eine Stelle ein, aber sie spielt eine oberflächliche Rolle. Sie ist einer höheren und dauernderen Macht untergeordnet und sollte immer als eine solche angesehen und betrachtet werden. Der flüchtige Verbrecher und der ihn verfolgende Polizist bilden nur einen Zwischenfall in dem Leben der unzähligen Millionen, deren Anhänglichkeit an Ordnung und Gehorsam vor dem Gesetz eine organisierte Gesellschaft möglich machen. Wir sehen nur den Verbrecher und den Polizisten und übersehen die schweigende, majestätische Masse, die in Millionen Heimen und in den täglichen Beschäftigungen des Volkes ihren Ausdruck findet und die allein die Gesellschaft zusammenhält. Wenn wir nicht die Liebe und Loyalität unseres Volkes zu unserem Lande hätten, würde diese Regierung in einer Nacht zusammenstürzen und mit ihr Flotte und Heer.

Wir haben einen Punkt erreicht, an dem es meiner Ansicht nach keine andere Alternative gibt. Wir müssen entweder unseren Glauben

ändern, oder unsere Zivilisation wird den Zusammenbruch erleben, den sie schon zweimal erfuhr. Wie sind nach zweitausend Jahren jener Anbetung der Gewalt, nach zweitausend Jahren dieser Lehre und der Durchführung, die sich aus einem solchen Bekenntnis ergibt, die Ergebnisse und wie sind ihre Früchte? Wenn einem die Sprache der Hölle vertraut ist, mag er es wagen, das Bild zu malen. Die menschliche Zunge ist der Aufgabe nicht gewachsen. Zuerst eine Schuld von 350 Milliarden Dollar, die wie eine ewige Hypothek — denn sie wird nie bezahlt werden — auf den Hirnen und Energien der menschlichen Familien wuchtet, Männer und Frauen Tag und Nacht in eine endlose, fruchtlose Arbeit treibt. Reiche Völker, an nationalen Möglichkeiten wunderbar reiche und jetzt an der Krippe des Bankerotts befindliche Nationen, die noch immer wie eine brennende Peitsche immer schwerere Lasten auf den Rücken des Volkes hinuntersausen lassen. Spitäler von Leningrad bis Berlin, von San Francisco bis Peking, von Kranken, Verkrüppelten, Wahnsinnigen überfüllt. Zerbrochene und zerstreute Familien, zerstückelte Staaten, unterdrückte Völker, frühzeitig gealterte Säuglinge, mit ererbten Krankheiten verflucht, Länder, von merkwürdigen Epidemien und unheilvollen Krankheiten heimgesucht, und angesichts dessen Regierungen, von denen jede nach tödlicheren und wirksameren Mitteln eines heillosen Mordens sucht. Das sind die Früchte dieser Anbetung der Gewalt, dieses Drängens nach Blut. Ich behaupte, daß die menschliche Gesellschaft diesen Glauben nicht länger ertragen kann. Er unterminiert und zerstört die Rasse. Wir haben keine andere Alternative. Wir sind aus Selbsterhaltungsgründen gezwungen, diesen Fetisch abzulehnen. Wir müssen daran arbeiten, um den Krieg ein für allemal außerhalb des Gesetzes zu stellen und ihn illegal zu machen.

Es gibt noch ein anderes Problem, vor das sich das amerikanische Volk gestellt sieht: Es gilt, Gesetz und Ordnung zu unterstützen oder die Annullierung und Anarchie zu predigen. Auch hier ist es wieder eine Frage der Loyalität der Verfassung und dem Volke gegenüber.

Es gibt keine Bestimmung der Konstitution, die nach längeren Debatten und von mehr Erregung begleitet darin aufgenommen wurde als den Zusatzartikel 18. Dreiunddreißig Staaten haben schon vor seiner Annahme die Prohibition angeordnet. Die Frage ist in den letzten fünfzig Jahren in den weitesten Schichten des Volkes diskutiert worden. Jede staatliche Gesetzgebung hat das Prinzip in der einen oder anderen Form angenommen. Schließlich kam der Zusatzantrag vor den Kongreß, wurde in den beiden Körperschaften des Kongresses debattiert, ging an die gesetzgebenden Stellen der Staaten zurück, wurde dort geprüft und — mit Ausnahme von zwei Staaten — von allen akzeptiert. Es kann von niemandem behauptet werden, daß diese Bestimmung zufällig in die Konstitution eingeführt wurde. Es kann auch ebensowenig behauptet werden, daß sie ohne vorherige Überlegung und De-

batten der Öffentlichkeit beschlossen wurde. Der Zusatzantrag findet sich dort als ein ausdrücklicher, zielbewußter Wunsch und Wille des amerikanischen Volkes. Er besitzt dieselbe Kraft und Heiligkeit wie irgendeine andere Bestimmung der Konstitution. Er ist nun einmal vorhanden, und solange er zur Verfassung gehört, ist es Sache jeder guten Regierung, ja Sache einer verfassungsmäßigen Regierungsform überhaupt, Sache der Ordnung und des Gesetzes, daß er in seiner ganzen Unantastbarkeit durchgeführt wird und erhalten bleibt. Es gibt kein wesentlicheres Problem, vor das sich ein freies Volk gestellt sieht, als die Frage, ob es eine Verfassung, deren Bestimmungen es selbst getroffen hat, durchsetzen und halten kann.

Was war die Absicht dieses konstitutionellen Zusatzes und worauf zieht er hinaus? Er hat in erster Linie eine große, nationale Politik bestimmt, die sich auf dem Verbot gründet, berauschende Spirituosen in den ganzen Vereinigten Staaten weder zu fabrizieren, zu verkaufen noch einzuführen. Hier ist eine nationale Politik, die in das grundlegende Gesetz als der entschieden zum Ausdruck gebrachte Wunsch und Wille des Volkes der Vereinigten Staaten aufgenommen wurde. Die Frage, vor die wir uns gestellt sehen, wächst über das Problem der Prohibition hinaus. So wichtig die Frage des Alkoholverbotes auch sein mag, so ist die Durchführung des Verbotes eine höhere, größere und wichtigere Frage, und zwar die der Erhaltung und Durchführung der Bestimmungen der Konstitution in ihrem vom Volke geforderten Wortlaut. Damit wird die ganze Frage der konstitutionellen Unantastbarkeit, der Verfassungsmoral, ja des endgültigen Erfolges einer freien Regierung selbst berührt. Und von diesem Zustand müssen wir bei der Berücksichtigung dieser Frage ausgehen.

Aber die konstitutionelle Bestimmung ging über die bloße Erklärung einer nationalen Politik hinaus. Sie verlieh sowohl dem Staate wie den nationalen Regierungen die Macht, diese nationale Politik wirksam durchzuführen. Sie gab dem Staate sowohl wie den nationalen Regierungen die Macht, damit die Politik verwirklicht würde. Sie überließ es nicht den nationalen Regierungen. Sie hat nicht den Staaten die Macht entzogen, die sie hatten und sie in der nationalen Regierung investiert. Aber nachdem sie eine nationale Politik festgesetzt hat, hat sie sowohl den Staaten wie der nationalen Regierung die Verpflichtung auferlegt, sie durchzusetzen.

Es ist viel über die Pflicht des Staates unter solchen Umständen diskutiert worden. Es ist ein Thema, über das ernste und fähige Männer verschiedener Meinung sind. Aber die Diskussionen scheinen sich mir auf einer zu engen und zu technischen Ebene zu entwickeln. Es handelt sich nicht nur darum, wozu der Staat offiziell verpflichtet ist oder wozu er gezwungen werden kann, sondern was der Staat als ein wesentlicher Teil der amerikanischen Union und für die Integrität und Ziele dieser Union eintretend tun soll. Wir können selbstverständ-

lich einem Staat nicht befehlen, ein Gesetz zur Durchführung zu bringen. Aber es gibt eine weit zwingendere Macht, die den Staat in Aktion setzen müßte, und zwar die Tatsache, daß dieser Staat ein wesentlicher Teil der amerikanischen Union ist. Das Ziel, ja die Existenz der Union selbst erfordert ein gemeinsames Verfahren bei der Durchführung der Ziele und Absichten des Staatenbundes, wie sie in der Bundeskonstitution ausgedrückt sind und hängt von einem solchen Verfahren ab. Wir versuchen, die lokalen und nationalen Interessen in einem großen Ziele zu vereinigen und auszunutzen. Wir bemühen uns auf diese Weise, das große Problem einer repräsentativen Regierung auszuarbeiten. Ist nicht ein jeder Staat ein Teil dieses Zieles und sollte er nicht ängstlich bemüht sein, als solcher zu gelten? Ist nicht jeder Staat an der Durchführung dieses Problems interessiert und tief davon betroffen? Ist nicht jeder Staat auf die feierlichste Weise gebunden, zur Lösung dieses Problems in vollstem Ausmaße seiner Fähigkeiten beizutragen? Wer würde sich eingestehen, daß er der größten Aufgabe, die auf dem Gebiete der Regierung gestellt wurde, nicht gewachsen sei — und zwar dem Beweise, daß ein Volk sich selbst nach geltendem Gesetz und im Geiste einer geregelten Freiheit regieren kann? Läßt sich eine solche Aufgabe erfüllen, wenn souveräne Staaten dem obersten Gesetz des Landes oder einer seiner Bestimmungen ihre eifrige Unterstützung verweigern? Man vergesse für einen Augenblick, daß die Zusatzbestimmung 18 sich auf die Prohibition bezieht und betrachte sie nur als einen Teil der Verfassung, unter der wir leben und der wir Treue und Unterstützung schulden, und wie klar wird einem dann die Pflicht jedes einzelnen und die Pflicht jedes Staates erscheinen.

Wenn man die Zusatzbestimmung 18 für unklug hält und ihre Aufhebung vor dem amerikanischen Volke befürworten will, so mag man es ruhig tun. Man ist dazu berechtigt; aber solange die Bestimmung besteht, solange ist sie ein Teil der Konstitution. Die Frage der Rechte der Staaten können nicht in Betracht gezogen werden, wenn es sich um ihre Durchführung handelt. Die Frage der Rechte der Staaten ist ausgefochten worden, als sie den staatlichen, gesetzgebenden Körperschaften vorlag und die souveränen Staaten gesagt haben: „Wir bevollmächtigen die nationale Regierung und sind bereit, mit ihr zusammenzuarbeiten.“ Und es ist nicht Sache einer Regierung oder eines einzelnen, der den Staat vertritt, nach dieser Erklärung zu sagen: Meiner Ansicht nach bedeutet diese Bestimmung einen Übergriff auf die Rechte der Staaten. Es ist eine furchtbare Lehre, die uns gepredigt wurde, dieses Mißachten der Institutionen im Namen der Rechte der Staaten. Sie nährt die Rechtlosigkeit wie das Gift der Sümpfe die Krankheitskeime nährt. Sie ist eine Verleumdung der ganzen Theorie der amerikanischen Union. Sie ist eine Anklage gegen den ganzen herrlichen Verfassungsaufbau vom Jahre 1789.

Es gibt in unserem Lande eine gut organisierte Bewegung gegen

eine Klasse von Menschen, die, wie gesagt wird, der Regierungsform und den Institutionen feindlich gesinnt sind und die man als Rote und Radikale bezeichnet. Am meisten an dieser Aufgabe interessiert sind diejenigen, die um die Eigentumsrechte, wie sie die Verfassung garantiert, besorgt sind. Sie haben eine gründliche Organisation ins Leben gerufen, die sich mit Anarchie, Kommunismus, Bolschewismus und ähnlichen Bewegungen, die unsere Regierung unterminieren und die Stabilität unserer Institutionen zerstören, beschäftigt. Ich habe tiefstes Verständnis für ihren Wunsch, Respekt und Liebe für unsere Institutionen zu erzwingen. Ich glaube, daß man nie zu viel Zeit auf die Erziehung des amerikanischen Volkes verwenden kann, um ihm den Wert der Institutionen, unter denen wir leben, und den Wert unserer Regierungsform beizubringen. Ein Mann, der an unserer Küste landet und offen unsere Institutionen verhöhnt, ist ein unliebsamer Eindringling. Aber er ist nicht so abscheulich, ist meiner Ansicht nach nicht so zu verdammen wie der, der in unserem Lande erzogen wurde und die Gelegenheit hatte, die Wohltaten unserer Institutionen zu erfahren, der ihren Wert in all diesen Jahren der Gesetzlichkeit, in der unsere Regierung lebt, erkannt hat und der trotzdem noch irgendeine besondere Bestimmung bekämpft und mißachtet, weil sie seinen eigenen Interessen, seinen Ansichten oder seinen persönlichen Lastern zuwiderläuft. Ich möchte hier darauf hinweisen, daß zwar nicht alle aber viele von diesen ehrwürdigen Menschen, die sich über die Frage der ausländischen Propaganda und ihre unterminierende Wirkung auf unsere Konstitution so aufregen, am deutlichsten, beharrlichsten und eindringlichsten die achtzehnte Zusatzbestimmung der Konstitution verletzen. Die Brutstätte der verächtlich lärmenden Gesetzlosigkeit der zynischen Mißachtung gegenüber der achtzehnten Bestimmung findet sich in höheren Gesellschaftsschichten, die große Eigentumsinteressen vertreten, und in den Häusern der Wohlhabenden. Ohne ihre Unterstützung, ihr Protektorat und ihr Beispiel könnte der Schmuggler leicht vom Gesetz erfaßt werden. Ich wiederhole noch einmal: Ich stehe vollkommen auf der Seite derjenigen, die den ausländischen Einfluß auf unsere Verfassung fürchten, aber ich muß mit aller Ehrlichkeit sagen, daß sie durch das Leben, das sie führen, durch die Beispiele, die sie geben und den Einfluß, den sie gegen die achtzehnte Zusatzbestimmung geltend machen, in demselben Ausmaße und in demselben Verhältnis die Konstitution schwächen, die das Eigentum schützt. Die achtzehnte Bestimmung hat innerhalb der Verfassung dieselbe Autorität wie die fünfte, die Leben und Eigentum unter ihren Schutz stellt. Die Unterminierung der einen bedingt die der anderen. Die achtzehnte Bestimmung hat dieselbe Autorität und dieselbe Gültigkeit in der Konstitution wie die vierzehnte, die die Rechte des Eigentums vor dem Eingriff des Staates schützt. Die Unterminierungsversuche, die sie gegen die achtzehnte Bestimmung richten, unter

minieren auch die vierzehnte. Der „rote" Staatsbürger sitzt in seinem spärlich beleuchteten Zimmer an seinem armseligen Tisch und bedroht die Bestimmungen der Verfassung, die das Eigentumsrecht schützen. Der „weiße" dagegen sitzt in seinem strahlend erleuchteten Zimmer an seinem reich beladenen Tisch und bedroht und mißachtet die Bestimmungen der Konstitution, die in der Absicht entworfen wurden, das Heim zu schützen. Ich überlasse allen guten Staatsbürgern die Entscheidung, ob nicht beide den Weg der Gesetzlosigkeit wandeln, die Keime der Zerstörung säen, ob nicht beide den ganzen Aufbau von Ordnung und Gesetz unterminieren.

Man muß jenen einflußreichen Menschen, die auf der Befriedigung ihres Appetites in Auflehnung gegen den ausdrücklichen Willen des amerikanischen Volkes beharren, verständlich machen, daß ihr Eigentum nicht sicher sein kann, ihr Heim nicht geschützt, ihr Vermögen und alle Dinge, an denen sie hängen, nicht ungefährdet sind, wenn sie durch ihr Beispiel die Saat der Gesetzlosigkeit in den Vereinigten Staaten säen.

Wir alle wissen aus der Kenntnis der Geschichte, daß Gesetzlosigkeit die schlimmste Krankheit der Republiken ist. Es ist die eine große Krankheit, vor der sich jeder wirkliche Patriot immer hüten wird. Es ist nur ein Schritt von der Gesetzlosigkeit des wohlhabenden Mannes, der einen Teil des grundlegenden Gesetzes verachtet, weil er seinen Wünschen nicht entspricht, bis zum Soldaten, der bei Straßenkämpfen gerufen wird, um das Eigentum zu verteidigen und den die parteipolitische Sympathie an die Seite des Mob treibt. Die große Frage, vor die sich das amerikanische Volk gestellt sieht, ist nicht die der Prohibition, weil diese Politik festgelegt worden ist, sondern es ist die Frage, ob wir, nachdem wir uns einmal zur Prohibition entschlossen haben, den moralischen Mut, die Entschlußkraft und genug Zielbewußtheit besitzen, um den Gehorsam vor der Verfassung zu erzwingen.

In unseren sorgenvollen Tagen hat jeder einen Plan zur Besserung der Zustände in der Tasche — zur Besserung oder Änderung der Zeitumstände, die so merkwürdig und beharrlich aus den Fugen geraten zu sein scheinen. Aber wenn ich die Inschrift auf ein Banner setzen sollte, unter dem ich die entmutigten und niedergedrückten Millionen anständiger und loyaler Staatsbürger sammeln möchte, würde ich allen anderen Inschriften, Plänen und Verpflichtungen „Gehorsam vor dem Gesetz, weil es Gesetz ist", vorangehen lassen. Es gibt Hunderttausende von Menschen, deren Zahl täglich zunimmt, die ihre eigene Person, ihre Werkstatt und ihr Heim als gesichert empfinden wollen, die die Durchführung der Gesetze, den Triumph der Gerechtigkeit herbeiwünschen, und denen die Bestimmungen unserer Konstitution, die das Eigentum schützen, nicht weniger heilig sind als die Bestimmungen, die Menschenrechte und ethische Werte schützen. Was nutzt die Arbeit der Führer, das Streben und die Opfer der Patrioten, wenn man

nach allen diesen Jahren schließlich zu dem furchtbaren, verfluchten Glauben kam, daß Verfassungen mißachtet, Gesetze umgangen werden können und daß wir uns von der unheilvollen, zerstörenden, barbarischen Regel leiten lassen sollen, daß jeder Mensch ein Gesetz für sich sei. Das Felsenbett, die Granitformationen, auf denen große Zivilisationen und mächtige Regierungen aufgebaut wurden, ist Gehorsam vor dem Gesetz. Das ist der Anfang und das Ende jeder guten Regierung. Ohne dies können wir weder Glück und Wohlstand im Inland noch Prestige und Macht im Ausland erhoffen. Wir sind in eine Zeit gelangt, in der wir es uns leisten können, die alten Tugenden anzurufen, ja in der wir es tun müssen, um Gehorsam vor dem Gesetz als erstes Bekenntnis unseres politischen Glaubens zu proklamieren. Wir brauchen keinen neuen Glauben. Wir brauchen die Einfachheit, die Unmittelbarkeit, die Aufgabe des alten. Wir müssen im ganzen Lande den Glauben Washingtons, Jeffersohns, Jacksons und Lincolns mit Feuerzungen predigen. Die konstitutionelle Moral muß, wie es früher der Fall war, als Evangelium für Hohe und Niedrige gelten, ein Evangelium, das weder Heutiges noch Künftiges zu erschüttern vermag. Wir können die Fundamentalgesetze von Recht und Gerechtigkeit, von Achtung und Gehorsam vor dem Gesetz ebensowenig aufgeben, ohne die furchtbare Strafe zahlen zu müssen, wie ein Volk, so stark es auch in seiner materiellen Macht sein mag, die alten Gebote Sinais aufgeben kann, ohne in die letzten Tiefen zu stürzen.

Eigener oder geborgter Sozialstandard.

Von Professor *Gustaf Cassel.*

Seit dem Dawes-Abkommen ist Auslandskapital Deutschland in ganz unerhörtem Umfange zugeströmt. Die Folge davon ist eine Hochkonjunktur gewesen, die viel Aufsehen erregt hat und die seit Monaten im Mittelpunkte der wirtschaftspolitischen Diskussion steht. An und für sich ist es nur natürlich, daß eine umfassende Kapitalzufuhr von einer Hochkonjunktur gefolgt wird. Denn das Wesen der Hochkonjunktur ist vor allem von einer starken Zunahme der Produktion von Realkapital gekennzeichnet. Das Aufnehmen von Auslandsanleihen bedeutet, daß eine außerordentliche Vergrößerung des vorhandenen Realkapitals nötig war, und da nun auch diese Vergrößerung zustande kam, war die Hochkonjunktur da. Der allgemeine Aufschwung war natürlich von vielen Gesichtspunkten aus sehr erfreulich. Da aber auch gleichzeitig Zeichen der Verschwendung und bedenklicher Aufschraubung der Lebenshaltung hervortraten, so entstand in vorsichtigeren Kreisen eine gewisse Beunruhigung für die Zukunft, und gewisse Bestrebungen zur Begrenzung der Kapitalzufuhr und auch der Hochkonjunktur selbst machten sich geltend.

Für eine fortgesetzte Kapitalzufuhr sprachen natürlich die Produktionsinteressen sowohl der Industrie wie auch der Landwirtschaft. Die Ausrüstung der deutschen Produktion mit Realkapital ist immer noch ungenügend, und in vielen Produktionszweigen verspricht man sich von einer fortgesetzten Zufuhr von Auslandskapital eine erhöhte Effektivität und erweiterte Beschäftigung. Zu diesen rein geschäftlichen Gesichtspunkten kommen aber auch andere Betrachtungen hinzu. Die Überwindung der Arbeitslosigkeit ist nur mit Hilfe des Auslandskapitals gelungen, und in weiten Kreisen betrachtet man deshalb die fortgesetzte Zufuhr von Auslandskapital als eine notwendige Voraussetzung für eine erfolgreiche Bekämpfung der Arbeitslosigkeit. Für die sozialistisch denkenden Arbeiter tritt der Gesichtspunkt hinzu, daß die außerordentliche Erweiterung der öffentlichen Betriebe, die in den letzten Jahren zustandegekommen ist, nur fortgesetzt werden könne, wenn Auslandskapital in unbeschränktem Umfange den öffentlichen Körperschaften zur Verfügung gestellt werde. Natürlich macht sich hier nicht nur das theoretische Interesse für den Staatssozialismus geltend. Für die breite Masse ist die Erhöhung des allgemeinen

sozialen Standards, welche von der Erweiterung der staatlichen und kommunalen Tätigkeit erwartet werden kann, ein genügender Grund, um eine unbehinderte Versorgung der öffentlichen Hand mit Auslandsgeldern zu fordern.

Unter solchen Umständen ist es nur natürlich, daß in Kreisen, wo man gewohnt ist, eine gesunde Wirtschaft in erste Linie zu stellen, eine Reaktion entstanden ist gegen die Tendenz der Nation, von geborgten Mitteln hoch zu leben. Diese an sich gesunde Reaktion hat nun auch in der Furcht vor einer Verschlechterung der Valuta Nahrung gefunden. Man hat geltend machen wollen, daß ein unaufhörliches Einströmen von Auslandsvaluta mit Anspruch auf Umwechselung in Markvaluta eine Inflation der deutschen Währung herbeiführen müßte. Diese Vorstellung ist aber kaum richtig, und es erscheint als sehr wünschenswert, die Sachlage auf diesem Gebiete gründlich aufzuklären, damit die wahren Wirkungen der außerordentlichen Kapitalzufuhr in voller Deutlichkeit hervortreten mögen.

Das Aufnehmen von Auslandsanleihen dient im allgemeinen mehr oder weniger direkt zur Bezahlung einer Überschußeinfuhr von ausländischen Waren, welche für die erweiterte Versorgung des Inlandes mit Realkapital notwendig sind. Eine solche unbezahlte Einfuhr von Auslandsgütern hat offenbar keinen Einfluß, weder auf den Valutamarkt noch auf die innere Zahlungsmittelversorgung und die Kaufkraft der Markvaluta im Inlande. Aber, sagt man, viele Leute, die durch Anleihen in Besitz von Auslandsvaluta gekommen sind, wünschen ihr Geld im Inlande auszugeben und wechseln deshalb ihre Auslandsvaluta in Inlandsvaluta um. Wenn Inlandsvaluta zu diesem Zwecke unbegrenzt von der Reichsbank zur Verfügung gestellt wird, so müsse eine Inflation der Markvaluta eintreten. Auch diese Vorstellung ist falsch. Eine Zentralbank hat die Aufgabe, ihre Valuta in einer gewissen Parität aufrechtzuerhalten. Zu diesem Zwecke ist sie verpflichtet, ausländische Goldvaluta ungefähr zu Pari zu kaufen und zu verkaufen. Um dies in beliebiger Ausdehnung mit genügendem Verdienst tun zu können, ist die Bank berechtigt, Auslandsvaluta etwas unter Pari zu kaufen und etwas über Pari zu verkaufen. Macht die Bank von dieser Möglichkeit Gebrauch, so kann eine Einfuhr von Auslandsvaluta unmöglich eine Inflation der Inlandsvaluta herbeiführen. Denn eine solche Inflation würde ja in einer inneren Preissteigerung und einer damit folgenden Steigerung der Kurse der Auslandsvaluta hervortreten. Sobald aber infolgedessen die Auslandsvaluta über Pari stiege, so würde der Zentralbank keine Auslandsvaluta mehr angeboten werden, und die angenommene Inflationsursache wäre verschwunden. Im Zuströmen von Auslandskapital liegt also an sich keine Gefährdung der Inlandsvaluta. Eine andere Sache ist, daß die künftige Rückzahlung der Auslandsgelder eine gewisse Beschwerlichkeit veranlassen kann. So lange aber die Geldgeber darüber wachen, daß sie ihr Geld nur für wirklich

produktive Zwecke hergeben, so wird auch die Rückzahlung die Inlandsvaluta nicht in Gefahr bringen. Dies wird wohl eher der Fall sein, wenn die Auslandsgelder von der öffentlichen Hand aufgenommen werden. Aber auch dann wird die Rückzahlung in erster Linie finanzielle und nicht valutatechnische Schwierigkeiten bieten. Selbstverständlich muß aber beachtet werden, daß auch valutatechnisch alle Rückzahlungen in der Zukunft schwierig werden könnten, wenn das Ausland die Zufuhr von deutschen Waren künftig noch mehr als jetzt erschweren würde.

In Deutschland ist in der letzten Zeit eine ziemlich bedeutende Preissteigerung eingetreten, und manche Leute wollen in dieser Preissteigerung ein Zeichen einer von der ausländischen Kapitalzufuhr herbeigeführten Inflation der deutschen Valuta sehen. Dabei muß aber beachtet werden, daß das deutsche Preisniveau früher beträchtlich unter dem Weltpreisniveau lag. Ein Ausgleich mußte zustandekommen. So lange aber das deutsche Preisniveau nicht über das Weltpreisniveau gesteigert wird, hat man keine Veranlassung, von einer Inflation oder von einer Gefährdung der deutschen Valuta zu sprechen. Eine solche Steigerung würde, wie gesagt, unmittelbar die ausländische Goldvaluta über Pari treiben, und die Reichsbank, die sehr richtig ihren Einkaufspreis für Gold ¼% unter Pari gesetzt hat, würde keinem weiteren Angebot von Auslandsvaluta ausgesetzt werden.

In seiner bekannten Bochumer Rede über „Eigene oder geborgte Währung" hat Dr. Schacht die große Gefahr einer zu weiten Ausdehnung der Auslandsanleihen hervorgehoben und mit Recht auf die Schwierigkeiten des künftigen Schuldendienstes hingewiesen. Dabei hat er wohl der augenblicklichen valutapolitischen Wirkung der Kapitaleinfuhr etwas zu große Bedeutung beigelegt. In Wirklichkeit dürfte der Schwerpunkt seiner Darstellung in einem sehr gesunden Widerstand gegen die künstliche Erhöhung der deutschen Lebenshaltung liegen, welche mit der stetigen Einfuhr von Auslandskapital verbunden ist. Dieser Widerstand muß nach der Natur der Sache in erster Linie ein Widerstand werden gegen die Erhöhung des öffentlichen Ausgabestandards und gegen die unbegrenzte Erweiterung der öffentlichen Betriebe, welche nur mit ausländischen Mitteln finanziert werden können.

Die Gefahr einer solchen Entwicklung verdient näher untersucht zu werden. Ein Land muß normalerweise für seine eigenen Kapitalbedürfnisse sorgen. Eine Ausnahme von dieser Regel ist berechtigt für ein Land, das reiche, unbenutzte Naturreichtümer oder Arbeitskräfte besitzt. Deutschland war nach dem Kriege in einer solchen Lage. Seine Kapitalversorgung war vollständig ungenügend für eine lohnende Beschäftigung seiner übrigen Produktionskräfte. Eine Kapitalzufuhr vom Auslande war deshalb eine wirtschaftliche Notwendigkeit. Dies ist immer noch der Fall, und die Notwendigkeit einer

Kapitalzufuhr wird wohl noch einige Zeit bestehen. Um so wichtiger ist es dann, genau darauf zu achten, daß die ganze deutsche Wirtschaft so geordnet wird, daß die Unternehmungen hinreichend verdienen — nicht nur, um für den ausländischen Schuldendienst Mittel aufzubringen —, sondern auch zur Ermöglichung einer eigenen Kapitalbildung, welche einen angemessenen und stets wachsenden Beitrag zur Deckung des Kapitalbedarfs des Landes liefern kann. In Deutschland aber hat man die Unternehmungen mit gesteigerten Arbeitslöhnen, mit sozialen Lasten und mit außerordentlich hohen Steuern, um nicht von den besonderen Dawes-Zahlungen zu sprechen, belastet, wodurch die außerordentlich wichtige Kapitalbildung der Unternehmungen im höchsten Grade erschwert wird. An und für sich würde eine solche Erschwerung weitere wirtschaftliche und soziale Fortschritte unmöglich machen. Diese unangenehme Folge will man noch in weiten Kreisen dadurch ausgeschlossen sehen, daß das Defizit der inländischen Kapitalversorgung immerfort von einer Einfuhr von Auslandskapital ausgeglichen wird. Was bedeutet nun dies aber anderes, als daß man einen höheren sozialen Standard auf geborgter Grundlage aufbauen will?

Wenn einmal die Kapitalausrüstung der deutschen Produktion einigermaßen in gleiche Höhe mit den Naturschätzen und der Arbeitskraft Deutschlands gebracht worden ist, muß die Zufuhr von Auslandskapital aufhören, und die deutsche Produktion muß selbst für die weiteren und selbstverständlich immer wachsenden Kapitalbedürfnisse des Landes sorgen. Diese Aufgabe kann eine Volkswirtschaft nicht auf einmal übernehmen. Die deutsche Wirtschaft muß schon jetzt auf dieselbe eingestellt werden. Besonders muß die Ökonomie des Unternehmens Platz für einen so großen Verdienst bereiten, daß eine genügende Kapitalbildung möglich wird. Die Vorstellung, daß man sich über die Notwendigkeit einer inneren Kapitalbildung durch eine fortgesetzte Einfuhr von Auslandskapital hinwegsetzen könne, scheint mir die größte Gefahr zu sein, welche die Anleihewirtschaft der letzten Jahre der gesamten deutschen Wirtschaftsführung gebracht hat. Das deutsche Volk muß selbstverständlich als eine führende Nation in menschlicher Zivilisation immer einem erhöhten sozialen Standard nachstreben. Dieser höhere Standard muß aber unbedingt auf dem festen Boden eigener Kapitalversorgung ruhen. Der Segen, den ein geborgter sozialer Standard verspricht, wird sich bald als eine verhängnisvolle Täuschung erweisen.

Der Heilige Stuhl und die nationalistischen Bewegungen.

Von *Graf Sforza.*
Senator, ehem. italienischer Außenminister.

Im März des Jahres 1922 habe ich mein Beglaubigungsschreiben als italienischer Botschafter dem Vorgänger des heutigen Präsidenten der französischen Republik überreicht. In der Rede, die ich damals hielt, und die viel besprochen und bei aller Wahrung der französischen Höflichkeit in den konservativen Kreisen lebhaft kritisiert wurde, erlaubte ich mir — ich sage, erlaubte ich mir, weil wir uns im Jahre 1922 befanden und solche Worte damals in Frankreich noch ungewohnt klangen —, zweimal auf die „Notwendigkeit einer gemeinsamen Arbeit am moralischen und wirtschaftlichen Frieden Europas" hinzuweisen. „Dieser Friede," fügte ich hinzu, „kann nur durch eine baldige allgemeine Verständigung in Europa erreicht werden."

Der Präsident — es war damals Millerand — versicherte mir in seiner Antwort, daß er meine Ansichten und meine Hoffnungen auf die „Verständigung und den Frieden der Welt" teile. Ich verbeugte mich, scheinbar zufrieden, aber ich fühlte gleich, daß es eine höfliche Art sei, dem Problem aus dem Wege zu gehen, wenn man jemandem, der „Europa" gesagt hat, „Welt" antwortet. Die Reden, die die beiden Nunzien in Berlin und Paris im Januar 1927 hielten, haben in Europa einen tiefen Eindruck gemacht. Aber im ersten Augenblick wurde das Wesen selbst der Ideen, die der Nunzius darlegte, und die Antwort des Präsidenten Doumergue in Frankreich viel weniger diskutiert als die Tatsache, daß ein fremder Vertreter sich in eine Frage einmischte, die vielen als ausschließlich französisch erschien, und zwar in die Führung der Außenpolitik der Republik.

Diese Reaktion ist nicht so merkwürdig, wenn man an die stolze Tradition der moralischen Unabhängigkeit denkt, die der gallische Geist selbst bei den gläubigsten Katholiken zu wahren wußte, und die sich in den bekannten Beziehungen zwischen dem Heiligen Stuhl und der französischen Regierung dokumentierte, deren Saat noch heute nicht verschwunden ist. Leo XIII. wurde sich dieses Geistes bewußt, als er der aristokratischen Klasse in Frankreich das Einverständnis mit der republikanischen Form aufzuzwingen suchte, und auch der gegenwärtige Papst konnte ihn an dem passiven Widerstand feststellen, den er bei denselben Klassen anläßlich der Verdammung der Action Française erfuhr.

Aber selbst unter den glühendsten französischen Anhängern der neuen Locarno-Politik tauchte hin und wieder der Verdacht auf, daß

der Vatikan durch sein unerwartetes Eingreifen auf etwas Praktischere und Konkreteres als die Herrschaft des wirklichen Friedens in Europ hinziele. Man fragte sich mit gallischem Mißtrauen, ob der Vatika nicht die Absicht habe, in Frankreich eine parlamentarische Part des Zentrums, wie sie in Deutschland vorhanden ist, zu schaffen, un man stellte auch die Vermutung auf: der Vatikan will wohl Brian helfen, damit er seinerseits dem Heiligen Stuhl den Eintritt in de Völkerbund erleichtere.

Die Zeit hat ziemlich schnell die ganze Polemik beruhigt. Di einen haben bald begriffen, daß der Staatsmann, dessen Konzessione das Versprechen einer „aktiven und loyalen Mitarbeit" des Auslande hervorriefen, nur zu gut bedient wurde, was in der Politik eine schlechten Dienst bedeutet. Nachdem der erste Augenblick der E regung parteipolitischer Interessen vergangen war, mußte man allg mein feststellen, daß der Vatikan sich nur von einem Gedanken leite ließ, der mehr oder minder von anderen geteilt wurde, der jedoch de taktischen Interessen der Regierungen und Parteien beträchtlich übe legen war.

In der diplomatischen Zeremonie vom 1. Januar 1928 haben d päpstlichen Nunzien noch einmal mit der diplomatischen Traditi gebrochen, die verlangt, daß man bei solchen Gelegenheiten spricht, u nichts zu sagen, und wiederholten dieselben Gedanken und dieselb Anschauungen wie im vorigen Jahr. Aber die große Polemik, die i vorigen Jahre entstand, blieb diesmal aus. Die ganze Welt hatte b griffen, daß der Heilige Stuhl sich von Ansichten und Sorgen leit läßt, die einen viel tieferen und idealeren Charakter haben als die, d man ihm zugeschrieben hat.

Aus demselben Grunde hat die Ansprache, die der Papst i Dezember 1927 hielt, und in der er, obwohl in gemäßigterer Form, d Verdammung der Action Française wiederholte, nicht mehr die W der Klassen erweckt, die immer Royalisten waren, soweit sie den Kön brauchten, und glühende Katholiken, soweit die römische Kirche ih Interessen vertrat.

Die Quellen der politischen Informationen des Vatikans, sei Kontrolle des täglichen Laufs der Ereignisse sind wahrscheinlich ke solches Wunder an Erkenntnis, wie die Profanen und hauptsächli die Antiklerikalen des alten lateinischen Typus vermuten. Die römisc Kirche ist oft klarer und weitsichtiger, nur weil ihr Wesen selbst d nebensächlichen Ereignissen keine zu große Bedeutung beimißt u weil sie bemüht ist, die Gesamtheit der Ideen und Ziele, als der provisorischer und verantwortlicher Vertreter sich jeder Papst fül nicht zu gefährden.

Es scheint mir daher der Mühe wert zu sein, die Etappen u Beweggründe des päpstlichen Gedankens gegenüber dem Problem d europäischen Friedens und der neuen Gefahren und neuen Leide-

schaften, die ihn bedrohen, darzulegen. Und nicht nur deshalb, weil der Vatikan eine ethische Macht darstellt, die reich an Traditionen und Prestige ist, sondern in erster Linie weil er wie ein tiefer Spiegel ist, der die geheimsten Sorgen des größten Teiles des Christentums auffängt, selbst wenn sie manchmal durch die konkreten Interessen oder unmittelbaren Ängste, die auf die Oberfläche des päpstlichen Hofes einwirken, verzerrt und verblaßt erscheinen. Die römische Kirche hat manchmal lange gebraucht, um ihre Stellung offen zu dokumentieren. Sie tat es nur unwillig, als sie angesichts der immer wachsenden Aufpeitschung der nationalistischen Parteien in den verschiedenen Ländern sich bewußt wurde, daß vielleicht die ganze Zukunft des Katholizismus eines Tages von ihrer Treue oder ihrer Gleichgültigkeit gegenüber dem europäischen Frieden, gegenüber dem Rest menschlicher Brüderlichkeit im Gegensatz zu dem Haß und den Streitigkeiten, die sich zwischen Klassen und Gruppen, die sich katholisch nennen, einzubürgern scheinen, abhängen könnte. Daraus erklären sich auch die feierlichen Äußerungen vom Januar des vorigen Jahres, daher vielleicht auch andere, noch feierlichere, die uns die Zukunft vorbehält.

Auch in den Enzykliken und in anderen Ausdrucksformen des päpstlichen Gedankens ist der Friede zwischen den Völkern immer als einer der höchsten Wünsche der Kirche bezeichnet worden. Aber es handelte sich hier um Prinzipien und akademische Äußerungen, die keinen wirklichen Krieg mit dem Gegner voraussetzen. Die Stellungnahme des Papstes hat manchmal eine Höhe der Einsicht erreicht, die heute in dem blutigen Licht der Tragödie des Jahres 1914, als bittere Klarheit der Prophezeiung erscheint. Dies war der Fall, als Leo XIII., der mit Benedikt XV. vielleicht der freieste Geist war, den die Kirche in den letzten zwei Jahrhunderten hervorgebracht hat, in seinem Briefe Praeclara Gratulationis im Jahre 1894 die folgenden Richtlinien aufstellte:

„Seit langen Jahren leben wir in einem Frieden, der mehr scheinbar als wirklich ist. Von gegenseitigem Mißtrauen zerrissen, sind die Völker von einem Fieber der Rüstungen ergriffen worden . . . Dieser Zustand des bewaffneten Friedens ist unerträglich. Man muß diesem Ehrgeiz, diesem Hunger, dieser Rivalität, die den Krieg entfesseln können, ein Ende machen. Man muß zur christlichen Tugend zurückkehren — und in erster Linie zur Gerechtigkeit."

Derselbe Papst hat der Königin der Niederlande, als sie ihn um eine moralische Unterstützung der Friedenskonferenz von 1899 bat, folgendes geantwortet: „Es handelt sich hier um einen edlen Gedanken, der mit unserem Amte, dem das hohe Vermächtnis der Friedensvermittlung zuteil wurde, eng verbunden ist."

Zur gleichen Zeit, als der Papst der Königin Wilhelmine schrieb, hat der Kardinal Rampolla dem Grafen Muraview gegenüber den

Wunsch ausgesprochen, daß es der Konferenz von Aja „gelingen möge, die Kämpfe zwischen den Völkern mit dem einfachen Mittel der ethischen Kräfte zu lösen und die Einführung der Vermittlung und der obligatorischen Schiedsgerichtsbarkeit als das beste System durchzusetzen."

Der Nachfolger Leos XIII., Pius X., war ein einfacher Geist. Es ist keine bemerkenswerte Äußerung aus seinem Munde zu verzeichnen. Benedikt XV. übernahm die Nachfolge Pius X. in den ersten Tagen des Weltkrieges. Dieser Papst ist in den letzten grauenhaften Tagen des Konfliktes von uns allen ein wenig verkannt worden. Die Nationen kämpften im glühenden Kessel, und jeder fühlte wohl die Pflicht zur Leidenschaft. Aber er, der keiner Heimat mehr angehörte, hat mitten im Kriege im August 1917 die Botschaft des unnützen Mordens „Inutile Strage", geschrieben, in der er den Kriegführenden das folgende aus drei Punkten bestehende Programm vorschlug:

die gleichzeitige und proportionelle Einschränkung der Rüstungen
das obligatorische Schiedsgericht;
die internationalen Sanktionen.

Aber abgesehen von dem Vorschlag Benedikts XV., mit dem er einen Augenblick lang mitten im Kriege hoffte, ein unmittelbares Ziel zu erreichen, sind andere päpstliche Äußerungen vorher und nachher nicht über das akademische Feld der Verallgemeinerungen hinausgegangen.

Und mehr noch: Als sich nach dem Vertrag von Versailles die Gelegenheit bot, bei der konkreten Organisation des Friedens im Völkerbund mitzuarbeiten, hat der Vatikan sich als sehr wenig entgegenkommend gezeigt. Es stimmt zwar, daß große Staaten vom Völkerbund ausgeschlossen sind und ihm sogar feindselig gegenüberstanden; aber das genügt noch nicht, um die äußerste Zurückhaltung des Heiligen Stuhles zu erklären. Alle jedoch, die damals schon daran glaubten, daß es für Europa notwendig sei, in Genf — da nun einmal Genf in mehr oder minder vollkommener Form vorhanden war — eine Organisation zu suchen, die die Gefahr neuer Konflikte ausschloß, die zu einer Katastrophe ohnegleichen führen würden, mußten feststellen, daß die Enciclica Pacem Dei vom Mai 1920 die Genfer Institution mit Stillschweigen überging, als sie zu der Gründung eines „Bundes der Völker, der ihre gegenseitige Unabhängigkeit sichern würde", anrief. „Die Kirche", fügte die Enzyklika hinzu, „wird einem solchen Bund der Völker, der auf christlichen Satzungen basiert ist, ihre Hilfe und Unterstützung nicht versagen". Hilfe und Unterstützung aber eines Gedanken, den man in Genf nicht verkörpert glaubte.

Von der Enciclica Pacem Dei bis zu den Reden der päpstlichen Vertreter in Berlin und Paris von 1920 bis 1927 hat sich eine tiefe Wandlung vollzogen, vielleicht nicht der grundsätzlichen Einstellung, sondern der taktischen Stellungnahme.

Angesichts des Krisenzeitraumes, den Europa durchlebt, wird

von größtem Interesse sein, nach Gründen zu suchen, die die Kirche zu ihrer neuen Politik veranlaßten. Es erübrigt sich, zu betonen, daß es eine Gleichstellung der wirklichen Sorgen des Papstes mit dem Niveau der kleinen Politiker wäre, wenn man in dieser Politik nichts weiter sehen wollte — wie es einen Augenblick in Frankreich der Fall war — als geschickte Versuche, auf beiden Seiten des Rheins politische Parteien zu bilden und zu stärken, um sie in den Dienst der Interessen der Kirche zu stellen.

Man muß viel höher und viel weiter nach Gründen suchen, die die Kirche dazu gebracht haben, eine aktive Sympathie zu zeigen, mit der sie vor sechs Jahren noch so geizte. In diesen sechs Jahren ist Genf am Leben erhalten geblieben, und das ist schon viel. Es ist durch den Eintritt Deutschlands gestärkt worden, und das ist noch mehr. Aber das ist noch nicht alles. Die römische Kirche hat schon vor den mündlichen Kundgebungen in Berlin und Paris bewiesen, daß sie sich dessen bewußt wurde, wie sehr die nationalistischen Strömungen das europäische Leben störten und erschwerten und wie nahe die Gefahr lag, daß sie eines Tages die neuen bürgerlichen Generationen, die den Krieg nicht mitgemacht hatten, in der Täuschung erziehen würden, daß der Krieg ein glorreiches und wunderbares Abenteuer sei, aus dem man für sein Vaterland und für sich selbst alles gewinnen könne. Als man die nationalistische Action Française auf den Index stellte, wollte man in Wirklichkeit ein Beispiel, und nicht nur für Frankreich, statuieren. Eine so gefährliche Handlung angesichts des alten gallischen Geistes konnte dem Vatikan nur von ernsten, äußersten Befürchtungen diktiert werden. Diese Befürchtungen sind nicht jüngsten Datums. Schon Kardinal Mercier teilte sie und brachte sie zum Ausdruck, als er in seiner Erzdiözese von Löwen einen aktiven Kampf gegen die Sympathien der Jünglinge aus der höchsten belgischen Gesellschaft für die Action Française begann.

Mehr als jedes andere Argument war es die Angst vor der Verbreitung dieser verzerrten Form des nationalistischen Katholizismus in frommen, katholischen, bürgerlichen Klassen, der eigentlich ein neues Heidentum im katholischen Gewand ist, die die Kirche zugunsten der Genfer Atmosphäre beeinflußte.

Das wichtigste und bedeutungsvollste Organ des päpstlichen Hofes, die Civiltà Cattolica, hat übrigens diese Bewegung in einem Artikel, der gegen Ende 1926 erschien, angekündigt. Nach einem glühenden Lob des Friedenskongresses, der im Sommer 1926 in Bierreville auf Anregung der internationalen Demokratie (beides Bezeichnungen, die früher in den Spalten der Civiltà Cattolica nur Hohn und Mißtrauen begegneten) stattfand, hat das Organ der Gesellschaft Jesu den doktrinären, so tief katholischen Einwänden vorgegriffen, die von dem organischen Mißtrauen diktiert sein können, das den Gläubigen gegen jede Aktion, die, ohne antikatholisch zu sein, akatholisch ist,

eingeimpft wurde. Nach der alten katholischen Sitte ist jeder Kontakt auch mit den edlen ethischen Ideen, die außerhalb der Kirche sind, dazu geeignet, die Distanz zu schwächen, die die Mitglieder der Kirche von den nichtkatholischen Kreisen trennen soll. Aber die Civiltà Cattolica beruhigte diesmal die furchtsamen Geister mit dem folgenden Distinguo, in dem man nicht allzu vorwitzig den Duft der jesuitischen, dialektischen Tradition suchen soll, die die unsterblichen Seiten der Lettres Provincales von Pascal belebte:

„Wenn wir uns nicht täuschen", heißt es in der berühmten Zeitschrift, „gibt es einen großen Unterschied zwischen Irrtum und Irrenden. Mit dem Irrtum darf es selbstverständlich keine Berührung, keine Verbindung geben, weil Licht und Dunkel sich immer bekämpfen werden. Zu den Irrenden jedoch kann man Brücken bauen, und manchmal muß man es tun, wenn es zutrifft, daß der Mensch als solcher nicht die Personifikation des Irrtums und des Übels ist."

Derselbe Artikel endet mit den folgenden Worten, die schwarz auf weiß den Beweis des Mißtrauens, den der Vatikan den Exzessen des Nationalismus gegenüber empfindet, erbringen: „Wir wollen hoffen, daß die Zahl der Menschen, die guten Willens sind, die einen nicht weniger optimistischen Sinn für die Wirklichkeit besitzen, von Tag zu Tag wächst, und daß der partikularistische und übermäßig nationalistische Geist, der noch zu viele Seelen beherrscht, sich nunmehr der richtigen Erkenntnis des internationalen Lebens eröffnet. Zu einer solchen Erziehung beizutragen, ist die schönste Mission der heutigen Stunde. Das Rom der Cäsaren wußte nichts anderes zu finden als: SI VIS PACEM PARA BELLUM. Das Rom der Päpste gibt uns eine andere Lehre, die viel menschlicher und christlicher ist: SI VIS PACEM PARA PACEM."

Wenn man diese Äußerungen einer so berufenen Stelle in weiteren Kreisen gekannt und richtig gedeutet hätte, wäre das Staunen der konservativen französischen Kreise angesichts der päpstlichen Äußerungen des letzten Jahres, sei es zugunsten des Völkerbundes, sei es gegen die Bewegung der Action Française, viel geringer gewesen. Das wesentliche ist bereits gesagt worden; das autorisierteste Organ des katholischen Gedankens ging sogar so weit, daß es schrieb: „Die Bolschewisten, die der Welt ihre Utopie aufzwingen wollen, die Nationalisten, die die nationale Wirklichkeit mit einem heidnischen Geist beseelen . . . . wollten dem Werke Wilsons das Requiem singen. Wir können nicht in diesen Chor einstimmen, um den die Leidenschaften zittern, die die blutigsten Katastrophen entfesselten. Wenn Bestrebungen im Gange sind, um den Völkerbund zu schwächen oder zu vernichten, müssen wir Katholiken zu seiner Verteidigung schreiten. Er darf nicht sterben, er muß leben und sich entwickeln."

Solche glühenden Äußerungen, deren offizieller Ton für jeden ersichtlich ist, der den von der Kirche angewandten Stil kennt, und die

n dieselbe intellektuelle und ethische Ablehnung sowohl Nationalisten ie Bolschewisten einbeziehen, lassen sich nicht durch Auslegungen der anzösischen nationalistischen Organe aus der Welt schaffen, die in den rsten Tagen des Jahres 1928 die Behauptung aufstellten, daß der Papst, ls er in seiner weihnachtlichen Ansprache an die Kardinäle die „kaum laubhaften Grausamkeiten, die China, Mexiko, Rußland verwüsten", edauerte, „über die sichtbaren Ereignisse hinaus die Gefahr, die in er Welt existiert, die Theorie, die alles Übel erzeugt und die höchste Verdammung Roms verdient, in erster Linie brandmarken wollte".

Diese Verdammung ist, wie wir gesehen haben, vorhanden. Sie erührt jedoch beide Gefahren, die, wenn auch von entgegengesetzten eiten, den Frieden der Welt gefährden. Dieser neue Ton, von den dlen, intellektuellen, aber akademischen Verallgemeinerungen Leos X. eit entfernt, zeigt, welch einen weiten Weg die römische Kirche in er letzten Zeit durchmessen hat. Es wäre eine kleinliche Verkennung – wie ich schon im Anfang gesagt habe — wenn man die Beweg-ründe in einem macchiavellistischen Plan des Vatikans zur Sicherung ekundärer Vorteile suchen würde, wie zum Beispiel seinen Eintritt in en Völkerbund. In erster Linie, im Gegensatz zu der Meinung, die n nicht kirchlichen Kreisen weit verbreitet ist, betrachtet der Heilige tuhl diesen Eintritt keineswegs als einen Vorteil. Als Leo XIII. n seinem Brief an die Königin der Niederlande von seinem hohen mte als Friedensmittler sprach, war es keine literarische Phrase llgemeiner Art, wie sie bei pazifistischen Schriftstellern vorkommt. edes Wort war erwogen und durchdacht. Sie bildeten ein durch die nbill der Zeit der Ungläubigkeit vorsichtig gemildertes Echo der Tra-itionen der großen Epoche Gregors und Innozenz', der Tradition der irchlichen Übermacht, die noch in dem Jahrhundert des ungläubigen lacchiavelli eine genügende Kraft besaß, um Alexander VI. zu er-uben, ohne daß die Welt darüber lächelte, eine Trennungslinie seiner ouveränität in den Ländern, die man jenseits des Atlantischen Ozeans ntdecken sollte, zu ziehen. Es ist daher kaum anzunehmen, daß der apst, falls er dazu aufgefordert würde, sich entschließen könnte, seinen intritt in den Völkerbund als „inter pares" zu vollziehen.

Es ist nicht anzunehmen, daß im Falle eines solchen Angebotes r Papst den armen, unvorbereiteten Ohren der profanen Mächte die ründe seiner Ablehnung entwickeln würde, die ihm eine Jahrhunderte te Tradition der theokratischen Ansprüche diktiert. Nein. Es würde m nicht an anderen plausiblen Gründen zu seiner Ablehnung fehlen, gefangen von dem Artikel 16 des Völkerbundspaktes, der alle Mit-ieder des Völkerbundes zu einer Beteiligung an dem bewaffneten orgehen gegen den Staat zwingt, der durch ein Attentat gegen den ieden seine eigenen internationalen Verpflichtungen verletzt. Das psttum hat zwar nach einem Heer verlangt, um gegen andere Heere zukämpfen — das letzte Mal war es die französische Intervention

gegen die Truppen der römischen Republik im Jahre 1849, bei der di reaktionären französischen Klassen und das Abenteurertum des Loui Napoleon Bonaparte, der damals fast die Macht an sich gerissen hätte einen Boden der Verständigung, wie es häufig geschieht, gefunde hatten. Aber für das Papsttum handelte es sich in diesem Falle un die Wiedergewinnung des päpstlichen Staates und die Vertreibun Mazzinis. In der Lage, in der sich der Heilige Stuhl befindet, hätt er alles zu verlieren und nichts zu gewinnen, wenn er auch nur mi seiner moralischen Unterstützung an Zwangsmaßnahmen teilnehme müßte.

Seine gelegentliche Teilnahme an den vom Völkerbunde unter nommenen Arbeiten, eine Teilnahme, die in der letzten Zeit häufige vorkam, war von einer vorsichtigen Zurückhaltung begleitet, wie zur Beispiel bei dem Projekt der Kalenderreform.

Nein. Der Eintritt des Heiligen Stuhles in den Völkerbund i nichts weiter als eine Hypothese der Journalisten. Das Interesse, da der Vatikan im Gegensatz zur jüngsten Vergangenheit der Genfe Institution entgegenbringt, ist nichts weiter als der Beweis eines Inte esses höherer Art und ernsterer Befürchtungen.

Die römische Kirche, die älteste aller religiösen Institutionen de Westens und die älteste der politischen Institutionen der Welt, h schließlich trotz der traditionellen Zurückhaltung und Vorsicht in de großen Kampf, der von neuem Europa erschüttert, in dem einzige Kampf, der ins Gewicht fällt, weil von ihm Leben und Tod unser Zivilisation abhängen, offen Partei ergriffen. Die Kirche hat erkann daß die krankhafte Agitation verschiedener Nationalisten, die bis z einem solchen Punkt aufgepeitscht ist, daß sie der edlen vaterländische Idee einen schweren Schaden zufügen kann — und die jener trübe Kräfte, die sich Licht und Führung aus Moskau holen, noch einm den Frieden gefährden kann.

Die römische Kirche hat erkannt, daß es entweder Frieden Europa geben kann, einen Frieden mit all seinen Unsicherheiten, sein Höhen und Niederungen, seinen sozialen Kämpfen, aber einen Fried mit einer Zukunft des Fortschritts und der Menschenwürde, oder ein Krieg, der die wohlverdiente Zerstörung einer militaristischen Zivi sation bedeuten würde, die durch die Erneuerung eines rohen Heide tums jede moralische Existenzberechtigung eingebüßt hat. Und a diesem Grunde hat sich die aus konservativer Tradition so langsam römische Kirche entschlossen, die Bewegung zu verdammen, trotzde sie von den sogenannten konservativen Klassen — die so wenig konservieren verstehen — begünstigt wurde, und hat diesmal nicht gezögert, Partei zu ergreifen. Ihr eigenes Leben und ihre eigene Zukun standen auf dem Spiel.

Das Zeitalter der Zusammenarbeit.

Von *Jacob Gould Schurman,*
Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika in Berlin.

Das Zeitalter, in dem wir leben, ist im wesentlichen ein Zeitalter der Zusammenarbeit. Es ist gekennzeichnet durch praktische Anpassung der Interessen, die man als wesentlich antagonistisch betrachtete. Verständigung ist das Gebot der Stunde. Immer klarer und in sich weitenden Kreisen setzt sich die Einsicht durch, daß die Menschheit in ihrem Kampf um die Erhaltung und Verbesserung der Existenz ein gemeinsames Ziel verfolgt und es durch Zusammenarbeit leichter erreichen kann als im Kampf miteinander.

Diese einfache Wahrheit, die so grundlegend ist, daß sie uns aus den meisten unserer Schwierigkeiten herauszuhelfen vermag, wird in erster Linie von der Geschäftswelt und den geschäftlichen Organisationen wie eine Fackel vorangetragen. Die moderne geschäftliche Erfahrung hat seit langem die primitive Täuschung zerstört, daß beim Kauf und Verkauf der eine gewinnen und der andere notwendigerweise verlieren müsse. Sie zerstörte auch die extreme, nationalistische Politik der Merkantilisten, deren falsche Auffassung, die derselben wesentlichen Täuschung entsprang, von Adam Smith bloßgelegt wurde.

Die Auffassung des primitiven Individualismus ist einfach und unmittelbar. Der Gedanke der Zusammenarbeit — die Erkenntnis einer grundlegenden, sich manchmal verwischenden Gemeinsamkeit der Interessen, der zu dienen sich auf lange Sicht hin bezahlt macht — ist dagegen sehr kompliziert. Denn zu ihrer klaren Erkenntnis war nicht nur Intelligenz, sondern auch wiederholte Erfahrung notwendig. Die Organisierung der Handelskammern ist eine Phase des langen Kampfes, und ihr Erfolg und ihr Wachstum zeigen, wie die Wahrheit sich durchsetzen kann und muß.

Seit der Gründung der ersten Handelskammer durch die Marseiller Kaufleute im Jahre 1650 haben sich diese Organe der gegenseitigen Anpassung, Verständigung und Zusammenarbeit in ihrer lokalen Form über die ganze Welt verbreitet. Auf ihrer breiten Basis wurden die nationalen Institute in letzter Zeit durch den Überbau einer großen internationalen Organisation gekrönt.

Unter den nationalen Organisationen bietet die Handelskammer der Vereinigten Staaten ein besonders auffallendes Beispiel dessen, was geleistet werden kann, um oberflächlich entgegengesetzte Interessen aufeinander abzustimmen. Die Vereinigten Staaten umfassen ein so großes Gebiet von fast unbeschränkter klimatischer Verschiedenheit und wirtschaftlicher Differenzierung; Groß- und Kleingrundbesitz, Bergbau,

Fabrikation in allen ihren Phasen, Bankwesen, Überseehandel, gehören einem politischen Gebiet an. Der offensichtliche Antagonismus des Käufers und Verkäufers, des Absenders und Verfrachters, des Geldgebers und Geldnehmers wirkt sich nicht gegen Außenstehende, sondern auf dem ungebrochenen Felde einer einzigen nationalen Organisation aus.

Als im Jahre 1912 der Vorschlag gemacht wurde, eine Handelskammer der Vereinigten Staaten zu gründen, haben Zweifler auf diese Vorbedingungen hingewiesen. Sie behaupteten, daß der amerikanische Geschäftsmann zu individualistisch und die industrielle Vielfältigkeit der Nation zu groß sei. Sollte es für den Freihändler und für den Verfechter der Schutzzölle, den Reeder und den Eisenbahnaktionär, den Baumwollzüchter des Südens und den Baumwollfabrikanten von Neu-England möglich sein, einen gemeinsamen Boden zu finden, um ihre Interessen zu vertreten? Es konnte sehr wohl zweifelhaft erscheinen. Die Erfahrung hat jedoch den Versuch unbestreitbar bejaht. Die Antwort liegt in dem praktischen Erfolg der Handelskammer, die damals gegründet wurde. Sie begann im Jahre 1913 mit einer Mitgliedschaft von 326 lokalen Handelskammern und einer Anleihe von 50 000 Dollar, und in kurzer Zeit konnte sich die Handelskammer der Vereinigten Staaten selbst finanzieren. Der Bericht des Jahres 1927 zeigt, daß die Mitgliederschaft jetzt 1516 lokale Handelskammern umfaßt und ungefähr 800 000 Mitglieder zählt. Diese Mitgliederschaft erstreckt sich auf 48 Staaten, den Bezirk Kolumbien und die Inselgebiete. Zu ihr gehören auch 24 amerikanische Handelskammern im Auslande.

Der Umfang der Tätigkeitssphäre der nationalen Handelskammer kann aus der Fülle der ständigen Vertretungen für einzelne Zweige des Geschäftslebens, die sie eingerichtet hat, beurteilt werden. Sie umfassen Landwirtschaft, staatsbürgerliche Entwicklung, Binnenverteilung, Außenhandel, Finanzwesen, Versicherung, Fabrikation, Bodenschätze, Transport und Verkehr. Das ganze Feld der geschäftlichen Unternehmungen ist einbezogen, und es ist Raum für die widerstrebendsten Interessen vorhanden. Man hat kein Gebiet außerhalb der Tätigkeitssphäre gelassen, weil sich eine Einigung verschiedener Meinungen nicht erzielen ließ. Auf solchen schwierigen Gebieten scheint im Gegenteil die Aktivität noch größer zu sein, weil man sich bemüht, alle Möglichkeiten der Verständigung und des gemeinsamen Vorgehens zu erforschen und auszunutzen. Die Handelskammer ist sogar vor einer Verkündigung der Grundsätze des Geschäftsverhaltens nicht zurückgeschreckt, die in weiten Kreisen angenommen wurden und einen praktischen Einfluß auf die Führung des Geschäftslebens ausübten. Man hat das Gefühl, daß die Ideen der Begründer der Handelskammer nirgends solche Errungenschaften zu buchen hatten wie in diesem Fall. Die Handelskammer der Vereinigten Staaten ist nicht nur den Fragen,

die die öffentliche Meinung erregen, nicht aus dem Wege gegangen, sondern hat kühn und erfolgreich die Ansichten der Geschäftswelt über die allgemeinen Tagesprobleme formuliert und durchgesetzt. Sie pflegt ihren Mitgliedern die Tagesfragen der Politik, die in das Geschäftsleben hinüberspielen, zu unterbreiten und bekommt auf diese Weise einen klaren Begriff von der herrschenden Meinung. Nach der ersten Umfrage bei der Mitgliederschaft der nationalen Handelskammer hat sich eine große Stimmenmehrheit für die Gründung des nationalen Budgets ergeben, und die darauf folgende Aktivität der Kammer hat zur Verwirklichung dieser so notwendigen Reform besonders viel beigetragen. Auch andere Fragen besonders widerspruchsvoller und alle Gemüter erregenden Art, wie zum Beispiel Reform des Bankwesens und der Währung, Besitzrecht an den Eisenbahnen, Handelsmarine, Verhältnis zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber usw. wurden berührt. Daß Fragen dieser Art nicht nur in einem Teil der Vereinigten Staaten, sondern durch das ganze vielfältige Gebiet hindurch besprochen werden konnten und zu entscheidenden Schlußfolgerungen gelangten, die das Vorgehen der Öffentlichkeit zu beeinflussen vermochten, zwingt mir die Überzeugung auf, daß, sobald der gute Wille vorhanden ist, den Möglichkeiten, eine allgemeine Verständigung aus der Spreu des scheinbaren Kampfes zu sichten, keinerlei praktische Grenzen gesetzt sind.

Zu den 24 Handelskammern im Ausland, die mit der Handelskammer der Vereinigten Staaten verbunden sind, gehört auch die amerikanische Handelskammer in Deutschland. Die Arbeit, die unsere Handelskammer leistet, trägt auf die unmittelbarste Weise zur Förderung der Verständigung und des Ausgleichs auf dem internationalen Gebiete bei. Aus der Januar-Nummer des Organs der Handelskammer, Transatlantic Trade, ersehe ich, daß der Handelsverkehr zwischen den Vereinigten Staaten und Deutschland sich seit der Gründung der Handelskammer vor 25 Jahren um hundert Millionen Dollar in beiden Ländern gesteigert hat. Das sind konkrete Grundsteine für Frieden und Wohlstand. Die amerikanische Handelskammer in Deutschland hat zu den Bruchsteinen der wirtschaftlichen Bedürfnisse den Zement der Anpassung und Verständigung hinzugefügt. Sie bringt den Verkäufer mit dem Käufer zusammen, sie beschwichtigt die kleineren Streitfragen, die sich bei einem so komplizierten Austauschverkehr unvermeidlich einstellen müssen und informiert die Kaufleute und Fabrikanten in jedem Land über die besonderen Bedingungen, die drüben existieren. Sie ist auch wie andere amerikanische Handelskammern im Auslande zum Fahnenträger auf dem internationalen Feld der praktischen wirtschaftlichen Zusammenarbeit geworden, die sich in den 48 Staaten unserer Union so glänzend bewährt hat.

Es ist interessant, sich über die Ursachen des Wachstums des Handels- und Austauschverkehrs klar zu werden. Es heißt, daß dieses

Wachstum auf eine Erhöhung der Nachfrage, die ihrerseits eine Steigerung des Angebots hervorruft, zurückzuführen sei. Aber dies ist nur eine oberflächliche Erklärung, denn bloße Bedürfnisse, so allgemein und eindringlich sie auch laut werden, können nicht die Mittel zu ihrer eigenen Befriedigung schaffen. In Grönland würde der Schrei nach Apfelsinen, in Java die Forderung nach Weizen und Roggen, in Tibet das Verlangen nach Fabrikwaren ungehört verhallen. Es müssen zunächst die entsprechenden natürlichen Mittel vorhanden sein und dann die Möglichkeiten der Ausbeutung, der Herstellung und des Transports. Die Naturschätze und Bodenbedingungen sind ein Geschenk der Natur. Die Möglichkeiten und Verfahren zur Ausnutzung und Verarbeitung in Gebrauchsgegenstände sind Schöpfungen des Menschen. Und auf diesem Gebiet hat der Mensch dank den modernen wissenschaftlichen Errungenschaften unbegrenzte Möglichkeiten gefunden.

Der Wert der physikalischen Wissenschaft für die Entwicklung der modernen Industrie und des Handels läßt sich kaum überschätzen. Wir können uns dessen am besten bewußt werden, wenn wir ein fortschrittliches Volk des Westens — nicht mit einem wilden, barbarischen Stamm Afrikas —, sondern mit einem hoch zivilisierten Volke wie dem der Chinesen vergleichen, deren Landwirtschaft, Industrie und Transportwesen noch größtenteils auf der wirtschaftlichen Stufe der primitiven Menschen steht. Die Provinz Szechuan und das Deutsche Reich haben ungefähr die gleiche Bevölkerungszahl — zwischen 60 und 70 Millionen, aber wirtschaftlich gesehen sind sie durch eine ungeheure Zeitspanne in ihrer Entwicklung voneinander getrennt. Dort haben wir noch die Handarbeit und die einfachen, primitiven Werkzeuge, wie sie Homer beschrieb, hier haben wir gigantische Maschinen, in die die Wissenschaft die Naturkräfte einspannte, die zum Dienste der Menschheit gezähmt wurden.

Ebenso wie wir dem Wachstum der Wissenschaft keine Grenzen setzen können, so müssen wir auch für die Zukunft eine unbegrenzte Ausdehnung der Produktion und des Austausches der Waren erwarten. Die Einsicht der Geschäftsleute drückt sich in ihrer Förderung der wissenschaftlichen Forschung aus. Sie bildet jedoch nicht das einzige Element des Wachstums in Handel und Geschäftsleben. Es müssen noch die Organisationsfähigkeit und die Talente hinzukommen, die für den Erfolg im Geschäftsleben unentbehrlich sind: Voraussicht, Urteilsfähigkeit, Kühnheit und Abenteuerlust und viele andere Eigenschaften, deren sich der Geschäftsmann selbst vielleicht nicht bewußt ist. Aber die grundlegende Vorbedingung ist diese organisierte und bewährte Erkenntnis der Gesetze und Phänomene der physikalischen Welt, die wir Wissenschaft nennen. Bacon war der Prophet der neuen Ära, und seine Lieblingsmaxime hieß: „Wissen ist Macht." Die moderne Geschäftswelt ist Ausdruck und Ergebnis dieser Macht.

Daraus ergibt sich ohne weiteres, daß die Universitäten und For-

chungsinstitute Verbündete und Helfer des modernen Geschäftslebens ind. Sie existieren jedoch nicht nur im Hinblick auf dies eine Ziel. Sie aben andere und höhere Aufgaben zu erfüllen. Aber mit den hohen nd idealistischen Zielen, die sie verfolgen, läßt es sich ohne weiteres ereinbaren, daß die immer wachsende Kenntnis des Universum, die sie rreichen, zur beseelenden und schöpferischen Macht eines Wirtschafts- ystems wird, dessen letztes Ziel die Befriedigung der materiellen Be- ürfnisse der Menschheit ist.

Bei der Durchführung dieser utilitaristischen Aufgabe müssen die Universitäten selbstverständlich ihrem eigenen hohen Ideal vollkommen reu bleiben. Nirgends in der Welt war diese hohe Hingabe an die Wahr- eit um der Wahrheit willen auffallender als in Deutschland. Tausende on amerikanischen Studenten kamen im neunzehnten Jahrhundert, auptsächlich in den ersten sieben oder acht Jahrzehnten, auf deutsche Universitäten, um ihre Studien fortzusetzen, da unsere eigenen höchsten ildungsinstitute noch nicht das Niveau der wirklichen Universitäten rreicht hatten. Göttingen und Heidelberg waren die beliebtesten Uni- ersitäten der Amerikaner in der ersten Zeit, wie es später Berlin, eipzig, Halle und andere wurden. Ich selbst war Student in Göttingen, eidelberg und Berlin, und ich bin allen drei Universitäten zu großem ank verpflichtet. Aber ich habe in Heidelberg begonnen und dort am ingsten studiert.

Ich möchte hier noch einmal auf eine Tatsache zurückkommen, die lgemein bekannt ist, und zwar daß eine Gruppe amerikanischer Staats- irger in der freudigen Anerkennung dieser intellektuellen Schuld an eutschland eine Sammlung für ein neues Vorlesungsgebäude an der eidelberger Universität eingeleitet hat. Heidelberg ist die älteste utsche Universität, es ist außerdem eine Stadt von köstlicher Schön- it und besonderem Reiz, die einen tiefen, romantischen Zauber ausübt. tadt und Universität haben an das Gefühl und die Einbildungskraft er Amerikaner, die dort studierten, in einem ganz ungewöhnlichen aße gerührt. Die Universität braucht jetzt dringend ein neues Vor- sungsgebäude für alle Fakultäten. Für dieses Gebäude wollen die merikaner sorgen, und die Amerikaner nichtdeutscher Abstammung ben darauf bestanden, den größten Teil der Sammlung, die sich auf ndestens 400 000 Dollar belaufen wird, beizusteuern. Die Stiftung Ausdruck ihrer Dankbarkeit. Sie ist in freudiger Anerkennung der enste, die die Heidelberger Universität bei der Erziehung der vielen erikanischen Studenten im neunzehnten Jahrhundert und später stete, veranstaltet worden. Ich möchte der Hoffnung Ausdruck geben, ß dieses Vorlesungsgebäude zu einem neuen Bande nicht nur ischen den Universitäten unserer beiden Länder, sondern auch ischen dem deutschen und dem amerikanischen Volk werden möge.

Das politische Jahr in Griechenland.

Von *P. A. Argyropoulos,*
ehemaliger griechischer Außenminister.

Es ist nicht leicht, die politische Lage seines Landes in einer ausländischen Zeitschrift darzulegen, da man nicht genau weiß, welche von den Ereignissen, die sich bei uns im Laufe der letzten Jahre abgespielt haben, im Auslande bekannt sind, und welche Vorfälle man dem Leser in die Erinnerung rufen muß, damit er uns zu folgen vermag.

Das Problem, dem sich die griechischen Staatsmänner nach der Unterzeichnung des Friedens von Lausanne und der Thronentsetzung von König Georg II. (1922—1924) gegenübergestellt sahen, war besonders schwierig und kompliziert. Es gab da ein rein politisches Problem. Eine neue Regierungsform mußte eingeführt und die Versöhnung der politischen Parteien angestrebt werden, von denen einige die Veränderung der Regierungsform als ein Hindernis zur Aussöhnung ansahen. Auch die Finanzlage mußte bereinigt und die Unterbringung der Flüchtlinge im Zusammenhang mit dem wirtschaftlichen Wiederaufbau des Landes durchgeführt werden.

Das politische Problem in Griechenland ist in erster Linie ein Problem der Regierungsform. Es bestand seit dem Jahre 1916, als es in Griechenland während einiger Monate zwei Regierungen gab, eine in Athen mit dem König Konstantin und eine in Saloniki mit Venizelos. Nach vielen Zwischenfällen ist das Problem etappenweise gelöst worden, zuerst durch die Thronentsetzung des Königs Konstantin im Jahre 1917, und zum zweiten Male nach der Katastrophe in Kleinasien im September 1922 durch die erzwungene Abdankung des Königs Georg II., ein Jahr nachher durch die Militärrevolte Leonardoloupulos-Metaxas gegen die Regierung Plastiras, eine Revolte, die der König Georg ermutigt hatte, und als endgültiger Abschluß durch die Proklamierung der Republik am 22. März 1924. Während dieses fast zehnjährigen Zeitraumes und noch vorher, seit dem ersten militärischen Aufstand vom Jahre 1909, war das Land in zwei sich heftig bekämpfende Lager gespalten. Alle Wahlen, die stattfanden, waren unvollständig und bildeten keine vollkommene Vertretung der öffentlichen Meinung des Landes, da alle Parteien (ob sie republikanisch oder royalistisch waren) sich weigerten, an einer unter der Aegide des Gegners stattfindenden Wahlkampagne teilzunehmen, so daß keines der Parlamente, die seit 1911 gewählt wurden, mit Ausnahme der Nationalversammlung von 1920 (die unter besonderen Umständen zustande kam), die Vertreter aller Parteien vereinigen konnte. Die Nationalversammlung vom Jahre 1924, die die

Republik proklamierte, war nicht anders als ihre Vorgänger, denn nur die Republikaner waren darin vertreten.

Das Problem wurde noch durch den Bankerott des Parlaments verschärft. Die Unfähigkeit der Kammer hat seit 1909 revolutionäre Bewegungen hervorgerufen, die zu einer Diktatur führten. Später, zur Zeit der Regierung Venizelos, standen die Kammern im Bann seiner starken Persönlichkeit. Beide Nationalversammlungen jedoch, sowohl die royalistische vom Jahre 1920 wie die republikanische vom Jahre 1924 waren ebenso mittelmäßig wie unfähig. Dieses Versagen des Parlamentarismus ermöglichte die Diktatur des Generals Pangalos, die von Juni 1925 bis August 1926 dauerte. Aber der unsagbare Zynismus und der Eigennutz des Diktators riefen im ganzen Lande einen Abscheu vor der Diktatur hervor.

Dies war das Vermächtnis, das den Nachfolgern des Generals Pangalos nach dessen Sturz verblieb. Ich möchte noch zum besseren Verständnis der Lage darauf hinweisen, daß General Pangalos den Kurs des Pfundes von 260 Drachmen auf 440 hinauftrieb und daß der Zinsendienst der Auslandsschulden auf diese Weise drei Milliarden Drachmen bei einem Budget von etwas mehr als sechs Milliarden betrug, was die Lage keineswegs erleichterte.

General Condylis, der im August 1926 den General Pangalos stürzte, hatte vom rein politischen Standpunkt zwei Ziele vor sich. Erstens eine Volksabstimmung über die republikanische Regierungsform stattfinden zu lassen, an der sich alle Parteien beteiligen sollten, um die politischen Kämpfe auf den normalen Boden der Parteigruppierung zurückzuführen, zweitens die Macht den vom Volke erwählten Vertretern zurückzugeben und die unmittelbare Frische des Parlamentes wieder herzustellen. General Condylis hat die Aufgabe, die er sich stellte, auf eine wunderbare Weise verwirklicht. Er hielt das Wort, das er dem Lande gab, als er die Macht übernahm: sie keineswegs weder zu persönlichen Interessen noch zu denen seiner Partei auszunutzen. Um keinen Vorwand zur Wahlenthaltung zu geben, hat der General darauf verzichtet, seine eigene Kandidatur zu stellen, und alle seine Freunde folgten seinem Beispiel und begnügten sich damit, innerhalb der von allen politischen Führern festgesetzten Zeit die Wahlen im Lande herbeizuführen.

Die Wahlen, die am 26. November 1926 stattfanden, waren entschieden republikanisch. Das Wahlrecht ist frei und ungehindert ausgeübt worden, und die Gültigkeit der Wahlen wurde von keiner Seite angezweifelt. Alle Parteien sind mit entfalteten Bannern in die Arena herabgestiegen, und auf die Wählerschaft ist keinerlei Druck ausgeübt worden.

Zwei Punkte wurden damit erreicht: Die Volksabstimmung im ganzen Land hat sich für die Republik entschieden. Das Land ist auf dem normalen Wege zum Parlamentarismus zurückgeführt worden... Inzwischen fiel das Pfund von 450 Drachmen auf 365, General Condylis

hat seine Verpflichtungen erfüllt und das Ziel erreicht, das er sich gestellt hatte. Was geschah unter seinem Nachfolger?

Wenn auch die Republik siegreich aus dem Kampf hervorgegangen ist, so war es keiner der fünf Parteien (den drei republikanischen, der royalistischen und der an die Republik angeschlossenen) gelungen, eine Regierungsmehrheit zu erlangen. Man beschloß daher, eine Koalitionsregierung zu bilden, eine wirkliche, parlamentarische Vertretung, an der die Führer aller republikanischen Parteien, der sich zur Republik bekennenden Partei des General Metaxas und die Royalisten unter der Führung von Caldaris (Dezember 1926) teilnahmen. Diese Zusammenarbeit gefiel der breiten Oeffentlichkeit und schien ihr das beste Mittel, um die Kämpfe der früheren Parteien zu beenden, die endgültige Abstimmung über die Verfassung herbeizuführen, die Bestrafung des Generals Pangalos zu erreichen und den wirtschaftlichen und finanziellen Wiederaufbau des Landes, der eine zu schwere Aufgabe für eine einzige Partei darstellte, zum Abschluß zu bringen. Wie ist nach neun Monaten die Bilanz dieses Ministeriums, das durch die Weigerung der royalistischen Partei, sich an allen finanziellen Maßnahmen, die der Finanzminister Caphandaris vorschlug, zu beteiligen, im August 1927 gezwungen war, zu demissionieren und sich in derselben Zusammenstellung nur unter Ausschaltung der Royalisten wieder bildete?

Die Konstitution ist im Juli 1927 endgültig zur Abstimmung gelangt, eine Konstitution, die unter vielen Gesichtspunkten sehr wenig befriedigend ist, deren Abstimmung jedoch einen wichtigen Vorteil bedeutet, der um jeden Preis erreicht werden mußte. Der passive Widerstand der royalistischen Abgeordneten gegen die Abstimmung über die Verfassung, der mehr als sechs Monate dauerte, gibt einen guten Begriff von der Bedeutung des erreichten Ergebnisses. Heute besitzt Griechenland eine Konstitution, die von einer richtig gewählten Versammlung, bei der das ganze Land vertreten war, votiert wurde. Die Nationalversammlung hat ihr konstituierendes Mandat niedergelegt und ist zu einer einfachen, gesetzgebenden Verfassung geworden, die wir seit zehn Jahren nicht gekannt haben, und dies ist an sich schon ein unbedingter Gewinn.

Andererseits sind die politischen Führer, die seit zehn Jahren jeden persönlichen Kontakt verloren hatten, einige Monate lang zu gemeinsamer Arbeit gezwungen worden. Das bedeutet noch nicht, daß ihre Truppen, ihre Abgeordneten und Wähler, ihnen auch auf diesem Wege Gefolgschaft leisteten und daß eine wirkliche Verschmelzung stattgefunden hat. Aber die Gesellschaft hat trotzdem die Türen ihres Hauses geöffnet, ohne sich einzig und allein um das politische Glaubensbekenntnis ihrer Gäste zu kümmern. Es hat zweifellos eine politische Entspannung stattgefunden, die seit 1919 dem Lande fremd war.

Diese Entspannung ist in gewissen Kreisen vielleicht nur oberflächlich, und dort, wo sie sich verwirklicht hat, läßt sie sich meistens

auf die Tatsache zurückführen, daß die starken Persönlichkeiten in allen Parteien verschwunden sind. Aber auf diese Weise breitet sich das Vergessen aus. Außerdem ist eine neue Generation mit neuen Tendenzen ins politische Leben getreten, für die die Streitfragen der Vergangenheit nur ein historisches Ereignis sind. Dagegen ist es dem Koalitionsministerium infolge der systematischen Opposition Caldaris' nicht gelungen, das Finanzproblem zu lösen und die Verurteilung des General Pangalos herbeizuführen, und die fehlende Übereinstimmung der Ansichten hat das Vorgehen der Regierung auf Schritt und Tritt behindert. Außerdem hat das Ministerium einen großen Fehler begangen, als es die Militärfrage wieder anschnitt. In bezug auf die Finanzfrage hat der Finanzminister den lobenswerten Versuch unternommen, dem gefährlichen Defizit des Budgets zu steuern, das ihm als ein Vermächtnis Pangalos' verblieb, und ein neues Budget aufzustellen, das wenigstens theoretisch den Ausgleich erreichte. Die neuen Steuern sind besonders schwer, die Ersparnisse nur scheinbar und gefährlich, da sie die nationale Verteidigung treffen. Die Pläne der finanziellen Reform setzen eine verschleierte Kontrolle des Völkerbundes über unsere neue Emissionsbank und unsere Finanzen im allgemeinen voraus. Die vorgeschlagenen Maßnahmen sind sehr belastend für das Land. Da die Sanierung auf der Aufnahme von Auslandskrediten basierte, mußten zuerst die Kriegsschulden an Frankreich und dann an England geregelt werden, das heißt man mußte zahlen, bevor man etwas bekam. Dies alles erscheint sehr peinlich, obwohl man keinen anderen Ausweg besaß, da die Regelung unserer Kriegsschulden eine Ehrenfrage war, deren Notwendigkeit auch von der vorigen Regierung des Generals Condylis anerkannt wurde.

Nach einer Reise im Juni nach Genf hat der Finanzminister die Unterstützung seiner Kollegen verlangt, um die Arbeit des finanziellen Wiederaufbaus zum Abschluß zu bringen. Caldaris und die anderen royalistischen Mitarbeiter verweigerten ihre Mitarbeit und reichten ihre Dimension ein. Sie waren zweifellos der Ansicht, daß es das vorteilhafteste für sie sei, wenn es der republikanischen Regierung, zu der sie sich in entschiedenen Gegensatz stellten, nicht gelingen würde, die Finanzen des Landes in Ordnung zu bringen, und da sie die Durchführung der Sanierung nicht verhindern konnten, zogen sie es vor, sich in Opposition zur Regierung zu stellen, um die neuen Steuern bekämpfen zu können.

Bevor sie aus dem Koalitionsministerium austraten, oder besser gesagt seit der Bildung dieses Ministeriums, haben Caldaris und seine Freunde den republikanischen Ministern eine Maßnahme aufgezwungen, die von schwersten Konsequenzen für die Republik sein kann. Unter dem Vorwand der Ermöglichung einer Versöhnung der Parteien hat Caldaris seinen republikanischen Kollegen die Amtsentsetzung des Generals Ottoneos aufgezwungen, der im Jahre 1922 als Präsident des

Kriegsrates die fünf Minister des Königs Konstantin und den General Hadiavesti, die Schuld an dem verhängnisvollen Unternehmen in Kleinasien trugen, zum Tode verurteilte. Diese Maßnahmen, die Caldaris als Preis seiner Mitarbeit — wie nicht anders zu erwarten war — forderte, hat keineswegs zur Erhöhung des Ansehens seiner republikanischen Kollegen beigetragen. Man darf nicht die Menschen opfern, deren Dienste man in Anspruch nahm. Aber Caldaris verleitete seine Kollegen zu einem viel ernsteren Fehler, der die Einheitlichkeit des Offizierskorps gefährdete, indem er in die Armee frühere royalistische Offiziere aufnehmen ließ. Das griechische Heer von 1926 war in seiner Gesamtheit der republikanischen Regierungsform sehr ergeben, was an sich schon eine seltene Sache ist, und es bestand aus verhältnismäßig jungen Truppen mit normalen Beförderungsaussichten. Dieses Heer hatte übrigens dem General Condylis geholfen, den Sturz der Diktatur Pangalos durchzuführen und die Macht in die Hände des Parlaments zurückzugeben. Was konnte man ihm daher vorwerfen?

Die royalistische Partei forderte jedoch und erhielt auch die Wiederaufnahme der früheren royalistischen Offiziere, der Gegner der republikanischen Staatsform, in das Heer und die Marine. Diese Offiziere haben eine Überfüllung der höheren Rangstufen verursacht, die Beförderungsmöglichkeiten schwieriger gestaltet, ohne zum professionellen Wert des Heeres etwas beizutragen, und, was viel ernster ist, die Republik kann nicht länger auf die restlose Unterstützung des Heeres zählen, das nicht vollkommen republikanisch ist. Es kommt jedoch noch ein zweiter erschwerender Punkt hinzu. Um die große Anzahl der Offiziere nicht weiter zu erhöhen, mußte man eine gewisse Anzahl von Republikanern pensionieren, und die Treue des Heeres zur Republik ist noch dadurch geschwächt worden. Aber trotz dieser einschränkenden Veränderung gelang es nicht, die Frage zu lösen, für die man so viele Opfer gebracht hatte. 1500 royalistische Offiziere konnten nicht eingestellt werden und bilden eine Schar mehr denn je verbitterter Gegner der Regierungsform, die bereit sind, jeden Versuch eines gewaltsamen Umsturzes zu unterstützen. Und darin liegt die allergrößte Gefahr, denn jetzt, nachdem die Führer der Royalisten jede Hoffnung auf den Umsturz der Republik durch günstige Wahlergebnisse verloren haben, erblicken sie nur in einem Staatsstreich die Möglichkeit einer Wiederherstellung der Monarchie, und mancher der royalistischen Führer träumt von einer gewaltsamen Errichtung der monarchistischen Staatsform. Sie wurden noch in dieser Hoffnung durch die unerwartete Hilfe der Freunde des früheren Diktators Pangalos bestärkt, die in ihrer Angst vor dem Urteil des Obersten Gerichtshofes und in ihrem Bedauern um die verlorene Macht die Rechtskreise unterstützen. Diese Verbindung, die heute allgemein zugegeben wird, bildet auch die Ursache, warum es dem Parlament nicht möglich war, über die Zitierung des Generals Pangalos und seiner Mitarbeiter vor das Oberste Gericht abzustimmen, solange

Caldaris und seine royalistischen Freunde in dem Koalitionsministerium vertreten waren.

Nach der Demission von Caldaris im August 1927 hat sich das Ministerium wieder gebildet, und die Republikaner haben einen großen Teil der Sitze, die durch den Austritt der Royalisten frei wurden, den Anhängern des Generals Metaxas eingeräumt. Von manchem wurde die Anzahl der Portefeuilles als zu groß betrachtet und die Behauptung aufgestellt, daß die Republikaner sich der Metaxas-Partei ausgeliefert hätten. Andere dagegen haben die Konzession begrüßt, die die frühere royalistische Partei in zwei sich jetzt heftig bekämpfende Parteien spaltete. Die Zukunft wird entscheiden, welche der beiden Thesen richtig ist.

Bevor die republikanischen Minister sich zum zweitenmal nach Genf begaben, um dort endgültig die Unterstützung des Völkerbundes bei der Aufnahme von Anleihen zu erreichen, die zur Stabilisierung der Drachme, die Deckung des Defizits der beiden letzten Finanzjahre und die Unterbringung der Flüchtlinge nötig sind, haben sie endlich das Gesetz zur Abstimmung gebracht, das General Pangalos vor das Oberste Gericht stellte. In Genf ist die Zustimmung des Völkerbundes zur Emission der drei Anleihen erreicht worden, und das Parlament ist am 15. Oktober zusammengetreten, um die getätigten Abkommen zu ratifizieren.

Wie ist heute die Lage der Regierung? Das Ministerium kann für sich in Anspruch nehmen, daß es ungefähr die Versprechungen erfüllt hat, die es bei der Aufnahme der Nachfolge des Generals Condylis gemacht hat und andererseits, wenn man die Zahl der Abgeordneten berücksichtigt, die den drei republikanischen Parteien und der Gruppe des Generals Metaxas angehören, so hat die Regierung eine genügende Mehrheit im Parlament erreicht. Um jedoch die Situation klar beurteilen zu können, muß man sich mehr von der Psychologie als von der Arithmetik leiten lassen.

Die öffentliche Meinung ist aus den verschiedensten Gründen gegen die jetzige Regierung verstimmt, die Pangalisten und Royalisten aus politischen Gründen, die gewerkschaftlichen Syndikate und die Arbeiter infolge der Verteuerung des Lebens und der Erhöhung der Steuern, die Arbeiter, weil sie das landwirtschaftliche Ministerium zu theoretisch und das Finanzministerium zu fiskalisch finden, und die Flüchtlinge auf Grund der Tatsache, daß neben den vielen, die bereits untergebracht und entschädigt wurden, noch eine ganze Anzahl von Nichtversorgten und Nichtentschädigten vorhanden ist. Diese Koalition der Unzufriedenen wird noch dadurch gestärkt, daß die Konzentrationsregierung mehr debattiert als handelt, weil ihre Mitglieder widersprechende Tendenzen vertreten und den ihnen untergeordneten Stellen anderslautende Befehle geben, und weil jede zur Macht gelangte Partei, von denen keine die ganze Macht besitzt, viel zu sehr darum bemüht ist, ihre besondere

politische Lage gegenüber der Wählerschaft zu verstärken, sogar zum Schaden des allgemeinen Interesses. Die öffentliche Meinung bekommt Tag für Tag Beweise für diese Einstellung und wird gegen die Regierung aufgebracht.

Andererseits zeigen einige Abgeordnete, die bis dahin ihren Führern treue Gefolgschaft geleistet haben, eine gewisse Nervosität. Die Haltung der Führer hat eine Diktatur im Parlament geschaffen, bei der der einzelne Abgeordnete jede Individualität einbüßt. Man stimmt aus Parteidisziplin ab, weil die Partei sich an der Macht befindet, und man ist gezwungen, sehr häufig für Maßnahmen zu stimmen, die die gegnerische Partei vorschlägt, mit der man sich in augenblicklicher Verbindung befindet, und diese Maßnahmen verstärken die Situation der gegnerischen Partei im Land, zum Schaden der eigenen Parteigruppe.

Es entsteht daher bei denjenigen, die einsichtiger sind und sich nicht von den Erfolgen, die das gegenwärtige Ministerium für sich in Anspruch nimmt, und die, obwohl von anderen geleugnet, ihm trotzdem erlauben, an der Macht zu bleiben, blenden lassen, der Wunsch, daß die Koalition der Abgeordneten gegen die gegenseitigen Konzessionen ihrer Führer sich immer mehr verschärfen möge. Von dem Augenblick an, in dem es unzweifelhaft wird, daß die besonders beunruhigte öffentliche Meinung eine Veränderung verlangt, muß diese Veränderung normalerweise auf dem parlamentarischen Wege vor sich gehen. In anormalen Situationen ist nichts gefährlicher als der Mangel an Opposition, die die Regierung in der Kammer stützen könnte, denn in diesem Augenblick wird die im Parlament tatenlose Opposition auf die Straße getragen. In dem gegenwärtigen Fall wäre diese Eventualität um so gefährlicher, da die Elemente der extremen Rechten und der Pangalisten, wie ich oben hingewiesen habe, auf nichts anderes warten, als im Trüben fischen zu können. Es ist daher nicht unmöglich und vielleicht auch nicht unerwünscht, daß eine im günstigen Augenblick erfolgende Demission des Ministeriums den Präsidenten der Republik dazu bringt, das Parlament aufzulösen, um das Land vor die entscheidenden Wahlen zu stellen.

Diese Maßnahme, die vollkommen verfassungsgemäß ist, bildet ein Sicherheitsventil, das der öffentlichen Meinung die Möglichkeit gebe, sich zu äußern. Sie wird in erster Linie den Mißkredit eines Parlaments verhindern, das allzu getreu seinen Führern folgt, was nicht ohne Bedeutung ist, wenn man an den seit fünfzehn Jahren dauernden Bankerott des Parlamentes denkt, auf den ich oben hingewiesen habe, und wenn man sich daran erinnert, daß es eines der Ziele der letzten Wahlen war, die Erinnerung an dieses Versagen des Parlamentes zu vernichten. Schließlich liegt es im Interesse jeder neuen Regierungsform, ohne Furcht alle konstitutionellen Bestimmungen spielen zu lassen. Auf diese Weise festigt man die Regierungsform und sichert ihre Fortdauer.

Internationale europäische Verwaltung.

Von *Arthur Fontaine,*
Präsident des Verwaltungsrates des Internationalen Arbeitsamtes.

I.

Gibt es einen Keim der europäischen Verwaltung, wie ist er geartet und welche Bedeutung kommt ihm zu? Das ist das Thema, das ich auf Anregung der Redaktion Nord und Süd zu behandeln gedenke.

Die internationale administrative Zusammenarbeit stellt sich am häufigsten unter Formen dar, die sich auf die ganze Welt erstrecken, jedenfalls die Grenzen Europas überschreiten, und nur selten nimmt sie eine ausschließlich europäische Gestalt an. Es ist daher von Interesse, zuerst die internationale Zusammenarbeit überhaupt zu betrachten. Ich möchte dann unter den internationalen Organen auf die hinweisen, die rein europäisch sind und die anderen hervorheben, die, obwohl nicht ausschließlich europäisch, jedenfalls zum großen Teil Europa umfassen.

Nicht jede internationale Organisation fällt in den Rahmen der öffentlichen Verwaltung; die größere Zahl unter ihnen beschäftigt sich einfach mit der Prüfung und Verteidigung der gemeinsamen Interessen durch private Vereinigungen und mit der Veröffentlichung wissenschaftlicher Unterlagen von privater Seite. Und selbst wenn ein internationales Büro, ein internationales öffentliches Amt durch Vereinbarung der Staaten zu diesem Zweck geschaffen wird, braucht es nicht ohne weiteres unter die gemeinsamen Administrationen eingeordnet zu werden. So hat zum Beispiel das internationale Büro der physikalisch-chemischen Einheiten, das von der internationalen Union für reine und angewandte Chemie mit Unterstützung zahlreicher Regierungen gegründet wurde, seinen Mitgliedern zum Studium und zur Verbreitung der Konstanten sehr reiner Körper eine Kollektion der basischen Substanzen zur Verfügung gestellt. Muß es daher als eine Verwaltung oder als eine rein wissenschaftliche Institution gelten? Der Fall ist zweifelhaft, während das internationale Büro der Maaße und Gewichte, das durch Abkommen zwischen zahlreichen Staaten zu einem ähnlichen Zweck geschaffen wurde, sich jedoch eng an die

Handelsbestimmungen anschließt, offensichtlich zu den Verwaltungen hinzugezählt werden muß. Die Grenzen sind wie überall schwer festzusetzen, und es läßt sich über sie streiten. Ein anderes Beispiel: Die internationale Handelskammer oder der internationale Gewerkschaftsverband scheinen keine Verwaltungsorgane zu sein und spielen trotzdem eine sehr wichtige Rolle als Ordner der allgemeinen wirtschaftlichen Aktivität. Man könnte mit der Aufzählung solcher Beispiele beliebig fortfahren.

Infolge dieser unvermeidlichen Unklarheiten, die sich aus dem Thema ergeben, halte ich es für richtig, im Anfang meiner Darlegungen einige Hinweise in bezug auf die Gesamtheit der internationalen Organisationen zu geben.

II.

Die schon bestehenden internationalen Organisationen sind sehr zahlreich. Die Register, die der Völkerbund im Jahre 1925 und 1926 veröffentlichte und die provisorischen Listen für das in Vorbereitung befindliche Register enthalten mehr als vierhundert und sind noch lange nicht vollständig.

Diese Organisationen umfassen:

Landwirtschaft, Industrie, Handel und Arbeit (und unter diesen alle gewerkschaftlichen internationalen Organisationen),
Verkehr und Transport,
Hygiene und Medizin,
Volkswirtschaft und Finanzen,
Recht und Verwaltung,
Kunst und Wissenschaft,
Politik, Religion, Moral und Erziehung,
Sport und Touristik,
Frauenbewegung,
Fremde Sprachen,
Bibliographie und Dokumentensammlung,
Rüstungen,
Friedensbestrebungen usw.

Sie haben ihre Sitze in 15 europäischen Ländern, außerdem fünf Hauptsitze in Amerika, einen in Asien und einen in Ozeanien.

Diese Aufstellung ist sehr aufschlußreich. Ich will mich jedoch nicht durch Kommentare allgemeiner Art aufhalten, denn mein Thema liegt auf einem anderen Gebiete, und zwar dem der Verwaltungsorganisationen; den Organisationen, die den Beginn einer gemeinsamen und in erster Linie europäischen Verwaltung bilden.

III.

Man muß eigentlich an die Spitze unserer Administrationsliste den Völkerbund selbst stellen, obwohl er im Register fehlt, sowohl wie sein ständiges internationales Schiedsgericht und sein internationales Arbeitsamt. Man kann dabei auf zahlreiche Komitees und Kommissionen hinweisen, die in Verbindung mit dem Völkerbund geschaffen wurden, wie a) das Institut für geistige Zusammenarbeit, das Hilfswerk der russischen und armenischen Flüchtlinge, die beide Institutionen administrativer Art sind; b) andere Kommissionen, die beim Völkerbundsrat nur eine beratende Rolle spielen, jedoch die Entscheidungen des Rates vorbereiten.

Ich möchte noch hervorheben, daß das Register, das die religiösen Verbände einschließt: die allgemeine evangelische Allianz und die Allianz der reformierten, presbyterianischen Kirchen, die allgemeine israelitische Allianz, die Heilsarmee, die internationale katholische Liga, den allgemeinen Baptistenverband usw., die Kirchen selbst nicht erwähnt, die mir dort, wo sie sich auf die Gebiete mehrerer Staaten erstrecken, wirkliche internationale Verwaltungen zu sein scheinen. Die wichtigsten dieser internationalen Institutionen sind die katholische Kirche und der Islam. Die Freiheit, die die Basis der protestantischen Kirchen ist, bringt das Ergebnis mit sich, daß sie weniger wichtige internationale Verwaltungen besitzen — ihre nationalen Zweige sind gewöhnlich autonom.

In dem Register fehlen weiterhin eine Anzahl gewisser administrativer Organe von großer internationaler Bedeutung, wie die Schiffahrtskommissionen, die für gewisse große Ströme geschaffen wurden. Um nur die zu erwähnen, die eine europäische Verwaltung besitzen, will ich auf die Schiffahrtskommissionen der Elbe, der Donau, der Oder hinweisen, die durch die Friedensverträge im Jahre 1919 geschaffen wurden; die europäische Kommission der Donaumündungen, die im Jahre 1856 ins Leben gerufen wurde, und die zentrale Kommission des Rheins, deren Gründung auf das Jahr 1868 zurückgeht. Der Versailler Vertrag hat die folgenden Bestimmungen getroffen:

Artikel 331. Es werden für international erklärt:

Die Elbe von der Mündung der Moldau und die Moldau von Prag ab;
die Oder von der Mündung der Oppa ab;
die Memel von Grodno ab[1]);
die Donau von Ulm ab,

und jeder schiffbare Teil dieser Flußgebiete, der mehr als einem Staat den natürlichen Zugang zum Meere . . . . . vermittelt.

Artikel 332. Auf den im vorigen Artikel als international erklärten

[1]) Die Niemenkommission ist noch nicht gegründet worden; bis jetzt sind die Streitfragen dem Völkerbundsrat unterbreitet worden.

Wasserstraßen werden die Staatsangehörigen, das Eigentum und die Flaggen aller Mächte auf dem Fuß vollkommener Gleichheit behandelt.

In den Artikeln 346 und 331 wird die Zentralkommission des Rheins und der Donau erneuert.

Ich sehe von den interalliierten militärischen Kontrollkommissionen ab, die jetzt durch eine Kommission des Völkerbundes ersetzt wurden. Ich erwähne auch nicht die Reparationskommissionen und alle Organisationen, die sich mit der Liquidierung des Weltkrieges beschäftigen. Aber die Kommissionen, die zur Anwendung des Artikel 331 und der folgenden des Versailler Vertrages ins Leben gerufen wurden, scheinen mir typische Beispiele europäischer Verwaltungen zu sein. Die internationalen administrativen Organe, die ich jetzt zusammenstellen möchte, belaufen sich meiner Schätzung nach auf 45. Davon wurden

a) 34 durch Verträge geschaffen; zu diesen Organen gehören fünf Schiffahrtskommissionen und die drei größten Organe (trotz ihrer vielen Kommissionen rechne ich sie nur als drei Einheiten), wie der Völkerbund, das internationale Arbeitsamt und das ständige internationale Schiedsgericht.

b) Ein Dutzend Organisationen, die nicht durch Verträge geschaffen wurden.

Ich möchte auf die Tatsache hinweisen, daß wir kein spezifisch europäisches Organ [2]) kennen, mit Ausnahme der fünf Schiffahrtskommissionen. Dagegen finden wir in den Listen rein amerikanische Organe, die Organisationen allgemeiner Art sind.

1. Das internationale Büro des panamerikanischen Postvereins, das zur Ergänzung des internationalen Amtes des allgemeinen Postverbandes geschaffen wurde;
2. das Büro des internationalen amerikanischen Verbandes zum Schutze der Fabrikzeichen neben den vereinigten internationalen Büros zum Schutze des industriellen, literarischen und künstlerischen Eigentums;
3. Das internationale Amt von Zentralamerika;
4. Die panamerikanische Union als Konkurrenz des Völkerbundes (hier haben wir den Keim einer rein amerikanischen Organisation).

Wenn man von den panamerikanischen Organisationen absieht, zählen wir als in Europa funktionierend etwa dreißig Verwaltungen, die durch Verträge geschaffen wurden und ein Dutzend der außerhalb der Verträge entstandenen.

---

[1]) In Wirklichkeit sind die Kommissionen, die durch Artikel 331 geschaffen wurden (Elbe, Oder, Niemen, Donau) und die Rheinkommission international. Aber sie vertreten in erster Linie die europäischen Interessen der Uferbewohner, und ihre Mitglieder sind Europäer.

IV.

Artikel 24 der Völkerbundssatzungen besagt:

„Alle früher durch Gesamtverträge errichteten internationalen Stellen werden *vorbehaltlich der Zustimmung* der vertragschließenden Teile dem Bunde untergeordnet. Dasselbe gilt für alle künftig gebildeten anderen Stellen und mit der Regelung von Angelegenheiten internationalen Interesses betrauten Ausschüsse."

„Der Rat kann bestimmen, daß zu den Ausgaben des Sekretariats auch die Ausgaben der dem Bunde untergeordneten Stellen oder Ausschüsse gehören sollen."

Sobald sich der Völkerbundsrat mit den ersten Bitten um Übernahme der Kontrolle des Völkerbundes über einige internationale Büros zu beschäftigen begann, stellte er einige Grundsätze auf, die als Richtlinien dienen sollten. Der Bericht Hanotaux', der in der Versammlung vom 27. Juni 1921 vorgelegt wurde, besagt, daß die Entwerfer des Vertrages „die Absicht hatten, den Stellen, die nach der Unterzeichnung der Verträge geschaffen wurden, eine weitgehende Autonomie zuzubilligen und sie nicht mit den Organen des Völkerbundes zu verschmelzen." Er fügt hinzu: „Man kann daraus folgern, daß sich die Autorität des Völkerbundes auf die moralische Unterstützung beschränken wird, die das betreffende Amt durch die offizielle Beteiligung des Völkerbundes gewinnt, und nur in Fällen offensichtlichen Mißbrauchs gedenkt der Völkerbund einzuschreiten, so zum Beispiel wenn ein Amt sich die Befugnisse eines anderen internationalen Organs anmaßen würde, wenn es sich den Anforderungen der Zusammenarbeit entziehen oder eine ungenügende Aktivität entwickeln sollte. Diese Ausübung der Autorität des Völkerbundes setzt weder das Recht der Einmischung in die innere Organisation des Büros (die Ernennung der Funktionäre, die Verwendung der Mittel usw.) noch das Recht der Aufzwingung von Veränderungen der bestehenden Organisationen (Änderung des offiziellen Sitzes, Ausdehnung der Wirkungssphäre usw.) voraus."

„Trotzdem wird der Völkerbund dem internationalen Amt eine Verbesserung seiner Funktion im Interesse der Allgemeinheit empfehlen können. Es ist anzunehmen, daß die Ämter ihrerseits den Wunsch haben werden, dem Völkerbund auf ihrem besonderen Gebiete jede Unterstützung und alle notwendigen Informationen zur Verfügung zu stellen."

Es gibt, wie ich bereits erwähnt habe, halb offizielle internationale Ämter, die außerhalb der Verträge entstanden sind und trotzdem Delegierte der Regierungen vereinigen und einen administrativen Charakter besitzen. Der Völkerbund hat in ihre Assimilierung unter der Voraussetzung eingewilligt, daß das Ansuchen von ihrem Direktionskomitee gestellt wird, daß eine Umfrage über ihr Wesen Aufschluß gibt, daß sie sich einer genügenden Kontrolle unterwerfen und eine unnütze Wiederholung der durch die Verträge geschaffenen Organisationen vermeiden.

Beim aufmerksamen Durchlesen dieser Texte merkt man einen

ziemlich beträchtlichen Unterschied zwischen der Auffassung des Artikels 24 der Völkerbundssatzung und der Auffassung des Völkerbundsrats im Jahre 1921.

Die Völkerbundssatzungen setzen eine durch Verträge geschaffene internationale Verwaltung mit fest umrissenen Zielen voraus. Diese Verwaltungen bilden getrennte Ämter, die dem Völkerbund untergeordnet, von ihm aufeinander abgestimmt und selbst ein wenig von seinem Budget abhängig sind. Die Satzungen versuchen — und meiner Ansicht nach mit Recht — die Administrationsrolle des Völkerbundes zu organisieren und zu stärken, und zwar zum Zweck der Vergrößerung seiner Einflußsphäre bei der Verfolgung der friedlichen Ziele. In den Satzungen ist dies alles sehr vorsichtig ausgesprochen, aber trotzdem wird ein Plan entworfen, eine Hoffnung zum Ausdruck gebracht.

Der Völkerbundsrat vom Jahre 1921 ist viel zurückhaltender. Er bestimmt, ergänzt, beruhigt die interessierten Ämter. Vielleicht ist er schon auf Widerstände gestoßen? Die Ämter, die internationalen Organe, haben an ihrer Spitze bedeutende Männer, die nach der natürlichen Tendenz jedes bestehenden Organismus' und dem natürlichen Hang aller Führer eifersüchtig ihre Unabhängigkeit wahren. Außerdem muß man noch die bedeutungsvolle Tatsache verzeichnen, daß die Vereinigten Staaten und andere Nationen, die nicht Mitglieder des Völkerbundes sind, sich diesen Ämtern angeschlossen haben. Daraus ergibt sich auch die Notwendigkeit besonderer Vorsicht.

Als logische Weiterentwicklung der Situation kann man feststellen, daß die Einführung zu dem Register des Jahres 1925 sich noch vorsichtiger ausdrückt. Zur Charakterisierung der Rolle des Völkerbundes wird dort häufig das Wort „Patronat" angewandt, das sozusagen nicht mehr als eine Kontrolle voraussetzt. Was geht in der Tat vor?

Es gibt im Völkerbund eine Vizedirektion der internationalen Verbände. Ein einziges Mitglied der Sektion mit Hilfe einer Sekretärin ist seit Mai 1927 damit beauftragt, die Entwicklung der wichtigen Fragen der internationalen Ämter zu verfolgen. Abgesehen von den gedruckten offiziellen Berichten, die zur Veröffentlichung gelangen, stehen ihm fast keine Unterlagen zur Verfügung. Außerdem besitzt er in seinem Archiv fast keine Informationen über die Arbeiten und Finanzen dieser Büros und Ämter. Der schriftliche Verkehr mit diesen Stellen ist sehr gering. Man kann nicht behaupten, daß irgendeines dieser Organe wirklich der Autorität des Völkerbundes oder seinem Patronat untergeordnet ist.

Es gibt trotzdem den Keim einer Verbindung, der nicht ohne Interesse ist. Der Völkerbund (die Sektion der internationalen Ämter) veröffentlicht alle drei Monate ein Bulletin zur Berichterstattung über die Arbeit der internationalen Organisationen. Das Bulletin, das dreißig bis fünfunddreißig Oktavseiten umfaßt, gibt Bericht über die

Konferenzen, die stattgefunden haben, ihre Ziele und Resolutionen und kündet die demnächst stattfindenden Konferenzen an. Es bringt auch die Liste der Publikationen, die in Büros, Ämtern und internationalen Verbänden eingegangen sind. Die Entwicklung des Bulletins könnte als Ausgangspunkt für eine vorsichtige Ausdehnung des Patronats und der Kontrolle, die dem Völkerbund zustehen, dienen, und wird es auch sicherlich tun. Der Völkerbund müßte nicht nur über Konferenzen und Kongresse berichten, sondern auch die offiziellen Berichte veröffentlichen, sie miteinander vergleichen, auf geleistete Verdienste und die Möglichkeiten der Entwicklung hinweisen, die unnützen Wiederholungen hervorheben und die Zusammenarbeit zwischen den Büros erleichtern, die Informationen und manchmal auch die Mittel zur Verfügung stellen; seinen Einfluß zur Unterstützung wichtiger Projekte einsetzen, um auf diese Weise allmählich der nützlichen und bedeutungsvollen Rolle gerecht zu werden, die ihm durch die Verträge zugewiesen worden ist. Die Tatsache, daß gewisse größere Staaten dem Völkerbund nicht angehören, verhindert nicht die Durchführung dieser Aufgabe, da diese Staaten sich bereit erklärt hatten, den großen internationalen wirtschaftlichen Organen, die vom Völkerbund selbst geschaffen wurden, hauptsächlich dem für Hygiene- und Transportwesen usw. beizutreten.

Man kann die Situation zusammenfassend folgendermaßen darlegen: Wenn das Fernbleiben Rußlands und vor allem der Vereinigten Staaten vom Völkerbunde die Entwicklung der internationalen administrativen Organisationen, die durch Verträge für jene Gebiete, in denen die Staaten gemeinsame und solidarische Interessen haben, vorgesehen waren, erschwert, so läßt es trotzdem ein großes Feld der Zusammenarbeit offen, die der Völkerbund vorsichtig und methodisch in Angriff nimmt. Ein wichtiger Beweis dieser Absichten aus jüngster Zeit ist durch die Einberufung und die Beschlüsse der internationalen Wirtschaftskonferenz gegeben worden.

V.

Aus dem, was ich in Absatz 3 gesagt habe, ist es ersichtlich, daß, wenn wir uns mit der Aufstellung einer ausschließlich europäischen administrativen Zusammenarbeit begnügen würden, sie sehr kurz wäre. Sie würde sich ungefähr auf die Schiffahrtskommissionen der großen europäischen Flüsse und gewisser Organisationen der Eisenbahnen wie der europäischen Konferenz der Fahrpläne beschränken.

Diese Tatsache darf uns nicht betrüben. Wir wollen keineswegs Europa den anderen Weltteilen entgegensetzen. Wir haben den Wunsch, daß alle Organisationen, die Weltgeltung haben können, sich auf die ganze Welt erstrecken, damit unser ganzer Erdball, soweit wie möglich, von friedlicher und harmonischer Arbeit beherrscht wird. Ich möchte trotzdem in aller Kürze am Schluß meines Exposés darauf hinweisen, was im Rahmen einer europäischen Organisation verfolgt werden sollte.

Es ist noch festzustellen, daß heute, teils infolge des bedauernswerten Fernbleibens der Vereinigten Staaten und Rußlands und teils aus Gründen der politischen Geographie, der Keim der Weltorganisation hauptsächlich Europa interessiert. Ich will daher ein Bild dieses Verwaltungskeimes entwerfen, unter Ausschluß alles dessen, was spezifisch und ausschließlich andere Weltteile angeht, wie zum Beispiel die panamerikanischen Verbände. Um die gegenwärtige Situation einfach und möglichst auffällig zu charakterisieren, kann man diese Verwaltungen nach den großen ministeriellen Ämtern verteilen, wie sie in zahlreichen Staaten existieren, und dies habe ich auch in meiner Arbeit getan. Ich möchte noch das eine in Erinnerung rufen, daß unsere Liste nur Hinweise und keine Abgrenzungen bringen will, weil sich bestimmte Grenzen nicht festsetzen lassen. Die Liste beginnt mit der Rubrik „Organisation der öffentlichen Mächte". Trotzdem das Dogma der unantastbaren Souveränität jedes Staates wenigstens in der Theorie unangetastet bleibt, muß man hoffen, daß der Völkerbund der Anfang eines politischen Organs ist. Trotzdem wissen wir genau, daß die interparlamentarische Union und die interparlamentarische Handelskonferenz, die unter dieser Rubrik aufgeführt werden, keine offiziellen oder administrativen Organe sind. Man kann sie nur als Tendenzen auffassen, die besonders interessant sind, weil sie eine Zusammenarbeit der Parlamente anstreben.

Ich habe im Absatz 1 dieses Aufsatzes auf die Einschränkungen hingewiesen, die man in bezug auf die Hinzuzählung zu unserer Liste der internationalen Handelskammer und des internationalen Gewerkschaftsverbandes machen kann. Dasselbe gilt für die Aufnahme in die Liste gewisser Organe, deren administrative Tätigkeit sehr schwach ist und die in erster Linie wissenschaftlicher Natur sind, so zum Beispiel die Verbände, die der internationale Forschungsrat gründete und die in einigen ihrer Ämter internationale Dienste bilden; so zum Beispiel die Kommissionen, die vom internationalen meteorologischen Komitee gegründet wurden. Dasselbe gilt für das internationale statistische Institut das im Einverständnis mit dem Völkerbund ein internationales statistisches Amt zu werden anstrebt.

Ich will jedoch nicht länger bei diesen Einwänden verweilen. Die meisten der in meiner Liste angeführten Organe sind allgemein bekannt und es ist für jeden leicht, die Streichungen vorzunehmen, die eine genaue Definition der Verwaltungsfunktion erfordert.

Neben dem Titel der administrativen Organe habe ich ihren Hauptsitz und das Datum ihrer Gründung angeführt.

Organisation der öffentlichen Mächte.

Völkerbund. — Genf, 1919.
Interparlamentarische Union. — Genf, 1889.
Interparlamentarische Handelskonferenz. — Brüssel, 1914.

Politik und allgemeine Verwaltung.

Völkerbund. — Genf, 1919.

Völkerbundsrat mit seinen beratenden Kommissionen für:

Mandate,

Militär-, Marine- und Luftfragen,

Abrüstung.

Rechtsfragen.

Ständiger internationaler Gerichtshof. — Haag, 1920.

Ständiger Schiedsgerichtshof. — Haag, 1889.

Internationale Strafrechtskommission. — Groningen, 1880.

Kultus.

Kirchen.

Kirchenverbände.

Heilsarmee.

Volkserziehung und Künste.

Das Völkerbundsinstitut für geistige Zusammenarbeit. — Paris, 1925.

Akademie für internationales Recht. — Haag, 1914.

Internationaler Austauschdienst. — Brüssel, 1886.

Internationaler Forschungsrat. — Brüssel, 1919.

Die internationale astronomische Union

Zentralbüro der astronomischen Telegramme. — Kopenhagen, 1919.

Internationales Komitee des Zeitdienstes. — Paris, 1919.

Internationales Büro des Zeitdienstes. — Paris, 1919.

Internationale Union für reine und angewandte Chemie

Internationales Büro der physikalisch-chemischen Einheiten (Brüssel, 1921).

Die internationale geodätische und geophysische Union.

Die internationale geographische Union.

Die internationale mathematische Union.

Internationale Union für wissenschaftliche Radiotelegraphie,

für reine und angewandte Physik,

für biologische Wissenschaften.

Diese Verbände haben keinen Austausch eingerichtet, kein eigenes Büro gegründet.

Die internationalen physiologischen Laboratorien von Monte Rosa (Turin, 1907).

Das internationale meteorologische Komitee (De Bilt — Niederlande, 1873).

Die internationale Kommission zur Erforschung der höheren Luftschichten (London, 1919).

Die internationale Kommission für maritime Wetterkunde (1907 — Paris, 1919).

Der internationale Rat zur Meeresforschung (Kopenhagen, 1902).

Das internationale Komitee zur Veröffentlichung jährlicher Tabellen der physikalischen, chemischen und technologischen Konstanten (Paris, 1909).

Das Zentralbüro des Weltatlas von 1 : 1 000 000 (Southampton, 1913).

Hygiene und Arbeit.

Die internationale Arbeitsorganisation (Genf, 1919).

Die internationale Arbeitskonferenz.

Internationales Arbeitsamt.

Hilfswerk zur Unterbringung der Flüchtlinge (der Russen, Armenier usw.).

Völkerbund (Genf, 1919).

Opiumkommission.

Kommission zur Bekämpfung des Frauen- und Mädchenhandels.

Hygienekommission.

Das internationale Büro zur Bekämpfung des Mädchenhandels (London, 1899).

Der internationale Rat des Roten Kreuzes (Genf, 1867).

Das zentrale internationale Büro zur Kontrolle des Handels mit Spirituosen in Afrika (Brüssel, 1919).

Die internationale Kommission zur zentenarischen Revision der mosologischen Benennungen (ohne Sitz, 1900).

Internationale Konferenz zum Studium der Viehseuchen (Paris 1924).

Das internationale Amt der öffentlichen Hygiene (Paris, 1907).

Das internationale statistische Institut (Haag, 1885).

Handel und Industrie.

Völkerbund (Genf, 1919)
Wirtschafts- und Finanzkommission.

Internationales Büro für Maße und Gewichte (Park von St. Cloud, in der Nähe von Paris, 1875).

Internationales Büro für Handels-Statistik (Brüssel, 1913).

Internationales Büro zur Herstellung von Zolltarifen (Brüssel 1891).

Die Vereinigten internationalen Büros zum Schutz des industriellen, literarischen und künstlerischen Eigentums (Bern 1885).

Die ständige internationale Kommission der tragbaren Schußwaffen (Brüssel, 1914).

Das internationale Kälteinstitut (Paris, 1920).

Das Großhandelsmagazin der internationalen Cooperation (Manchester, 1924).

Die internationale Handelskammer (Paris, 1920).

Das Büro des internationalen Gewerkschaftsverbandes (Amsterdam, 1919), des internationalen Verbandes der landwirtschaftlichen Gewerkschaften (Paris, 1920), der christlichen Gewerkschaften (Haag, 1920) usw.

Öffentliche Arbeiten und Verkehr.

Völkerbund (Genf, 1919)
Die Kommission für Transitverkehr und Schiffahrt.

Die internationale Schiffahrtskommission 1919
Donau — Sitz in Preßburg,
Elbe — Sitz in Dresden,
Oder.

Die zentrale Rheinkommission (Straßburg, 1868).

Die europäische Donaukommission (Galatz, 1896).

Das hydrographische internationale Büro (Monaco, 1919).

Die internationale Konferenz zur Herstellung der technischen Einheit der Eisenbahnen (Bern, 1882).

Zentralamt der internationalen Transporte auf dem Eisenbahnwege (Bern, 1893).

Europäische Fahrplankonferenz (Bern, 1923).

Internationaler Verband der Eisenbahnen (Paris, 1922).

Internationale Schlafwagengesellschaft (Bern, 1921).

Die internationale Luftschiffahrtskommission (Paris, 1922).

Der internationale Verband des Luftverkehrs (Haag, 1919).

Der ständige internationale Verband der Schiffahrtskongresse (Brüssel, 1902).

Der ständige internationale Verband der Straßen- und Wegekongresse (Paris, 1908).

Post und Telegraphen.

Internationales Büro des Weltpostvereins (Bern, 1875).

Internationales Büro der Telegraphenunion (Bern, 1869).

Handelsmarine.

Das internationale maritime Komité (Antwerpen, 1897).

VI.

Die Aufgabe, die wir uns gestellt haben, lautete folgendermaßen: In dem Augenblick, in dem eine Aktion europäischer Zusammenarbeit unternommen wird, die die Schaffung eigener Organe zu diesem Zweck voraussetzt, müßte eine Liste der existierenden Gesellschaften, die dieser Mitarbeit dienen, aufgestellt werden, um die unnützen Wiederholungen, Verwirrungen, die Verluste an Zeit und Energie zu verhindern.

Ich habe darauf hingewiesen, daß ein Register aller offiziellen und nichtoffiziellen internationalen Institutionen vorhanden ist; ein zwar noch unvollständiges Register, das aber an sich schon sehr wertvoll und auf dem Wege zur Vervollkommnung ist. Ein Register, das wichtige Hinweise über die Gründung, die Ziele, die Arbeiten, den Sitz, die Mitglieder, die Direktoren und Verwalter von mehr als vierhundert Gesellschaften gibt. Es ist das Register der internationalen Organisationen (le Repertoire des Organisations Internationales), das vom Völkerbund herausgegeben wird. Es ist zu empfehlen, dieses Register wie auch das vierteljährliche Bulletin der Informationen über die Arbeiten der internationalen Organisationen, das ebenfalls vom Völkerbunde herausgegeben wird, zu Rate zu ziehen und sich noch die Auskunft des internationalen Büros des Völkerbundes zu holen, bevor man die Gründung irgendeiner neuen Organisation unternimmt.

Bei den Organen gemeinsamer Verwaltung habe ich darauf hingewiesen, daß es eine ganze Anzahl administrativer europäischer Organe gibt neben der großen Zahl der Weltinstitutionen, und daß man innerhalb dieser Weltorgane die europäischen Sektionen nicht zu unterscheiden vermag. Eine europäische Verwaltung wird sich dann entwickeln, wenn sich die spezifisch europäischen Interessen vereinigen und vereinheitlichen. Auf diese Weise wird man eine europäische Zollverwaltung bilden, wenn eines Tages die Verwirklichung des europäischen Zollvereins gelingt. Man könnte auch zu einer europäischen Verwaltung der Eisenbahnen, sogar der Post und Telegraphen, der Luftschiffahrt usw. gelangen. Ein Zollverein oder wenigstens ein enger Zusammenschluß wird, allerdings in einer fernen Zukunft, von zahlreichen Wirtschaftspolitikern erwartet, da sie sich der engen nationalen Märkte in Europa bewußt werden, wie auch der Schwierigkeiten der Konkurrenz mit den Erzeugnissen eines Landes wie der Vereinigten Staaten von Amerika, die über einen ungeheuren und abgeschlossenen Markt verfügen. Ein wirtschaftlicher europäischer Zusammenschluß ist vielleicht als Basis für alle Projekte einer europäischen Friedensarbeit, einer wirklichen Cooperation notwendig. Das ist im Grunde genommen eine der wichtigsten Maßnahmen jener skandinavischen Gesellschaft, die sich „den europäischen Zollverband als Schutz gegen Krieg und Kriegsgefahr" zum Ziel gesetzt hat, und auch bei der Wirtschaftskonferenz in Genf vom Jahre 1927 schlich sich neben den sich auf die ganze Welt erstreckenden Maßnahmen immer wieder derselbe Gedanke in alle Reden ein.

Aber während ein europäischer Zollverband bei den Völkern, die daran nicht teilnehmen würden, auf keine prinzipiellen Einwände treffen würde, stoßen die Teilmaßnahmen, die auf dasselbe Ziel hinsteuern auf die Meistbegünstigungsklausel, die noch nicht vollkommen definiert ist, und auf eine ganze Anzahl anderer, besonders ernster Schwierig-

keiten. Es genügt, dabei auf die Situation Englands hinzuweisen, das notwendigerweise zwischen Europa und den Dominions schwankt.

Es ist nicht nur das administrative Problem, das sich hier aufrollt, sondern auch das politische der europäischen Föderation, deren fernes Ziel man manchmal mit dem ehrgeizigen Namen der Vereinigten Staaten von Europa bezeichnet, ein Problem einer elastischen und geordneten Zusammenarbeit, das sehr schwer zu lösen ist, und vor das wir uns heute schon gestellt sehen.

Wie auch diese Zukunft sein mag, so liegt doch schon eine unmittelbare Aufgabe der europäischen Zusammenarbeit vor, und zwar alle Organe der Weltcooperation im Hinblick auf ein friedliches Ziel zusammenzufassen und den Zusammenschluß des guten Willens aller europäischen Völker, denen der Frieden besonders am Herzen liegt, weil sie sich durch den Krieg am stärksten in ihrer Zivilisation und Existenz bedroht fühlen, herbeizuführen.

Völkerrechtsverletzungen im Weltkrieg.

Von Reichsminister a. D. Dr. *Hans Bell,*
Mitglied des Deutschen Reichstags.

Im Mai 1927 wurden vom parlamentarischen Untersuchungsausschusse des Reichstags der Öffentlichkeit fünf Bücher mit der Aufschrift „Völkerrecht im Weltkrieg" unterbreitet, die das Ergebnis seiner siebenjährigen Untersuchungen und Feststellungen über „Völkerrechtsverletzungen im Weltkrieg" niederlegten. Der Verfasser des Artikels, der in seiner Eigenschaft als Vorsitzender dieses Kriegsuntersuchungsausschusses als Herausgeber der fünf Bücher zeichnete, leitete namens des Gesamtausschusses die Veröffentlichung mit ausführlicher Berichterstattung im Reichstage ein. Obgleich nach getroffener Vereinbarung dieser Berichterstattung keine Aussprache folgen sollte, wurde von mehreren Rednern der Linken überaus scharfe Kritik an den Gutachten der Sachverständigen und den hierauf gegründeten Entschließungen des Ausschusses geübt. Die Gegenäußerungen der anderen Parteien blieben nicht aus. Diese ebenso unerwartete wie unerfreuliche Reichstagsdebatte hatte das begreifliche Ergebnis, daß ein großer Teil der Presse gerade unserer ehemaligen Kriegsgegner sie dazu ausnutzte, um das Werk des Untersuchungsausschusses in zersetzender Kritik als für die zukünftige Geschichtsforschung wertlos, weil einseitig und parteiisch deutschen Interessen dienend, hinzustellen. Dabei hatte man sich offensichtlich zumeist nicht der Mühe unterzogen, von dem Werk vor der Kritik Einsicht zu nehmen. Der nämlichen Unterlassungssünde haben sich übrigens auch nicht wenige deutsche Kritiker schuldig gemacht. Inzwischen haben nach Durchprüfung der herausgegebenen Bände manche Kritiker ihre Auffassung darüber wesentlich geändert.

Aber auch amtliche Stellen des Auslandes haben sich mit den Veröffentlichungen befaßt und mannigfache Beanstandungen hiergegen vorgebracht. Das gilt vor allem von der belgischen Regierung, die in amtlichen Dokumenten zu mehreren wichtigen Feststellungen des Ausschusses mit eingehender Begründung kritische Stellung nimmt. Da auch von privaten Kritikern dem Ausschusse Einseitigkeit und Parteilichkeit vorgeworfen wurde, so dürfte zur Klarstellung des Sachverhalts eine gedrängte Übersicht über das Verfahren des Ausschusses und die Ergebnisse seiner Untersuchungen, die sich auf umfassende Begutachtungen hervorragender Sachverständiger gründeten, angezeigt erscheinen. Aus dieser objektiven Wiedergabe wird gerechte Kritik

entnehmen müssen, daß der Ausschuß von ehrlichem Aufklärungswillen getragen war und an keiner Feststellung vorübergegangen ist, die ein deutsches Verschulden aussprechen mußte. Nicht nur im Interesse des Ansehens des Deutschen Reichstags, sondern auch der Geschichtsförderung und der humanen Weiterbildung des Völkerrechts wäre es tief bedauerlich, wenn der Wert der Ausschußarbeiten und die Bedeutung des veröffentlichten Werks durch ungerechte oder voreingenommene Kritik herabgedrückt würde.

Weite Kreise der Öffentlichkeit werden die ausführliche Behandlung der auf beiden Seiten vorgeblich oder tatsächlich begangenen Greueltaten vermissen. Der Ausschuß hat eine ausgedehnte Liste der Bücher und Akten, in denen über diese Missetaten berichtet wird, in sein Werk aufgenommen. Eine eingehende Untersuchung der Einzelfälle hat er aber weder für möglich noch für erwünscht erachtet, da die hierzu unbedingt erforderliche Vernehmung fremder Staatsangehöriger und Augenscheinseinnahme im Auslande ausgeschlossen war, und überdies von einer Wiederauffrischung der Erinnerung an solche Greueltaten nur neuer Haß hüben und drüben erweckt worden wäre.

Es handelt sich bei den hier zu erörternden Veröffentlichungen des parlamentarischen Kriegsuntersuchungsausschusses um den nahezu vollständigen Abschluß seiner Untersuchungen über Völkerrechtsverletzungen im Weltkriege. Die Untersuchung wurde nicht etwa auf die behaupteten oder wirklichen Verfehlungen dieser Art, die von deutscher Seite begangen sind, eingeengt und beschränkt, sondern aus durchschlagenden Gründen auf die Haltung der früher feindlichen Regierungen und Völker ausgedehnt. Schon an dieser Stelle ist vorwegzunehmen, daß eine Frage noch nicht abschließend behandelt ist: die Frage der Verletzung der Neutralität Belgiens durch den deutschen Einmarsch am 4. August 1914. Die Verzögerung ist darin begründet, daß der erste Unterausschuß dem dritten, von dessen Arbeiten hier berichtet wird, die Unterlagen tatsächlicher Art verschaffen muß, auf Grund deren die völkerrechtliche Würdigung stattfinden kann. Nach der in Bälde zu erwartenden Vollendung der Arbeiten des ersten Unterausschusses wird der dritte Unterausschuß unverzüglich seine Untersuchungen fortsetzen und in der Form einer Entschließung zum Abschlusse bringen.

Dagegen war der Ausschuß schon jetzt in der Lage, zur Frage der Verletzung der griechischen Neutralität durch die Entente Stellung zu nehmen. Daraus läßt sich ein gerechtfertigter Vorwurf gegen den Ausschuß nicht herleiten, da es angesichts der unleugbaren Tatsache, daß die hier in Betracht kommenden Kriegsmaßnahmen beider kriegführenden Parteien in dauernder Wechselwirkung zueinander standen, gegen jede wissenschaftliche Untersuchungsmethode verstoßen hätte, ausschließlich die Deutschland vorgeworfenen Völkerrechtsverletzungen zu untersuchen.

Es leuchtet ein, daß der Untersuchungsausschuß, wenn er überhaupt in absehbarer Zeit zu einem Ergebnisse kommen wollte, sich nicht mit den unzähligen Anklagen beschäftigen konnte, die von einzelnen Persönlichkeiten in sämtlichen Heeren des Weltkriegs gegen andere einzelne Persönlichkeiten erhoben worden sind. Abgesehen von der endlosen Länge der hier in Betracht kommenden Aussagen hätte eine Untersuchung ohne kontradiktorisches Verfahren niemals sichere Ergebnisse zeitigen können. Gegenstand der Untersuchung waren demnach nur die Verordnungen der am Krieg beteiligten Regierungen und die Maßnahmen der militärischen Kommandostellen, aus denen zu erkennen war, ob in den einzelnen Staaten der Wille bestanden hat, die völkerrechtlichen Bestimmungen einzuhalten, zu überwachen und Verfehlungen entgegenzutreten. Auch in dieser Hinsicht war das Material, soweit die früher feindlichen Regierungen und Heere in Betracht kommen, nicht vollständig. Wo die Unterlagen fehlten, hat sich der Untersuchungsausschuß mit seinem Urteil zurückgehalten und der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß die früher feindlichen Regierungen nun auch ihrerseits mit dem Material herauskommen und in die von Deutschland vorgeschlagene internationale Prüfung begangenen Unrechts und der Möglichkeiten einer Weiterentwicklung des Völkerrechts einwilligen.

Aus dem sehr umfangreichen Material, dessen Bearbeitung in den herausgegebenen fünf Büchern niedergelegt ist, sollen hier nur die wichtigsten und interessantesten Ergebnisse in gedrängter Kürze herausgehoben werden.

Die Prüfung darüber, welchen Grad von Interesse das deutsche Heer der Einführung der Haager Landkriegsordnung entgegengebracht hatte, führte zu dem Ergebnisse, daß die deutsche Regierung ihre formale Pflicht erfüllt hat, leider aber, wie übrigens auch die englische, französische und belgische Regierung, über die Erfüllung der formalen Pflicht nicht hinausgegangen ist. Der Abdruck der Haager Landkriegsordnung in der deutschen Felddienstordnung und in einigen anderen Vorschriften konnte nicht genügen, um dem Offizier oder gar dem einfachen Manne den Inhalt der oft schwer faßlichen Bestimmungen so nahe zu bringen, daß Offiziere und Mannschaften in der Lage waren sie in der Praxis anzuwenden. Es hätte nach Auffassung des Ausschusses namentlich auf der Kriegsakademie mehr Zeit auf die Erklärung der Landkriegsordnung verwandt werden sollen, als dies tatsächlich der Fall war. In der vom Generalstab herausgegebenen Schrift „Kriegsbrauch im Landkriege" wurde die Haager Landkriegsordnung nicht berücksichtigt, weil der Verfasser auf die Veröffentlichung der Haager Bestimmungen nicht aufmerksam geworden war. In dieser Hinsicht liegt eine eidliche Bekundung vor, und der Vorwurf, als wäre die Berücksichtigung der Haager Landkriegsordnung absichtlich unterlassen worden, ist hinfällig.

In die völkerrechtlich ebenso interessante wie verwickelte Materie der Verletzung der griechischen Neutralität durch die Mächte der Entente soll hier nicht näher eingedrungen werden. Der Ausschuß ist einstimmig zu dem Ergebnisse gelangt, daß fast alle völkerrechtlichen Bestimmungen, die den Schutz der Neutralität vorsahen, beim Vorgehen der Entente außer acht gelassen worden sind. Der militärisch-politische Vorteil hat die Rücksicht auf das Völkerrecht überwogen.

Hinsichtlich der Maßnahmen, die die deutsche Oberste Heeresleitung bei ihren Rückzügen, sowohl dem Rückzuge von 1917 auf die Hindenburg-Stellung wie dem Rückzug von 1918, getroffen hat, mußte der Ausschuß darauf verzichten, in eine Nachprüfung darüber einzutreten, ob jede einzelne Maßnahme tatsächlich durch militärische Notwendigkeiten geboten war. Er hat aber festgestellt, und zwar durch eidliche Vernehmungen einer Reihe von Persönlichkeiten, daß die Oberste Heeresleitung und die ausführenden Organe von der militärischen Notwendigkeit der getroffenen Maßnahmen unbedingt überzeugt waren. Hervorzuheben ist, daß sich die Zerstörungen im Jahre 1917 nicht auf das ganze geräumte Gebiet, sondern nur auf einen Geländestreifen vor der Stellung erstreckten. Beim Rückzuge im Jahre 1918 ist der Vorwurf erhoben worden, die deutsche Heeresleitung habe die Bergwerke im belgischen und nordfranzösischen Gebiete ohne Not zerstört. Dieser Vorwurf kann aber nach den hierüber eingehend getroffenen Ermittelungen als berechtigt nicht anerkannt werden. Sobald nach den Waffenstillstandsverhandlungen in Spa der Obersten Heeresleitung bewußt war, daß sich der Krieg nicht in das Jahr 1919 hinüberziehen werde, wurde mit den Zerstörungen unter Tag aufgehört. Auch die Zerstörungen über Tag wurden immer weniger gründlich vorgenommen, so daß die von West nach Ost verlaufende Zerstörungsbewegung eine mit zunehmender Aussicht auf Verhandlungen abnehmende Gründlichkeit der Zerstörung aufweist. Das alles bestätigt die eidlichen Bekundungen der Zeugen, daß ausschließlich militärische Erwägungen für die Anordnungen der Obersten Heeresleitung maßgebend waren.

Die Bestimmungen über die Führung des Gaskrieges wurden auf der Haager Friedenskonferenz von 1907 beschlossen. Ein Antrag, der die Verwendung jeder Art von Geschossen mit Giftgasen verbieten wollte, wurde abgelehnt. Verboten wurden lediglich Geschosse, die die Verbreitung giftiger Gase zum einzigen Zweck haben. Nach diesen Beschlüssen waren Geschosse, die zwar Giftgase verbreiteten, aber gleichzeitig Sprengwirkung hatten, erlaubt. Das deutsche Heer hat solche Geschosse zum ersten Male Anfang 1915 an der russischen Front verwendet. Sie waren nicht völkerrechtswidrig. Dasselbe gilt von dem Abblasen giftiger Gase bei Ypern. Das französische Heer war von Anfang an mit Gaskampfwaffen ausgerüstet, die die Ver-

breitung giftiger Gase zum einzigen Zweck hatten und demnach gegen das Völkerrecht verstießen. Das gleiche trifft zu bei den französischen Phosgengeschossen ohne Sprengladung. Deutscherseits wurden darauf die sogenannten Grünkreuz- und Gelbkreuzgranaten gleichfalls ohne Sprengwirkung, also ebenso völkerrechtswidrig, verwendet. Später kehrte übrigens das deutsche Heer zu den Gasgranaten mit Sprengwirkung zurück. Der Ausschuß hat das Grauenvolle dieser modernsten Kriegswaffe vollauf gewürdigt und seine Feststellungen bleiben weit entfernt von irgendwelchem Versuch, ihre Anwendung zu rechtfertigen.

Zur Frage des Luftkrieges hält es der Ausschuß für unzweifelhaft, daß Kampfhandlungen gegen militärische Anlagen und sonstige Kraftquellen der feindlichen Streitkräfte aus der Luft erlaubt sind. Unter diesem Gesichtswinkel waren die Luftangriffe auf solche Stadtteile und Hafenanlagen Londons, in denen sich militärisches Material befand, gestattet. Andere Gegenden von London sollten nicht beworfen werden. Auf Paris ist nicht immer die nämliche Rücksicht genommen worden. Hier gab es Fliegerangriffe, die sich auf beliebige Stadtteile richteten. Diese vom Standpunkte der Humanität sicherlich tiefbedauerlichen Angriffe waren aber nach wiederholter Ankündigung als Repressalien für Angriffe französischer Flieger namentlich auf Orte im Schwarzwald, die weder militärische Bedeutung noch irgendwelche Anlagen oder Vorräte hatten, zur Ausführung gekommen.

Im Wirtschaftskriege standen sich zwei grundverschiedene Auffassungen gegenüber. Die kontinentale Auffassung vom Krieg, wonach sich nur die Heere im Kampf befinden, die Zivilbevölkerung aber vom Kampfe unberührt bleibt, ergibt als wichtigste Folgerung die Unberührbarkeit des Privateigentums. Dagegen steht nach der Kriegsauffassung des englischen Common Law Volksganzes gegen Volksganzes, und die feindlichen Schläge dürfen gegen alle Kraftquellen, also auch gegen das Privateigentum wie gegen Rechte und Forderungen von Privatpersonen, geführt werden. Der Ausschuß bezeichnet es als Aufgabe künftiger völkerrechtlicher Verträge, der kontinentalen Auffassung gegen die Anschauungen des Common Law zum Siege zu verhelfen.

Die Tatsache, daß in Belgien gegen die einmarschierenden deutschen Truppen ein Volkskrieg geführt wurde, kann nach den Feststellungen des Ausschusses nicht bestritten werden. Die Haager Landkriegsordnung sieht einen organisierten und einen unorganisierten Volkskrieg vor. Das Verhalten der belgischen Bevölkerung entsprach weder den Bestimmungen für den organisierten noch auch den Vorschriften über den unorganisierten Volkskrieg. So wurde noch auf Truppen geschossen, nachdem die Besetzung belgischer Orte effektiv geworden war. Die Waffen wurden nicht offen getragen. Die Bevölkerung trat nicht en masse auf. Diesen Formen der Führung des Volkskriegs entgegenzutreten, war ohne Zweifel Pflicht der deutschen Kommandostellen. Allerdings war die starke Erbitterung der belgischen

Bevölkerung, die sich durch den deutschen Einmarsch völkerrechtswidrig überfallen glaubte, durchaus verständlich. Diese Tatsache verdient bei kritischer Würdigung des Verhaltens der belgischen Bevölkerung volle Berücksichtigung. Schwere Ausschreitungen und Verfehlungen gegen das Kriegsrecht sind leider auf deutscher Seite vorgekommen und müssen, obgleich sie aus der ungeheuren Erregung, in die das deutsche Heer durch den Volkskrieg versetzt wurde, psychologisch erklärlich sein mögen, entschieden verurteilt werden.

Das in dem gedruckten Ausschußberichte unter Nummer 8 erwähnte Genfer Abkommen regelte die Behandlung verwundeter und kranker Kriegsgefangener, woran sich unter Nummer 9 des Berichts die Verletzungen des Kriegsgefangenenrechts überhaupt schließen. Von den verwundeten und kranken Kriegsgefangenen erklärt der Ausschuß, daß sie zwar bedauerlicherweise bisweilen unleugbar Schweres durchzumachen hatten, daß sich dies aber aus der Kriegsnot, die infolge der feindlichen Blockade in Deutschland besonders krasse Formen annahm, erklärt. Bei der Behandlung nichtverwundeter oder kranker Gefangener wird zwischen der Behandlung an der Front und in der Heimat unterschieden. An der Front wurden von sämtlichen kriegführenden Nationen, Deutschland nicht ausgeschlossen, zahlreiche Verstöße gegen das Völkerrecht begangen. In der Heimat geschah hinsichtlich Verpflegung, Unterkunft, Postverhältnisse und sonstiger Behandlung das Mögliche. Die Verpflegung war nicht schlechter als die der Zivilbevölkerung. Was die Strafen betrifft, so wurde über das deutsche Militärrecht nicht hinausgegangen. Der Vorwurf über Quälereien im Sennelager hat sich als hinfällig erwiesen. Unter den zahlreichen gegenseitigen Repressalien, die als solche ein Institut des Völkerrechts sind, hatten viele Unschuldige zu leiden. Der Ausschuß spricht die dringende Erwartung aus, daß mit Hilfe neutraler Kontrollen und Einwirkungen dieses Institut in Zukunft überflüssig wird. Der Ausschuß betont weiter, daß hier wie in anderen Fragen ein umfangreiches deutsches Beschwerdematerial vorliegt, und gibt dem lebhaften Wunsche Ausdruck, daß es durch eine überparteiliche Instanz geprüft werde. „Die Anzahl der in deutschen Denkschriften namhaft gemachten Verstöße übersteigt bei weitem alles, was deutscherseits an Vorwürfen der Gegenseite bekannt geworden ist.“ Eine interessante Einzelfrage betraf die Mischung der Nationalitäten in den Kriegsgefangenenlagern. Diese wurde anfangs aus politischen Gründen vorgenommen, worüber im Ausschusse entschiedene Mißbilligung zum Ausdruck kam. Dagegen wurde der Vorwurf, daß die deutsche Regierung durch die Mischung der Gefangenen Seuchen, insbesondere das Fleckfieber, habe hervorrufen wollen, auf Grund der Ermittlung als geradezu unsinnig und frivol bezeichnet. Die deutsche Regierung hat, sobald sie das Wesen der Krankheit erkannte, die Seuchen mit aller Kraft bekämpft und die Mischung der Gefangenen rückgängig gemacht.

Das unter Nummer 10 des Druckberichts erwähnte Haager Abkommen bezieht sich auf die völkerrechtliche Stellung der Hospitalschiffe. Verletzungen des Völkerrechts sind in dieser Hinsicht auf beiden Seiten vorgekommen, was der Ausschuß rückhaltlos und ohne irgendwelche Beschönigung der deutschen Verfehlungen festgestellt hat. Deutscherseits ist am bekanntesten die Torpedierung des Verwundetendampfers „Llandovery Castle", von gegnerischer Seite die Torpedierung der österreichisch-ungarischen Lazarettschiffe „Baron Call" und „Elektra". Flaggenmißbrauch wurde bei Deutschlands Gegnern einwandfrei festgestellt und als Repressalie mit der Einrichtung einer Sperrzone, innerhalb deren auch Hospitalschiffe torpediert werden konnten, beantwortet. Eine für die wirklichen Bedürfnisse der Krankenbeförderung ausreichende Fahrstraße war indessen freigegeben. Die Einrichtung eines Sperrgebietes, innerhalb dessen der uneingeschränkte U-Bootkrieg geführt wurde, kam hinzu. Auch der U-Bootkrieg war eine Repressalie gegen die völkerrechtswidrige Blockade und als solche von der deutschen Regierung jederzeit gekennzeichnet. Im Mittelmeer fand man den Ausweg, daß die Hospitalschiffe der Entente von spanischen Offizieren begleitet wurden, worauf deutscherseits Torpedierungen unterblieben.

Das Wesentliche zu Nr. 13 des Ausschußberichts, betreffend den Unterseebootkrieg, ist bereits oben erörtert worden. Die deutsche Regierung war jederzeit bereit, den Unterseeebootkrieg aufzuheben, falls die Gegner, insbesondere England, die völkerrechtswidrige Blockade Deutschlands ihrerseits aufheben würden. Gegenüber den Kriegführenden kann demnach von einer Völkerrechtsverletzung durch den U-Bootkrieg nicht die Rede sein. Was die Neutralen betrifft, so stellte sich die deutsche Regierung schon während des Krieges auf den Standpunkt, daß sich die Neutralen gegen Völkerrechtsverletzungen der einen wie der anderen Seite mit gleicher Energie zur Wehr setzen müßten. Ließen sie sich die Verhinderung ihres Handels mit Deutschland durch die englische Blockade gefallen, so mußten sie auch die deutsche Gegenwirkung, den U-Bootkrieg, hinnehmen. Der Untersuchungsausschuß hat diese Rechtsauffassung gebilligt mit dem Hinzufügen, daß die politische und militärische Zweckmäßigkeit des Unterseebootkrieges seiner Beurteilung nicht unterlag. Es sei jedoch betont, daß die vom Untersuchungsausschuß sanktionierte Auffassung über die Korrelativität der Rechte und Pflichten der Neutralen von ausländischer und teilweise auch von deutschen Kritikern angefochten wird.

Der letzte Gegenstand, der besonders scharfe Kritik hervorgerufen hat, betrifft die Deportationen belgischer Arbeiter nach Deutschland und die Verschleppung von Bewohnern Elsaß-Lothringens nach Frankreich. Die Frage nach der grundsätzlichen Berechtigung der Wegführung beschäftigungsloser Arbeiter aus Belgien hat der Ausschuß nur bedingt entschieden. Er ging davon aus, daß die Aufrechterhaltung

der öffentlichen Ordnung ein militärisches Interesse war. Wenn also die Anwesenheit von einer halben Million beschäftigungsloser belgischer Arbeiter eine Gefahr für die öffentliche Ordnung darstellte, so kann die Wegführung nicht als Verletzung des Völkerrechts erklärt werden. Die militärischen Autoritäten haben die Gefährdung der öffentlichen Ordnung und Sicherheit durch die belgischen Arbeiter behauptet. Sie haben aber weiter den Zweck verfolgt, durch Einstellung der belgischen Arbeiter in die deutsche Industrie deutsche Arbeitskräfte für Rüstungszwecke freizubekommen. Dieser Zweck war völkerrechtswidrig. Hätte also diese Erwägung das ausschlaggebende Motiv gebildet, so wären nach der einhelligen Auffassung des Ausschusses die Deportationen als schwere Völkerrechtsverletzungen zu bezeichnen. Ob aber der Reichskanzler von Bethmann-Hollweg und der Generalgouverneur von Belgien sich aus diesem oder aus dem zuerst angegebenen Grunde für die Zulassung der Deportationen entschieden haben, konnte nicht mehr festgestellt werden. Eine Minderheit des Ausschusses stellte sich auf den Standpunkt, daß die Deportationen lediglich zur Gewinnung von Arbeitern vorgenommen worden seien und daß sich die deutsche Regierung der Rechtswidrigkeit ihres Handelns bewußt gewesen sei. Demgegenüber wies eine Mehrheitsentschließung des Ausschusses darauf hin, daß das Auswärtige Amt und das Generalgouvernement Belgien sich aus politischen Gründen den Deportationen aufs äußerste widersetzt haben. Daß die Ausführung der angeordneten Maßnahmen nicht mit der nötigen Sorgfalt und zum Teil mit unnötiger Härte und Schärfe vor sich ging, ist vom Ausschusse einstimmig unter scharfer Mißbilligung dieses Verhaltens festgestellt worden. Nachdrückliche Betonung verdient die Tatsache, daß der Ausschuß das Thema der Deportationen aus Belgien ganz besonders ernst genommen und in ausgiebigen Beratungen und Untersuchungen möglichst erschöpfend zu behandeln versucht hat. Wie wenig der gegen den Ausschuß erhobene Vorwurf der Einseitigkeit und Ungerechtigkeit begründet ist, wird man auch daraus entnehmen dürfen, daß der Verfasser als Vorsitzender des Ausschusses seine schweren Bedenken gegen diese Deportationsmaßnahmen in ausführlichen Darlegungen („Völkerrecht im Weltkrieg" Band I Seite 297 ff.) mit der eindringlichen Erwägung begründet hat, die beanstandeten Maßnahmen seien, auch wenn ihnen konkrete Vorschriften des Völkerrechts nicht entgegenständen, doch aus dem Geiste des Völkerrechts und der Humanität zu beanstanden, und die Untersuchungen des Ausschusses müßten auf Grund der bedauerlichen Erfahrungen des Weltkrieges unbedingt dazu beitragen, die klaffenden Lücken der bezüglichen Völkerrechtsvorschriften baldigst auszufüllen.

Mit der Verschleppung von Elsaß-Lothringern aus dem von Frankreich besetzten Gebiete während des Krieges hat Frankreich unzweifelhaft eine Völkerrechtsverletzung begangen. Frankreich verfolgte mit der Verschleppung politische Zwecke, nämlich die Beseitigung von

Personen, die der kommenden Einverleibung der Reichslande in Frankreich unbequem sein konnten. Im übrigen lag es dem Ausschuß, der sich in Erfüllung seiner Aufgaben der Untersuchung auch dieser Vorgänge nicht entziehen durfte, vollständig fern, etwa durch eine Parallelstellung mit den belgischen Deportationen beide Maßnahmen in ihrer Bedeutung auf eine Stufe zu setzen.

Der Ausschuß hat mit seinen Untersuchungen nicht nur begangene Verletzungen des Völkerrechts nachgeprüft, sondern auch versucht, der Fortbildung des Völkerrechts durch bestimmte Auslegungen und durch den Hinweis auf bestehende Lücken vorzuarbeiten. Infolge der Eigenart der ganzen Aufgabe war die Atmosphäre der Ausschußverhandlungen mehr wissenschaftlich als politisch. Die Zusammenarbeit der Ausschußmitglieder aller Parteien, die zum Teil hervorragende Juristen und Kenner des Völkerrechts in diesen Ausschuß entsandt hatten, im Geiste der Wissenschaft gibt der Hoffnung Raum, daß die Ergebnisse der siebenjährigen Arbeiten dieses Ausschusses Bestand haben und zur Reinigung der politischen Atmosphäre beitragen werden. Während die Frage der Schuld am Weltkriege fast schon ein wissenschaftliches Sondergebiet geworden ist, sitzen die Vorstellungen von begangenen Barbareien, Grausamkeiten und Rechtsverletzungen, also von der Schuld im Kriege, noch im Kopfe und in der Phantasie des gemeinen Mannes aller Länder. Es gehört zum tragischen Schicksal dessen, der den Krieg verliert, daß die Welt dazu neigt, ihn auch moralisch zu verdammen. Dem Verdammten bleibt nur eine Waffe, die Wahrheit. Er tut gut, Tatsachen, die gegen ihn sprechen, nicht zu verschweigen. Dann hat er Aussicht, mit zunehmender Beruhigung der internationalen Stimmung auch von dem früheren Gegner gehört zu werden. Möge den Arbeiten des Untersuchungsausschusses über das Völkerrecht dieser Erfolg beschieden sein und nicht minder das andere Ergebnis, das Selbstbewußtsein des deutschen Volkes, das unter allzuvielen und harten Schlägen gelitten hat, durch den Nachweis zu erheben, daß Völkerrechtsverletzungen im Weltkriege keineswegs etwa uns ausschließlich oder im stärkeren Maße als unseren Kregsgegnern zur Last fallen!

Unfehlbarkeit hat der Ausschuß bei seinen außerordentlich schwierigen Untersuchungen, denen er sich mit gewissenhafter Gründlichkeit unterzogen hat, und bei seinen auf die ausführlichen Gutachten vereidigter Sachverständigter begründeten Entschließungen niemals für sich in Anspruch genommen. Gerade diese Erwägung, daß wir ebensowenig unfehlbar sind wie unsere Gegner, und daß wir von vornherein auf ablehnende Kritik der von unserer Seite allein geführten Untersuchungen, so gewissenhaft und objektiv dabei auch vorgegangen werden mochte, gefaßt sein mußten, hatte uns den Wunsch eingegeben, die Untersuchungen in kontradiktorischer Verhandlung mit ausgiebigen Beweiserhebungen durch ein unparteiisches Forum führen zu lassen.

Die Ablehnung unseres Vorschlages durch die anderen beteiligten Staaten ließ unserem Gewissen nur den gewählten Weg der Untersuchungsausschüsse übrig. Wird dabei unser ernstliches Bestreben, keineswegs einseitig uns zu entlasten und unsere Gegner zu belasten, sondern der Wahrheit und der Klarheit zu dienen, von anderen Seiten beanstandet, so möge man auch dort nach Öffnung der Geheimarchive mit einwandfreiem Gegenmaterial durch ähnlich auszugestaltende Untersuchungsausschüsse an die Öffentlichkeit treten. Dann aber wird die Berechtigung unseres immer wieder erneuten Vorschlags nicht mehr in Abrede zu stellen sein, entweder durch gemeinsame Untersuchungsausschüsse oder durch ein allseitig als unparteiisch anerkanntes Forum eine gerechte Entscheidung über streitig gebliebene Fragen herbeizuführen. Ziel aller dieser Vorschläge und Arbeiten muß die Verständigung und die Feststellung der Wahrheit sein. Kein Kulturstaat kann seiner aus dem furchtbaren Erlebnisse des Weltkriegs ihm erwachsenen welthistorischen Aufgabe dadurch gerecht werden, daß er pharisäerhaft die Alleinschuld dem Gegner aufbürdet oder sich auf dessen Kosten möglichst rein zu waschen sucht, sondern das aufrichtige Bestreben einer von ehrlicher Friedensliebe getragenen Versöhnungspolitik muß dahin gerichtet sein, aus den höchst bedauerlichen Verstößen gegen positive Normen oder gegen den Geist des Völkerrechts, gleichviel von welcher Seite sie im einzelnen begangen sein mögen, in der Erkenntnis allseitiger Verfehlungen warnende Lehre für die Zukunft zu ziehen und der Neuregelung des Völkerrechts im Geiste der Gerechtigkeit, der Humanität und des Fortschritts den Weg zu bereiten.

Ein Schlußgedanke darf in bewußtem Zusammenhang mit diesen Erörterungen nicht unterdrückt werden. In der Geschichte aller Zeiten und Völker hat niemals vordem durch ein solches Erlebnis wie den hinter uns liegenden Weltkrieg das Dichterwort Bestätigung gefunden: „Ein furchtbar Schrecknis ist der Krieg." Der Menschheit ganzer Jammer faßt uns an, wenn wir uns die Geschichte dieses Weltkrieges, worin die Völkerrechtsverletzungen nur einen Ausschnitt bilden, vor Augen halten. Mögen die grauenvollen Kriegserfahrungen allen Kulturstaaten, ihren Lenkern und Völkern, die an welthistorischer Bedeutung und Verantwortung nicht zu überbietende Verpflichtung ins Gewissen einhämmern, durch Ausprägung des Verständigungsgedankens und durch gemeinsame Kulturförderung alle Friedenskräfte dafür einzusetzen, daß die Welt vor Wiederholung eines solch kulturwidrigen Geschehnisses dauernd bewahrt bleibt!

Die Reform der indischen Verfassung.

Von *Lord Olivier*
ehem. Minister für Indien.

Die neue indische Konstitution, die Sir Edward Montagu im Jahre 1917 einführte, beschäftigte sich nur mit den politischen Institutionen von Britisch-Indien und seinen dreizehn Provinzen. Es ist kaum anzunehmen, daß irgendeine Änderung der heutigen Regierungsform, die sich auf Fragen erstrecken würde, die ganz Indien interessieren, angebahnt werden kann, ohne zugleich eine Entscheidung über den künftigen Anteil oder die Stellung der indischen eingeborenen Staaten in jeder indischen nationalen Konstitution zu treffen. Die meisten indischen Fürsten vertreten — manchmal in ziemlich unverhohlener Weise — das Streben Indiens nach dem Status eines mit den anderen großen, sich selbst regierenden Völkern des britischen Reiches gleichgestellten Dominions. Aber es ist offensichtlich, daß die wichtigsten indischen eingeborenen Staaten nie einwilligen würden, sich von einer Nationalversammlung regieren zu lassen, die nur den Wählern der britischen indischen Provinzen verantwortlich wäre. Es ist noch weniger vorstellbar, daß, falls die Stellung des Staatssekretärs für Indien im Kronrat als des Königs erstem Berater in den Fragen der indischen Regierung an die nationalen Minister übergeht, die den indischen Wählerkreisen verantwortlich sind, wie es bei jeder konstitutionellen Veränderung der Fall sein muß, und der Vizekönig oder der Generalgouverneur nur als der Vertreter des Königs wie in anderen Dominions gilt und die Funktionen einer beschränkten Monarchie ausübt, die eingeborenen Staaten außerhalb dieses konstitutionellen Aufbaus gelassen werden können und daß jede sich eventuell ergebende Intervention in Regierungsfragen und jede Verhandlung mit ihnen weiterhin mit dem Vizekönig durch das indische politische Departement geführt werden wird. Jede Behandlung der indischen Fragen muß notwendigerweise einem allindischen Ministerium überlassen werden.

Es ist kaum möglich, die Kompliziertheit der Fragen, die eine solche Einverleibung der indischen Staaten mit sich bringt, zu überschätzen. Das Problem ist so schwierig, daß diejenigen, die eine indischen Selbstverwaltung mißtrauisch gegenüberstehen, mit Bestimmtheit prophezeihen und vielleicht im geheimen hoffen, daß es sich in der Tat als unlösbar herausstellen wird. Die erste Schwierigkeit bildet das Fehlen jeglicher genauen Präzisierung der Stellung der eingeborenen Herrscher. Die letzte Auseinandersetzung zwischen der indischen Regierung und dem Nizam von Haiderabad über die konstitutionelle Stellung des Berardistriktes ist nur ein Beispiel der existierenden großen Meinungsverschiedenheiten zwischen den An

sichten der eingeborenen Herrscher über die Tragweite ihrer Verträge mit Großbritannien und des indischen politischen Departements, die überall dort zutage treten, wo bisher ruhende Probleme aufgeworfen werden. Die Verfassungsrechte der eingeborenen Staaten zerfallen, in großen Umrissen genommen, in drei Kategorien. Erstens: die der quasi souveränen Staaten, deren Beziehungen zu der indischen Regierung sich auf Verträge stützen, in denen nie formell auf die Souveränität und die Regierungsrechte verzichtet worden ist; zweitens derjenigen, in denen gewisse Interventionsrechte vertragsmäßig festgesetzt wurden und deren Unabhängigkeit nur zum Teil besteht und einer Kontrolle unterworfen ist; drittens: der großen Anzahl der kleinen Fürstentümer, von denen manche nichts weiter sind als Feudalbesitze oder große Privatgüter, über die die britischen Behörden die souveräne Kontrolle dadurch erlangten, daß das Vasallentum von einer indischen souveränen Regierung auf die britische überging. Bevor das Problem der Einverleibung der indischen eingeborenen Staaten in eine nationale britische Dominion-Regierung ernsthaft in Betracht gezogen werden kann, muß die neue Stellung wenn nicht der ersten Kategorie, so wenigstens der zweiten und wahrscheinlich auch der dritten Kategorie festgelegt und umschrieben werden. Die heute herrschende Verwirrung in diesen Fragen ist durch die Geschichte gekennzeichnet, die Lord Chelmsford als Vizekönig erlebte. Als Lord Chelmsford an die Gründung der Beratungskammer der Fürsten heranging, bemerkte er, daß die offiziellen und die diplomatischen Akten so ungenau waren, daß sich als beste praktische Methode der Klassifizierung der Staaten erwies, sie je nach der Anzahl der Gewehrsalven, auf die nach alter Sitte jeder Herrscher bei einem militärischen Salut ein Recht hatte, einzuordnen. Diese traditionelle Lärmhierarchie mußte wahrscheinlich auf irgendein fernliegendes Konkordat zurückgreifen.

Jede Frage der Übergabe einer größeren Verantwortlichkeit in Problemen, die ganz Indien betreffen, an eine repräsentative Nationalversammlung muß bei den herrschenden Fürsten unvermeidlich eine größere Empfindlichkeit in bezug auf ihre souveränen Rechte und eine wachsame Entschlossenheit, sie zu wahren und durchzusetzen, hervorrufen. Wenn sie sie jetzt eifersüchtig vor jedem eingebildeten Übergriff seitens des Königs schützen, werden sie sie um so mehr vor der Einmischung jeder demokratischen Behörde bewahren wollen. Die Regierung Indiens, die heute die absolute Macht besitzt, mußte trotzdem nach der formalen Berechtigung zur Ausübung der Kontrolle über Eisenbahnen und Post suchen, entweder auf dem Wege besonderer Vereinbarungen oder von der Theorie ausgehend, daß diese Kontrolle eine Ergänzung der militärischen Verantwortlichkeit bedeutet, die Großbritannien auf Grund eines Verteidigungsvertrages übernommen hat oder eine Verpflichtung seines gegenseitigen Bündnisses mit den indischen Staaten darstellt. Und es ist bezeichnend, daß einige indische

Herrscher nicht bereit waren, auf ihr Recht, mit dem Luftdienst in ihren eigenen Staaten frei zu schalten, zu verzichten, auf den sich doch das Recht der Kontrolle aus militärischen Gründen um so offensichtlicher bezieht. Aber im Augenblick, als die Verträge geschlossen wurden, war noch kein Luftdienst vorhanden, und die eingeborenen Herrscher stehen jeder Ausdehnung der Konzessionen, die nicht im Vertrag festgelegt wurden, ablehnend gegenüber.

Es wäre voreilig, sich zu Prophezeihungen über die Entwicklung der Lage zu versteigen, aber es scheint ziemlich offensichtlich, daß in jeder Veränderung der politischen indischen Konstitution in der Richtung des Dominionstatus ein doppelter Prozeß, und zwar der der Zentralisierung und der der Dezentralisierung, vor sich gehen müsse. Es gibt eine Reihe öffentlicher Dienste, die man am besten gemeinsam für die ganze Halbinsel regeln sollte. In erster Linie gehört dazu die Verteidigung, deren Organisation hauptsächlich im Hinblick auf die Armee bereits in gewissem Maße feststeht. Die militärische Lage und die Privilegien der eingeborenen Staaten sind fest umrissen, und als die indischen Herrscher Großbritannien im letzten Kriege halfen, wurden ihre Streitkräfte auf eine vorher bestimmte Weise innerhalb des britischen Heeres eingegliedert. Eisenbahnen, Post und Zölle sind andere Beispiele öffentlicher Dienste, die sich für eine gemeinsame Kontrolle eignen. Eine solche Verwaltung der gemeinsamen Dienste läßt sich nur bewerkstelligen, wenn die Souveränitätsrechte, die jetzt der Vizekönig im Namen des Königs als ein Monarch nach den vertraglichen Konzessionen ausübt, freiwillig der verantwortlichen indischen Regierung auf dem Wege einer Bundesverfassung übergeben werden, die ausdrücklich bestimmt, daß die souveräne Macht in der Behandlung dieser Dienste dem nationalen Bundesparlament abgetreten wird, in dem die indischen Staaten im Verhältnis zu ihrer Bedeutung und ihrer Bevölkerung und die Provinzen Britisch-Indiens vertreten sind. Die Kontrolle aller anderen Dienste mit Ausnahme derjenigen die auf diese Weise von den indischen Staaten der Bundesregierung zur Verwaltung sowohl im Namen der Staaten wie der Provinzen abgetreten wurden, muß dagegen mit Rücksicht auf die britisch-indischen Provinzen den provinziellen Gesetzgebungen überlassen werden. Diese Abtretung würde das zustande bringen, was man allgemein als provinzielle Autonomie bezeichnet. Die nichtoffiziellen Mitglieder der Muddiman-Kommission, die im Jahre 1924 die Auswirkungen der heutigen britisch-indischen Konstitution untersuchten, empfahlen eine Prüfung des praktischen Problems der provinziellen Autonomie, selbst für den Fall daß die statuarische Kommission, die in der Gesetzgebung der indischen Regierung zur Revision der Verfassung vorgesehen wurde nicht sofort ernannt werden sollte. Die indische Regierung war jedoch nicht der Ansicht, daß eine partielle Reform der Erweiterung der provinziellen Autonomie unter der jetzigen Konstitution von Nutzen sei

Aber angesichts der ungeheuren Menge von Fragen, mit denen sich die statuarische Kommission, die spätestens im Jahre 1929 ernannt werden muß, zu beschäftigen haben wird, ist zu hoffen, daß die Unterlagen zur Behandlung dieser doppelten Frage, der föderativen Zentralisierung und der provinziellen Autonomie heute schon zusammengestellt werden, und daß ein Projekt, das sich gleichermaßen auf die britischen wie die eingeborenen indischen Staaten als Mitglieder der nationalen Föderation anwenden läßt, möglichst bald vorbereitet werden wird.

In der Tat hat die indische Fürstenkammer im letzten Sommer zwei dazu besonders geeignete Abgesandte nach England geschickt, um mit den besten verfassungsrechtlich geschulten Anwälten die genaue Gestaltung der Beziehungen zwischen der britischen Regierung und den eingeborenen Staaten zu beraten. Es sollte auch die Frage aufgerollt werden, ob diese Staaten in direkter Verbindung mit der korporativen britischen Regierung stehen oder ob sie keinerlei unmittelbare konstitutionelle Verbindung mit dieser Regierung haben und einzig und allein von dem „Generalgouverneur im indischen Rat" abhängen, das heißt, ob zum Zwecke der Verwaltung dieser Staaten eine Unterscheidung zwischen der Regierung Seiner Majestät und der Regierung Indiens zu machen ist. Diese Frage ist von entscheidender Bedeutung. Nach der oberflächlichen Betrachtung der jetzigen Situation würde es einem Laien scheinen, daß hier keine Zweifel vorliegen können, denn der Generalgouverneur von Indien im Rat ist durch den Staatssekretär für Indien vom Parlament abhängig, und das Parlament hat sich immer als sehr besorgt um die Wahrung seiner Rechte in dieser Beziehung erwiesen. Aber daß die indischen Fürsten diese Frage noch als offen betrachten und sie selbst nach den Bestimmungen des internationalen Rechts regeln wollen, ist bezeichnend für die Notwendigkeit, eine entscheidende Stellungnahme für den Augenblick vorzubereiten, in dem das britische Parlament seine Verantwortlichkeit einem Dominion-Parlament abzutreten haben wird.

Wenn die Einverleibung der eingeborenen Staaten in eine föderative Konstitution in Betracht gezogen wird, ist es offensichtlich, daß jedes Mitglied einer solchen Föderation an Bevölkerung, Gebietsausdehnung und Bedeutung den typischen Provinzen von Britisch-Indien ungefähr ähnlich sein müßte. Ohne auf eine Diskussion über die Idee einer proportionalen Vertretung im allgemeinen einzugehen, läßt sich das eine ohne weiteres feststellen, daß viele der kleinen Fürstentümer zu Gruppen zusammengeschlossen und die Grundsätze ihrer Vertretung im Bundesrat festgesetzt werden müssen. Die Fülle der ins einzelne gehenden Arbeit, der Besprechungen und Beratungen, die dem Entwurf von Vorschlägen für ein solches Projekt vorangehen müssen, um festzustellen, wie weit sie sich in Praxis umsetzen lassen, ist so ungeheuer, daß sie notwendigerweise sehr viel Zeit in Anspruch nehmen wird.

Internationale Rationalisierung.

Von *M. R. P. Duchemin,*
Präsident des Generalverbandes der französischen Produktion.

Konzentrierung und Rationalisierung — das sind Begriffe, die viel Tinte und ganze Ströme von Beredsamkeit fließen ließen und in den vom Kriege verwundeten Völkern große Hoffnungen erweckt haben. In den glänzenden und so treffenden Ausführungen des Geheimrats Bücher und des Herrn de Peyerimhoff, vor dem deutsch-französischen Studienkomitee wie auch in den langen Diskussionen der internationalen Wirtschaftskonferenz vom Mai letzten Jahres hat man wiederholt gehört, daß die Serienfabrikation, die Unterteilung der Produktion, die methodische Untersuchung, die zur Unterdrückung der unnötigen Fabrikationsvorgänge und Steigerung des Ertrages führen, den modernen wirtschaftlichen Notwendigkeiten entsprechen und bei gleichzeitiger Herabminderung der Gestehungskosten den Verbrauch steigern und infolgedessen den Lebensstandard der Völker erhöhen.

Die Ergebnisse, die von der Industrie der Vereinigten Staaten gezeitigt wurden, rechtfertigen diese Meinung, und es sind die amerikanischen Erfahrungen, die man mit entsprechenden Verbesserungen und Modifikationen in den verschiedenen Ländern anwendet und die als Basis der Konzernbildung gedient haben, deren Zustandekommen wir in letzter Zeit in Europa erlebt haben. Daß diese methodische Arbeit bei ihrer Anwendung wichtige Ergebnisse bringen muß, wird am wenigsten von denjenigen geleugnet, die in dem Land der „Gespräche über die Methode" geboren sind, um so mehr, als man, ohne in die Ferne zu schweifen, schon vor dem Kriege einige Industrielle finden konnte, die methodisch arbeiteten und die infolgedessen rationalisierten, ohne sich dessen bewußt zu werden, wie Herr Jourdain Prosa sprach, ohne es zu wissen. Wenn jedoch die Konzentrierung und Rationalisierung vom nationalen Standpunkt zu großen Hoffnungen berechtigen, muß man sich trotzdem die Frage stellen, wie sich ihre Konsequenzen für den internationalen Austauschverkehr auswirken können. Wenn es sich für alle Länder der Welt darum handeln würde, auf einem jungfräulichen Boden eine ideale, auf die letzten Errungenschaften der modernen Wissenschaf

gestützte Wirtschaft zu schaffen, könnte man den Verlauf dieses Experimentes leicht voraussagen. Die verschiedenen industriellen Erzeugnisse würden sich auf eine einfache Weise verteilen lassen, wenn überall die besten Produktionsbedingungen, in bezug auf die Versorgung mit Rohstoffen, Brennstoffe und hydroelektrische Kraft mit eingeschlossen, wie auch in bezug auf die Beschaffung der Arbeitskräfte vorhanden wären.

Dann würde auch die Erhöhung der Produktion nur einfach von der regelmäßigen Steigerung des Verbrauches abhängen. Aber das sind Vorstellungen aus einem goldenen Zeitalter, das die so alte und doch so junge Welt nie gekannt hat und wahrscheinlich auch nie kennen wird.

Die mehr oder minder schnelle Entwicklung der Zivilisationen, die Veränderungen, die sich manchmal auf einige Jahrhunderte erstrecken, haben in verschiedenen Ländern verschiedene Situationen geschaffen, die uns leider dazu zwingen, im Relativen und nicht im Absoluten zu bauen. Einige Völker haben sich auf dem industriellen Gebiete schneller entwickelt als auf dem landwirtschaftlichen, andere dagegen haben ihre ganze Politik nur auf die Landwirtschaft abgestimmt; andere endlich mußten eine halb landwirtschaftliche, halb industrielle Politik verfolgen. In den verschiedenen Ländern Europas ergeben sich daraus Unterschiede des Gleichgewichtes oder genauer gesagt der Spannung, die noch durch die Schutzzölle verstärkt wurde, die aus diesen Spannungsunterschieden und Gleichgewichtsdifferenzen entstanden sind.

Man muß zugeben, daß ein Land, das bemüht ist, in seinem Bereich ein bestimmtes Verhältnis zwischen der landwirtschaftlichen und industriellen Produktion aufrecht zu erhalten, ein Verhältnis, das durch die Bedingungen der Rohstoffbeschaffung und die Sorge um die nationale Verteidigung bestimmt wird, gezwungen ist, seine Politik der Verträge und Schutzzölle diesem Verhältnis anzupassen. Daraus entsteht die unterschiedliche Ausnutzung der Produktionskapazität, und wenn die Rationalisierung und Konzentrierung allen gleichzeitig aufgezwungen werden würde, könnten sie sich in den verschiedenen Ländern weder auf dieselbe Weise noch in erster Linie mit derselben Schnelligkeit verwirklichen. Diese Schnelligkeit hängt nicht nur von der industriellen Entwicklung des betreffenden Landes ab, sondern auch von dem größeren oder geringeren Individualismus seiner Einwohner, ihrer Disziplin und auch von den mehr oder minder großen Erleichterungen, die sie in ihrer nationalen Gesetzgebung finden. Auf diese Weise scheint zum Beispiel Deutschland mit seiner mächtigen industriellen Entwicklung und seinem Geist der Disziplin das erwählte Land der Konzentrierungen zu sein, und es muß auf diesem Gebiete schnellere Ergebnisse erzielen als andere industriell weniger entwickelte Völker.

Jedenfalls kommt es in erster Linie auf diese Schnelligkeit bei der Durchsetzung der neuen Gedanken an, die in der Rationalisierung münden können und müssen, und deren internationale Konsequenzen erst dann ersichtlich werden. Es ist für jeden Industriellen, der

durch den wirtschaftlichen Malthusianismus nicht geblendet ist, offensichtlich, daß jede Senkung des Gestehungspreises eine Herabminderung des Verkaufspreises mit sich bringen kann und damit die Möglichkeit, neue Absatzgebiete zu erobern.

Da nun der Zweck der Rationalisierung und der Konzentrierung die Senkung der Herstellungskosten ist, werden die Völker, denen es gelungen ist, sie zu verwirklichen, ihre Verkaufsmöglichkeiten gesteigert sehen, und nicht nur auf dem Inlandsmarkte, sondern auch in den Ländern, die es nicht verstanden haben, sich denselben Vorteil der fortschrittlichen Anwendung der rationellen Arbeitsmethoden zu sichern. Und wenn man berücksichtigt, daß jeder neuen Absatzsteigerung einer jeden Industrie eine Preissenkung des einzelnen Fabrikationsproduktes entspricht und daß die Rationalisierung den Absatz fördert und durch die Steigerung des Absatzes die Gestehungskosten vermindert, so muß man daraus folgern, daß das Volk, das zuerst das große Werk der Rationalisierung durchgeführt hat, sich eine beträchtliche Überlegenheit über seine Konkurrenten sichern wird.

Die Verfechter der liberalen These in der Wirtschaftpolitik werden diese Feststellung besonders begrüßen und einen Hymnus zu Ehren der vollkommenen Handelsfreiheit und der wohltuenden Konkurrenz anstimmen. Es wird ihnen das Bild einer glücklichen Zukunft vorschweben, in der alle Länder, von der Rationalisierung der benachbarten Völker bedroht, sich genötigt sehen werden, auf dieselben segensreichen Methoden zurückzugreifen und ebenfalls die Kosten der Produktion zum Wohle aller Konsumenten herabzumindern.

Diese besonders anziehende These eines edlen Liberalismus wird jedoch durch die Erfahrung der letzten Jahre merkwürdigerweise widerlegt.

Was haben wir seit dem Ende des Krieges erlebt? Alle Völker ohne Ausnahme mühen sich, ihre nationale Industrie zu entwickeln, nicht nur im Hinblick auf eine wirtschaftliche Freiheit, sondern um ihre militärische Sicherheit zu gewährleisten, da der Weltkrieg bewiesen hat, daß die Sicherheit eines Landes in hohem Maße von seinen industriellen Möglichkeiten abhängt. Sie haben sich daher bemüht, durch die Errichtung von Zollschranken — den „Stacheldrahtverhauen", wie sie von einigen genannt werden — auf ihrem Gebiet alle Produktionselemente unangetastet zu erhalten, die für den Fall einer nationalen Bedrohung unentbehrlich sind.

Wenn morgen diese Völker, die in ihren Bemühungen um Konzentrierung und Rationalisierung aus inneren Ursachen im Rückstand geblieben sind, ihr Land von einer Flut von Waren, die in den Ländern hergestellt werden, in denen die rationelle Arbeit eine segensreiche Konkurrenz gestattet, überschwemmt sehen werden, so werden sie zweifellos trotz der Wünsche der internationalen Handelskammer, sogar trotz der internationalen Konventionen ein Schutzzollsystem errichten oder durch

eine Verstärkung ihrer Zollschranken sich eine Atempause verschaffen, die sie selbst als vorübergehend betrachten (aber man weiß ja, daß das Provisorium immer sehr lange dauert), die ihnen gestatten wird, sich die dringende und unentbehrliche Verteidigung zu sichern.

Die Ängste dieser Art waren es, die die letzte Konferenz über die Ein- und Ausfuhrverbote so lang und schwierig gestaltet haben. Auch die Einschränkungen, die in das am Schluß der Konferenz unterzeichnete Abkommen eingefügt wurden, sind auf dieselben Befürchtungen zurückzuführen. Und man darf nicht behaupten, daß die öffentliche Meinung in einem solchen Falle die Regierungen nicht unterstützen würde. Das Primum vivere beherrscht sowohl die Völker wie die einzelnen und wird um so zwingender, wenn das Gespenst der Arbeitslosigkeit an den Grenzen geistert. Wir brauchen nur auf den Umschwung des sich früher zum Freihandel bekennenden Großbritannien hinzuweisen.

Den Gewerkschaften ist die Gefahr nicht entgangen, die eine Rationalisierung auf nationalem Gebiete durch die notwendige Einschränkung der verwendeten Arbeitskräfte mit sich bringt, aber sie sind sich der gleichen Gefahr, die diese Rationalisierung auf dem internationalen Gebiete hervorruft, nicht bewußt geworden. Es ist zu befürchten, daß eine Rationalisierung, die in einem großen industriellen Land bis zu ihren äußersten Grenzen durchgeführt wird und ihm erlaubt, die benachbarten Länder mit seinen Produkten zu überschwemmen, die Industrie dieser Nachbarländer zwingt, die Produktion einzuschränken und die beschäftigten Arbeiter zu entlassen. Man muß daraus folgern, daß nicht nur die Regierungen aus Sorge um ihre nationale Verteidigung sich für das Problem interessieren, sondern daß auch die Arbeiterwelt sich eines Tages, wenn es heute noch nicht der Fall ist, damit beschäftigen muß, um den Gefahren der Arbeitslosigkeit zu steuern.

Die Politik der Regierungen angesichts einer drohenden Arbeitslosigkeit blieb immer dieselbe. Sie beginnt mit der Unterstützung der Arbeitslosen und endet, wenn die Krisis fortdauert, mit der Anwendung hoher Schutzzölle oder selbst Einfuhrverbote, ohne Rücksicht auf die Gegenmaßnahmen, die ein solches System hervorrufen muß.

Soll man daraus schließen, daß angesichts dieser Gefahren man auf Konzentrierung und Rationalisierung verzichten sollte? Sicherlich nicht, denn man kann ebensowenig den Fortschritt hemmen wie man einen Fluß in seinem Strom aufhalten kann. Die Anwendung der Arbeitsmethoden, die unter bestimmten Bedingungen zu einem besseren oder wirtschaftlicheren Ertrage führen, ist eine Verpflichtung, die sich schnell allen Ländern aufzwingen wird, selbst wenn diese Methoden zu ernsten Weltkonflikten führen sollten. Hier setzt die wichtige Rolle der Industriellen der verschiedenen Länder ein, denen die wesentliche Aufgabe zufällt, die Gefahr eines Krieges zu vermeiden und die Herrschaft des Friedens zu sichern. Um die Angst ihrer Konkurrenten zu be-

schwichtigen, die Aufrichtung unerträglicher Schutzzollschranken zu vermeiden, müssen sie in sich den Geist des wirtschaftlichen Imperialismus ertöten und sich über die Grenzen hinweg die Hände reichen. Wenn sie sich verständigen, um ihre Produktion unter Berücksichtigung der nationalen und internationalen Bedürfnisse zu kontingentieren, um die Absatzgebiete im Hinblick auf die geographische Lage ihrer Fabriken unter sich aufzuteilen, ihre Herstellung unter Berücksichtigung der Arbeitsbedingungen zu spezialisieren, wenn sie gemeinsam arbeiten, um eine Steigerung des Ertrages und eine Senkung der Gestehungskosten zu erreichen, werden sie damit den Gefahren eines übermäßigen Protektionismus aus dem Wege gehen.

Diese industriellen Abkommen sind ohne Zweifel den staatlichen Maßnahmen vorzuziehen, wie sie zum Beispiel in letzter Zeit in Kuba getroffen wurden, um die Zuckerproduktion einzuschränken, oder den plötzlichen Forderungen nach Zollabgaben, deren Beispiele man beliebig vervielfachen könnte und die auf eine brutale Weise langjährig bestehende Strömungen des Handelsverkehrs stören.

Aber das ist nicht alles. Sobald die internationalen Abkommen allgemeiner angewandt werden, wird sich ohne Zweifel ein beträchtlicher Fortschritt erreichen lassen. Sie würden die Senkung der heutigen Zollschranken ermöglichen und den Abschluß von Handelsverträgen erleichtern, deren Vorbereitungen zu gewissen Zeiten einer Penelopearbeit verglichen werden könnte.

Wir haben in letzter Zeit einen Beweis bei den Verhandlungen über einen Handelsvertrag zwischen Frankreich und Deutschland erlebt. Einen der kritischen Punkte dieser Verhandlung bildete ohne Zweifel die chemische Industrie. Man konnte erst in dem Moment zum Ziel gelangen, als sich Vereinbarungen zwischen den chemischen Industrien der beiden Länder ermöglichen ließen.

Die Gefahr der Arbeitslosigkeit würde durch den industriellen Zusammenschluß beträchtlich vermindert werden, weil eine Arbeitslosigkeit nur durch die großen Amplituden in den Schwankungen der Nachfrage nach Arbeitskräften hervorgerufen wird. Diese Schwankungen rufen in Ländern mit einer gemischten agrarischen und industriellen Wirtschaft während der Zeiten des Wohlstandes eine plötzliche Abwanderung der Landarbeiter hervor, die ganze Landstrecken hoffnungslos leer lassen, denn es ist allgemein bekannt, daß ein Landarbeiter, der in der Stadt gelebt hat, selbst wenn er später seine Arbeit verliert, sehr schwer aufs Land zurückkommt.

Die Vorteile der internationalen Zusammenschlüsse brauchen nicht mehr bewiesen zu werden. Aber ich möchte noch die unzähligen Einwände widerlegen, die man gegen sie erheben kann. Wir haben all diese Einwände während der Wirtschaftskonferenz in Genf gehört, und es wäre überflüssig, sie hier aufzuzählen, denn man kann auf sie die Paraphrase eines berühmten Satzes eines unserer alten Schriftsteller an

wenden: „Es ist schon alles gesagt worden; man kommt zu spät nach all den Monaten internationaler Konferenzen, auf denen so viel gesprochen wurde." Es gibt jedoch einen Einwand, mit dem man sich beschäftigen muß, und zwar den, daß die Kartelle und Zusammenschlüsse den Konsumenten prellen, weil diese Organe früher oder später einmal ihre Macht mißbrauchen werden, um übermäßige Preise zu fordern. Man muß zugeben, daß diese Kritik trifft, und man könnte zahlreiche Beispiele anführen, um sie sowohl in der Vergangenheit als auch in der Gegenwart zu rechtfertigen. Und trotzdem dürfte man sich nicht zu Verallgemeinerungen hinreißen lassen. Zu oft sind die Preissteigerungen, die auf die Schaffung eines Kartells oder eines internationalen Konzerns folgten und über die sich Verbraucher bitter beklagten, auf die Tatsache zurückzuführen, daß die Produzenten sich erst nach einem langen und schweren Kampf verständigt haben, der sie zwang, mit Verlust zu arbeiten. Nachdem sie sich geeinigt haben, fordern sie höhere Preise, aber das bedeutete nur die Rückkehr zu einem gerechtfertigten Verdienst. Aber selbst wenn Mißbräuche vorkommen sollten, müßte man anerkennen, daß die jetzige Tendenz der industriellen Kreise nicht auf die Erhaltung eines übertriebenen Vorteils zielt, sondern auf einen normalen Verdienst, der eine bescheidene Verzinsung des investierten Kapitals gewährt und gleichzeitig eine Ausdehnung des Unternehmens gestattet. Die Festigung dieser Auffassung, die künftig immer mehr Allgemeingut werden wird, ist, wie Dr. Bücher in seiner Rede bei der Tagung des Reichsverbandes (siehe „Nord und Süd" vom 1. September 1927) gesagt hat, am meisten dadurch gefördert worden, daß die individuelle Freiheit im manchesterlichen Sinne des Wortes allmählich verschwindet, daß sie nur noch hier und dort in der kleinen Industrie, die an Bedeutung immer mehr abnimmt, vorhanden ist und daß viele Wirtschaftsführer unter diesen Umständen heute nicht mehr ausschließlich von dem Gedanken an persönlichen Gewinn bestimmt werden, sondern vielmehr den Wunsch hegen, ein allgemeines Wirtschaftsziel zu erreichen. Das gleiche Ziel wird auch von allen Mitgliedern der internationalen Zusammenschlüsse angestrebt.

Und selbst wenn man sich auf den politischen Geist der Wirtschaftsführer nicht verlassen wollte, muß man auf die Tatsachen selbst rechnen, die ihnen den einzigen vernünftigen Weg weisen. Die Erfahrung bestätigt es immer mehr, wie wir gesehen haben, daß nur die niedrigen Preise eine Steigerung des Verbrauchs bringen, indem sie es ermöglichen, daß neue Schichten in den Verbrauch einbezogen werden. Die Industriellen werden daher dazu gebracht, die Warenpreise nicht zu übertreiben, um ihre Fabriken gleichmäßig beschäftigen zu können. Es kommt noch eins hinzu, daß selbst wenn die internationalen Zusammenschlüsse nicht immer zu einer Preissenkung führen, sie trotzdem als fortschrittlicher Faktor zu werten sind, durch die bloße Tatsache der Stabilisierung der Preise, die sie mit sich bringen. Denn das, was die

Konsumenten, hauptsächlich die industriellen Verbraucher am meisten stört, das sind die plötzlichen Schwankungen der Warenpreise, die eine Spekulation begünstigen und in Zeiten des Absatzmangels die Krisen verschärfen. Man darf auch das eine nicht vergessen; wenn man sich noch so sehr gegen die Interventionspolitik des Staates auflehnen mag: daß die verschiedenen Regierungen im gegebenen Augenblick Maßnahmen treffen können, die ihnen gestatten, die Rechte der Konsumenten zu wahren. Erst vor kurzem hat der französische Staat in einem Entwurf des Schutzzollgesetzes einen Artikel eingeführt, der den Regierungen im Falle des Mißbrauches der nationalen Konzerne das Recht gewährt, die Zollabgaben zu ändern, um die Gefahr einer übermäßigen, künstlichen Warenhausse zu begrenzen.

Bei internationalen Zusammenschlüssen, die die Produzenten verschiedener Länder vereinigen, wird zwar dieses Mittel nicht wirksam sein, aber wie das lateinische Sprichwort sagt: „natura non fecit saltus", und die Regierungen werden Zeit haben, sich auf einen eventuellen Mißbrauch vorzubereiten und werden die Zollkandare noch lange anziehen können. Dieses Heilmittel der segensreichen Zusammenschlüsse wird sich nicht in einem Tage anwenden lassen, und noch lange werden gewisse Länder sich von wirtschaftlichen Zusammenschlüssen fernhalten, um sich der Vorteile ihrer Outsiderstellung zu erfreuen.

Man müßte uns außerdem beweisen, daß es noch andere mögliche Formen gibt, um das Gleichgewicht in der Welt herzustellen. Man vergißt zu häufig, daß der Grund dieses mangelnden Gleichgewichts eine Überproduktion ist, die nicht nur durch die ungeheuren und unmittelbaren Bedürfnisse des Krieges bedingt wurde, sondern auch durch die Schaffung der neuen politischen Grenzen, die neue Nationen und Länder mit erweiterten Gebieten dazu geführt haben, sich durch Schaffung neuer Industrien eine vollkommene Skala einer gut ausbalancierten Wirtschaft zu sichern.

Dazu kommt noch die Ausschaltung wichtiger Verbraucher, wie das russische Volk, oder die Herabminderung der Kaufkraft der anderen, wie des chinesischen Absatzgebietes, und dann wird man verstehen, daß die Welt unter einem latenten Zustand der Überproduktion leidet, gegen den alle Völker sich verteidigen wollen.

Es wird zweifellos ein Tag anbrechen, an dem entweder diese Märkte sich öffnen werden oder die Weltindustrie eine Ableitung für ihre Produkte finden wird, aber bis dahin muß man leben und versuchen, die Gefahren der Konflikte auf ein Minimum herabzusetzen.

Die Schutzmaßnahmen der Regierungen haben sich nicht nur als unwirksam, sondern auch als gefährlich erwiesen, da das Rezept der Ein- und Ausfuhrverbote wie auch der Überproduktion, selbst wenn es dem Lande, das es anwendet, eine Atempause von einigen Monaten oder einigen Jahren gewährt, nur das Übel verschlimmern kann. Es ist die Aufgabe unserer Industrie, das System der Zusammenschlüsse

anzuwenden, die Mißverständnisse zwischen den Völkern zu vermeiden und die öffentliche Meinung soweit vorzubereiten, daß solche Abkommen ermöglicht werden. Bei der Erfüllung dieser Aufgabe werden wir das Bewußtsein haben, daß wir den Gefahren einer notwendigen Rationalisierung und Konzentrierung steuern und den Frieden in Europa festigen. Dieses Ziel muß alle Einwände verstummen lassen und uns zu beharrlicher Arbeit ermutigen, selbst wenn wir zu gewissen Stunden am Erfolg zweifeln könnten. Gerade in diesen Stunden der Desorganisierung und des mangelnden Gleichgewichts, in den Stunden, in denen man im Dunkeln arbeitet und vergeblich am Horizont nach einem Lichtstreifen sucht, muß man alle seine Energien unablässig anspannen und sich die alte Maxime des großen Schweigers zu eigen machen: „Man braucht nicht zu hoffen, um zu wirken, man braucht nicht Erfolg zu haben, um zu beharren."

Die Stellung der Frau in Japan.

Von Lady *Grace Drummond Hay.*

Die Stellung der Frau in Japan zerstreut die Täuschung, daß Japan ein modernes Land ist. Seine viel verkündete Europäisierung ist ein bloßer Firnis über den Unterbau des sozialen Lebens gebreitet, und von den dort herrschenden Vorurteilen gegen die Frau hat sich selbst China teilweise befreit. Während Japan in den Versammlungen des Völkerbundes neben den westlichen Mächten die Rolle einer fortschrittlichen Macht zu spielen versucht, würde die Behandlung der japanischen Frau eine Untersuchung desselben Völkerbundes im Namen des Frauentums aller zivilisierten Länder rechtfertigen. Jeder Emanzipierungsversuch der Frauen in Japan oder der wenigen Vorkämpferinnen ihrer Rechte wird offiziell von der Regierung entmutigt, von der Presse verhöhnt und von allen Männern im geheimen gefürchtet. Die Geschichte des erfolglosen Strebens der japanischen Frau nach Freiheit und sozialen Rechten ist keine schöne Seite in der Geschichte eines Volkes, das als zivilisiert gelten will, in dem Sinne, in dem der Westen die Zivilisation versteht.

In traditioneller Sklaverei geboren, in einem Lande, wo es zwar das göttliche Recht des Mannes, aber kein Recht der Frau gibt, als niedriger stehend verachtet, als Dienstboten von ihren Männern und ihren Schwiegermüttern behandelt, leben und sterben 27 Millionen kleiner Frauen nach den Geboten einer Religion, die lehrt, daß Frauen inferiorer sind als Männer, daß sie den Männern gehorchen müssen, daß die Frau bei der Wahl ihres Gatten nicht gefragt wird, sondern der Familie folgen muß, daß der Gatte ein absolutes Recht hat, über die Frau zu herrschen und daß die „richtige soziale Unterscheidung" zwischen Gatten und Frau streng gewahrt wird. Nach ihrer Heirat wird die Frau das Eigentum der Familie ihres Gatten und kaum etwas mehr als eine Arbeitskraft im Hause. Als Witwe wird sie „Mijobin" genannt, das heißt die noch nicht Tote, ein Name, der einen Vorwurf enthält, daß sie noch immer lebt, und so jung sie auch sein mag, muß der Rest ihres unglücklichen Lebens in dem zur Schau getragenen Bewußtsein dieser Schmach vergehen.

Die Frauenbewegung, die vor ungefähr fünfzig Jahren einsetzte, hat kaum irgendwelche Erfolge zu verzeichnen. So sehr auch die Schuld das Verhalten der Männer trifft, muß ich der Gerechtigkeit halber zu

geben, daß das Wesen der japanischen Frau selbst — als Ergebnis der jahrhundertelangen Unterdrückung und Zurückhaltung — ihre schnelle, praktische Emanzipation verhindert. Die weiblichste aller Frauen der Welt, geboren, um zu gefallen, zu dienen, zu lachen, sich selbst auszulöschen; blumengleich und fast übertrieben süß hat die Frau des neuen Japan keine Ahnung, wie sie die ihr zugängliche Erziehung ausnutzen soll. Theoretisch sind ihr die fortschrittlichen Schulen geöffnet, die Perspektiven des Lebens sind beträchtlich erweitert worden, und von den 27 Millionen der weiblichen Bevölkerung arbeiten nach der Statistik des japanischen Jahrbuches von 1927 3 581 583 Frauen oder 13 % der weiblichen Bevölkerung für ihren Lebensunterhalt. In Praxis sind sie jedoch kaum etwas besser als ihre Großmütter gestellt.

Nach dem Geishasystem werden etwa 70 000 bis 75 000 Frauen (nach der Schätzung des Doktor Allan K. Faust) gekauft, verkauft, ausgebeutet und mit weniger Rücksicht als ein Luxustierchen behandelt und leben in der Sklaverei schlimmster Art. Dazu kommen noch 60 000 staatlich konzessionierte Prostituierte, Shogi genannt, ungefähr 40 000 unkonzessionierte Prostituierte, die meistens Kellnerinnen oder Bardamen sind (Shakufu), weitere 30 000 japanische Frauen im Auslande, die man sich mit Hilfe der japanischen Agentur in Japan beschaffte, und gegen 50 000 private Prostituierte. Die letzten Ziffern, die von Dr. Motoda und Axling veröffentlicht wurden, zeigen, daß ungefähr 275 000 japanische Frauen mit irgendeiner Form des kommerzialisierten Lasters in Verbindung stehen. Es geschieht sehr selten, daß die Mädchen selbst diesen Weg einschlagen. Manchmal werden sie von ihren Eltern verkauft, manchmal durch wirtschaftliche Not dazu gezwungen und werden dann als Eigentum der Besitzer öffentlicher Häuser betrachtet. Dr. Motoda behauptet, daß es mindestens 10 000 Besitzer öffentlicher Häuser in Japan gibt, und in Tokio allein 571, die ein oder mehrere Häuser besitzen. Die letzten Zahlen, die vor einigen Jahren Oberst Yamamure zusammenstellte, zeigen, daß die Zahl der Kellnerinnen und Bardamen in vier Jahren um 18 641 gewachsen ist und die der Geishas um 9993 in demselben Zeitraum.

Ich habe mir in Japan alle Mühe gegeben, um in Erfahrung zu bringen, ob die Regierung irgendwelche Schritte zur Bekämpfung des Geishasystems zu unternehmen gedenkt. Ich erfuhr jedoch, daß gerade vor einigen Monaten, kurz vor der Bildung des Kabinetts des General Tanaka, die alte Regierung die Erlaubnis zur Eröffnung von sieben neuen Geishahäusern in Tokio gegeben hatte, was einen großen Ärger und Unwillen unter den Besitzern der bestehenden öffentlichen Häusern hervorrief, die infolge der Überfüllung des Berufes über schlechte Geschäfte klagen, obwohl festgestellt wurde, daß die Männer in diesen Häusern 250 Millionen Yen (500 Millionen Mark) jährlich ausgeben. Die Geishas und Protistuierte sind eine Quelle wichtiger Einnahmen für die Regierung, die eine Steuer von 17 bis 30 Yen (24 bis 60 Mark)

monatlich pro Kopf erhebt. Von einem der berüchtigsten Bordellbesitzer und von vielen Geishas selbst habe ich die Geheimnisse der japanischen Unterwelt erfahren und einen Einblick in die Schmach des „modernen" Japan gewonnen.

Die Regierung trifft die Schuld, die Männer trifft die Schuld, aber auch die Frauen sind nicht frei von Verantwortung. Ihre Fügsamkeit, ihr ängstliches Bemühen, den Männern zu gefallen und ihre traditionelle Passivität, an sich wunderbare Eigenschaften, die jedoch für den nationalen Fortschritt verhängnisvoll sind, hindern sie daran, die Rechte zu ergreifen, die für sie heute schon erreichbar sind. Sie könnten sich eine gewisse Bildung aneignen, falls sie es wollten. Die praktische Anwendung dieser Bildung scheint jedoch nie ihr Ziel zu sein, mit Ausnahme gewisser seltener und auffallender Beispiele.

Die Japaner als Volk sind Opfer einer seltsamen Hemmung, die sie anscheinend daran hindert, die vielen, wunderbaren Vorteile der westlichen technischen und wissenschaftlichen Erziehung, die sie in ihr Land eingeführt haben, anzuwenden und auszunutzen. Bei den Frauen ist diese Hemmung besonders übertrieben. Falsche Bescheidenheit läßt sie dort schweigen, wo sie reden sollten, die Tradition befiehlt ihnen, dort passiv zu sein, wo sie aktiv eingreifen müßten, und in der Mehrzahl der Fälle haben sie nicht genügend Mut, um eine sehr natürliche Scheu um ihrer Selbstachtung und des Fortschrittes willen oder im Hinblick auf die Zukunft ihrer Kinder zu überwinden. Ein typisches Beispiel dafür bildet die Erfahrung, die Frau Gauntlett (eine Japanerin, die mit einem Engländer verheiratet ist, eine der wenigen aktiven und geistreichen Frauen Japans) machte. Eine japanische Freundin bat Frau Gauntlett, bei einer Begegnung zwischen ihr und einer Engländerin, die nicht japanisch sprach, zu dolmetschen. Diese Begegnung nahm einige langweilige Stunden des Hin- und Herdolmetschens in Anspruch. Am Schluß jedoch teilte die Japanerin Frau Gauntlett mit, daß sie englisch sprechen könne, jedoch zu „scheu" dazu sei und durch Protzen mit ihrem Wissen nicht „unbescheiden" erscheinen wolle. Die Antwort, die Frau Gauntlett ihrer Freundin gab, müßte durch ganz Japan verbreitet werden, und sie würde vielleicht einen Funken Bewußtheit in vielen „bescheidenen" Seelen entfachen.

Ich fragte einen bedeutenden Staatsmann, ob sich die japanischen Frauen nicht dagegen auflehnten, daß ihre Männer die Geishas aufsuchen und ob nicht eine Bewegung im Gange sei, um diese Gewohnheit zu bekämpfen. Seine Antwort hat mir den Kern der Frage enthüllt: „Der Kampf zwischen der Geisha und dem Rest der japanischen Weiblichkeit ist sehr ungleich. Die Gemeinschaft der Geishas ist die stärkste, die einflußreichste in ganz Japan. Sie besitzen das Monopol der Anziehungskraft, der Liebeskunst und der erotischen Macht. Mit Waffen der Kunst, reichen Kleidern, Musik, Geist und Witz bezaubern sie die Männer, die Gatten und Väter der bescheidenen Frau, der man bei-

gebracht hat, vor dieser Rüstung des Lasters zurückzuschrecken. Die durchschnittliche Hausfrau ist die Verkörperung der Bescheidenheit und Zurückhaltung. Ich habe meine Frau oft gebeten, mit mir in Gesellschaft zu gehen, denn ich billige die Frauenemanzipation bis zu einem gewissen Grade. Aber ebenso häufig bat sie mich, sie zu entschuldigen, und bei den wenigen Gelegenheiten, als es mir gelang, sie zum Ausgehen zu überreden, hat sich das Experiment als ein Fehlschlag erwiesen. Es machte ihr keine Freude, und ihre Verlegenheit teilte sich mir mit. Viele meiner fortschrittlichen Freunde wiederholen dasselbe Experiment mit ebensowenig Erfolg, wie ich zugeben muß." Er erzählte mir weiter, daß die natürlichen Anlagen des japanischen Frauencharakters im allgemeinen das eine große Hindernis ihrer Befreiung seien. Aber es gibt eine Anzahl sehr gebildeter, fortschrittlicher Japanerinnen, die ihre Gatten in Gesellschaft begleiten und fast an jeder Phase ihres Lebens teilnehmen, um nicht die Millionen der arbeitenden Frauen in der Landwirtschaft, im Handel, im Klerus usw. zu erwähnen, die in den letzten Jahren allein den Existenzkampf ausfechten mußten.

„Aber selbst diese Frauen", fuhr der Marquis fort, „scheinen keine Ahnung zu haben, wie sie ihre Sache organisieren sollen. Die Durchschnittsfrau begnügt sich damit, geheiratet zu werden. Die Politik, die Welt im allgemeinen hat kein Interesse für sie. Sie ist nicht amüsant. Es würde ein Zeichen schlechter Erziehung sein, witzig und geistreich zu erscheinen, und bevor sie etwas von dieser verachteten Anziehungskraft gewinnt, wird ihr Gatte die geistige Kameradschaft außerhalb des Hauses suchen. Und hier tritt die Geisha in Erscheinung. Ein großer Teil des Kampfes gegen die moderne Frau geht auf die Anregung der Geishas zurück, die darin eine Bedrohung ihres eigenen Einflusses sehen. Die Geishas haben genügend Macht, um die Regierung zu beeinflussen, indirekte Propaganda in der Presse zu betreiben und auf die eine oder andere Weise die öffentliche Meinung zu überzeugen, daß die Emanzipation die unerwünschteste Sache der Welt für die japanische Frau wäre. Die Geisha weiß, daß die Europäisierung des sozialen Lebens in Japan das Ende ihrer Macht bedeuten würde. Wenn sich einmal die beiden Geschlechter als ebenbürtig begegnen würden, wenn zwischen den Knaben und Mädchen eine ehrliche und offene Freundschaft herrschen und die Gattin eine Rolle im gesellschaftlichen Leben spielen würde, wäre die Geisha nicht länger die einzige Zuflucht der Männer, die geistige Entspannung suchen. Und so bekämpft die Geisha ihre Schwester mit Gift und Entschlossenheit und hält an dem Privileg fest, das sie seit Jahrhunderten besitzt. Es ist ein Krieg zwischen Frauen. Damit soll nicht gesagt sein, daß die Männer ohne Schuld sind. Ich will Ihnen nur den ganzen circulus vitiosus zeigen."

Jede Japanerin mußte dasselbe zugeben. Es müßte etwas geschehen, aber man wartet vergeblich auf ein aktives Eingreifen. Eine der klügsten Frauen in Japan ist Frau Mokoto Hani, die Gründerin der

Mädchenschule in Tokio, „Jiyu Gakuen“ oder der Schulgarten der Freiheit genannt. Ihr Ideal ist, den Mädchen nicht nur eine moderne Erziehung zu geben, sondern ihnen die Freiheit im Benehmen und in der Haltung beizubringen. Als ich die Schule besuchte, mit einigen Mädchen sprach und Aufnahmen machte, stellten sie sich mit einer Bereitschaft und Selbstsicherheit vor den Apparat, die bei den Töchtern Japans erstaunlich war. „Frau Hani besteht darauf, daß wir wissen, was wir wollen und schnell handeln. Ja muß Ja heißen und Nein — Nein. Sie will kein Zögern und keine Unentschlossenheit gelten lassen. Sie sagt, daß dies der Fluch des japanischen Frauentums sei.“ Frau Hani rührt an die Wurzel allen Übels.

Über neunundneunzig Prozent der japanischen Kinder besuchen die Schule. Es sind kaum Analphabeten unter fünfzig Jahren vorhanden. Die Zwangserziehung für Mädchen ist seit dreißig oder vierzig Jahren eingeführt worden. Heute besuchen vier Millionen Mädchen die Grundschule und 130 000 die 455 öffentlichen und privaten höheren Schulen für Mädchen. Trotzdem ist die Erziehung der Frauen beschränkt. Es gibt keine staatlichen Hochschulen oder Universitäten für Frauen. Die höhere Schule beendet ihre Erziehung, wenn sie nicht eine der wenigen privaten Hochschulen besuchen, die nicht das Recht haben, einen Titel als Studienabschluß zu verteilen. Aus diesem Grunde sind die weiblichen japanischen Studenten gezwungen, ihre höhere Ausbildung im Auslande zu suchen, und nur wenige Familien sind mit einer solchen Neuerung einverstanden.

Die Frauen in den Fabriken bilden ungefähr sechzig Prozent aller Arbeitskräfte, und sie verdienen im Durchschnitt 0,96 Yen (weniger als 2 Mark), das heißt etwas weniger als die Hälfte des Männerlohnes für eine Arbeit von 10½ Stunden im Durchschnitt. Einige Seidenspinnereien, in denen die Frauen siebzehn Stunden täglich arbeiteten, haben jetzt die Zahl der Arbeitsstunden auf sechzehn, in manchen Fällen auf vierzehn herabgesetzt. Außer der langen Arbeitszeit sind die Bedingungen, unter denen die Arbeiterinnen beschäftigt werden, wie behördlich festgestellt, unbefriedigend, da sie physisch und moralisch durch ansteckende Krankheiten und schlecht gesicherte Maschinen gefährdet werden. Das Fabrikgesetz, das im Jahre 1911 erlassen wurde und sich erst im Jahre 1931 vollkommen auswirken wird, setzt fest, daß die Frauen nicht mehr als vierzehn Stunden und von 1931 ab nicht mehr als zwölf Stunden täglich beschäftigt werden dürfen.

Nach der letzten Statistik sind ungefähr anderthalb Millionen Frauen im Handelsleben tätig; etwa 350 000 davon im öffentlichen Dienst. Die Hälfte des Lehrpersonals in den mehr als 25 000 Grundschulen bilden Frauen, und 4000 Frauen sind als Lehrerinnen in den höheren Schulen tätig. Gegen 35 000 Frauen in Japan sind als Krankenpflegerinnen beschäftigt, 35 000 sind Hebammen und ungefähr 70 praktizierende Ärzte.

Kunst, Musik und Literatur bilden das beliebteste Feld der weiblichen Aktivität. Die Männer ermutigten diese künstlerische Beschäftigung, da sie ihnen am wenigsten in das häusliche Leben einzugreifen schien. Die beiden bekanntesten weiblichen Künstlerinnen von heute sind Frau Noguchi, die berühmte Landschaftsmalerin, und Frau Kamimura, die sich große Erfolge als Porträtmalerin sicherte. Die Literatur war seit Jahrhunderten die Domäne der japanischen Frau, von der unsterblichen Lady Murasaki vor etwa tausend Jahren angefangen bis zu ihren zahlreichen wenn auch weniger berühmten Nachfolgerinnen. Frau Hisoshi Yosano, „Akito", und Frau D. Ito, „Der Weiße Lotus", treten für die Sache der Frau in Gedichten von einer wunderbaren Gefühlstiefe ein. Frau Mokoto Hani und Frau Kikui Yamakawa kämpfen eifrig für die Emanzipation der Frau in der Presse und versuchen, die Frauen des heutigen Japans durch ihre energischen Artikel in den verschiedenen Frauen- und Mädchenzeitschriften, von denen ungefähr zwanzig existieren, aufzurütteln. In der Romanliteratur haben die japanischen Frauen infolge ihrer Erziehung, die eine vollkommene Fremdheit der erotischen Seite des Lebens verlangt, sehr wenig geleistet. In der korrekt denkenden japanischen Welt darf von solchen Institutionen wie Werben und Küssen nicht gesprochen werden.

Die Musik war der ausschließliche Trost und die einzige Unterhaltung der Generationen von armen „Butterflies" und die Hauptwaffe der Geisha. In den letzten Jahren hat sich Frau Tamaki Miura als Opernsängerin in drei Kontinenten einen großen Ruhm erworben, aber sowohl sie wie Fräulein Ritsuko Mori, die japanische Sarah Bernhardt, mußten angesichts der jahrhundertealten Vorurteile gegen das Erscheinen der Frau auf der Bühne einen fast unglaublichen Kampf um ihre Stellung ausfechten. Trotz der Tatsache, daß in jedem Falle, in denen es Frauen gelungen war, die archaischen Fesseln zu zersprengen, sie ihren Erfolg, ihre Möglichkeiten, ihre Talente zur Emanzipierung ihrer Schwestern zur Verfügung stellen, bleibt die große Masse der japanischen Frauen unbeweglich und uninteressiert. Der große japanische Filmstar, Frau Bunroku Tokunaga, die mit ihrem Gatten Filme für Japan herstellt, läßt nie eine Gelegenheit vorbeigehen, um einige sehr unerfreuliche Tatsachen in bezug auf die Stellung ihrer Geschlechtsgenossinnen in dem Blumenlande zu unterstreichen.

Energische Arbeit wird durch verschiedene politische Frauenverbände geleistet, und ich bekam einen tiefen Eindruck von der Einsicht einiger Führerinnen, die sich vollkommen dessen bewußt sind, daß die Schwierigkeit ihrer Aufgabe nicht nur darin besteht, die Unterstützung der Männer zu gewinnen, sondern auch ihre weniger fortschrittlichen Schwestern zu irgendeinem gemeinsamen Vorgehen aufzurütteln. Im Jahre 1923 betrug die Zahl der Arbeiterinnen in den Arbeitsverbänden nicht mehr als 7500, im letzten Jahre ist sie auf 14 000 gestiegen. Seitdem der kaiserliche Landtag im Jahre 1921 das Verbot der Beteiligung

von Frauen an politischen Versammlungen aufhob, hat die Frauenbewegung unter der Führung von Frauen, wie Fräulein Raicho Hiratsuka, Frau Shinka Kodama, Frau Hatoyama und vielen anderen, gewisse Fortschritte zu verzeichnen. Zahlenmäßig am wichtigsten ist der Verband der Lehrerinnen, der 20 000 Mitglieder zählt, dann kommt die Vereinigung der Studentinnen mit ungefähr 1000 Mitgliedern und die Liga für Frauenwahlrecht mit ungefähr 300. Alle politischen Organisationen verlangen das Frauenwahlrecht, zahlreiche soziale Reformen und eine Besserung der Zustände, die eine Schmach für ein Land sind, das als modern gelten will.

Die einsichtsvolleren Frauen Japans haben einen herzzerbrechenden Kampf vor sich, da die breite Frauenmasse gleichgültig ist, ihre geschworenen Feindinnen, die Geishas, in der Angst um die Einbuße ihres Prestiges die Regierung und die Presse gegen die Frauenemanzipation beeinflussen, und die Mehrzahl der Männer die Neuerungen bekämpft, die ihre traditionelle Macht und Souveränität bedrohen könnten.

Und trotzdem wäre ein Bemitleiden der japanischen Frau verfehlt. Sie braucht kein Mitleid. Ihre Unbewußtheit, wenigstens in den breiten Massen, ist ebenso ein Zeichen ihrer Zufriedenheit, wie sie ein Hindernis ihres Fortschrittes ist. Ich möchte die Behauptung wagen, daß Japan im Verhältnis mehr zufriedene, sanfte, liebevolle und liebenswürdige Frauen, Mütter und Töchter besitzt als irgendein anderes Land von heute. Bitterkeit und Empörung folgen auf das Erwachen, und es gibt nur wenige Frauen, die die traditionelle Passivität abgeworfen haben und noch wenigere, die sich ihrer Verantwortung den künftigen Generationen gegenüber bewußt geworden sind.

Das Zeitalter Afrikas.

Von *Bernard Desouches.*

Fast allgemein wird zugegeben, daß das gegenwärtige, wirtschaftliche Chaos, gekennzeichnet durch eine Krise industrieller Überproduktion, verstärkt, zum wenigsten gepaart mit einer andern, noch heftigeren Krise, dem Unterverbrauch, die einzige und direkte Nachwirkung des Krieges sei, der die ganze Welt aus den Angeln gehoben habe.

Wenn die Krise des Unterverbrauchs ohne Widerspruch die direkte Folge des Krieges darstellt, so scheint man andererseits zu vergessen, daß die Krise der Überproduktion schon vor dem Jahre 1914 bestand. Sie hat schon begonnen, als die Kolonien, die durch die europäischen Länder gegründet waren, aufhörten, an diese ihre Gründer die Rohprodukte zu versenden, damit sie dort in fertige Ware umgearbeitet würden, die wieder als Fertigprodukte an den Urerzeugern Käufer fanden, oder kurz gesagt, als sie begannen, selbst Industrielle zu werden. Nordamerika hat sich zuerst aus der Lage des Tributzahlers an Europa befreit, und die Zeit liegt weit, weit zurück, in der Pitt erklären konnte: „An dem Tage, an dem Amerika es wagen wird, einen einzigen Hufeisennagel oder ein einziges Paar Strümpfe selbst herzustellen, werde ich es die ganze Macht Englands fühlen lassen.“ Nach den Vereinigten Staaten von Amerika sind Kanada, Australien, Südamerika, Indien alle selbst bedeutende Hersteller von Fertigprodukten geworden, und die Textilien Indiens konkurrieren noch heute siegreich im äußersten Orient selbst mit den besten Artikeln von Manchester.

Alle diese Länder, die von Verbrauchern zu Erzeugern und Konkurrenten ihrer alten, europäischen Gründer geworden sind, haben fortschreitend die wirtschaftliche Weltlage verändert, und zwar war schon ganz geraume Zeit vor dem Kriege, vor 1914, die industrielle Überproduktion die Ursache von wirtschaftlichen Kämpfen, die Erzeugerin bewaffneter Konflikte zwischen den Ländern, wie auch sozialer Kämpfe in den Ländern selbst. Der Krieg hat zweifellos diese Krise verschärft, indem er in den kriegführenden Ländern und selbst bei den Neutralen eine sogenannte Kriegsindustrie entwickelte und nach der Umstellung zur Friedensindustrie den Überfluß der gewerblichen Erzeugnisse noch

vermehrte. Die Wiederherstellung der Industrie von Nordfrankreich, die mit den modernsten Mitteln der Erzeugung ausgestattet wurde, während viele dieser Industriezweige während des Krieges nach anderen Distrikten des Landes verlegt werden mußten, wo sie heute noch bestehen, hat eine neue Überproduktion hervorgerufen.

Gleichlaufend mit dieser Krise hat der Krieg noch eine andere, weit heftigere Krise, die des Unterverbrauchs, verursacht.

Vor allem hat zuerst in allen kriegführenden Ländern die Unordnung in der Währung die Kaufkraft der Bevölkerung beträchtlich vermindert, die schon durch die Verwüstungen des Krieges geschwächt war. Die fast gänzliche Zerstörung der Ersparnisse, die sofortigen Ankauf ermöglicht hätten, hat die Wiederherstellung der zerstörten Reichtümer sehr schwierig gemacht.

Der Bolschewismus hat dann das letzte dazugetan, zuerst in Rußland allein, dann aber auch in anderen Ländern, wo er seinen zerstörenden Einfluß auch heute noch auf andere Märkte auszudehnen sucht.

Man sollte es nicht für möglich halten, daß ein Land mit 120 Millionen Einwohnern in einigen Jahren von der Zivilisation ausgemerzt sein und daß sein Warenaustausch mit anderen Nationen dadurch beträchtlich und schnell sich verändern könnte, wie es dort der Fall ist. Nur ein ganz kleiner Krankheitsbazillus hat genügt, um diese asiatische Bevölkerung von der Zivilisation eines großen Reiches in die einer ein halbes Jahrhundert zurückliegenden Zeit zurückzuwerfen.

Die erste Pflicht der ganzen zivilisierten Welt ist es deshalb, alle Hebel in Bewegung zu setzen, um den russischen Markt wiederherzustellen, und der Wechsel der englischen Politik den Sowjets gegenüber zeigt, daß diese Wiederherstellung bereits versucht wird.

Der Mangel an Voraussicht der zivilisierten Nationen, die dem bolschewistischen Übel die Ausdehnung ermöglichte, hat den ganzen Kontinent in Gefahr gebracht: Der bolschewistische Gärungsstoff ist in die Masse des asiatischen Kontinents eingedrungen, wo er eine fremdenfeindliche Bewegung hervorgerufen hat, deren geringste Folge eine beträchtliche Verminderung des Warenaustausches und eine Preiserhöhung der notwendigsten Rohstoffe und Lebenmittel für Hunderte Millionen von Arbeitern war, die augenblicklich in Gärung sind und deren Forderungen sich unaufhörlich erhöhen.

Zur gleichen Zeit hört die Bevölkerung des alten Europa nicht auf sich im Laufe eines Jahres um ungefähr zwei Millionen Einwohner zu vermehren. Auf Polen, Deutschland und Italien fallen fast allein drei Viertel dieser Summe. Die Vereinigten Staaten von Amerika haben ihre Pforten diesem Überschuß der Bevölkerung Europas durch die Kontinentierung fast ganz verschlossen, ein besonders gefährliches Druckmittel, dessen Auswirkung sich mit der Zeit immer heftiger fühlbar machen wird.

Was wird die zivilisierte Welt mit diesen neuen Verbrauchern beginnen, die eines großen Teiles beträchtlicher Märkte für die erzeugten Waren beraubt sind und andererseits durch die asiatischen Wirren die Quelle der für die Ernährung unentbehrlichen Rohprodukte verschlossen finden?

Kann das ein Heilmittel sein, wenn man unaufhörlich die Weltproduktion vermindert und infolgedessen unaufhörlich die Zahl der Arbeitslosen vermehrt?

Das ist jedoch die einzige Politik, die gegenwärtig verfolgt wird: Die Kartelle, die einschränkenden Produktionspläne, mit einem Wort ein wirtschaftlicher Malthusianismus, bilden die einzige, wirkliche Initiative, die seit dem Kriege ergriffen worden ist.

Niemand wird der Meinung sein, daß eine negative Politik genügen könne, um einer Gefahr zu begegnen. Nur eine aufbauende Politik kann die Heilung, und zwar durch die Entdeckung neuer Märkte bringen.

Wenn man aufmerksam die Weltkarte betrachtet, so muß man sofort zugeben, daß diese neuen Märkte nur in Afrika gefunden werden können. Asien und Südamerika haben schon, wie früher gesagt, ihre eigene Industrie.

Es ist in der Tat nur Afrika, wo von der zivilisierten Welt die Anstrengungen gemacht werden sollten, die Völker aus dem wirtschaftlichen Chaos hinauszuführen, in dem sie zugrunde gehen. *Afrika* ist ein ausgedehnter Kontinent, *der alle Rohstoffe liefern kann, die die Weltindustrie nötig hat.* Die Bevölkerung ist beständig und dem kommunistischen Gift wenig zugänglich, sie liefert billige Arbeitskraft, ist der Herstellung der Rohstoffe gut angepaßt, aber glücklicherweise wenig befähigt, mindestens noch für eine ganze Zeit hindurch, industrielle Arbeiter zu stellen, ein Umstand, der die Möglichkeit seines Wettbewerbes mit den industriellen Nationen ausschließt. Diese letzteren können also während zahlreicher Jahre aus Afrika ihre Rohstoffe beziehen, die von den Eingeborenen geerntet werden; diese wiederum haben durch die Arbeit die Hilfsmittel, die es ihnen gestatten, im Austausch die verarbeiteten Produkte zu erwerben, die ihnen die europäische Industrie bietet.

Der ideale Austauschmodus wird auf diese Weise wieder hergestellt, und deshalb wird unser Zeitalter das Zeitalter Afrikas sein.

Politisch gehört dieses große Land in der Hauptsache England und Frankreich, die ungefähr zu gleichen Teilen 80 % des Flächeninhalts besitzen; den Rest teilen sich Belgien, Portugal, Italien und Spanien. Aber seine wirtschaftliche Entwicklung interessiert die ganze Welt, und *die gesamte Welt hat an der schnellen und vernunftgemäßen Erschließung dieses Landes mitzuwirken.*

Andererseits ist es Sache der Mächte, die diese weiten Länderstrecken besitzen, die Tore ihrer Distrikte dem fremden Wettbewerb zu öffnen und das gleiche Recht allen Kolonisten zu gewähren, die dem

reichen afrikanischen Gewächsreichtum Geltung in der Welt verschaffen werden.

Die Fortschritte, die seit dem Kriege gemacht worden sind, zeigen die Möglichkeit, die dem Kapital und der Tatkraft offen stehen.

England, das über zahlreiche Kolonialbeamte und unermeßliche und aktive Gelder verfügt, hat dadurch den von ihm besetzten Gebieten eine schon weit geförderte Entwicklung gegeben.

Portugal, das schon immer seine Bemühungen seinen überseeischen Besitzungen gewidmet hat, hat trotz der geringen Mittel, die ihm zur Verfügung stehen, beachtenswerte Erfolge errungen.

Belgisch-Kongo ist dank der erstklassigen Organisation und der Voraussicht des Königs Leopold zu einem der größten Stahlzentren der Welt geworden.

Trotz der finanziellen Schwierigkeiten hat in den letzten Jahren Frankreich die Kultur seiner Ersterzeugnisse in den Kolonien Afrikas günstig gestalten können: z. B. die Ausfuhr der Erdnüsse ist von 285 000 auf 463 000 Tonnen in fünf Jahren gestiegen, die der Ölnüsse von 67 000 auf 127 000 Tonnen und die der kolonialen Hölzer von 70 000 auf 423 000 Tonnen.

Aber Frankreich, das den ausgedehntesten und reichsten Kolonialbesitz Afrikas hat, leidet an einem großen Mangel an Arbeitskräften und Geldern, während Deutschland, Polen usw. ihre Intelligenz und Arbeitskräfte nicht entfalten können, und die Vereinigten Staaten von Nordamerika die Unterbringung ihres Dollars suchen.

Ist hier wohl die Möglichkeit zu einer internationalen Zusammenarbeit gegeben?

Die Siedlungsmöglichkeiten dieses Afrika, das seit kurzem erforscht (die Witwe von Stanley ist im vorigen Jahr gestorben), sind seit 25 Jahren vorteilhaft verändert, und zwar durch die Entdeckung der Ursachen und der Art der Behandlung der tropischen Krankheiten, die zu verhindern schienen, daß der schwarze Erdteil jemals eine große Völkerkolonie werden würde.

Mit der Entdeckung des Moskito-Käfers als Erreger der Malaria des gelben Fiebers usw., ... durch die Verwendung von vorbeugendem Chinin, von Seren, die im Institut Rockfeller hergestellt sind, hat man heute ohne Gefahr für den Europäer ausgedehnte Länderstrecken zur Niederlassung geeignet gemacht, die bisher als todbringend galten.

Sogar die Schlafkrankheit ist heute heilbar.

Die Werke, die die Amerikaner in Kuba, auf den Philippinen und Panama vollbracht haben, zeigen am besten, was ein fester Wille und klug angelegte Kapitalien erreichen.

Algerien, das früher als gesundheitsschädlich galt, ist durch die Entwässerung, die die Franzosen vorgenommen haben, heute ein bewohnbares Land geworden. In fast allen Gebieten Afrikas kann dasselbe erreicht werden.

In Afrika können in Zusammenarbeit des französischen Kolonialgeistes mit der Arbeitskraft der übervölkerten europäischen Staaten und dem amerikanischen Kapital die besten Erfolge erzielt werden, um neue Absatzgebiete zu gewinnen und die Rohstoffe zu erhalten, die die zivilisierte Welt am nötigsten braucht.

Möge die *kapitalistische Klasse* aller Länder, die *noch die wirtschaftliche Leitung der Welt in Händen hat,* dies verstehen und begreifen. Sie hat ihren *ersten Bankerott* erlitten an dem Tage, an dem sie es nicht verstanden hat, den Krieg von 1914 zu verhindern. Sie geht heute *einem zweiten, noch viel schwereren Bankerott* entgegen, wenn sie es nicht einzurichten weiß, den Ausgleich der Herstellung und des Verbrauches so zu gestalten, daß *jeder Mensch bei gutem Willen Arbeit finden kann,* und zweitens aus dieser Arbeit so leben kann, daß das „Minimum der Lebensbedürfnisse" vorhanden ist. Wenn sie diesen neuen Bankerott erst sich vollziehen ließe, würde sie bestimmt die *Leitung verlieren,* die sie seit *zahlreichen Generationen in Händen* hat, und die Arbeiter werden mit vollem Recht versuchen, sich selbst zu regieren, und dann werden neue Versuche angestellt werden, deren Gefahren und Folgen uns die Erfahrung, die wir mit Rußland gemacht haben, voraussehen läßt.

Hoffentlich werden die leitenden Kreise der ganzen Welt keine Zeit verlieren, um schleunige Maßnahmen zu treffen, die das *wirtschaftliche Gleichgewicht durch die Schaffung neuer kolonialer Märkte* herstellen, deren volle Entwicklung sich in dem Laufe unseres Zeitalters verwirklichen sollte: im Zeitalter Afrikas.

Rundschau

Deutschland und Frankreich.

In der „Revue de Paris“ vom 1. Januar schreibt George Suarèz über die Außenpolitik Briands. Er versucht, eine konsequente Linie seiner Außenpolitik herauszuschälen, die auf ein System der Bündnisse zur Sicherung des Friedens hinausläuft. Nachdem das Bündnis, das im Versailler Vertrag vorgesehen worden war, durch die Weigerung Amerikas zerstört wurde, bemühte sich Briand, mit Unterstützung Englands ein System internationaler Garantien für den Fall eines Angriffskrieges herbeizuführen. Nachdem er in Cannes mit Lloyd George den Entwurf eines Garantiepaktes besprochen hatte, dessen Kernpunkt eine französisch-englische Allianz bilden sollte, wurde Briand nach seiner Rückkehr nach Paris zur Demission gezwungen, da die öffentliche Meinung in Frankreich zu jener Zeit weder den friedlichen Lösungen noch den durch Vernunft diktierten Abkommen zugänglich war. Suarèz spricht dann von dem Zustandekommen des Locarno-Paktes, und hier begeht er manche Irrtümer, die in diesem offensichtlich von Briand inspirierten Artikel sehr befremden. Er meint, daß Deutschland sich überraschenderweise vor eine Einheitsfront der Engländer und Franzosen gestellt sah, während es bis dahin hoffte, aus dem Zwiespalt der Alliierten Vorteile zu ziehen. Suarèz vergißt — oder sollte er nicht darüber orientiert sein? —, daß die ersten Vorschläge, die später zum Locarno-Pakt führten, zuerst in London und dann erst in Paris bekannt waren, daß von deutscher Seite die eifrigsten Bemühungen unternommen wurden, um eine Einigung zwischen Frankreich und England in dieser Frage herbeizuführen, und daß erst, nacndem der von Briand und Chamberlain vorgeschlagene Westpakt an dem Widerstand der englischen öffentlichen Meinung gescheitert war, der von Deutschland mit einer solchen Energie betriebene Garantiepakt zustande kam. Angesichts dieser Tatsache berührt es um so seltsamer, daß Suarèz schreibt, Deutschland hätte im Grunde seiner Seele nicht gehofft — und vielleicht auch nicht gewünscht —, einen so schnellen Erfolg zu erringen. Der Artikel von Suarèz, der so wenig Neues und Präzises zur Erklärung der Briandschen Außenpolitik bringt, ist jedoch mit einer bestimmten Absicht geschrieben. Er wirkt wie eine Verteidigung des französisch-jugoslawischen Vertrages. Briands freundschaftliche Gefühle für Mussolini werden immer wieder betont. Suarèz schildert, wie die Veröffentlichung des Vertrages zwischen Frankreich und Jugoslawien immer wieder hinausgeschoben wurde, um Italien die Möglichkeit zu geben, seinerseits einen Vertrag mit Jugoslawien zu schließen, und wie endlich Briand anläßlich des Besuches des jugoslawischen Außenministers Marinkowic in Paris gezwungen war, den längst abgeschlossenen Vertrag zu unterzeichnen und der Öffentlichkeit zu übergeben.

In der Ausgabe vom 15. Januar derselben Zeitschrift („Revue de Paris“) beschreibt derselbe bewährte Interviewer französischer Staatsmänner in einem

ausführlichen Artikel seine Unterredung mit Henri de Jouvenel. Nach längeren Darlegungen über die französische Innenpolitik und die Wahlaussichten spricht Jouvenel über die Finanzfrage. „Die größte finanzielle Operation, die wir in Angriff nehmen müssen, ist eine internationale Kreditaktion, in der eines Tages Frankreich, England und Deutschland gemeinsam so viel von Amerika borgen würden, um den Vereinigten Staaten ihr Geld zurückzuzahlen, für dessen Zinsendienst Deutschland aufkommen wird. Diese Operation, die wir schon seit dem Jahre 1922 in Aussicht genommen hatten (die Verbindung von Reparations- und interalliierten Schulden) und die durch die Vereinbarung Baldwins mit Amerika unterbrochen und auf Jahre hinaus unmöglich gemacht wurde, wird eines Tages von England mit Deutschland und uns wieder aufgenommen werden müssen, denn ich bin sicher, daß das Defizit der britischen Finanzen bald jede andere Form der Rückzahlung ausschließen wird. Wir Franzosen müssen in dieser internationalen Operation neben der Rückzahlung unserer Schulden an Amerika versuchen, Sachlieferungen zu bekommen, die es uns ermöglichen werden, ein großes Programm öffentlicher Arbeiten in Frankreich und in den Kolonien durchzuführen, die ungefähr den Summen entsprechen werden, die wir für unsere verwüsteten Gebiete ausgegeben haben." Über die Außenpolitik äußerte sich Jouvenel folgendermaßen: „Man darf vor schwierigen Problemen nicht zurückschrecken. Man muß mutig die Schwierigkeiten in Angriff nehmen. Da ist das Problem der Evakuierung des Rheinlandes. Man wagt in Frankreich kaum darüber zu sprechen. Ich gestehe, daß ich diese Schamhaftigkeit nicht besitze... *Was ist die rheinische Besetzung? Eine in fünfzehn Jahren fällige Hypothek. Und wann verhandelt man über eine Hypothek? Wenn sie etwas wert ist oder wenn sie nichts mehr wert ist?* Was garantiert uns unsere rheinische Hypothek? Unsere Grenzen? Nein — wenn man an Locarno glaubt. Die Zahlung der Dawes-Schulden? Ja, aber bis wann? Bis 1935. Die Ruhe an den deutschen Ostgrenzen? Ja, aber bis wann? Bis 1935! Unser Interesse, das Interesse Europas zwingt uns, vor dem Jahre 1935 zu verhandeln, um über das Jahr 1935 hinaus die Garantie der Zahlungen und die Friedenssicherheit zu erlangen." Auf die Frage von Suarèz, ob Briand nicht dasselbe Ziel in Thoiry verfolgt habe, setzt ihm Jouvenel auseinander, daß Thoiry keineswegs einen Erfolg der Briandschen Politik bedeute. Das Mißlingen der Thoiry-Politik führt Jouvenel auf die Tatsache zurück, daß im Unterschied zu Locarno und Genf Thoiry ein Zwiegespräch war, während Briand und Stresemann bei früheren Gesprächen die Unterstützung der anderen Mächte besaßen. Er ist der Ansicht, daß Zwiegespräche absolut zu vermeiden sind. Er weist darauf hin, daß alle Unterhandlungen zwischen zwei Nationen immer mißliche Folgen hatten, so zum Beispiel die Verhandlungen zwischen Italien und Jugoslawien, die auf Anregung der Großmächte aufgenommen wurden. „Die Beziehungen der beiden Völker haben sich seitdem immer menr verschlechtert, und als wir in Erfüllung eines alten Versprechens gezwungen waren, den französisch-jugoslawischen Vertrag zu unterzeichnen, hat sich der adriatische Streitfall zu einem französisch-italienischen erweitert. Wenn wir bis auf den Ursprung des Krieges von 1914 zurückgreifen, merken wir, daß er in dem Moment unvermeidlich wurde, in dem das englische Projekt einer Vermittlung zu vieren fehlschlug und man zur Erhaltung des Friedens sich auf die direkten Besprechungen zwischen Petersburg und Wien verließ... Ebensowenig glaube ich an die Möglichkeit einer dauerhaften Vereinbarung zwischen Frankreich und Italien, die sich aus einem Zwiegespräch zwischen Briand und Mussolini ergeben könnte. Es würde nur zu einem neuen Thoiry führen." Als

Suarèz de Jouvenel die Frage stellt, ob er an eine technische Lösung des Friedensproblems glaubt, antwortet der französische Staatsmann: „Von ganzem Herzen. Verzeihen Sie mir, wenn ich wieder auf die Vorgeschichte des Krieges von 1914 zurückgreife. Warum konnte man ihn nicht verhindern? Weil Europa für den Krieg organisiert war und nicht für den Frieden; weil die Werkzeuge des Krieges vorbereitet waren, während man kein Friedenswerkzeug besaß; weil Gegner vorhanden waren und keine Schiedsrichter; weil Mobilisation sich an Mobilisation reihte, Bündnis an Gegenbündnis, und weil dieses sowohl solidarische wie entgegengesetzte System keiner Schiedsverpflichtung unterworfen war, keine Schiedsgarantien, keine Möglichkeit der Intervention zwischen den Gegnern voraussetzte. Der Frieden konnte nur das Ergebnis einer Improvisation sein, während der Krieg in allen seinen Einzelheiten vorbereitet war. Heute ist der Völkerbund vorhanden. Er ist noch schwach, jedoch nur in dem Maße, in dem wir seine Schwäche dulden. Man muß die Mobilisierung des Friedens mit derselben Genauigkeit vorbereiten wie die militärische Mobilisierung. Man muß die Probleme lösen, sobald sie auftauchen, und sie nicht sich ninschleppen lassen, wie man es nach der Tat von Sarajevo getan hat. Man muß die unmittelbaren Gespräche vermeiden und sie nicht anregen, wie man im Jahre 1914 bei Österreich und Rußland tat. Man muß das Schiedsverfahren verallgemeinern, es obligatorisch machen, den Völkerbund von Tag zu Tag stärken, ihm nicht die schwierigen Fragen entziehen, sondern die Völker daran gewöhnen, sich an ihn zu wenden. Man muß zu einer Klarstellung des Problems des Angreifers kommen, wirksame Sanktionen vorbereiten, eine Präventivkoalition organisieren an Stelle einer verspäteten Koalition wie diejenige, die uns den kostspieligen Sieg von 1918 gekostet hat. Man muß die Pakte aufeinander abstimmen, die in Opposition zueinander zu stehen scheinen, man muß die Völker durch Sicherstellung entwaffnen. Und dies ist keineswegs ein leichtes, aber auch kein unmögliches Unterfangen. Unsere Generation wird in der Verfolgung dieses Zieles ihren Realismus beweisen, denn es wäre eine vollkommene Utopie, wenn man zur Sicherung des Friedens auf die Methoden zurückgreifen würde, die im Jahre 1914 zwangsläufig zum Kriege geführt haben."

Die „Europe Nouvelle" vom 31. Januar veröffentlicht eine Untersuchung des Professors der Straßburger Universität Vermeil über die vom Auswärtigen Amt herausgegebenen diplomatischen Akte und läßt den ehemaligen französischen Botschafter in Berlin, Jules Cambon, eine Einleitung dazu schreiben: „Seit zehn Jahren haben sich in allen Ländern, die am Kriege teilgenommen haben, die Regierungen, die Politiker und die Publizisten bemüht, die Verantwortung für die Ereignisse von 1914 zurückzuweisen und die Gegner mit ihr zu belasten. Vielleicht kann man darin ein Zeichen des moralischen Fortschrittes bei den zivilisierten Völkern sehen. In jedem Fall ist dieses Bestreben der Regierungen, ihre Unschuld in den Augen ihres eigenen Volkes darzulegen, der Beweis eines neuen Geisteszustandes in Europa. Es betont die beherrschende Rolle, die die öffentliche Meinung von nun an in der internationalen Politik spielen wird, und ist das Zeichen eines aktiven Einflusses des demokratischen Geistes auf den Lauf der Ereignisse... So wird man jenseits des Rheins nicht sehr viele Deutsche finden, mit Ausnahme einiger verbitterter oder exzentrischer Geister, die nicht überzeugt wären, daß Deutschland das unschuldige Opfer der sich gegen seine politische, militärische oder wirtschaftliche Überlegenheit zusammenschließenden Alliierten war... Das deutsche Volk vergißt absichtlich seine Verantwortlichkeiten von 1914 oder verleugnet sie, weil es an die Zukunft

denkt und seinen Weg und sein Gewissen von allem frei machen möchte, was seinen Vormarsch aufhalten könnte." Cambon ist der Ansicht, daß die Verantwortung für die Katastrophe letzten Endes Österreich zuzuschreiben ist, da die Wiener Regierung von einer grausamen Verachtung gegen alle Slaven der Doppelmonarchie beseelt war. „In Berlin hat man jedoch die Rolle eines Wachhundes vor dem österreichischen Verbündeten gespielt. Man wollte nicht dulden, daß er in seiner Würde verletzt wird. Obwohl in gewissen Augenblicken Bethmann-Hollweg vor der Verantwortung zurückzuschrecken schien, die die Schwäche des Kaisers und die Ungeduld des Generalstabs auf seine Schultern luden, wusch er sich die Hände in Unschuld angesichts der sich vorbereitenden Katastrophe. Während dieser Zeit schickte man im versiegelten Couvert, das nicht geöffnet werden durfte, das Ultimatum nach Brüssel, das der deutsche Gesandte einige Tage später nach erhaltener Weisung der belgischen Regierung übergeben sollte. Während Sir Edward Grey immer wieder vorschlug, die Streitfragen einer Besprechung der Mächte zu unterbreiten, gab Viviani unseren Truppen die Anordnung, sich zehn Kilometer von der Grenze zurückzuziehen, ohne die ernsten Folgen dieser Maßnahme vom militärischen Standpunkt zu berücksichtigen, denn er fürchtete, daß ein Zufall, ein Übergriff eines Soldaten in dem Augenblick der damaligen nervösen Spannung das Pulverfaß in Brand setzen könnte... Man erklärt heute, daß die Verantwortung für den Krieg auf Rußland laste, da es die allgemeine Mobilisierung einige Stunden, bevor diese Maßnahme in Österreich getroffen wurde, angeordnet habe. Diese Anklage gegen Rußland klingt etwas pharisäisch. Man vergißt, daß in Rußland die Mobilisierung, die in Deutschland in einigen Stunden vollendet sein konnte, Wochen in Anspruch nahm... Ich erinnere mich, daß man damals in Berlin den österreichischen Entschluß als unvorsichtig und übereilt betrachtete, aber sobald man den kaiserlichen Willen vernahm, appellierte man an die Pflichten des Verbündeten, um der Doppelmonarchie blind zu Hilfe zu eilen."

Frankreich und Italien.

In der „Revue de France" vom 15. Januar schreibt Reymond Recouly über das Verhältnis zwischen Frankreich und Italien. Die Spannung, die sich in der letzten Zeit zwischen Italien und Frankreich verschärft hat, entspringt seiner Ansicht nach zweierlei Ursachen, und zwar tieferer und oberflächlicherer Natur. Recouly meint, daß es die Franzosen sind, die Schuld an den Ursachen oberflächlicher Art tragen, während die tieferen Ursachen auf das Schuldkonto der Italiener zu buchen sind. „Wenn die italienische Regierung auf irgendwelche wirtschaftlichen, finanziellen oder politischen Schwierigkeiten trifft, wenn sie sich in ihrer Halbinsel beengt findet, wenn sie auf gewisse Hindernisse ihrer Expansion stößt . . . dann wendet sie sich automatisch gegen Frankreich, das sie für ihre Mißgriffe und ihre Schwierigkeiten verantwortlich macht." Recouly meint, daß Frankreich die italienischen Flüchtlinge mit zu großer Nachsicht behandelt hat, denn man gewährte ihnen nicht nur die politische Zuflucht, die selbstverständlich ist, sondern auch die Möglichkeit, ungehindert Verschwörungen gegen die italienische Regierung anzuzetteln. Aus Haß gegen den Fascismus würden viele Franzosen eine Verschlechterung der Beziehungen zu Italien begrüßen, aber Recouly ist der Ansicht, daß dies die Wirkung und den Einfluß des Fascismus keineswegs schwächen, sondern im Gegenteil sogar verstärken würde. Er findet es „direkt komisch, daß dieselben Leute, die begeistert wären, wenn wir morgen in einen Krieg mit Italien verwickelt wären, die keine

Gelegenheit vorbeigehen lassen, um seine Regierung und ihre Führer heftig anzugreifen, sich so empfindsam und empört zeigen, wenn das Deutschland Hindenburgs angegriffen wird. Letzten Endes hat Hindenburg den Krieg gegen uns geführt, und was für einen Krieg, und zwar gar nicht so lange her. Wenn es an ihm gelegen hätte, wäre heute Frankreich ein annektiertes Land. Italien dagegen, mit Mussolini an der Spitze, hat an unserer Seite gekämpft... Es wäre möglich und erwünscht, Italien in der Frage von Tanger die Befriedigung des Prestige zu geben, an dem ihm so viel gelegen ist und die man ihm übrigens bereits versprochen hat. Es wäre vorteilhaft, sie ihm sobald wie möglich zu geben. Aber dazu müssen wir uns erst mit Spanien verständigen... Die Italiener verlangen auch eine leichte Änderung unserer Grenze von Tripolitanien, die ihrer Ansicht nach ohne uns viel zu schaden ihre Verbindungen erleichtern würde. Wenn das, was sie von uns fordern, wirklich eine Kleinigkeit ist, wäre es für uns von Interesse, wenn wir in einer Verhandlung über die verschiedensten Probleme ihnen diese Konzession gewähren würden, die in Verbindung mit anderen Konzessionen ihnen den guten Willen, von dem wir beseelt sind, beweisen müßte. In bezug auf die Italiener in Tunesien gibt es eine de facto vorhandene Situation, die seit 1896, also seit mehr als dreißig Jahren, auf einer Konvention beruht, die jede drei Monate erneuert wird und die auf diese Weise das Schicksal der Italiener regelt. Das Einfachste wäre, sich an diesen Zustand zu halten, der sich solange und ohne allzu große Schwierigkeiten durchführen ließ und auch weiterhin aufrechterhalten werden kann und soll." Den anderen Forderungen der Italiener, die eine bevorzugte Stellung in Nordafrika verlangen, setzt Recouly ein kategorisches Nein entgegen, denn er glaubt, daß dann auch die Spanier in Algerien dieselben Forderungen stellen würden. Dasselbe gilt für die Forderungen, die die in Frankreich ansässigen Italiener betreffen und ihre Assimilierung verhindern sollen. *Hier müßten sich die Franzosen vollkommen intransigent zeigen,* denn jeder Staat habe das Recht, den Ausländern gegenüber, die freiwillig und ohne, daß sie dazu aufgefordert wurden, ins Land gekommen sind, die Maßnahmen zu ergreifen, die seine Zukunft und Sicherheit gewährleisten. „Diese Frage der italienischen Einwanderung betrifft nicht nur uns. Es ist ein Problem allgemeiner, internationaler Art und kann nicht in Besprechungen zwischen uns und Italien erledigt werden. Dasselbe gilt für die eventuelle Revision der Kolonialmandate, die England und Frankreich nach dem Kriege in den deutschen Kolonien untereinander aufgeteilt hatten. Ist die Revision möglich und ist sie erwünscht? Das ist eine wichtige Frage, in der England, und zwar nicht nur das Mutterland, sondern auch die Dominions ein Wort mitzureden haben. *Ich zweifle daran ob die Aufteilung der deutschen Kolonien, die von England anläßlich des Friedensvertrages vorgeschlagen oder besser gesagt, aufgezwungen wurde eine glückliche und weise Maßnahme war. Man hätte Deutschland, das auch einen ungeheuren Bevölkerungsüberschuß besitzt, sein ganzes Kolonialreich oder einen Teil davon lassen sollen.* Wir Franzosen haben keinerlei Interesse, diese Enteignung zu begünstigen, denn Deutschland dieses Sicherheitsventils beraubt, ist dadurch gezwungen, seine ganzen Bemühungen, seine ganze Aktivität in Europa zu konzentrieren, und wir laufen Gefahr, unter dieser Konzentrierung zu leiden. *Wenn England damit einverstanden wäre, würden wir vielleicht kein schlechtes Geschäft machen, wenn wir teils Deutschland teils Italien gewisse deutsche Kolonien zurückgeben würden,* die wir nicht so dringend brauchen, da unser Kolonialreich in Wirklichkeit schon groß genug ist. Aber diese eventuelle Rückgabe der deutschen Kolonien hängt

erster Linie von England ab, und an England und nicht an Frankreich müßte sich Italien wenden, wenn es dies herbeiwünscht." Recouly weist auf die Gefahr hin, die vom italienischen Einfluß auf dem Balkan droht, wo Italien die schon an sich sehr leicht erregbaren Völker gegeneinander hetzt. Frankreich, dessen vitale Interessen in Europa liegen, darf es nicht dulden, daß die heutige Situation, das mühsam aufrechterhaltene Gleichgewicht, geändert wird. Die Hauptschwierigkeit der Verhandlungen zwischen Italien und Frankreich liegt darin, daß Italien fordert, während es Frankreich dafür nichts zu bieten hat. Trotzdem man häufig auf den Präzedenzfall der Verhandlungen zwischen England und Frankreich hinweist, die zu dem Abschluß der Entente cordiale im Jahre 1900 geführt haben, ist die Situation gänzlich verschieden. Denn damals hatten beide Parteien im Austausch gegen geforderte Konzessionen bedeutende Vorteile zu bieten. Und doch muß man zu irgendeiner Vereinbarung mit Italien kommen. Wir sind bemüht, uns gegen die deutsche Gefahr zu schützen, aber die italienische Drohung, obwohl nicht so gefährlich, darf nicht unterschätzt werden. Wir können aus unseren eigenen Mitteln, dank unseren Freundschaften und Bündnissen, sowohl der einen wie der anderen Gefahr begegnen, aber in dem Fall, in dem die beiden ein Bündnis schließen sollten, würde unsere Situation, wie man zugeben muß, ziemlich kritisch sein."

In der „Revue des deux mondes" vom 15. Januar behandelt Maurice Pernot in ähnlicher Weise dieselbe Frage. Er fordert zuerst, daß vor Beginn der Verhandlungen die italienische Presse ihre Schimpfkampagne gegen Frankreich einstellen soll. Aber ebenso, wie er die Ausbrüche des Zornes und des Hasses vermeiden will, warnt er vor dem voreiligen Optimismus. „Was nützt uns die Behauptung, daß die französischen und italienischen Interessen in allen Punkten übereinstimmen, wenn das Gegenteil in die Augen springt? ... Durch eine geographische Notwendigkeit sind Italien und Frankreich gezwungen, die Ausnutzung ihrer Kräfte und ihre Entwicklung auf demselben Gebiete zu suchen: dem Mittelmeerbecken. Frankreich, reich an Gebieten und Rohstoffen, ist arm an Menschen, Italien, übervölkert, fehlt es an Raum und Rohstoffen für seine Industrie. Das Interesse Frankreichs ist es, diesen Überschuß der italienischen Bevölkerung, die bei uns ihre Existenz findet, zu absorbieren und zu assimilieren, das Interesse Italiens, diese Assimilierung zu verhindern und trotz des Exports des Menschenmaterials, diesen seinen Hauptreichtum für sich zu bewahren. Wenn man weiter die Prüfung der Lage fortsetzt, wird man viel häufiger eine Gegensätzlichkeit der Interessen als ihre Übereinstimmung finden." In bezug auf die französische Assimilierungspolitik in Tunesien führt Pernot folgende interessante Einzelheiten an: „Nach dem Kriege hat das französische Protektorat in Tunesien neben 55 000 Franzosen 85 000 Italiener, 13 500 Malteser und 3000 Europäer verschiedener Nationalitäten vorgefunden. In den nationalistischen Kreisen Italiens — damals war vom Faschismus noch nicht die Rede — rechnete man damit, daß im Jahre 1935 Tunesien italienisch sein würde. Durch die Erlasse vom Jahre 1921 und das Gesetz von 1923 war es uns möglich, einige Tausend Europäer und Israeliten automatisch aufzunehmen. Freiwillige Naturalisierungen folgten immer häufiger, und im Jahre 1927 ist der Unterschied zwischen französischer und italienischer Bevölkerung von 30 000 auf 18 000 gefallen." Pernot widerlegt die italienischen Forderungen in ähnlicher Weise wie Recouly. Er erkennt den italienischen Anspruch auf Kolonien an, meint jedoch, daß die Frage der Wiederverteilung der Kolonialmandate, die die italienische Regierung schon in gesonderten Besprechungen mit Deutschland angeschnitten habe,

zu dem Kompetenzkreis des Völkerbundes gehört.

In der „Nuova Antologia“ vom 1. Januar schreibt der sich unter dem Pseudonym Verax verbergende Tommaso Tittoni über „Italien, Jugoslawien und Albanien“. Nach einer langen Einleitung, in der er die Vorgeschichte der italienisch-französischen Beziehungen und der italienischen Intervention in Albanien behandelt und in der er bemüht ist, die freundschaftliche Einstellung Italiens Frankreich gegenüber zu betonen, spricht er in einem bemerkenswert optimistischen Ton über die beginnenden französisch-italienischen Verhandlungen. „In der Beurteilung der auswärtigen französischen Politik muß man sich die psychologischen Vorbedingungen des französischen Geistes gegenwärtig halten. Frankreich hat trotz der Fesseln jeder Art, die Deutschland durch den Versailler Vertrag auferlegt wurden, trotz der in Locarno von England und Italien übernommenen Garantie noch nicht das Gefühl eigener Sicherheit erlangt. Ob es recht oder unrecht hat, spielt hier keine Rolle, denn es sind ja keine Überlegungen, sondern sein Seelenzustand, der seine Politik beeinflußt. Es empfindet die Notwendigkeit, den Zustand, der durch die Friedensverträge geschaffen wurde, zu festigen, und versucht, eine Verbindung aller Interessen zur gemeinsamen Verteidigung gegen alle Revisionsbestrebungen zu schaffen. Diese Einstellung hat die kleine Entente ins Leben gerufen und Frankreich dazu getrieben, sich immer enger an sie wie an Polen anzuschließen. Dies läßt den Verdacht aufkommen, daß der Vertrag mit Jugoslawien gegen Italien gerichtet werden könnte, und dies ist auch die Ursache der nicht befriedigenden französisch-italienischen Beziehungen. Wenn diese Beziehungen sich bessern werden, wie alle Vorzeichen uns hoffen lassen und wie ich es mir von Herzen herbeiwünsche, wird sich jeder Verdacht zerstreuen. Die erregten jugoslawischen Geister werden sich beruhigen, nachdem ihnen die fra zösische Ermutigung fehlen wird, ur der Friede wird nicht mehr bedro werden... Man kann jedoch das fra zösisch-jugoslawische Bündnis nic mit Nachsicht betrachten, ohne z gleich das italienisch-albanische g rechtfertigt zu finden... Das Bündn mit Albanien ist scharf kritisiert wo den, weil es den Völkerbund nicht e wähnt, aber diese Kritik ist unb gründet, weil der Bündnisvertrag n die Fortsetzung des Freundschaftsve trages ist, in dem der Völkerbu ausdrücklich angeführt wurde. M hat ferner hier eingewandt, daß d Vertrag sich mit dem Eintritt in d Völkerbund nicht vereinbaren läß Derselbe Vorwurf trifft auch den Ve trag zwischen Frankreich und Jug slawien. In Verteidigung der beid Verträge hat Minister Marinkow mit einem starken Sinn für Realpolit gesprochen. Er hat festgestellt, d die Garantie des Völkerbundes ein relativen Wert hat und den vorliege den Fällen entsprechend mehr od minder gut funktionieren kann, u daß man es deshalb den Staaten nic übelnehmen kann, wenn sie die e gänzenden Garantien suchen. M könnte wirklich hier den Satz anwe den: „Hilf dir selbst, wenn du will daß dir der Völkerbund helfen soll Der Völkerbund ist eine Institution, d ihre Nützlichkeit auf internationale Gebiet für die, die nicht mehr v ihm verlangen, als er geben kann, vo kommen gerechtfertigt hat... Bei u hat man es sich zur Gewohnheit g macht, dem Völkerbund mit Gleic gültigkeit oder Hohn zu begegne eine Haltung, die ich selbst stark ve urteile, weil wir damit unvorsichtige weise unseren Feinden jenseits d Grenzen den Vorwand für die u wahre Behauptung liefern, Italien s kein Element der Harmonie und d Friedens in Europa.“ Verax spric von der Mäßigung und dem gut Willen des serbischen Außenminister findet ihn jedoch in seiner Partei is liert und glaubt, daß die Zukun anderen Parteien vorbehalten ist, d

Gegner Italiens sind. Es kommen allerdings zwei mäßigende Einflüsse hinzu, die Marinkowic selbst in seiner Rede hervorgehoben hat, und zwar der rumänische und der englische Einfluß. Marinkowic hat behauptet, daß bei der letzten Zusammenkunft der kleinen Entente in Joachimsthal der rumänische Außenminister ihm erklärt habe, Rumänien, das mit Jugoslawien durch ein Bündnis und die Solidarität der Interessen verbunden ist, fühle sich an Italien durch einen Freundschaftspakt und die Blutsgemeinschaft gebunden und habe in erster Linie den Wunsch, die Spannung zwischen Italien und Jugoslawien aufzuheben. In bezug auf England hat Marinkowic mitten im Jubel der Skupschtina erklärt, daß die Sympathien und die Hilfe Großbritanniens für Jugoslawien notwendig sind, und da das letzte Ziel der britischen Politik eine Wahrung des Friedens ist, muß Jugoslawien, wenn es sich nicht mit England verfeinden will, eine pazifistische Politik treiben.

In der „Gerarchia" vom Dezember schreibt Giuseppe Bevione über den italienisch-albanischen und den französisch-jugoslawischen Vertrag in einem Ton, der von dem Tittonis beträchtlich abweicht. „Es wäre eine dumme Heuchelei, wenn man verschweigen wollte, daß der italienisch-albanische Vertrag im Hinblick auf eine Hypothese geschlossen wurde, eine Hypothese, die alles andere als künstlich und willkürlich ist: die Gefahr eines jugoslawischen Angriffs auf Albanien. Dieser Vertrag bedroht niemanden, sondern will nur eine Kriegsdrohung verhindern. Er ist daher ein absolut pazifistisches Instrument und wird hoffentlich in Jugoslawien den Abenteuergeist entmutigen und Vernunft und Verantwortlichkeitsgefühl die Oberhand gewinnen lassen... Es ist kein Geheimnis der Ämter, daß der italienisch-albanische Bündnisvertrag auch ohne die Unterzeichnung des französisch-jugoslawischen Vertrages geschlossen worden wäre. Diese Unterzeichnung hat zwar die Verhandlungen beschleunigt, was zweifellos für Italien und Albanien von Vorteil ist, wie es für sie von Vorteil war, daß sie ihr Bündnis der Weltmeinung in einem günstigen Augenblick unterbreiten könnten, um den Lärm des Feldzugs einer feindseligen Presse zu vermeiden."

Outlawry of war.

In der „Europe Nouvelle" vom 21. Januar schreibt Paul Scott Mowrer über die amerikanische Einstellung zum französischen Vorschlag. Er betont die allgemein pazifistische Einstellung Amerikas. „Das Streben des Volkes nach Frieden ist zwar einstimmig, aber die pazifistischen Führer sind sich in ihren Zielen uneinig. Es gibt jetzt in den Vereinigten Staaten eigentlich zwei Gruppen von Pazifisten: die eine unter der Führung von Nicholas Murray Butler und Professor Shotwell neigt in letzter Zeit dem Völkerbund zu, die andere Schule, deren Theoretiker der bekannte Anwalt S. E. Levinsohn und deren politischer Führer Senator Borah ist, schreckt vor dem Völkerbund zurück, weil es ihr scheint, daß der Völkerbund einen Krieg unter gewissen Umständen zuläßt. Ihr Ziel ist jedoch, den Krieg vollkommen auszuschließen, aus dem internationalen Recht alles auszumerzen, was sich darauf bezieht, und die obligatorische Entscheidung eines internationalen Gerichts anzuerkennen, das jedoch das Recht einer legitimen Verteidigung nicht ausschaltet. Als der Vorschlag Briands zuerst in Amerika bekannt wurde, hatte die Regierung die Absicht, ihn bis zum Frühjahr schlafen zu lassen und sich dann seiner durch Einfügung einiger schönen Phrasen in den neuen Schiedsgerichtsvertrag zu entledigen, der geschlossen werden soll, um den eben ablaufenden zu ersetzen. Aber die pazifistischen Führer der beiden Parteien haben sich sofort dieses Vorschlags bemächtigt. Jede der beiden Gruppen hat sich bemüht,

die Idee Briands nach ihren eigenen Plänen zu deuten. Die beiden Gruppen haben um diesen Vorschlag eine Volkskampagne entfesselt, als ob er gerade ihren eigenen Ideen entsprechen würde. Diese Kampagne hat die Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung erregt, die jede Maßnahme begrüßt, die den Frieden sichert. Die organisierten protestantischen Kirchen haben eine Petition zu seiner Unterstützung eingereicht. Der Vorschlag hat auch langsam die Aufmerksamkeit der Farmer erregt, die ihre Erzeugnisse an das Ausland verkaufen wollen. Senator Capper, der vielleicht einflußreichste und konservativste der Farmer, hat einen Gesetzentwurf zugunsten des Vorschlages entworfen. Dieser Gesetzentwurf neigte eher der Interpretation Butler-Shotwell zu. Senator Borah hat sofort geantwortet, indem er auf die Regierung einen Druck zugunsten der Interpretation Borah-Levinsohn ausübte. Die Regierung, bemüht die pazifistischen Gefühle zu schonen, die Unzufriedenheit über die Streitigkeiten in Nicaragua zu beschwichtigen, der Meinung der Kirche wie der der Farmer Rechnung zu tragen, sah sich mit einem Male gezwungen, weiterzugehen, als sie zuerst die Absicht hatte. Der Vorschlag Briands ist plötzlich zu einer Angelegenheit von hervorragendster Bedeutung geworden. Es gibt in den Vereinigten Staaten wahrscheinlich keine verantwortliche Gruppe, die sich mit einem einfachen französisch-amerikanischen Vertrag begnügen würde. Man ist der Ansicht, daß es zwei Mächten nicht gelingen kann, den Krieg aus der Welt zu bannen... Vom amerikanischen Standpunkt aus gibt es zwei Methoden. Die Vereinigten Staaten können erst einen Vertrag mit Frankreich schließen, identische Verträge mit den anderen Großmächten. Aber durch diese Methode würden sie an eine einzige Macht gebunden sein, während sie mit den anderen verhandeln. Oder sie könnten einen Vertrag mit mehreren Mächten schließen, der in Kraft treten würde, nachdem eine genügende Anzahl von Unterschriften und Ratifikationen vorhanden wäre. Das ist der Gedanke Borahs, der über den anderen Vorschlag den Sieg davongetragen hat. Durch die französische Einfügung des Begriffes „Angriffskrieg" ist jedoch wieder die alte Frage des Völkerbundes in die Politik der Vereinigten Staaten hineingetragen worden, was für den Erfolg der Verhandlungen bedauerlich ist. Man muß damit rechnen, daß Senator Borah, der Vorsitzender des Auswärtigen Ausschusses im Senat ist, sich gegen die alte Bezeichnung „Angriffskrieg", durch die der Völkerbund hineinbezogen wird, mit allen Kräften wehren wird."

Im „Outlook" vom 7. Januar kommentiert der Korvettenkapitän Kenworthy folgendermaßen die amerikanische Haltung: „In Ländern, denen man zu starkem Alkoholgenuß neigt, findet man gewöhnlich eine aktive Abstinenzbewegung. So hat in den Vereinigten Staaten das Streben nach einer großen Marine, nach Bereitschaft, Isolierung und einer durchgreifenden Politik in Zentralamerika als ein Ansporn für amerikanische Friedensgesellschaften und die Friedensbewegung im allgemeinen gewirkt. Verschiedene Frauenbewegungen, die Kirchen in Kampfstellung, Friedensgesellschaften, aktive Teile der demokratischen sowohl wie der republikanischen Partei, selbst die große Bewegung für den allgemeinen „Aufschwung" der Rotarier erforschen die verschiedensten Wege, die zu einem gesicherten Frieden in der Welt führen können. Nachdem keine Aussicht auf den Eintritt Amerikas in den Völkerbund vorhanden ist... hat sich in den Vereinigten Staaten allgemein das Gefühl verbreitet, daß sie zu der Sache des Friedens etwas anders beisteuern müßten als die Erbauung von Kriegsschiffen, die Einsammlung von Schulden und die Entsendung von Beobachtern auf internationale Konferenzen... Die französische Dipl-

matie hat die französische Regierung sehr gut über die Einstellung der öffentlichen Meinung in Amerika informiert. Briand wußte sehr gut, was er tat, als er im April letzten Jahres seine Rede über die Ausschaltung des Krieges hielt... Die Resolution, die Capper einbrachte,... würde eine der Lücken in den Satzungen des Völkerbundes ausfüllen, denn nach Artikel 16 kann ein Angreifer von den anderen Mitgliedern des Völkerbundes boykottiert und blockiert werden, und Artikel 16 setzt fest, daß Handel und Verbindungen zwischen dem Angreifer und anderen Völkern, die nicht Mitglieder des Völkerbundes sind, verhindert werden müssen. Solange die Vereinigten Staaten nicht zum Völkerbund gehören, können ernsthafte Schwierigkeiten durch die Anwendung des Artikels 16 entstehen, wenn die amerikanischen Staatsbürger auf ihrem Recht beharren, mit dem angreifenden Volk weiterhin in Handelsbeziehungen zu stehen. Die Cappersche Resolution würde diese Gefahr aus der Welt schaffen." Augenblicklich sind Verhandlungen zwischen der Capper- und der Borah-Gruppe im Gange, um eine gemeinsame Resolution zustande zu bringen, die alle Befürworter der Ächtung des Krieges befriedigen würde.

Dawes-Plan.

In der „English Review" vom 1. Januar schreibt Ernest Remnant über die Verflechtung der Frage des Dawes-Planes mit dem russischen Problem. Er weist darauf hin, daß Deutschland durch „Lloyd Georges bemitleidenswerte Unfähigkeit, die Wirklichkeiten der Außenpolitik zu erfassen, in den Rapallo-Vertrag hineingehetzt wurde. Ich gestehe, daß, nachdem man mir die isolierte Lage Deutschlands zu einer Zeit geschildert hat, ich seinen Wunsch, wenigstens einen Trumpf aus den europäischen Karten zu besitzen, begreiflich gefunden habe und seine damalige Haltung verstand. Aber wenn Deutschland sich die Achtung der Welt wiedergewinnen will, muß es seine Verbindung mit den Feinden der Zivilisation lösen. Es muß sich entweder für oder gegen die Zivilisation erklären, und es ist schwer, zu glauben, daß es sich bei einer klaren Alternative mit dem Osten gegen den Westen verbinden würde. Um jedoch Deutschland ganz gerecht zu werden, muß man das eine sagen, daß die europäischen Staatsmänner ihm keine so klare Alternative gestellt haben... Eine Verbindung der Mächte, die auf einer Vereinbarung zwischen Frankreich, Deutschland und England beruht, kann nur erreicht werden, nachdem das Problem der Reparationsschulden geregelt ist und als logische Konsequenz das Rheinland geräumt wird."

Gaskrieg.

In derselben Nummer schreibt der Führer der französischen Reifenindustrie, André Michelin, über den Gaskrieg. Er betont die Tatsache, daß es die chemische Industrie war, die es den Deutschen gestattete, vier Jahre lang den Krieg zu führen, obwohl es gegen elf Völker zu kämpfen hatte. Daß es Deutschland möglich war, den Druck solange auszuhalten, ist in erster Linie auf die Anwendung der neuen Waffe des Giftgases zurückzuführen. Das gefährlichste Gas, das bis jetzt bekannt ist, ist das Senfgas, das nicht nur die Schleimhäute, sondern auch die Haut verbrennt und auf Tage hinaus die schädigende Wirkung behält. An einem einzigen Tage, am 20. August 1917, mußten die Franzosen bei Verdun 4436 Leute aus der Kampflinie zurückziehen, die durch Senfgas vergiftet waren, am 1. September 1350, am 24. September 4134. Diese Gasvergiftungen haben einen geringen Prozentsatz der Sterblichkeit — nur 2 v. H. Die Statistiken zeigen, daß die Gase, die einen großen Teil der Truppen für längere Zeit kampfunfähig machen, weniger tödlich sind als die üblichen Granaten. Ein amerikanischer Arzt behauptete, daß auf vierzig Gasvergiftungen nur

ein Todesfall vorkommt, während die H.-E.-Granaten einen von drei Verwundeten töten. In dem sehr interessanten Buch von E. D. Block „Der chemische Krieg" schreibt General Weygand: „Die Entdeckung eines neuen Gases würde die Truppen und und selbst das ganze Volk unvorhergesehen in dieselbe dramatische Situation bringen, in der sich schon unsere Soldaten im April 1915 fanden, als sie ohne Gasmasken oder andere Schutzmittel den ersten Gasangriffen ausgesetzt waren. Jeder, der diese schwierigen Stunden erlebt hat, weiß, daß es nichts Furchtbareres als eine solche verzweifelte Hilflosigkeit gibt." Michelin fügt hinzu: „Wir wissen, daß Deutschland die Russen mit gewöhnlichen und Militärflugzeugen versorgt, ihre chemische Industrie stützt und gegenwärtig südlich von Charkow eine Fabrik zur Herstellung von Giftgasen errichtet hat. Deutschland hat nicht nur eine Schule für Sowjet flieger gegründet und einen Kur für aerochemische Vorbereitung i Taschkent eingerichtet, sondern auc in Lipetzk, in der Nähe von Tambov eine Schule für seine eigenen Offizier eröffnet, die in Zivilkleidung unte falschem Namen aus Deutschlan kommen (?!), es vermeiden, sich m der Zivilbevölkerung in Verbindun zu setzen, sich mit Flugzeuge von 400 bis 500 PS im Hochflug übe und in der Verwendung von Bombe und Giftgasen ausgebildet werden Michelin greift in einer heftigen Wei den Völkerbund an, der es bis jet versäumt hat, sich mit der Frage d Gaskrieges zu beschäftigen. Nachde der erste Bericht über den Gaskri im Jahre 1924 erschienen ist, war d Komitee A erst im Oktober 1926 in stande, seinen Bericht zu veröffer lichen.

Antonina Vallentin.

Herausgeber: Prof. Dr. *Ludwig Stein*,
Berlin W 10, Lützow-Ufer 5a. Fernspr. Kurfürst 6308.

Verantwortlicher Redakteur: Frau *Antonina Vallentin*,
Berlin W 62, Landgrafenstr. 11. Fernspr. Kurfürst 6350.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: *Paul Wolff*, Berlin W 8, Mauerstraße 44.
Gedruckt bei *Julius Sittenfeld*, Berlin W 8.

Die vierfache Wurzel des Satzes von der zureichenden Demokratie.

Von Staatspräsident a. D. Dr.-Ing. *Hermann Hummel,* M. d. R.

Es liegt im Bereich des Möglichen, in Deutschland in einem beliebigen Kreis von Menschen der sogenannten gehobenen Schicht eine Verzerrung der Gesichter zu erzielen, wie bei einem Schiffsuntergang oder Bazarbrand, indem man kurz und schamlos bekennt, man sei Demokrat. Aus dem spärlichen Rest humanistischer Bildung taucht vor dem mehr oder weniger geistigen Auge die Gestalt des „Gerbers Kleon" auf, der Geruch von Blut und Ochsenhäuten durchzieht den Raum, man schaut eindringlich nach den Stiefelsohlen und Fingernägeln des kühnen Sprechers. Es ist daher eine mißliche Sache, den Versuch zu unternehmen, über Demokratie eine leidenschaftslose Diskussion in Gang zu bringen.

Es war mir nun gestattet, an anderer Stelle*) vor einigen Monaten mich über die Rolle von „Temperament und Charakter als parteibildende Kraft" zu äußern. Dies bildete für mich den Ausgangspunkt einer Untersuchung über die herkömmlichen Parteigruppen, die ja alle nicht bloß von heute sind. Daß mich der Demokratismus zunächst stark ansprach, ist nicht verwunderlich, wenn man daran denkt, daß er unserem Zeitalter seinen Stempel aufgedrückt hat. Es bedarf aber einer Art von Entschuldigung, daß ich von seinem Gedankenkreis stark eingenommen bin, so stark, daß ich wahrscheinlich besser sagen würde, für ihn voreingenommen. Auch bedarf es der Nachsicht, daß ein Mann über Dinge schreibt, die er zwar gelebt hat, für deren Darlegung er aber des vorgeschriebenen wissenschaftlichen Rüstzeuges nicht ganz teilhaftig ist. Immerhin steht dieser Mann den Dingen bei weitem nicht so fern, als wenn ein Minister der Finanzen über das Vorkommen der Präposition après im Alexanderlied sich auslassen würde.

Man sollte sogar meinen, es sei völlig überflüssig, über eine Sache zu sprechen, die so alt ist, und über die absprechende und zustimmende Urteile mit einem Brustton von Überzeugung gefällt werden, der eigent-

*) Voss. Ztg. 5. 11. 27.

lich Anlaß zu dem Schluß sein könnte, es handle sich um eine res judicata. Wer indes näher zusieht, bemerkt, daß es hier geht, wie in so vielen Fällen, in denen ausgewachsene Männer mit großem Ernst die armseligsten Argumente vortragen.

Ressentiment, gutartige Unkenntnis, aber auch zügellose Demagogie haben ein Zerrbild des Demokratismus geschaffen. Wenn man das Bild gereinigt hat von Haß und Liebe, erscheint eine gewaltige menschliche Seelenströmung von mannigfacher Erscheinungsform. Demokratie bedeutet zunächst eine bestimmte innere *Einstellung und Bindung* des Einzelnen. Man bemerkt, daß hier der Zusammenhang von Temperament und Charakter mit der Parteibildung zu suchen ist. Wer die Partei nur von außen sieht oder wer bei aller inneren Kenntnis ihres Lebens ihr höhere sittliche Weihe zumutet, als man von einem Menschenwerk billigerweise verlangen kann, kommt leicht zu einem sehr zynischen Urteil, das aber bedauerlicherweise sehr verbreitet ist. Wenn eingeräumt werden muß, daß in der Partei jede schlechte menschliche Eigenschaft, vor allem Ehrgeiz und Eigennutz, in Wirksamkeit treten, so betrifft das lediglich einen Mangel, der allen menschlichen Einrichtungen anhaftet. Aber das Entscheidende sind diese Dinge nicht. Man übersieht dabei völlig, daß Tausende von Menschen, alle unter Opfern, die Ehrgeiz und Eigennutz nie auf ihre Rechnung kommen lassen, den Rohstoff der Parteien im Land bilden und ihnen das Leben erst ermöglichen. Hier ist die Quelle, der der parteibildende Impuls entströmt.

Beim Studium der Exponenten der Demokratie in der Geschichte, bei der Betrachtung ihrer organisatorischen Elemente in der Gegenwart schält sich ein wohlumschriebener Menschentypus heraus, für den allerdings das Reich Wilhelms II. ein ungünstiger Nährboden war. An inneren Qualitäten, die den Grund demokratischer Einstellung darstellen, erkennen wir u. a. starken Freiheitsdrang, Stolz und Unabhängigkeitsbedürfnis, Vorurteilslosigkeit, Unbestechlichkeit des Urteils, eine Art von Respektslosigkeit vor äußerer Autorität und autoritativer innerer Bindung. In Verbindung mit einem aufrichtigen Sozialgefühl erwächst auf diesem Boden das Verhalten zur Mitwelt, das die Demokratie *als Lebensart* ergibt. Es ist ein Privileg der romanischen und angelsächsischen Länder vor dem Deutschland der letzten fünfzig Jahre in dem Typus des demokratischen Weltmannes voll Selbstachtung und Humanität eine Führerauslese als Produkt eines mehrere Generationen alten demokratischen Staatslebens zu besitzen. Die seltenen Figuren dieser Art, die im Deutschland der Vorkriegszeit nicht fehlten, konnten in diesen wohlgeordneten, auf ergebenster Loyalität beruhenden Verhältnissen keine Bedeutung gewinnen. Sie waren suspekt, weil sie in das System des Pseudokonstitutionalismus nicht einzufügen waren. Daher besteht bei uns die Kontroverse: Demokratie *oder* Führertum, deren geschichtliche Auflösung aber Demokratie *und* Führertum al

Ergebnis der urtümlichen Psychologie der Demokratie als etwas organisatorisch Notwendiges ist.

Damit ist aber auch klargestellt, daß Demokratie zugleich eine bestimmte Lebensführung bedeutet.

Gemeinhin erscheint der Demokrat mit Schlapphut, Heckerbart und als Demagog in der Karikatur. Da aber der „teutschtümelnde Barde" die gleichen Attribute trägt, und Demagogie ein agitatorisches Mittel ist, das alle Parteien anwenden, so kann das nichts Wesentliches sein. Wohl aber führt Vorurteilslosigkeit und Nichtachtung äußerer Autoritäten zu einer auch in der Erscheinung zum Ausdruck kommenden Unabhängigkeit, die sowohl zum Schlapphut als auch zum Dandytum führen kann. Das Sozialgefühl kommt in einem starken Gemeinschaftsempfinden mit der Masse und der Ablehnung einer Eingliederung in die Kaste zum Ausdruck. So paradox es klingt, kann Demokratismus daher zu einer Art Einspännertum führen. Im ganzen aber ist der Mann demokratischer Lebensauffassung eine wohlumschriebene Erscheinung, die, wo sie in höheren Klassen auftritt, einen Typus des echten Gentleman von wahrer Humanität erzeugt.

Die *demokratische Ideologie* ist nicht unabhängig von den Wandlungen des Staatsbegriffes. Auch die Anhänger der Demokratie fühlen indes oft das Relativistische an Gegenwartsforderungen selbst nicht, weil sie sich nicht bewußt sind, was aus dem Speziellen der aktuellen Zustände und was aus dem Ursprünglichen stammt.

Das aus dem Sozialgefühl entspringende Bedürfnis nach Gleichberechtigung ist ohne die Volkssouveränität nicht zu verwirklichen, diese nicht ohne das Majoritätsprinzip. So ergeben sich aus dem Individualcharakter, der zur Demokratie führt, die Grundlinien der demokratischen Ideologie. Es hat einen tiefen Sinn, wenn die europäische Demokratie des endenden 18. und des 19. Jahrhunderts ihre Auseinandersetzung mit „Feudalismus und Klerikalismus" als das Typische ansahen. Wenn diese Kontroverse mit einem neuen Inhalt die Ideologie von *Walt Whitman* beherrscht, so ist das nichts Neues amerikanischer Prägung, sondern aus dem ursprünglichen Stolz eines Volkes erwachsen, das im Fehlen von Feudalismus und Klerikalismus sein höchstes Privileg vor den europäischen Verhältnissen erblickt.

„Amerika, du hast es besser
Als unser Kontinent, der alte,
Hast keine verfallenen Schlösser
Und keine Basalte".

Feudalismus und Klerikalismus im weitesten Sinne als Repräsentanten autoritärer gegen die Volkssouveränität gerichteter Kräfte enthalten in der Tat das Ganze des Gegendemokratismus.

Aus diesen Zusammenhängen wird es klar, daß der Demokratismus etwas ist, was schon vor dem modernen Staat existiert hat. Zu jeder Zeit war seine Tendenz gegen metaphysisch oder praktisch begründete Privilegierung gerichtet. Auch diese Fundierung leitet zu einem auf das *Streben nach Gleichberechtigung hin gerichteten Sinn für Verbreiterung der die Macht jeweils tragenden Menschenfläche über.* Daher entsteht das Problem der Demokratie immer aufs neue mit den immer neu sich bildenden Schichten der wachsenden Menschheit: der Phönix aus der Asche der Geschichte. Demokratie in diesem Geiste ist also immer virtuell eingestellt, ist immer ein Sehnen und kann den Menschen deshalb stark erfüllen.

Ihm entquillt die demokratische Lyrik:

„Freiheit, die ich meine,
Die mein Herz erfüllt,
Komm mit deinem Scheine,
Süßes Engelsbild.

Magst du nie dich zeigen
Der bedrängten Welt?
Führest deinen Reigen
Nur am Sternenzelt."

Hier kommt das Symbolische stark zum Ausdruck, das Unerfüllbare, das dem Ideal in seinem Verhältnis zum Leben anhaftet. Aus diesen Quellen strömt auch der gewaltige Hymnus Walt Whitmans.

Es ist daher ein Irrtum, anzunehmen, die Demokratie sei erfüllt, in der Beschränkung etwa auf die Formel „Schutz der Kleinen und Schwachen", die in der Geschichte wiederholt mit dem Ganzen des Demokratismus identifiziert und verwechselt wird. *Auch* diese Forderung, die im Kerne den Ausgang der Sozialpolitik bildet, stammt von der Demokratie her. Aber sie deckt sich nicht mit der Totalität des Weltbildes, zu welchem der Demokratismus führt. Er erstreckt sich über das Ganze von Politik, Kultur und Wirtschaft, den drei Manifestationen der ethischen, ästhetischen und materiellen Gruppen von Motiven, die zu den geschichtlichen Institutionen der Menschheit führen. Auf allen drei Gebieten ist der Demokratismus schöpferisch und aktiv. Es ist ein Mangel unserer Zeit, daß die sogenannten demokratischen Parteien, vor allem in Deutschland, nur das enge Sondergebiet einer Art von politischer und wirtschaftlicher Caritas als Demokratie ansehen. Aus diesem Grunde sehen wir auch Nietzsche, Demokrat par excellence, an der Demokratie als Institution verzweifeln.

Es ist in diesem Zusammenhang ein geschichtliches Unrecht an der Demokratie gutzumachen. Mit den Phrasen „Herrschaft der Masse und des Pöbels" läßt sich die Tatsache nicht wegdisputieren, daß der

hohe Stand von Kultur und Wirtschaft in der neuesten Epoche undenkbar wäre ohne die Auslösung aller seelischen Kräfte in der Menschheit infolge der demokratischen Entwicklung. Die hochqualifizierte Arbeiterschaft, mit der die Weltwirtschaft ihre letzten Erfolge errungen hat, ist ohne politische Demokratie undenkbar. Wenn auch die Koalitionsfreiheit, der soziale Ausfluß der Demokratie, einen scharfen Kampf der Organisationen gebracht hat, so läßt sich nicht leugnen, daß dieser ursächlich und zeitlich mit dem Hochstand wirtschaftlicher und kultureller Erfolge zusammenhängt. Wenn die Früchte dieser Entwicklung noch nicht geerntet sind, so hängt das damit zusammen, daß in den gegnerischen Organisationen das notwendige Verantwortungsgefühl der Führer nicht in genügendem Umfange vorhanden war. Immerhin bemerkt der aufmerksame Beobachter der Entwicklung, daß im Kreise der sozialen Organisationen eine positive Einstellung zu den heutigen Produktionsformen im Wachsen begriffen ist, und daß die Hoffnung besteht, daß an Stelle des Kampfes oder neben dem Kampf der Gedanke der Kooperation im Zunehmen begriffen ist. Wir werden in der Zukunft tatsächlich nur die Wahl haben zwischen Bolschewismus oder dem Verhältnis, das in der Vergangenheit in der Arbeiterschaft polemisch und spöttisch als Harmonieduselei bezeichnet und bekämpft wurde. Der Optimist sieht in der Weiterentwicklung der unpersönlichen Unternehmungsform die Möglichkeit einer Brücke zu der Verständigung in dem Kampf zwischen den beiden großen Trägern der Wirtschaft. Der neuen Form des politischen Zusammenlebens muß eine neue Gestalt des Zusammenlebens in der modernen Wirtschaftsform sich beigesellen. Die lebhaften Auseinandersetzungen der letzten Jahre über eine Einführung der Arbeiterschaft in die Mitarbeit innerhalb der Unternehmungsführung bedeuten nichts anderes als die Umsetzung der Ideologie in die Wirklichkeit des Lebens auf wirtschaftlichem Gebiet parallel der weiter fortgeschrittenen Ausbildung politischer Institutionen aus der Quelle der gleichen Denkungsart.

Demokratie als Institution und Organisation ist die vierte Wurzel unserer Gleichung. Aus dem oben Gesagten ergibt sich leicht, daß erst mit dem modernen Staatsgedanken und mit der infolge der technischen Fortschritte der letzten 150 Jahre möglich gewordenen Korrespondenz der Individuen und der Völker eine universale demokratische Entwicklung einsetzen konnte. Daher die instinktive Abneigung der Feudalen und Klerikalen gegen den technischen und naturwissenschaftlichen Modernismus:

„Natur ist Sünde, Geist ist Teufel,
Sie hegen zwischen sich den Zweifel,
Ihr mißgestaltet Zwitterkind."

Wir sehen aber in diesen anderthalb Jahrhunderten eine schrittweise Verwirklichung demokratischer Ideen in den verschiedensten Formen.

Mit den Mitteln der Pressefreiheit, des Versammlungsrechtes, der Vereinsfreiheit und des Petitionsrechtes wird der Konstitutionalismus unter den verschiedensten Formen des Wahlrechtes erkämpft. Es ergibt sich dabei, daß Koryphäen der Demokratie einen Census als selbstverständliche Vorbedingung des Wahlrechtes ansahen, eine Ansicht, die am Ende des 19. Jahrhunderts als der Gipfel reaktionärer Politik betrachtet wurde: Relativität der bestehenden Formen. Der Parlamentarismus republikanischer Observanz auf der Grundlage der absoluten Volkssouveränität ist das letzte Glied dieser Entwicklung. Fascismus und Bolschewismus bedienen sich zwar demokratischer Phraseologie, sind aber beide antidemokratische Phasen. Indes sind weder Staatsform noch Wahlrecht das entscheidende Letzte der Demokratie, sondern der Geist des Staates und die Stabilierung der Volkssouveränität, wobei Delegierung in allen möglichen Formen denkbar ist. Wenn nur die Wirksamkeit der Souveränität des Volkes garantiert ist, gleichviel welches seine Organe sind, haben wir es mit einer Demokratie als Form zu tun.

Der wirtschaftliche Fortschritt Polens.

Von *Eugeniusz Kwiatkowski,*
polnischer Minister für Handel und Industrie.

Als Polen im Jahre 1918 in die Reihe der selbständigen Staaten eintrat, hatte es eine besondere Last zu tragen. Den Außenstehenden schien es vielleicht, als ob Polen seine Unabhängigkeit unter besonders glücklichen Umständen erreicht hätte. Es gehörte zu der Gruppe der Mächte, die als Sieger aus dem Weltkrieg hervorgingen, war mit verhältnismäßig geringen Lasten und sichtbaren Schulden pro Kopf der Bevölkerung beschwert, während ihm schon im Anfang die sich aus dem Versailler Vertrag ergebenden politischen und wirtschaftlichen Vorteile zufielen. Jedoch in Wirklichkeit sah es ganz anders aus.

In erster Linie machten sich die historischen Lasten bemerkbar, deren man sich früher nicht in demselben Maße bewußt geworden war. Die zweite Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts und die erste Hälfte unseres Jahrhunderts waren von besonderer Bedeutung für die Entwicklung der Zivilisation und die Ausbildung der neuen Form staatlicher Organisationen. Es war der Zeitraum der wirtschaftlichen Organisation der Staaten. In schwindelndem Tempo wurden die toten Bodenschätze und die Naturkräfte gezähmt und zur Entwicklung der Macht der Länder und des Wohlstandes der Bevölkerung ausgebeutet. Daher wurden auch die wirtschaftlichen Fragen in diesem Zeitraum zum beherrschenden Faktor, zum Wegweiser des kollektiven Strebens und auch mancher politischer Ereignisse. Aber gerade in dieser Zeit ist Polen in seiner Entwicklung künstlich aufgehalten worden. Ganz unabhängig davon, ob es die Regierungen der aufteilenden Mächte oder noch mehr die polnischen sozialen Faktoren waren, die die eine oder die andere Frage der wirtschaftlichen, kulturellen, agrarischen oder autonomischen Art aufgriffen, die Tatsache allein der Spaltung und Aufteilung eines zusammenhängenden politischen und wirtschaftlichen Gebietes unter drei Mächte führte dazu, daß die Möglichkeit einer normalen Entwicklung im Keime erstickt wurde. Die Behandlung der Hauptfragen unserer staatlichen Existenz blieb fast auf demselben Niveau wie sie die alte Republik oder das Kongreßkönigreich vor 1830

zurückließ. Man könnte auch Fragen finden, bei denen wir in der Zeit der Aufteilung eine rückschrittliche Entwicklung erfahren haben. Selbst wenn man sich nur auf die Sphäre rein wirtschaftlicher Fragen beschränkt, sieht man, wie die Entwicklung unserer Agrarproduktion in Kongreßpolen, in Galizien, oder an den Ostgrenzen die Ausbeutung der Salze und Kali, die Zucker- und Textilproduktion, die Ausbreitung der Verkehrswege, die Ausdehnung der Städte, die Einrichtung der öffentlichen Dienste überall gehemmt und beengt wurden.

Auch der Handel in den polnischen Gebieten ist eingeengt, verkümmert und fast ausschließlich auf den Verkehr mit den Märkten der betreffenden Aufteilungsgebiete beschränkt worden. In zwei Landesteilen waren die Polen von jedem Einfluß, jeder Erfahrung auf dem Gebiete der staatlichen Verwaltung ausgeschaltet, im dritten Lande gerade auf diesem Gebiete teilweise demoralisiert. Selbst die Weltmeinung über die Polen mußte sich nach den Interessen der Aufteilungsmächte richten, was unserem Lande die Abneigung vieler Völker eintrug, die als Echo in der polnischen Psyche ein tiefes Mißtrauen in jede Zusammenarbeit mit den Ausländern weckte. Das Verhältnis der Nationalitäten — das schon zu Zeiten der alten Republik nie ganz einfach und durchsichtig war — hat sich in der Zeit der Aufteilung auf eine besonders unerfreuliche Weise kompliziert und bildet heute einen Ballast, der anderen Völkern fremd ist. Die ganze polnische Psyche wurde in der Einstellung des Einzelnen zum Staate in eine Art von Gasmaske eingezwängt, die jeden frischen, gesunden Hauch neuer Begriffe ausschloß, die sich seit Jahrhunderten bei einem freien Verhältnis zu Staat und Gesellschaft bildeten, während die schädlichen Faktoren und die falschen Begriffe üppig wuchern konnten.

Diese historische Belastung war jedoch nicht die einzige, die das befreite Polen gegen Ende 1918 zu tragen hatte. Der Krieg, der sich im Osten meist auf den Gebieten der polnischen Republik abspielte, hat es mit ernsten Hypotheken belastet. Diese Epopöe des Unglücks hat schon viele Historiker gefunden, aber keine Beschreibung wird dem Grauen der Wirklichkeit gerecht. Hunderttausende von Menschen waren zum gegenseitigen Kampf in fremden Heeren gezwungen. Ein zweites ungeheures Menschenmeer — ein Heer von Greisen, Frauen und Kindern — war aus seinen Wohnsitzen vertrieben und — vom militärischen Standpunkt aus gesehen — ganz ziellos Hunderte von Kilometern ostwärts getrieben, um in der Verbannung und im Elend zu verderben. Ungefähr eine Million verschiedener Gebäude im Werte von 1,5 Milliarden Goldfranken wurden vernichtet. Man requirierte alles, Vieh, Pferde, Wagen, Lebensmittelvorräte, Maschinen, Metalle, Treibriemen, unzählige Fabriken fielen der Vernichtung anheim. Man führte Gold aus Polen aus, zerstörte den Rest des Eisenbahnmaterials, vernichtete Wälder, führte einige unsinnige Währungen ein, und in vielen verwüsteten Gebieten konnte der Boden jahrelang nicht bestellt

werden. Alle diese Schäden und Verwüstungen sind auf ungefähr 10 Milliarden Goldfranken geschätzt worden, um die das Volksvermögen ärmer geworden ist.

Unter diesen Umständen ist es nicht möglich, einzelne Fragen oder Erscheinungen herauszugreifen, um zu einer Synthese der in Polen herrschenden Verhältnisse durch einen Vergleich mit den analogen Zahlen und Ereignissen in anderen Ländern zu gelangen. Man darf nicht einen Augenblick lang die seltsame Situation Polens im Jahre 1918 vergessen und darf auch nicht übersehen, daß Polen, das bis zum Jahre 1927 auf seine eigenen Kräfte angewiesen war, nicht im Laufe einiger Jahre das Niveau der anderen Mächte erreichen kann, die sich in jeder Hinsicht in einer unvergleichlich besseren Lage befanden.

Wir brauchen nur einige Zahlen nebeneinander zu stellen, um die ungeheure Diskrepanz zwischen der Stellung Polens, die es seiner Bevölkerungsziffer oder sogar der Dichtigkeit seiner Besiedelung und seines demographischen Zuwachses verdankt, und den Ziffern des Volksvermögens im Vergleich zu anderen Weltmächten zu ersehen.

Das Volksvermögen pro Kopf der Bevölkerung beträgt in Goldfranken gerechnet:

in den Vereinigten Staaten	16 500
in Großbritannien	10 300
in Frankreich	9 100
in der Tschechoslowakei	5 700
in Polen	2 700

In den Tabellen des internationalen Geldumsatzes finden wir, daß gegen Ende des Jahres 1926 auf jeden Einwohner in England 213,5 Goldfranken, in Holland 234,6, in Österreich 98,2, in der Tschechoslowakei 80,9, in Rumänien 92,0, in Jugoslawien 42, in Rußland 31 und in Polen kaum 19,6 Goldfranken fielen.

In der Statistik der Ein- und Ausfuhr pro Kopf der Bevölkerung für das Jahr 1925 steht in erster Linie Canada mit der Ziffer 1026,9 Goldmark, Großbritannien mit 873,9, Belgien mit 805,9, Norwegen mit 659,9, die Tschechoslowakei mit 324,1, Lettland mit 191,4, Ungarn mit 149,4, Jugoslawien mit 101,2 und Litauen mit 93,4 Goldmark, während Polen nur die Zahl von 79,8 Goldmark erreichte.

Dieser Zustand läßt sich auf eine ganze Reihe von Ursachen zurückführen, aber die Hauptgründe liegen in der künstlichen Hemmung der Entwicklung und der industriellen Produktion in der Zeit, die der Befreiung Polens voranging. Während auf viele Tausende selbständig in der Landwirtschaft arbeitenden Einwohner nur ein kleiner Prozentsatz der in der Industrie beschäftigten fällt, kommen in England auf je tausend Landarbeiter 6850 Industriearbeiter, in Belgien 3040 (1910), in der Schweiz 1718, in Deutschland 1139 (1907), in Schweden 713. Auch das Durchschnittseinkommen jedes in der Landwirtschaft

oder in der Industrie arbeitenden Einwohners zeigt beträchtliche Unterschiede. Während im Vorkriegsösterreich das Durchschnittseinkommen für jeden selbständig in der Landarbeit Beschäftigten 490 Kronen jährlich betrug, stieg diese Zahl in der Industrie auf 1683 Kronen. Die ähnlichen Ziffern in England betragen in der Landwirtschaft 83 Pfd. Sterling, in der Industrie 253 Pfd. Sterling. In den Vereinigten Staaten war im Jahre 1900 das Einkommen jedes in der Landwirtschaft Beschäftigten 460 Dollar, in der Industrie 914 Dollar, während dieselben Zahlen im Jahre 1920 auf 1608 resp. 2302 Dollar stiegen.

Diese Ziffern sind ungeheuer charakteristisch und höchst aufschlußreich für die Möglichkeiten eines schnellen Erfolges bei einer intensiven Bewirtschaftung und einer intensiven Arbeit auf dem landwirtschaftlichen wie auf dem industriellen Gebiete in Polen.

Es wäre jedoch ein wesentlicher Irrtum, wenn man Polen auf Grund dieser Vergleichsziffern seine Stellung in der Reihe der Weltmächte zuweisen wollte. Es wäre ein ebensolcher Fehler wie ein Bestreben Polens, in die Reihe der Mächte ausschließlich auf Grund der Zahlen seines Gebietsumfangs und seiner Bevölkerung eingeordnet zu werden. Das Kriterium des Wertes eines Volkes in seiner staatlichen Organisation liegt ganz wo anders.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hatte sich das russische Imperium dank seiner materiellen Mittel wie seines organisatorischen Niveaus eine unbedingte Überlegenheit über Japan gesichert. Aber die Dynamik des Fortschrittes in Japan hat eine noch nie dagewesene Schnelligkeit der Evolution erreicht und erwies sich als einziger Wertmesser. Eine ähnliche schwindelnde Schnelligkeit der Entwicklung haben in den ersten zwanzig Jahren die Vereinigten Staaten erreicht. Auch das Vorkriegsdeutschland gehörte zu den Ländern, in denen die Entwicklungsschnelligkeit eine sehr beträchtliche war. In der Produktion von Kohle und Koks, Eisen und Stahl, auf dem Gebiete der Chemie, der Elektrotechnik und des Maschinenbaus, der Bauten, der Zunahme der Bevölkerung wie auch auf dem Gebiete der Rüstungen war das deutsche Wettrennen in dem Jahrzehnt vor dem Kriege konkurrenzlos gewesen. Das grundlegende Kriterium läßt sich also nicht in absoluten Zahlen, sondern nur in relativen ausdrücken, in Zahlen, aus denen die Schnelligkeit des erzielten Fortschrittes unter Berücksichtigung der verfügbaren Mittel ersichtlich ist.

II.

Während unter normalen Bedingungen der Lauf des Lebens und der Ereignisse die einzelnen Fragen automatisch regelt und sie in bestimmten Zeiträumen in den Vordergrund rückt, tauchten vor dem heutigen Polen fast gleichzeitig alle möglichen großen und kleinen Fragen auf derselben Ebene auf. Alles wurde dringend, alles verlangte nach sofortigen Entscheidungen.

Der Wiederaufbau des Landes, die Wiederherstellung der Landwirtschaft und der Industrie, der Städte und Dörfer, die Bildung der Armee, ihre Bewaffnung für den Kriegsfall, die Aufstellung einer Verwaltung, einer Gerichtsbarkeit, die Durchführung von Gesetzen und Handelsverträgen, die Schaffung einer Währung, die Befriedigung des Hungers in einem Land, das fast aller Mittel entblößt war, die Organisation der Steuern und Monopole, der Wiederaufbau und die Organisierung der Eisenbahnen, der Bau von Wegen und Brücken wie auch die großen Fragen der Entscheidung über Landesgrenzen, der Liquidierung der Kriegszustände und ihrer Folgen, der Entscheidung der Volksabstimmungen, der Sicherstellung der inneren Verhältnisse und der Organisation des Sicherheitsdienstes, der Schaffung der Grundsteine lokaler Autonomien usw. wurden auf einmal höchst dringlich und aktuell.

In dieser Verflechtung der Probleme bereiten die wirtschaftlichen Fragen um so größere Schwierigkeiten, da sie sich immer auf das Postulat der materiellen Mittel stützen, und weil die Gesellschaft diese Mittel selbst liefern oder erst schaffen mußte.

Die Grundlage einer gesunden, wirtschaftlichen Entwicklung ist die Festigkeit der Währung. Das zweite Fundament einer gesunden Wirtschaft ist das Gleichgewicht des Staatshaushaltes. Auf den beiden Gebieten haben wir unabhängig von diesen oder jenen Schwankungen in den letzten Jahren große und wesentliche Fortschritte erzielt.

Vom September 1926 an ist der Zloty stabilisiert und die Devisen- und Golddeckung wesentlich erhöht worden. Während im Oktober 1925 bei einem Umlauf von 760 Millionen Zloty die Devisen- und Golddeckung ungefähr 140 Millionen Goldfranken betrug, stieg sie im nächsten Jahre auf 225 Millionen Goldfranken bei einem Umlauf von 1036 Millionen Zloty, und belief sich im Oktober 1927 auf 410 Millionen Goldfranken bei einem Umlauf von 1250 Millionen Zloty. Die Geldscheine hatten in dieser Zeit eine Deckung von über 86%. Ein neuer Zustrom von Devisen und Gold durch die Stabilisierungsanleihe wird der polnischen Valuta eine besondere Festigkeit verleihen und sie bei einer weiteren vorsichtigen budgetarischen- und Handelswirtschaft zu einer unerschütterlich stabilisierten Valuta machen.

Eine ähnliche Besserung läßt sich in dem Verhältnis der Einnahmen und Ausgaben im Haushalt feststellen.

	III.Quart. 1924	III.Quart. 1925	III.Quart. 1926	III Qart 1927
Budgeteinnahmen (in Mill. Zloty) . .	339,3	392,2	486,9	589,9
Budgeteinnahmen (in Mill. Goldfrk.) .	339,3	375,6	277,9	342,1
Budgetausgaben (in Mill. Zloty) . .	406,4	468,1	455,2	523,1
Budgetausgaben (in Mill. Goldfrk.) .	406,4	448,1	259,7	303,4
Ergebnis . .	Defizit	Defizit	Übersch.	Übersch.

Diese Sanierung des Budgets ist provisorisch ohne die Hilfe de unentbehrlichen Steuerreform durchgeführt worden und ergab in de letzten Zeit einen Überschuß von ungefähr 40 Millionen.

Die Festigung und Stabilisierung der Währung sowie das Gleich gewicht des Budgets riefen eine Anzahl günstiger Erscheinungen au dem finanziellen Gebiete hervor, hauptsächlich in der für die Gesamt heit der Wirtschaft so wichtigen Kreditfrage. Die Entwicklung de kurzfristigen Kredite, die im Jahre 1927 durch die verschiedenen Banken Bank Polski, Bank der Landwirtschaft, staatliche Agrarbank und Post sparkasse gewährt wurden, stellt sich folgendermaßen dar:

Kurzfristige Kredite.

(in Tausenden Zloty)

	Stand am 31. Dez. 1924	Stand am 31. Dez. 1925	Stand am 31. Dez 1926	Stand am 30. Juli 1927
Landwirtschaft . .	30 112	82 539	131 154	200 947
Industrie . . .	141 418	187 338	223 939	294 400
Handel	19 186	20 186	74 121	107 460
Bautätigkeit . . .	20 200	53 400	83 116	100 196
Handwerk . . .	86	80	3 142	3 007

III.

Wir versuchen auch, unsere Diskontsätze den in den europäische Ländern üblichen anzupassen, obwohl wir uns in dieser Hinsicht nicl mit Ländern wie England, Deutschland, Frankreich, die Tschech slowakei messen können, die einen Diskontsatz von 5% haben, g schweige denn mit Ländern wie die Vereinigten Staaten, die Schwei Schweden, Norwegen, Holland, deren Diskontsatz unter 5% ist. Trot dem haben wir einen Fortschritt zu verzeichnen. Der Diskontsatz d Bank Polski ist in der Zeit vom Juni 1926, wo er 12% betrug, bis zu Mai 1927 auf 8% herabgesetzt worden. Der höchste zulässige Prozen satz im Privatverkehr ist von 24% im Juni 1926 auf 15% im Juni 19 reduziert worden.

Ich möchte noch bemerken, daß die Durchschnittszahl der Bank rotte der industriellen Kredit- und Handelsfirmen, die im Jahre 19 in jedem Quartal 130 betrug, im ersten Quartal 1926 sich noch auf 1 hielt, im ersten Quartal 1927 auf 63 und im zweiten Quartal auf 40 fi

Auch der Frage der Stabilisierungsanleihen möchte ich noch eini Worte widmen. Diese Anleihe konnte nur dank der inneren Vo bereitung der Situation auf dem Innen- und Außenmarkt verwirklic werden. Die Besserung der valutarischen, budgetarischen und wi schaftlichen Verhältnisse im Innern des Landes ist nicht ohne Wirku auf die Weltbörse geblieben. Sie spiegelte sich in den Kursen d

olnischen Dollaranleihe, der 6prozentigen vom Jahre 1920 und der prozentigen vom Jahre 1925 auf der New Yorker Börse wie folgt:

	Kurs der 6%igen Anleihe vom Jahre 1920	Kurs der 8%igen Anleihe vom Jahre 1925
Juni 1926	63,08 %	84,21 %
Oktober 1926	70,70 %	88,91 %
Dezember 1926 . . .	75,75 %	92,90 %
Februar 1927	82,58 %	95,47 %
April 1927	82,96 %	98,00 %
September 1927 . . .	84,22 %	99,49 %

Die Last der neuen polnischen Anleihe beruht auf der Tatsache, aß es eine Stabilisierungsanleihe ist. Aus ihrem Charakter ergeben ich zwei Konsequenzen, erstens rechtlicher Natur, die gewisse Verflichtungen mit sich bringen, die bei den gewöhnlichen Investierungsnleihen fehlen, wie auch wirtschaftlicher Natur, die ihr einen potenellen Charakter verleihen, der im rein finanziellen Sinn auf die Dynamik es wirtschaftlichen Lebens eher mittelbar als unmittelbar einwirkt. elbst wenn man diese Tatsache nicht aus den Augen läßt, muß man ststellen, daß die Entwicklung dieser Anleihe von größter und lgemeiner Bedeutung ist. Die Ausdehnung der Basis der polnischen ank und die fast 100prozentige Erstarkung der Stabilisierungsbasis er polnischen Valuta wurde gerade in diesem Moment zur unvermeidchen Notwendigkeit. Die Entwicklung des Wirtschaftslebens, der roduktion und des Verbrauchs auf dem Binnenmarkt, sowie die Enticklung des Außenhandels haben eine solche Spannung erreicht, daß e Emissionsquellen dieses energiespendenden Zentrums für den nzen komplizierten, wirtschaftlichen Mechanismus eine Diskrepanz ıfwiesen. Wenn man in dem entsprechenden Augenblick nicht neue raftquellen zugeführt hätte, die auf die Entwicklung der Sparpolitik id der Kapitalisierung, auf die normale Entwicklung der Kreditpolitik urch die bloße Tatsache der Stabilisierung der Währung einwirken, ürden sich neue Störungen in dem Wirtschaftsleben ergeben haben.

Die psychologische Bedeutung dieser Politik im In- und Ausland i nicht von geringeren Konsequenzen. In der Zeit, in der man eine nzahl ausländischer Anleihen auf dem New Yorker Markte nicht rwirklichen konnte, in der einige staatliche oder ausländische Anleihen folge des mangelnden Vertrauens des Geldmarktes einen Fehlschlag fuhren, ist das erfolgreiche Zustandekommen der polnischen Anleihe einem neuen Grundstein des Vertrauens in die Entwicklung der lnischen Wirtschaft geworden. Und da man noch außerdem die ropäische Meinung zu überzeugen suchte, daß Polen keine Auslandsleihen bekommen kann, bis es sich nicht einer Regelung gewisser rtschaftlicher Fragen nach fremder Auffassung unterwarf, so ist es t, daß diese Legende ein für alle Male zerstört wurde.

Nach diesen Voraussetzungen können wir zu einer Analyse de Verhältnisse auf dem Gebiete der Produktion und des Handels in Pole schreiten.

Im Laufe der letzten Jahre hat sich in Polen ein gewisser ungeheue einfacher und zugleich besonders wichtiger Grundsatz herauskristalli siert. Dieser Grundsatz stützt sich von der negativen Seite aus au die Erkenntnis, daß es sinnlos wäre, die Industrie durch das Aufopfer oder Beengen der Agrarinteressen zu mästen, ebenso sinnlos wie da Gegenteil. Positiv genommen lautet dieser Grundsatz, daß sich in einen staatlichen Organismus alle Komponenten in den ihnen eigenen biolo gischen Formen entwickeln müssen und daher die Landwirtschaft i Polen auf einen um so größeren Erfolg rechnen kann, je mehr sich da Land industrialisiert, und umgekehrt, daß die polnische Industrie, di sich immer mehr der Konjunktur des Binnenmarktes anpassen muß, ar Wohlergehen der Landwirtschaft am meisten interessiert ist. Derselb Grundsatz gilt für das Verhältnis zwischen Handwerk und Hande Wenn jedoch in der letzten Zeit ein besonderer Nachdruck auf di Fragen der Entwicklung der Konjunktur in der polnischen Landwir schaft gelegt wurde — was in erster Linie in der Kreditaktion und in de finanziellen Organisation der Hilfselemente, die den Erfolg der Lan wirtschaft entscheiden, zum Ausdruck kam — so geschieht es haup sächlich aus zwei Gründen.

Bei dem fühlbaren Mangel an verfügbaren staatlichen Mitteln muß man sie auf das zweckmäßigste verwenden, um in kürzester Zeit d größtmögliche Wirkung zu erzielen. Wenn daher in der Kreditaktio die Fragen der Versorgung der Landwirtschaft mit künstlichem Dünge mit landwirtschaftlichen Maschinen und Werkzeugen im Vordergrur standen und dann — obwohl in höchst bescheidenem Maße — d Kredite für jedes andere Ameliorationsverfahren gewährt wurden, s geschah es in der Überzeugung, daß hier die materiellen Ergebnis in kürzerer Zeit erreicht werden konnten als auf jedem anderen Gebie

Den zweiten Faktor bildet die Überzeugung, daß gerade die polnisch Landwirtschaft — in verhältnismäßig kürzester Zeit unter Au schaltung jedes Risikos — beträchtliche Fortschritte in seiner Produ tion erzielen kann. Die landwirtschaftliche Erzeugung Polens hä sich immer gerade auf der Grenze der Selbstversorgung. Der kleins Mißerfolg, die geringsten Wetterschwankungen sind oft von d schwerwiegendsten Konsequenzen für das ganze Land. Der Versuc die landwirtschaftliche Produktion an der Grenze der Selbstversorgu oder unter der Grenze zu halten, führt oft zu Schwankungen der Staat politik in Exportfragen oder der freien Gestaltung der Preise der lan wirtschaftlichen Erzeugnisse. Während das bestellbare Land Deutschland nur um ungefähr 25% größer ist als in Polen, ist d Ernteertrag um 100% höher als bei uns. Aber Deutschland verbrauc zwölfmal soviel Phosphordünger wie die gesamte polnische Landwi

schaft, 50mal soviel Kali und die 15fache Menge von Stickstoffdüngemitteln. Die nächsten Jahre müssen in dieser Hinsicht günstige Veränderungen bringen, weil alle Voraussetzungen zur Entwicklung der größten Produktion von Kunstdünger in Polen vorhanden sind. Wir können uns schon auf zwei Gebieten eines großen Produktionserfolges rühmen. Die Herstellung des künstlichen Düngers in Chorzow hat große Fortschritte gemacht. Während im Jahre 1923 die Stickstoffproduktion 40 000 Tonnen betrug und Ammoniak überhaupt noch nicht hergestellt wurde, hat man in Chorzow im Jahre 1926 mehr als 110 000 Tonnen Stickstoff und 12 000 Tonnen Ammoniak hergestellt, das zweimal soviel Stickstoff enthält wie andere Stickstoffdünger. Im Jahre 1928/29 sollen in Chorzow 200 000 Tonnen Stickstoffverbindungen hergestellt werden, die einem Stickstoffgehalt von 260 000 Tonnen des Chilisalpeters entsprechen. An Kali wurden im März des Jahres 1913 kaum 2340 Tonnen gefördert. Im Jahre 1922 hat die Förderung 55 000 Tonnen und im Jahre 1926 210 000 Tonnen überstiegen. Auch der Entwicklung der Produktion und des Verbrauchs der Phosphate steht nichts im Wege. Die Produktion der Superphosphate, die im Jahre 1925 230 000 Tonnen betrug, soll in diesem Jahre 330 000 Tonnen erreichen. Während die westlichen Bezirke sich mehr der Norm der westeuropäischen Staaten nähern, muß die Besserung der Landwirtschaft in den mittleren und östlichen Bezirken und ihre Angleichung an den in den westlichen Bezirken erreichten Zustand eine der Richtlinien des Wirtschaftsproblems jeder Regierung darstellen.

Auch die Situation im Bergbau oder in den Hauptzweigen der Industrie hat sich in letzter Zeit beträchtlich gebessert. Man kann sie jedoch noch in keiner Hinsicht als gut bezeichnen. Die polnische Industrie fand besonders schwere Bedingungen vor, die selbst bei uns nicht immer verstanden und gewertet wurden. Der Krieg, der für viele Länder eine Hochkonjunktur der Industrie bedeutete, der ihr große Kapitalien und Bestellungen zukommen ließ, sie zur Modernisierung und Anpassung an moderne Bedürfnisse zwang, während die Nachkriegszeit diese Anlagen in einigen Monaten amortisierte, wurde für die polnische Industrie — vielleicht mit Ausnahme Schlesiens — zum vollkommenen Ruin. Die Fabriken haben nicht nur nichts anlegen und auch nicht produzieren können, sondern mußten auch ihre Substanz aufzehren. Dann kamen noch die Kriegsverwüstungen, die Requirierungen von Maschinen, Metallen, Rohstoffen, Halb- und Fertigfabrikaten. Nach dem Kriege zwar und in der Inflationszeit konnte sich die Industrie hier und da wieder aufbauen und sich den Bedürfnissen des Binnenmarktes anpassen, aber der polnische Konsument ließ sie vollkommen im Stich.

Die polnische Industrie konnte die Depression des Binnenmarktes nicht durch eine Arbeit auf den ausländischen Märkten ersetzen, denn die wichtigsten Absatzmärkte sind ihr selbst in dem Maße nicht zugäng-

lich wie es in der Vorkriegszeit der Fall war. Unter diesen Umständen kann man von anderen oft sehr wichtigen Momenten absehen, die noch die Existenz der polnischen Industrie erschwerten, wie die Geldverknappung, der Kreditmangel, die Verschiedenheit der Produktionsbedingungen in den früheren polnischen Landesteilen, da sie eine geringe Rolle angesichts der Hauptschwierigkeit spielen. Ich will dabei nicht gewisse Vernachlässigungen übersehen, wie zum Beispiel die ungenügende Sparsamkeit in den allgemeinen Ausgaben und Handelskosten oder die Apathie dieser oder jener polnischen Unternehmung.

Obwohl wir auf vielen wichtigen Produktionsgebieten im Verhältnis zu den meisten europäischen Ländern bis jetzt die Vorkriegsziffer nicht erreichen konnten, haben wir trotz der zahlreichen inneren Schwierigkeiten einen entschiedenen Fortschritt zu verzeichnen, was aus folgenden Zahlen ersichtlich ist:

1. Die Entwicklung der wichtigsten Produktionsgebiete, die von der Hochkonjunktur erfaßt werden (monatlicher Durchschnitt 1 = 1000 Tonnen):

	1925	1926	1. Halbj. 1927	August 1927
Steinkohle . . .	2420,0	2980,0	3036,0	3204,0
Koks	80,3	92,9	110,5	118,8
Roheisen	26,2	27,3	45,9	56,6
Stahl	65,2	65,7	100,5	115,0
Walzwaren . . .	48,8	46,9	70,1	81,2

2. Die Entwicklung der Produktion auf anderen Gebieten (monatlicher Durchschnitt 1 = 1000 Tonnen):

	1925	1926	1. Halbj. 1927	August 192
Zink	9,5	10,3	12,1	12,9
Eisenerz	17,7	26,2	39,9	46,6
Zinkblende und Bleiglanz .	94,1	95,3	81,8	90,1
Salinensalz und Steinsalz .	27,5	28,3	27,9	34,5
Kali	14,9	17,3	23,0	27,3
Erdöl	67,6	66,3	59,4	62,1
Blei	2,3	2,2	2,5	2,4

Aus anderen Gebieten möchte ich noch einige summarische Produktionsziffern erwähnen (in Tonnen):

Produktion	1925	1926	1927 1. Halbjahr
Zement	528 800	557 100	671 200
Papier	74 459	81 894	95 700
Kunstdünger	515 002	612 533	—
Gebrannter Kalk	579 225	620 889	—

Bei den wichtigsten Produktionsgebieten wäre es interessant, sie mit der Entwicklung der analogen Industriezweige im Auslande zu vergleichen. Wenn wir den Stand der Produktion im April 1926, das heißt in dem Monat vor dem Ausbruch des Kohlenstreiks in England mit 100 annehmen, so stellt sich diese Entwicklung folgendermaßen dar:

a) Die Förderung von Steinkohle:

	April 1926	Oktober 1926	April 1927	Juli 1927	
England	100	—	93,6	93,6	
Deutschland	100	133,6	116,8	124,7	
Die Vereinigten Staaten	100	130,8	86,5	80,0	
Frankreich	100	105,7	105,7	81,1	
Polen	100	159,1	118,2	145,4	(August 1927)

b) Die Produktion von Roheisen:

	April 1926	Oktober 1926	April 1927	Juli 1927	
England	100	—	126	120	
Deutschland	100	140	158	166	
Die Vereinigten Staaten	100	97	99	86	
Frankreich	100	106	101	100	
Polen	100	130	230	272	(August 1927)

c) Stahlproduktion:

	April 1926	Oktober 1926	April 1927	Juli 1927
England	100	14	128	103
Deutschland	100	135	149	157
Die Vereinigten Staaten	100	100	100	77
Frankreich (ohne die Saarproduktion)	100	109	100	100
Polen	100	202	230	261

Bei der Prüfung der Produktionsfrage darf man nicht übersehen, daß in den letzten zwei Jahren, sei es durch den Lauf der Ereignisse, sei es bewußt und beabsichtigt, die Kriterien der Widerstandskraft der Industrie sich verstärkt haben. Es setzt sich langsam der Grundsatz durch, daß nur gesunde Unternehmungen auf die Hilfe oder Garantie des Staates rechnen können. Es haben sich gleichzeitig drei Tatsachen ereignet, die auf alle künstlichen, schieberhaften, wirtschaftlichen Notwendigkeiten nicht entsprechenden Unternehmungen tödlich wirken. Diese Tatsachen sind: Die Ausübung einer Kontrolle durch das Schatzministerium über die Tätigkeit zweitklassiger Banken, die sich in der Inflationszeit auf die Gründung von Unternehmungen verlegten; die Hemmung des Preisauftriebs für industrielle Erzeugnisse bei einer

gleichzeitigen Besserung der Arbeitslöhne und einer Steigerung de Preise für landwirtschaftliche Produktion und drittens eine Herab minderung des Zolltarifs. Es läßt sich schon jetzt feststellen, daß di Existenzen, die bis zur Inflationszeit mit Industrie und Produktion nicht zu tun hatten und sich in dieser Zeit in vielen Aufsichtsräten brei machten, allmählich die Industriegebiete zu verlassen beginnen.

Nicht ohne Bedeutung ist die Tatsache, daß die polnische Industri viele Investierungen, Modernisierungen und Neuorganisierungen vor genommen hat. Dafür spricht nicht nur die Entwicklung des Maschinen baus im Lande, sondern auch die Einfuhr der ausländischen Maschinen die sich unter normalen und ungehinderten Bedingungen vollzieh Während in der Zeit vom Januar bis zum September 1926 nach Pole Maschinen, Apparate und elektrotechnisches Zubehör (mit Ausnahm von Radioapparaten) im Werte von 51 Millionen Goldfranken eingeführ wurden, so beläuft sich die Einfuhr in derselben Zeit im Jahre 1927 au 115 Millionen Goldfranken. Die einzelnen Posten dieser Einfuhr lasse noch interessante Schlüsse für die künftigen Entwicklungsmöglich keiten zu. So wurden in den letzten zwei Jahren nach Polen eingeführ (1 = Tausend Goldfranken):

	1926 Januar bis September	1927 Januar bis Septembe
Landwirtschaftliche Maschinen . .	5 640	15 068
Textilmaschinen	3 911	17 882
Verarbeitungsmaschinen	2 192	6 635
Elektrische Maschinen	3 715	7 717
Kraftmaschinen	3 432	6 489

Im allgemeinen Überblick über die Produktionsgebiete in den letzte Monaten kann man feststellen, daß sich die günstige Konjunktur weit erhält und sich in manchen Industriezweigen noch verstärkte. Auf alle Gebieten der metallurgischen Produktion konnte man große Bestellunge verzeichnen. In der Herstellung der landwirtschaftlichen Maschine war in diesem Jahr ein dreimal so großer Umsatz festzustellen wie i vorigen Jahr. Die Holzindustrie hat gewisse Schwierigkeiten infol der raschen Steigerung der Preise für Rohholz im In- und Ausland, was den Sägemühlen und den holzverarbeitenden Industrien erschwe, größere Quantitäten von Holz zu festen Preisen zu erwerben. Vie Fabriken, hauptsächlich auf dem metallurgischen und Textilgebie haben die Herstellung neuer Massenfabrikate, die früher aus dem Au- lande bezogen wurden, aufgenommen. Das Mißtrauen gegenüber dem i- ländischen Erzeugnis ist fast vollständig verschwunden. Fast die ganz elektrotechnische Industrie ist in Polen erst nach der staatlichen Se- ständigkeit entstanden. Heute werden elektrische Maschinen, Appara, Glühbirnen, Kabel, elektrotechnische Porzellane und Radioapparate i Lande hergestellt und damit etwa 6000 Arbeiter beschäftigt. Wir habe auch von Grund aus die Fabrikation von Rüstungsmaterial, von Flu-

zeugen, Automobilen und Motoren aufgebaut. Einige Fortschritte wurden auch bei der Elektrifizierung des Landes erzielt. Auf diesem Gebiete bleibt für Polen noch viel zu tun. Während in Frankreich 150 Kilowattstunden jährlich auf einen Einwohner fallen, beträgt diese Zahl in Italien 170 Kilowatt, in Schweden 400, in Kanada 880 und in Polen 61 Kilowattstunden. (Wenn man dabei noch Schlesien ausschaltet, wo die Elektrifizierung der Fabriken und Minen weit fortgeschritten ist, verbleiben nur 26 Kilowattstunden pro Einwohner.)

So ist analog wie auf dem währungstechnischen und finanziellen Gebiet auch auf dem Gebiete der Agrarproduktion, des Bergbaus, der Industrie und des Handwerks eine gewisse Besserung zu verzeichnen. Die absoluten Zahlen enthüllen, daß die Produktion angesichts des großen Reichtums an Rohstoffen, des eigenen großen Absatzgebietes, der bequemen geographischen Lage, des Überflusses an Arbeitskräften auf einem unverhältnismäßig niedrigen Niveau steht. Die Prüfung der Bedürfnisse und Mittel eines Dreißig-Millionen-Volkes führt zu der Schlußfolgerung, daß viele Bemühungen, eine lange, harmonische Arbeit, Aufopferung und Geduld nötig sind, um Polen auf das Wirtschaftsniveau der Länder Westeuropas zu bringen.

Aus den relativen Zahlen ist jedoch ersichtlich, daß ein zweifellos schneller Fortschritt der Produktion stattgefunden hat, trotzdem man mit so vielen inneren Schwierigkeiten zu kämpfen hatte, auf eigene Kräfte angewiesen war und hie und da manchen Fehler beging. Die weitere Entwicklung wird in hohem Maße von der Expansion eines so wichtigen wirtschaftlichen Elementes, wie es der Handel in Polen ist, abhängig sein.

IV.

Eine lange Zeit hindurch nahm der Außenhandel eine beherrschende Stellung ein. Diese Tatsache ist auf die vielfältigsten Gründe zurückzuführen. Der Binnenmarkt, der zwar dynamisch eine große Aufnahmefähigkeit hatte und vom staatlichen Standpunkt von großer Bedeutung war, da er am treuesten und tiefsten die Ergebnisse der Wirtschaftspolitik des Landes widerspiegelt, war bei seinem heutigen, niedrigeren Niveau als vor dem Kriege nicht in der Lage, die Landesproduktion in dem Maße aufzunehmen, um die Industrie halten zu können. Der Produzent, der zwar die Aufnahmefähigkeit des Binnenmarktes nicht kannte, jedoch der Ansicht war, daß eine Erweiterung des Absatzgebietes unverhältnismäßige Opfer erfordern würde, schlug die Linie des geringsten Widerstandes ein und suchte ausländische Abnehmer. Er verkaufte ihnen den Überschuß der Produktion um jeden Preis, wenn er nur Bargeld und Devisen dafür bekam. Er merkte nämlich in der Inflationszeit, daß selbst das schlechteste ausländische Geschäft dank der Valuta zu einem ausgezeichneten wurde und daß umgekehrt das beste inländische Geschäft durch die Tatsache der Entwertung mit Verlusten verbunden war.

Ein anderer Grund für die Bevorzugung des Außenhandels war die Sorge um die Zahlungs- und Handelsbilanz. Bei den im Verhältnis zu der Größe und den Bedürfnissen des polnischen Marktes geringen Valutareserven der Emissionsbank, angesichts der unvermeidlichen Expansion der internationalen Umsätze, hatte das Defizit der Handelsbilanz sowohl aus sachlichen wie aus psychologischen Gründen eine viel stärkere Wirkung als in jedem anderen Lande. Es geht so weit, daß um die Mitte des Monats große Scharen von Geschäftsleuten mit Ungeduld die Veröffentlichung der Handelsbilanz für den vergangenen Monat erwarten und ihr übertriebene Bedeutung beimessen. Dagegen haben die Fragen des Binnenhandels, die in anderen Ländern die meiste Sorge erwecken, eine Zeitlang kein Interesse in weiteren Kreisen gefunden. Als in der Inflationszeit eine Anzahl ungesunder und höchst unerfreulicher Erscheinungen auf dem Handelsgebiete auftauchte, wurzelte sich in der öffentlichen Meinung ein allgemeiner Unwille gegen den ganzen Handel ein. Dieser Unwille nahm oft praktische Formen an und führte zur Negierung jeder programmatischen Hilfe, zum Beispiel jeder Kreditunterstützung für einen Handel, der nicht unmittelbar mit der Produktion verbunden war. Ein Faktor, der noch im heutigen Polen den Handel auf den letzten Plan zurückzudrängen drohte, wie es vielleicht in der alten Republik der Fall war, war der Mangel eines Handels im großen Stil, eines Welthandels, der auf dem komplizierten, allseitigen Wissen aufgebaut ist, auf der höchsten Organisationsfähigkeit und dem weitesten Kontakt mit allen Ländern.

Der Handel wurde von derselben grundlegenden Krankheit betroffen, unter der auch die ganze Produktion, hauptsächlich der Bergbau, die Industrie und das Handwerk litten. Diese Krankheit äußerte sich in einer ungenügenden Ausnutzung der Arbeitsbetriebe. Jede große oder kleine Handelsgesellschaft verkaufte nur einen Teil der Waren, die sie vor dem Kriege loswerden konnte. Der verminderte Absatz hat zu einer Preissteigerung wie auch zu einer Unrentabilität des Handels geführt. Die Legende von den hohen Handelsgewinnen beruht trotz des Vorhandenseins der hohen Preise auf einem Mißverständnis.

Die Fragen des Handels und des Binnenmarktes sind in erster Linie Fragen der Absatzsteigerung. Nach dem Kriege hat man in vielen Ländern in dieser Hinsicht manche Erfahrung zu buchen gehabt, die bewies — auf eine manchmal grelle und paradoxe Weise — daß jede einseitige, scheinbar einfache und unmittelbare Intervention zu fast entgegengesetzten Resultaten als den beabsichtigten führt, das heißt zu einer Einschränkung des Verbrauchs.

Eine Anpassung der Schnelligkeit der Entwicklung, der Modernisierung und des Fortschrittes der Produktion an die langsame Steigerung der Löhne und Gehälter, die Einwirkung auf das gegenseitige Verhältnis der Agrar- und Industriepreise, auf eine rationelle Evolution des Preisniveaus bei einer allmählichen Entwicklung der Kreditaktion, die Fes

setzung des entsprechenden Diskontsatzes, die Vermehrung der Verbindungskanäle zwischen Produzenten und Konsumenten, das sind die großen Richtlinien zum Erfolg und zur Entwicklung des Absatzes im Auslande. Die Entwicklung des Verbrauchs ist einer fast physischen Regel der Phasen unterworfen, bei der die kleinste Änderung der Komponenten zu einer Verschiebung der anderen Faktoren führt.

Die Verhältnisse in Polen vor dem Kriege und um so mehr in der Nachkriegszeit konnten keineswegs befriedigend sein. Auf vielen wichtigen Gebieten hat der Verbrauch in Polen den Vergleich mit den Verbrauchsziffern in den westlichen Ländern nicht ausgehalten. Nach dem Kriege hat sich der Absatz noch vermindert. Aber gerade auf diesem Gebiete können wir eine sehr charakteristische Tatsache feststellen. Auf den wichtigsten Produktionsgebieten macht sich ein stetiger Fortschritt des Verbrauchs bemerkbar, ganz unabhängig von den valutarischen, finanziellen und wirtschaftlichen Krisen, die das Land in gewissen Zeiträumen durchmacht. Im laufenden Jahr hatte das Ministerium für Handel und Industrie eine sehr genaue Untersuchung des Binnenmarktes durchgeführt, und die auf diesem Wege festgestellten Zahlen sind besonders aufschlußreich:

1. Der Verbrauch der wichtigsten Industrieerzeugnisse in Polen pro Einwohner in den Jahren 1924—1927 (in Kilogramm):

	1924	1925	1926	1927 (nach dem ersten Halbjahr gerechnet)
Steinkohle	700,0	710,0	730,0	840,0
Koks	32,5	31,5	35,0	48,0
Roheisen	11,9	11,2	10,9	18,6
Fertigwaren	13,8	19,7	19,1	27,1
Zucker	6,3	8,7	9,2	10,8
Papier	2,3	3,5	2,9	4,0
Baumwoll- u. Wollwaren	2,0	2,1	2,4	3,3

Sehr genau, leicht kontrollierbar und für das Gesamtbild des Verbrauches sehr charakteristisch ist die Aufnahme der wichtigsten Rohstoffe und Textilien. Wenn wir annehmen, daß der Unterschied zwischen der Ein- und Ausfuhr den inländischen Verbrauch darstellt, so belief sich dieser Unterschied in den einzelnen Jahren (in Tonnen der Textilwaren) auf:

1924	56 381
1925	57 501
1926	57 387
1927*)	97 000

*) Für das ganze Jahr nach den vorliegenden Zahlen von neun Monaten im Jahre 1927 gerechnet.

Der Verbrauch dieser Waren in den Jahren 1924 bis 1927 ist im Verhältnis von 100 : 102 : 120 : 172 gestiegen.

2. Der Verbrauch verschiedener Waren in Polen in den Jahren 1924 bis 1927 (in Tonnen):

	1924	1925	1926	1927 (nach dem ersten Halbjahr gerechnet)
Benzin	16 000	25 000	17 000	26 000
Paraffin	8 000	8 000	7 000	8 000
Eisenröhren	31 000	34 000	47 000	54 000
Reis	39 500	69 600	32 300	65 600
Heringe	46 800	47 300	57 500	77 000
Zement *)	379 000	485 000	578 000	starke Steigerung
Schuhe	17 900	16 200	17 400	18 600
Zellulose	19 500	29 800	35 400	44 000
Glas **)	43 900	60 700	67 900	starke Steigerung

Zur Vervollständigung des Bildes muß man noch erwähnen, daß, während im Jahre 1923 pro Einwohner 900 g Seife jährlich verbraucht wurden und im Jahre 1925 450 g Schuhsohlenleder, der Verbrauch von Seife im Jahre 1926 2 kg überstieg und der Verbrauch von Schuhsohlenleder eine Steigerung auf 600 g erfuhr.

Diese Zahlen bedeuten ohne Zweifel den größten Erfolg Polens auf dem wirtschaftlichen Gebiete, denn sie kennzeichnen eine schnelle Steigerung der materiellen Bedürfnisse der breitesten Schichten. Die Versorgung des Einzelnen mit der höchsten Summe wirtschaftlicher Güter ist nicht nur der Ausdruck des Zivilisationsfortschrittes und des steigenden Wohlstandes, sondern auch eine der höchsten und wesentlichsten Aufgaben des Staates. Außerdem hat die Entwicklung der Bedürfnisse und des Verbrauchs auf dem Binnenmarkt eine hervorragende Bedeutung für die Produktion des Landes. Mit der Entwicklung der Produktion wächst nicht nur der Ertrag der Industrie, sondern befestigt sich auch die wirtschaftliche Konjunktur und ruft geringere Schwankungen hervor, als wenn ein großer Teil der Produktion fremde Absatzgebiete gewinnen muß. Letzten Endes bedeutet diese Steigerung eine Sanierung der Verhältnisse auf dem Handelsgebiete. Die Handelsorganisationen beginnen normal zu arbeiten, vergrößern ihren Umsatz und ihren Gewinn auf dem rationellsten Wege, bilden Kapital und Ersparnisse und sind imstande, zu Investierungen in der Produktion und zur Entwicklung der Formen des Handels zu schreiten.

---

*) 1923/24, 1924/25, 1925/26 und 1926/27 saisonmäßig berechnet.
**) Auch saisonmäßig berechnet.

Der Großhandel in Polen ist seit 1923 dahingesiecht. Im Jahre 1926 hat man kaum den sechsten Teil der Handelszertifikate erster Kategorie gekauft im Verhältnis zum Jahre 1923. Im Jahre 1927 setzte die Gegenbewegung ein. Man muß ihr im Namen der wesentlichen staatlichen Interessen zur höchsten Entwicklung verhelfen. Die vollkommene Modernisierung der Handelsbeziehungen geht in Europa und Amerika in schwindelnd schnellem Tempo vor sich. Die Steigerung der Bedeutung und dadurch auch des Niveaus des polnischen Handels im Laufe der nächsten Jahre wird zu den wichtigsten Fragen gehören, wenn das heutige Polen sich in seinen wirtschaftlichen Formen möglichst schnell den großen wirtschaftlichen Mächten der Welt annähern soll.

Das Zentrum.

Von Ministerialdirektor Dr. *Karl Spiecker.*

Idee und Existenzberechtigung der deutschen Zentrumspartei sind vom Tage ihrer Gründung an umstritten. Aber sie ist da; seit nahezu 60 Jahren ist das Zentrum eine politische Tatsache, mit der jeder, der in Deutschland politisch arbeiten will, zu rechnen gezwungen ist. Trotz aller Erschütterungen und Krisen, die das Zentrum durchgemacht hat und auch jetzt wieder erlebt, tut man gut daran, auch noch für einen längeren Zeitraum mit seiner Existenz und seinem durch die parteipolitische Lagerung in Deutschland bedingten oft ausschlaggebenden Einfluß auf politische Entscheidungen zu rechnen.

Von allen Parteien Deutschlands ist das Zentrum wohl die in seinem Wesen und inneren Leben am meisten unbekannte und unverstandene. Weil die Entstehungsgeschichte der Zentrumspartei allen geläufig ist und so einfach und klar erscheint, kommt der Außenstehende leicht in die Versuchung, auch Aufbau und Wesen dieser Partei für ganz einfach, durchsichtig und eindeutig zu halten. Darum wird auch immer wieder versucht, die Beweggründe für alles politische Handeln des Zentrums im Religiösen und Kirchlichen zu finden, den Zusammenhalt des Zentrums nur aus der gemeinsamen christlichen oder katholischen Weltanschauung zu erklären. Weil viele sich die Deutung des Zentrums und seiner Politik so leicht machen, entstehen auch so viele Mißdeutungen und Fehlurteile über den Weg und die Entwicklung des Zentrums. Art und Inhalt einer politischen Gesinnungsgemeinschaft dem Außenstehenden ganz klar zu machen und voll zu erschließen, dürfte allerdings ein wenig aussichtsreiches Beginnen sein; in den Bezirken der Gesinnung schwingt zu viel Irrationales und Imponderables von vielleicht entscheidender Wichtigkeit mit. Aber der Versuch eines Zentrumsmanns, in etwas Aufschluß zu geben über innere Verhältnisse seiner Partei, kann auch für den dem Zentrum Fernstehenden vielleicht von Nutzen sein.

Zunächst muß wohl eine Grundtatsache klar erkannt und in Rechnung gestellt werden: die Zentrumspartei ist im Hinblick auf die Stände, Berufe und Schichten im Volke die umfassendste aller politischen Parteien Deutschlands. Sie ist nicht irgendein Sektor des Volksganzen, sie ist Auslese aus diesem Volksganzen unter einem besonderen Ge-

sichtspunkt, dem religiösen, weltanschaulichen, der in seiner Transzendenz das politische, wirtschaftliche, soziale und nationale Gepräge des Einzelnen nur in den letzten und höchsten Prinzipien berührt und bewirkt, daß die Zentrumspartei zu einem Spiegelbild der Volksgemeinschaft, zu einem Mikrokosmos im Volksganzen wird. Auch heute noch steht im Zentrum der Bauer neben dem Großgrundbesitzer, der Arbeiter neben dem Großindustriellen, der Adlige neben dem kleinen Bürgersmann, das Dienstmädchen neben der gnädigen Frau.

Diese Zusammensetzung der Partei, der in dieser Zusammensetzung sichtbare weltanschauliche Untergrund der Partei, der zugleich ihr stärkstes Bindemittel ist, gibt dem Zentrum Kraft und Schwung in allen Fragen und Aufgaben des öffentlichen Lebens, die unmittelbar das Weltanschauliche und Religiöse berühren, zu dessen Schutz und Verteidigung das Zentrum vor Jahrzehnten im Kampf gegen die Allmacht des Staates gegründet worden ist. Diese Zusammensetzung erklärt aber zugleich auch die Schwierigkeiten und Spannungen, die im Zentrum naturnotwendig immer dann auftreten, wenn es Aufgaben zu bewältigen gilt, die nicht primär weltanschaulich, sondern, wie heute zumeist, ganz materiell und irdisch sind. Wobei allerdings nicht verkannt werden darf, daß das weltanschaulich Gemeinsame im Zentrum sich keineswegs auf kulturelle, religiöse und kirchliche Dinge beschränkt, sondern weit darüber hinaus in alle Bezirke hinübergreift, die durch das natürliche und christliche Sittengesetz klar bestimmt und umschrieben sind. Das trifft die Probleme der Außenpolitik so gut wie die Aufgaben der Innenpolitik und besagt, daß die Außenpolitik des Zentrums auf Verständigung, Versöhnung und Freundschaft mit allen Staaten und Nationen gehen *muß*. Das bedingt gleichfalls, daß das Zentrum eine verfassungstreue Partei sein *muß* und in der deutschen Republik, die es selbst mitgebaut hat, nicht nur der Verfassung feindliche Bestrebungen abwehren, sondern das Werk von Weimar auch schützen und seinen Geist pflegen und fördern *muß*. Das heißt weiter, daß das Zentrum zwar von keinem seiner Anhänger ein republikanisches Gesinnungsbekenntnis verlangt, daß es zur Führung in der Partei, im Staat und im Volk aber keinen zulassen *darf*, der nicht ehrlichen und lauteren Herzens der Republik und dem Volksstaat zu dienen entschlossen ist.

Die Struktur und die weltanschauliche Begründung des Zentrums macht das Problem der Führung in der Partei nicht leichter, wie es manchem scheinen mag, sondern schwerer. Das Zentrum legt Wert darauf, eine politische und interkonfessionelle, keine konfessionelle Partei zu sein. Das hat zur Folge, daß die konfessionellen und kirchlichen Einflüsse, denen der Abseitsstehende das Zentrum immerfort ausgesetzt sieht, in Wirklichkeit nicht nur eine viel geringere Bedeutung haben, als es manchmal scheinen mag, sondern daß das Zentrum auch in weit größerem Umfang als gemeinhin angenommen wird, kirchlicher

Krücken entbehrt und entraten muß. Die historische Entwicklung der Zentrumspartei, ihr Kampf für die Kirche und mit der Kirche im alten Deutschland haben es allerdings mit sich gebracht, daß auch heute noch in der Zentrumspartei vielfach ein Autoritätsbegriff vertreten und hochgehalten wird, der nicht aus den Bezirken politischer Führung und Verantwortung stammt und es nach dem Erlebnis des Kriegs und Umsturzes manchmal erschwert hat, daß sich die Alten und die Jungen in der Partei verstanden und verständigten. Im Vorkriegsdeutschland waren die Führer der Zentrumspartei auch anerkannte Führer des katholischen Volkes, und darum lag es nahe, daß die Persönlichkeiten und Schichten, die im katholischen Leben führend waren, auch in der Zentrumspartei die unbestrittene Führung besaßen. Es hat früher kaum je zu ernsten Unzuträglichkeiten geführt, daß auch im Zentrum Adel, Besitz und Bildung überwiegend in der Führung waren; im alten Obrigkeitsstaat wurden die Vorrechte dieser privilegierten Klassen auch in Zentrumskreisen fast widerspruchslos hingenommen. Bis der Umsturz, der Zusammenbruch der alten Gewalten auch im Zentrum den demokratischen Auftrieb stark werden ließen und sich sehr vernehmlich der Widerspruch gegen die Vorherrschaft der bis dahin Privilegierten meldete. Es war kein Zufall, daß vom Zentrum in die Nationalversammlung ein starker Prozentsatz von Arbeitern und Gewerkschaftsführern, und nicht ein Adliger entsandt wurde. Die folgenden Notzeiten haben allerdings auch im Zentrum wie überall im Land den Schwung und die Begeisterung erlahmen lassen, mit denen nach Deutschlands Zusammenbruch gerade die bis dahin entrechteten Kreise und Kräfte des Volkes sich daran machten, Staat und Volk zu retten in Staat, Gesellschaft und Wirtschaft einen neuen Geist schöpferischer Kraft zu wecken. Für die Zentrumspartei war es ein Unglück, daß gerade in den Zeiten der Umwälzung und des werdenden Neuen rasch hintereinander ihre besten und anerkanntesten Führer dahinstarben: Gröber, Trimborn, Erzberger, Hitze, Burlage und der alte Spahn. So kam es, daß in einer Zeit, in der auch das Zentrum vor ganz neue ungewohnte Probleme gestellt wurde, als es sich bewußt werden mußte, daß im neuen Deutschland sein Aufgabenkreis sich nicht nur gewaltig erweiterte, sondern auch verschob, als nicht mehr die Freiheit und die Rechte der Kirche im Vordergrund seiner politischen und parlamentarischen Betätigung zu stehen brauchten, sondern es zunächst und vor allem darauf ankam, dem Volke das nackte Leben zu retten, Währung und Wirtschaft zu erhalten, daß gerade damals kein Führernachwuchs da war, sich jedenfalls nicht durchzusetzen vermochte, der mit klarem Blick und sicherer, starker Hand Partei und Fraktion auf die neue Zeit um- und einzustellen sich kräftig genug erwies.

Dieser Mangel an Führung trat solange nicht schmerzhaft deutlich in Erscheinung, als nicht nur dem Staate, sondern auch jedem Einzelnen die Not noch so auf den Nägeln brannte, daß alle nur an d

chwere des Heute und nicht an die Sorge des Morgen dachten. Der olitische Weg des Zentrums war ja auch klar, nachdem sich die Partei llen inneren Hemmungen zum Trotz zu einer Arbeitsgemeinschaft it der Sozialdemokratie entschlossen hatte, die bereit war, nicht den lassenstaat, den sie jahrzehntelang gepredigt hatte, sondern den eutschen Volksstaat mitzuschaffen.

Die schwere Notzeit ließ keinen Raum zum Besinnen über Grundätzliches, und in der harten Alltagsarbeit mag auch das Bewußtsein er besonderen Aufgaben und des besonderen Charakters des Zentrums seinen Anhängern weithin geschwunden sein. Erst als durch den uhrkampf die Geister erneut wachgerüttelt waren, ein hartes Saerungsprogramm Währung und Wirtschaft wieder hergestellt und das olk vor gänzlichem Ruin gerettet hatte, als dann zum erstenmal die ozialdemokratie in scharfe Opposition ging, weil die junge Republik e erste Rechtsregierung erhalten hatte, setzte im Zentrum immer bhafter eine Auseinandersetzung über den Weg und den Beruf der artei ein. Diese der taktischen Führung der Partei manchmal recht bequeme Erörterung wurde vergeblich mit der Mahnung bekämpft, ß die Zentrumspartei weder eine Rechts- noch eine Linkspartei, sondern eben nur die Partei der Mitte sein könne, und daß sie darum die reiheit haben müßte, jeweils für rechts oder für links zu optieren. iese aus Taktik geborene Klugheit war aber nicht imstande, dem cht aufs Taktische, sondern aufs Grundsätzliche gehenden Meinungsreit im Zentrum Abbruch zu tun oder den Weg zu weisen. Die ählermassen verspürten instinktiv, daß taktische Bedürfnisse nie die hre Erkenntnis des Grundlegenden und Grundsätzlichen verdunkeln rften und daß politische Taktik nur dann für Wesen und Bestand r Partei ungefährlich ist, wenn über das Ziel und den Weg Klarheit d Einigkeit herrschen.

Die Krise, in die das Zentrum durch den trotz vieler Entschließungen und Parteitagungen nie ganz ausgetragenen Meinungsstreit hineingeraten ist, ist eine Krise, deren Bedeutung über die Grenzen des Zentrums weit hinausreicht, denn es ist die Krise, in der sich heute die Demokratie in Deutschland befindet. Je mehr sich die republikanische Staatsform gefestigt hat, je größer die Lust der Parteien und der Wirtschaftskräfte geworden ist, die politische Gewalt in Deutschland an sich zu reißen, um so näher wird die Entscheidung gerückt, ob in der deutschen Republik der demokratische Gedanke der nicht nur juristischen, sondern auch faktischen Gleichberechtigung aller Stände, Berufe und Schichten — nicht nur in der Legislative, sondern auch in der Exekutive — siegen wird, oder ob nicht doch wieder eine Schicht der Privilegierten sich herausbildet, die gern bereit ist, die Republik zu bejahen, wenn sie ihr die Macht gibt; die Entscheidung, ob wieder zur Volksgemeinschaft oder erneut zur Klassengemeinschaft hinstreben.

Im Zentrum ist die Erkenntnis immer mehr Allgemeingut geworden, daß diese Entscheidung gerade die Zentrumspartei mit der stärksten Verantwortung belastet. Daß der Weg des Zentrums zur Volksgemeinschaft, d. h. zum Ausbau eines wahrhaft demokratischen und sozialen Volksstaates führen muß, wird grundsätzlich nirgendwo in der Partei bestritten. Aber es gibt Unterschiede in der Beurteilung des Ausmaßes der berechtigten demokratischen Forderungen und erst recht Unterschiede im Tempo, mit dem der demokratische und soziale Ideengehalt, der in der Verfassung von Weimar niedergelegt ist, verwirklicht werden soll. Wie überall in unserem öffentlichen Leben, so wirkt sich auch in der Zentrumspartei die an sich keineswegs bedauerliche Tatsache aus, daß Führung und Macht vorwiegend noch in den Händen von Männern sind, die im Deutschland der Vorkriegszeit, in seinen Anschauungen und gesellschaftlichen Verhältnissen aufgewachsen sind, die den Krieg, die staatliche und gesellschaftliche Umwälzung mit anderen Augen gesehen, mit anderen Gefühlen durchlebt und durchlitten haben, als die Jüngeren und vollends die Jugend.

Wenn bis vor kurzem noch Zweifel darüber bestehen konnten, ob die sozialfortschrittlichen Elemente im Zentrum, die zugleich auch seine demokratischsten sind, schwächer seien als die vorsichtigere konservative Strömung im Zentrum, dürfte die neuerliche Entwicklung in der Partei doch wohl allgemein die Erkenntnis geweckt haben, daß die demokratisch-soziale Welle im Zentrum mächtig steigt und daß die Zentrums*wählerschaft* sich für ein schnelleres Tempo des sozialen und demokratischen Fortschritts entschieden hat. Diese Tatsache würde auch in den Parlamenten noch klarer in Erscheinung treten, wenn das bestehende Wahlrecht nicht gerade im Zentrum das Deutlichwerden der Willensmeinung der Wähler erschwerte. Die großen Wahlkreise mit ihren Listen haben gerade für das Zentrum besonders unerfreuliche Auswirkungen. Während die Mandate der anderen Parteien sich mehr oder weniger gleichmäßig über das ganze Reich verteilen, wird der Großteil der Zentrumsabgeordneten in verhältnismäßig wenigen Wahlkreisen gewählt. Das hat zur Folge, daß auf den hauptsächlichsten Zentrumslisten nicht wie bei anderen Parteien, die bei der Aufstellung der Listen natürlich auch dieselben Schwierigkeiten zu überwinden und dieselben Kämpfe mit den Berufsgruppen zu bestehen haben, nur die ersten zwei oder drei Kandidaten, sondern sechs, sieben, acht und mehr Abgeordnete gewählt werden. Daher ziehen als Vertreter des Zentrums in ziemlich regelmäßigem Turnus aus jedem der großen Zentrumswahlkreise dieselben Berufsvertreter — nur mit verschiedenen Namen — in das Parlament ein. Es ist darum nicht verwunderlich, daß Zentrumsfraktionen wohl mehr als andere darunter leiden, daß ihre Zusammensetzung nicht, jedenfalls nicht vorwiegend, nach politischen Gesichtspunkten erfolgt. Stärker als in anderen Parteien ist darum im Zentrum Bedürfnis und Wunsch nach einer Verkleinerung der Wahl-

reise, um nicht nur eine bessere Vertretung der Partei in den Parlamenten, sondern auch eine Politisierung des Parlaments zu erzielen nd letzlich den Parlamentarismus vor dem Bankrott zu bewahren.

Die Zentrumspartei selbst steckt mitten im Politisierungsprozeß rin. Nicht als ob sie das Weltanschauliche, das in ihr beheimatet ist, bstreifen oder degradieren wollte, sondern in dem Sinne, daß immer larer erkannt wird, daß für die Bewältigung der praktisch politischen ufgaben des Alltags die gemeinsame weltanschauliche Basis wohl ut und förderlich ist und aus der gemeinsamen Weltanschauung heraus uch jeder einzelne sich praktisch politisch betätigen muß, daß aber ür die meisten Dinge der praktischen Politik es keinen allgemein anrkannten weltanschaulichen Einheitsmaßstab gibt und es deshalb darauf nkommt und für eine gute einheitliche Politik wesentlich ist, daß u dem weltanschaulich Gemeinsamen auch politisch gemeinsames enken und Fühlen hinzutritt. Manchem Zentrumsmann ist es darum uch zweifelhaft, ob das Streben nach politischer Einigung der deutschen atholiken, das sich insbesondere in den Versuchen, Zentrum und ayerische Volkspartei wieder miteinander zu verschmelzen, in Erscheinung tritt, etwa der politischen Entwicklung der Zentrumspartei inderlich sein soll. Die Vordringlichkeit der großen politischen Aufaben hat eine Auflockerung der weltanschaulichen Gebundenheit im olitischen zur natürlichen Folge gehabt, und wenn man auch in Erinnerung an die Vergangenheit die politische Zerrissenheit der deutchen Katholiken zu bedauern geneigt wäre, kann man sich doch nicht er Erkenntnis verschließen, daß die vielgestaltigen Aufgaben, die das arlamentarische System dem deutschen Volk aufgebürdet hat, auch n katholischen deutschen Volksteil eine, wenn auch nicht im Weltnschaulichen, so doch im Politischen begreifliche, bei der Veranlagung es Menschen ganz natürliche Differenzierung hervorgerufen haben. s ist hoffentlich ein im deutschen Katholizismus bald überwundener tandpunkt, daß politische Differenzen ohne jede Not auch zu weltnschaulichen Auseinandersetzungen führen und daß weltanschauche Bindungen geltend gemacht werden, wo nur weltanschaulich-rundsätzliche, aber keine auf den politischen Einzelfall zugeschnittene raktische Maßstäbe angelegt werden können.

Das Zentrum konsolidiert sich gegenwärtig zur eindeutig republianischen, sozialfortschrittlichen, christlichen Volkspartei und scheint ntschlossen, alle Störungen zu beseitigen und nicht mehr zu dulden, ie es am rüstigen Ausschreiten auf dem beschrittenen Weg hindern ollen. Das Ziel des Zentrums ist die Verwirklichung des sozialen olksstaats; es trägt in sich den Beruf, der sittlich-sozialen Idee der olksgemeinschaft Leben zu geben und wird seine Mitarbeit immer ort anbieten und auch die Führung nur dort übernehmen, wo es gewiß t, daß der Weg vorwärts und nicht rückwärts führt. Ein Vergleich wischen den Leistungen der Rechtsregierungen in der deutschen

Republik und den Leistungen der Regierungen, die sich auf die republikanische Linke gestützt haben, lehrt die Zentrumsführung jetzt hoffentlich endgültig, daß vorerst der deutsche Aufbau und Wiederanstieg solange nicht nur mit der deutschen Rechten möglich ist, als diese Kreise und Kräfte noch kein gefestigtes inneres Verhältnis zum neuen Staat und zur neuen Zeit, die nun einmal die Zeit der Demokratie und des sozialen Fortschritts sein muß, gefunden haben. Es gibt niemanden im Zentrum, der eine ehrliche Mitverantwortung der Deutschnationalen Volkspartei am inneren und äußeren politischen Geschehen nicht freudig begrüßen würde, aber es widerstrebt jeder Zentrumsgesinnung, von der Verantwortung im Staat und für das Gesamtvolk *die* Massen der Wähler und ihre Führer auszuschließen, die an der Schaffung des neuen Deutschlands ein weitaus größeres Verdienst haben, als die Rechtsparteien und deren Interesse am Staat lebendig zu erhalten nächstliegende Aufgabe jedes vernünftigen und politisch weitsichtigen Menschen sein muß. Das Zentrum wird daher nach den Wahlen es als seine selbstverständliche Pflicht ansehen, der Sozialdemokratie seine Bereitwilligkeit zur Fortführung des gemeinsam begonnenen Werkes des Auf- und Ausbaus des sozialen deutschen Volksstaates zu bekunden.

Meine Rheinland-Interpellation im Senat.

Von Senator *Henry Lémery,*
ehemaliger Minister.

Die Zeitschrift „Nord und Süd", an der ich die Freude hatte, zu wiederholten Malen mitzuarbeiten, fragt mich nach dem Sinn und Ergebnis meiner Intervention am 31. Januar l. Js. im Senat im Laufe der Diskussion über die Außenpolitik der französischen Regierung. Ich will es den Lesern von „Nord und Süd" mit aller Ehrlichkeit und aller Einfachheit sagen.

Es schien mir, daß die Politik der deutsch-französischen Annäherung, deren Ursprung und heutiges Symbol Locarno ist, auf einen toten Punkt angelangt war, über den man sie hinausbringen mußte. Man mußte nach vorwärts oder selbst rückwärts (wenn auch nur, um wieder vorwärtskommen zu können), aber man mußte jedenfalls vom Fleck kommen. Denn eine Maschine, die auf einem toten Punkt angelangt ist, bleibt für alle Zeiten unbeweglich, wenn man sie nicht in Betrieb setzt.

Was ist denn in Wirklichkeit vorgegangen? Locarno kündete gewisse Konsequenzen an. Es ist offensichtlich, daß in einer gereinigten Atmosphäre, nach einer Tat, die den gegenseitigen Willen zur Verständigung bedeutet, Deutschland normalerweise Maßnahmen erwarten konnte, die die Last der militärischen Besetzung erleichtern würden; es konnte eine vorzeitige Räumung des Rheinlandes erwarten. Es hat sie erhofft, es hat um sie ersucht.

Ich lasse der deutschen Regierung diese Gerechtigkeit widerfahren, daß sie sofort begriffen hat, daß eine solche Maßnahme, die Frankreich notwendigerweise als eine Konzession von beträchtlicher Bedeutung erscheint, nicht durchgeführt werden konnte, ohne daß ein Gegendienst von Deutschland angeboten wurde. Diese Kompensationen sind in Betracht gezogen worden. Als die deutsche Regierung zum erstenmal ihr Ersuchen um die Räumung des Rheinlandes vorbrachte, begleitete sie es mit einem konkreten Gegenangebot, das sich auf die Reparationen, die Deutschland den Alliierten schuldet, bezieht. Ich will zugeben, daß es keine notwendige Verbindung zwischen seinen Zahlungen und der Räumung des linken Rheinufers gibt, aber man darf nicht vergessen,

daß die deutsche Regierung selbst die Frage der Zahlungen mit einer vorzeitigen Räumung verknüpft hat.

Einige Monate später kommt ein neues Angebot anderer Art. Während die Botschafterkonferenz und der Völkerbundsrat sich in der Frage der Abrüstung Deutschlands verständigen, taucht in den Auslegungen des Investigationsprotokolls, das vom Völkerbundsrat angenommen wurde, der Entwurf eines dauernden Kontrollsystems in der entmilitarisierten Zone auf.

„In der entmilitarisierten Zone", heißt es im Text, „können die besonderen Elemente (éléments spéciaux), die im Artikel 213 nicht vorgesehen sind (d. h. die dauernden und festen Elemente einer lokalen Kontrolle (des éléments de contrôle locaux, stables et permanents) nur durch eine Vereinbarung zwischen den interessierten Regierungen getroffen werden."

Hier war einer Verhandlung über das Gegenangebot für eine vorzeitige Räumung Tür und Tor geöffnet, und man muß bemerken, daß die öffentliche Meinung in Deutschland damals — im Dezember 1926 — sich darüber keineswegs täuschte. Einige bedauerten diese Basis der Verhandlungen, andere nahmen sie mehr oder minder resigniert an, aber alle Deutschen, die diesen Absatz des Protokolls deuteten, geben zu, daß hier Raum für ein Gegenangebot vorhanden ist.

Zum Beispiel: Prof. Hoetzsch schreibt im „Tag" vom 15. Dezember 1926: Dr. Stresemann hat der Möglichkeit der ständigen Elemente im Rheinlande zugestimmt. Wir wissen ganz genau, daß Frankreich mit dieser Forderung kommen wird." Theodor Wolff schreibt im „Berliner Tageblatt" vom 13. Dezember: „Es wird damit gesagt, daß der § 4 selbst eine vorzeitige Räumung in Betracht zieht, falls Deutschland sich entschließen würde, dem Gedanken einer dauernden Kontrolle zuzustimmen."

Ich will hier nicht untersuchen, ob diese Lösungen gut oder schlecht, annehmbar oder unvernünftig sind. Ich will nur das Eine hervorheben, daß nach Locarno, nach dem Eintritt Deutschlands in den Völkerbund, Deutschland selbst glaubt, daß die vorzeitige Räumung des Rheinlandes eine Gunst ist, die ihm nicht gewährt werden kann, ohne daß Frankreich einen beträchtlichen Vorteil, sei es in der Frage der Reparationen oder der Sicherheit bekommt.

Nach diesen Diskussionen, die sich ankündigen, nach den Verhandlungen, die angedeutet werden, erfolgt nichts mehr. Die französische Regierung läßt eine Frage von wichtigster Bedeutung, die die Zukunft unserer beiden Länder betrifft, schlafen. Nun finden wir uns — und hier ist der Punkt, in den meine Interpellation einhakt — nach dieser Zone des Schweigens, die sich über mehr als ein Jahr erstreckt, angesichts einer öffentlichen deutschen Meinung, deren Haltung geändert scheint, und einer deutschen Regierung, die ihren grundlegenden

Standpunkt aufgegeben hat: Die vorzeitige Räumung des Rheinlandes wird nicht mehr als eine Folge von Locarno, sondern als eine Ergänzung gefordert. Es handelt sich nicht mehr um eine Gunst, die eine neue Politik zwischen Frankreich und Deutschland kennzeichnet, es ist die Frage eines Rechts, das sich konsequent aus dem Vertrage von Locarno ergibt. Und nun gibt es keinen Gegendienst, keinen Vorteil, mit dem Frankreich rechnen könnte.

Die deutsche öffentliche Meinung muß sich dieser Tatsache bewußt werden. Sie wird erkennen, daß dieser Wechsel in Haltung und Ton die französische öffentliche Meinung keineswegs günstig beeinflussen konnte. Die Völker ähneln den Menschen. Wenn jemand beabsichtigt, einem anderen eine Gunst zu gewähren, wird er nicht entrüstet sein, wenn man sie von ihm als ein Recht fordert?

Angesichts dieser Haltung, die die deutsche Regierung eingenommen hat, war zu befürchten, daß die französische Regierung, von der öffentlichen Meinung gestützt, einen diametral entgegengesetzten Standpunkt einnehmen und antworten wird: „Wenn Ihr wirklich glaubt, daß die vorzeitige Räumung ein Recht sei, dann können wir ja darüber verhandeln." Dann wären die deutschen und französischen Behauptungen aufeinandergeprallt, ohne jede Hoffnung auf eine Verständigung.

Als ich am 31. Januar l. J. meine Interpellation im Senat vorbrachte, wollte ich die Klippe zeigen, an der man scheitern konnte. Ich sagte zu Herrn Aristide Briand: „Herr Stresemann vertritt einen bestimmten Standpunkt, wie stehen Sie dazu?" Um meinen früheren Vergleich wieder aufzunehmen, habe ich ungefähr wie ein Mechaniker gehandelt, dessen Maschine sich auf einem toten Punkt befindet, und der die verschiedenen Hebel in Bewegung setzt, um sie wieder in Gang zu bringen. Ist es mir gelungen? Zum Teil wohl ja. Es ergibt sich ohne Zweifel aus der Antwort, die mir Herr Aristide Briand gab, daß wir nicht länger untätig sind. Der Sinn seiner Antwort ist: „Herr Stresemann hat gesagt, daß diese Auseinandersetzungen, die zu keinem Ziel führten, unter besseren Umständen, die eine größere Aussicht auf Erfolg gewährleisten, wieder aufgenommen werden könnten. Dies ist auch meine Ansicht, und wir müssen darüber verhandeln."

Ich schmeichle mir daher, daß meine Intervention zu einer Wiederaufnahme der Verhandlungen beigetragen hat, und ich bin für meine Person überzeugt, daß sie zu einem glücklichen Ergebnis für unsere beiden Völker führen wird.

Unter einer Bedingung jedoch, und zwar daß Deutschland nicht vergißt, daß wir besonders empfindlich in allem, was unsere Freunde betrifft, sind. Wir haben ein ausgesprochenes Gefühl der Ehre, und es würde uns schändlich scheinen, die Völker zu verlassen oder scheinbar zu vergessen, die mit Frankreich durch eine historische Freundschaft verbunden sind. Ich füge das hinzu, weil ich an einen Artikel denke,

der in der Zeitschrift „Abendland“ am 10. Juli 1927 erschienen ist i
Beantwortung der Erklärungen, die ich einem deutschen Journaliste
gab. Der Autor dieses Artikels regelt in zwei Sätzen die polnisch
Frage. Er reduziert sie auf die Grenzen eines kleinen auf Deutschlan
angewiesenen Staates. Er schien sogar die Hypothese in Betracht z
ziehen, daß die französische Politik sich zu einer solchen Zerstückelun
hergeben würde. Diese Täuschung gilt es sofort zu zerstören. Di
Verhandlungen von einem so tyrannischen Standpunkt aus, mit eine
solchen Verachtung der in der französischen Seele eingewurzelten Ge
fühle aufzunehmen, hieße sie einem sicheren Fehlschlag auszusetzen

Man muß sich um eine gegenseitige psychologische Verständigun
bemühen — ich wiederhole das immer wieder. Wenn wir unsererseit
versuchen zu begreifen, nachzuempfinden, wie schwer die Besetzun
auf den Deutschen im Rheinlande lastet, müssen die Deutschen ihrer
seits sich bemühen zu begreifen und zu empfinden, was die französisch
öffentliche Meinung zutiefst erschüttern würde.

Durch die Durchdringung der Geister kommt man zur Annäherun
der Völker.

Brennstoff-Probleme.

Von Prof. *Bergius* von der Universität Heidelberg.

Am Anfang war das Holz! Der Mensch konsumierte als Brennstoff ein Produkt, das Sonnenenergie einige Jahrzehnte vor dem Verbrauch geschaffen hatte. Der geringe Bedarf an Brennstoff wurde überreichlich gedeckt durch den jährlichen Zuwachs der Wälder auch in unseren Landstrichen. Der Feuerungsbedarf beschränkte sich im wesentlichen auf den Hausbrand, bei dem mit relativ geringen Verbrennungstemperaturen der nötige Effekt erzielbar war. Für die metallurgischen Zwecke wandelte der Köhler im Walde das Holz in ein heizkräftigeres Material, die Holzkohle, um, die lange Zeit der einzige Wärmespender für die Herstellung des Eisens, des Kupfers und der anderen Metalle gewesen ist.

Nicht immer standen Holzverbrauch und Holzzuwachs in harmonischem Verhältnis, und weite Landesstrecken wurden entwaldet und leiden heute noch an den Folgen dieser Brennstoffwirtschaft. So ist Italien ein ganz holzarmes Land geworden, zum Teil natürlich auch, weil gesunde Waldgesetze, die zu zweckmäßiger Wiederaufforstung zwangen, fehlten.

Erst seit 150 Jahren tritt neben das Holz die Kohle in bedeutenderem Umfange als Brennstoff, obwohl auch schon im Ausgange des Mittelalters gewisse Kohlenvorkommen bekannt waren. Die im Aufschwunge begriffene metallurgische Industrie beginnt, an Stelle der Holzkohle den Koks zu verwenden, ein Produkt, das ursprünglich in ähnlicher Weise aus Kohle hergestellt wurde wie die Holzkohle aus dem Holz.

Mit der Einführung der Dampfmaschine und der Lokomotive sowie des Dampfschiffs rückt die Kohle schon an bedeutsame Stelle der Wirtschaft der Länder ein. Allmählich erobert sie ihre Stellung im Hausbrand, indem sie langsam das Holz, insbesondere aus den Öfen der städtischen Bevölkerung, verdrängt.

Wenn man aber etwa glauben würde, daß die Kohle als Brennmaterial in Deutschland schon gänzlich an die Stelle des Holzes getreten wäre, so ist man doch sehr im Irrtum. Es ist recht bemerkenswert, daß 5 Millionen Tonnen Brennholz, das Äquivalent von etwa 9 Millionen Tonnen Steinkohlen, noch heute in den Ofen wandern, kaum mehr in den

Städten und in den Industriegegenden, aber in großen Mengen auf dem Lande, wo sich der Bauer noch immer den Luxus leistet, der Tradition das Opfer zu bringen und den oft doppelten Preis für sein Heizmaterial zu zahlen, anstatt sich zur Kohle zu bekehren. Wir werden auf diese, in ihrer Bedeutung noch wenig erfaßten Verhältnisse später noch einmal zurückkommen, müssen uns aber vorher über das Wesen der übrigen Brennstoffe klar werden.

Wir verfügen vorwiegend über die Brennstoffe: Steinkohle, Braunkohle, Öl, Gas, daneben über geringere Mengen Torf und endlich über — Spiritus.

Steinkohle ist in erster Linie der Rohstoff der metallurgischen Industrie. 25 % der deutschen Steinkohlenproduktion werden in Koks verwandelt und davon gehen wieder 35 % in die Eisenindustrie und 15 % in den Hausbrand. In zweiter Linie dient die Steinkohle der sonstigen Industrieversorgung und der Energieerzeugung für stationäre Anlagen und die Eisenbahn und erst in letzter Linie dem Hausbrand.

Braunkohle ist das gegebene Material für Energieerzeugung im großen Maßstab am Gewinnungsort wegen des großen Transportwiderstandes der Rohbraunkohle und damit der Rohstoff für die Industrie mit bedeutendem Energiebedarf. In Form der Braunkohlenbriketts liefert sie einen Hauptbestandteil des Hausbrandes.

Die wirtschaftliche Bedeutung des Öls ist heute politisch interessierten Kreisen wohl ziemlich allgemein bekannt. Mit einer in der Weltwirtschaft noch nie gekannten Plötzlichkeit hat im Laufe von nur etwa zwei Dezennien die Weltproduktion an Öl diejenige der meisten übrigen Massengüter überflügelt und steht heute an zweiter Stelle, gleich hinter der Kohle.

Die ungeahnte Entwicklung des Automobilismus, der rasche Aufschwung der Ölfeuerung im Schiffsbetrieb — im ganzen genommen die Erkenntnis, daß der flüssige Brennstoff die geeignete Kraftquelle für bewegte Maschinen ist —, hat das Mineralöl, das noch kurz vor der Jahrhundertwende im Kampf um das Licht von Glühbirne und Gasstrumpf in seinem Lebensnerv bedroht wurde, auf einem anderen Gebiet einen Eroberungszug beginnen lassen, auf dem es nicht aufzuhalten war.

Noch mancher Ostindienfahrer erinnert sich an die „Heiligen Flammen", die im Urwald von Java das nutzlose Benzin verzehrten, und noch nicht allzulange ist es her, daß die Kapitäne sich weigerten, eine erste Ladung dieses Kraftspenders der Zukunft über den Ozean zu fahren.

Das ist heute anders geworden. Heute hat man erkannt, daß im Kriege derjenige unterliegen muß, dem der flüssige Treibstoff fehlt, und auch die breite Masse der Völker beginnt zu erkennen, welche Macht die Länder besitzen, aus deren Boden dieses für die moderne Wirtschaft unentbehrliche Mineral in reichlichem Strome fließt.

Schon früh hat die englische Politik diese für sie außerordentlich gefährliche Lage in der Welt erkannt. Im Krieg und im Frieden stützte England seine Weltmacht auf die Kohlenstationen, die in glücklichster geographischer Verteilung über den Erdball angeordnet waren, Stationen, die es mit dem Produkt seines eigenen Landes zu versorgen imstande war. Die Umstellung der Schiffahrt auf Ölfeuerung mußte die Fundamente dieses Weltmachtfaktors erschüttern.

So sehen wir englische Politik und englische Wirtschaft seit Jahrzehnten bemüht, zu der Kohlenbasis des British Empire eine Ölbasis hinzuzufügen; aber soweit auch England vor dem Weltkriege seine Hand auf die Länder der Welt gelegt hat, nur wenige liefern Öl, ein relativ kleines Gebiet innerhalb der asiatischen Besitzungen, in Burma, und ein unbedeutendes in Ägypten ausgenommen. Canada, Australien und das übrige Afrika sind fast ohne Ölquellen und können den früheren Kohlenstationen den neuen Brennstoff nicht liefern.

Wirtschaftlich sowohl wie politisch mußte England den Anschluß an die Ölproduktion suchen. So vereinigte sich die große englische Ölgesellschaft, die Shell-Oil-Company, mit der ölquellenmächtigen holländischen Gesellschaft, der Koninklijken Nederlandsche Maatschappij tot Exploitatie van Petroleumbronnen in Nederlandsch-Indie, und es entsteht der der amerikanischen Standard Oil Company fast ebenbürtige Trust der Royal Dutch. Da aber in dieser Gruppe der englische Einfluß nicht genügend stark war, schuf die englische Regierung selbst einen Öltrust, die Anglo-Persian Oil Company, der sich mit starken machtpolitischen Hilfsmitteln die persischen Ölfelder erschloß und sich auf diese Weise eine rein englische Produktionsbasis sicherte.

Der Kampf um Mossul, dessen Bedeutung für die europäische Politik nicht jedem geläufig ist, ist ein lehrreiches Beispiel dafür, zu welchen Schritten die Regierungen der europäischen Mächte sich entschließen müssen, um sich mit jenem kostbaren Mineral zu versorgen, das die Natur ohne Rücksicht auf die politischen Gebiete, die durch die Geschichte entwickelt wurden, über die Erde verteilt hat.

Während die europäischen Mächte sich in den östlichen Ländern durch politische Einflußnahme ihren Ölbedarf zu sichern suchten, können sie es auf dem außerordentlich ölreichen amerikanischen Kontinent, der weitaus die bedeutendsten erschlossenen Felder besitzt, natürlich nur auf handelspolitischem Wege tun; denn unter den Völkern, die wir die zivilisierten zu nennen pflegen, wobei ich den Begriff „Zivilisation" nur in wirtschaftlichem Sinne aufgefaßt wissen möchte, und vielleicht besser sagen würde, unter den Völkern, die einen großen Bedarf an Rohstoffen für die moderne Zivilisationsform haben, sind bezüglich der Ölverteilung die Europäer außerordentlich stiefmütterlich behandelt worden.

Die 200 Millionen Einwohner des amerikanischen Kontinents verfügen über die 13fache Ölmenge, wie die 450 Millionen Einwohner Europas.

Die Erdölförderung Europas beträgt nur etwa 20 kg pro Kopf der Bevölkerung, diejenige in Amerika dagegen 600 kg.

In Produktion und Konsum der Erdölprodukte stehen die Vereinigten Staaten an allererster Stelle. Es ist deshalb wohl zu verstehen, daß man sich in diesem Lande mit besonderer Sorge die Frage vorlegt, wie lange wohl der Boden des Landes die Ströme von Öl hergeben wird, die Automobile und Schiffe verschlingen. Recht pessimistisch war die Stimmung, als vor wenigen Jahren ein Gutachten voraussagte, daß in etwa acht Jahren schon die Ergiebigkeit der Quellen stark nachlassen würde. Ein neuer Bericht, den eine von der Regierung berufene Elferkommission in mehrjähriger Arbeit zusammengestellt hat, kommt zu etwas günstigerem Resultat; allerdings sagt auch dieser Bericht, daß die Ölgebiete in der bisherigen Bearbeitungsweise nur noch relativ wenige Jahre den Bedarf des Landes decken werden, daß aber mit verbesserten Gewinnungsmethoden für lange Zeit genügend Öl geschaffen werden kann. Infolge komplizierterer Betriebsweise wird jedoch der Preis der Ölprodukte steigen müssen. Dieser Bericht sieht übrigens vor, daß nicht nur das in der Natur vorgebildete Erdöl für die Gewinnung der flüssigen Triebstoffe herangezogen werden soll, sondern rechnet selbst in den größten Erdöllande der Welt schon mit der Gewinnung der Treiböle aus Kohle.

Die moderne Richtung der Kohlenveredelung hat sich in den letzten 15 Jahren die Aufgabe gestellt, *den Markt der flüssigen Brennstoffe*, der fast ganz dem etwas unsicheren Mineral Erdöl zugefallen ist, mit der die europäischen Nationen nur außerordentlich karg versorgt sind, *der Kohle teilweise zurückzuerobern.*

Man sann auf neue Mittel, um aus der Kohle Öl zu machen, und es ist bekannt, daß außerordentlich umfangreiche Arbeiten wissenschaftlicher, technischer und industrieller Art geleistet worden sind, um den Kohledestillationsprozeß zwecks Verbesserung der Ölgewinnung aus Kohle zu verändern. Die vielen Verfahren der Schwelung oder Tieftemperaturverkokung gehören in dieses Gebiet und sie beruhen darauf, daß man gefunden hatte, daß die Teerausbeute aus geeigneten Kohlen gesteigert werden kann, wenn man die *Kohlendestillation bei tiefer Temperatur* vornimmt. Man teilt dann die Kohle auf in Tieftemperaturteer und Schwelkoks anstatt Hochtemperaturteer und Hüttenkoks.

Wenn auch bei diesen Prozessen das prozentuale Ausbringen an Öl etwas größer ist als bei der Kokerei, so liegt hier genau dieselbe wirtschaftliche Schwierigkeit vor, daß nämlich der Hauptteil der Kohle in Form von Halbkoks entsteht, der zu günstigen Preisen abgesetzt werden muß, wenn die Prozesse wirtschaftlich sein sollen. Daraus ergibt sich aber, daß das Problem der Gewinnung flüssiger Brennstoffe auf diese Weise nicht gelöst werden kann, weil eben die anfallenden Mengen an

Halbkoks viel zu groß sind, wobei natürlich feststeht, daß an manchen Stellen in gewissem Umfange eine Schwelindustrie sich entwickeln wird.

Der zweite Weg der chemischen Kohlenveredelung benutzt das aus Koks und Wasserdampf gewinnbare Wassergas und stellt mit besonderen Hilfsstoffen, die man in der Chemie Katalysatoren nennt, und Wasserstoff, der auch aus Koks gewinnbar ist, chemische Stoffe her, welche bei bestimmter Führung des Prozesses Erdöl-Kohlenwasserstoffen entsprechen.

Dieser Prozeß ist im Jahre 1913 in einer Patentanmeldung der Badischen Anilin- und Sodafabrik beschrieben worden, und er wurde von diesem Unternehmen im Laufe der letzten Jahre in großem Maßstabe ausgebildet, aber nicht, um Benzin oder flüssige Brennstoffe zu erzeugen, sondern um den *Methylalkohol und andere Alkohole herzustellen,* welche relativ hochwertige chemische Verbindungen sind und viel höher bezahlt werden als Benzin. Es hat sich nämlich herausgestellt, daß die synthetische Gewinnung von Benzin auf diesem Wege zu teuer ist, um mit dem natürlichen Erdöl zu konkurrieren. Wissenschaftlich ist dieses Verfahren vom Mülheimer Kohlenforschungsinstitut eingehend behandelt worden, ebenso wie von einer Reihe von Industrien und Forschungsstellen im Auslande. Die wirtschaftliche Konsequenz aber, die durch die damit am besten vertraute Gruppe, die I. G. Farbenindustrie, gezogen worden ist, dürfte sich wohl nicht mehr verändern.

Der *dritte und jetzt industriell in großem Maßstabe aufgenommene Weg der Kohlenveredelung ist ein Prozeß, der darauf beruht, daß Steinkohle oder Braunkohle mit Wasserstoff unter hohem Druck und hoher Temperatur zur chemischen Reaktion gebracht wird.* Die Produkte dieser Reaktion sind Benzin, Gasöl und andere Ölsorten, deren gegenseitiges Mengenverhältnis weitgehend geregelt werden kann. Bei diesem Prozeß, der im Jahre 1913 in meinem Laboratorium in Hannover gefunden und zum Patent angemeldet wurde, und den ich seinerzeit *„Kohlenverflüssigung"* nannte, wird die Kohle praktisch restlos in Öle umgewandelt. Es bleibt im wesentlichen die Kohlenasche zurück und außerdem ein gewisser Anteil der Kohlensubstanz, der in Form von Gas entsteht, das entweder dem Gasverbrauch zugeführt oder im Prozeß selbst zu Heiz- oder Kraftzwecken verwendet werden kann. Bei der Kohleverflüssigung also entsteht kein Koks und kein anderes Nebenprodukt, das den Absatz des Hauptproduktes, des Öles, belasten würde. Diese Tatsache dürfte wohl der Grund sein, daß heute die Kohlenverflüssigung als die aussichtsreichste Methode der Umwandlung der Kohle in Öl betrachtet wird.

Die I. G. Farbenindustrie hat, basierend auf den erwähnten Patenten, in der allerletzten Zeit eine sehr bedeutende Großanlage geschaffen, die im April vorigen Jahres bekanntlich in Betrieb gekommen ist.

Es ist zu hoffen, daß es in absehbarer Zeit in Deutschland möglich sein wird, den größten Teil, ja vielleicht *den Gesamtbedarf an flüssigen Brennstoffen durch die Kohlenverflüssigung zu decken,* eine Aufgabe die, volkswirtschaftlich betrachtet, natürlich außerordentlich wichtig ist, wenn man bedenkt, welche enormen Summen aus unserem Volks einkommen jährlich ins Ausland wandern müssen, um die importierten Mengen von Benzin und anderen Ölen zu bezahlen.

In dem Kreise der Kohlenwirtschaft hat man sich aber manchmal falsche Vorstellungen gemacht über den Einfluß der Kohlenverflüssigung auf den Kohlenmarkt. Ich habe schon öfters an anderer Stelle darauf hingewiesen, daß die deutsche Kohlenwirtschaft quantitativ durch die Kohlenverflüssigung nicht wesentlich beeinflußt werden wird. Denn wenn man den gesamten deutschen Ölbedarf mit etwa zwei Millionen Tonnen im Jahr annimmt, so würde die Herstellung dieses Quantums nicht mehr als ca 2—3% der *gesamten deutschen Kohlenförderung* in Anspruch nehmen, und diese Kohlenmengen werden sich, im Gegensatz zur Kokerei und zur Gasfabrikation, im wesentlichen auf die relativ niedrigwertigen Sortierungen und Arten beschränken. Die Kohlenverflüssigung ist also nicht als eine Hilfsindustrie des Kohlenbergbaus zu betrachten, sondern als eine selbständige neue Ölindustrie die Kohle als Ausgangsmaterial braucht.

Beachtlich für die Brennstoffwirtschaft dürften im Laufe der nächsten Zeit die *Bestrebungen der gesteigerten Gasversorgung* werden. Es ist eine nicht wegzuleugnende Tatsache, daß in den Kokereien betrieben bedeutende Mengen heizkräftigen Kokereigases für Zwecke verwendet werden, für die billige Kohlensortierungen, deren Absatz erwünscht ist, ausreichen. Dieses Gas sucht Absatz nach Gebieten in denen der Heizwert in Form des sehr bequem verbrennbaren Gases viel höher bezahlt wird als in Form von Kohle. Die technische Möglichkeit für die Fernleitung solcher Gasmengen unter hohem Druck ist seit einer Reihe von Jahren gegeben und praktisch erprobt.

Die Frage der Gasfernversorgung hat im letzten Jahre genug im Mittelpunkt der öffentlichen Diskussion gestanden, trotzdem seien hier einige Worte darüber gesagt.

Was ist der volkswirtschaftliche Sinn der Gasfernversorgung? Im Ruhrbezirk und in anderen Kohlenbezirken werden bei der Verkokung der Kohle etwa 30% ihres Heizwertes in Form von Kokereigas gewonnen. Dieses Gas läßt sich natürlich an Ort und Stelle teilweise für Heizungszwecke, in der Hüttenindustrie und zur Krafterzeugung benutzen.

Aber von wenig Ausnahmen abgesehen, verwendet man in dieser Form das Gas nur entsprechend seinem Heizwert, nicht aber entsprechend seinen sonstigen Qualitäten. Denn es ist bekannt, daß man in den städtischen Gasanstalten das Gas aus der Kohle herstellt als einen Brennstoff ganz besonders hochwertiger Qualität, für viele Zwecke

der Kohle soweit überlegen, daß man den Heizwert des Gases im Haushalt mit dem vierfachen Preise bezahlt, mit dem man dieselbe Wärmemenge Kohlen franko Haus bewertet. Der Vorteil, der diese außerordentliche Höherbewertung bedingt, ist die Handlichkeit, die Sauberkeit, die Regulierbarkeit, die Zeitersparnis, auch die hohe Wärmeausnutzung und die stetige Bereitschaft. So ist das Gas, trotzdem es ein teurer Brennstoff ist, gerade der Brennstoff der großen Massen in der Küche geworden.

Man erzeugt also in bedeutsamen Anlagen aus Kohle den Brennstoff Gas, der an anderer Stelle in großen Mengen zur Verfügung steht und dort einfach an Stelle von Kohlen gebraucht wird, ohne daß seine Sonderqualitäten zur Auswirkung kämen. Das ist, volkswirtschaftlich gesprochen, natürlich ein Mißstand, und es ist kein Zweifel, daß über kurz oder lang dieser Zustand aufhören wird, ganz gleichgültig, ob dagegen gekämpft wird oder nicht, denn in einem einigermaßen gut organisierten modernen Lande können sich heutzutage keine Zustände auf die Dauer erhalten, die eine Verwüstung von Werten mit sich bringen. Das Gas muß also im Laufe der Zeit aus dem unrationellen Verwendungsgebiet in den Kohlenbezirken herausgeleitet werden in das breite Land, wo die Menschen wohnen, die das Bedürfnis haben, die wertvollen Qualitäten dieses Kokereigases auszunutzen.

Technisch ist es ohne weiteres möglich, dieses Gas zu niedrigem Preise weite Strecken zu transportieren. Die modernen Hilfsmittel des Rohrleitungsbaues, die Ausbildung der Schweißprozesse sind so weit vorgeschritten, daß keinerlei technische Bedenken gegen ein Ferngasleitungsnetz über das ganze Land sprechen. Daß dadurch dem flachen Lande mancher Vorteil entstehen würde, dürfte nicht zweifelhaft sein und dürfte auch kaum von irgendeiner Seite verneint werden, denn schließlich hat ja auch die Hausfrau des flachen Landes Anspruch darauf, ihr Leben etwas komfortabler einzurichten, ähnlich wie die städtische Hausfrau.

Aber was geschieht? In dem Augenblick, als die nicht besonders glückliche Propaganda der Ruhrindustrie für die Ferngasversorgung einsetzte, erheben sich die kommunalen Gasanstalten wie ein Mann gegen diesen Störenfried. Das ist um so erstaunlicher, da eine Steigerung der städtischen Gasproduktion immer nur in dem Maße möglich ist, als die städtischen Anlagen das mengenmäßige Hauptprodukt ihrer Gasfabrikation, den Koks, verkaufen können. Der Verkauf von Koks ist aber bekanntlich nicht leicht, so daß die Stadt in ihrem eigenen Betriebe immer nur ein gewisses Gasquantum liefern kann. Sie ist deshalb gar nicht in der Lage, für eine starke Vergrößerung des Gasconsums einzutreten, obwohl eine solche Vergrößerung außerordentlich wirtschaftlich sein würde hinsichtlich der Gasverteilung in den Rohrnetzen der Städte, die den größeren Teil des privaten Gaspreises bedingt.

Wenn z. B. heute die Raumheizung durch Gas in irgendeiner Form starke Aufnahme fände, so wären die städtischen Gaswerke in großer Verlegenheit, da sie durch ausgedehnte Gaslieferung für Raumheizungszwecke ihrem eigenen Koks, den sie absetzen wollen, Konkurrenz machen würden.

Trotzdem also die Lage eigentlich außerordentlich klar ist und es für die Kommunen viel vernünftiger wäre, das Gas aus den Kohlenzentren zu beziehen und an die städtischen Konsumenten zu verteilen, trotzdem Investitionsrisiken wegfallen würden, trotzdem eine Absatzsteigerung unabhängig von der Koksproduktion in jedem Maße möglich wäre, erhebt sich eine Mauer des Widerstandes gegen die Einführung des Ferngases. Das ist ein schlechtes Zeugnis für die Unternehmungen der öffentlichen Hand. Es ist ja menschlich zu verstehen, daß sich private Unternehmungen dagegen sträuben, sich von größeren Unternehmungen aufsaugen zu lassen, aber es dürfte eigentlich nicht zugelassen werden, daß Unternehmungen der öffentlichen Hand gegen offenkundige wirtschaftliche Verbesserungen, die im Gesamtinteresse liegen, Front machen, um so mehr, als alle scheinbaren Schwierigkeiten Sicherheit der Preise, Sicherheit der Belieferung, Schutz gegen Überteuerung, ja Dinge sind, die sich ohne weiteres regeln lassen. Merkwürdigerweise sieht man nicht über die Grenzen des Landes und bemerkt nicht, wie man in Amerika in den Public Utilities einen ausgezeichneten Ausweg gefunden hat zum Schutze der Konsumenten gegen die Überteuerung der Gas-, Wasser- und Elektrizitätsbelieferung von privatkapitalistischen Unternehmungen.

Die ganze Frage der Ferngasversorgung ist eigentlich ein bedauerliches Beispiel für den in Deutschland heute noch herrschenden Wirtschaftspartikularismus, ein betrübender Beweis für die unzureichende technische Bildung und geringe Einsicht in die modernen wirtschaftlichen Zusammenhänge, Mängel, die den gebildeten Kreisen in Deutschland nicht übelgenommen werden, obwohl doch die enge Verknüpfung zwischen wirtschaftlichen, technischen und politischen Momenten bei der Beurteilung öffentlicher Angelegenheiten heute klar zutage liegt. Regieren ist dadurch zweifellos sehr viel komplizierter geworden als früher. Ebenso wie im Laufe der letzten Jahre es selbstverständlich geworden ist, daß ein technischer Betrieb in rationellster Weise geführt wird, daß Vergeudung von Material und Arbeitskraft immer mehr vermieden wird, ebenso wie unrationelle Arbeitsweise heute fast als Pflichtversäumnis zu bezeichnen ist, ebenso muß das *staatsbürgerliche* Bewußtsein der Regierenden und der Regierten durchdrungen werden von dem Geiste der modernen Form der Sparsamkeit. Der Staatsbürger muß lernen, sich darüber zu ärgern, wenn er z. B. sieht, daß eine Straße zweimal hintereinander aufgerissen wird, einmal um die Gasrohre zu legen, das andere Mal, um das elektrische Kabel zu legen, weil diese beiden Arbeiten von verschiedenen Dezernaten

erledigt werden, und ihm muß ein solcher Unfug ebenso wehetun, wie wenn er sieht, daß ein Pferd einen überlasteten Wagen durch einen Sandhaufen ziehen muß. Die Pietät vor der Arbeitsleistung ist es, um die es sich handelt.

Nicht immer aber sind die wirtschaftlichen Fehlhandlungen, die auch soziale, politische und kulturelle Fehlhandlungen sind, so durchsichtig wie beim Beispiel der zweimal aufgerissenen Straße oder bei dem leicht zu begreifenden Problem der Ferngasversorgung. Wirtschaftliche Fehlhandlungen auf dem flachen Lande gehen sozusagen unter dem Ausschluß der Öffentlichkeit vor sich. Damit kommen wir wieder zurück zu den Brennstoffen, zum Holz.

Die obenerwähnten 23 Millionen Tonnen entsprechen ihrem Wärmeeffekt nach etwa 9 Millionen Tonnen Steinkohlen und bedeuten über 20% des jährlichen deutschen Hausbrandbedarfs[1]). Von diesem Quantum verbraucht das flache Land mindestens $^3/_4$, und der Bauer zahlt für seinen Brennstoff im Durchschnitt mindestens 50 % mehr als er für die Kohle zahlen müßte. Es bedeutet also, daß die ländliche Bevölkerung nach einer ganz überschläglichen Rechnung 100 bis 140 Millionen Mark zuviel für ihren Hausbrand zahlt, und das in einer Zeit, wo es der Landwirtschaft nachgewiesenermaßen schlecht geht, wo eine Kredithilfe für die Landwirtschaft angefordert wird, und wo wir alle Mittel und Wege suchen, um die deutsche Landwirtschaft vorwärtszubringen.

Diese Zahl wirft plötzlich neue große Brennstoffprobleme auf:

1. Wie erzieht man die Landwirtschaft zum Verbrauch der Kohle, die wesentlich billiger ist als Holz?
2. Wie verwendet man das Holz, das durch die Kohlenfeuerung auf dem Lande frei wird, in rationellerer Weise als bisher? Denn Holz verbrennen ist vom chemischen Standpunkt aus ein höchst bedenklicher Vernichtungsprozeß, ähnlich wie das Verbrennen von Kokereigas für reine Kesselheizzwecke das Gewissen des Staatsbürgers belasten sollte.

Gegen die Verdrängung des Holzes durch die Kohle auf dem Lande spricht vieles. Zuerst die Gewöhnung. Seit Jahrhunderten holt sich der Bauer sein Holz aus dem Walde, wo es der Oberförster versteigert. Wenn er ein eigenes Fuhrwerk hat, fährt er es sich ab an sein Haus, spaltet es, schichtet es und läßt es ein Jahr lang trocknen. Der Preis der Versteigerung ist natürlich ein sehr unsicherer, und der ermittelte Durchschnittspreis, der vorhin erwähnt wurde, kann vielen Anfechtungen unterliegen, weil öffentliche Statistik nicht vorliegt und die angegebene Zahl nur auf allerdings sehr umfangreichen und ausführlichen Einzeluntersuchungen beruht. Es ist jedoch anzunehmen, daß

[1]) Genauere Angaben über das Brennholz-Kohle-Problem hat mein Mitarbeiter, Dr. Otto Jellinek, im „Deutschen Volkswirt" Nr. 33 vom 13. Mai 1927 gemacht.

der angegebene Preis eher zu niedrig als zu hoch ist. Die angeführten Preise sind auch recht plausibel, wenn man sie mit den Holzpreisen in den Großstädten vergleicht, wo doch die Konkurrenz ganz anders als Preisregulator wirkt wie auf dem Lande. Denn die Versteigerungsmethode im Walde hat natürlich auch den Reiz jeder Versteigerung, das künstliche Überbieten der Preise, wo persönliche Momente häufig die sachlichen überwiegen. Dazu besitzt der Oberförster jeweils ein örtliches Monopol, solange keine Handelsorganisation für andere Brennstoffe ernsthaft konkurriert.

Abfahren, Spalten, Schichten und einjähriger Zinsverlust am Holz sind Kalkulationselemente, die der Bauer nicht kennt. Ihm scheint das Holz so viel zu kosten, wie er bei der Versteigerung dafür bezahlt hat.

Diese Lage des Bauern ist außerordentlich sonderbar, wenn man sie vergleicht mit der Lage des Städters bezüglich seiner Brennstoffversorgung. Die Kohlenproduktion und der Kohlenhandel haben gesetzlich genau geregelte Preise. Der Konsument ist gesichert, ähnlich wie der amerikanische Konsument des Gases und der Elektrizität durch die Public Utilities geschützt ist. Natürlich würde es außerordentlich schwierig sein, ein dem Kohlenwirtschaftsgesetz ähnliches Gesetz für das Holz zu schaffen, weil die Variationsmöglichkeiten der Qualitäten außerordentlich stark sind, da sich nicht so leicht wie bei der Kohle Sortenbestimmungen durchführen lassen.

Für die Forstwirtschaft ist der Brennholzverkauf oft praktisch, aber nicht immer. An vielen Stellen wird sogar Holz, das als Nutzholz verkauft werden könnte, zum Brennholz geschlagen, was natürlich wieder ein schwerer wirtschaftlicher Fehler ist, da wir ja im Jahre 1927 Nutzholz im Werte von 400 Millionen Mark eingeführt haben.

Natürlich würde es für die Landwirtschaft in der ersten Zeit unbequem sein, Kohle statt Holz zu verbrauchen, denn das Heizen mit Kohle bedingt gewisse Umänderungen in den Öfen, bedingt gewisse Unbequemlichkeiten in der Ofenbedienung, Dinge, die natürlich bei guter Organisation technisch ohne weiteres zu überwinden sind. Wesentlich ist die Einsicht, daß das Verbrennen von Holz eine Geldvergeudung ist. Die höhere Einsicht, daß das Verbrennen von Holz eine Wertvergeudung im volkswirtschaftlichen Sinne ist, braucht man ja noch nicht von jedem zu verlangen. Aber auch die privatwirtschaftliche Einsicht zu schaffen, wird große Schwierigkeiten bieten, denn der Grundmangel der landwirtschaftlichen Bevölkerung ist ihre geringe Bildung. Wenn ein Teil des Geldes, das die landwirtschaftliche Bevölkerung für Brennstoffe zuviel ausgibt, für Bildungszwecke verwandt würde, wenn ein Teil der Zeit, die die landwirtschaftliche Bevölkerung mit dem Holzfahren, Holzspalten und dem Holzschichten verbringt, zum Lernen angewandt würde, könnte wahrscheinlich eine schwere Wunde der Landwirtschaft geheilt werden, denn der Bildungsmangel

ist der Kern des Uebels der deutschen Landwirtschaft. Unseres Wissens teilen wir diese Ansicht mit sehr vielen Freunden der Landwirtschaft.

Man wird fragen: „Warum benutzt der Kohlenhandel nicht die günstige Gelegenheit, seinen Absatz zu steigern?“ Diese Frage ist allerdings berechtigt. Es muß aber zugegeben werden, daß der Kohlenhandel, besonders in der letzten Zeit, sich ernsthaft bemüht hat, den Absatz auf dem flachen Lande zu steigern. Die Beschränkung des Kohlenhandels seit dem Kriege, aus der er sich allmählich herauszuziehen versucht, ist sicher ein Grund dafür gewesen, daß die Betätigung des wirklichen Kaufmanns in der Kohlenpropaganda nachgelassen hat. Ich sehe aber trotzdem nicht allzu günstig in die Zukunft, wenn nicht Führer der Landwirtschaft selbst diesen Mißstand beseitigen helfen.

Aber das ist nicht ganz einfach. Denn viele Konsumenten dieses unwirtschaftlichen Brennstoffs stehen als Forstwirte der Landwirtschaft außerordentlich nahe. Als wir uns mit diesem Problem beschäftigten, legten wir einem Landfrauenbund, der sich ja eigentlich besonders für die Verbilligung des Brennmaterials interessieren sollte, diese Fragen vor. Die Antwort, die wir erhielten, lautete etwa folgenermaßen: „Eine Verbilligung des Brennholzes auf dem Lande würde die Grundrente des Waldes, die sowieso nur 2—3% beträgt, noch weiter herabdrücken.“

Daß ein Konsumentenverband sich zum Beschützer des Vermögens des Produzenten aufwirft, ist wohl selten dagewesen.

Untersuchen wir objektiv die Gefahren, denen sich die Forstwirte aussetzen würden, falls man dem unwirtschaftlichen Brennmaterial Holz zu Leibe rückte, so kommen wir zu der Überzeugung, daß die Folgen gar nicht so nachteilig sein würden, wie das im ersten Moment den Anschein haben könnte. Aus den Kreisen der Forstwirtschaft selbst werden Schätzungen genannt, die zeigen, welch große Mengen Brennholz als Nutzholz verkauft werden könnten. Der Eberswalder Forstpolitiker Professor Lemmel schätzt die Möglichkeit der Mehrerzeugung von Nutzholz auf Kosten des Brennholzes auf 5 Mill. fm, und in einer Untersuchung über die Papierholzversorgung kommt der Münchener Forstamtmann Dr. Reinhold zu dem Ergebnis, daß allein an Papierholz durch Aussortieren aus dem Brennholz ca. 1,8 Mill. fm der Celluloseindustrie, welche heute einen erheblichen Teil ihres Holzbedarfs importieren muß, zugeführt werden könnten.

Aber nicht nur der Zellstoffindustrie wird durch die Brennholzvergeudung ein wichtiger einheimischer Rohstoff entzogen, im Sinne des Chemikers ist es ja überhaupt ein Unrecht, Holz zu verbrennen, und das um so mehr, als Holz nicht nur ein Rohstoff für Werkstoffe, Papier, Holzkohle und Essigsäure, sondern auch Rohstoff für ein Futtermittel ist.

Es ist in langjähriger technischer Forschungsarbeit gelungen, auf chemische Untersuchungen aufbauend, die Willstätter vor nunmehr

15 Jahren durchgeführt hat, einen technischen Prozeß zu entwickeln, mit dem man aus trockenem und zerkleinertem Holz mehr als 60% Kohlehydrat in reiner Form gewinnen kann. Neben Holz und Wärme werden nur geringe Mengen anderer Stoffe für diesen Prozeß benötigt, und es scheint, daß er sich in großindustriellem Maßstabe bewähren wird.

Kohlehydrate aber importieren wir neben Eiweiß in Form von Mais und Gerste in sehr großen Mengen für unsere Viehzucht. So wurden im Wirtschaftsjahr 1926/27 1,5 Mill. Tonnen Mais und 1,8 Mill. Tonnen Gerste im Gesamtwerte von über 600 Mill. Mark eingeführt.

Man kann schon heute ernsthaft daran denken, aus dem Holz Kohlehydrate für Futterzwecke zu machen, um in Zukunft den Import von Kohlehydraten zu verringern.

Holz ist also ein Rohstoff und sollte kein Brennstoff sein. Wenn es gelingt, die neue Industrie der Futtermittelgewinnung aus Holz durchzuführen, würde der Landwirtschaft an zwei Stellen geholfen werden. Man würde ihr an Stelle des teuren Holzes die billige Kohle als Brennstoff geben und würde ihr aus dem Holz ein wertvolles Futtermittel zurückgeben können. Um zu diesem Ziele zu kommen, ist allerdings eine verständnisvolle Zusammenarbeit von Landwirtschaft, Forstwirtschaft und den Stellen notwendig, die eine solche neue Industrie ins Leben zu rufen haben, wobei die Öffentlichkeit dafür zu sorgen hat, daß Anfangskämpfe einer solchen Industrie sie nicht zum Erlahmen bringen, denn man darf nicht vergessen, mit welchen Schwierigkeiten die großindustrielle Durchführung eines neuen technischen Forschungsergebnisses zu rechnen hat, und wie leicht es kommen kann, daß eine neue gute Sache zu Fall gebracht wird, weil die Umwelt sie vernachlässigt hat.

Die Vorbereitung zur Schlacht von Karfreit (Caporetto).

Eine Antwort an General Krafft von Dellmensingen vom italienischen Marschall *Caviglia.*

Marschall Caviglia sandte uns seinen Aufsatz mit einem Begleitschreiben zu, aus dem ich einige charakteristische Äußerungen anführen möchte: „General Krafft von Dellmensingen hat in seinem Buch ‚Der Durchbruch am Isonzo' in einer Art und Weise über das italienische Heer geurteilt, die ich als — gelinde gesagt — ungerecht empfinde. Er hat offensichtlich, als er sein Buch schrieb, die Zustände im italienischen Heere am Vorabend von Caporetto nicht gekannt. Ich möchte Sie bitten, mir zu erlauben, in Ihrer geschätzten Zeitschrift klar und ruhig auseinanderzusetzen, in welcher Lage wir uns beim Durchbruch am Isonzo befanden. Ich glaube, daß wir Soldaten die Pflicht haben, die grausame historische Kluft, die zwei Völker trennt, die aus vielen und wesentlichen Gründen zusammenleben und harmonisch arbeiten müssen, nicht noch weiter aufzureißen. Deshalb müßte man bei der Darstellung der Geschichte vergangener Kämpfe alle Ausdrücke vermeiden, die dazu beitragen, die Geister zu verbittern."

. *Die politisch-militärische Situation Italiens und Österreich-Ungarns im September 1917.*

Vom Sommer 1917 an hat der Abfall des russischen Heeres den Mittelmächten ermöglicht, fast ihre ganzen Kräfte an die Westfront u schicken. Die Bevölkerung Österreich-Ungarns, die infolge der ielen Schicksalsschläge den Mut verloren hatte, schöpfte aus der ussischen Niederlage neue Siegeshoffnungen und wurde, wenn auch ur vorübergehend, von einer neuen physischen und moralischen Kraft eseelt. Das k. u. k. Heer gewann von neuem die Zuversicht in seine ioralische Einheit. Seit einem halben Jahrhundert in der Überzeugung einer Überlegenheit über die italienischen Kräfte erzogen, der Hilfe und es Rates Deutschlands sicher, fand es geistige Angriffsbereitschaft nd die entsprechenden psychischen Kräfte.

Italien empfand seine Einsamkeit und wußte, daß es keine Hilfe on seinen Verbündeten zu erwarten hatte, aber es ahnte nicht die efahr, die ihm drohte, ebensowenig wie seine politischen Führer, wie e ganze öffentliche Meinung die Tragweite der durch den russischen bfall hervorgerufenen Änderung der ganzen Lage erfaßten. Die timmung der italienischen Bevölkerung wurde durch die Angst vor

der unmittelbar drohenden Gefahr nicht getrübt. Italien hatte sich bis dahin immer in der Offensive befunden. Der Krieg spielte sich fast überall jenseits der Grenze ab, und es schien, als ob dies bis in alle Ewigkeit fortdauern sollte.

Die seelische Verfassung der italienischen Truppen war ungefähr dieselbe wie die, die sie gegen Ende August zum Sieg von Heiligengeist (Bainsizza) trug. Es fehlte ihnen zwar der Elan, der für ihre ersten Kriegstaten von 1915 charakteristisch war, weil wir die Pflege ihrer moralischen und physischen Kräfte vernachlässigt hatten, aber die Organisation war nun vollständig durchgeführt, die Offiziere und Soldaten waren besser ausgebildet, obwohl ihnen jede Kenntnis vom Defensivkrieg, sowohl aus praktischer Erfahrung wie aus theoretischer Ausbildung fehlte.

Im Verhältnis zu den österreichischen Truppen befanden sich die italienischen in einem besseren Zustand. Die Vernichtung des russischen Heeres hatte jedoch lähmend auf sie gewirkt, um so mehr, da sie in dem Augenblick erfolgte, in dem ihnen die Verwirklichung ihrer Hoffnungen nahe schien.

Im Jahre 1917 hat die italienische Oberste Heeresleitung die ihr zur Verfügung stehenden Kräfte bis zum äußersten Maße angespannt und ihre höchste kriegerische Leistung herausgeholt. In den Schlachten in der Zeit zwischen Mai und September hat sie eine Reihe von Divisionen an die Front geschickt, die hätten erhalten werden können, wenn man sie in der Defensive zurückgelassen hätte. In diesen Schlachten hat das italienische Heer 350 000[1]) Menschen verloren, und es fehlten ihm die Ergänzungstruppen, da der Effektivbestand des Heeres fast auf die Hälfte reduziert war.

Österreich-Ungarn ist mit seinen Truppen auf eine weitsichtige und sparsame Weise umgegangen, wie es dem Ernst der militärischen Lage entsprach. Nachdem es nun von dem russischen Druck befreit war, ließ es gegen uns Truppen aufmarschieren, deren Effektivbestand fast unangetastet war. Durch den russischen Abfall und die deutsche Hilfe gestärkt hatte es den Vorteil, einen ihm nicht gewachsenen Gegner anzugreifen, der die Änderung der Lage nicht erfaßt hatte und daher keine Maßnahmen ergriff, um einen eventuellen Ansturm zurückzuschlagen.

II. Die Aufstellung der italienischen Truppen.

Die strategische Situation des italienischen Heeres war schon immer gefährlich gewesen, aber bis zum Sommer 1917 erlaubte die Überlegenheit seiner Kräfte der italienischen Obersten Heeresleitung

[1]) Bei der zehnten Isonzoschlacht gab es 132 000 Tote und Verwundete, 2500 Vermißte, in der Ortigaraschlacht 24 000 Tote und Verwundete, 2000 Vermißte; in der elften Isonzoschlacht (den Angriff von San Gabriele mit eingerechnet) 148 000 Tote und Verwundete, 18 000 Vermißte.

allen Eventualitäten zu begegnen, trotzdem sie sich der Gefahr bewußt war. Nachdem sich nun die Gegner im Vorteil befanden, wurde die strategische Situation bedeutend ernster.

Die allgemeine Zuversicht in Italien war am stärksten bei den militärischen Organen, die beauftragt waren, die Nachrichten über die Absichten und Vorbereitungen des Feindes zu sammeln und zu werten. Diese Organe waren nicht orientiert und nicht imstande, die Symptome des feindlichen Angriffs zu erkennen, und alle Nachrichten über eine bevorstehende Offensive wurden mit Mißtrauen und voll optimistischer Sicherheit aufgenommen.

Das vorauszusehende und unvermeidliche Ereignis, das wir nicht vorausgesehen haben, überraschte uns jedoch vollkommen. Erst einige Wochen vor dem Epilog hatte hie und da ein auf der Front befindliches Truppenkommando begonnen, die Eventualität einer feindlichen Offensive in Betracht zu ziehen, ohne ihr jedoch eine größere Bedeutung zuzuschreiben. Deshalb blieben die wenigen darauf vorbereiteten Truppen von der moralischen Belastung und der Erschütterung verschont, die jede überraschend entstehende ernste Gefahr hervorruft.

Die Oberste Heeresleitung begann sich erst zwei oder drei Tage vor der Schlacht der Gefahr bewußt zu werden, obwohl sie die Drohung der allgemeinen Lage dunkel empfand, als sie im September einen platonischen Befehl des Übergangs zur strategischen Defensive erließ. Sie neigte viel eher dazu, an die Möglichkeit einer feindlichen Offensive von Trient aus über die venezianische Ebene hinweg im kommenden Frühjahr zu glauben. Sie schloß jedoch die Möglichkeit nicht aus, in demselben Frühjahr selbst die Offensive am Isonzo zu ergreifen. Von diesen Voraussetzungen ausgehend hat sie weder Befehle noch konkrete Dispositionen getroffen, um einen Übergang zur strategischen und taktischen Defensive zu sichern. Auf diese Weise blieb das italienische Heer bis zur Schlacht auf der Tiroler Front aufgestellt, als ob es sich noch in der Offensive befinden würde, während die allgemeinen Reserven am unteren Isonzo blieben, um zu zeigen, daß die künftige Offensive auf dem Karst von der dritten Armee in gewohnter Angriffsweise geführt werden würde.

Am 24. Oktober 1917 hatten wir 42 Divisionen zwischen Tolmein und dem Meere auf einer 50 Kilometer langen Front aufgestellt. Das österreichisch-ungarische Heer hatte 40 Divisionen an der italienischen Front, deren Zahl kurz vor der Schlacht, mit Einschluß der sieben deutschen Divisionen auf 53 erhöht wurde. Jede österreichische Division bestand aus 52 Infanteriekompagnien mit 160 Gewehren, die italienischen Divisionen hatten je 36 Kompagnien mit 100 Gewehren.

Alle unentbehrlichen Dienstzweige des italienischen Heeres, ebenso wie die überflüssigen, die sich wie ein Niederschlag bei dem langen Stillstand der Heere bilden, waren noch am Vorabend der Schlacht so

organisiert, als ob wir uns mitten in einer strategischen und taktischer Offensive befinden würden, und doch war neben dem Kampfheer ein anderes, ebenso zahlreiches Hilfsheer vorhanden, das aus isolierten heterogenen, autonomen Elementen bestand, die man häufig vergaß, die für die Defensive nicht ausgebildet wurden und sich bei einer Defensivschlacht als unbrauchbar herausstellten. Alle diese Elemente, die auf einen Rückzug weder vorbereitet, noch dafür organisiert waren, wären in dem Augenblick, in dem die Notwendigkeit eines Rückzugs sich ergeben hätte, zu einem chaotischen, waffenlosen Menschenhaufen geworden, der sich auf den Straßen zusammengerottet und die Verwirrung in die organisierten Truppen hineingetragen hätte.

III. Die Aufstellung der zweiten italienischen Armee.

Das Kommando der zweiten Armee hatte seine Truppen bei Heiligengeist-Bainsizza aufgestellt, um einerseits im Nordosten Tolmein von der österreichischen Front zu trennen und andererseits südöstlich die Hochebene von Ternova zu besetzen und Goerz von dem feindlichen Druck zu befreien.

Mitte September, als es den Befehl bekam, den Übergang zur strategischen Defensive zu vollziehen, änderte es seinen Plan in einen Plan der Gegenoffensive, ließ jedoch die Aufstellung seiner Kräfte unverändert. Drei Viertel der Truppen waren südlich von Tolmein aufgestellt, ein Viertel vor und nördlich von Tolmein. Im Süden kam auf jeden Kilometer der Front eine Division und im Norden je eine auf zwölf Kilometer. Die Reserven waren auf die Gegenoffensive von Heiligengeist-Bainsizza vorbereitet, aber ihre Auseinanderziehung ermöglichte auch eine widerstandsfähige Defensive in den Tälern des Isonzo und Judrio, eine schwache Defensive im Tal der Natisone und eine sehr schwache in dem Tal von Torre.

Zwischen Torre und Tagliamento waren keine Armee- oder allgemeinen Reserven vorhanden.

IV. Das Defensivsystem der zweiten italienischen Armee.

Die Offensivstellung der zweiten Armee südlich von Tolmein wurde von der Obersten Heeresleitung bis zum 19. Oktober nicht ausdrücklich gebilligt aber auch nicht mißbilligt worden und blieb bis zur Schlacht von Karfreit-Caporetto unangetastet.

Die ersten Defensivlinien der zweiten Armee zogen sich alle links vom Isonzo, mit Ausnahme des österreichischen Brückenkopfes von Tolmein, von dem aus rechts der Weg in die Höhe führte. Die Talschlucht von Tolmein war für die österreichisch-ungarische Armee ein Exerzierplatz, in dem sie die Kräfte für eine Offensive zur großen strategischen Abrechnung konzentrieren konnte.

Das Isonzotal südlich und nördlich von Tolmein wirkte bei dieser Offensive wie ein Korridor, der unsere Kräfte berg- und talwärts bis zum Brückenkopf einkreiste und die Gebirgspässe öffnete, die in die Straßen der Ebene zwischen Goerz und Tagliamento mündeten. Der Kommandant der zweiten Armee hat die ganze Bedeutung der Stellung erkannt, und in der elften Schlacht am Isonzo, der Schlacht bei Heiligengeist-Bainsizza, versuchte er vergeblich, Tolmein von den österreichischen Linien abzuschneiden. Sein Plan der Gegenoffensive im Oktober war auf dasselbe Ziel gerichtet, aber die Frontverteidigung war nicht vorbereitet.

Unser Defensivsystem auf dem später angegriffenen Frontabschnitt war in seiner Gesamtheit gesehen stark, aber seine Stärke bestand in der zweiten und dritten Stellung, die nicht dauernd besetzt war. Die erste Stellung, die einzige, die dauernd besetzt gehalten wurde, ließ sich fast nicht verteidigen, aber ihre unerhörte Schwäche war dort am ersichtlichsten, wo sich dem Feind drei Vormarschlinien gegen unsere Etappenstraßen öffneten. Zwei davon gingen von Tolmein und eine von der Talschlucht von Plezzo aus, und in diesen Punkten waren gerade unsere Streitkräfte am schwächsten.

Auf der Front von Tolmein und auf der nördlich von Tolmein gegenen hatte die 19. Division (XXVII. Armeekorps) und die 46. Division IV. Armeekorps) auf je fünf Meter der Schützengräben ein Gewehr. Etwas dichter — ein Gewehr auf je 4 Meter — war die Linie der 0. Division (IV. Armeekorps) in der Talschlucht von Plezzo besetzt. Als Verbindung der beiden Divisionen 46 und 50 hatte das IV. Armeekorps und die Gruppe des Monte Nero, die 43. Division entsandt, die leicht zu verteidigende, gute Stellungen einnahm. Wenn man bei dem Übergang zur strategischen Defensive unsere Truppen in die Resistenzstellung zurückgezogen und die erste Stellung aufgegeben hätte, wäre unser ganzes Defensivsystem um vieles gefestigter gewesen. Diese Aufstellung, die man so leicht verwirklicht hätte, würde aller Wahrscheinlichkeit nach das Geschick der Schlacht geändert haben.

V. Die Absichten des deutschen und österreichischen Heeres.

Die Deutschen und Österreicher kannten unsere strategisch schwachen Punkte, wußten, daß sie einer strategischen Absicht großen Stils entsprachen und verstanden es, ihre Kräfte so zu verteilen, um daraus den größten Vorteil zu ziehen. Die Offensive sollte sich gleichzeitig auf der ganzen Isonzofront aufrollen, um die Italiener bis zum Tagliamento zurückzudrängen, aber der Hauptansturm sollte von rechts gegen den italienischen Frontabschnitt von Heiligengeist-Bainsizza und Plezzo stattfinden. Dementsprechend wurde die österreichische Tirolfront um 13 Divisionen und 2082 Kanonen verstärkt, die zwischen Heiligengeist-Bainsizza und Plezzo aufgestellt waren. Deutschland

hatte ungefähr 7 Divisionen und einen großen Teil der Kanonen beigesteuert. Die neu angekommenen Verstärkungen wurden eine Zeitlang in der Zone zwischen Klagenfurth und Laibach gehalten, wo sie sich bis zum 15. Oktober ausruhen konnten, und dann begann der Vormarsch in die entsprechenden Frontabschnitte. Diese Truppen waren sehr gut vorbereitet, ausgeruht und vollständig in ihrem Effektivbestand.

Auf der ganzen Angriffsfront vom Meer bis Plezzo war die Anzahl der Armeen der beiden Streitkräfte gleich, obwohl die Deutschen und Österreicher 34 Divisionen und die Italiener 42 besaßen. Aber während wir uns südlich von Tolmein versammelten, war die stärkste Zusammenballung der deutschen und österreichischen Truppen gegen unseren schwächsten Abschnitt gerichtet.

Der rechte Flügel, durch die zweite österreichische Isonzoarmee (Boroëvic) verstärkt, sollte Bainsizza angreifen, wo sich die italienischen Kräfte in gleicher Stärke befanden. Der 14. deutschen Armee (von Below) fiel die Hauptaufgabe zu. Der größere Kern der Truppen (fünf deutsche Divisionen und drei österreichische), um Tolmein gruppiert, griff unsere 19. und 46. Division an. Der kleinere Kern (zwei österreichisch-ungarische und eine deutsche Division), östlich von der Talschlucht von Plezzo versammelt, attackierte die 50. Division. Dahinter standen zur Verfügung der deutschen 14. Armee vier Divisionen, drei deutsche und eine österreichische (Jäger).

Die 14. Armee sollte sich zuerst des Korridors des Isonzo bemächtigen, um von zwei Seiten auf die Gruppe des Monte Nero los zuschlagen und die Pässe zu besetzen, die in die Ebene von Friaul münden, um möglichst schnell in die Ebene hinuntersteigen zu können*).

Die Vorbereitung des Manövers von Tolmein wurde in der ersten Zeit 1175 Geschützen und 246 Minenwerfern verschiedenen Kalibers anvertraut, die unsere 19. und 46. Division beschossen, ohne daß unsere Artillerie ein entsprechendes Gegenfeuer eröffnet hätte. Diese ganze Operation mußte mit der größten Schnelligkeit durchgeführt werden.

Am 22. Oktober wurden die österreichisch-ungarischen Truppen verständigt, daß der Angriff für den 24. Oktober festgesetzt sei. Um 6.30 Uhr sollte das Kanonenfeuer beginnen und bis 8 Uhr dauern. Für diese Stunde war der Angriff der Infanterie vorgesehen. Der entsche-

*) Schon am 14. Oktober hatte General Capello die Möglichkeit eines solchen Manövers vorausgesehen, und um es zu verhindern, das neunte und zweite Bersaglieri-Regiment entsandt, das die Linien von Plezzo und Isonzo sperren sollte. Später jedoch wurden die beiden Regimenter in eine andere Stellung abkommandiert. Dann wurde der General Capello krank, und von anderen Sorgen in Anspruch genommen, erinnerte er sich erst im letzten Moment an seinen ursprünglichen Plan und ließ die Brigade „Napoli" entsenden. Aber sein Befehl ist nicht ausgeführt worden.

dende Sturm der österreichischen und deutschen Truppen sollte zuerst mit elf Divisionen gegen drei italienische beginnen, die 19. und 46. in der Nähe von Tolmein und die 50. in der Talschlucht von Plezzo.

VI. Die Bestürzung der italienischen Führer.

Der Kommandant der zweiten Armee begann vom 9. Oktober an das Nahen des feindlichen Angriffs zu empfinden. Bis dahin glaubte er, daß der Feind die Mitte und rechte Flanke seines Heeres angreifen würde. Aber allmählich, als neue Nachrichten von der feindlichen Front durchsickerten, war er gezwungen, die Vorkehrungen gegen die nahende Gefahr mehr nach dem Norden auszudehnen. Jedoch erst am 21. Oktober erfuhr er durch feindliche Deserteure, daß der Angriff bevorstand und bis zur Talschlucht von Plezzo ausgedehnt werden sollte. Er wollte jedoch nicht seinen gegenoffensiven Aufbau südlich von Tolmein zerstören, und um den Gefahren gewachsen zu sein, die nördlich von Tolmein immer bedrohlicher schienen, verlangte er von der Obersten Heeresleitung die Entsendung neuer Verstärkungen.

Der Chef des Generalstabes war damals an der trientinischen Front anwesend. Er glaubte, daß die zweite Armee genügen würde, um einen feindlichen Angriff aufzufangen, hielt außerdem die Gefahr auf der trientinischen Front für größer als auf der Isonzofront, und weigerte sich, die Verstärkungen abzusenden, die der Kommandant der zweiten Armee verlangte.

Aus diesem Grunde wurden die italienischen Gegenmaßnahmen auf dem Abschnitt der bedrohten Front verzögert. Bis zum 20. Oktober hat General Capello nur belanglose, unorganische und unzusammenhängende Vorkehrungen getroffen, die aus einem Hin- und Herschieben verschiedener Ersatzkräfte bestanden, die ein seltsames Mosaik der Divisionen bildeten, und die nicht alle auf die Verteidigung der bedrohten Front, sondern auch auf ein Gegenoffensiv-Manöver eingestellt waren.

Am 18. Oktober kehrte General Cadorna von der trientinischen Front nach Udine zurück, und am 19. fand eine Besprechung mit dem General Capello statt. General Cadorna wies darauf hin, daß das Fehlen der Verstärkungeen die von General Capello geplante Gegenoffensive unmöglich mache, und daß es daher notwendig sei, sich auf eine hartnäckige Defensive und lokale Teilangriffe auf Stellen, wo dem Feind der Durchbruch gelingen sollte, zu beschränken. Dieser Gedanke, den General Capello schon vor längerer Zeit ausgesprochen hatte, war von der Obersten Heeresleitung gebilligt worden. General Cadorna meinte, daß für eine solche Defensive 338 Bataillone mit den 2500 Geschützen und 1134 Minenwerfern der zweiten Armee genügend seien, und bewilligte nicht die geforderten Verstärkungen.

Dieser verspätete Entschluß gefährdete die ganze Stellung der zweiten Armee. Die ungeheure Zusammenballung der Infanterie und Artillerie südlich von Tolmein war nicht mehr notwendig. Die vorgeschobene Verteidigungslinie, die einen ausschließlichen Offensivcharakter besaß, hätte geopfert, die Reserven zurückgezogen und nach links dirigiert werden müssen usw.; alles Maßnahmen, die notwendig waren, um der zweiten Armee eine für die Defensive geeignete Stellung auf der ganzen Front zu sichern. General Cadorna war sich anscheinend an jenem Tage der unmittelbar bevorstehenden Gefahr der feindlichen Offensive noch nicht bewußt. Jedenfalls hat weder die Oberste Heeresleitung noch das Kommando des zweiten Heeres die Maßnahmen ergriffen, die der dringlichsten Notwendigkeit der Stunde entsprachen.

Aber am Morgen des 20. Oktober haben feindliche Deserteure genaue Nachrichten über die Offensivvorbereitungen im Abschnitt unserer 46. Division und in den benachbarten Frontteilen gebracht.

In der folgenden Nacht haben uns andere Deserteure rumänischer Nationalität den Offensivbefehl ihres Regimentes gebracht. In diesem Befehl waren die Dauer des Vorbereitungsfeuers der Artillerie und die zum Angriff festgesetzten Stunden bestimmt, jedoch der Tag, an dem der Angriff stattfinden sollte, war nur mit dem Buchstaben X bezeichnet. Erst um die Mittagsstunde des 22. Oktobers erfuhr man, daß der Tag X der 24. sei. Nach diesen Nachrichten begannen die hohen italienischen Kommandostellen mit fieberhafter Hast verspätete Vorbereitungen auf dem linken Flügel der zweiten Armee zu treffen.

VII. Die Vorbereitungen am Vorabend der Schlacht.

Die italienischen Infanteriebrigaden am Isonzo hatten seit den Schlachten vom Mai und August keinerlei Verstärkungen weder an Truppen noch Offizieren bekommen. Der Effektivbestand der Kompagnien war ziemlich schwach, aber die leitenden Stellen wie auch die Dienste waren notwendigerweise vollständig. Die Kompagnien besaßen 100 Gewehre.

Die Aufstellung der Infanterie war seit ungefähr zehn Tagen der Absicht angepaßt, den Feind auf allen Stellen anzugreifen, wo ihm ein Durchbruch gelingen sollte. Bei allen Armeeteilen, von den Kompagnien bis zum Armeekorps, ließ man die Frage unberücksichtigt, ob die zur Verfügung stehenden Kräfte die Gegenoffensive auf einem so schwierigen Terrain gestatteten. Auf den Frontabschnitten, wo die Kräfte nicht genügten, um den geringsten Frontalwiderstand zu leisten, wie es bei den Stellungen vor den feindlichen Vormarschlinien der Fall war, hat diese Auffassung unser Defensivsystem noch mehr geschwächt, weil dadurch die spärlich vorhandenen Kräfte, die an sich nicht fähig waren, eine zusammenhängende Defensivlinie zu bilden, durch die Zusammenballung an verschiedenen Stellen verdünnt wurden. Eine ernste Folge

der Durchführung dieser Auffassung war die Verwendung der Brigade „Napoli", die ihre ursprüngliche Aufgabe, das Isonzotal auf dem rechten Ufer zu sperren, nicht erfüllen konnte.

Das 27. Armeekorps hatte drei Divisionen (23 Bataillone) auf dem linken Isonzoufer, während das rechte Ufer nur von der 19. Division mit 21 Bataillonen gehalten wurde, die auf einer dreimal so großen Front, wie die von den drei Divisionen besetzte auseinandergezogen waren. Die 19. Division hatte jedoch die Brigade „Puglie" im Rücken als Reserve des Armeekorps.

General Cadorna hatte befohlen, daß das XXVII. Armeekorps den größten Teil seiner Kräfte auf dem rechten Isonzoufer halten solle, aber er versäumte, sich zu vergewissern, ob sein Befehl ausgeführt wurde.

Am Morgen des 22. Oktober wurde auf Befehl die Brigade „Taro" aus der vorgelagerten Defensivlinie in die Ebene von Volzana zurückgezogen, und sie stellte ihre vierzehn Kompagnien in Verteidigungslinie auf, wobei je ein Gewehr auf fünf bis sechs Meter Front kam. Dabei blieben große Frontabschnitte ungedeckt. Die Talsohle blieb südlich und nördlich geöffnet, weil man überhaupt allgemein den Fehler beging, die Berge zu verteidigen und die Täler zu vernachlässigen. Die Kräfte wurden auseinandergezogen ohne Zusammenballung in die Tiefe und ohne die Möglichkeit einer gegenseitigen Unterstützung. Es ergab sich daher, daß die vorgelagerte Verteidigungslinie nicht besetzt war, daß außerdem die Widerstandsstellung mit 14 Kompagnien auf je 8 Kilometer Front notwendigerweise zahlreiche Abschnitte ungedeckt ließ, hauptsächlich jedoch in der Talsohle, d. h. an den schwächsten und am meisten gefährdeten Abschnitten; die Armeelinie war von drei Bataillonen besetzt.

Eine zusammenhängende Widerstandslinie war daher nicht vorhanden. Die Brigade „Puglie" als Reserve des Armeekorps am Ausgang des Judrio aufgestellt, war der einzige Truppenkern, der einer Gegenoffensive fähig war.

Das Kennzeichen der Aufstellung der Kräfte des IV. Armeekorps war die Verdünnung der Kräfte, die sich auf die Größe der zu besetzenden Front und die Tiefe der ihnen zugewiesenen Zone zurückführen ließ, wie auch auf die Notwendigkeit, eine schwache Linie einer vorgelagerten Front zu erhalten. Die 46. Division hatte den Auftrag, den überflüssigen und nicht zu verteidigenden Abschnitt zu halten, der durch die Ebene von Selisce und den Bergausläufer von Mrzli gebildet wurde, und dem Flanken- und Rückenangriff der Österreicher so besonders ausgesetzt war. Infolge der natürlichen Schwäche ihrer vorgeschobenen Frontlinie, die die Truppen vergeblich durch zwei- und dreifache Schützengräbenlinien zu schützen suchte, waren die Verteidiger in der Tiefe zerstreut und durch das Fehlen einer Deckungslinie gefährdet. Nachdem die 19. Division die Linie von Volzana aufgegeben hatte, blieb die vorgelagerte Linie der 46. Division in der Luft hängen.

Der Hauptangriff des Feindes richtete sich auf die rechte Flanke der Division. Diese rechte Flanke, die sich in der Talsohle zwischen dem Fluß und dem Abschnitt 360 ausbreitete, bestand aus einem Bataillon auf einer Front von fast zwei Kilometern, das auf dem Gelände zwischen dem Bergabhang und dem Isonzo zwei Kompagnien auf einer Front von mehr als einem Kilometer aufgestellt hatte.

Die 43. Division hatte eine starke Frontstellung im Hochgebirge, das aus steilen, leicht zu verteidigenden Abhängen bestand. Sie spielte keine Rolle in der Schlacht und mußte ihre Stellung aufgeben, als sie ihre Rückzugslinie in der Talsohle abgeschnitten sah. Die 50. Division hatte die Brigade „Friaul" mit vier alpinen Bataillonen und 15 leichten Batterien auf der vorgelagerten Linie in der Talschlucht von Plezzo aufgestellt. Außerdem hatte sie fünf Bataillone in der Paßenge von Saga als Widerstandslinie aufgebaut. Die Verteidigung fiel nachher diesen fünf Bataillonen zu, da die Truppen in der Talschlucht von Plezzo, die von allen Seiten angegriffen wurden, sich nicht halten konnten.

Die Schwäche des Defensivsystems des vierten Armeekorps ist dem Armeekommando seit dem 18. Oktober und der Obersten Heeresleitung seit dem 21. Oktober nicht entgangen (als sie mit der Möglichkeit des von Tolmein bis Plezzo ausgedehnten feindlichen Angriffs zu rechnen begann). Aber trotzdem versäumte man, die Maßnahmen zu ergreifen, die auf der Hand lagen, und zwar die vorgeschobenen Linien zu verlassen und die Verteidigung auf der Widerstandstellung zu konzentrieren, selbst wenn man dem Feinde dadurch einige Munitionsdepots hätte ausliefern müssen.

Das vierte Armeekorps wurde jedoch in überstürzter Eile durch andere Truppen verstärkt, so daß es die Angriffslinie von Plezzo und Udine schließen konnte, indem es die Paßenge von Saga besetzte, die einen hartnäckigen Widerstand ermöglichte. Außerdem bekam es am Morgengrauen des 24. Oktober als Verstärkung seiner drei Divisionen die Reserve der hastig zusammengestellten Division 34, die noch am 24. ihre Truppen nicht vollständig versammelt hatte und ohne die notwendigen Dienste und Artillerie war. Drei ihrer Regimenter, die sich in Reserve halten sollten, wurden jedoch mit einem bestimmten Auftrag betraut und auf die Abschnitte der drei Divisionen der ersten Linie verteilt. Diese Regimenter unterstanden jedoch weder dem Kommandanten des Armeekorps noch dem Kommandanten der 34. Division, der sie noch nicht zu Gesicht bekommen hatte. Weitere drei Regimenter wurden in der Nacht vom 23. zum 24. erwartet. Sie waren jedoch auf ein sofortiges Eingreifen nicht vorbereitet.

Hinter dem Armeekorps der ersten Linie sollte das VII. Armeekorps aufgestellt werden.

General Capello hatte diese Aufstellung am 17. Oktober befohlen, die zweierlei, ein Defensivziel (hinter den Flügeln des 27. und 4. Korps

und ein Gegenoffensivziel (nach dem Isonzotal zu) verfolgte. Erst am 23. Oktober hat er das Defensivziel südlich von Jesa bis Matajur ausdrücklich festgesetzt. Dieser Abschnitt sollte durch die 3. und 62. Division besetzt werden.

Die 3. Division mit ihren drei Brigaden war erst seit kurzem in Kolowrat. Am 24. Oktober hatte sie noch nicht die Armeelinien entsprechend besetzt, da sie ihre Truppen in den neben den Stellungen liegenden Zonen ausruhen lassen wollte. Die 62. Division war vom 17. bis 23. Oktober durch alle fünf Armeen des italienischen Heeres gewandert. Am 23. Oktober befand sie sich in Cividale. Ihre Truppen gehörten ihr erst seit einigen Wochen und kamen noch immer von verschiedenen Seiten an. Um die Mittagszeit des 24. Oktober waren noch nicht alle Verteidigungsstellen aufgeteilt. Kurz gesagt, um die Mittagszeit des 24. Oktober war das VII. Armeekorps noch nicht hinter den ihm zugewiesenen Stellungen aufgestellt.

VIII. Die Maßnahmen der Deutschen und Österreicher.

In der Generaloffensive, die sich vom Meere bis zur Talschlucht von Plezzo zog, hatte die 14. deutsche Armee die Hauptrolle, und zwar sollte sie zwei Angriffe, einen von Tolmein und den anderen von Plezzo aus auf den bekannten Angriffslinien durchführen. In derselben Zeit sollte der linke Flügel, durch die zweite österreichische Armee (Boroëvic) verstärkt, den Vorstoß der 14. Armee schützen, indem er unsere Kräfte bei Bainsizza (Heiligengeist) angriff.

In der 14. Armee war der Vormarsch der Gruppe Scotti, die aus zwei Divisionen bestand, südlich gerichtet, an dem Bergrücken zwischen Isonzo und Judrio entlang, und griff die 10. alpine Gruppe (drei Bataillone) an. Man muß noch hinzufügen, daß die Gruppe Scotti, die sich auf den Angriff von Cradverh und Globocak konzentrierte, es versäumte, die ungedeckte Angriffslinie, die links vom Isonzo abfiel, sofort auszunützen.

Die Gruppe Berrer (zwei Divisionen) war gegen den oberen Judrio gerichtet und sollte die Höhen westlich von diesem Flusse einnehmen. Sie sollte auch in der ersten Zeit die fünf Bataillone der Brigade „Spezia" bekämpfen.

Die Gruppe Stein (das bayrische Alpenkorps, die 12. schlesische Division, die 50. österreichische Division) sollte den Hauptangriff führen. Das Kennzeichen ihres Vorgehens sollte ihre Schnelligkeit sein, um überraschend zu wirken und die Überraschung auszunutzen. Sie sollte zuerst von Tolmein auf den beiden Isonzoufern vordringen, sich der Talsohle von Caporetto bemächtigen und der Gruppe Krauß den Weg öffnen, die in der Talschlucht von Plezzo tätig war. Diese Aufgabe wurde der 12. schlesischen Division anvertraut.

Der Vorstoß dieser 12. Division war links vom Alpenkorps ge-

schützt, das sich gegen die Brigade „Taro“ (fünf Bataillone) richtete, während auf dem anderen Flußufer die 50. österreichische Division, die unsere 46. Division von der Höhe Mrzli angriff, die rechte Flanke der 12. schlesischen Division schützte. Die 12. schlesische Division ging daher auf beiden Seiten des Isonzo vor, mit fünf Bataillonen auf der linken und vier auf der rechten Seite und gut geschützt auf beiden Flügeln. Die fünf Bataillone der linken Flanke sollten auf ihrem Wege zwischen Tolmein und Caporetto nur eine einzige Kompanie der Brigade „Napoli“ finden. Die vier Bataillone der rechten Flanke trafen zuerst die zwei Kompanien der Brigade „Alessandria“, dann fünf Kilometer weiter ein Bataillon derselben Brigade.

Nachdem das Isonzotal besetzt und der Gruppe Krauß der Weg geöffnet war, sollte die Gruppe Stein sich dann so schnell wie möglich Matajurs und Kolowrats bemächtigen, um dann gegen Udine und Gemona zu marschieren. Sie hätte dann auf ihrem Wege einen Teil des VII. Armeekorps vorgefunden. Dagegen hätte die Kraußgruppe, sobald sie einmal in Karfreit-Caporetto angelangt war, keine italienischen Streitkräfte mehr auf ihrem Wege nach Gemona vorgefunden.

Südlich von der Gruppe Stein sollte dann die Gruppe Berrer nach der Überwindung der Brigade „Spezia“ und des rechten Flügels der Brigade „Taro“ zwischen Judrio und Natisone hinuntersteigen. Dort hätte sie die Gruppe Scotti, den Widerstand der Brigade „Puglie“ und einiger Reservebrigaden der 2. Armee gefunden.

IX. Unsere Artilleriemaßnahmen.

Um die Mittagszeit des 22. Oktober bekam man durch ein aufgefangenes Telephongespräch die Kenntnis davon, daß der Angriff für die Nacht vom 23. zum 24. Oktober festgesetzt war. Ein anderes aufgefangenes Telephongespräch vom 23. enthüllte, daß der Angriff auf die folgende Nacht verlegt worden war, und daß das Kanonenfeuer um 2 Uhr am 24. beginnen sollte. Diese Verzögerung, wie auch andere Vorfälle haben bei unseren Truppen den Zweifel an einem unmittelbar bevorstehenden Angriff verstärkt.

Die Aufstellung der italienischen Artillerie südlich und westlich von dem Brückenkopf von Tolmein war kühn und kräftig genug und hätte in den Schützengräben der ersten Linie jeden feindlichen Angriff aufhalten können. Inzwischen berichten übereinstimmend die Aufzeichnungen aller österreichischen und deutschen Truppenteile, daß alle Operationen bis zum Angriffssturm der Infanterie und auch später ungestört durchgeführt werden konnten. Auf der ganzen Front des XXVII. Armeekorps und zum Teil auch auf der Front des VI. Korps schwieg unsere Artillerie. Es wiederholte sich daher dieselbe Tatsache, die sich bei dem österreichischen Angriff von Altipiani (im Mai 1916) ereignete.

Die zweite Armee besaß keinerlei Erfahrungen in der Defensive, da sie sich bis jetzt immer in der Offensive befunden hatte. Ihre Artillerie hatte daher keine sichere und bewährte Regel in der Geschütztechnik im Falle eines feindlichen Angriffs.

Die Artillerie der zweiten Armee pflegte im allgemeinen nach jeder Offensivschlacht wieder Munition zu sparen, um sie für einen Angriff zu bewahren. Aber an der Front der 19. Division und des IV. Armeekorps, wo der Kampf für die Artillerie sich seit langem in einem Beobachtungsstadium befand, war die Sparsamkeit der Munition zur dauernden Regel geworden. Die Batteriekommandos mußten Tag für Tag über die verbrauchte Munition Bericht erstatten, und um sich eine Kritik zu ersparen, zögerten sie, die tägliche Anzahl der Schüsse, die von dem Armeekommando festgesetzt waren, zu überschreiten. Man hatte vorher nicht festgestellt, ob die Artillerie bereit war, in Aktion zu treten, um die plötzliche Bedrohung eines Großangriffs zu dämpfen. Die einzelnen kleinen Kommandos hätten nicht die Verantwortung auf sich genommen und den Befehl zum Feuern gegeben, ohne sicher zu sein, daß der geeignete Moment gekommen sei.

Es fehlte daher sowohl die moralische wie die technische Vorbereitung, um den „flüchtigen Augenblick" zu erfassen. Dagegen waren die Dispositionen der Obersten Heeresleitung und noch mehr die des Kommandos der zweiten Armee auf die Notwendigkeit gerichtet, sich für den „flüchtigen Augenblick" bereitzuhalten. Nur der Kommandant der Artillerie des Armeekorps verlangte die Autorisierung, um am 24. Oktober gegen 2 Uhr das Feuer zu eröffnen. Das wäre unsere Rettung gewesen, aber diese Erlaubnis wurde ihm verweigert.

Das Schicksal wollte logischerweise, daß alle Voraussetzungen zu unserer Niederlage sich erfüllten. Auf diese Weise konnte der Feind seine Vorbereitungen zum Angriff ohne die geringste Störung bis zum letzten Moment fortsetzen. Seine Armeekorps konnten in der vollen Fülle ihrer Kraft zum Angriff übergehen.

X. Schlußfolgerung.

In einer allgemein gefährdeten strategischen Situation unseres Heeres fand sich die zweite italienische Armee mit ihrem nach Süden zusammengeballten und im Norden schwachen Kräften. Die allgemeinen und Armeereserven befanden sich alle südlich in der Nähe der ersten Linie. Der Feind stieß daher logisch nach dem Norden zu gegen den schwächsten Teil der zweiten Armee und richtete seinen strategischen Angriff gegen den Punkt, von dem er sich am meisten versprach, und auf dem sich keine Reserven befanden. Der Angriff fand zuerst unsere spärliche Infanterie, die auf einer großen Front und in der Tiefe auseinandergezogen war, ohne gegenseitige Unterstützung. Die wichtigsten Wege einer taktischen und strategischen Aktion waren vor ihm

geöffnet. Unsere Artillerie war nicht vorbereitet, um dem Angriff zu begegnen.

Hinter den ersten Linien versuchte man fieberhaft, eine unvollständige zweite Linie zusammenzufügen, jedoch ohne den nunmehr so nutzlosen Apparat der Gegenoffensive südlich von Tolmein zu zerstören. Auf den Etappenstraßen des IV. und XXVII. Armeekorps, das heißt auf den Etappenstraßen der angegriffenen Front, kreisten verschiedene Regimenter, durch widersprechende Befehle hin und her gesandt, durch die vielen Umwege ermüdet, während die Trains auf der Suche nach ihren Regimentern die Straßen versperrten.

Als Sie, mein ruhmvoller Kollege, General Krafft von Dellmensingen, Ihr Buch über den Durchbruch am Isonzo schrieben, kannten Sie nicht die Zustände am Vorabend von Karfreit. Heute richte ich an Sie die folgende Frage: Was hätten Sie an unserer Stelle unter diesen Bedingungen getan, wenn sie die besseren deutschen Truppen gefunden hätten? Als Sie die Linie der Piave erreichten und Grappa angriffen, waren Sie über den Widerstand der Italiener erstaunt. Das, was vielen als Wunder erschien, hatte eine einfache, menschliche Ursache: Unsere Truppen konnten sich endlich mit den Ihrigen unter den gleichen Bedingungen messen.

Walther Rathenaus Eintritt in die Politik.

Von *Harry Graf Keßler.*

„Dreihundert Männer, von denen jeder jeden kennt," schreibt Rathenau 1909 in einem in der Weihnachtsnummer der „Neuen Freien Presse" erschienenen Aufsatz, „leiten die wirtschaftlichen Geschicke des Kontinents." Zu diesen Dreihundert gehörte er. Vierundachtzig großen Unternehmungen stand er zu gleicher Zeit als Mitglied des Aufsichtsrates oder Direktor nah. Im Mittelpunkt seiner Tätigkeit die AEG, die, wie er 1907 schrieb, damals in Europa „unbestreitbar die größte Kombination wirtschaftlicher Einheiten unter einer zentralisierten Führung und Durchgestaltung" war. Mit ihren zahlreichen Unternehmungen und Tochtergesellschaften, nicht nur in Deutschland, sondern auch in England, Spanien, Italien, Rußland, der Schweiz, Südamerika, wuchs sie unter Emil Rathenaus expansiver und sicherer Leitung von Jahr zu Jahr; und Walther Rathenau war dabei seines Vaters rechte Hand. Aber auch außerhalb und neben der AEG hatte er noch zahlreiche andere Unternehmungen, an deren Gründung und Leitung er hervorragend beteiligt war: Elektrochemische Werke, die zum Teil seine eigenen Erfindungen und Patente verwerteten, Verkehrsunternehmungen in Städten, Automobilwerke, Baumwollspinnereien, die Gruben und Stahlwerke des Fürsten Donnersmarck, auf dessen Wunsch er in ihren Aufsichtsrat eingetreten war. Aus einer Aufstellung, die ich seinem Sekretär Hugo Geitner verdanke, ist ersichtlich, daß er insgesamt im Laufe der Jahre bei 86 deutschen und 21 ausländischen Unternehmungen leitend tätig war.

Zu den laufenden Geschäften dieser zahlreichen Unternehmungen kam von Zeit zu Zeit noch irgendeine gewaltige Transaktion, wie sie die beginnende Konzentrationsperiode in der Großindustrie mit sich brachte, so die Fusion der AEG mit der Union, der AEG mit Felten & Guilleaume, der AEG mit Lahmeyer, die er alle drei durchführte. Alles das bedingte tägliche Verhandlungen, Einzelbesprechungen, Sitzungen, Versammlungen, eine gewaltige Korrespondenz, deren Registratur zahlreiche Bände füllt, viele Reisen, am häufigsten an den Rhein, nach der Schweiz und Italien. Eine besondere Art hatte Walther

Rathenau bei Fabrikbesichtigungen, die ihm einen nicht bloß oberflächlichen, sondern ganz intimen Einblick in die technischen und kaufmännischen Vorgänge sicherte: er setzte sie plötzlich und überraschend an und führte sie dann genau bis in kleine Einzelheiten durch. In seinem noch vorhandenen Tagebuch über die Jahre 1911 bis 1914 kehren auf jeder Seite, wie die Wochentage im Kalender, die Namen der großen Wirtschaftsführer jener Jahre wieder: Carl Fürstenberg, Fürst Henckel, Franz von Mendelssohn, Salomonsohn, Paul von Schwabach, Gwinner, F. von Guilleaume, Krupp-Bohlen, Eberhard von Bodenhausen, Klöckner, Ballin, Hagen, Stinnes. Nicht lockerer, sondern immer dichter wird das Netz zweckhafter Beziehungen.

Aber von Tag zu Tag erweitert sich auch Rathenaus Anschauung von den wirklichen Vorgängen bei der weltwirtschaftlichen Fabrikation und Verteilung. Schon die in einer bescheidenen Provinzfabrik in Bitterfeld geschriebene „Physiologie der Geschäfte" bekundete, wie scharf und gescheit er sogar aus einem Winkel das Wirtschaftsleben zu beobachten und durchschauen wußte. Jetzt steht er in einem Mittelpunkt und kann das Bild täglich, fast stündlich durch neue Züge bereichern. Er bekommt von der Leitung aus eine Übersicht über den Mechanismus, über alle seine Räder und Transmissionen, über die Kräfte, die ihn treiben, die Reibungen, die ihn hemmen, wie sie nur ganz wenige sich verschaffen können, und eine noch kleinere Zahl zu erfassen die Phantasie und die physische Ausdauer hat. Er kennt die ganze europäische Produktions- und Verteilungsmaschine wie ein Rennfahrer seinen Motor, den er Stück für Stück auseinandergenommen und wieder zusammengesetzt, auf guten und auf schlechten Wegen ausprobiert, bei jedem Wetter gesteuert hat. Er kennt jedes Rädchen, jede Feder, jede Leitung, weiß, wie und unter welchen Bedingungen er am sparsamsten und sichersten arbeitet, welche Leistungen man von ihm verlangen kann, welche nicht.

Er kennt auch ihre Fehler: die, die verbessert werden könnten, und die, die ihr sozusagen einfabriziert und daher nicht zu verbessern sind. Vor allem auch die Schwächen, die die *politische* Konstruktion der Maschine Europa zur Folge hat; und unter diesen die besonderen Schwächen des Teilstücks Deutschlands. Ein beispielloser wirtschaftlicher Aufstieg hatte Deutschland in wenigen Jahren zur drittgrößten Wirtschaftsmacht der Welt gemacht; ein fast ebenso erstaunlicher politischer Abstieg es in denselben Jahren vom ersten Platz unter den Großmächten in eine Außenseiterstellung gedrängt. Eine leichtsinnige Politik, die allerlei Liebhabereien und plötzliche Einfälle für Staatsnotwendigkeiten erklärte — die zur gleichen Zeit England mit der Flotte, Frankreich in Marokko und Rußland in Konstantinopel beunruhigte — hatte vom russisch-französischen Bündnis über die Englisch-französische Entente auf der Konferenz von Algeciras Anfang 1906 zu einer Niederlage geführt, die noch verschleiert, doch das erste unverkennbar

Symptom der erschütterten Weltstellung Deutschlands war. Die deutsche Regierung antwortete auf das Wetterzeichen nicht durch Änderung ihres Kurses, sondern durch Reden und Rüstungen; und als der Reichstag Schwierigkeiten machte, durch eine Reichstagsauflösung, die Gelegenheit bot zu mehr Reden und mehr Rüstungen. Die Wahl vom 5. Februar 1907 warf die Sozialdemokratie zu Boden, überzeugte das Zentrum von der Richtigkeit des Regierungskurses und machte so die Bahn frei, die von Seitensprung zu Seitensprung und von Flottenvorlage zu Flottenvorlage ohne weiteren Aufenthalt zum Weltkrieg führte. Acht Tage nach der Wahl, am 12. Februar 1907, griff Rathenau in einem Artikel: *„Die neue Ära"* im „Hannoverschen Courier" zum erstenmal öffentlich in die Politik ein. Dieser Artikel ist nicht bloß als erste politische Kundgebung Rathenaus, sondern auch deshalb beachtenswert, weil er das politische Kräftespiel *grundsätzlich* anders sieht als die damals leitenden deutschen Politiker. Er geht davon aus, daß die richtige Methode in der Politik die ist, *„die Dinge naturgeschichtlich zu betrachten und unter Ausschaltung kleinerer Momente die Bilanz der Hauptkräfte und ihrer Abwandlungen zu ziehen. Denn Naturkräfte und Massenzustände sind stärker als Menschen, Kombinationen und Wünsche"*. Als die Hauptkraft unter allen Hauptkräften, die die internationale Geltung eines Landes bestimmen, galten damals allgemein seine effektiven Rüstungen, die Zahl der kampfbereiten Truppen, Kanonen, Panzerschiffe, die es in kurzer Zeit in die Wagschale werfen konnte. Rüstungen waren daher die Hauptsorge des Kaisers und der Regierung. Der damalige Reichskanzler Fürst Bülow formuliert in seiner „Deutschen Politik" (S. 20) seinen Leitgedanken als Reichskanzler mit den Worten: *„Den Bau einer ausreichenden Flotte zu ermöglichen, war die nächstliegende und große Aufgabe der nachbismarckschen deutschen Politik."* Rathenau aber erwähnt in seinem Artikel bei der Aufzählung der Kräfte, die die internationale Stellung eines Landes bestimmen, Rüstungen, bis auf eine knappe, fast verletzend ironische Verbeugung vor den neuen Panzerkreuzern, überhaupt nicht; indirekt aber spricht er ihnen einen entscheidenden Wert ab, indem auch Kriege heute keine Entscheidung herbeiführten. *„Daß neuere Kriege nicht mehr durch Einzelkämpfe der Heroen wie zu Homers Zeiten (statt „Heroen" lies „Panzerkreuzer"), noch durch gedrillte Grenadiere entschieden werden,* ist uns geläufig. *Der Kriegsgott unserer Tage heißt wirtschaftliche Macht ..."*

Also *nicht Rüstungen,* sondern *moralische, intellektuelle und wirtschaftliche Kräfte* sind die entscheidenden Mittel der internationalen Politik geworden. Grundsätzlicher konnte man die damalige deutsche Politik, die zwar gewiß den Frieden wollte, aber das rücksichtslose Aufrüsten als ihren Hauptbeitrag zu seiner Wahrung betrachtete, nicht ablehnen als dieser in der Form vorsichtige, in der Sache die Politik des Kaisers ins Herz treffende Artikel. Darin unterscheidet er sich von der in der Form viel schärferen, in der Sache nicht eigentlich grundsätzlichen

Kritik, die damals Harden Woche für Woche in der „Zukunft" an der kaiserlichen Politik übte. Rathenaus Methoden und Gesichtspunkte sind von vornherein die des zwanzigsten Jahrhunderts, Hardens wie die der damaligen deutschen Regierung noch immer die des neunzehnten. Von den bürgerlichen Parteien aber hat damals keine sich grundsätzlich von diesen veralteten und irreführenden Methoden und Urteilen befreit. Wie fern Rathenaus Anschauungen, die aus seiner präzisen Kenntnis des internationalen Kräftespiels stammten, allen damals maßgebenden deutschen Politikern lagen, zeigt, daß trotz ungeheurer Aufwendungen für Heer und Marine, nicht die geringsten Vorbereitungen wirtschaftlicher Art für den Krieg getroffen wurden, so daß erst Rathenau selbst nach Kriegsausbruch eingreifen mußte, um die wirtschaftliche Rüstung nachzuholen.

Fürst Bülow, der für seinen soeben aus der Wahlschlacht siegreich hervorgegangenen klerikalen Flottenblock einen liberalen Anstrich wünschte und in Walther Rathenau wahrscheinlich nichts weiter als einen vielleicht begabten, liberalisierenden, politisch dilettierenden, in einigen Salons der Hofgesellschaft ganz gut eingeführten jungen Millionär sah, ließ ihn sich kommen und bot ihm an, den Kolonialsekretär Dernburg als dessen rechte Hand auf seiner Inspektionsreise nach Afrika zu begleiten. Rathenau nahm den Antrag an und kam so zum erstenmal in eine offizielle Stellung. Reizvoll wäre es zu wissen, was sich der Auftraggeber und der Auftragnehmer, der damalige und der künftige deutsche Außenminister, als sie sich zum erstenmal amtlich gegenüber saßen, gesagt haben. Jeder hielt den anderen mehr oder weniger für einen Dilettanten, der Kanzler zweifellos Rathenau und Rathenau wahrscheinlich den Kanzler. Beide waren große Sprechtalente, voller Glanz, mit Zitaten, Aphorismen, Bildern um sich werfend; beide Zyniker in dem Sinne, daß sie immer den, mit dem sie gerade sprachen, nicht sehr hoch schätzten, doch etwas fürchteten, und durch eine sorgfältig verhüllte Verachtung ihre innere Sicherheit stärkten. Leider ist über dieses historische Gespräch nichts erhalten. Und aus dem Auftrag selbst ergab sich unmittelbar nicht von Bedeutung. Rathenau begleitete Dernburg, der wahrscheinlich einen christlichen Begleiter vorgezogen hätte, zweimal, 1907 und 1908 nach Afrika, erfreute sich, wie aus seinen Briefen hervorgeht, an der großen afrikanischen Landschaft und wird sein Abhängigkeitsverhältnis manchmal peinlich empfunden haben. Die beiden Reisen waren mehr oder weniger angenehme Ferien, die Rathenau nichts eintrugen, seine übrige Tätigkeit unterbrachen, im übrigen nicht beeinflußten.

Mittelbar allerdings lenkten sie in erhöhtem Maße seine Aufmerksamkeit auf England und das deutsch-englische, damals schon zur Sorge berechtigende Verhältnis. Nach der Rückkehr von seiner zweiten Reise 1908 überreichte er Bülow eine *Denkschrift „Ueber England gegenwärtige Lage"*, die, wie die Zeit gelehrt hat, Englands Haltung

und die Auswirkungen der deutschen Flottenpolitik ohne die damals üblichen Illusionen richtig kennzeichnet. *„Es wäre schwächlich und oberflächlich, wollte man glauben, daß kleine Freundlichkeiten, Deputationsbesuche oder Preßmanöver Unzufriedenheiten stillen können, die aus so tiefen Quellen fließen. Nur unsere Gesamtpolitik ist imstande,* England wenigstens diesen Eindruck zu verschaffen, daß von Deutschlands Seite aus keine Verstimmung, keine Furcht, kein Expansionsbedürfnis und keine Offensive besteht." Bekanntlich bestand diese Gesamtpolitik darin, mit Hilfe des neuen Reichstags den Flottenbau zu beschleunigen, den Streit mit Frankreich über Marokko zu pflegen, durch ein faktisches Protektorat über die Türkei Rußland England in die Arme zu treiben, und von Zeit zu Zeit Eduard VII. durch einen kaiserlichen Witz, den liebende Verwandte gern überbrachten, oder durch einen kaiserlichen sauer-süßen Brief auch persönlich zu verstimmen.

Aber Rathenau lehnte es im Gegensatz zu Harden ab, für den Abstieg Deutschlands den Kaiser allein verantwortlich zu machen, sondern sah neben diesem als zweite tiefere Ursache des schnellen Abwirtschaftens das preußisch-deutsche Regierungssystem, das *die Auslese von Talenten für den Staatsdienst* durch die allzu starke Bevorzugung einer kleinen Anzahl von Familien in verhängnisvoller Weise behinderte. In seiner Antwort an einen Herrn von N. in *„Staat und Judentum"* (S. 199) sagt er: „Ein Volk von 65 Millionen Menschen kann verlangen, daß die führenden Stellen im Staatswesen von allerersten Talenten, die verantwortlichen Stellen von befähigten Spezialisten besetzt werden. *Tausend herrschende Familien können selbst bei hoher und spezialisierter Begabung weder an Zahl noch an Beschaffenheit den gewaltig gesteigerten Verbrauch an Verwaltungskräften decken.* Kein gerecht denkender Mensch wird diesen Familien ihre Verdienste zu schmälern, ihre entschiedene Mitwirkung bei den höchsten Staatsaufgaben zu beseitigen wünschen. Wollen sie aber dauernd die Staatsmaschine monopolisieren, *so werden die Verhältnisse sich stärker erweisen und diejenigen Abhilfen eintreten lassen, die den widerspenstigen Konservatismus Preußens schon mehrmals, wenn auch in hartem Anstoß, zurecht gerückt haben, und die man demgemäß sehr wohl als Fügungen bezeichnen durfte."*

Es ist daher nicht verwunderlich, daß Rathenau schon früh einen noch tieferen Pessimismus empfand als den schon damals üblichen; aus dem Zusammenwirken von zwei so verhängnisvollen Ursachen wie der anormalen Geistesverfassung des Kaisers und der mangelhaften Auslese für den Staatsdienst folgerte er die Unvermeidlichkeit einer Katastrophe. Schon im Herbst 1906 erwiderte er mir auf meine Worte: ‚Die Mißwirtschaft dauere schon so lange, daß man anfangen könne zu hoffen, sie werde ohne Katastrophe ablaufen." „Sie irren sich, eine Bank wie die Deutsche Bank kann fünf Jahre von gänzlich unfähigen

Direktoren geleitet werden, ohne daß draußen jemand etwas merkt aber dann wird allmählich der Abstieg beginnen. Bei einem Staa wie Deutschland kann ein Mißregiment *vielleicht zwanzig Jahre* ohn großen Schaden dauern; dann melden sich aber plötzlich überall di Folgen."

Unheimlich fängt der Hintergrund an zu leuchten, vor der Rathenaus Figur sich bewegt. Noch ist zwischen der Figur und der Hintergrund ein Abstand, eine Ferne; aber langsam setzt der Hinter grund sich in Bewegung, dringt auf die Figur ein, zieht sie in sic hinein, verschlingt sie.

1911: Agadir; erstes Wetterleuchten des Weltkrieges: Deutschlan macht den Panthersprung nach Marokko und findet England zum Krieg bereit an Frankreichs Seite; Italien geht nach Tripolis und wirft di Fackel in den Balkan, an dessen Flammen Europa und die Welt sic entzünden werden. Bülow ist in Ungnade, Bethmann an seiner Stell Reichskanzler, Kiderlen Staatssekretär des Äußern. Auf Agadir rea gieren die Börsen panikartig; kurzer Schreck, denn im übrigen i Hochkonjunktur. In allen europäischen Hauptstädten: Berlin, Pari London, Petersburg beginnt der Tanz vor der Guillotine. Von diese letzten Jahren vor dem Weltkrieg kann man sagen, was Talleyran von den letzten Jahren vor der großen französischen Revolution gesa hat: „Wer sie nicht erlebt hat, weiß nicht, was leben heißt." Die We scheint wie von Sinnenlust und Angst berauscht. Ein Taumel hat s erfaßt. Und immer da, wo er gerade am tollsten ist, taucht in sein Mitte dionysisch mit seinen Bacchantinnen der Genius des Tanze Nijinski, auf. Rathenau aber schreibt: „Ich sehe Schatten aufsteige wohin ich mich wende. Ich sehe sie, wenn ich abends durch d gellenden Straßen von Berlin gehe; wenn ich die Insolenz unsere wahnsinnig gewordenen Reichtums erblicke; wenn ich die Nichtigkei kraftstrotzender Worte vernehme oder von pseudogermanischer Au schließlichkeit berichten höre, die vor Zeitungsartikeln und Hofdame bemerkungen zusammenzuckt. Eine Zeit ist nicht deshalb sorgenlo weil der Leutnant strahlt und der Attaché voll Hoffnung ist. Se Jahrzehnten hat Deutschland keine ernstere Periode durchlebt als dies. („Staat und Judentum" 1911. Ges. Schriften I S. 206.)

Er, der seit drei Jahren nur geschäftlich und literarisch tätig gewesen ist, wendet sich wieder der Politik zu. Freienwalde liegt nicht weit von Hohenfinow; der Reichskanzler ist Rathenaus Gutsnachbar; zwischen ihnen entwickelt sich ein freundschaftlicher Verkehr. Bei einem Diner beim Kanzler im Februar bietet der Führer der Nationalliberalen, Bassermann, Rathenau eine nationalliberale Kanditatur für den Reichstag an. Das Angebot verdichtet sich im Mai zu der Einladung, in Frankfurt an der Oder zu kandidieren. Rathenau nimmt an unter der Bedingung, daß er von den Nationalliberalen und Freisinnigen gemeinsam aufgestellt

werde, als erster Schritt in der Richtung auf eine große bürgerlich-liberale Partei, wie er sie in seinem „Neue Ära" Artikel 1907 gefordert hatte. Nach mehrwöchigen Verhandlungen unerfreulicher Art zieht Rathenau seine Zusage zurück. Den Ausschlag scheinen die Meldungen aus dem Wahlkreis selbst gegeben zu haben: der Name Rathenau „wirke wie ein rotes Tuch", weil er Jude sei und wegen seiner bekannten Ansichten. Zum erstenmal bekommt Rathenau seine Unbeliebtheit und die Rückwirkungen seiner Ansichten praktisch zu fühlen. Ein öffentlicher Mißerfolg blieb ihm erspart; das Zwischenspiel blieb geheim. Die Meisten selbst seiner nächsten Freunde erfuhren nichts.

Inzwischen bereitet sich Agadir vor. Während des Frühjahrs wächst die Spannung mit England in der Flottenfrage. Deutschland hat die Wahl zwischen zwei Aufmarschlinien: entweder ohne Umschweife auf eine Verständigung mit England über den Flottenbau losgehen, oder diese auf Umwegen erstreben, indem zunächst ein starker Druck auf England ausgeübt, die Entente gelockert, und erst nachher über die Flotte verhandelt wird. Die deutsche Regierung wählt die zweite Linie: Bethmann antwortet in einer Reichstagsrede auf die englische Anregung zu einer direkten Verständigung ausweichend. Rathenau setzt sich ein für die direkte Verständigung. In einem Artikel *„Politik, Humor und Abrüstung"* in der „Neuen Freien Presse" vom 12. April 1911 (Gesammelte Schriften I, S. 173 ff.) macht er dazu praktische Vorschläge, indem er den Gedanken einer *Kontingentierung* der Rüstungen neu in die Debatte wirft. Wieder, wie im „Neue Ära" Artikel, als Ausgangspunkt die Anschauung, daß Rüstungen kein entscheidender Machtfaktor eines Staates seien. „Der Umfang der Rolle, die ein Staat auf dem Welttheater zu spielen berechtigt ist, bestimmt sich zu jeder Zeit durch eine Reihe von Gegebenheiten *geographischer, physischer und moralischer Ordnung. Vorübergehend* kann die tatsächliche Machtsphäre die Grenzen der natürlichen Berechtigung überschreiten oder unausgefüllt lassen; *auf die Dauer werden Macht und Machtberechtigung, Ausdehnung und Ausdehnungsberechtigung sich die Wage halten."* Dieses vorausgesetzt, ist es „sicher schwierig, aber durchaus nicht hoffnungslos, Mittel zu finden, um *auf dem Wege der Kontingentierung* die kriegerische Anspannung auszugleichen und in erträglichen Grenzen zu halten, und *in diesem Sinne ist der Gedanke der Abrüstung keine leere Utopie."*

Die deutsche Regierung jedoch beharrt auf ihrem Plan; der „Panther" demonstriert vor Agadir, — mehr der Flotte als Marokkos wegen, — mehr im Hinblick auf England als auf Frankreich. England sollte durch eine starke Spannung zwischen Frankreich und Deutschland zu einer vorsichtigen Zurückhaltung genötigt werden; doch es blieb an Frankreichs Seite. Deutschland mußte mit Verhandlungen über Kompensationen für Marokko sein Gesicht wahren; und ein Jahr später zieht Bülow Rathenau gegenüber das Facit: „das Ausland wisse genau,

daß wir im Juli 1911 zurückgewichen seien. Tittoni habe ihm gesagt: „Welche Veränderung in dem Benehmen Frankreichs gegen 1905! Man könne nicht fassen, daß diese Situation nur sieben Jahre zurückliege."

1912. Januar. In den Pariser Salons ist eine Hälfte der Gesellschaft wie toll für einen Krieg an Englands Seite gegen Deutschland: alte Gräfinnen, Geschäftsleute, Dichter, Journalisten, Mitglieder der vornehmen Klubs. Auf Montmartre, in den billigen Kabaretts, wo der kleine Mann nach Tisch seine Cognac-Kirsche schlürft, ist Agadir und Deutschlands Zurückweichen vor Englands Panzerschiffen das Bravourstück. Mussets Antwort auf das Rheinland, „Nous l'avons eu votre Rhin allemand", wird Kabarettnummer, und die Galerie rast dazu. D'Annunzio wirft von Paris Kriegsoden wie Brandfackeln nach Italien alle zehn Tage pünktlich wie ein Trommelfeuer eine; und jede wird in anderthalb Millionen Exemplaren verbreitet, in den Kasernen an geschlagen, an die kämpfenden Regimenter in Tripolis verteilt, von begeisterten Studenten in Cafés und auf Plätzen öffentlich verlesen. Italien glüht. Giolitti, der Ministerpräsident, muß zu der List greifen, ein französisches Schiff, das angeblich Waffen nach Tripolis durch schmuggelt, anzuhalten, um als Gegengewicht etwas von der Kriegsbegeisterung von Österreich auf Frankreich abzudrehen. — In England ist die Erregung weniger sichtbar, aber tiefer. Am 8. Februar erscheint der englische Kriegsminister, *Lord Haldane, in Berlin* und bietet zum letzten Mal die Hand zu einem Flottenabkommen. Die Verhandlungen scheitern am Widerstand des Marine-Staatssekretärs von Tirpitz. Schlimmer noch: Haldane verläßt Berlin mit dem Eindruck, daß Deutschland weniger zu fürchten sei, als er bis dahin angenommen hatte. Er hat festgestellt, daß oben das Chaos herrscht: der Kaiser hat ihm das Eine, Tirpitz etwas Anderes, und der Staatssekretär des Auswärtigen ein Drittes gesagt; und jeder hat über den andern geklagt. Und außerdem hat er festgestellt, und gerade das hat ihn tief beeindruckt, daß der Geist der Preußen und Deutschland groß gemacht hat, die hohe philosophische und ethische Kultur, die hinter allen großen deutschen Erfolgen stand, an der Spitze abgestorben ist, nichts mehr gilt. Der Kaiser hat ihm, Lord Haldane, der von Beruf Philosoph ist und die Verwahrlosung der Gräber von Fichte und Hegel beklagte, geantwortet: „In meinem Reich ist für Leute wie Fichte und Hegel kein Platz". Selten ist in einem weltgeschichtlichen Augenblick ein Kaiserwort unglücklicher gewesen. — Der Kaiser allerdings meint ein paar Tage später zu Rathenau: „Die Franzosen seien jetzt ängstlich; er brauche nur erst in Cowes zu sein, dann werde er mit dem König von England alles wieder in Ordnung bringen. Sein Plan sei: Vereinigte Staaten von Europa mit Einschluß von Frankreich *gegen Amerika.*" Die Franzosen ängstlich! Georg V. gegen sein Kabinett! England gegen Amerika! In diesen Worten zeigt

sich der Geist, der die deutsche Politik leitet: leichtgläubig, ohne Grund optimistisch, ohne präzises Bild der Kräfte, die wirklich am Werke sind.

Rathenaus Weltbild ist etwas weniger naiv-kindlich. In zwei in der „Neuen Freien Presse" erschienenen Artikeln befaßt er sich mit der Lage. Im ersten offenbar auf den Kaiser berechneten vom 6. April 1912 *„England und wir. Eine Philippika"* (Gesammelte Schriften I S. 209 ff.) nimmt er den Gedanken der *Kontingentierung* wieder auf und versucht, ihn dem Kaiser durch einen Zusatz schmackhaft zu machen: *„England soll Deutschland einen Neutralitätsvertrag bieten."*

Im zweiten Artikel, der *„Politische Auslese"* betitelt ist und am 16. Mai erschien, untersucht Rathenau wieder einmal die Frage, welche Ursachen für die Lage, in die Deutschland hineingeraten ist, verantwortlich sind; und findet sie wieder, wie in seiner ein Jahr früher erschienenen „Kritik der Zeit" in der *mangelhaften Auslese* der deutschen Diplomaten und Staatsmänner.

Noch einmal erhebt er im Herbst dieses Jahres seine Stimme in einem im Oktober in der „Zukunft" erschienenen seltsam düsteren, von einer Weltuntergangsstimmung durchzogenen *„Festgesang zur Jahrhundertfeier 1813"*. Den Grundton dieses sonderbaren „Festgesanges", der in Wirklichkeit ein verzweifelter *Protest gegen den in der Organisierung begriffenen hohlen Festrausch* ist, drückt das schauerliche Motto aus Hesekiel aus, das unter dem von Rathenau ihm gesetzten Titel *„Bedrückung"* ihm voransteht: „Du Menschenkind, so spricht der Herr: das Ende kommt, das Ende über alle vier Örter des Landes. Das Ende kommt, es ist erwacht über Dich, siehe: es kommt." (Hesekiel VII, 2.)

1913: Poincaré. Am 16. Januar wird Poincaré zum Präsidenten der Französischen Republik gewählt; gegen Pams, dessen Wahlparole der Friede war. Ganz Paris sagt, die einen freudig, die anderen bedrückt: *„Poincaré c'est la guerre."* Die Dienstzeit wird auf drei Jahre verlängert. Zur Popularisierung der Armee führt Millerand, der französische Kriegsminister, den großen Zapfenstreich ein; jeden Sonnabend spät, mit Lampions und Musik, zieht die Truppe, bunt bewimpelt, durch die Hauptstraßen von Paris; rechts und links auf beiden Bürgersteigen marschiert der Pöbel mit, nationalistische Lieder singend. Die elegante Welt, die zu Nijinski ins Chatelet, zu Caruso in die Oper strömt, hält ihre Autos an, tritt, wenn der Zapfenstreich im Zwischenakt vorbeikommt, auf die Straße und applaudiert. In der Ferne, auf dem Balkan, tobt der zweite Balkankrieg. Rußland legt in Paris eine neue Anleihe von 665 Millionen Franken für strategische Bahnen auf. Der Großfürst Nikolaus, der Höchstkommandierende des russischen Heeres, macht der französischen Armee einen offiziellen Besuch; die Großfürstin, die Montenegrinerin, begrüßt von Nancy aus in einer Kundgebung *„die verlorenen Provinzen"*, das Elsaß und Lothringen.

In England organisiert Haldane in der Stille das Britische Landungskorps. In Deutschland fordert die Regierung vom Volk ein „Notopfer" eine Milliarde für neue Rüstungen. Um das Notopfer zu begründen und als Vorspiel zur kommenden „großen Zeit", wird an 1813 durch eine Nationalfeier größten Stils erinnert.

Rathenau veröffentlicht am 23. März in der „Neuen Freien Presse" eine leidenschaftliche Warnung: *„Das Eumenidenopfer"* (Ges. Schr. Bd. I, S. 253 ff). Es lohnte sich, was hier leider nicht möglich ist, diesen Artikel, den stärksten und unwiderleglichsten, den er geschrieben hat, von der ersten bis zur letzten Zeile zu zitieren.

Nach dieser gewaltigen Anklageschrift macht er am Schluß des Jahres in einem Artikel: *„Deutsche Gefahren und neue Ziele"* in der „Neuen Freien Presse" vom 25. Dezember 1913 (Ges. Schr. Bd. I, S. 267 ff.) einen letzten Versuch, eine Lösung vorzuschlagen, die zugleich Deutschland aus seiner verzweifelten Lage befreien und Europa den Frieden sichern würde: *„Es bleibt eine letzte Möglichkeit: die Erstrebung eines wirtschaftlichen Zollvereins,* dem sich wohl oder über über kurz oder lang die westlichen Staaten anschließen würden . . . *Die Aufgabe, den Ländern unserer europäischen Zone die wirtschaftliche Freizügigkeit zu schaffen, ist schwer, unlösbar ist sie nicht.* Handelsgesetzgebungen sind auszugleichen, Syndikate zu entschädigen, für fiskalische Zolleinnahmen ist Aufteilung und für ihre Ausfälle Ersatz zu schaffen; aber *das Ziel würde eine wirtschaftliche Einheit schaffen, die der amerikanischen ebenbürtig, vielleicht überlegen wäre, und innerhalb des Bandes würde es zurückgebliebene, stockende und unproduktive Landesteile nicht mehr geben. Gleichzeitig aber wäre dem nationalistischen Haß der Nationen der schärfste Stachel genommen. Verschmilzt die Wirtschaft Europas zur Gemeinschaft,* und das wird früher geschehen als wir denken, *so verschmilzt auch die Politik.* Das ist nicht der Weltfriede, nicht die Abrüstung und nicht die Erschlaffung, aber es ist Milderung der Konflikte, Kräfteersparnis und *solidarische Zivilisation."* Paneuropa!

1914. Die Zeit ist aus den Fugen. Eine eigenartige Atmosphäre hat sich gebildet, eine Art von Rauschgas, dessen Komponenten Brutalität, hemmungslose Sinnlichkeit und Mystizismus sind. In dieser wird langsam ein Blutgeruch bemerkbar. Eine Sonnenfinsternisbeleuchtung macht aus den ungewöhnlichen Ereignissen, die sich überall häufen, Wunder und Zeichen wie vor Cäsars Tod in Shakespeares Tragödie. In Berlin widmen sich Kreise, die sonst anderen beschäftigt sind, spiritistischen Sitzungen: Geisterbeschwörungen finden bis in die Umgebung des Generalstabschefs statt. In Paris ermordet mitten im Carneval die Frau des französischen Finanzministers den bekanntesten französischen Journalisten. Rußland wird, nachdem es im Januar 600 Millionen Goldfranken zum Ausbau seiner strategischen

Aufmarschbahnen bekommen hat, brutal deutlich; am 12. März bringt die „Petersburger Börsenzeitung" eine offiziöse Auslassung: *„Rußland ist kriegsbereit"*, die unverhüllt die Faust zeigt und, wie sich bald herausstellt, vom russischen Kriegsminister Suchomlinow selbst geschrieben ist. Im Juni folgt in den „Preußischen Jahrbüchern" der Aufsatz eines russischen Professors Mitrofanoff über „Die Motive und Ziele der russischen Politik", der ohne Umschweife Deutschland vor die Wahl stellt zwischen der Zurückziehung seiner Militärmission aus Konstantinopel und dem Krieg. *Am 28. Juni fallen die Schüsse in Serajewo.* In London steht die Season auf ihrem Höhepunkt: eine Season, wie sie London nie vorher gekannt hat. Wieder führen die Russen den Tanz an: das russische Ballett — der große russische Sänger Schaljapin —, der wie ein Märchenprinz reiche und schöne junge Fürst Jussupoff, — der später Rasputin ermordete, — auf der Hochzeitsreise mit einer kindlich zarten und anmutigen Großfürstin, die unter ihrem schweren Schmuck aussieht wie ein kostbares Heiligenbild. Und ganz Europa, halb Amerika, halb Asien machen mit. Indische Maharadjahs, die zehn Generationen Sklavenarbeit in Edelsteinen an ihrem Kopfschmuck tragen, Bankiers aus New York, deren Yachten vor Cowes liegen, die schönsten und elegantesten Frauen von Paris, große Künstler: Rodin und Richard Strauß und Debussy und Strawinsky. London überstrahlt alle Hauptstädte der Welt. — Doch plötzlich tritt eine Verwandlung ein; das Fest scheint wie das Festmahl des Belsazar auszugehen. In Irland haben die Offiziere einer englischen Kavallerie-Brigade gegen die Befehle des englischen Kriegsministers gemeutert. Die Regierung wagt nicht, sie zu bestrafen. In London treten eines Tages Mitte Juli die beim Königspalast wachthabenden Soldaten der Irischen Garde aus ihrer Kaserne und bedrohen den vom Kronrat kommenden Premierminister. Beim nachfolgenden Frühstück in seinem Hause, zu dem er zu spät kommt, zieht mich der frühere französische Premierminister Jules Roche zur Seite und sagt: „Wie traurig, so aus der Nähe dem Untergang eines großen Reiches beizuwohnen!" Die Schwester der Lady Randolph Churchill, der Mutter des Marineministers, reist überraschend und unerwartet nach Irland ab, um, wie sie erzählt, 1200 Gewehre, die sie in ihrem Park verborgen hat, zu verteilen. Lady Randolph selbst antwortet dem deutschen Botschafter, der sie fragt, was diese plötzliche Reise zu bedeuten habe, auf italienisch nur das eine Wort „sangue" (Blut), — und dann, sich besinnend, und aus kohlschwarzen Augen blitzend: „Aber wenn wir angegriffen werden, stehen wir alle wie ein Mann zusammen." Ihr Sohn zieht die englische Flotte zusammen. Am 15. Juli beginnt die „Probemobilmachung" des dritten Geschwaders; am 17. und 18. wird vor Spithead als Schaustück für die in London versammelte Welt, die in Dutzenden von Extrazügen herangefahren wird, die größte Flottenparade der Weltgeschichte abgehalten; sechs Stunden lang defiliert in

einer ununterbrochenen Kette die Flotte im Flaggenschmuck, mit Mann schaften in Parade in den Rahen und spielenden Bordmusiken vor der König; englisches Seitenstück zum Petersburger Artikel „Rußland ist kriegsbereit!“ Sechs Tage später kommt das österreichische Ultimatum statt des Bürgerkrieges ist der Weltkrieg da.

Rathenau notiert in seinem Tagebuch 1914: „Ende Januar oder Anfang Februar denkwürdiges Gespräch mit Bethmann in Gegenwart von Winterfeldts. Er fragte (vielleicht auch rhetorisch), ob man dem Lande gegenüber Konsequenz oder Opportunität zeigen sollte? Ich antwortete: „Diese Polarität erschöpft die Frage nicht. *In erster Linie verlangt das Land eine sichtbare Richtung.*“ Am 12. März frühstückt er beim Eisenbahnminister mit dem Kaiser, der eine sonderbare Nervosität in bezug auf das Elsaß zeigt: „Wir können den Aufmarsch nicht mehr als gesichert ansehen.“ Die Frau des Generalstabschefs von Moltke will Rathenau kennen lernen und bittet ihn, einem Vortrage des Mystikers und Propheten Rudolph Steiner in seiner Gemeinde, deren Beschützerin sie ist, beizuwohnen. Aus Rathenaus Briefen spricht in diesem Frühjahr eine neue, merkwürdig weiche Naturnähe, das Reich der Seele schwebt ganz dicht unter der Oberfläche. Mitte Juli schreibt er an Fanny Künstler: „Die Rosen machen umständliche Toilette für die zweite Blüte. Die Bäume stehen tiefbelastet im blassgrünen Laub; sie haben ihre Früchte empfangen und beginnen vom Herbst zu träumen. Heiße Tage verschleiern den Horizont, und der Abend steigt, noch immer spät, mit flammender Farbe an den Wolken empor. Wenn ich aufstehe, ist längst heller Tag; ich erwache in Sonne.“ (Brief 136.) Ende Juli, als der Krieg schon da ist: „Die letzten Tage mußte ich in Berlin sein: nun da ich heimkehrte, finde ich herbstliche Kälte, und das volle Laub fröstelt und scheint sich auf Sommers Ende zu besinnen. Ach, das Ende ist da, die Tage weichen zurück; in allen Gedanken liegt etwas von Abschied.“ (Brief 140.)

Wir stehen am Wendepunkt, auch in Rathenaus Leben; und daher empfiehlt es sich, zusammenzufassen, was seine Politik, die er mündlich und schriftlich propagierte, von der kaiserlichen unterscheidet; denn dieser *Unterschied* ist der Schlüssel zu seinen Handlungen und Stimmungen im Kriege, und weiterhin zu der neuen Grundlage, auf die er nach dem Kriege die deutsche Außenpolitik stellte. Das Material dazu bieten die aus diesem Grunde hier so ausführlich behandelten politischen Aufsätze der Vorkriegsjahre. In einem dieser Artikel, „Politik, Humor und Abrüstung“ stellt er die Frage: „Was bedeutet überhaupt geschäftliche oder politische Genialität?“ und antwortet: „Mir scheint, nichts *anderes, als daß in der Camera obscura des Geistes sich ein Weltbild darstellt, das alle wesentlichen Zusammenhänge und Gesetzmäßigkeiten der Wirklichkeit unbewußt wiedergibt,* und das daher gewissermaßen auch experimentell sich jederzeit verschieben läßt, so daß es innerhalb menschlicher Grenzen sogar das Bild der Zukunft aufweist.“ (Ge-

sammelte Schriften Band I S. 174.) Das ist richtig; mit der Erweiterung, daß nicht bloß Genialität, sondern ebenso jede noch so bescheidene Betätigung in der Politik, wenn sie Erfolg haben soll, ein bewußtes oder unbewußtes, aber jedenfalls *einheitliches und präzises Weltbild* voraussetzt. Was beim Kaiser, der die Grundlinien der Vorkriegspolitik Deutschlands bestimmte, auffällt, sind in seinem Weltbild die Widersprüche, der Mangel an Präzision, die willkürlichen Annahmen, das Haften an der Oberfläche. Er operiert am politischen Körper wie ein mittelalterlicher Arzt am menschlichen, mit einer Vorstellung von seiner Anatomie, die zum Teil aus der Bibel, zum Teil aus einem Stückwerk von neuesten Einfällen gut bei Hofe angeschriebener Professoren stammt. Rathenau schwebt dagegen ein vollkommen einheitliches und präzises Weltbild vor, dessen Einzelheiten hier oder da unvollkommen oder anfechtbar sein mögen, das aber im großen und ganzen die heutige Wirklichkeit, und zwar nicht bloß ihre Oberfläche, sondern auch ihre Tiefendimensionen wiedergibt. Die Welt von heute stellt sich ihm dar als ein einziger wirtschaftlicher und intellektueller Mechanismus, den die politischen Grenzen nur sehr oberflächlich gliedern. Rüstungen, die bloß eine Verstärkung der politischen Grenzen sind, können deshalb einen Staat nicht auf die Dauer über den Platz hinausheben, den ihm das in der Tiefe wirkende Spiel der wirtschaftlichen, intellektuellen, moralischen Kräfte anweist. Diese letzteren, nicht Rüstungen, bestimmen daher das wirkliche Schwergewicht eines Staates auf der Wage des Schicksals und letzten Endes seine Geltung. Auch sind diese in der Tiefe wirkenden Kräfte in der ganzen Welt untereinander solidarisch, da die ganze Welt eine einzige Maschine ist, und jede irgendwo verlorengehende wirtschaftliche, intellektuelle oder moralische Kraft das Kraftquantum, das die ganze Maschine und jeden ihrer Teile treibt, vermindert. Deshalb ist die Heranziehung aller in einem Volk vorhandenen wirtschaftlichen, intellektuellen oder moralischen Kräfte und Talente durch eine vorurteilslose, demokratische Auslese für das internationale Schwergewicht eines Staates viel entscheidender als irgendeine Verstärkung seines Rüstungspanzers. Und schließlich, da jeder Staat nur ein Stück der einen großen Maschine ist, so muß er absterben, wenn er sich absondert oder abgesondert wird. In einem Kriege ist die tödlichste Waffe deshalb die wirtschaftliche Absperrung; und wenn er lange dauert, nicht weniger gefährlich die intellektuelle und moralische Isolierung. — Wie völlig fremd das Rathenausche Weltbild der kaiserlichen Politik war, beweisen die Wege, die sie einschlug: daß sie dreißig Jahre auf die Lösung eines Rüstungsproblems, die Vergrößerung der deutschen Flotte ohne Zusammenstoß mit England, als richtigste und fast einzige Aufgabe hinstarrte; daß sie ein Drittel der Volkskraft, die sozialdemokratische Arbeiterschaft, als „vaterlandslose Gesellen" von jeder Betätigung in der Gemeinschaft abriegelte; daß sie lieber eine auch von ihr anerkannte, epigonenhafte Talentlosigkeit in

der Diplomatie und den höchsten Staatsstellungen duldete, als Talente aus der breiten Masse des Bürgertums, wie sie zahlreich in diesen Jahren in Industrie und Handel emporkamen, den Zutritt zu leitenden Stellungen im Staate zu öffnen; daß sie, um noch eine Einzelheit zu nennen, auf ihrem eigensten Gebiet, der Kriegsvorbereitung, versagte, weil sie die Bedeutung der Wirtschaft im Kriege übersah und daher seine wirtschaftliche Vorbereitung nicht über ein nicht ernst genommenes, nie zur Ausführung gelangtes unbestimmtes Projekt förderte. Um diese katastrophale Lücke in den deutschen Rüstungen auszufüllen, mußte daher gerade Rathenau zu Kriegsbeginn in die Bresche springen.

(Aus: Harry Graf Keßler „Walther Rathenau. Sein Leben und sein Werk". Verlagsanstalt Hermann Klemm A.-G., Berlin-Grunewald.

Die afghanische Außenpolitik.

Von *Prinz Ghulam Siddig Khan,*
Außenminister von Afghanistan.

Die afghanische Außenpolitik ist in erster Linie von dem Bestreben diktiert, den Frieden mit den Nachbarn zu erhalten. Das Land will an sich arbeiten, will das Niveau der Zivilisation heben, und zu diesem langsamen, kulturellen Aufstieg braucht man in erster Linie den Frieden an den Grenzen und eine Ruhe im Innern des Landes. Man hat in Europa das falsche Gerücht ausgesprengt, das die Beziehungen von Afghanistan zu den anderen Mächten trüben sollte, und zwar daß man in Afghanistan eine bolschewistische Propaganda treibe, die in erster Linie gegen England gerichtet sei. Diese Behauptung ist vollkommen falsch. Man vermeidet es in Afganistan, eine Stellung gegen oder für gewisse Länder einzunehmen, weil man sich um freundschaftliche Beziehungen zu allen Ländern bemüht, die eine Voraussetzung für den Fortschritt des Landes bilden. Das moderne Afghanistan will von Europa lernen. Es will von seinen Fachleuten profitieren, und alle politischen Wirren würden es an dieser hartnäckigen, zähen Arbeit am Fortschritt hindern. Wir werden es vermeiden, uns in einen Krieg hineinziehen zu lassen, und wir werden nur dann kämpfen, wenn wir angegriffen werden und wenn die Ehre und der Bestand unseres Landes bedroht zu sein scheinen.

Es ist bei uns der Gedanke unseres Eintritts in den Völkerbund aufgetaucht, zu dem wir heute noch nicht gehören. Aber wir haben bis jetzt eine abwartende Stellung eingenommen. Man darf nicht glauben, daß unsere Haltung von der Politik anderer Mächte bestimmt ist. Afghanistan treibt eine afghanische Politik, ohne Rücksicht auf die Einstellung der anderen Länder. Aber ich halte den Zeitpunkt für die Entscheidung in der Frage unseres Völkerbundseintritts selbst nach Abschluß unserer Europareise noch nicht für gekommen. Wir haben unsere Außenpolitik durch ein Netz von Freundschaftsverträgen mit verschiedenen Ländern ausgebaut. In letzter Zeit ist z. B. ein Freundschaftsvertrag mit der Schweiz und einer mit Lettland geschlossen worden.

Wir haben schon eine ungeheure zivilisatorische Arbeit geleistet, die auf die wunderbare Energie und Aktivität unseres Königs zurückgeht.

Aber es bleibt uns noch viel zu tun übrig. Deshalb hat auch der Köni die Reise durch Europa unternommen, zu der er die günstigen Verhäl nisse der ruhigen innerpolitischen Lage benutzte. Ich selbst freue mic besonders, daß die Eindrücke, die Seine Majestät in Deutschlan empfangen hat, so außerordentlich günstig sind. In den vier Jahren, i denen ich afghanischer Gesandter in Berlin war, habe ich mir eine Reih guter, ehrlicher Freunde gewonnen, und habe hier so viel Wärme un Liebenswürdigkeit kennengelernt, daß ich wohl sagen kann, Deutschlan ist mir zur zweiten Heimat geworden. Ich bin sehr froh, daß e mir nach den Jahren meiner Amtszeit in Berlin gelungen war, eine Freundschaftsvertrag zwischen Deutschland und Afghanistan zum Al schluß zu bringen, und als ich in meine Heimat zurückberufen wurd war ich von großer Bewunderung für die Staatsmänner, in erster Lin für den deutschen Außenminister erfüllt, mit dem ich in diesen Jahre zusammenarbeiten durfte und dessen Einsicht ich viele Anregunge für mein Land verdanke.

Auch der König ist durch den Empfang, der ihm in Deutsc land zuteil wurde, bis ins tiefste ergriffen. Er hat es mit besonder Dankbarkeit begrüßt, daß gerade das Volk, dessen Tätigkeit u dessen Fähigkeiten er so schätzt, und dessen Leiden er in den Jahr der Not mit tiefstem Mitgefühl verfolgt hat, ihn mit einer so her lichen Innigkeit empfing. Der König achtet die ungeheure technisc Größe Deutschlands. Er wird in den nächsten Tagen nach Essen reise, um sich die Werke von Krupp anzusehen. Er wird auch die Leipzig Messe besuchen, um in aller Ruhe die technische Höhe dieses Land, die er so bewundert, in allen ihren Auswirkungen kennenzulernen.

Gerade zwischen Deutschland und Afghanistan herrschen besonde freundschaftliche Beziehungen. Die stärkste Kolonie unseres Land ist die deutsche. Die regsten Handelsbeziehungen bestehen zwisch uns und Deutschland. Die industriellen und landwirtschaftlich Maschinen werden meistens aus Deutschland bezogen. Ich selbst, d ich hier Tage des Wiedersehens mit liebgewordenen Freunden erle bin sowohl über das Interesse des Königs wie über das Interesse d deutschen Volkes beglückt.

Zur Weiterentwicklung des Dawes-Plans.

Von *Dr. jur., Dr. phil. Dalberg.*

In den vergangenen Jahren haben uns die Auslandskredite nicht nur die Reparationszahlungen ermöglicht, sondern darüber hinaus eine steigende Produktivität der deutschen Wirtschaft gebracht. Solange die Auslandskredite in annähernd bisheriger Stärke weiterfließen, wird der Transfer keine Schwierigkeiten machen. Tatsächlich liegt ja dann kein Transfer vor, da die aufgenommenen Anleihedevisen zu Reparationszahlungen unmittelbar verwendet werden und gar nicht in den deutschen Wirtschaftskreislauf eintreten. Es ergibt sich dann nur eine innere Zahlungsausgleichung in der deutschen Wirtschaft folgender Art: Die Anleihe aufnehmenden Stellen zahlen Steuern. Diese fließen vom Reich zu einem Teil an den Reparationsagenten (auf Konto bei der Reichsbank). Diese Markbeträge werden dann zum Devisenankauf zwecks Bartransfer benutzt, und die angekauften Devisen sind dieselben, die aus der Anleiheaufnahme verfügbar geworden sind. Dieses Schema ist mit einigen Abweichungen bei den verschiedenen Aufbringungsformen der Reparationen (Industriebelastung, Reichsbahnbelastung, Beförderungssteuer usw.) das gleiche.

Solange die Anleihen voll fließen und solange auf dieser Grundlage die Wirtschaft mit voller Kraft arbeitet, dürfte auch die innere Aufbringung der Reparationen in Mark (Steuern usw.) durchführbar sein. Nun müssen aber nach einiger Zeit Hemmungen dieser Entwicklung auftreten. Einmal dürfte das weitere Anschwellen der privaten Schuldenlast Deutschlands nach gewisser Zeit zu stärkerer Zurückhaltung der Anleihegeber führen; die erforderliche erststellige Belastung für Anleihen wird dann vielleicht bei nicht genügend zahlreichen Objekten mehr geschaffen werden können, und so wird ganz naturgemäß eine Einschränkung der Anleiheaufnahme eintreten.

Dann wird sich die Frage ergeben, ob die deutsche Wirtschaft auch ohne die Hilfe von Anleihen voll weiterarbeiten und Reparationen zahlen kann. Hierfür wird entscheidend sein die Entwicklung der Handelsbilanz; die stark ansteigende Richtung der Ausfuhr während der Periode der Anleiheaufnahme ist bereits oben festgestellt worden. Es ist naturgemäß leichter, ein einmal erzieltes Maß der Ausfuhr auch in schlech-

teren Zeiten aufrecht zu erhalten, als es neu zu gewinnen. Daher besteh eine gewisse Aussicht, daß wir doch in späterer Zeit, nachdem wi gerade mit Hilfe der Auslandsanleihen unsere innere Wirtschaft ange reichert und in vollen Gang gebracht haben, auch zu einer aktive Handelsbilanz kommen, zumal dann die mit Einfuhrtendenz verknüpft Anleihenaufnahme angenommenerweise zurückgeht oder wegfällt. O nun diese Aktivität groß genug sein wird, um 2½ Milliarden Repara tionen jährlich aufzubringen, dafür wird in starkem Maße bestimmen sein das handelspolitische Verhalten des Auslandes gegenüber der deutschen Export. Bereits jetzt machen sich starke Gegenwirkunge gegen den deutschen Export bemerkbar, die sowohl in Zollerhöhunge im Ausland ihren Ausdruck finden, wie auch in einem Widerstand gege deutsche Sachlieferungen, der sich besonders in Frankreich bei der fran zösischen Unternehmerschaft und Arbeiterschaft in steigendem Maß zeigt.

Wenn aber das Ausland Reparationen haben will, so muß es auc deutsche Waren nehmen und dem deutschen Export freie Bahn lasse Die Reparationen würden nach einer englischen Berechnung dem eng lischen Steuerzahler 2 % seines Einkommens retten. Die Frage ist, o andererseits der englische Kaufmann nicht etwa behaupten wird, da durch die steigende deutsche Ausfuhr mehr als 2 % des englische Volkseinkommens wieder verloren gehe. Vielleicht wird sich dan wirklich das von Minister Reinhold in bezug auf die Reparationen g brauchte Bibelwort als richtig erweisen, daß nämlich geben seliger sei werde, denn nehmen.

Sollten die Gegenwirkungen gegen deutschen Export in später Zeit so stark sein, daß der erforderliche Ausfuhrüberschuß für Deutsch land nicht erzielt wird, so würde dann zunächst der Transfer stocke und die in Mark aufgebrachten Reparationsleistungen gemäß de Dawes-Plan zunächst bis zur Höhe von 2 Milliarden RM. als Guthabe bei der Reichsbank angelegt werden und weiter in einer Höhe b 3 Milliarden in deutschen Anlagewerten (Pfandbriefen, Industrieobligi tionen usw.). Nun ist auf theoretischer Grundlage richtig wie fol argumentiert worden:

Wenn in diesem Falle durch Diskonterhöhung der Reichsbank d Geldmarkt in Deutschland verengt wird (und auch gemäß obigen Au führungen der Anleihezufluß stockt), so muß ein Preisdruck eintrete der trotz Zollmauern und Gegenwirkungen wieder die deutschen War zum Export treibt. Dies ist an sich richtig; nur muß man die auch dar bald eintretenden weiteren Folgewirkungen ins Auge fassen. Zunäch kann das Ausland solcher Wirkung erneute Zollerhöhung entgege setzen. Wenn dann in Deutschland der innere Druck durch Geldve knappung weiter verstärkt würde, so müßte sehr bald eine Stockung d Geschäfte und eine Deflationskrise eintreten, die zwar zunächst verfü bare Waren zum Export drängen, aber auch bei Übermaß einen n

schwer ersetzbaren Substanzverlust herbeiführen würde. Wenn dann über die Preise fallen und der Unternehmergewinn versiegt, so kommen Stillegungen, Leerlauf in die Produktion, die gegenüber der anfänglichen Preissenkung eine Dauertendenz zur Verteuerung auf der Grundlage wachsender Produktionskosten auslösen. Der Deflationsdruck kann auf die Dauer das Reparationsproblem nicht lösen. Es würde sehr bald wegen stockender Wirtschaft die innere Aufbringung versagen.

Einen beachtenswerten Ausblick in anderer Richtung gibt H. Fürstenberg; er schreibt: „Da nach einer Sättigung des Geldbedarfs der deutschen Wirtschaft das Deutsche Reich es wahrscheinlich ablehnen würde, einerseits den Transfer durch Annahme einer zweiten Dawes-Anleihe zu ermöglichen, so würde dann zunächst die bisher immer wieder zurückgestellte Frage einer Verwertung der nach dem Dawes-Plan zu schaffenden Wertpapiere aktuell werden, wobei auch im Interesse der ausländischen Anleihegläubiger zu hoffen ist, daß eine Mobilisierung der deutschen Industriebelastung auf jeden Fall vermieden werden kann. Der Plan muß bis zu seinen natürlichen Grenzen verfolgt werden. Wenn einmal die Stunde der endgültigen Verständigung über die Reparationsfrage schlägt, darf im Ausland kein Zweifel über den guten Willen des deutschen Reparationsschuldners bestehen."

Zur Verbindung der Reparationen mit der Goldwährung und ihrer Aufrechterhaltung durch den Dawes-Plan noch einige Worte:

Eine Währung dient dazu, daß man durch sie reibungslos Zahlungen leisten kann; bei der durch den Dawes-Plan für Deutschland eingeführten Währung aber darf man nicht zahlen, damit die Währung nicht zugrunde geht. Bei einer solchen „paradoxen Goldwährung" ziehen die Reparationsgläubiger es durch die Dawes-Regulierung vor, zwecks Vermeidung eines Währungsverfalles, der sehr schnell und nachhaltig alle ihre Ansprüche illusorisch machen würde, ihre Forderungen zunächst nicht einzuziehen, sondern sie — jeweils vorübergehend — im Schuldnerlande zu akkumulieren. Dem wirkt vorübergehend das Schuldnerland selbst entgegen durch Aufnahme von Auslandsanleihen, durch die es sich Mittel zur Tätigung der Zahlungen vorstrecken läßt; dies kann nur eine begrenzte Zeit lang geschehen, da die Zins- und Zinseszinsleistungen für die Anleihen zwar nicht in einer Anfangszeit großer Wirtschaftsumstellung, wohl aber späterhin schneller anwachsen müssen als die mit den Anleihen erreichten Produktionssteigerungen. Wenn dann später auf Auslandsanleihen verzichtet werden wird, muß sich das unlösbare Dilemma ergeben: Kredit und Wirtschaft müssen gedrosselt werden, damit das Gold erhalten und die Währung stabil bleibt, aber die Leistungsfähigkeit der Wirtschaft sollte gesteigert werden, damit Gold abfließen, d. h. Reparationen geleistet werden können. Dies Dilemma muß zu einer Reform des Dawes-Plans führen.

Gegenüber diesen aus dem Dawes-Plan selbst sich ergebenden Entwicklungsrichtungen für die Reparationsendlösung gibt nun der Bericht

Parker Gilberts vom Dezember 1927 einige Ausblicke zum gleiche Problem, die uns zeigen, daß dieser einsichtsvolle Beurteiler de deutschen Wirtschaft sich keineswegs durch seinen Auftrag der Wah rung der Reparationsinteressen, seine Erkenntnis des Möglichen un Zweckmäßigen beeinträchtigen läßt. Nachdem er die Loyalität de deutschen Regierung in Erfüllung ihrer Reparationspflichten anerkan hat, weist er auf die Schwächen hin, die dem Dawes-System des Tran ferschutzes unbedingt anhaften müßten und fährt fort:

> Gerade die Existenz des Transferschutzes könne die Wirkur haben, Deutschlands öffentliche Gewalten vor den Folgen ihr eigenen Handlungen zu schützen (gemeint sind hauptsächlich d Folgen unproduktiver Kreditaufnahme), während auf der ander Seite die Unsicherheit in bezug auf den Gesamtbetrag der Repar tionsverpflichtungen unvermeidlich dahin treibe, überall in Deutsc land die normale Initiative zu hemmen, und zwar in bezug auf Ma nahmen, die unbedingt im Interesse des Landes liegen. Es beste gegenüber dem Sachverständigenplan nur folgende Alternativ: Deutschlands Reparationsverpflichtung wird endgültig festgele ohne jeden Transferschutz. Die Sachverständigen deuteten nicht a, wann ihrer Meinung nach eine solche Regelung, die den Interess aller Beteiligten gerecht wird, möglich sein könne. Ihr Plan sol eine Zwischenlösung darstellen, um Vertrauen herzustellen. W seien noch in dieser Periode des Prüfens begriffen, und bevor ei endgültiges Urteil möglich sei, seien weitere Erfahrungen nötig. Dr Reparationsagent schreibt wörtlich weiter: „Aber das Vertrauen ist im allgemeinen bereits hergestellt, und die Beweise dafür zeigen sich zahlreich. Es ist in der Tat der wesentliche Faktor für die Erreichug eines alle befriedigenden Abkommens, wenn die Zeit für ein solch gekommen ist. Und da die Zeit weiter fortschreitet und die pra tischen Erfahrungen sich häufen, wird allmählich klarer, daß weer das Reparationsproblem noch eines der anderen Probleme, die in ihm abhängen, endgültig gelöst wird, bevor Deutschland eine be stimmte Aufgabe gestellt ist, die es auf eigene Verantwortung ohe fremde Überwachung und ohne Transferschutz zu lösen hat. Das ist, glaube ich, die wichtigste Lehre, die man aus den drei verflossen Jahren ziehen kann, und ihrer sollten alle Beteiligten dauernd eingedenk sein, während die Durchführung des Planes sich abwicke."

Diese ungemein bedeutsamen Sätze im Bericht Parker Gilbe s, deren programmatischer Inhalt nicht verkannt werden kann, haben zu einer ausgiebigen Erörterung in der Öffentlichkeit bei allen beteiligen Nationen geführt, deren Ergebnis sich etwa folgendermaßen darstellt

In Frankreich hat man gegenüber einer Schlußregelung der dat schen Reparationsschuld einzuwenden gehabt, daß man grundsätzch einer solchen zustimmen werde — wenn sie den unerläßlichen Er-

rungen der Pariser Regierung entspreche, und zwar: Anerkenntnis, ß juristisch die 132 Milliarden Goldmarksumme des Londoner Diktats Recht bestehe (Poincaré in der französischen Kammer am 23. Dember 1927). Herabsetzung unter diese Ziffer nur im Verhältnis einer erabsetzung der von Frankreich an England und Amerika zu zahlenden riegsschuldsummen, d. h. der französische Anteil an der deutschen ıdsumme muß diese Verpflichtungen völlig decken. Darüber hinaus ıer muß bei der Endregelung noch ein Betrag herausspringen, der indestens die Hälfte der französischen Wiederaufbauaufwendungen, wa 8 Milliarden Reichsmark, ausgleicht (Seydoux). Am prägnantesten ımen die französischen Forderungen in einer offenbar regierungsseitig einflußten Darlegung des „Excelsior" vom 4. Januar d. J. zum Ausuck, der schreibt:

„Für die französische Regierung bleibt die juristische Basis der eparationen der Londoner Zahlungsplan in Höhe von 132 Milliarden oldmark. Zweifellos weiß man in Frankreich sehr gut, daß der Dawesan nur provisorisch ist. In der Tat müßte der Dawes-Plan mehr als n Jahrhundert in Kraft bleiben, damit Deutschland die ganze Schuld gleichen kann. Aber die französische Regierung, die durch den Dawesan mehr erhält, als sie an England und die Vereinigten Staaten huldet, hat kein Interesse an seiner Revision. Sie wird also nur einer stsetzung der Gesamtschuld durch die Reparationskommission zuımmen, wenn sie Frankreich gleiche Garantien und gleichwertige Vorle bietet. Niemand kann im Augenblick von der französischen Reerung verlangen, daß sie die Initiative zu einer Revision ergreife, oder ß sie die Initiative anderer Mächte unterstütze. Sie wird nur Konssionen, die man in London, in Washington und natürlich auch in erlin wünscht, zustimmen, wenn Frankreich die Gewähr dafür hat, daß e späteren Zahlungen Deutschlands restlos die französischen Zahngsverpflichtungen gegenüber England und den Vereinigten Staaten cken, und zweitens, daß dem französischen Schatzamt eine genügende mme überwiesen wird, um den Zinsendienst für die inneren Anleihen, e Frankreich für Wiederaufbauzwecke aufgenommen hat, zu bestreiten. der Plan, der dieser doppelten Notwendigkeit nicht Rechnung trägt, äre für Frankreich eine Enttäuschung, und das Parlament und die fentliche Meinung müßten ihm energisch ihre Zustimmung versagen."

Im übrigen stellte der französische Ministerpräsident in der erihnten Kammersitzung ausdrücklich fest, daß die Entscheidung über e Höhe der Endsumme zur ausschließlichen Zuständigkeit der äubigerregierungen gehöre und die Reparationskommission (Gilbert!) chts angehe. In der Pariser Linkspresse wurde vor allem darauf hinwiesen, daß praktisch eine Endsumme von 132 Milliarden Goldmark ı Unding sei. Reparationen und interalliierte Schulden seien nicht trennen. Der Schlüssel zur ganzen Frage liege in den Vereinigten aaten. Auch der Leiter des internationalen Arbeitsamts in Genf,

Albert Thomas, hat in einer am 8. Januar d. J. in Bordeaux gehaltenen Rede anerkannt, daß man zwar rechtlich bei einer Schuldsumme von 132 Milliarden Goldmark bleiben müsse, es gebe jedoch keinen Fachmann, der annehme, daß eine solche Zahlung geleistet werden könne.

In London begnügte man sich im allgemeinen damit, die französische Forderung auf 132 Milliarden Goldmark als „Illusionspolitik" zu kennzeichnen und darauf hinzuweisen, daß eine Verwirklichung der Gilbertschen Anregung für die nächste Zukunft nicht zu erwarten sei. Auch hier wurde der Zusammenhang zwischen Reparationen und interalliierten Schulden angedeutet. Im übrigen beschränkte man sich auf Wiedergabe der aus Washington kommenden Äußerungen. Josiath Stamp, einer der Autoren des Dawes-Planes, führte in der Pariser Zeitung „Paris-Midi" aus:

Man werde doch wohl zu einer allgemeinen Revision kommen müssen. Er denke nicht nur an den Dawes-Plan im besonderen. Man werde so weit gehen müssen, alle bis jetzt angewandten Methoden zu überprüfen. Jedoch müsse man diese Änderungen nur in einem rein wirtschaftlichen Geiste ohne jeden politischen Gedanken erörtern. Man dürfe nicht allzulange warten.

Sehr lebhaft war dagegen die Erörterung in der amerikanischen Presse. Einer der Verfasser des Dawes-Plans gewährte der „Associated Press" ein Interview, in dem dieser Sachverständige erklärte: Die Festsetzung der deutschen Gesamtschuld ist im Dawes-Plan ausdrücklich vorgesehen. Der Plan sollte lediglich dazu dienen, Deutschland vor finanziellem Ruin und Chaos zu retten. Unter dem Dawes-Plan könnte Deutschland die Gesamtschuld nie zahlen, und der Plan hat das auch nie beabsichtigt, aber bis die Grundlage für eine Endlösung gefunden ist muß der Plan weiter befolgt werden. Kein Vernünftiger glaubt, daß Deutschland die 33 Milliarden Dollar Kriegsschuld je aufbringen kann. Dieses Problem bedarf des Studiums zahlreicher internationaler Konferenzen und die Lösung bedarf der Genehmigung durch die Parlamente vieler Staaten. Wie Gilbert richtig ausgeführt hat, sind hierfür die alliierten Gläubiger allein zuständig; Amerika hat damit nichts zu tun. Deutschland hat ein Abkommen mit den Vereinigten Staaten über die Besatzungskosten in Höhe von 200 Millionen Dollar und leistet regelmäßig Ratenzahlungen auf dieses Konto unter dem Dawes-Plan. Die Initiative zu einer internationalen Lösung des Gesamtproblems zu ergreifen, hat Amerika daher keine Veranlassung.

Zusammenfassend kann man den derzeitigen amerikanischen Standpunkt dahin charakterisieren: an die interalliierten Schuldenabkommen wird nicht gerührt, die Reparationssumme Deutschlands geht Amerika nichts an, jedenfalls hängen beide Probleme nicht zusammen.

In Deutschland hat man der Anregung P. Gilberts im wesentlichen zugestimmt; doch ist man sich der Schwierigkeiten und Langwierigkeiten des Weges dahin bewußt. So sehr auch eine endgültige Finanzierung

ler Gesamtbelastung gewünscht und gefordert werden muß, so nach-drücklich muß betont werden, daß bei einer solchen Endlösung nur wirt-schaftliche Momente entscheiden, nur die tatsächliche deutsche Zah-lungsfähigkeit den Ausschlag geben kann, und ein Verzicht auf die wichtigste Errungenschaft des Dawes-Planes — den Transferschutz — so lange nicht diskutabel ist, als offensichtlich die Reparationszahlungen nicht aus Überschüssen der deutschen Wirtschaft bezahlt werden und bezahlt werden können.

Was die rechtliche Lage anlangt, so ist es richtig, daß das alte Londoner Protokoll vom Mai 1921, das eine deutsche Gesamtschuld von 132 Milliarden festsetzte, formell niemals aufgehoben worden ist. Tat-sächlich ist es aber durch die Londoner Augustabkommen von 1924, welche die Grundsätze des Dawes-Gutachtens festlegten, überholt und gegenstandslos geworden, denn diese Abkommen sind zwischen den-selben Mächten, die das Londoner Protokoll von 1921 unterzeichnet haben, getroffen worden, welchen Mächten allein das Recht einer Ab-änderung des ersten Londoner Protokolls vorbehalten war. Im Hinblick auf die ungeklärte Wirtschaftlage Deutschlands ist damals von einer neuen Festsetzung der Gesamtschuld abgesehen worden, nicht weil man die alte Festsetzung bestehen lassen wollte, sondern weil jede neue Fest-setzung der Unterlagen entbehrt hätte. Wenn man die Normalleistungen der Dawes-Gesetze von 2,5 Milliarden jährlich mit der alten Gesamtfest-setzung in Beziehung setzen will, so kann man höchstens sagen, daß als Höchstsumme an die 50 Milliarden Bonds der beiden ersten Serien ge-dacht worden ist, aber doch auch nur als mögliche Höchstsumme unter den Transferkautelen des Dawes-Plans. Ohne diese Kautelen kann nur eine wesentliche geringere Summe in Frage kommen. In den Fest-setzungen des Dawes-Plans liegt eine völlige Abkehr von der Ge-samtsumme von 132 Milliarden. Es erscheint wirtschaftlich absurd, diese Summe wieder in den Kreis der Erörterungen zu ziehen.

Parker Gilbert kann als ersten Erfolg seiner Zielsetzung jedenfalls feststellen, daß überhaupt die Hauptbeteiligten zur Stellungnahme ver-anlaßt worden sind. Dabei ergibt sich, daß im Grunde jeder die End-lösung wünscht, daß ihr aber noch erhebliche politische und ökonomische Forderungen im Wege stehen. Erst wenn man in Frankreich die Phan-tasiezahl von 132 Milliarden an Hand nüchterner Rechnung wird fallen gelassen haben und wenn weiter in den Vereinigten Staaten der Begriff „internationaler Schuldenausgleich" einen praktischen Inhalt bekommen haben wird, wird auch die deutsche Frage zur Lösung reif. Noch ein weiteres muß dazu kommen: Die Leistungsfähigkeit Deutschlands für die Tragung einer Endsumme, die dann irreparabel sein wird, da sie bald durch Anleiheaufnahme kommerzialisiert werden müßte, kann nicht, wie aus früheren Ausführungen bereits hervorgeht, nach Leistungen bemessen werden, die unter gleichzeitiger Anleiheaufnahme bewirkt werden; inso-fern gibt die bisherige Praxis des Dawes-Plans keinen Anhalt für die

nachhaltige Leistungsfähigkeit Deutschlands. Entweder muß jener Endregelung eine Zeit vorausgegangen sein, in der Deutschland ohne die Aufnahme von Auslandskredit gezahlt hat oder zu zahlen versucht hat, oder es muß der Umfang der während der Reparationszahlungen aufgenommenen Anleihen als Bemessungsmoment für die Leistungsfähigkeit mit anerkannt werden in der Weise, daß hieraus eine entsprechende Minderung der tatsächlich mit Anleihehilfe erfolgten Leistungen auf die ohne Anleihen tragbaren Leistungen gerechtfertigt wird.

Der verdienstvolle Hinweis des Reparationsagenten auf die Notwendigkeit der Fixierung einer Endsumme und der Befreiung Deutschlands von dem Mechanismus der Dawes-Gesetze ist Zukunftsprogramm und kann aus mancherlei Gründen kaum in naher Zeit zu ersten praktischen Schritten führen. Es scheint, daß der entscheidende Anstoß zu Reformen, gerade wenn wir unseren Wirtschaftsbedürfnissen entsprechend zunächst weiter Kredit aufnehmen, von ausländischen Handelsinteressen ausgehen müßte auf der Grundlage von stärkeren Beschwernissen gegen unsere Ausfuhrkonkurrenz. Wir würden dann gezeigt haben, daß wir unsere Wirtschaftskraft bis zum möglichen Höchstmaß entwickelt oder zu entwickeln versucht haben, und daß trotzdem die Dawes-Leistungen sich als nicht tragbar erwiesen haben wegen der Rückwirkungen auf die Empfangsländer. Es würde weiter klar geworden sein, daß wir in den vergangenen Jahren die Dawes-Leistungen nur mit Hilfe von zahlenmäßig festliegender Kreditaufnahme bewältigt haben, und es würde augenfällig werden, daß sich die künftigen Leistungen mindern müssen entsprechend den dann zuletzt noch erforderlich gewesenen Jahresbeträgen an Auslandskredit (die dann kleiner sein würden als die heutigen). Man ist jetzt, wie der englische „Economist" ausführt, so unvernünftig, von Deutschland Zahlungen zu verlangen, während es selbst auf Kapitaleinfuhr zur Erhaltung seiner eigenen Wirtschaft angewiesen ist. Man wird die gleiche Unvernunft nicht verewigen können, nachdem die Einsicht der Welt aus einem mehrjährigen Experiment des Dawes-Plans immerhin um einige Erkenntnis reicher geworden sein wird.

Bei der Endlösung der Reparationsfrage wird man weiter auch das absolute Maß der damit eingetretenen Verschuldung Deutschlands als Vorwegbelastung seiner Leistungsfähigkeit von der Gesamtleistungsfähigkeit in Abzug bringen müssen, und endlich wird man auch davon auszugehen haben, daß künftige Leistungen ohne Neuverschuldung, die dann auch praktisch enge Grenzen gezogen sein werden, erfolgen müssen.

Bei dieser Sachlage wäre es verfrüht, heute von deutscher Seite Berechnungen oder Vorschläge über eine für Deutschland tragbare Gesamtbelastung zu machen. Man wird noch ein bis zwei weitere Jahre des Funktionierens des Dawes-Plans abzuwarten haben, bis die heute erst in ihren Ansätzen erkennbare Entwicklung soweit vorgeschritten

sein wird, daß man auf nüchtern wirtschaftlicher Grundlage zu zahlenmäßigen Vorschlägen kommen kann. Nur erwähnt sei, daß von ernsthafter ausländischer Seite hier und da Berechnungen auftauchen, die je später je mehr die astronomischen Ziffern verlassen und in den Bereich des Erörterungsmöglichen gelangen. Der französische Ministerialdirektor Seydoux hält für die Endlösung Jahreszahlungen für möglich, die sich zwischen 1,5 und 2,5 Milliarden bewegen. Als Mindestprogramm setzt er die Übereignung der 16 Milliarden Reichsbahn- und Industrieobligationen. Der Chikagoer Rechtsanwalt Lewinson schlägt in seinem Buche „Der Ausweg" die Kommerzialisierung einer Gesamtschuld von 24 Milliarden vor, die mit 5½ % verzinst und mit 1½ % getilgt werden soll. Der Amerikaner G. P. Auld wendet sich in seinem Buch „The Dawesplan and the new Economics" insbesondere gegen die „Transfer-Irrlehre", in der er keinen wirksamen Schutz Deutschlands sieht und berechnet die Kriegsaußenschuld aller ehemaligen Kriegsgegner Deutschlands bei Kapitalisierung mit 5 bzw. 4 % auf 6 bzw. 7 Milliarden Dollar, welche Summe Deutschland aufzuerlegen sein würde, wenn es seine Kriegsgegner von ihren Außenschulden durch die Reparationen entlasten sollte.

Wenn man von derartigen, sich der wirtschaftlichen Wirklichkeit nähernden Grundlagen ausgeht, erscheint eine Bereinigung der finanziellen Weltlage nicht mehr außerhalb praktischer Möglichkeit zu liegen. Man wird jedoch von deutscher Seite noch ruhig einige Zeit abzuwarten haben, bis auch die maßgebenden Politiker in allen beteiligten Ländern — in einzelnen ist es vielleicht jetzt schon so weit — auf Grund weiterer Erfahrungen solchen Erwägungen zugänglich geworden sein werden. Hierbei hätten sie auch zu berücksichtigen, daß die offenen Wunden am deutschen Wirtschaftskörper, welche insbesondere die politische Regelung im Osten gebracht hat, eine dauernde und starke Herabsetzung der deutschen Wirtschaftskraft mit sich gebracht haben.

Aus der demnächst bei G. A. Gloeckner, Leipzig, erscheinenden Schrift des Verfassers: Auslandsanleihen und Reparationen.

Rundschau

Belgien und Deutschland.

Die Februarnummer der „Revue des Vivants" ist Belgien gewidmet. In dieser Nummer, die Aufsätze von Maeterlinck, Jaspar, Theunis enthält, interessiert besonders ein Aufsatz von dem früheren Ministerpräsidenten *Vandervelde,* dessen Ausführungen von größter Bedeutung für Deutschland sind und dem, der zwischen den Zeilen zu lesen versteht, als höchst aufschlußreich in bezug auf die künftige Außenpolitik Belgiens erscheinen. Vandervelde schildert die Umstände, die im Jahre 1920 zum Abschluß eines Defensivabkommens mit Frankreich geführt haben. „An sich würde das Abkommen von 1920, das für den Fall eines nicht provozierten Angriffs geschlossen wurde, keinerlei Kritik rechtfertigen. Aber da Belgien es mit einem seiner Nachbarn schloß, scheint es, als ob es sich gegen einen anderen richten würde, und wenn die Entwicklung auf diesem Punkt stecken geblieben wäre, würden wir trotz aller Leugnungen in den Augen Europas als ausschließlich an Frankreich gebunden und durch das Mißverhältnis der Kräfte als von Frankreich abhängig erscheinen. Aber von Anfang an sollte das Defensivabkommen mit Frankreich durch ein analoges Abkommen mit Großbritannien ergänzt werden. Zu diesem Zweck wurden Verhandlungen eingeleitet, die schon zum Entwurf eines Vorvertrages führten. Aber das Zustandekommen dieses Vertrages ist durch die Konsequenzen der Konferenz von Cannes verhindert worden. Außerdem wäre ein anglo-belgisches Abkommen ebenso wie das französisch-belgische dem Einwand der Einseitigkeit nicht entgangen und als gegen Deutschland gerichtet erschienen.

Nachdem Vandervelde Belgiens Anteil am Vertrag von Locarno schilderte, fügt er hinzu: „Nach dem Beschluß des Locarno-Vertrages stellte sich unvermeidlich in Belgien die Frage ein, ob die neuen Verträge sich mit dem französisch-belgischen Abkommen in Einklang bringen lassen. Wenn man vom Text der Verträge allein ausgeht, muß man die Frage bejahen. Der Vertrag von Locarno läßt das französisch-belgische Defensivabkommen bestehen, wie er den Vertrag von Versailles bestehen läßt.. Aber das ist nur der Buchstabe. Außerdem gibt es noch den Geist, und es ist unzweifelhaft, *daß der Geist von Locarno von dem Geist, der zum Versailler Vertrag und zum französisch-belgischen Defensivabkommen von 1920 führte, beträchtlich verschieden ist.* Locarno — das ist der freiwillige und nicht der „in der Stunde der schweren Abrechnung" aufgezwungene Friede. Es ist die Sicherheit, die von allen und für alle garantiert wird. Es ist das Regime der Gegenseitigkeit, das das Regime der Einseitigkeit ersetzt. Es ist der Eintritt der früheren Feinde auf gleichem Fuße in den Völkerbund, der durch diese Tatsache nicht länger eine heilige Allianz der Sieger ist. *Kurz gesagt, wenn man den intellektuellen Mut hat, die endgültigen Konsequenzen der gegebenen Voraussetzungen zu ziehen, kommt man zu einer allmählichen Ausschaltung alles dessen, was noch im gegenwärtigen Europa vom Kriegszustand übriggeblieben ist.* Ich denke z. B. an die militärische Besetzung, an die Aufhebung der autonomen Regierung in den Gebieten, wie z. B. die Saar, an

die den einen aufgezwungene Entwaffnung, während die anderen — ich spreche hier weder von Frankreich noch von Belgien — in aller Freiheit ihren Rüstungswettstreit aufnehmen, den Bismarck mit Recht den unbeweglichen Krieg, den Krieg mit Goldstücken nannte. Weder in Belgien noch auch anderswo ist die allgemeine öffentliche Meinung, hauptsächlich die bürgerliche Meinung, so sehr sie auch die Locarno-Politik billigt, soweit, daß sie die logische Schlußfolgerung zuzugeben bereit ist. Man hat aber wenigstens in gewissem Maße ein größeres Vertrauen in den Völkerbund bekommen. Ich möchte noch hinzufügen, daß man in den bürgerlichen Kreisen sich für den Völkerbund mehr zu interessieren beginnt, nachdem unsere Ausschaltung aus dem Völkerbundsrat uns begreifen ließ, wie wichtig dieser Sitz für uns war. Man sieht vom Standpunkt der Sicherheit ein, wie wichtig die britische Garantie für uns ist, aber man fürchtet, daß sie im Falle eines Angriffs zu spät kommt. Man geht nicht so weit, daß man den Nichtangriffspakt für belanglos hält, aber man hat nicht den „Fetzen Papier" vergessen. Man verfolgt mit Beunruhigung die Pläne des deutschen Nationalismus, man hat die Überzeugung, daß das Deutschland Hindenburgs, wenn die Umstände ihm günstig wären, nicht besser wäre als das kaiserliche Deutschland und vor der Gefahr eines neuen Krieges nicht zurückschrecken würde. Kurz gesagt, man weigert sich, auf die Karte des Friedens zu setzen. Man will nicht zugeben, daß das neue System der gegenseitigen Garantien das System der einseitigen Garantien nicht ergänzen, sondern ersetzen könnte. Und wenn man unter diesen Bedingungen den Vorschlag machen würde, das französisch-belgische Abkommen als überflüssig zu betrachten und sich an den Rheinlandpakt, an die Verträge von Locarno zu halten, würde man einen großen Teil der belgischen öffentlichen Meinung gegen sich haben. Soll das heißen, daß die durch gemeinsames Erleben erstarkte Sympathie zwischen Frankreich und Belgien, das Bewußtsein gemeinsamer Interessen, die Wahlverwandtschaft, die sich daraus ergibt, daß eine große Mehrzahl der Belgier dieselbe Sprache spricht wie die Franzosen und an ihrer Kultur beteiligt ist, die Entwicklung des Geistes von Locarno hemmen und gute, bessere Beziehungen Belgiens mit seinen anderen Nachbarn verhindern könnte? Eine solche Annahme würde zu einem ernsten Mißverstehen der Psychologie des belgischen Volkes führen. Wenn ein glorreicher Frontsoldat Frankreichs in einer unserer betroffenen Städte das Wort ergreift, Belgien als eine vorgelagerte Mark Frankreichs und die Belgier als den Vortrupp des Latinismus in seinen Kämpfen gegen den Germanismus schildert, wird er vielleicht warm bejubelt werden, aber er darf nicht übersehen, daß hauptsächlich bei unserer flämischen Bevölkerung die Reaktion eine ganz andere wäre. Seitdem das belgische Volk seit einem Jahrhundert seine Unabhängigkeit errungen hat, verteidigte es sich immer heftig nicht nur gegen einen offenen Angriff, sondern auch gegen alle Versuche der Beeinflussung oder Einwirkung, sei es seitens eines Napoleon III. oder Wilhelm II. Außerdem bemühte es sich, als ein Verbindungsglied zwischen seinen großen Nachbarn zu wirken, bemühte sich, in freundschaftlichen Beziehungen zu ihnen zu stehen und versuchte, durch das Gleichgewicht seiner internationalen Freundschaft eine ergänzende Garantie seiner Unabhängigkeit zu erreichen. Um dieses Gleichgewicht zu stören, mußte einer seiner Garantien durch eine brutale Vergewaltigung des gegebenen Wortes dem pazifistischsten aller Völker die Ehrenpflicht einer Beteiligung am Kriege aufzeigen. Diese Dinge vergessen sich nicht leicht. Sie können nicht vergessen werden. Sie haben dazu geführt und mußten dazu führen, daß es selbst nach Locarno für Belgien moralisch unmöglich wäre, vom Standpunkt des Vertrauens und der freundschaftlichen Beziehungen keine strenge Unterscheidung zwischen

Deutschland, seinem Feind von gestern, und Frankreich und England, seinen Freunden von immer, zu treffen. Aber trotzdem geht die Zeit weiter, andere Generationen kommen auf, neue Beziehungen bahnen sich an, die belgischen und deutschen sozialistischen Arbeiter, in der gemeinsamen Sorge, eine Rückkehr des Krieges zu verhindern, nähern sich in der Internationale. Wir gehen heute nach Berlin, wie wir nach Paris und London gehen. Von einer allseitigen Verständigung erwarten wir eine Festigung des Friedens. Anderseits können unsere Industriellen, die im allgemeinen überpatriotisch, aber sonst praktische Menschen sind, ihre Auftragslisten, die Statistiken des Außenhandels, die Landkarte nicht vergessen, *d. h., daß das natürliche Hinterland Antwerpens das Rheinland sei, daß der Handel Belgiens mit Deutschland seit dem vorigen Jahre um vieles seinen Handelsverkehr mit Frankreich übersteigt und daß — Geschäft ist Geschäft — das Interesse Belgiens es zu fortgesetzten Beziehungen mit Deutschland treibt.* Es geht so weit, daß, wenn man im Grunde, wirklich im letzten Grunde der Gedanken oder der Hintergedanken einer großen Zahl belgischer Bürger lesen könnte, man folgendes finden würde: *Rückkehr zur Neutralität, einer nicht aufgezwungenen, sondern freien Neutralität.* Diese geistige Einstellung könnte ein kriegerisches, imperialistisches Frankreich beunruhigen, das daran denken würde, zur Ruhrpolitik, zur Machtpolitik zurückzukehren, und das versuchen würde, sich mit kleinen Staaten zu umgeben, um seine militärische Macht zu steigern. Das gilt jedoch nicht für das Frankreich von Locarno, denn im großen ganzen entspricht dieses bürgerliche Streben nach einer Rückkehr zur Neutralität einem Friedenswunsch, der im Rheinlandpakt eine größere und vollständigere gegenseitige Sicherheit gegen die Gefahr des Krieges in der Form einer Garantie findet. In dem System der Verträge von 1839 hat Belgien die Verpflichtung übernommen, im Falle eines Angriffskrieges zu den Waffen zu greifen. In dem System von Locarno wird dieselbe Verpflichtung von allen Parteien gegenseitig übernommen. Auf die aufgezwungene Neutralität folgt die verträgliche Solidarität. Der Zusammenschluß der Großmächte zur Erhaltung des Friedens wird durch den Völkerbundsrat und die Vollversammlung des Völkerbundes ersetzt."

In der „Revue de Paris" vom 15. Februar veröffentlicht der *belgische Gesandte in Berlin vor dem Kriege, Baron Beyens, seine Erinnerungen an die zwei Jahre seiner Berliner Amtszeit,* die durch den Kriegsausbruch unterbrochen wurde. Er war im Mai 1912 als Nachfolger des belgischen Ministers Baron Greindle gekommen, der seit 24 Jahren, also seit dem Augenblick der Thronbesteigung Wilhelms II., den Berliner Posten innehatte und ihn infolge seines sich immer verschlimmernden Augenleidens aufgeben mußte. Baron Beyens (sein Vater war belgischer Gesandter in Paris) war der Minister des königlichen Hauses in Belgien. Als er nach Berlin kam, war die seit Agadir herrschende Spannung zwischen Frankreich und Deutschland im Begriff, sich zu verflüchtigen, und auch in Belgien hatte sich die öffentliche Meinung beruhigt. Die Anerkennung der Annexion von Kongo durch Belgien, die freundliche Regelung der Kolonialgrenzen in Deutschostafrika, der warme Empfang des belgischen Königspaares in Potsdam und des Kaiserpaares in Brüssel hatten in Belgien den besten Eindruck hervorgerufen. Man wiederholte sich auch die Worte, die Prinz Heinrich von Preußen bei der Beisetzung des Königs Leopold II. zu König Albert gesagt hatte: „Du kannst dich voll Vertrauen an uns wenden. Man hat den Kaiser Wilhelm als einen Monarchen des Friedens betrachtet, denn er war immer vor dem Gespenst des Krieges zurückgewichen, obwohl er es gern heraufbeschwor. Er hatte sich oft bis an den Rand des Abgrunds gewagt, aber sobald er dessen Grauen erfaßt hatte, schreckte er zurück. Während man Wilhelm II. de

ehrlichen Friedenswillen zubilligte, fürchtete man seinen Ratgeber in der Außenpolitik, Kiderlen-Waechter, infolge seines Vorstoßes von Agadir. Baron Beyens war 8 Jahre lang der Kollege Kiderlen-Waechters in Bukarest gewesen und stand zu ihm in freundschaftlichen Beziehungen. Er spricht von dem Einfluß Kiderlen-Waechters auf die rumänischen Minister, die ihn sehr hoch schätzten, und von dem Erfolg, mit dem er die kommerziellen und finanziellen Unternehmungen seiner Landsleute unterstützte. „Es war Kiderlen-Waechter, der, wie er mir später erzählte, den Schritt des deutschen Botschafters in Petersburg inspirierte, um Iswolski davon in Kenntnis zu setzen, daß im Falle eines österreichisch-serbischen Konfliktes Deutschland sich an die Seite Österreich-Ungarns stellen würde, während Theodor Wolff in seinem Buch „Das Vorspiel des Krieges" diesen Schritt auf Bülow zurückführt. Ich wollte gern Aehrenthal, der wie ein großer Junge glaubte, die Bismarcksche Politik ganz allein machen zu können, beweisen, daß er nicht in der Lage sei, sich ohne Hilfe Deutschlands aus der Patsche zu ziehen. Kiderlen-Waechter hatte auch das unzweifelhafte Verdienst, zusammen mit Jules Cambon den gefährlichen Vorfall von Casablanca am 9. Februar beendet zu haben. Der Staatssekretär v. Schoen, der dieses Abkommen unterzeichnet hatte, bekam den Großkordon der Légion d'honneur und Kiderlen, der die Verhandlungen leitete, ein Porzellanservice von Sèvres. Als einige Monate später der Kronprinz in der deutschen Gesandtschaft in Bukarest frühstückte, fragte er: „Woher haben Sie dieses schöne Porzellan?" „Damit," antwortete ernst Kiderlen-Waechter, „hat die Regierung der französischen Republik mein Entgegenkommen in der Angelegenheit von Casablanca bezahlt." Aber der Kronprinz fand durchaus keinen Gefallen an diesem Witz. Im folgenden Jahre hat der neue Kanzler Bethmann-Hollweg nicht ohne Mühe über die Verstimmung des Kaisers und die Voreingenommenheit der Kaiserin gegen den sarkastischen Schwaben den Sieg davongetragen und seine Ernennung auf den Posten des Staatssekretärs durchgesetzt."

Als Beyens nochmals nach Belgien zurückkehrte, um sich bei seiner Regierung Anweisungen für seinen Berliner Posten zu holen, gibt man ihm als einzigen Rat, sich die Freundschaft der Deutschen durch gute Diners und große Empfänge in Berlin zu gewinnen, denn dort sei mehr als anderswo eine gute Küche eine Helferin der Diplomatie, und der Weg zum Herzen führe durch den Magen. Als Baron Beyens vom Kaiser empfangen wurde, betonte der Kaiser in seiner Ansprache die Notwendigkeit einer dauernden Verbindung der gekrönten Häupter, die alle in gleichem Maße von der republikanischen Flut der sozialistischen Demokratie bedroht seien. Der Gesandte bemerkt, daß der Kaiser ihn mit einer ganz ungewohnten Liebenswürdigkeit empfangen habe. Auch Bethmann-Hollweg empfängt Baron Beyens besonders entgegenkommend. In seiner langen Unterredung beklagt er sich über die Fülle der Arbeit, die ihm zufiel. Prinz Bülow habe die Regierung in einem vollkommenen Chaos zurückgelassen. Dadurch wurde die Propaganda der Sozialdemokratie gestärkt „und heute müsse man mit einer beträchtlich gewachsenen und viel mächtigeren sozialistischen Partei rechnen". Andererseits verschwinden die gemäßigten Liberalen aus dem Reichstag, wo sie durch Radikale ersetzt werden. Schließlich fehlen im Reichstag die wirklichen Parteiführer, die Politiker, die diesen Namen verdienen und mit denen die Regierungen verhandeln können. „Wir sind in dieser Hinsicht," fügte der Kanzler hinzu, „nicht schlechter gestellt als unsere Nachbarn. Sehen Sie sich die britische Regierung an, die sich in den Händen der Radikalen befindet. Sehen Sie, wohin der Radikalismus Lloyd Georges England gebracht hat." Beyens schildert dann seine Unterredungen mit den Botschaftern der Großmächte in Berlin. Cambon

glaubte, daß die europäische Lage so lange beunruhigt bleiben würde, solange der italienisch-türkische Krieg nicht beendet sei. Der britische Botschafter in Berlin, Sir Edward Goschen, hatte nur sehr ungern den Wiener Posten gegen Berlin eingetauscht, und der kurz darauf erfolgte Tod seiner Frau hat diese Abneigung gegen Berlin noch verstärkt. Goschen sprach sich sehr skeptisch über die Möglichkeiten einer deutsch-englischen Annäherung aus. Beyens hatte damals nach Brüssel berichtet, daß man in Berlin besonders bestrebt sei, diese Annäherung zu erreichen. Der Kaiser versäume keine Gelegenheit, um öffentlich einige liebenswürdige und schmeichelhafte Worte an England zu richten, und hauptsächlichst nach dem Tode Eduards VII. sei man überzeugt, daß das kühle Verhältnis der vorhergehenden Jahre durch eine Freundschaft zwischen den beiden Höfen ersetzt werden würde. Goschen meinte jedoch: „Die Wiederherstellung des Freundschaftsverhältnisses, wie es früher herrschte, scheint mir darum um so schwieriger, weil zwischen den beiden Nationen kein konkretes Motiv der Reibung vorhanden ist. Wir brauchten mit Deutschland nicht so unangenehme Zwischenfälle wie den von Faschoda zu regeln. Die Mißstimmung datiert seit dem Telegramm des Kaisers an den Präsidenten Krüger. Das war für uns wie ein Lichtstrahl, der die Kluft beleuchtet hat, die sich schweigend und ohne, daß wir uns ihrer bewußt wurden, zwischen den beiden Völkern aufgerissen hat. Die Frage der Beschränkung der Kriegsflotte ist unlösbar. Wir haben kein Recht, sie der kaiserlichen Regierung aufzuzwingen. Wir können ihr nur auf dem Wege zum Ruin folgen, auf den sie sich begeben hat, denn die Existenz Englands hängt von seiner Überlegenheit zur See ab.“ Der Botschafter fügte noch hinzu: „Unsere frühere Freundschaft mit Deutschland wird sich nie erneuern. Unsere Staatsmänner können nach Berlin kommen, hier shake hands und freundschaftliche Worte verschwenden, aber sie werden keine befriedigende Sicherheit bekommen. Das britische Volk wird nie zugeben, daß Deutschland eine ebenso große Flotte wie England braucht, und da es sich im Bau von Dreadnoughts und Kreuzern nicht überflügeln lassen will, wird es Deutschland die schweren Opfer, die diese Rüstungen ihm auferlegen, nicht verzeihen.“ Auch der italienische Botschafter Pansa machte keinen Hehl daraus, daß er nur sehr ungern den Berliner Posten übernommen hatte. Er mußte den Botschafterposten in London zu seinem großen Bedauern an Marquis San Giuliano abgeben, denn er war ein großer Bewunderer des britischen Reiches und betonte immer wieder die Überlegenheit Englands. Ein wirklicher Freund Deutschlands und ein Bewunderer der Hohenzollern war nur der spanische Botschafter Polo de Barnabés, der unter anderen Beyens erzählte, Kiderlen habe einen Augenblick lang während der Verhandlungen von 1911 an einen unmittelbar bevorstehenden Krieg geglaubt, wie er ihm damals mitgeteilt hatte. Der spanische Botschafter meinte, daß die günstige Wendung, die die Verhandlungen im September genommen hatten, auf die Intervention des Reichsbankpräsidenten und einer anderen Bankiers zurückzuführen war, die glaubten, daß Deutschlands finanzielle Lage einem europäischen Krieg nicht gewachsen sei. Ein anderer Bewunderer Deutschlands war der türkische Botschafter Osman Nizami Pascha. Der türkische Botschafter war davon überzeugt, daß ein deutsch-französischer Krieg unvermeidlich sei. Er glaubte jedoch an den deutschen Sieg infolge der Überlegenheit der schweren Feldartillerie. Er meinte zwar, daß die leichte deutsche Artillerie der französischen nicht gewachsen sei, daß jedoch die schwere Artillerie wie das viel bessere Schießpulver Deutschland den Sieg sichern würden. Und Beyens fügt hinzu, daß seine Prophezeihung durch die ersten belgischen Schlachten bestätigt wurde.

Der belgische Gesandte schreibt

nn über die Haltung der Presse, die nen immer feindlicheren Ton gegen- er Frankreich anschlug, wie zum eispiel die „Vossische Zeitung", die Norddeutsche Allgemeine" usw. ährend sich die Angriffe gegen rankreich in den Zeitungen täglich ehrten, wurden die Engländer ver- hont, denn man glaubte noch, daß ne Annäherung an England möglich i. Der französische Botschafter war er diese Spannung sehr beunruhigt. ber er sprach sich in den Worten s höchsten Lobes über die Ehrlich- it des Kanzlers und die Einsicht iderlens aus.

Rheinlandräumung.

Im „Outlook" vom 11. Februar fin- n wir einen Aufsatz unter dem Titel äumung des Rheinlandes", in der e vom deutschen Außenminister auf- worfene Frage der Rheinlandräu- ung behandelt wird. „Unserer Ansicht ch, und wir können sagen, auch r der Mehrzahl unserer Leser, darf ne Frage von solcher Bedeutung cht vernachlässigt werden, und je her Sir Austen Chamberlain zu em Entschluß kommt, desto besser. r Sinn der Rede Briands ist wohl, ß das Foreign Office den ersten hritt machen muß, und wir hoffen, ß die Regierung sich beeilen wird, esen Vorteil zu ergreifen, um das roblem ein für allemal zu lösen, in- m es ihre Absicht verkündet, die itischen Truppen bei der ersten Ge- genheit nach Hause zu schicken. Wir d uns dessen bewußt, daß es auch gegenargumente gibt, aber *jedes Ar- ument, das für das Verbleiben im heinland nur einen Tag länger richt, ist auch ein Argument für die ewige Fortdauer der Besetzung,* und r glauben, daß kaum jemand bei uns eine solche Politik eintreten würde. r leitende Grundsatz der britischen plomatie von heute ist oder sollte es n, den Krieg überhaupt zu ver- ssen. Und wenn man bewaffnete äfte auf dem Gebiet einer befreun- ten Macht in Friedenszeiten hält, so es das sicherste Mittel, den Haß fortdauern zu lassen, den wir alle vergessen wollen. Denjenigen, die den jetzigen Zustand fortsetzen wollen, brauchen wir nur eine Frage zu stellen — von welchem Nutzen können 9000 Mann im wirklichen Notfalle sein? Wenn keine Schwierigkeiten entstehen, dann ist ihre Anwesenheit auf dem deutschen Gebiet ganz überflüssig, während bei jeder Krise ihre Zahl zu gering ist, um von Nutzen zu sein. Der einzige Zweck, dem das Verbleiben der britischen Truppen dienen kann, ist, so weit wir sehen können, die moralische Unterstützung der französischen Militärpartei in ihrem Wunsch, die Brückenköpfe des Rheins so lange wie möglich zu halten. Und dieser Zweck ist weder für uns, noch für die britische Öffentlichkeit sehr verlockend. Wir sind uns selbstverständlich bewußt, daß wir uns durch unser Eintreten für die sofortige Rheinlandräumung den Vorwurf der prodeutschen Einstellung zuziehen werden, aber wir sind bereit, ihn auf uns zu nehmen, und wir können nur unsere Leser versichern, daß unsere Stellungnahme keineswegs durch eine solche Überlegung beeinflußt wird. Tatsache ist, daß wir nicht begreifen können, von welchem Nutzen es für die britische Politik sein kann, wenn man zehn Jahre nach einem Waffenstillstand noch britische Truppen im Herzen Deutschlands behält, und wir verlangen daher ihre Zurückziehung, bevor ihre Anwesenheit unser Land in einen dieser Kontinentalstreite verwickelt, die die große Mehrheit der britischen Bevölkerung um jeden Preis zu vermeiden gewillt ist."

Auch in der „Europe Nouvelle" vom 4. Februar werden die beiden Reden Stresemanns besprochen. „Herr Stresemann möchte eine vorzeitige Räumung zugunsten der Wahlsituation seiner Partei erreichen, von deren Festigung und Entwicklung er das Recht hat, anzunehmen, daß sie Deutschland wie Europa nützen kann. Er hat mit allem Mut gesagt, daß in Locarno in der Frage der Räumung nichts vereinbart wurde, und daß die Mächte ihre Versprechungen gehalten

haben. Seine Erklärungen zeigen, daß er bereit ist, im Einverständnis mit uns Kompensationen zu suchen, die Frankreich erlauben würden, seine Soldaten zurückzuziehen. *Andererseits glauben alle Freunde des Friedens* im Palais Bourbon und Luxembourg, alle diejenigen, die nicht revanchelüstern sind — die Revanche hat sich schon im Jahre 1918 erfüllt — *daß es nicht nützlich sei, eine Situation zu verlängern, die das Reich mit einer Ungeduld und einem Schmerz duldet, die ihm alle Ehre mache. Die große Mehrzahl unserer Parlamentarier glaubt, daß es gut wäre, die Kompensationen sofort zu suchen.* Morgen wird es spät sein, übermorgen zu spät. Im Jahre 1935 wird sich das Problem von selbst lösen, und zwar auf die unintelligenteste Weise. Schon in Thoiry hat man mit Verhandlungen begonnen, aber das Terrain war glatt und die internationale Meinung nicht vorbereitet. . . . Man hätte bei uns den Austausch militärischer Sicherheit gegen kommerzielle Erleichterungen nicht verstanden. Briand hat klugerweise gewartet, bis die in Thoiry aufgeworfenen Ideen gereift sind und die finanzielle Wiederherstellung des Landes denjenigen, die in schwierigen Stunden eine solche Vereinbarung verlockt hätte, die Versuchung, sie zu schließen, genommen hat. Heute scheint es klar, daß die Frage der Sicherheit, die durch die vorzeitige Räumung des Rheinlandes aufgerollt wird, nur durch Kompensationen der Sicherheit geregelt werden kann. . . . Gibt es nicht andere Garantien der Sicherheit, sei es im Westen durch ein Defensivsystem, das ein wenn auch nur vorübergehendes Kontrollregime im Rheinland uns aufzubauen gestatten würde, sei es im Osten durch eine Festigung und Verdichtung der gegenwärtigen Verpflichtungen?"

Die Verschiebungen der britischen Wirtschaft.

In der „Fortnightly Review" vom Februar schreibt Sir John Marriott über die wirtschaftlichen Zustände in Großbritannien. Während im Jahr 1913 die britische Einfuhr 768 Millionen betrug, belief sich die Ausfuhr auf 525 Millionen. Im Jahre 1920 stiegen diese Zahlen (wobei eine leichte Inflation der Währung zu berücksichtigen ist) auf 1993 und 1334 Millionen £, und im Jahre 1925 fielen sie wieder auf 1166 und 773 Millionen. In den ersten elf Monaten des vergangenen Jahres sind diese Ziffern im Vergleich zu denen des Jahres 19 um 74,5 Millionen der Einfuhr und 84 Millionen der Ausfuhr gefalle Eine gewisse Beruhigung bietet die Tatsache, daß im Laufe des Jahr 1927 die Ausfuhrziffer eine allmählic Steigerung aufwies. „Aber andererseits läßt sich als sehr verhängnisv die ernsthafte Abnahme in der Einfuhr von Rohbaumwolle und Baumwollabfällen feststellen, die die Arbeiterschaft in den Lancashire-Städten die Hauptbeschäftigung gewährt. Trotz dieser Zahlen hat J. N. Samuel, der Sekretär des Departments für Überseehandel, festgestellt, daß er nach den Erfahrungen in seinem eigenen Departement eine Wiederherstellung und künftige Prosperität des britischen Handels in seiner Gesamtheit günstig ansehe." Aus den Zahlen, die im November letzten Jahres in der „Ministry of Labour Gazette" veröffentlicht wurden, lassen sich einige sehr interessante Schlußfolgerungen ziehen. Trotzdem noch immer eine schreckliche Arbeitslosigkeit herrscht, ist die Zahl der Beschäftigten von Jahr zu Jahr gestiegen. Diese Zunahme kann seit dem Jahre 1913 auf eine Million geschätzt werden gegenüber einer Zunahme der Bevölkerung von 2½ Millionen. Die Abnahme der Auswanderung genügt, um diese Tatsache zu erklären. In den Jahren 1910 bis 1913 betrug die Auswanderungsziffer jährlich 447 45. In den Jahren 1922 (seit dem 1. Oktober 1923 fiel dabei Irland weg) sank sie auf 274 912. „Am wichtigsten ist die Veränderung in der relativen Bedeutung der verschiedenen Industrien in diesem Land. Das auffallende Symptom ist dabei die ungeheure Z-

hme der Anzahl der Menschen, die den Verkaufszweigen der Industrie schäftigt sind. Wenn man den Juli 27 mit dem Juli 1923 vergleicht, beläuft sich diese Zunahme auf nicht niger als 327 000 Menschen. Napoleon kam der Wahrheit näher, als selbst glaubte: „Wir werden jetzt rklich zu einem Volk des Handels." e Zahl der Angestellten in den Verufszweigen übersteigt jetzt um fast 0 000 die der Werkarbeiter 581 070 gegen 1 198 990). Weitere nahmen lassen sich in demselben itraum in der Bauindustrie und den fentlichen Arbeiten feststellen, die zt über eine Million Arbeiter behäftigen und eine Zunahme von 3 200 zeigen. Straßenbahn, Autobus d andere Verkehrsdienste zeigen ne Zunahme von 49 840 oder fast %. Die Ziegel-, Zement- und Kunsteinindustrie beschäftigt um 35 680 rbeiter, also um 40 % mehr als iher, und die Seidenindustrie mit nschluß der Kunstseide zeigt die chste Zunahme von 47 %, das heißt 770 Arbeiter.

Dagegen zeigt der Maschinenbau, e Eisen- und Stahlkonstruktion eine bnahme von nicht weniger als 560 Personen oder 10 % der gemten Arbeiter. Bei den Werften ist e prozentuale Abnahme noch chlimmer, 12,8 %, und am schlimmsten der Roheisenindustrie, 13,8 %. Der ergbau zeigt eine Abnahme von 590 Arbeitern, die Wollindustrie 240, während die Abnahme in den chmelzöfen, den Eisen- und Stahlalzwerken und den Hütten sich auf 440 Arbeiter stellt. Die Tabak-, garren- und Zigarettenindustrie igt eine Abnahme von 2,6 % und in n Brot- und Keksbäckereien ist die hl der beschäftigten Arbeiter um % gefallen.

Es läßt sich außerdem noch eine eränderung in der geographischen erteilung der Industrie feststellen. in Kennzeichen der Revolution am nde des 18. Jahrhunderts war die erschiebung der Bevölkerung vom iden nach dem Norden. Die letzten tatistiken zeigen, daß diese Bewegung im Abebben begriffen ist. Südengland und hauptsächlich das Londoner Gebiet wird jetzt wieder industrialisierter und tätigt 47 % der versicherten Bevölkerung von Großbritannien und Nordirland. Von der Gesamtzunahme von 601 200 Versicherten für das gesamte Land im Laufe der Jahre 1923 bis 1927 fallen auf das südliche Gebiet allein 433 180, also mehr als zwei Drittel. Dies bedeutet, daß eine neue industrielle Revolution sich vor unseren Augen vollzieht, deren Bedeutung wir noch nicht vollständig erfassen, die jedoch die größten Möglichkeiten für die industrielle Zukunft unseres Landes enthält.

Ein neues Kennzeichen der heutigen Wirtschaftslage Englands ist die Abnahme der Spartatigkeit. Vor dem Kriege haben wir jährlich ungefähr 400 Millionen gespart. Wenn man die höheren Preise und die Zunahme der Bevölkerung berücksichtigt, wäre heute das Äquivalent 650 Millionen, aber tatsächlich sparen wir weniger als 500 Millionen. Ebenso haben unsere Investierungen im Auslande abgenommen. Im Jahre 1913 haben wir 198 Millionen £ im Auslande investiert, im Jahre 1924 nur 135 Millionen." Sir John Marriott spricht dann von Plänen, die Sir Alfred Mond entwickelt hat und die auf einen Zollverein Großbritanniens und der Dominions hinzielen. Dieser Zollverein des Empire würde sich auf 14 Millionen engl. Quadratmeilen erstrecken und eine Bevölkerung von 450 Millionen umfassen. Daneben würde die Wirtschaftseinheit der Vereinigten Staaten, die sich auf 30 Millionen Quadratmeilen erstreckt, und eine Bevölkerung von 106 Millionen besitzt, keine so starke Wirtschaftskonkurrenz mehr darstellen. Der Zollverein des Empire würde auch die Konkurrenz eines eventuellen kontinental-europäischen Zollvereins aushalten, da das Gebiet Kontinental-Europas das der Vereinigten Staaten nur um 600 000 Quadratmeilen übersteigt, allerdings eine Bevölkerung von 427 Millionen besitzt. Die weiteren Ziffern, die Sir

Alfred Mond zur Unterstützung seines Vorschlages anführt, sind besonders interessant. Das britische Empire fordert 69 % der gesamten Goldforderung, 15 % Silber, 42 % Zinn, 30 % Zink, 23 % Blei. Die Nickelproduktion beträgt nicht weniger als 88 % und die Gummiproduktion beläuft sich auf 87 %. Aber dieser Traum der Zukunft stößt noch auf ein geringes Entgegenkommen der Dominions, und statt der Einheitsbestrebungen des Zollvereins macht sich im Gegenteil eine Zentralisierungstendenz bemerkbar.

Amerikas plutokratische Regierung.

In „Harpers Magazine" vom Februar schreibt Gerald W. Johnson über die dritte Republik in den Vereinigten Staaten. Er meint, daß die erste Regierung Amerikas eine aristokratische Republik war. George Washington war zwar sehr reich, aber sein Reichtum war bei ihm nur eine Begleiterscheinung, und heute hat man es fast vergessen. Nach der aristokratischen Republik von Washington, Monroe und Jefferson, kam mit Andrew Jackson die zweite demokratische Republik, die 90 Jahre lang dauerte. Die beiden Regierungszeiten von Jackson, in denen die zweite Republik begründet wurde, waren die lautesten Verwaltungen, von denen man je in Friedenszeiten gehört hatte... Die zweite Republik war ungeheuer, ihre Fehler waren gigantisch, aber auch ihre Triumphe waren groß und ihr Streben himmelstürmend. Es fehlte ihr der Zauber, die Liebenswürdigkeit und der Witz der ersten Republik. Sie konnte einen vielseitigen Roosevelt hervorbringen, aber nicht einen Mann wie Jefferson. Sie konnte einen Lincoln hervorbringen, der zwar Seelengröße besaß, dem jedoch die Großzügigkeit des Benehmens eines Washington fehlte. Und ihr Sturz wurde durch einen Mann herbeigeführt, der verrückt gewesen sein mag, der jedoch sicher kein kleinlicher Mensch war. Es ist heute zu früh, die staatsmännische Begabung Woodrow Wilsons abzuschätzen, abe selbst wenn wir sie am strengsten ve urteilen, müssen wir zugeben, daß d Sturz des Mannes kein einfacher Feh tritt ist, sondern vielleicht der Schul Phaetons vergleichbar, der sich d Sonnenwagens bemächtigte und er durch Jupiters Donner aus de Himmel vertrieben wurde. Die zwei Republik hatte eine gewisse Größe, s mußte sie haben, denn sonst hätte s nicht solche Träume der Mac träumen können. Aber nun ist sie vo bei und an ihre Stelle trat die drit Republik. So wie der Gentleman d Beherrscher der ersten Republik, d Mann des Volkes — der wirklich oder scheinbare — zum Beherrsch der zweiten war, so ist der Plutokr der Herrscher der dritten Republik. Da man nun in einigen Monaten m der Nominierung von Kandidaten b ginnen wird, hat die herrschende Pa tei einige Männer von ungeheure Reichtum in Aussicht genomme Mellon ist vielleicht der zweitreichs Mann im Lande, Hoover soll berei als 27jähriger sich seine erste Milli erarbeitet haben. Lowden hat ei Pullman geheiratet, Dawes war, b vor er sich der Politik widmete, ei Macht unter den großen Bankleute Der Familie von Longworth gehö der Riesenblock im Geschäftsbezi von Cincinnati; Hughes ist zwar ke Multimillionär, aber in dem Jah in dem er das öffentliche Leb verließ, um sich sein Vermög wieder aufzubauen, soll er e Einkommen von 50 000 $ besteue haben, und ein Mensch, der sich b einem Einkommen von 50 000 $ jäh lich als verarmt empfindet, ka sicherlich nicht unter die Armen g zählt werden... Die Aufzählung d Vorteile einer plutokratischen Regi rung, wie sie der Mann der Stra auffaßt, muß mit ihrer Abneigu gegen große Kriege beginnen. E einer plutokratischen Regierung läu der friedliche Mann keine Gefahr, v Werbeoffizieren aus dem Hause g schleppt und vor die Kugel gestellt werden. Die Plutokraten wissen se gut, daß in einem großen Kriege jed

rlieren muß, die investierenden nkiers mit eingeschlossen. Deshalb rden sie sich nur zu kleinen Kriegen it klar umschriebenen und leicht erichbaren Zielen entschließen. Die utokratie wird nie in Verteidigung nes Ideals in den Kampf ziehen, eine ee in der Welt durchzusetzen, um terdrückte Nationalität zu veridigen oder eine Verletzung der tionalen Würde zu rächen, vorausesetzt, daß der Angreifer mächtig ist. enn sie sich zum Kriege entschließen, so werden sie an bestimmte ewinne denken, wie z. B. den Mahoni von Nikaragua, den Zucker von aiti oder den Gummi von den hilippinen. Aber für diese kleinen riege gibt es genug Freiwillige, und an braucht nicht den Arbeiter anzuerben. Ebensowenig wie von großen riegen wird man auch unter dem utokratischen Herrscher von anderen eißeln der Menschheit, wie Epidemien und Hunger, verschont werden. ie Plutokraten sind keine Analphaten in der Sozialwissenschaft, die ch auf wirtschaftliche Kenntnisse ützt. Der Plutokrat wird die otwendigkeit einer Lebensmittelverrgung erfassen und seine Geschäfte cht auf einer hungernden Arbeiterhaft aufbauen. Deshalb wird er für hnsätze eintreten, die seinem rbeiter eine genügende Ernährung währleisten. Er wird es auch nicht lden, daß seine Arbeiterschaft durch Krankheiten dezimiert wird — von der persönlichen Ansteckungsgefahr ganz zu schweigen. Deshalb wird er dafür eintreten, daß die öffentliche sanitäre Sicherheit auf einem hohen Niveau erhalten wird... Es spricht alles dafür, daß unter der dritten plutokratischen Republik der Durchschnittsamerikaner besser gekleidet, besser genährt sein und bessere Wohnverhältnisse besitzen wird, als es vorher der Fall war. Der einzige Vorwurf, den Johnson gegen die plutokratische Regierung vorbringt, ist der, daß sie nüchtern und rationell ist und einst an Langeweile sterben wird. Alles Emotionelle, jeder „Unsinn" ist unter der Herrschaft der Plutokratie ausgeschaltet. Es fehlt ihr die Möglichkeit, an die Einbildungskraft des Volkes zu rühren. Es macht sich immer mehr in Amerika die Tendenz bemerkbar, zu der früheren Regierungsform zurückzukehren (s. auch Artikel des Senators Borah im Februarheft von „Nord und Süd") und die Herrschaft der Rechtschaffenheit, der ethischen Grundsätze wieder zu begründen. Diese Sehnsucht nach der Einfachheit der Lebensformen, nach der Rückkehr zu den Tugenden der Vorfahren, wird nach der Meinung Johnsons zu der frühesten Regierungsform Amerikas, der Herrschaft der Theokratie, die der ersten Republik voranging, zurückführen.

Antonina Vallentin.

Herausgeber: Prof. Dr. *Ludwig Stein*,
Berlin W 10, Lützow-Ufer 5a. Fernspr. Kurfürst 6308.

Verantwortlicher Redakteur: Frau *Antonina Vallentin*,
Berlin W 62, Landgrafenstr. 11. Fernspr. Kurfürst 6350.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: *Paul Wolff*, Berlin W 8, Mauerstraße 44.
Gedruckt bei *Julius Sittenfeld*, Berlin W 8.

Aus dem Inhalt der bisherigen Nummern:

Aus dem Januarheft 1928:

Generaloberst **von Seeckt:** Staatsmann und Feldherr.

Kemaleddin Sami Pascha, Türkischer Botschafter in Berlin: Die neue Türkei und der Islam.

Dr. **Schmelzle,** Bayerischer Staatsminister: Das Deutsche Reich — ein Bundesstaat!

Graf **Manfredi Gravina:** Das Tangerproblem und Italien.

Professor D. Dr. Dr. **Bredt,** M. d. R.: Das neue Völkerrecht.

Edith Lyttleton, Mitglied der englischen Delegation zum Völkerbund; M. P. Der Frauen- und Mädchenhandel.

Wirkl. Geheimrat Dr. **von Koerner:** Die deutschen Handelsverträge seit dem Kriege.

Ferd. A. Ossendowski, Autor des Buches „Tiere, Menschen und Götter": Das Erwachen der farbigen Völker.

Dr. **Margarete Rothbarth:** Krieg und Frieden in der Wissenschaft.

Francesco Coppola, Herausgeber der Zeitschrift „Politica": Das Wesen des italienischen „Imperialismus".

Aus dem Februarheft 1928:

Reichskanzler Dr. **Marx:** Reichsreform.

Senator **William E. Borah,** Vorsitzender des Auswärtigen Ausschusses im amerikanischen Senat: Staatsbürgerliche Rechtschaffenheit.

Prof. **Gustaf Cassel:** Eigener oder geborgter Sozialstandard.

Graf Sforza, Senator, ehem. italienischer Außenminister: Der Heilige Stuhl und die nationalistischen Bewegungen.

Jacob Gould Schurman, Botschafter der Vereinigten Staaten von Amerika in Berlin: Das Zeitalter der Zusammenarbeit.

P. A. Argyropoulos, ehem. griechischer Außenminister: Das politische Jahr in Griechenland.

Arthur Fontaine, Präsident des Verwaltungsrates des Internationalen Arbeitsamtes: Internationale europäische Verwaltung.

Dr. **Hans Bell,** Reichsminister a. D., Mitglied des Deutschen Reichstags: Völkerrechtsverletzungen im Weltkrieg.

Lord Olivier, ehem. Minister für Indien: Die Reform der indischen Verfassung.

M. R. P. Duchemin, Präsident des Generalverbandes der französischen Produktion: Internationale Rationalisierung.

Lady Grace Drummond Hay: Die Stellung der Frau in Japan.

Bernard Desouches: Das Zeitalter Afrikas.

Neuzeitliche Heere.

Von Generaloberst *von Seeckt.*

Die nachfolgenden Ausführungen geben durchaus und allein meine persönliche Meinung wieder und ermangeln jedes, auch eines aus meiner Vergangenheit etwa abzuleitenden, offiziellen Charakters. Sie lassen die Verhältnisse der deutschen Reichswehr ebenso beiseite, wie sie sich als reine Phantasiegebilde von den Fesseln des Versailler Vertrages frei wissen; sie beschränken sich endlich auf das Landheer und überlassen Marinefragen sachverständigerer Prüfung.

Wenn ich das hier aufgestellte Thema etwas näher umreißen soll, so möchte ich folgende Fragen aufwerfen und versuchen, soweit es im Rahmen dieser Darlegungen möglich ist, sie zu beantworten: Wohin geht der Weg der militärischen Entwicklung? Sind noch Heere notwendig? Wie werden sie aussehen? Wie werden sie sich verhalten?

Es sind also, freilich aus sehr realen Tatsachen abgeleitete Phantasien, die hier entwickelt werden, ohne das Mißliche jedes Prophetentums zu verkennen.

Wir werden, um einen sicheren Ausganspunkt zu gewinnen, zunächst einen Rückblick auf die Heere werfen müssen, die in den Weltkrieg zogen, und werden dabei die erstaunliche Feststellung machen, daß alle für ihn mehr oder weniger ungenügend organisiert waren. Die Tatsache, daß alle großen europäischen Festlandmächte ihre Wehrsysteme auf dem Grundsatz der allgemeinen Wehrpflicht begründet hatten und daß allen das Streben, möglichst früh und möglichst stark an den Grenzen zu erscheinen, gemeinsam war, erleichtert den Vergleich. Die glänzenden Leistungen der deutschen Organisation brauchen hier nicht hervorgehoben zu werden; auf drei große Fehler sei aber hingewiesen. Trotz der allgemeinen Überzeugung, daß ein Krieg Deutschland vor seine Existenzfrage stellen würde, und trotzdem wir, jedenfalls in militärischen Kreisen, bestimmt mit dem Zweifrontenkrieg, also mit zahlenmäßiger Überlegenheit des Feindes rechneten, war — die Gründe dafür sind hier gleichgültig — die Volkskraft militärisch nicht voll ausgenutzt, die allgemeine Wehrpflicht nicht restlos durchgeführt. Für das Nähren des Kampfes, also für den Ersatz, war weder personell, noch materiell genügend vorgesorgt, und damit in Verbindung

stehend fehlte die eigentliche wirtschaftliche Mobilmachung. Walte *Rathenaus* Weitblick und des Kriegsministers *Falkenhayn* Einsicht ver danken wir es, wenn wenigstens nach Kriegsausbruch die notwendige Maßnahmen zum wirtschaftlichen Durchhalten getroffen wurden. Alle war auf den starken und schnellen ersten Schlag eingestellt, obwol schon *Schlieffen* warnend auf die Möglichkeit eines neuen sieben jährigen Krieges hingewiesen hatte.

Frankreich hatte seine Wehrkraft voll ausgenutzt einschließlich de seiner Kolonien; dagegen reichte seine materielle Rüstung nicht au besonders nicht, nachdem der industrielle Norden und Osten unbenutz bar geworden war. Hier half Amerikas starke Unterstützung, ohne di Frankreich kaum seinen Kriegsbedarf, namentlich an Munition, hätt befriedigen können.

Rußland konnte seine Bevölkerungszahl zunächst gar nicht vo ausnutzen; dafür war es in der Lage, ein fast unerschöpfliche Menschenreservoir für den Nachersatz zu haben, den es verstan rechtzeitig und leidlich ausgebildet an die Front zu bringen. Dagege war und blieb die materielle Rüstung völlig unzulänglich. Die Bo schafter der Verbündeten müssen immer wieder die russischen Bitte um Waffen und Munition ihren Regierungen übermitteln; die eige Kriegsindustrie gelangte auch während des Krieges nicht zu nennen werter Leistungsfähigkeit.

Österreich-Ungarn war wohl von allen Großmächten am schlec testen für den Krieg organisiert — personell und materiell. Die ve schiedenen Gründe für diesen Zustand können unerwähnt bleiben; d Folgen zeigten sich im schnellen Sinken der Schlagkraft des ursprün lich vorzüglichen Heeres und in der steigenden Inanspruchnahm Deutschlands auf wirtschaftlichem Gebiet.

England hatte eine von den Festlandmächten abweichende Frieden und Kriegsorganisation. Obwohl man, jedenfalls in militärisch Kreisen, mit einer Beteiligung an einem großen Krieg rechnete, war m für eine volle Ausnutzung der militärischen Leistungsfähigkeit wer vorbereitet. Es scheint, als ob man geglaubt hatte, mit der Flotte u den sieben aktiven, ausgezeichneten und schlagfertigen Division auszukommen; für deren Versorgung genügte die an sich leistung fähige Industrie. Es war *Lord Kitcheners* Verdienst, rechtzeitig zu e kennen, daß ganz andere Anstrengungen für einen Enderfolg notwen waren, und die entsprechenden Maßnahmen eingeleitet zu haben. D englische organisatorische Leistung während des Krieges ist b wundernswert. Da die Neuformationen Zeit zur Aufstellung brauchte konnte die Industrie sich umstellen und, wo es fehlte, half Ameri

Die *Vereinigten Staaten von Nordamerika* nahmen zu den krieg organisatorischen Fragen eine Sonderstellung ein. Für den laufen Bedarf genügte neben der Flotte das verhältnismäßig kleine Friede heer und seine geographische Lage erlaubte Amerika, sich den Aug

)lick für einen Eintritt in den Weltkrieg zu wählen. Als es sich zum Ein-
ritt entschloß, setzte eine überwältigende organisatorische Tätigkeit ein,
welche ermöglichte, aus dem unerschöpflichen Reservoir von Menschen
ınd Mitteln eine ganz neue, moderne Armee aufzustellen, deren Kraft-
quellen am Ende des Krieges noch keineswegs erschöpft waren.

Bei den anderen am Krieg beteiligten Staaten lagen die Verhält-
nisse bei vielfachen Abweichungen im allgemeinen ähnlich.

Zu welchem militärischen Erfolg hat nun dieses allseitige Volks-
ıufgebot, dieser Riesenaufmarsch der Heere geführt? Der Krieg endet
ıicht trotz aller Anstrengungen mit der entscheidenden Vernichtung
les Feindes auf dem Schlachtfeld, sondern läuft im wesentlichen im
Kräfte verzehrenden Abringen des Stellungskrieges aus, bis vor der
gewaltigen Übermacht die Widerstandskraft des einen der Gegner, auf
)ersonellem, materiellem und endlich auch moralischem Gebiet, ver-
iegt — nicht versagt. Ist der Sieger seines Erfolges recht froh
geworden? Stehen die Ergebnisse des Krieges im richtigen Verhältnis
ıu den Opfern an Volkskraft? Müssen, wenn kriegerische Ausein-
ndersetzungen unvermeidlich sind, jedesmal ganze Völker sich auf-
inander stürzen? Der Soldat muß sich die Frage vorlegen, ob diese
Riesenheere im Sinne entscheidungsuchender Strategie überhaupt noch
ührbar sind und ob nicht jeder Krieg zwischen diesen Massen wieder
rstarren muß.

Vielleicht hat sich das Prinzip des Massenheeres, des Volks-
ıufgebots schon heute überschlagen, die fureur du nombre steht am
Ende. Die Masse wird unbeweglich; sie kann nicht mehr manövrieren,
lso nicht siegen; sie kann nur erdrücken.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die Folgerungen, welche die
Hauptstaaten aus den Kriegserfahrungen für ihre Heeresorganisationen
ezogen haben, wobei wir naturgemäß die Staaten, denen diese durch
Friedensbedingungen vorgeschrieben wurden, bei Seite lassen. *Amerika*
nd *England* sind im wesentlichen zu ihren Vorkriegseinrichtungen zu-
ückgekehrt, also zum Prinzip kleiner, verwendungsfähiger Friedens-
eere; Amerika hat nur seine wirtschaftliche Mobilmachung und seine
ıilitärische Jugendausbildung wesentlich ausgebaut, England eine starke
uftflotte entwickelt. *Frankreich* ist im Begriff, seine Heeresorgani-
ation neu zu ordnen; die Grundzüge dieser bestehen in der Schaffung
nd Erhaltung eines Friedensheeres, das annähernd kriegsstark, also
ı kurzer Zeit völlig verwendungsbereit ist, und in der vollsten Aus-
utzung der allgemeinen Wehrpflicht, also der Schaffung starker
eserven. Die Dienstzeit ist stark herabgesetzt, wodurch die Aus-
ildung aller Waffenfähigen ohne zu hohe Friedenspräsenzstärke
reicht wird, während der Wert des verwendungsbereiten Friedens-
eeres durch eine größere Zahl freiwillig länger dienender Mann-
chaften gehoben werden soll. Wirtschaftliche Mobilmachung und
ıilitärische Jugendausbildung sind eingehend vorbereitet, ebenso wie die

Heranziehung der farbigen Truppen. Bemerkenswert ist die starke startbereite französische Luftflotte. *Italien* scheint zur Unterstützung seines Berufsheeres mit der Verwendung der faszistischen Miliz zu rechnen und betreibt eine außerordentlich lebhafte militärisch faszistische Jugendausbildung.

Rußland sucht, durch viele Schwierigkeiten noch gehemmt, aber doch in entschiedenem Aufstieg, sich eine verwendungsbereite und seinem Sicherheitsbedürfnis entsprechende Friedensarmee zu schaffen und daneben durch ein Milizsystem der Masse seiner Waffenfähigen militärisch Herr zu werden. In den neu organisierten Heeren von *Polen,* der *Tschechoslowakei* und *Jugoslavien* finden wir im allgemeinen das Vorkriegssystem der allgemeinen Wehrpflicht unter möglichster Niedrighaltung der aktiven Dienstzeit und Bereithaltung für die Sicherheit erforderlicher Friedensheere.

Es hat hiernach den Anschein, als ob sich in der praktischen Auswertung der Kriegserfahrungen keine großen Änderungen gegen die Grundsätze der Vorkriegszeit zeigten; aber es beginnen doch neue Gesichtspunkte sich anzukündigen. Die allgemeine wirtschaftliche Lage zwingt alle Staaten, an die Beschränkung ihrer Rüstungsausgaben zu denken, also die kostspieligste Art der Rüstung, starke Friedensheere mit langer Dienstzeit und reicher Ausstattung, herabzusetzen und daneben die unproduktive Inanspruchnahme der männlichen Arbeitskraft durch den Militärdienst nach Möglichkeit zu beschränken.

Dem gegenüber steht bei der augenblicklichen politischen Gesamtlage das Bedürfnis, gegen einen feindlichen Überfall durch ein bereites Friedensheer jederzeit sich gesichert zu wissen und das allen freien Staaten gleiche Verlangen, für einen Kampf um die eigene Existenz durch die nötigen Vorbereitungen für einen Volkswiderstand gerüstet zu sein. Wenn man das in den Abrüstungsverhandlungen sich abspiegelnde allgemeine Friedensbedürfnis für aufrichtig nimmt, so liegt in den zeitigen militärischen Organisationen kein unüberbrückbarer Gegensatz, so lange man an der Auffassung festhält, daß starke, d. h. überstarke, verwendungsbereite oder in kurzer Zeit zur vollen Verwendungsfähigkeit aufzufüllende Friedensheere die eigentliche verführerische und daher gefährliche Friedensbedrohung darstellen, daß aber selbst weitgehende Vorbereitungen eines Volkskrieges weit mehr einen Verteidigungscharakter tragen, dessen Umfang davon abhängt, wie weit ein Staat von seinem Nachbar bedroht ist oder sich bedroht fühlt. Die Bedrohungsgefühl zahlenmäßig in Abrüstungsberechnungen einzusetzen, ist unmöglich. Greifbar und der gegenseitigen Aufrechnung zugänglich sind nur die Zahlen der verwendungsbereiten Kräfte, wie überhaupt im Kräfteausgleich die größere Friedensgarantie liegt als im Streben nach einer ideellen und nicht zu erreichenden Kräfteverminderung. Damit sei das Problem der Abrüstung in diesem Zusammenhang nur ganz kurz gestreift.

Im Begriff des Krieges liegt der Wettstreit zwischen Mensch und Material. Gegen das Schwert wird der Schild erfunden, gegen die Brisanzgranate der Betonunterstand, gegen das Gas die Maske. So wird der Wettstreit weitergehen, so lange es Kriege gibt, und einmal wird die Angriffswaffe die Oberhand haben, bis sich die Verteidigung ihr angepaßt hat. Die Technik arbeitet auf beiden Seiten. Es ist daher ganz falsch, vom Sieg des Materials über den Menschen zu sprechen. Das Material hat über die Menschenmasse, nicht über den Menschen selbst gesiegt, und wird das nie, weil es nur in der Hand des Menschen Leben gewinnt.

Der Fehler liegt darin, daß man eine unbewegliche, fast wehrlose Menschenmasse einer brutalen Materialwirkung gegenüberstellte. Je mehr wir die Massen der Kämpfer steigern, um so sicherer ist der Sieg des Materials; denn dessen Grenzen sind weiter gesteckt als selbst die des reichsten Menschenreservoirs. Es bleibt somit nur der Kampf des menschlichen Geistes gegen das tote Material. Je weiter sich die Technik entwickelt, je mehr sie ihre Erfindungen und Mittel in den Dienst des Heeres stellen kann, um so höher werden die Anforderungen an den sie ausnutzenden Soldaten. Wer nur eine Ahnung davon hat, welche technischen Kenntnisse, welche vielfältigen und nur durch sorgfältig ausgebildete Fachmänner zu bedienenden Instrumente, welche geschulten und beherrschten Geisteskräfte dazu gehören, um das Feuer einer modernen Artillerie wirksam zu lenken, der wird zugeben müssen, daß diese Voraussetzungen einer aus flüchtiger Ausbildung entstandenen Truppe nicht mitzugeben sind und daß sie daher der kleinen Zahl geübter Techniker auf der Feindseite gegenüber im schlimmsten Sinn Kanonenfutter ist. Wie aber, wenn sie gar nicht da ist? Wenn sich dem durch Wissenschaft gelenkten Material kein lebendes Ziel bietet? Vernichtung des feindlichen Heeres, nicht Vernichtung des Landes ist noch immer oberstes Gesetz der Kriegskunst, obwohl es bisweilen anderen Anschein hat. Das Material hat seine Überlegenheit gegenüber der lebendigen und sterblichen Masse, nicht gegenüber dem lebendigen und unsterblichen Menschengeist.

Wer von moderner Kriegstechnik spricht, wird damit zuerst an die Flugwaffe denken; sie ist im Weltkrieg, und zum großen Teil erst nach ihm, als vollwertige Schwester neben die vom Land und von der See getreten, ohne die Grundgesetze des Krieges zu ändern. Freilich ergibt sich für den Soldaten und damit für den ihm verbündeten Techniker ein ganz neues Schlachtfeld mit seinen eigenen Bedingungen. Man hat aus der Möglichkeit des Luftangriffs auf die Zentralen der staatlichen Widerstandskraft, also des durchaus nicht neuen, aber heute leichter erreichbaren Kerns der militärischen Stärke, zu unrecht Schlüsse auf die Entbehrlichkeit der Landheere gezogen. Der Unterschied ist nur der, daß, wenn bisher nur zu Land und zu Wasser, jetzt auch in der Luft um die Entscheidung gekämpft wird. Man glaubt vielfach, daß der Kampf unter

Überfliegung des Soldaten jetzt sich nur noch gegen den Zivilisten a
dem Büro und in der Werkstatt richten würde. Neu wäre der Kam
gegen das Hinterland, den Bürger, nicht; sehen wir von älteren Be
spielen kulturvernichtender Kriege ab, so brauchen wir nur an de
Dreißigjährigen Krieg, an Türkeneinfälle und an Heidelberg zu denke
Es wäre frivol, die Gefahren und Schrecken des Luftangriffs auf d
Hinterland, besonders in Verbindung mit der Verwendung von Ga
leugnen oder beschönigen zu wollen. Er bringt auf neuem Kampfpla
die gleichen Gefahren und die gleichen Aussichten; die tätige Abwe
fällt der Luftwaffe zu, die als beste Gegenwirkung versucht, den Angri
in das feindliche Land zu tragen oder wenigstens den Angreifer zu ve
nichten. Als neues Erfordernis gegen diese Art der Kriegsgefahr er
steht die Vorsorge für die passive Sicherung der Lebenszentralen ein
Landes, welche vielleicht kostspielig und unbequem ist. Daß bei uns
Deutschland, wo uns die aktive Luftverteidigung versagt ist, für dies
passiven Schutz nichts, aber auch gar nichts geschieht, ist schwer
verstehen und schwerer zu verantworten.

Versuchen wir nun nach diesen kurzen Untersuchungen über d
augenblicklichen Stand der Rüstungen uns ein Bild zu machen, wie d
Verlauf eines künftigen Krieges sein wird, ohne aus dem Auge zu v
lieren, daß die noch herrschenden Auffassungen und Vorbereitung
sich dieser Zukunftsentwicklung erst wenig angepaßt haben und d
der nächste Krieg noch einen ganz anderen Verlauf nehmen kann, s
den hier vom militärischen Standpunkt aus als sachgemäß
bezeichnenden.

Der Krieg wird mit dem gegenseitigen Angriff der Luftflotten
ginnen, weil sie die am schnellsten verwendungsbereiten und an d
Feind zu bringenden Kräfte sind. Dieser Feind sind zunächst nicht
Hauptstädte und Kraftquellen, sondern die gegnerischen Luftkräfte, u
erst nach deren Überwindung richtet sich der Angriff gegen die ande
Ziele. Bei annähernd gleichen Kräfteverhältnissen wird es ni
schnell zu einer endgültigen Entscheidung kommen, wenn auch
eine Seite in die Verteidigung zurückgedrückt werden kann, die sie
eigenen Angriff zu verzichten zwingt. Wie weit die materiellen u
moralischen Erfolge des überlegenen Angreifers gegen die feindlich
Kraftquellen reichen, hängt von der passiven, also auch moralisch
Widerstandskraft des Angegriffenen ab. Hierbei sei hervorgeho
daß auch alle großen Truppenansammlungen wertvolle und leichte
griffsziele sind. Die Störung der personellen und materiellen Mo
machung ist eine der Hauptaufgaben des Fliegerangriffs.

Der durch die Luftwaffe eingeleitete Angriff wird von den
wendungsbereiten Truppen, also im wesentlichen dem Friedensh
mit möglichster Beschleunigung übernommen werden. Je hochwert
dieses Heer ist, je größer seine Beweglichkeit, je entschlossener
befähigter seine Führung, um so größer ist seine Aussicht, die ihm

gegnenden feindlichen Kräfte in kurzer Zeit aus dem Feld zu schlagen, den Feind an der Aufstellung und Entwicklung weiterer Kräfte zu hindern und ihn vielleicht schon friedensbereit zu machen. Während die beiden Berufsheere um die erste Entscheidung kämpfen, beginnt hinter ihnen die Aufstellung der Verteidigungskräfte des Landes. Der im ersten Akt des Krieges Siegreiche wird versuchen, durch seine überlegene Bewaffnung, Ausbildung und Beweglichkeit diese ihm an Zahl überlegene, an Qualität unterlegene Masse nicht zur Entfaltung ihrer Kräfte, vor allem nicht zum Bilden geschlossener Materialfronten kommen zu lassen, während ihm aus den eigenen Menschen- und Kräftereserven die Unterstützungen zugeführt werden, deren er zur Aufrechterhaltung seiner Schlagkraft bedarf. Ich sehe also, um mich noch einmal kurz zusammenzufassen, die Zukunft der Kriegführung in der Verwendung hochwertiger und bewegungsfähiger, also kleinerer Heere, deren Wirkung durch die Flugwaffe eine wesentliche Steigerung erfährt, und in der gleichzeitigen Bereitstellung der gesamten Wehrkraft, sei es zur Nährung des Angriffs, sei es zur aufopfernden Verteidigung der Heimat.

Wie werden nun diese neuzeitlichen Heere, deren Notwendigkeit vorläufig noch unbestreitbar, deren Aufgabe vorstehend kurz umrissen ist, aussehen?

Das Friedensheer, das auch als Deckungs- oder Operationsheer bezeichnet werden kann, besteht aus längere Zeit dienenden Berufssoldaten, möglichst aus Freiwilligen. Die Dienstzeit ist verschieden und richtet sich nach der Verwendung des Mannes, wobei hochwertige technische Ausbildung naturgemäß längere Dienstzeit erfordert, während an anderen Stellen möglichste Jugendfrische wünschenswert ist. Die Zahl dieses Heeres richtet sich nach den materiellen Mitteln des Staates, nach seiner militär.-geographischen Lage, nach seiner Größe und muß mindestens die Sicherheit gegen überraschenden feindlichen Angriff geben.

Man wird einwenden, daß hiermit ein Wettrüsten herausgefordert wird; aber, abgesehen davon, daß die Stärke des sehr kostspieligen Friedensheeres in der finanziellen Leistungsfähigkeit des Landes seine Begrenzung findet, bietet die Stärke der Friedensheere das beste Objekt für internationale Festsetzungen, also für Rüstungsbeschränkungen oder der Rüstungsausgleich. Daß jeder Staat dieses Heer auf eine möglichst hohe Stufe der Vollendung, was Ausbildung von Führer und Mann, Bewaffnung und Ausrüstung betrifft, heben wird, versteht sich von selbst, wobei drei Hauptforderungen bestehen: Hohe Beweglichkeit, zu erreichen durch eine zahlreiche und vorzügliche Kavallerie, durch Ausnutzung des motorisierten Zuges und Marschleistungsfähigkeit der Infanterie, wirksamste Bewaffnung und dauernden Kräfteersatz. Dieses Operationsheer bedarf zum ersten Einsatz am besten gar keiner, jedenfalls nur geringer Ergänzung, also keiner Mobilmachung.

Neben und in engster Verbindung mit diesem Heer steht ein aus Offizieren, Unteroffizieren und Mannschaften zusammengesetzter Ausbildungsstamm, durch dessen Übungsformationen und Schulen die gesamte waffenfähige Jugend des Landes hindurchläuft mit kurzer erster Ausbildungszeit und den erforderlichen Wiederholungskursen. Man gewinnt auf diesem Weg eine militärische Masse, welche für den Bewegungskrieg und offensive Schlachtenentscheidung nicht geeignet, wohl aber imstande ist, nach notdürftiger Vervollständigung ihrer Ausbildung und bei entsprechender Bewaffnung die Pflicht der Verteidigung der Heimat zu erfüllen und zugleich durch ihre besten Teile das eigentliche, kämpfende Feldheer dauernd aufzufüllen. Um diese kurze Ausbildungszeit erträglich zu machen, bedarf es einer Jugendausbildung, deren Schwerpunkt weniger in militärischer als in allgemeiner körperlicher und geistiger Schulung liegt, die aber wirksam nur unter staatlichem Zwang durchzuführen ist. Auf Einzelheiten dieser Organisation, so z. B. auf die Gewinnung und Schulung des Offiziermaterials einzugehen, führte hier zu weit; es sei aber noch ein Blick auf die Bewaffnungsfrage geworfen, die mit der unerläßlichen wirtschaftlichen Kriegsvorbereitung im engsten Zusammenhang steht.

Bei der Erörterung dieser Frage müssen wir von dem Satz ausgehen, daß eine Armee fast nie, oder doch nur vorübergehend, die Waffe besitzt, die sie sich wünscht und die die zur Zeit beste ist; denn in dem Augenblick, in dem eine Waffe eingeführt ist, ist sie bei der schnellen Entwicklung der Technik auch schon veraltet. Die Kosten der Um- und Neubewaffnung einer großen Armee sind so enorm, daß jeder Staat solche Maßnahmen erst gezwungen vornimmt.

Je kleiner eine Armee ist, um so leichter wird es sein, sie modern zu bewaffnen, während die dauernde Bereithaltung moderner Bewaffnung für Millionenheere Unmöglichkeit wird.

Die Forderung, das Operationsheer sowohl jeder Zeit verwendungsbereit zu halten, wie es erstklassig zu bewaffnen, zwingt dazu, diese Bewaffnung in voller Zahl, in möglichst hoher Qualität und mit den nötigen Ersatzvorräten und Ergänzungsquellen bereit zu halten. Die Kosten dieser Forderung wirken an sich einschränkend auf die Stärke dieses Friedensheeres. Für die einmal angenommene Stärke muß aber nicht nur die für nötig gehaltene Bewaffnung und Ausrüstung in den Händen der Armee sein, sondern auch die Vorräte für den ersten Ersatz müssen bereit liegen, die so lange zu reichen haben, bis die Neufertigung durch die besonders hierfür bestehenden Fabriken einsetzt. Diese Forderung wäre an sich selbstverständlich und enthielte nichts Neues, wenn hier nicht mit der wesentlich kleineren Operationsarmee an Stelle des zu bewaffnenden Volksaufgebots gerechnet würde. Diese Volksbewaffnung ist auf eine ganz neue Basis zu stellen. Die Bereithaltung eines modernen Rüstungsmaterials für die Millionenheere wird zur Unmöglichkeit, wenn man die berechtigte Forderung aufstellt, daß diese Masse

bei ihrer geringeren soldatischen Ausbildung der Unterstützung durch das Material ganz besonders bedürfen. Die Anhäufung großer Reservebestände ist das Unwirtschaftlichste, was es geben kann und gleichzeitig infolge natürlicher Überalterung von zweifelhaftem militärischen Wert; man denke nur an eine Magazinierung von Tausenden von Flugzeugen, die oft schon nach einem Jahr durch neue Typen wertlos gemacht werden.

Für die Massenbewaffnung gibt es nur einen Weg: Die Feststellung des Typs der Waffe zusammen mit der Vorbereitung der Massenanfertigung im Bedarfsfall. Die Armee in Verbindung mit der Technik ist in der Lage, durch dauerndes Studium in Versuchsanstalten und Übungsplätzen den jeweilig besten Typ der Waffe festzustellen. Mit der Industrie ist die Vereinbarung zu treffen, daß dieser festgesetzte Typ sofort und in dem erforderlichen Umfang in Arbeit genommen werden kann. Hierfür bedarf es eingehender Vorbereitungen, die der gesetzlichen Basis nicht werden entbehren können. Diese Vorbereitungen sind in engster Zusammenarbeit zwischen Soldaten und Wirtschaftlern zu treffen und beziehen sich nach der Feststellung und Sicherung der erforderlichen Rohstoffe auf die Auswahl und Einrichtung der Fabriken für alle Teile der Bewaffnung und Ausrüstung. Die Vorbereitung der Umstellung der Fabriken vom Friedens- zum Kriegsbetrieb, Bereithaltung von Material und Maschinen verlangen naturgemäß schon im Frieden staatliche Subventionierung, die aber immer noch vorteilhafter für den Staat sein wird als die Beschaffung und Unterhaltung von großen und veraltenden Rüstungsvorräten. Wenn die militärischen Forderungen auf die Voraussetzungen schneller Massenanfertigung durch Verzicht auf das Allerfeinste zugunsten des möglichst Einfachen Rücksicht nehmen, so kann auch die Zeitspanne, die zwischen Auftragerteilung und Beginn der Lieferung liegt, abgekürzt werden, eine Zeit, die ja durch den Kampf der Operationsarmee gewonnen werden soll.

Eine Fülle von Problemen militärischer und wirtschaftlicher Art tauchen beim Durchdenken dieser Fragen auf, die ich hier nur leise streifen konnte, und ich bin zufrieden, wenn dieser Ausflug in das Land militärischer Phantasie Anlaß zur weiteren Beschäftigung mit diesen Problemen geben sollte.

Internationaler Gedanke und nationale Erziehung.

Von Prof. Dr. C. H. *Becker,*
Preuß. Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung.

Im Mittelalter haben Köln und Mülheim sich mit Kanonen be schossen; heute ist Mülheim in die Großstadt Köln eingemeindet, un die lokalen Differenzen werden im Stadtparlament ausgetragen. Noc im vorigen Jahrhundert haben deutsche Staaten wie Preußen un Bayern miteinander Krieg geführt, heute werden die Meinungsver schiedenheiten im Rahmen des Reichstages oder des Reichsrats fried lich ausgeglichen. Selbst dem doch staatsrechtlich noch nicht zun Reich gehörigen Österreich gegenüber ist der Austrag eventuelle Streitigkeiten durch Waffengewalt nach Analogie von 1866 etwas fü jeden Deutschen schlechthin Undenkbares. Wenn man diese Entwick lung logisch weiter denkt, wäre das erfreuliche Ergebnis zunächst ei befriedetes Paneuropa und schließlich ein rechtlich fundierter Bun aller Völker der Welt. Wir alle wissen, daß dieser verführerische logischen Entwicklung einige reale Hindernisse entgegenstehen.

Die stärksten Hemmungen liegen zweifellos im völkischen un staatlichen Selbstbewußtsein der Nationen, wie es zum Ausdruck komm in der Gemeinsamkeit der Sprache und des historischen Bewußtseins Die Sprachenschwierigkeit will Graf Coudenhove-Kalergi, der fein sinnige Vorkämpfer eines kommenden europäischen Bundes, dadurc überwinden, daß er die Einführung einer zweiten Sprache neben der völkischen Idiom als Verständigungsmittel fordert und dafür das Eng lische in Vorschlag bringt, das diese Rolle in der ideellen Einigun Indiens, wenn auch entgegen den Wünschen der Engländer, ja scho einmal praktisch gespielt hat, ohne daß dadurch die ethnische ode administrative Mannigfaltigkeit des indischen Lebens gestört worde wäre.

Ohne zu dieser Frage Stellung zu nehmen, soll hier das groß Parallelproblem des historischen Selbstbewußtseins einer Nation erörte werden, das in stereotypen Formen durch den Geschichtsunterricht vo Generation zu Generation vererbt, die Entstehung einer übergeordnete

Ideologie internationaler Gemeinschaft automatisch erschwert oder gar unmöglich macht.

Wir stehen im Zeitalter der Absolutheit des nationalen Gedankens. Der europäische Nationalstaatsgedanke hat seine Siegeslaufbahn auch nach Asien hinein fortgesetzt und als unzerstörbar geltende internationale Bindungen mittelalterlich-religiösen Charakters aufgelöst. Right or wrong my country, sacro egoismo oder welch andere nationale Formulierungen wir finden wollen, es ist überall der gleiche Gedanke, daß die nationale Gemeinschaft als höchster Wert schlechthin empfunden wird und daß jeder als Verräter, ja als Heiligtumsschänder, als Herostrat gilt, der dies Dogma in Wort oder Tat anzugreifen wagt. Die Heilsgeschichte dieses zeitbeherrschenden Evangeliums ist die nationale Geschichte als heilige Überlieferung der nationalen Idee. Jedes Volk braucht, wie das Individuum, eine Weltanschauung als innere Rechtfertigung seines so und nicht anders Seins. Will Geschichte wirken, muß sie immer vom Standpunkt der Gegenwart gesehen sein. Wir Deutschen erleben im Augenblick durch den revolutionären Bruch in unserer historischen Seinsform die Entstehung eines neuen historischen Pragmatismus, aber es ist nur eine Neuordnung und Umwertung geschichtlicher Tatsachen; das Ziel, die unausgesprochene, z. T. sogar unbewußte Absicht bleibt die Rechtfertigung unsres nationalen Daseins durch alte oder neue Mittel aus der Vorratskammer unsrer nationalen historischen Überlieferung. So machen es alle Völker seit dem Aufkommen des nationalen Gedankens, und — ehrlich gesagt — sie können nicht anders. Wir können ebensowenig aus dieser nationalen Denkform heraus wie das Mittelalter aus der religiösen. Ein boshafter Kritiker könnte sogar vielleicht von unsrer Zeit sagen, daß sie es zwar als mittelalterliche Barbarei empfindet, wenn damals Tausende religiöser Intoleranz geopfert wurden, daß sie sich aber nicht gescheut hat, Millionen der nationalen Intoleranz preiszugeben und dabei nicht einmal bemerkt hat, daß sie damit einem blindmachenden Dogmatismus unterlag, auf den sie sonst, wenigstens in seiner religiösen Form, nicht hochmütig genug herabsehen konnte. Und dieser soziologische Dogmatismus wird um kein Haar besser, wenn er unter Leugnung oder Aufhebung der nationalen Schichtung die internationale soziale Klassentheorie setzt, durch die ein wirklich produktiver internationaler Gemeinschaftsgeist ebenso unmöglich gemacht wird wie durch die nationale Ideologie. Aber auch von den Klassen muß man sagen, so lange sie sich nur als Klassen empfinden, können sie logischerweise ebensowenig aus dem Dogmatismus ihrer Ideologie heraus wie die Nationen, solange sie sich nur als Nationen empfinden. Welche historische Denkform wir auch wählen, die religiöse, die nationale oder die soziale, jede steht in unlösbarem Widerspruch zu dem wahrhaft internationalen Gedanken, und auch ein Nebeneinander oder eine Mischung all dieser Denkformen gibt noch keinen Internationalismus.

Wie aber entsteht der die Welt neugestaltende wahrhaft internatio-

nale Geist? Zunächst gewiß nicht durch eine Verwässerung oder Relativierung der Begriffe des Nationalen, Sozialen oder Religiösen. Individuen und Völker können niemals in der Zwischenwelt von ideellen mit dem Wörtchen „inter" zusammengesetzten Begriffen wahrhaft wurzeln. Man wird in ein Volk, in eine Klasse, in eine Weltanschauung hineingeboren, und man muß eine geistige Heimat haben, um wirken zu können. Das gilt für Völker noch stärker als für Individuen. Welche inneren Schwierigkeiten haben schon die Völkerbundbeamten — doch mit Sorgfalt ausgesuchte, hervorragende Persönlichkeiten von besonderer Eignung — zu überwinden, um ihre nationale Herkunft, die Imponderabilien ihrer Vertrauensstellung als Vertreter bestimmter Nationen in Übereinstimmung zu bringen mit den übernationalen sachlichen Aufgaben ihres Amtes! Ist die hier aus der gemeinsamen Arbeit erzeugte geistige Haltung ohne weiteres übertragbar in die Sphäre nationaler Erziehung? Wir Deutschen kennen die Schwierigkeiten konfessioneller Mischung; die religiöse Simultanität ist uns ein Problem der Organisation wie der Gesinnung. Bei aller Toleranz empfinden wir doch zugleich die Notwendigkeit und den Segen des von keiner Rücksicht gehemmten Bekenntnisses zu einer bestimmten religiösen Sonderform. Sind nicht nationale und soziale Simultanitäten in noch höherem Grade mehr Probleme der Organisation als der Gesinnung? Jedenfalls entsteht internationaler Geist nicht aus Vermischung und Verwischung nationaler Ideologien.

Noch viel weniger entsteht internationaler Geist aus Zwangsvorschriften völkerrechtlicher oder staatsrechtlicher Herkunft. Gerade der Freund der Abrüstung wird es als einen verhängnisvollen psychologischen Fehler ansehen, daß man Deutschland im Friedensvertrag zur Abrüstung gezwungen hat, ohne daß die anderen Völker den gleichen Weg beschritten. Dem Frieden der Welt hat man damit nicht gedient und die Völkerversöhnung nicht erleichtert, sondern erschwert. Es ist das Abc der Psychologie und Pädagogik, daß Zwang Reaktion erzeugen muß. Selbst wenn man mit dem Inder Tagore das Prinzip der Waffenlosigkeit als Waffe im Existenzkampf der Nation verwenden wollte, steht nicht neben der Non-résistance das furchtbare Non-cooperation, und ist nicht gerade die Kooperation das Ziel jeder internationalen Bewegung?

Aber auch staatsrechtliche Bindungen, wie die Vorschrift der deutschen Reichsverfassung, daß die Erziehung im Geiste des deutschen Volkstums und der Völkerversöhnung zu erfolgen habe, sind nicht geeignet, die Arbeit der deutschen Freunde der Völkerversöhnung zu erleichtern. Nur aus absoluter Freiheit erwächst eine schöpferisch neue Gesinnung. Auch der internationale Gedanke kann nur aus letzter nationaler Freiheit geboren werden.

Echter internationaler Geist stammt aus der gleichen Quelle wie die soziale und religiöse Toleranz. Nur wenn der Mensch im andern

Menschen, welcher Nation, Klasse oder Religion auch immer, das Ewige und Göttliche anerkennt, das er in sich selbst erlebt und für das er den Respekt der Mitmenschen fordert, dann ist die seelische Voraussetzung geschaffen, auf der der Tempel einer neuen Menschheit sich erheben kann. Aus der Zusammenarbeit der Völker kann eine internationale Organisation entstehen, ein internationaler Geist aber nur aus einer neuen Gesinnung zwischen Mensch und Mensch. Man muß den Mut aufbringen zu einer seelischen Haltung, die jedem andern das zubilligt, was man für sich selber fordert.

So führt uns der Wunsch, den internationalen Gedanken zu pflegen, an die Basis der nationalen Erziehung überhaupt. Nur von hier aus kann, so utopisch es zunächst erscheinen mag, etwas wirklich Fruchtbares geschaffen werden. Jede nationale Erziehung muß der Überbrückung und Versöhnung der Klassengegensätze wie der religiösen Toleranz dienen. Wird diese Erziehung — und sie muß es, um wirksam zu sein — vom rein Menschlichen ausgehen, so dient sie damit zugleich auch der Völkerversöhnung. Natürlich ist das eine Arbeit auf weite Sicht, und man darf darüber das Näherliegende nicht vergessen. Wir haben in Preußen auf allen Schulen planmäßige Belehrungen über Wesen und Aufgaben des Völkerbundes vorgeschrieben, aber diese Beschreibung einer internationalen Organisationsform kann nur dann erziehlich wirken, wenn die Sphäre intellektueller Kenntnisvermittlung aufbaut auf den seelischen Fundamenten echter Humanität.

Neben der Belehrung über den Völkerbund steht die Vermittlung der Kenntnisse über das Ausland schlechthin. Die Hauptschuld am gegenseitigen Haß der Völker trägt die allgemeine Unkenntnis des einen vom andern. Wie man es alle Tage im innerpolitischen Leben beobachten kann, wachsen die Gegensätze mit dem Quadrat der Entfernung. Die Berührung möglichst vieler Menschen von Volk zu Volk ist einer der erfolgreichsten Wege zur internationalen Verständigung. Ein anderer ist die gegenseitige Belehrung über die nationalen Ideologien besonders auf dem Gebiete der geschichtlichen Selbstbetrachtung. Natürlich wird, solange der nationale Gedanke lebt, überall rein zeitlich die nationale Geschichte im Mittelpunkt des Unterrichts stehen und die Geschichte fremder Völker und Staaten nur peripherisch behandelt werden können. Auch wird das, was wir nationale Ideologie nannten, überall den Pragmatismus des geschichtlichen Unterrichts beherrschen. So wird z. B. die Aufteilung des alten Frankenreiches zwischen Deutschland und Frankreich, oder die Geschichte des amerikanischen Unabhängigkeitskampfes in den beteiligten Ländern stets ganz verschieden behandelt werden. Das Entscheidende aber ist, daß man sich überhaupt bewußt wird, daß von anderen nationalen Standpunkten aus das Problem ein vollkommen anderes ist und daß man die nationale Bedingtheit jeder Geschichtsdarstellung ebenso offen zugibt, wie es religiösen oder sozialen Entwicklungslinien gegenüber bereits als

wissenschaftliche Selbstverständlichkeit gilt. Offen muß allerdings zu gegeben werden, daß es sich hierbei um ein sehr schwieriges Proble handelt; wenn sich schon Individuen gegenseitig selten gerecht werde um wieviel seltener wird es nach dem soziologischen Gesetz der Ver gröberung aller Verhältnisse beim Übergang vom Individualpsycho logischen zum Sozialpsychologischen im geistigen Ringen nationale Ideologien der Fall sein.

Das Verkehrteste wäre es jedenfalls, diesen Realitäten gegenübe die Augen verschließen zu wollen und zu meinen, mit Versöhnungs reden, Kongressen, Besuchen und Völkerbundspropaganda einen inte nationalen Geist erzeugen zu können. Manches werden die Vernun die Gewohnheit, die innere Logik der Dinge erreichen, in letzter Lini aber ist der internationale Geist eine Angelegenheit des Herzens. Er wenn der Mensch sich wirklich zum Menschsein bekennt, werden d Menschen zur Menschheit werden.

(Den obigen Aufsatz bringen wir nach Vereinbarung mit dem „Esprit International der ihn in der Nummer vom 1. April veröffentlicht.)

Das Friedensproblem und der Völkerbund.

Von Professor *N. Politis,*
griechischer Gesandter in Paris.

Das Friedensproblem steht im Vordergrunde der allgemeinen Besorgnisse der Menschheit. Zu seiner Lösung wurde der Völkerbund geschaffen, dessen wesentlichste Mission darin besteht, den Völkern den Frieden und die Sicherheit zu gewährleisten. Seit acht Jahren arbeitet er ununterbrochen an dieser Aufgabe. Wenn er noch keinen Erfolg zu buchen hat, so liegt es daran, daß es in dieser kurzen Zeit nicht möglich war.

Den Frieden auf Erden herzustellen, ist eine unerhört schwere Aufgabe, die nur durch langsame, beharrliche Arbeit gelöst werden kann. Das göttliche Wort pax hominibus bonae voluntatis wirkt irreführend, wenn man annimmt, daß der Frieden eine Sache des guten Willens sei. Der gute Wille ist ohne Zweifel eine notwendige Vorbedingung, aber an sich genügt er nicht.

Es gilt, Gewohnheiten von Abertausenden von Jahren zu überwinden, zu denen auch der Krieg gehört. Er bildet eine bleibende historische Tatsache in der Geschichte des Menschengeschlechts. Man neigt daher leicht dazu, ihn für ewig und unausrottbar zu halten. Glücklicherweise ist unser ganzes Leben heute in grundlegender Umformung begriffen. Die letzte Erfahrung des Weltkrieges hat bewiesen, daß der Krieg nicht mehr das ist, was er früher war: er ist in die dynamische Phase der Wirtschaftsgeschichte eingetreten; er wurde unberechenbar in seinen Richtlinien, seiner Ausdehnung und seiner Intensität; er hat sich allgemein als ein sehr schlechtes Geschäft für alle Beteiligten und Unbeteiligten erwiesen; er ist mit zu großen und unabsehbaren Gefahren verbunden; er endet mit einer allgemeinen Katastrophe sowohl für die Besiegten wie für die Sieger; mit einem Wort: er scheint seine Existenzberechtigung verloren zu haben. Er kann nicht länger eine überlegte, gewollte, bewußte Handlung sein, er kann nur als ein Akt des Wahnsinns und der Selbstvernichtung angesehen werden.

Unter diesen Bedingungen ist zu hoffen, daß er nicht länger als eine von Vorvätern übernommene Sitte erhalten bleibt, sondern durch

eine neue Gewohnheit, und zwar die Regelung der internationalen Konflikte durch Abkommen und Verträge statt durch rohe Gewalt, ersetzt werden wird.

Diese Hoffnung wird durch die Erfahrung bestätigt, daß man auch in anderen menschlichen Gesellschaften, die lange Kriege geführt hatten schließlich zu einer Ausschaltung des Krieges gelangte.

Aber ähnlich wie die Entwicklung, die in den Stämmen, Städten Staaten und Staatsgruppen vor sich gegangen ist, wird diese Veränderung der Gewohnheiten sich weder von selbst noch plötzlich vollziehen Man muß langsam und methodisch die neue internationale Gemeinschaft organisieren, ihren Mitgliedern die Gewißheit geben, daß sie sich zur Sicherstellung ihres Landes nicht auf eigene Kräfte zu stützen brauchen, sondern darauf vertrauen können, sie im Gesetz und Richterspruch zu finden.

Der wirkliche Friede, das heißt der dauernde, waffenlose Friede ist in jedem sozialen Milieu eine Auswirkung seiner Organisation Wenn die Völker in Frieden miteinander leben wollen, müssen sie sich daran gewöhnen, in einer organisierten Gesellschaft zusammenzuarbeiten Dies ist der Sinn der Organisation oder der Technik des Friedens, von der heute immer mehr gesprochen wird.

Der Frieden ist das Ergebnis einer Gesamtheit von Institutionen des Vorhandenseins einer Gesetzgebung, des Funktionierens eines Gerichtsbarkeitssystems, der Ausnutzung der individuellen Kräfte, um Anwendung der Gesetze und Respekt vor den gerichtlichen Entscheidungen zu sichern. Gleich diesen Institutionen, deren Synthese es bildet, kann der Frieden nur ein soziales Produkt sein. Dies ist ein der grundlegenden Wahrheiten, die dank dem Völkerbund immer mehr an Boden gewinnt.

Der Völkerbund versucht in mühsamer Arbeit zwei Tatsachen allgemein begreiflich zu machen, und zwar wie kompliziert das Problem des Friedens sei und wie notwendig es zu seiner Lösung sei, das internationale Leben zu organisieren, indem man es mit einer Gesetzgebung mit Richtern und Sanktionen ausstattet.

I.

Nach den Satzungen soll der Völkerbund den Völkern den Frieden und die Sicherheit gewährleisten, indem er das Prinzip des Krieges ausschaltet, die Geheimdiplomatie verurteilt, die Beobachtung der Vorschriften des internationalen Rechtes, die Herrschaft der Gerechtigkeit, die Achtung der Verträge aufzwingt und eine Herabsetzung der Rüstungen herbeiführt.

Im Anfang seiner Tätigkeit hat der Völkerbund den ständigen Gerichtshof für internationales Recht geschaffen, der schon heute, obwohl er erst auf ein siebenjähriges Bestehen zurückblickt, eine wichtige Rolle in dem neuen, internationalen Leben spielt.

Dann hat sich der Völkerbund bemüht, die Entwaffnung, die die Friedensverträge den Besiegten des letzten Krieges aufzwangen, bei allen seinen Mitgliedern durchzuführen.

Die Väter des Friedensvertrages waren sich der Verflechtung zwischen der Frage der Entwaffnung und der der Sicherheit bewußt. Sie haben in Artikel 8 klar darauf hingewiesen, daß sie nur eine Herabsetzung der Rüstungen ins Auge fassen, die „mit der internationalen Sicherheit und mit der Erzwingung internationaler Verpflichtungen durch gemeinschaftliches Vorgehen vereinbar ist".

In dem Maße, in dem man dem Problem der Entwaffnung näher kam, ist man sich des dringlichen Charakters dieser Verflechtung immer mehr bewußt geworden. Man kam zu der Überzeugung, daß die Völker auf dem Wege der Entwaffnung wie auf dem der Sicherheit nur gleichmäßig und simultan vorwärtsschreiten können.

Man hat auch begriffen, daß, wenn die Entwaffnung von der Sicherheit abhängt, die Sicherheit ihrerseits von einem Schiedsverfahren, das sich auf die friedliche Regelung aller Streitfragen erstreckt, abhängig ist.

Von diesem Standpunkt ist die berühmte Trilogie abgeleitet worden, die das Genfer Protokoll vom Jahre 1924 in einem logischen und harmonischen System zu verwirklichen suchte und die eine Herabsetzung der Rüstungen dadurch zu ermöglichen trachtete, daß der Krieg vollkommen ausgeschaltet und die Sicherheit jedes Volkes durch die Verpflichtung, alle Streitfragen einer friedlichen Lösung zu unterbreiten und sich einer definitiven, von Sanktionen begleiteten Entscheidung zu unterwerfen, gewährleistet wurde.

Es war ein schöner Traum, in einem Augenblick edler Begeisterung geträumt. Er verflüchtigte sich, sobald die kalte Vernunft ihre Rechte geltend machte. Gewisse große Staaten schreckten vor der Perspektive unbegrenzter Verpflichtungen oder vor der Kristallisierung eines durch Friedensverträge geschaffenen Zustandes zurück.

Aber wenn das Protokoll auch nicht in Kraft trat, so haben sich seine Prinzipien endgültig Geltung verschafft. Die Locarnoverträge haben es im Jahre 1925 bewiesen, daß diese Grundsätze eine beschränkte Anwendung erfahren können. Außerdem gelangte man in dem Augenblick, in dem das Schiedsverfahren eine der Hauptstützen der Sicherheit wurde, zu der Feststellung, daß es nicht genügt, Richter zu bestimmen, um das Verfahren wirksam zu machen, sondern daß man ihnen auch Gesetze geben muß, indem man das internationale Recht ergänzt und verbessert, das in seinem gegenwärtigen Zustand keine Lösung der großen immer bedrohlicher werdenden Konflikte bietet.

Seit dem Jahre 1924, seitdem der Völkerbund die Dringlichkeit dieser Aufgabe begriffen hat, beschäftigt er sich mit der fortschreitenden Kodifizierung des internationalen Rechtes.

Als man sich immer mehr in das Problem des Friedens vertiefte ist man sich dessen bewußt geworden, daß die wirtschaftliche Desorganisierung der Welt die Sicherheit praktisch ausschließt, denn alle Versprechungen, auf einen Angriffskrieg zu verzichten, laufen Gefahr, sich als platonisch herauszustellen. Um den Frieden wirklich zu gewährleisten, genügt es nicht, den Krieg zu verbieten. Man muß versuchen ihm vorzubeugen. Man muß das Übel an der Wurzel fassen, seine Ursachen prüfen und sie frühzeitig behandeln, bevor sie noch ausgereift sind. Zu diesem Zweck ist eine Regelung der wirtschaftlichen Zusammenarbeit notwendig.

Auf den Vorschlag von Loucheur hat der Völkerbund diesen Weg eingeschlagen. Er hat nach einer sorgfältigen Vorbereitung im Jahre 1927 die internationale Wirtschaftskonferenz und die Konferenz der Zolleinschränkungen einberufen.

Man hat auf diese Weise allmählich die wichtigsten Elemente des Friedens erkannt: die Verflechtung der Sicherheit und der Entwaffnung, die Abhängigkeit der Sicherheit vom Schiedsverfahren, die Notwendigkeit der Verbesserung des internationalen Rechtes und der Regelung der wirtschaftlichen Zusammenarbeit.

An dem Tage, an dem diese Ziele erreicht sein werden, wird die Sicherheit der Völker gewährleistet sein und damit auch der Friede auf Erden herrschen.

In demselben Maße, in dem man sich von Etappe zu Etappe dem Ziel nähert, werden sich auch die Gefahren des Krieges vermindern weil sich ganz allmählich die Sicherheit erhöht.

Während der Völkerbund seine Bemühungen in allen konvergierenden Richtungen fortsetzt, vergrößert er ununterbrochen die Aktiva des Friedens und häuft ganz unmerklich die Hindernisse auf dem Weg des Krieges. Die unvermeidliche Langsamkeit dieser Arbeit mißfällt den Ungeduldigen. Sie bringt sie sogar zur Verzweiflung, da sie sehen daß die Ungläubigen sie als Vorwand benutzen, um die Wirksamkeit der Bemühungen überhaupt in Frage zu stellen. Sie fordern laut sofortige Ergebnisse. Diese Taktik birgt manche Gefahren in sich. Sie schafft eine gewisse Beunruhigung, denn die öffentliche Meinung verliert allmählich den Sinn für Maßstäbe und schwankt zwischen Hoffnung und Entmutigung.

Man hat in den letzten Jahren folgendes erlebt: Nach der Freude über die Annahme des Genfer Protokolls hat seine Ablehnung einige Monate später eine tiefe Enttäuschung hervorgerufen. Die Hoffnung wachte wieder auf, als die Grundsätze des Protokolls ihre erste praktische Anwendung in den Verträgen von Locarno fanden, die einen wirklichen Fortschritt in den friedlichen Beziehungen bedeuteten. Die Sicherheit der Bewohner der Rheinlandufer ist dank der Garantie Großbritanniens und Italiens, die sich verpflichtet hatten, sich in bestimmten

Fällen mit ihren ganzen Kräften für die Entscheidungen des Völkerbundes einzusetzen, beträchtlich erhöht worden.

Als die Vollversammlung empfahl, dem Beispiel von Locarno in anderen Ländern zu folgen, fand sich diese Hoffnung bestärkt. Aus dieser optimistischen Stimmung heraus verpflichtete man sich, so schnell wie möglich die erste Entwaffnungskonferenz einzuberufen. Aber diese Empfehlung des Völkerbundes blieb ohne Wirksamkeit, und im Jahre 1927 ließ sich der Plan einer Entwaffnungskonferenz nicht durchführen.

Eine allgemeine Entmutigung war die Folge dieser Verzögerung, und die letzte Vollversammlung war in eine schwere Atmosphäre des Pessimismus gehüllt. Um sie zu zerstreuen, tauchten überall verschiedene Vorschläge auf, die durch die Anwendung mehr oder minder wirksamer Zauberformeln ein Aufleben der Hoffnung und des Vertrauens herbeizuführen trachteten: die feierliche Verdammung des Angriffskrieges, erneute Untersuchung der Prinzipien des Protokolls.

Die Debatten haben zu dem folgenden Ergebnis geführt: die enthusiastischen, theoretischen Formeln stießen mit kalten, juristischen Erwägungen zusammen, und auf diese Weise wurde ein Gleichwicht zwischen Illusion und Wirklichkeit hergestellt. Die Verurteilung des Angriffskrieges wurde zwar proklamiert, jedoch mit der Erklärung, daß es nur eine Regel internationaler Moral sei, der eine zwingende Kraft innewohne. Die Prinzipien des Protokolls wurden einem neuen Studium unterworfen, jedoch einzig und allein in der Absicht, praktische Wege zu finden, um die Garantien des Schiedsverfahrens und der Sicherheit zu vervielfachen. Im großen und ganzen genommen hat die Vollversammlung des Jahres 1927 den nunmehr technischen Charakter der Arbeit des Völkerbundes an der pazifistischen Organisierung der Welt stärker betont. Seine Arbeiten in dieser Hinsicht haben zur Schaffung dreier neuer Organe geführt: eines wirtschaftlichen, das beauftragt wurde, die Anwendung der Bestimmungen der letzten Konferenz zu überwachen und die Arbeit künftiger ähnlicher Konferenzen vorzubereiten; eines juristischen Organs — des Vorbereitungskomitees der ersten Konferenz zur Codifizierung des internationalen Rechts; und schließlich eines politischen Organs — des Komitees des Schiedsverfahrens und der Sicherheit — dem die Aufgabe zufiel, die Lösung des Entwaffnungsproblems zu erleichtern.

II.

Von diesen drei Organen verdient das letzte hier näher betrachtet zu werden, weil seine Schaffung sich unmittelbar an das Problem des Friedens knüpft.

Im Jahre 1925 hat die Vollversammlung beschlossen, eine Kommission mit dem technischen Studium des Programms der Konferenz

zur Beschränkung und Herabsetzung der Rüstungen zu beauftragen. Diese Kommission, die man als Vorbereitungskommission der Entwaffnungskonferenz bezeichnet, hat im Frühjahr und Sommer 1926 eine beträchtliche Arbeit geleistet, durch die die technischen Seiten des Problems endgültig beleuchtet wurden.

Im Jahre 1926 glaubte die Vollversammlung unter dem Druck gewisser ungeduldiger Kreise dem Völkerbundsrat empfehlen zu müssen, die Beendigung der technischen Arbeiten der Vorbereitungskommission zu beschleunigen, um die Entwaffnungskonferenz, soweit es nur die Umstände gestatteten, vor der nächsten Septembertagung einzuberufen.

Die Vorbereitungskommission gab sich die erdenklichste Mühe, um ihre Arbeiten zu beschleunigen. Sie hat schon in erster Lesung ein Projekt der Konvention zur Einschränkung und Herabsetzung der Rüstungen angenommen. Aber infolge gewisser Meinungsverschiedenheiten politischer Art war sie nicht in der Lage, die Ziffern der Rüstungseinschränkung festzusetzen. Unter diesen Bedingungen wurde es nicht möglich, die Entwaffnungskonferenz im Jahre 1927 einzuberufen.

Diese allgemein falsch verstandene Vertagung ist in gewissen Ländern scharf kritisiert worden. Verschiedene Redner haben es sich bei der letzten Vollversammlung nicht entgehen lassen, vom Bankerott des Völkerbundes zu sprechen, falls er nicht in der Lage sein sollte, das Problem der Entwaffnung zu lösen. Die Nichterfüllung des im Jahre 1926 gegebenen Versprechens hat eine gewisse Verstimmung hervorgerufen und zu bedauerlichen Mißverständnissen geführt.

Die Länder, die aus verschiedenen Gründen auf eine Einberufung dieser Konferenz drängen, glauben, daß die Herabminderung der Rüstungen schon auf der Basis der gegenwärtigen Sicherheit, die sich aus den Völkerbundssatzungen und den Locarnoverträgen ergibt, in Angriff genommen werden kann, ohne ein Hinzukommen neuer Garantien erforderlich zu machen.

Die anderen dagegen, die den Fehlschlag einer vorzeitig einberufenen Konferenz fürchten, glauben, daß es besser wäre, abzuwarten, denn unter den heutigen Bedingungen müßten die Ziffern der zulässigen Bewaffnung auf einer beträchtlichen Höhe festgesetzt werden. Sie vertreten den Standpunkt, daß eine ernsthafte Herabminderung erst an dem Tage möglich sein wird, an dem die Völker nicht nur Garantien zu ihrer Sicherheit besitzen, sondern auch von dem Bewußtsein dieser Sicherheit erfüllt sein werden. Sie erinnern schließlich daran, daß, wenn auch der Völkerbund sich verpflichtet hat, eine Abrüstung durchzuführen, er auch eine andere, nicht minder heilige Aufgabe übernommen hat, und zwar die Sicherheit seiner Mitglieder zu gewährleisten, mit der die Entwaffnung nach den Bestimmungen des Artikels 8 der Völkerbundssatzungen notwendigerweise Hand in Hand gehen muß.

Um diese beiden Standpunkte miteinander in Einklang zu bringen, hat die letzte Vollversammlung eine Resolution angenommen, die den Völkerbundsrat ersuchte, auf die Beendigung der Arbeiten der Vorbereitungskommission zu dringen und sofort nach ihrem Abschluß die Konferenz zusammenzuberufen und die zugleich auch den Beschluß faßte, im Schoß der Vorbereitungskommission ein besonderes Komitee zu bilden, das nach ihren Anleitungen die Maßnahmen prüfen soll, die geeignet sind, den Staaten neue Garantien des Schiedsverfahrens und der Sicherheit zu geben.

Obwohl die Arbeiten des Komitees im Prinzip von der Einberufung der ersten Entwaffnungskonferenz unabhängig sein sollen, scheint es nunmehr sicher, daß sie diese Aufgabe wesentlich erleichtern werden. Sie bereiten außerdem noch eine spätere Einberufung anderer ähnlicher Konferenzen vor, von denen jede eine neue Etappe auf dem Wege zur Herabsetzung der Rüstungen bedeuten wird.

Man kann wohl sagen, daß man in dem Augenblick, in dem man diese neue Organisation schuf, keineswegs eine klare Vorstellung von den Mitteln, mit der sie ihrer neuen Aufgabe gerecht werden sollte, besaß. Dieselbe Unsicherheit herrschte während der allgemeinen Debatte in der ersten Sitzung im Dezember letzten Jahres. Im Laufe der Diskussion haben sich allmählich zwei Richtlinien herausgeschält: Zuerst gilt es, umfassende Pläne zu vermeiden, bei denen keine Aussicht auf Erfolg vorhanden ist, um sich auf praktische, wirklich anwendbare Maßnahmen zu beschränken; zweitens muß man die Suche nach diesen Maßnahmen gesondert auf dem Gebiete des Schiedsverfahrens, der Anwendung der Völkerbundssatzungen und der Sicherheit vornehmen.

Das Komitee hat diese Untersuchung dreien seiner Mitglieder anvertraut, die nach der Ausarbeitung je eines Memorandums über die von ihnen zu prüfenden Fragen auf jedem der drei Gebiete ihre Schriftsätze dem Präsidenten des Komitees, Minister Benesch, unterbreiten sollten, um in gemeinsamer Besprechung ihre Ergebnisse in Einklang zu bringen und ein Programm der Arbeiten des Komitees zu entwerfen.

Um die Aufgabe der Berichterstattung zu erleichtern, wurde das Sekretariat des Völkerbundes beauftragt, die notwendigen Unterlagen zu sammeln, und die Regierungen wurden ersucht, ihre eventuellen Einwände zu den in Angriff genommenen Fragen zu äußern.

Das Sekretariat hat sich seiner Aufgabe mit einem Eifer und einer Hingabe entledigt, die über jedes Lob erhaben ist. Es ist ihm gelungen, eine Fülle von äußerst aufschlußreichen Unterlagen und Dokumenten zu sammeln, die sich auf den Fortschritt des Schiedsverfahrens und der Sicherheit, wie auch auf die Anwendung der Völkerbundssatzungen beziehen. Seine Arbeit wird es ermöglichen, sich der in den Fragen des Schiedsverfahrens und der Sicherheit schon erzielten Fortschritte besser bewußt zu werden.

Von den Regierungen haben nur Deutschland, Belgien, Großbritannien, Norwegen und Schweden ihre Einwände vorgebracht.

Die drei Berichterstatter kamen gegen Ende Januar in Prag mit Herrn Benesch zusammen. Sie haben ihre Memoranda miteinander in Einklang gebracht und haben gemeinsam eine Erklärung abgefaßt, die eine Kenntnis des Geistes ihrer Arbeit und ihrer Ergebnisse vermitteln soll. Die drei Memoranda sind zu einem organischen Ganzen zusammengefaßt und durch eine Veröffentlichung allgemein zugänglich gemacht worden. Sie enthalten nichts weiter als Anregungen, die als Basis für die Debatten des Komitees dienen sollen.

In den Fragen des Schieds- und Vergleichsverfahrens hat man den Regierungen einige Entwürfe der Schiedsverträge empfohlen. Man hat außerdem die Möglichkeit allgemeiner Schiedsverträge angeregt, die von weitgehender Elastizität sein müßten.

Die Völkerbundssatzungen wurden auf alle Möglichkeiten hin, die sie bieten, und auch die Anwendungen, denen sie unterworfen werden können, untersucht und bis in alle Einzelheiten erklärt.

In der Frage der Sicherheit hat man zuerst die Bilanz der gegenwärtigen Lage gezogen. Man hat auf die beträchtliche Zahl der bereits vorhandenen Verträge des Nicht-Angreifens, der gegenseitigen Unterstützung, der friedlichen Lösung hingewiesen. Die Zahl der Schieds- und Vergleichsverträge hat eine Höhe erreicht, die heute noch nicht allgemein bekannt ist. Es existieren zurzeit 87 Verträge von 28 Staaten, von denen sich 22 allein in Europa befinden.

Diese verschiedenen Verträge bedeuten zusätzliche Garantien zu den Satzungen des Völkerbundes. Jeder dieser Verträge hat auf den Wege des Krieges ein Hindernis aufgebaut, das, so geringfügig, so unmerklich es auch sein mag, trotzdem von einer gewissen Bedeutung für die Festigung des Friedens ist.

Man muß jedoch bemerken, daß der praktische Wert dieser Verträge von der Qualität der Staaten, die sie geschlossen haben, abhängt. Er bleibt übrigens im wesentlichen relativ, denn die Sicherheit, die solche Verträge den Vertragschließenden geben kann, hängt mehr oder minder von dem Zustand in dem fremden Lande ab, das den vertragschließenden Teil durch irgendwelche geographische, wirtschaftliche oder andere Solidarität verbunden ist. Man muß auch schließlich das psychologische Moment in Rechnung stellen. Es genügt nicht, wenn die Außenstehenden glauben, daß unter den Bedingungen, unter denen dieser oder jener Staat lebt, er von keiner wirklichen Gefahr bedroht ist. Der betreffende Staat selbst muß von dieser Gewißheit durchdrungen sein, denn man kann nicht von ihm erwarten, daß er entwaffnet, wenn er sich der Gefahr eines kriegerischen Angriffes ausgesetzt glaubt.

Man muß daher als letztes Ziel das Vertrauen der Staaten erwecken und entwickeln, das die Voraussetzung jeder Zusammenarbeit bildet.

Deshalb muß man die Schiedsverträge und Sicherheitsabkommen förlern und für ihre Ausdehnung sorgen, weil sie zur Stärkung dieses Vertrauens beitragen.

Zu diesem Zweck wurde statt eines heute noch unmöglichen, allgeneinen Abkommens den Staaten, die eine größere Sicherheitsgarantie brauchen, empfohlen, Sonderabkommen zu schließen, oder besser noch egionale Nichtangriffspakte, Verträge zur friedlichen Lösung und gegenseitigen Unterstützung. Es wurde auch angeregt, in diesen Verrägen zur friedlichen Lösung über die Satzungen des Völkerbundes inauszugehen, um die Lücken auszufüllen, die Artikel 15 Abs. 7—8 noch offen lassen und durch die sich der Krieg einschleichen könnte. Um den Angreifer besser kennzeichnen zu können, hat man angeregt, der Völkerbundsrat möge den Kriegführenden einen Waffenstillstand auferlegen, dessen Bedingungen von ihm festgesetzt sein würden. Auch der Beitritt und die Garantie dritter Staaten ist ins Auge gefaßt worden, und schließlich beabsichtigt man, dem Völkerbundsrat das Recht zu gewähren, den Abschluß und das Funktionieren regionaler Pakte zu überwachen, um ihre Einfügung in ein zusammenhängendes Ganzes im Einklang mit den Satzungen zu sichern.

III.

Es ist schwer, vorauszusagen, welches Schicksal diesen Angungen bestimmt ist. Man kann wohl große Debatten von höchstem olitischen Interesse bei den Sitzungen des Komitees erwarten. In diesen Debatten wird die wirkliche Stellungnahme der verschiedenen Staaten um Ausdruck kommen. Sie werden auch den Vorteil bieten, durch ie Präzisierung des Problems der Sicherheit auch die Möglichkeiten u seiner Lösung herauszuschälen. Dadurch wird etwas mehr Licht uf den Weg fallen, der zum erwünschten Ziele führt.

Aber es ist möglich, daß die Arbeiten des Komitees von einem noch rößeren Nutzen sein werden. Sie haben nämlich das Eigenartige an ch, daß die Vertreter der Regierungen in vollkommener Freiheit daran ilnehmen können, weil sie keinerlei Verpflichtungen für irgendmanden voraussetzen.

Die einzige Aufgabe des Komitees wird darin bestehen, Muster von erträgen zu entwerfen, die die Staaten nach Belieben annehmen innen.

Dieses dem Anschein nach so bescheidene Ergebnis wird in Wirkhkeit von größter Bedeutung sein, denn wenn die Vertragsentwürfe s Komitees später die Zustimmung sowohl der vorbereitenden Entaffnungskonferenz, des Völkerbundsrates wie der Vollversammlung erielen sollten, hätten sie eine genügende moralische Autorität, um den ortschritten des Schiedsverfahrens und der Sicherheit einen neuen mpuls zu geben und eine Politik zu beginnen, die dazu bestimmt ist,

zwischen den Völkern das gegenseitige Vertrauen zu stärken, das ei unumgänglich notwendiges Element des Friedens ist.

Unter diesen Umständen ist es sehr leicht möglich, daß die Verträg von Locarno an der Donau, auf dem Balkan, an der Ostsee und in ferne Zukunft auch an der Weichsel und am Mittelmeer Nachahmung finde werden. Auf diese Weise würden sich die Garantien des Nicht angreifens, der friedlichen Regelung und der gegenseitigen Unter stützung ganz allmählich auf alle Regionen des Kontinents ausdehner Glied an Glied schließen, um dann reibungslos eine Kette zu bilde und unter der Ägide des Völkerbundes allen europäischen Völkern da erdenkliche Maß von Sicherheit zu gewährleisten.

Ein schöner Traum, wird man einwenden, als solcher nicht zu ver wirklichen und daher auch gefährlich. Es wäre sicher so, wenn ma ihn mit geschlossenen Augen und gekreuzten Armen träumen würd Aber die Hoffnung darf nicht die Vorsicht und Überlegung ausschließe Man kann sogar sagen, daß Vorsicht und Überlegung die Verwirk lichung bedingen.

Diejenigen, die die schwere Verantwortung für das Schicksal ihr Völker tragen, dürfen nicht einen Augenblick lang vergessen, daß d Boden internationaler Beziehungen zu schwankend ist, und daß s nicht vorwärtsschreiten können, ohne genau zu wissen, wohin sie ihre Fuß setzen. Bei der notwendigen Suche nach besseren Sicherheit garantien dürfen sie keine annehmen, so verlockend sie auch scheine mag, ohne sich zu vergewissern, daß sie mehr taugt als die, die s dafür aufgeben müssen.

Das Schauspiel, das heute die zivilisierten Völker bieten, die sic nach einem geordneteren, gerechteren, vom Fluch des Krieges befreite Leben sehnen, kann mit dem eines Menschen verglichen werden, d mit seiner bisherigen Wohnung unzufrieden, sich ein neues Haus ba um sich vor der Unbill der Zeiten zu schützen. Er wird nicht u ziehen, bevor sein neues Haus beendet, bevor es mit Dach, nt Türen und Fenstern versehen ist. Wenn er wirklich vernünftig ist, wil er sogar warten, bis die Wände getrocknet sind und das Innere ds Hauses bewohnbar ist.

Die Völker müssen dieselbe Geduld und dieselbe Klugheit habe. Aber man darf sie nicht schelten, weil sie genügend Voraussicht b sitzen und an ihrem neuen Hause zu bauen anfangen, bevor das ae in Trümmer fällt.

Damit das Ideal sich nicht als eine Chimäre oder eine gefährliche Utopie herausstellt, muß es mit einer vorsichtigen und geduldigen Beharrlichkeit verfolgt werden. Dieser Einwand drängt sich mir auf, wen ich mich den Enthusiasten gegenüberfinde, deren Ideal das meine ist, deren Ungeduld ich jedoch mißbillige.

Er kam mir auch in den Sinn im Laufe der letzten Vollversam lung. Nachdem ich einige Reden gehört hatte, glaubte ich mich v

pflichtet, auch meinerseits auf die Tribüne zu steigen, um diesen Gedanken einmal auszusprechen. Ich habe ihn in den einen Satz zusammengefaßt: Warten wir ab. Man hat mich des Pessimismus beschuldigt. Erstens weil Männer, die sich in der Vollversammlung vereinigen, es nicht gern haben, wenn man ihnen von der Vorsicht diktierte Ratschläge erteilt; zweitens weil man mich falsch verstand. Man hat geglaubt, daß ich mit Absicht die Schwierigkeiten häufte, um ein Vorwärtsstreben zu entmutigen. Man warf mir vor, daß ich zu sehr Jurist und zu wenig gläubig sei. „Der Glaube und die Idee", sagte man mir, „können ebenso bedeutend sein wie juristische Formeln, denn es sind nicht die Texte der Verträge allein, die den Frieden machen, sondern es ist der Geist der Völker." Ich bestreite es nicht. Der Glaube und der Geist sind mehr wert als alle Vertragstexte, aber unter der Bedingung, daß es sich um einen Glauben handelt, der im Bewußtsein der Menschen verankert ist, und um einen Geist, der tief in den Hirnen Wurzel geschlagen hat, und nicht um einen Glauben, der sich nur in philosophischen Formeln äußert, oder um einen Geist, der einer vorübergehenden Einstellung entspringt. Man hat mir noch außerdem gesagt: „Sie haben den Völkern Geduld gepredigt, aber wie lange noch? Die Völker wollen warten, aber sie wollen nicht endlos warten." Diese Auslegung gibt meinem Rat einen statischen und negativen Sinn, der mir fern lag. Er wandte sich an die Ungeduldigen, um ihnen zu sagen: Übereilt euch nicht! Er wandte sich aber auch an die Pessimisten und bedeutete: Den Fortschritt, den ihr leugnet, weil er euch nicht schnell genug erscheint, werdet ihr erblicken, wenn ihr euch nur ein wenig geduldet.

Bei diesem großen Werk, das zu seinem Erfolg lange Bemühungen braucht, darf man die öffentliche Meinung weder der Entmutigung aussetzen, indem man sie an der Möglichkeit des Erfolges zweifeln läßt, noch der Enttäuschung, indem man ihr große Hoffnungen vorgaukelt, die sich nicht gleich verwirklichen lassen. Man muß sich im Gegenteil des ganzen Ausmaßes und der ganzen Kompliziertheit des zu lösenden Problems bewußt werden, um die zu leistende Arbeit ermessen zu können.

Es gibt keinen Kranken, der nicht den Wunsch hätte, gesund zu werden, aber es gibt Kranke, die in ihrer Ungeduld glauben, durch irgendein gewaltsames Heilmittel sofort gesunden zu können, während ihre Heilung nur durch eine lange Kur, durch die Aufgabe alter Gewohnheiten und die Gewöhnung an eine neue Lebensweise möglich ist.

Dasselbe gilt für gewisse Friedensfreunde. Sie wollen nicht warten. Sie sind auf der Suche nach einer magischen Formel, die den Krieg von der Erdoberfläche verbannen könnte und für alle Ewigkeit den Frieden sichern würde. Sie suchen sie in den Systemen und Verträgen, die manchmal das Übel einschläfern, ohne es zu heilen. Sie werden

sich dessen nicht bewußt, daß der Frieden wie die Gesundheit noch etwas anderes erfordern: eine lange und beharrliche Behandlung.

Diese Notwendigkeit ist von manchen erkannt worden, aber sie erwarten, daß die Behandlung zu sofortigen Ergebnissen führt. In seiner rhetorisch so schönen Rede hat Vandervelde bei der letzten Vollversammlung gesagt, daß die Völker nicht immer im Schatten der Täler leben wollen. Sie müssen, wie der Alpinist, der den Sonnenaufgang vom Berggipfel betrachten will, zeitig ihre Lampe anzünden, sich auf den Weg machen und ohne Unterlaß den steilen Pfad hinaufklettern, um oben rechtzeitig anzukommen.

Niemand kann es sehnlicher als ich herbeiwünschen, daß die Völker nicht immer im Schatten der Täler bleiben. In keinem lebt glühender der Wunsch, daß sie den Gipfel erreichen mögen, von dem aus sie den glorreichen Aufstieg der Friedenssonne in ihrer ganzen strahlenden Helle betrachten können.

Aber in dem bescheidenen Maße, in dem mir die Aufgabe zufällt, ihre Schritte zu leiten, fühle ich mich verpflichtet, ihnen in Erinnerung zu rufen, daß die Gebirgspfade abschüssig sind, am Rande der Klüfte entlang führen, und daß der Erfolg ihres Aufstiegs von kluger Langsamkeit und weitgehender Vorsicht abhängt.

Denn nur auf diese Weise werden sie den Gipfel erreichen, der sie verlockt, und den zu erklimmen sie nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht haben.

Bekämpfung der Arbeitslosigkeit.

Von *I. Ramsay Macdonald,*
ehemaliger britischer Premierminister.

Das Problem der Arbeitslosigkeit lastet noch immer auf uns in einer unerträglichen Weise. In Zeiten besonderer Not wie die, die wir eben durchleben, lassen wir uns leicht vom Mitgefühl und dem brennenden Wunsche, die Not möglichst schnell zu lindern, dazu verleiten, daß wir entweder auf Methoden öffentlicher oder privater Wohltätigkeit zurückgreifen oder, auf das Walten der Wirtschaftskräfte vertrauend, unsere Herzen wappnen und warten, bis aus Not und Jammer sich eine Lösung von selbst herausschält. Beide Einstellungen werden dem Problem nicht gerecht. Die Wohltätigkeit muß einmal bezahlt werden, und sie kann einzig und allein aus dem nationalen Einkommen bezahlt werden, das seinerseits aus nützlicher Produktion kommt. Wenn man dagegen die überflüssigen Produzenten aussterben läßt und nichts tut, während die Bevölkerung sich den Veränderungen in der Nachfrage nach Arbeitskräften anpaßt, läßt man die Last der Übergangszeit auf Schultern wuchten, die am wenigsten in der Lage sind, die Kosten zu tragen und am wenigsten für ihr eigenes Elend verantwortlich. Die Gesellschaft muß besser und gerechter handeln. Für den Arbeiter, der Arbeit sucht und sie nicht findet, ist die Gesellschaft verantwortlich, und sie muß für ihn sorgen.

Im allgemeinen ist die Arbeitslosigkeit das Ergebnis des Überschusses von Arbeitskräften zu einer gegebenen Zeit und im Verhältnis zu gegebenen Bedingungen. Um sie daher bekämpfen zu können, muß man in erster Linie einen Aufschwung der Industrie herbeiführen trachten, und die Labour Party hat immer den Standpunkt vertreten, daß die Regierungen bei dieser Förderung der Industrie eine große Rolle spielen können. Eröffnung der ausländischen Märkte, Wahrung bereits vorhandener Absatzgebiete, weitgehende Unterstützung der Industriellen, Aufrechterhaltung guter kommerzieller Beziehungen müßten als Richtlinien der Außenpolitik jeder Regierung dienen. Eine weitere Voraussetzung ist die Erhaltung des industriellen Friedens im Inlande. Außerdem ist angesichts der Revolution, die in der Organisierung des Handels- und Geschäftsverkehrs, in der Art der Konkurrenz, die wir zu bekämpfen haben und in der Gesamtstellung des

britischen Handels vor sich gegangen ist, eine weitgehende Unte-
suchung der Industrie erforderlich, wenn wir einen wissenschaftlich
Angriff auf die Absatzgebiete vornehmen wollen, um unsere Mittel
vollstem Umfange und möglichst wirtschaftlich auszunützen. Desha
hat die Labour-Regierung das Balfour-Komitee ins Leben gerufen, d
drei Jahre lang seine Untersuchungen fortsetzte und bereits Berichte ve-
öffentlicht hat, die für das Verständnis unserer Probleme und der v
uns zu verfolgenden Handelspolitik von unschätzbarem Werte sind. W
hatten auch beschlossen, innerhalb der Arbeitssphäre des Premie-
ministers ein Komitee zur wirtschaftlichen Beratung zu gründen, d
nach dem Muster des Komitees der nationalen Verteidigung gebildet,
Aufgabe hatte, die unzähligen offiziellen Berichte, die jetzt als blo
Staubfänger auf den Bücherborden modern, zu studieren, die Vorschlä
und Bewegungen, die vom Standpunkt der sozialen Zustände und d
nationalen Entwicklung von Bedeutung sind, zu prüfen und abzuwäg
— mit einem Wort: Wissen in Handeln umzusetzen. Zum Unglück i
das Land hat dieses Komitee unsere Niederlage nicht überlebt. Die
ausgesprochene und aktive Sorge um die wirtschaftlichen Interess
unseres Landes, im Hinblick auf die Ausnutzung der nationalen Mö-
lichkeiten und der Beschäftigung unserer Bevölkerung, hat die Labo
Regierung vor anderen ausgezeichnet. Je früher wir zum Jahre 19
zurückkehren, desto besser wird es für unseren nationalen Handel se

Mit den Bemühungen um die Ausdehnung des Handels muß au
eine wissenschaftliche Politik der Besteuerung Hand in Hand gehen.
ist über alle Zweifel hinaus bewiesen worden, daß eine Finanzpolitik,
unzählige indirekte Steuern festsetzt, um den Schatzkanzler als ein
großen Wirtschaftspolitiker erscheinen zu lassen, infolge der Basis d
lokalen Abgaben für die hohen Produktionskosten unmittelbar vera
wortlich ist, während eine hohe Einkommensteuer, was man auch geg
sie einwenden mag, nur einen ganz geringen ungünstigen Einfluß a
den Handel ausübt. Unsere jetzige Verteilung in lokale und nationale F
gaben ist zu einem so unsystematischen Stückwerk geworden, daß
Zeit für eine vollkommene Reform gekommen zu sein scheint, denn
heutige Verfahren wird sich in höchst schädlicher Weise für die In
strie auswirken.

Wenn wir uns mit dem spezifischen Problem der Arbeitslosigkeit
beschäftigen wollen, wie es sich uns in der Notwendigkeit unmittelbar
Eingreifens darstellt, müssen wir erst den Charakter des Materi
kennen, das wir zu behandeln haben. Die Masse der Arbeitslosen v
heute hat keinerlei gemeinsame Kennzeichen. Abgesehen von d
jenigen, die nicht arbeiten können oder wollen, gibt es drei gro
Gruppen mit ihren eigenen Problemen, die man nicht miteinander v
wechseln darf.

In erster Linie gibt es die vorübergehend Arbeitslosen, die
dem Risiko ausgesetzt sind, gelegentlich keine Arbeit finden

innen. Aus den Statistiken, die vor vielen Jahren abgeschlossen urden, ist ersichtlich, daß dieses Risiko zwischen 3 % und 10 % hwankt. Diese Arbeitslosen werden von der Versicherung erfaßt, und e periodischen Verschiebungen der Industrie, denen sie zum Opfer llen, können durch eine Organisierung der öffentlichen Arbeiten in ner Art und Weise, wie sie häufig geschildert wurde, auf ein Minimum bracht werden, so daß bei jeder Krise der Industrie öffentliche Arbeiten rgeben werden können. Die Labour Party hat als einen Teil dieser orschläge (obwohl nicht darauf beschränkt) zu wiederholten Malen nen Gesetzentwurf eingebracht, der die Einsetzung einer besonderen elle zur Behandlung der Arbeitslosigkeit, eines Unemployment Board, rdert, dessen Mitglieder aus Leitern des Kriegs- und Marineminieriums bestehen sollen, und dessen Aufgabe es wäre, die Methoden r Entwicklung und Besserung der nationalen Mittel und die Vorreitung von Arbeiten für die Krisenzeiten des Handels zu studieren. iesem Entwurf ist bis jetzt die zweite Lesung im Unterhaus verweigert orden.

Die nächsten beiden Gruppen bilden eine besondere und belastendste eite des Problems. Die Revolution der Industrie, die seit dem Kriege r sich gegangen ist, hat große Scharen von Arbeitern nicht nur um re Arbeit gebracht, sondern sie auch vollkommen untauglich gemacht. re Arbeit wird nie mehr in den Industrien gebraucht werden, in denen e sich ihren Lebensunterhalt verdienten. Sie müssen entweder für den est ihres Lebens von öffentlichen Mitteln zehren oder in eine neue Behäftigung hinübergeleitet werden. Kein Mensch wird sich freiwillig it der ersten Alternative abfinden. Die zweite ist voll unzähliger chwierigkeiten und Gefahren. Aber da wir die Welt nicht umbilden nnen, müssen wir mit ihrem Material auf die beste Weise zu schalten rsuchen. Es ist bedauernswert, daß die Regierung kaum begonnen t, sich mit der Materie auseinanderzusetzen, und jeder Monat, den an auf diese Weise verlor, hat die Hindernisse zu einer erfolgreichen egelung auf eine ungeheure Weise gesteigert. Die Notarbeiten sollten weit zur Verfügung gestellt werden, soweit die Belastung der Geeindesteuer nicht das wirtschaftliche Übel verschärft. Der Fundus für n Wegebau müßte wiederhergestellt werden, denn bei einer Belebung s Handels wird sich immer mehr das Bedürfnis nach großen Heerraßen fühlbar machen. Es ist bereits viel geleistet worden, aber noch cht genug, und auf diese Weise könnte man Tausenden von Arbeitern schäftigungsmöglichkeiten verschaffen. Infolge der neuen Entwicklung r Transportkontrolle müßte ein Teil dieser Arbeit ausschließlich aus m Wegefundus geleistet werden. Die Ausbildung zum Zwecke neuer edlungen im Inlande und in den Kolonien sollte viel weiter geführt rden, als es bis jetzt der Fall ist, und wenn auch die ersten Erfahrungen mit den inländischen Siedlungen nicht so ermutigend sind, e man es erwartete, müßte die Erfahrung dazu ausgenutzt werden,

die Pläne zu vervollkommnen. Wenn man sich an eine Aufgabe mi unvollkommenen Mitteln heranwagt und sie dann ganz fallen läßt, wei die angewandten Methoden sich als schlecht erwiesen haben, hat di Sache weder Sinn noch Verstand. Eine direkte Verschiebung der Be völkerung von einem Bezirk nach einem anderen wird nicht viel Arbeits möglichkeiten schaffen können, wenn man nicht für eine Ausbildung fü die neuen Pflichten sorgt. Selbst im Grubenbau läßt die Lage der Indu strie eine Abwanderung aus bereits ausgebeuteten zu neuen Bergwerke nicht zu, da sie keinen besonderen Wert hat. Aber der Bergarbeite eignet sich sehr gut für Landsiedlungen und ähnliche Berufe. Die Auf nahme von mindestens zweihunderttausend Männern in eine neue Indu strie sollte mit aller Energie und Entschlossenheit betrieben werden, un man müßte die entsprechenden Schritte unternehmen, um diesen Ar beitern, falls sie in das pensionsberechtigte Alter kommen, ein Pension zu sichern. Die notwendigen Kosten müßten nicht durc Abgaben, sondern aus einem Versicherungsfonds aufgebracht werde Sie müßten als eine vom ganzen Volk zu tragende Last betrachte werden, und die Verwaltung muß es sich immer gegenwärtig halten, da die unternommenen Schritte auf besondere Umstände zurückzuführe sind und nicht eine neue Ausdehnung der Arbeitslosenunterstützun bedeuten. Die Herabminderung der Geburtenziffer während des Kriege und seither und die natürliche Anpassung der Bevölkerung an di Arbeitsnachfrage werden allmählich diese Gruppe ausschalten, aber i der Zwischenzeit muß der Staat seine Pflicht tun.

Die dritte Gruppe wird von jungen Menschen gebildet, denen Fa briken und Werkstätten verschlossen sind. Sie sind an ihre Elter gebunden, und ihre Eltern leben in Bezirken, in denen die Industri abebbt. Sie werden höchstens zwei Jahre lang für gelegentliche un niedrig bezahlte Arbeiten verwendet, und sie werden entlassen, soba sie höhere Löhne bekommen sollen. Sie münden nicht in den Stro der Industrie und leben nur am Rande des Wirbels. Sie sind wed geschult noch einer Disziplin unterworfen. Beim Aufleben der Indu strie werden geschulte Arbeiter notwendig werden, während die jungen Menschen keine genügende Ausbildung besitzen, um der nati nalen Nachfrage zu entsprechen. Und dieses geht schon lange v sich, ohne daß irgend etwas unternommen wurde, um der Gefahr z steuern. Von dem Prinzip des laisser faire ausgehend hat man d ganze Sache rücksichtslos und unbekümmert behandelt. Die Labou Regierung hat im Jahre 1924 die ersten Schritte unternommen, um d Übel zu bekämpfen. Die Kinder sollten länger in den Schulen bleibe die Ausbildung der letzten Jahre sollte sich auf praktische Dinge e strecken und die Schulung ersetzen, die man durch eine Lehrlingsz gewinnt. Die Arbeitslosenunterstützung, die die jungen Arbeiter bekommen hatten, sollte mit einer beruflichen Schulung verbunden sei Diese Dinge erfordern eine gewisse Vorbereitung und eine er

prechende Gesetzgebung. Man sollte Gebäude und Lehrer zur Ver-ügung stellen, die entsprechenden Vorschläge auf Grund der vorliegen-en Erfahrung ausarbeiten und auch das notwendige Geld aufbringen. ls wir aus dem Amt gingen, haben wir den anderen die Arbeit über-ssen. Und was haben die anderen auf ihrem Konto zu buchen? Der erlust an Zeit ist verbrecherisch, die Verschlechterung des guten enschlichen Materials herzzerbrechend. Ich habe in diesem Artikel ein detailliertes Programm entworfen — die Säuberung der Armen-iertel, die Bodenforderungen und Drainierungen und ähnliche Vor-chläge liegen auf der Hand, und trotzdem haben Parteien, denen so-ohl der Wille wie die systematische Auffassung fehlte, nichts darin eleistet. Ich habe nur einige Anregungen gegeben, wie das Problem u behandeln ist und welche Nöte zu bekämpfen sind. Wir glauben, aß die letzte und endgültige Lösung der Arbeitslosigkeit in der Organi-ierung einer Gesellschaft nach den Richtlinien eines wirtschaftlichen nd wirksamen Sozialismus liegt. Aber was soll in der Zwischenzeit eschehen? In der Zwischenzeit muß die Arbeitslosigkeit auf mannig-ltige Weise bekämpft und von mannigfaltigen Punkten aus in Angriff enommen werden, bis die Zeit kommen wird, in der die Masse der rbeitslosen aus vorübergehend Beschäftigungslosen besteht und re Gefahren durch eine einfache Versicherungsorganisation zu be-eben sein werden.

Die Politik des Kreismittelpunktes.

Von Prof. Dr. *Ernst Jäckh*.

Vier Grundtatsachen sind bestimmend für Deutschlands internatio
nale Politik: 1. Deutschland ist das am internationalsten gelegene Lan
(ohne geographisch sichere Grenzen); 2. Deutschland ist das am inter
nationalsten gelagerte Volk (ohne national bestimmte Grenzen
3. Deutschland ist ein international isolierter Staat (ohne Rüstung un
ohne Bündnis); und 4. Deutschland hat eine international verstrick
Wirtschaft (ohne national genügenden Raum). Drei dieser — belastende
und befruchtenden — Grundtatsachen waren und sind im Grunde imm
die gleichen, so gleich wie naturgesetzliche Notwendigkeiten sind od
(um den Ausdruck eines deutschen Reichskanzlers zu gebrauche
„gottgewollte Abhängigkeiten". Gleich also im Bodengrund, im Materia
aber auch verschieden in der Verwertung, in der Gestaltung: so ve
schieden wie die Zeiten der Geschichte und des Geschehens sind, i
wechselnder, sich entwickelnder Gehalt an Interessen, Ideen und Ideale;
so verschieden wie eine Ahnung ist in den Völkern davon, ob eine Z
erfüllet ist, oder ein Bewußtsein davon in den Führern, die glei
kundigen Gärtnern Samen und Saat verstehen und so verwenden, d
daraus Blüte wird und Frucht wächst. Der größte Politiker (so schöp
risch und begnadet er sein mag) wird nie ein welterschaffender G
werden können, auch ein himmelstürmender Halbgott nicht, sonde
eben ein Gärtner sein müssen, der Erde und Wetter, Saat und Ges
kennt, erkennt und kosmisch Gegebenes in irdisch Werdendem v
wirklicht und gestaltet. Oder unbildlich ausgedrückt, in den Wort
eines Biographen des Freiherrn vom Stein, jenes ganz großen Politik
vor hundert Jahren, jenes Süddeutschen aus Hessen, der das beste a
Preußen begründet, die Einheit des späteren Deutschland vorbereitet u
die Befreiung Europas von der napoleonischen Fremdherrschaft erreic
hat. Von diesem größten politischen Reformator unserer neueren G
schichte hat ein Historiker ein Wort gesprochen, das den gärtnerisch
Staatsmann charakterisiert: „Es mag Geist erfordern, witzig zu re
und geistreich zu schreiben; aber mehr Geist gehört dazu, die wirklich
Dinge richtig zu erkennen, hinter der Verwirrung des Tages, in welc
jede Zeit lebt, seherisch die Grundlagen der Zukunft zu schauen; und ie

roße geistige Leistung ist es, das richtig Erkannte, seherisch Geschaute gen alle Widerstände schöpferisch ins leibhaftige Leben zu rufen."

Das ist die Aufgabe, das Schicksal der deutschen Situation auch ute wieder; eine Aufgabe, heute noch schwieriger, ein Schicksal, heute ch schwerer — als etwa vor einem Jahrhundert, weil unsere Herzlage ute noch isolierter ist als damals, wirklich ganz und gar isoliert, tatchlich nur ein einziger, einzelner Kreismittelpunkt ist gegenüber noch hr Kreissektoren und Kreissegmenten der gesamten kontinentalen ie universalen Kreisrundung. Und weil die alten, geschichtlichen tensilien und Notmittel einer solchen geographischen und militärpolischen Notlage (Rüstungen und Festungen und Erfindungen) jetzt antitativ wie qualitativ absolut versagen, ja uns überhaupt versagt sind n einer Übermacht von Überrüstungen und Überfestungen und durch ch mehr Überwürfe auch noch anderer Stricke und Fesseln, die uns ternational gebunden haben.

Ein unerhörtes Schicksal also, eine beispiellose Aufgabe: solche hnmacht in neue Macht zu verwandeln, zu Macht zu entwickeln, zu uer Macht umzugestalten — neu nicht etwa im Sinn einer mechaischen Erneuerung der alten Macht, sondern sogar im Sinn der Entckung einer neuen Macht, neuer Mittel von Macht, neuer Ideen von acht. Es war der Reichspräsident v. Hindenburg (diese Körper gerdene Synthese des alten und neuen Deutschland), der diese einzigtige Aufgabe einmal mit dem optimistischen Ausspruch umschrieben t: „Ich habe das sichere Vertrauen, daß es der Gedankentiefe und Genkenstärke der Besten unseres Vaterlandes gelingen wird, neue Ideen t den kostbaren Schätzen der früheren Zeiten zu verschmelzen und so euernde Werte zu prägen zum Heil unseres Vaterlandes."

Wie wird oder war das möglich? Oder richtiger gesagt: ist es mögh, Fesseln zu Flügeln zu wandeln, Zaum und Zügel zu Sporn und achel zu modeln — nicht für einen phantastischen Pegasus, sondern r die reale, bodenständige Lebensnotwendigkeit von Deutschland und ropa? Das war und ist die Aufgabe, unentrinnbar und unumgänglich – aus der deutschen Herzlage heraus, wieder und noch mehr seit Zusmmenbruch und Friedensschluß. Wie ist sie zu lösen? Oder wie ist s gelöst worden? — 1925 nämlich, just nach sieben Jahren: leer, dürr, ufruchtbar, wie weiland Pharaos sieben Jahre, voll nur von Revolution d Reaktion und verseucht von Inflation und Okkupation; ein siebenjriger Friede fürwahr mit Kriegsbrauch und Kriegsmoral, mit allen rsuchen zur Verfemung und Verwerfung des europäischen Herzens utschland.

Und dann doch und scheinbar plötzlich — schon nach einem neuen r — das Gegenbild, die Rückseite der europäischen Medaille: das iche Deutschland, das 1919 noch aus der Völkergesellschaft ausschlossen worden war, dessen förmliches Aufnahmegesuch vom lkerbund zurückgewiesen worden war — das gleiche Deutschland

nunmehr nicht nur im gleichen Völkerbund repräsentiert, sondern seine Völkerbundsrat präsidierend durch die Persönlichkeit seines Außen ministers, und dieser gleiche Außenminister anerkannt und vor der ge samten Welt ausgezeichnet durch den internationalen Friedenspreis.

Was war geschehen? Was war die Entwicklung, die Berlins ameri kanischer Botschafter öffentlich „das deutsche Wunder" nannte, und di den englischen Ministerpräsidenten Macdonald veranlaßte, zu mir i London zu sagen: „Ich beneide Sie, ein Deutscher zu sein." Was wa wirksam geworden? Nichts anderes — als was ich nennen möchte: da Gesetz der Geographie und Geopolitik, die Logik oder die Mathemati des Kreises, das Gesetz der logischen, ja mathematischen Zwangsläufig keit der Zusammenhänge von Kreis und Mittelpunkt, die Einsicht i dieses Gesetz, der Mut zu diesem Gesetz, der Zwang zu diesem Gese — von und in Locarno.

Gesetzt den Fall, Sie (zufälliger Leser) werden berufen, ein deu scher Staatsmann zu sein: was würden Sie tun angesichts der nach gewiesenen Tatsachen der deutschen Herzlage? Lassen Sie mic zuerst das Unabänderliche wiederholen: wir sind das am internati nalsten gelegene Land (ohne genügenden natürlichen Grenzschutz wir sind der am internationalsten gelagerte Staat (ohne genügende nationalen Rüstungsschutz), wir sind die am internationalsten ve sprengte Nation und haben die am internationalsten verstrick Nationalwirtschaft. Nun gut oder schlecht: es ist unumstößlich, unabänderliche Tatsache, daß Sie, Herr Staatsmann (im Gleichn von Kreis und Mittelpunkt ausgedrückt) der Mittelpunkt ein Kreises sind, dessen Radien alle auf Sie zulaufen, alle auf S konzentriert, alle auf Sie gerichtet sind, gleich einem „Zusamme streben aller Klingen gegen unsere Brust". Sie können den Radien nicht entrinnen, sie nicht beseitigen, gegen sie zusammen allein nichts au richten. Also, was können, was müssen Sie tun, wenn Sie den Sinn f das Mögliche und den Mut für das Notwendige haben? Sie können nr zusammengehen mit diesen Radien. Sie sind ja selbst ein Teil dies Radien, ihr Mittelpunkt. Sie müssen also diese Radien verwerten, inde Sie diese Angriffslinien (gegen Sie) umkehren in Verbindungslinie (mit Ihnen), indem Sie die Schnittlinien, die gemeinsam und insgesa Sie durchschneiden, umkehren, umbiegen in Diagonalen, die alle Se brauchen. Oder: wir können und müssen die einzelnen Pfeile dies Radien, die die einzige Isoliertheit des Mittelpunktes bedrohen, umänder in gemeinsame Verbindungen, um die Sicherheit des Mittelpunktes ve des Kreises zu erreichen und um die Gemeinschaft des Kreises zu sammenzufügen und zusammenzuhalten.

Das ist die Mathematik und die Logik von Locarno, der Realismus und die Ideologie von Locarno (wie Sie es heißen wollen): die Poli und die Philosophie von Locarno, oder das Gesetz und das Gebot von Locarno. Beim Ausbruch des Weltkrieges hat der deutsche Reich-

kanzler sagen müssen: „Not kennt kein Gebot" — um den Ausweg aus der Notlage des politisch und militärisch eingekreisten Mittelpunktes in das neutrale Belgien hinein zu erklären. Jetzt kann und muß der verantwortliche Staatsmann Deutschlands erkennen und erklären: „Not kennt ihr Gebot" — das heißt: die Notlage des isolierten und entwaffneten Mittelpunktes drängt zu dem Gebot, die Entwaffnung auch des Kreises und die Sicherheit des einzelnen wie der Gemeinschaft anzustreben, herbeizuführen durch Verständigung, Zusammenfügung, Zusammenarbeit. Die gleichen alten Grundlagen und Gründe, die im Zeitalter vor der Sintflut des Weltkrieges Deutschland nötigten, ebenso militärisch oder (wie die Polemik sagte) „militaristisch" zu sein wie alle anderen (das heißt: dem allgemeinen altertümlichen Grundsatz entsprechend durch allgemeine Dienstpflicht und allgemeine Kriegsrüstung eine trügerische Friedenssicherung zu versuchen) — die gleichen Gründe und Grundlagen nötigten jetzt ein Deutschland, das keine allgemeine Dienstpflicht mehr hat und keine Kriegsrüstungen mehr hat (im modernen Ausmaß der Nachbarn), nunmehr eine wirkliche Friedenssicherung und die eigene Sicherheit zu suchen durch andere Mittel, durch zeitgemäße, zukunftschaffende Gedanken, durch ein neues Völkerrecht. Das europäische Herz Deutschland wird so zum organischen Mittelpunkt, zum schöpferischen Wegbereiter eines aktiven Ausbaus von wirklichem Völkerrecht. So sein oder nicht sein — das ist ganz einfach die deutsche Frage. Eine ozeanische Insel (unangreifbar und allen überlegen) kann Weltherrschaft durch Macht wollen; ein kontinentaler Mittelpunkt (angreifbar und jedem unterlegen) muß Nachbarnpolitik durch Recht wollen. Daher die deutsche Initiative zu den Verträgen von Locarno 1925, im Sinne jener Worte Hindenburgs „von neuen Ideen zum Heile unseres Vaterlandes", eine Initiative, die ebenso staatsmännischer, schöpferischer Intuition wie zuversichtlichem, zukunftsgewissem Mut entspringt, eine Aktion, die das wirksamste Aktivum der deutschen Außenpolitik darstellt.

Das ist also Locarno, der geschichtliche Sinn der Verträge, die vor zwei Jahren im Oktober in Locarno am schweizerischen Ufer des Lago Maggiore geschlossen worden sind zwischen sieben Staaten: Deutschland, Frankreich und Belgien, England und Italien, Polen und Tschechoslowakei. Dieses Locarno bedeutet praktisch zum erstenmal in der Weltgeschichte ein formelles, feierliches Verbot des Angriffskrieges unter Großmächten, und darüber hinaus auch eine wesentliche Einschränkung des Rechts zum Verteidigungskrieg — dadurch, daß künftig vor einer militärischen Verteidigung die Frage des Angriffskrieges der Gegenseite vom Völkerbundsrat erst entschieden werden muß. Das ist der Anfang einer Entwicklung, die dahin geht, dem einzelnen Staat das Recht zum Angriffs- wie auch zum Verteidigungskrieg immer mehr zu nehmen und die Sicherung der Rechte der Einzelstaaten einer Staatengesellschaft, dem sogenannten Völkerbund, zu übertragen.

All das heißt konkret zunächst für die Westgrenze von Deutschland: daß Deutschland, Frankreich und Belgien den status quo der heutigen Grenzen anerkennen und sich verpflichten, sie niemals durch Krieg zu ändern, und daß England und Italien mit ihrer Macht diese Grenzen garantieren, sowohl für Frankreich und Belgien als auch für Deutschland. So wird ein alter Bismarckscher Gedanke in neuer Form betätigt und bestätigt: „Es handelt sich nicht um ein Stärkersein im Falle eines Krieges, sondern um ein Verhindern des Krieges. Weder Frankreich noch Rußland werden den Frieden brechen, wenn sie amtlich wissen, daß sie, wenn sie es tun, auch England sicher und sofort zum Gegner haben. Wenn nun festgestellt wird, daß England gegen einen französischen Einfall durch ein deutsches, und Deutschland gegen einen französischen Einfall durch ein englisches Bündnis gedeckt sein werden, so halte ich den europäischen Frieden für gesichert für die Dauer eines solchen Bündnisses. Ich glaube, daß die Wirkung in ganz Europa eine Erleichterung und Beruhigung sein würde."

Das ist also — weltgeschichtlich gesprochen — die allererste und bisher einzige friedliche Lösung des europäischen Zentralproblems, des Rheinproblems, das seit Jahrtausenden immer wieder durch Krieg in Angriff genommen, aber niemals zur Ruhe gebracht worden ist — von Generation zu Generation. Vom Römerreich an bis zum Frankenreich schon — dann zwischen Frankreich und Deutschland war der Rhein nie eine wirkliche Grenze (weder eine natürliche, noch eine nationale, noch eine sprachliche); immer gehörte er einem Zwischenland an, das alle Schicksale durchgemacht hat, die sich aus seiner Zwischenlage ergeben, und das wie kein anderes Gebiet in Europa der Kampfplatz aller Mächte gewesen ist. Wir erinnern uns: die römische Herrschaft am Rhein — auch sie schon durch den *limes romanus*, den römischen Grenzwall, weit über den Rhein nach Germanien hinein vorgeschoben — wurde um 500 abgelöst durch das einheitliche Frankenreich des König Chlodwig, dieses erste, universale, übernationale Germanenreich, das bis und durch Karl den Großen (um 800) sich auswuchs zum fränkischen Weltreich — mit dem Rheinland als Herz, ja Herzader als Mark und Mitte. Seitdem wird Karl der Große wie von uns Deutschen als glanzvolles deutsches Symbol, so auch drüben von den Franzosen als der gewaltige Erwecker just ihrer französischen Geschichte angesprochen, vom französischen Heldenepos an über Ludwig XIV. bis zu Napoleon I. Immer war für Frankreich Karl der Große französischer Schwurzeug für einen französischen Rhein wie für Deutschland deutscher Kronzeuge für einen deutschen Rhein — seitdem das übernationale Frankenreich im 9. Jahrhundert auseinandergefallen war, geteilt worden war in ein nationales Frankreich und ein nationales Deutschland, mit dem rheinischen Land Lothars dazwischen, das nun wieder ein Jahrtausend lang ein Wechselspiel der Kräfte und Mächte, das Kriegsobjekt drüben und hüben wurde und war — bis in den Weltkrieg hinein, gleichgültig, o

Frankreich königlich oder kaiserlich oder republikanisch war, und gleichgültig, ob Deutschland österreichisch oder preußisch oder reichsdeutsch wurde. Dieses jahrtausendealte kriegerische Hin- und Herwechseln eines Zwischenlandes von Generation zu Generation soll durch Locarno ein Ende haben. Das ist die weltgeschichtliche, revolutionäre Bedeutung der Unterschrift des Reichspräsidenten v. Hindenburg. Vergleiche veranschaulichen: 1871 nach dem deutsch-französischen Krieg und dem Vertrag von Frankfurt Gambetta, der französische Nationalheros, Revanche predigend und Krieg vorbereitend, um Elsaß-Lothringen wiederzubekommen; und jetzt nach dem Weltkrieg und dem Vertrag von Locarno Hindenburg, der deutsche Nationalheld, den Verzicht unterzeichnend und Frieden vorbereitend, um die deutsch-französische Zusammenarbeit zu ermöglichen als Grundlage des europäischen Friedens. Denn es ist richtig, was der tschechische Außenminister Benesch aussprach: „Frieden am Rhein bedeutet Frieden für ganz Europa." Oder in den Worten des französischen Locarno-Historikers Fabre-Luce: „Der europäische Friede wird wie der europäische Krieg am Rhein gewonnen." Das ist richtig — eben wiederum aus der europäischen Herzlage Deutschlands heraus.

Das ist die westliche Verpflichtung von Locarno; nun noch ein kurzes Wort über die östliche Regelung zwischen Deutschland, Polen und der Tschechoslowakei. Dort bedeutet Locarno nicht eine ausdrückliche, nochmalige Anerkennung der gegenwärtigen Ostgrenzen Deutschlands, sondern nur die Verpflichtung, sie nicht durch Krieg zu ändern, sondern alle Streitpunkte durch Vermittlung oder Schiedsgericht zu ordnen. Das bewaffnete Frankreich übernimmt für das bewaffnete Polen zudem Garantie, so daß also im Falle eines deutschen Vertragsbruchs das entwaffnete Deutschland sich wiederum dem verhängnisvollen Zweifrontenkrieg gegenübersehen würde. Trotzdem dauert die polnische Psychose der Angst und des Mißtrauens fort, gegen die selbst der polnische Locarno-Minister Graf Skrzynski neulich die Mahnung erhoben hat, Locarno habe zwar die deutsch-polnischen Gegensätze nicht aus der Welt geschafft, aber doch den Boden bereitet, auf dem diese Gegensätze friedlich gelöst werden können. Es gilt auch hier wiederum: Entwicklung, Wachstum braucht Geduld, die Geduld des Gärtners, der die Reife erwarten kann, sie aber auch fördern muß.

„Locarno ist der Anfang eines neuen Europas" — so haben übereinstimmend der französische und der deutsche Außenminister erklärt, Briand und Stresemann. Ein Anfang nur, aber doch ein Anfang schon — für ein neues Europa. Was war das alte Europa? Der italienische Ministerpräsident Nitti benannte und beschrieb es als „das friedlose Europa", und der englische Staatsmann Lord Grey erklärte, warum Europa friedlos war: wegen der Teilung Europas in zwei Mächtegruppen, den Dreibund und den Dreiverband, die Folge des deutsch-französischen Gegensatzes, mit gegenseitigem Rüstungswettbewerb.

Das war (von 1879 an) die Zweiteilung des alten Europas, dessen Rüstungsmaschinerie und Bündnismechanismus in der Explosion des Weltkrieges sich entluden. Locarno bedeutet ein neues Europa, das nicht mehr geteilt ist in zwei feindliche Lagerhaufen, die sich gegeneinander mit anderen verbündeten, sondern ein Europa, dessen Großmächte miteinander verbündet sind gegen den Angriffskrieg, dieses jahrtausendealte, überalterte Hilfsmittel eines falschen Friedens. Europa „locarnisiert" sich, wie die Amerikaner es neuerdings ausdrücken. Die Amerikaner haben — auch dies ein charakteristisches Zeichen für die Weltgeltung der deutschen Locarno-Idee — dieses neue Wort geprägt: *„locarnise"*, locarnisieren, das heißt den Frieden sichern durch ein System, das die Staaten verpflichtet, auf kriegerische Auseinandersetzung zu verzichten und sich zum Vermittlungs- und Schiedsgerichtsverfahren zu verpflichten. In den Worten ausgedrückt, die der deutsche Locarno-Minister Stresemann in Wien gebraucht hat: „Wenn Locarno Symbol ist, Symbol für Ausschluß des Krieges und der Gewalt und damit Symbol für einen Wettstreit, der nur auf dem Gebiete der Kultur und der Emporentwicklung der Menschheit ausgefochten wird, dann möchte ich wünschen, daß der gemeinsam betretene Weg zu einem Locarno aller Völker führen möge."

Unser Locarno ist aber im Grund nichts anderes als die Anwendung eines neuen, kombinierten Systems von Schiedsgericht und Vermittlung auch zwischen dem neuen Deutschland und seinen alten Weltkriegsfeinden, ein System, das Deutschland vorher schon und zum erstenmal angewendet hat für sein Verhältnis zur neutralen Schweiz 1923. Das wohlkonstruierte System dieses Vertragswerks ermöglicht für jeden Streitfall eine friedliche Regelung. Der entscheidende Fortschritt gegenüber ähnlichen Forderungen und Versuchen schon der Vorkriegszeit liegt in zwei Punkten: einmal war das Schiedsgericht von 1907 (nach der Haager Friedenskonferenz) nur fakultativ (freiwillig), während das von 1925 jetzt obligatorisch (zwangsmäßig) ist; sodann ist das Vergleichs- und Vermittlungsverfahren von 1913 (nach den epochemachenden Plänen des amerikanischen Staatssekretärs Bryan, der mit fast allen Staaten solche Verträge abgeschlossen hat) nur (um mit dem deutschen Juristen Liszt zu reden) „eine Geste im Wechselspiel der höheren Politik gewesen, eine Bereicherung der Requisitenkammer des politischen Szenariums". Jetzt aber ist die damals nur gelegentliche Vergleichskommission eine ständige, dauernde Einrichtung. Deutschland hat derartige Verträge mit nahezu allen seinen Nachbarn geschlossen, hat also, da unsere Herzlage die meisten Nachbarn hat, auch die meisten Schiedsgerichtsverträge, mehr als ein Dutzend. Und Deutschland ist auch die erste und bisher einzige Großmacht, die ohne Vorbehalte jetzt die fakultative Klausel zum Weltgerichtshof unterzeichnet und mit Vorbildlichkeit ein neues feierliches Bekenntnis zur pflichtmäßigen Schiedsgerichtsbarkeit betätigt hat.

Wenn man im Ausland über dieses neue Locarno-Deutschland ge-agt wird (wie es mir an 86 amerikanischen Universitäten geschah, von enen ich zu Vorlesungen über deutsche und europäische Probleme ein-eladen wurde), so begegnet man gelegentlich Mißtrauen oder Un-läubigkeit gegenüber der Ernsthaftigkeit und Aufrichtigkeit dieses euen Kurses des neuen Deutschlands. Ich hoffe, gezeigt zu haben, daß ir diesen neuen, führenden Friedenskurs die gleiche Zwangsläufig-eit, die gleiche Naturnotwendigkeit, die gleiche geschichtliche Mission ich ergibt aus der Herzlage Deutschlands wie für den alten Vor-riegskurs die umgekehrte Einstellung und Vorbereitung aus der ent-prechenden Situation und Wirklichkeit ringsum. Der wesentliche Unter-chied ist freilich der: damals machte Deutschland eine allgemeine lentalität Europas und der Welt mit, mußte sie mitmachen. Heute geht eutschland in Europa und der Welt voran, muß vorangehen — auf nem neuen Weg, in einer Mission, mit einem neuen Wesen, für das nmal ein viel mißbrauchtes, gefährliches Wort eine richtige schöpfe-sche Wendung bekommen kann: „Und so soll an solchem Wesen ein-al noch die Welt genesen." Oder in Wilhelm Schäfers schönem Wort: Alle Kämpfe der Menschheit werden der deutschen Seele auferlegt sein, s sie, Besiegter und Sieger in einem, der kommenden Eintracht hristophorus sein wird."

(Aus dem demnächst erscheinenden Buch von Ernst Jäckh: „Deutschland, das Herz Europas; nationale Grundlagen internationaler Politik", das „dem deutschen Staatsmann Gustav Stresemann" gewidmet ist. — Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart.)

Caillaux — Catilina.

Von *Anatole de Monzie.*
Senator, ehemaliger Minister.

I.

Caillaux wurde verurteilt, weil man ihn für Catilina hielt.

Als Clemenceau im Jahre 1917 auf den Einfall kam, Leymar mit Rasputin zu vergleichen, ist dieser Vergleich dem armen, gute Leymarie sehr schlecht bekommen. Aber das Schicksal Caillaux' wurd besiegelt, als man ihn mit Catilina zu vergleichen begann. Ähnlic erging es Robespierre, als die Clubs ihn als den neuen Catilina au posaunten, wie uns Aulard in seinen Schilderungen über die Vo bereitungen zum 9. Thermidor berichtet.

Die Catilinarien lasten seit zwei Jahrhunderten sowohl auf d Politik wie auf der Literatur. Voltaire glaubte Crébillon mit seine „Geretteten Rom" zu überflügeln und spielte selbst die Rolle Cicer mit einem römischen Ernst, einem solchen Ernst der Heftigkeit, d seine Zeitgenossen sich dem Eindruck nicht entziehen konnten.

„Was sind mir die Verbrechen Catilinas?" schrieb Jean Jacqu Rousseau im „Emile". „Fürchte ich denn, sein Opfer zu werde Warum empfinde ich einen solchen Abscheu vor ihm, als ob er me Zeitgenosse wäre?"

Das alte Thema, das den Rhetoren aller Arten und aller Epoch diente, hat auch Prosper Merimée und später Ibsen in seiner Jugend b einflußt. Aber noch verblüffender ist dieser Bann des Grauens, in d der Name Catilinas selbst diejenigen zwingt, die kaum eine Ahnung v seinen verjährten Missetaten haben. Je weniger die neuen Generation Latein kennen, desto mehr scheinen sie dieses ehrfürchtige Grauen u empfinden. Schon Mirabeau beklagte sich, daß man diese Reminisz in den Debatten der konstituierenden Versammlung mißbrauchte. A es gibt kein anderes historisches Beispiel für die Tatsache, daß der blo Vergleich mit Catilina schon an sich eine politische Verfolgung rec fertigen konnte, wie es bei Joseph Caillaux, dem ehemaligen Minist präsidenten, im Jahre 1918 der Fall war.

„Vastus animus immoderata, incredibilia, nimis alta semper cupiebat", wiederholten im Chor diese von Sallustus auf Treu und Glauben entlehnten Worte, die zum Heil des Landes aufgewiegelten Scharen, deren ganzer Verkehr mit der Antike sich auf diese demagogische Gelegenheit beschränkte. „Fort mit ihm!" schlossen die Weisen der Presse, sich in die berechnete Wut Ciceros drapierend. Die Verbannung dauerte von 1918 bis 1924. Von 1918 bis 1924 ist dieser Mann aus dem Forum entfernt, aus den Salons verjagt, aus Paris und Umgebung verbannt worden, weil er, wie man sagte, an den durch Tradition der Dichter und Pedanten verfluchten Catilina erinnerte. Die Furien, von denen Vergil Catilina in der Hölle begleiten läßt, waren die Megären der öffentlichen Meinung, die sich im Laufe der langen Kriegsjahre an ihre tägliche Beute klammerten.

Der ganze Verlauf der öffentlichen Verhandlung gegen Joseph Caillaux, den früheren Ministerpräsidenten, ist durch Schulerinnerungen erweitert und verschärft worden. Als man in Florenz die Papiere entdeckte, erinnerte man sich, daß Catilina für Cäsar eine Stelle als Kavallerieführer voraussah, wie Caillaux die militärische Regierung von Paris für General Sarrail reservierte. Stellten nicht die korsischen Garden, von denen in den nunmehr als akademisch erkannten Vorschlägen die Rede war, diese quaestio de sicariis dar, für die Catilina auf Ansuchen des Lucius Luccius vor das Tribunal zitiert worden war? Hatte nicht Catilina vor seinem Sturz dank der Hilfe des pathetischen Advokaten Hortensius den Triumph vor dem Gericht davongetragen und ließ sich da nicht eine Parallele zu unseren großen Labori ziehen? Hatte nicht Catilina die Gewohnheit, auf seine Titel und seine Vorfahren, die gens servia, zu pochen, wie Caillaux sich seiner Abstammung von der Großbourgeoisie und seiner Vergangenheit eines am Volke verdienten Reformators rühmte? Hat nicht die Verleumdung gegen den einen wie gegen den andern aus dem Privatleben Argumente herangezogen, um ihn im öffentlichen Leben zu kompromittieren? Hatte man nicht auf die Entfernung von Jahrhunderten in ähnlicher Weise versucht, den zu entehren, den man loswerden wollte? Der französische Geist, von historischen Analogien gemästet, war dieser Reinkarnation Catilinas um so zugänglicher, weil sie den strafenden Leidenschaften der Stunde eine literarische Feierlichkeit verlieh. Die Wochen des Dezember 1918, in denen man die Verhaftung von Joseph Caillaux vorbereitete, beanspruchten für sich die Ähnlichkeiten mit den Nonen des Dezember 691, die für alle Ewigkeit durch die Reden Ciceros und die Verdammung der Verschwörer Berühmtheit erlangten. Diese kollektive Schauspielerei wurde in allen Varianten durchgeführt, solange die außergewöhnliche Unpopularität Caillaux' dauerte.

„Der Vorwurf einer Verbindung mit Catilina wurde zur obligatorischen Beschuldigung in allen so häufigen politischen Prozessen bei den Römern. Er wurde zur banalen Waffe bei allen privaten Abrechnungen."

(Prosper Mérimée: Etudes sur l'histoire romaine). Nach dem Vorbil der römischen Aristokratie hat unsere republikanische Oligarchi Caillaux bis zu seinen Verbündeten oder angeblichen Anhängern ver folgt: wieviel vom Ehrgeiz der Beförderung geplagte Anwärter auf de Caillauxschen Posten haben zwischen 1918 und 1924 den Name Caillaux' in ihre provinziellen Prosopopäen gemischt? Jeder Freun Caillaux' war ein des Verrats Verdächtiger! Im politischen Streit wurd manch persönlicher ausgetragen. Die Patrioten wurden der Überfülle de Denunziationen müde. „Die Verfolgungen hörten auf, und nur noch i den Reden Ciceros wurde der Name Catilinas verflucht ..." Man hat i der Nähe Roms ein Cenotaphium für ihn, den der Senat den Fein des Landes genannt hat, errichtet. Im Jahre 695 wurde C. Antonius, de von seinem Bett aus den blutigen Sieg, in dem Catilina den Tod fan davongetragen hatte, wegen Veruntreuung der öffentlichen Gelder ver urteilt und mit Schmach und Schande aus dem Senat verjagt. An dem selben Tage hat man das Ehrengrabmal Catilinas mit Blumen bekränz und die nicht bestraften Mitschuldigen haben sich zu einem Bankett ver sammelt . . . ." (Michel Lévy: La Conjuration de Catilina.)

Einige Belastungszeugen im Prozeß Caillaux haben in Frankreic und im Auslande das Schicksal des C. Antonius erlebt. Man beeil sich, unseren lebenden Catilina in Banketten zu feiern. Die Rehabil tierung durch die Amnestie entsprach bei den Lebenden den Wei opfern, durch die die Anhänger Catilinas im Jahre 695 die Manen ihr Führers zu beruhigen suchten. Der Vergleich wird noch durch die ähn liche Nutzlosigkeit des außergewöhnlichen Verfahrens vervollständig das nach einer Zeitspanne von 2000 Jahren in derselben Weise durch geführt wurde. „Die gefürchtete Partei Catilinas", lehrt Bossuet de Dauphin, „wurde eher durch die Beredsamkeit Ciceros als durch d Waffen seines Kollegen C. Antonius vernichtet. Zur Festigung d Freiheit des römischen Volkes hat das jedoch kaum beigetragen."

Das Geschick des französischen Volkes ist durch den vorübe gehenden Ruin Caillaux' weder gebessert noch verändert worden. Ic kenne kein vollkommeneres Beispiel jenes Gesetzes der Nachahmun dessen Gültigkeit uns Gabriel Tardé vor mehr als 30 Jahren bewie Zug um Zug, ohne eine Einzelheit zu vergessen, hat man die Affä Catilina theatralisch für das Heer und die Truppen hinter der Fro aufgezogen. Man hat eine Verfolgung inszeniert, wie man ein histo sches Stück rekonstruiert. Im April 1920 haben Botschafter sich dau hergegeben, vor den Schranken des Obersten Gerichts eine Rolle z übernehmen. „Ein Piedestal kann etwas sehr Unwirkliches sein, ei Pranger ist von einer erschreckenden Wirklichkeit." (Wilde.) De bühnenmäßige Rekonstruktion, an der alle Kräfte des Staates arbeitete sollte für den Mann, der, kahl wie Cäsar, das Unglück hatte, Catilin aufs Haar zu gleichen, zu einer furchtbaren Wirklichkeit werden.

II.

Einige von uns, zu denen auch ich gehörte, die die Partei Caillaux' ergriffen, glaubten die Partei Catilinas gegen Cato und Cicero zu ergreifen.

Warum haben wir zwischen 1918 und 1920, warum habe ich selbst ie Partei Caillaux' ergriffen, der ohne den Reiz des Aufgeopferten, noch ganz heiß und von Verschwörung dampfend", um mit Kardinal e Retz zu sprechen, vor uns stand? Wir dachten nur an das Beispiel atilinas. Ich selbst gehörte weder zu seinen Freunden, noch war ich m irgendwie zu Dank verpflichtet. Am 28. Dezember 1911, damals eu in die Kammer gewählt, hätte ich fast den Sturz seiner Regierung erbeigeführt, einige Zeit bevor Clemenceau nach dem Zusammenstoß n Auswärtigen Ausschuß im Senat seine Demission erzwang. Ich war n Jahre 1913 der Mitarbeiter Barthous und blieb dessen Freund, trotz- em er sein Gegner geworden war. Nichts band mich an ihn, und alles ließ mich ab. Und doch wurde ich einer der ersten, der sich seine ache zu eigen machte, von dem Tage an, an dem sie gefährdet war, is zu dem Tage, an dem sie verloren schien.

Um mir selbst meine Haltung zu erklären, rufe ich mir den Satz on Vauvenargues in Erinnerung, der am 13. März 1740 an den Mar- uis von Mirabeau schrieb: „Ich hätte gern mit Catilina zusammen ge- bt, selbst auf die Gefahr hin, in meinem Bett erdolcht oder verbrannt u werden. Aber wenn es sich um Cato gehandelt hätte, würde einer on uns Rom verlassen müssen, nie hätte dieselbe Stadtmauer uns beide nschließen können." Das war es eben. Wir haben Caillaux verteidigt, ir haben Caillaux gedient, weil wir glaubten, Catilina zu verteidigen, eil wir Catilina Cato, dem unerträglichen Cato vorzogen, dieser Vor- icht, die sich für Tugend hielt. Sein Stolz war in unseren Augen durch ie heuchlerische Bescheidenheit der Zensoren entschuldigt, die jede ühnheit seines Gedankens oder seiner Handlungen festzunageln chten. Man beschuldigte ihn, daß er in den florentinischen Doku- enten den Traum einer politischen Reformation festhielt, daß er den akt der heiligen Union um einer imaginären Freiheit willen zerbrach. ber war nicht die heilige Union seit 1918 dem Bankrott nahe, bei dem as ganze Kapital draufging? War nicht die politische Reform unser ller Wunsch in der Nachkriegszeit? Waren wir uns nicht alle trotz der cheinbaren Verschiedenheiten einig, daß wir uns von dieser agnierenden Weisheit befreien müssen, in die uns viel zu lange die rimmige Autorität der Catos und die oratorische Verschlagenheit der iceros festhielten? Sein Beispiel mitten im aufgewirbelten Staub des kandals rief uns zur Empörung gegen eine gewisse, durch den Krieg erstärkte, satte Gelassenheit der Anpassung. Es erweckte in uns den chlecht verhaltenen Individualismus, dessen schönsten Ausdruck uns enjamin Constant hinterlassen hatte. „Die Gesellschaft ist zu mächtig;

sie reproduziert sich unter zu viel Formen; sie mischt zu viel Bitterk einer Liebe bei, die sie nicht sanktioniert."

Ach, wie haben wir alle Caillaux geliebt, als wir ihn mit Catili verwechselten! Alle Pfeile, die die Verleumdung gegen ihn abschnell ließ, machten ihn uns nur teurer, weil wir wußten, daß sie bereits zu Märtyrertum unseres dunklen römischen Helden gedient hatten. W dachten an die bezaubernde Orestilla, als man den Catilina von Mame zwang, seine Wirtschaftsrechnungen vorzulegen. Er sprach, w Sallustus Catilina sprechen ließ: „Mit Ungerechtigkeiten und Demüt gungen gehetzt, trotz meiner Arbeiten und meiner Verdienste d Stellung beraubt, auf die ich ein Recht besaß, folgte ich nur mein Natur, als ich mich zum Verteidiger aller Bedrückten aufwarf."

Auf Grund dieser Äußerungen konnten wir uns ein Bild Caillau machen, das nach Belieben catilinarisch war: ein Eliteparia, desse gerechte Empörung die Ereignisse umzustürzen vermochte — ein dieser unbesiegbaren Arier, der 3000 „Königssöhne" aus de Gobineauschen Roman, die sich gegen die von Bastarden durchsetz Gesellschaft auflehnen —, einer dieser Patrizier, der seine Klasse un Kaste verläßt, um in Gesellschaft von Plebejern, mit denen ihn Zufa und Gefahr zusammenführen, nicht gebahnte Pfade zu betreten. Ic habe mit Freude mir ein solches Idol gebildet, um mir die komplizierte Gründe zu meiner Bewunderung zu liefern. „Ich wurde zum Gol schmied meiner Ketten" (Paul Valéry, Eupalinos oder der Architekt

Es war keine Don Quichottengeste, sondern eine romantische An gelegenheit. Im Jahre 1848 verliebt sich in Grimstad der romantisch Junggeselle Ibsen in Catilina, widmet ihm sein erstes Drama, schmink ihn zum Kämpfer für das Volk und die Unterdrückten. Alle seine Lieb lingsgestalten, von Nora bis Peer Gynt, von Dr. Stockmann bis zur Baumeister Solneß werden diesem Modell verwandt sein. Er wird vo nun an die offiziellen Vertreter des Guten, die Stützen der Macht, di Partei der Optimaten hassen, wie man diese verdammte „kompakt Majorität" zur Zeit, in der Marcus Portius Cato der grimmige Be herrscher einer müden Republik war, nannte.

Wir haben eine neue Krise des Ibsenismus durchgemacht, als wi Caillaux im Gefängnis zum Propheten wählten. Das ist alles. E nahm auch so gern den Prophetenton an, erging sich in dunklen Ver wünschungen und hatte dieselbe Fähigkeit, das Glück in die Zukun zu projizieren, die das Programm Catilinas kennzeichnet. Ich kenn eine Reihe der besten Vertreter der Demokratie, die den Zauber diese Ähnlichkeit noch bis heute nicht abgeschüttelt haben.

Ich selbst habe mich, im Bann dieser von mir improvisierte Täuschung befindlich, ohne darum gebeten zu werden, zum politische Anwalt Caillaux' unter den Richtern, zu denen ich gehörte, auf geworfen. Es war das erste Mal, daß ich diese Rolle spielte. Ic möchte von dem Plaidoyer, das ich in der Nacht des 22. April 192

elt, kein Wort zurücknehmen. Ich bedaure und bereue nichts. ommsen behauptete, daß das Urteil des römischen Senats gegen die artei Catilinas das brutalste und tyrannischste aller Verbrechen war. h behaupte noch immer, daß die Verdammung Joseph Caillaux' durch nseren französischen Senat ein Justizirrtum war, der sich auf einen lschen Präzedenzfall der Geschichte oder auf die Jurisprudenz der lassischen Zeit stützte.

III.

Caillaux war nicht Catilina; er hat es übrigens bewiesen.

Die Vergleiche sind für die Wirklichkeit der Menschen so gefährlich wie die Metaphern für die Güte des Stiles. Man muß zuerst definieren können. Wir haben gegen diese kartesianische Pflicht gesündigt, als wir von der Voraussetzung ausgingen, daß Caillaux ein zweiter Catilina sei.

Der wirkliche Catilina war ein herrlicher Abenteurer, ein Condottiere, ein Rebell, aber in erster Linie ein Bohémien, ein verlorener Sohn, während eine gewisse bürgerliche Vollkommenheit aus Joseph Caillaux einen dem verschuldeten Grandseigneur der römischen Legende direkt entgegengesetzten Typus macht. Catilina wurden seine Schulden, Caillaux seine Ersparnisse vorgeworfen. Catilina griff nach dem Vermögen der anderen, Caillaux hat sein eigenes bewahrt, wie er selbstgefällig erklärt hatte. Als er zum Präsidenten des Verwaltungsrates der argentinischen Bodenkreditbank ernannt wurde, geschah es ungefähr unter denselben Bedingungen, wie es bei Pasteur der Fall war, als er Verwalter der Bodenkreditbank wurde — honoris causa. Er kennt selbstverständlich die Bankiers; aber da er sich unbestechlich weiß, fürchtet er ihren Umgang nur für seine Zeitgenossen. „Catilina hatte alle Gaben, es fehlten ihm die guten Eigenschaften." Caillaux hat keine Gaben des Gemüts, aber er hat fast alle guten Eigenschaften Thiers', was ihn schon auf eine entscheidende Weise von seinem angeblichen Modell unterscheidet.

Catilina war Künstler, und als solcher erscheint er in den Augenblicken seiner Inspiration. Caillaux hat eine Vorliebe für das Theater, was meistens jede wirkliche ästhetische Liebe ausschließt. Catilina war stolz, Caillaux ist eitel. „Furchtbare Abenteuer lassen glauben, daß diejenigen, die sie erleben, selbst etwas Furchtbares an sich haben." Catilina hatte nach den Aussagen seiner Historiker etwas Furchtbares an sich, Caillaux war vor den Schranken des Tribunals wie am Tisch der Regierung einfach ein enfant terrible.

Nein, es gibt keine moderne Replik dieses Besessenen, der in der Schlacht — pulcherrima morte — nicht fern von Fiesole, der Stätte seiner Empörung und unserer Verzauberung fiel! Man braucht keine

anderen Beweise als die, die uns die Psychologie seiner Rückkeh liefert. Und welche Rückkehr war das!

Oktober 1924: er taucht in Paris hinter dem Sarge von Anato France auf, an der äußersten Peripherie der Apotheose.

Der Januar des Jahres 1925 bringt ihm das Geschenk einer An nestie, die nur die Bestätigung eines bereits existierenden Zustandes is

Februar 1925: es ist das Liebesmahl in der Magic City, das Fe dinand Buisson zur doppelten Feier von Caillaux und Malvy präsidie

April 1925, fünf Jahre nach der Verhaftung durch das Obers Gericht, fünf Jahre genau auf den Tag kehrt Caillaux in den Senat a Finanzminister im Kabinett Painlevé zurück.

Er hat im Jahre 1920 alle seine Rechte verloren, er ist im Jah 1925 im Besitz aller Rechte. Er war nichts mehr in der Gesellscha höchstens ein Bedauerter. Jetzt ist er alles, weil er eine Hoffnung i weil er zum Range des Retters erhöht wurde.

Er versucht seine Stellung in das richtige Ausmaß zu rücke „Ich bin kein Wunderdoktor, ich bin ein Techniker." Das einfach Volk, das diese Äußerung interpretiert, ist überzeugt, daß die Techn Wunder wirken wird.

Das einzige Wunder, das sich erfüllte, war die Schnelligkeit, m der die, die ihn schmähten und verdammten, sich im Vergessen zu übe flügeln begannen. Im Handumdrehen haben die gescheiterten Kamme Joseph Caillaux wie einen Kollegen aufgenommen, der nach längere Urlaub zurückkehrt, mit dem einzigen Unterschied, daß sie ihm nic die Frage stellten, die die Höflichkeit verbot: „Wie haben Sie d Urlaub verbracht?" Sein Unglück erschien nur als eine Unterbrechu seiner Laufbahn. Es hat ihn in unseren Augen geheiligt, in den Aug der anderen verjüngt, deren Eifer zu unserer Rührung hinzukam.

Von außen kein Widerstand. Byron soll sich nach einem Ausspru von Stendhal beklagt haben, daß es ihm nie gelungen war, die Fein seligkeit der Dummköpfe von Genf und London zu überwind Caillaux, glücklicher als Byron, hat gleich bei Beginn des Spieles d Bann unserer Dummköpfe durchbrochen. Ein Snobismus der Rech kam in den ersten Wochen des politischen Idylls zu der Treue d extremen Linken hinzu.

Wie ist dieser Regierungsvertreter, der sich in der Rede v 12. Juli zur gesunden Lehre, zu den alten Finanzgrundsätzen von L Say, von Rouvier, seinen liberalen Vorgängern, bekennt, weil v Catilina entfernt, dieser elegante Unterhändler von London, der stutz hafte Unterhändler von Washington, der Redner des Kongresses v Nizza, bei dem er mit einer entscheidenden Geste die Forderung ei Kapitalbesteuerung zurückweist! In drei Monaten hat der Finaz minister des Kabinetts Painlevé, wie durch ein Wunder sich se st gefunden, so wie er vor 25 Jahren als Finanzminister im Kabi tt Waldeck-Rousseau war.

Adieu Catilina, von Euch ich erwarte
Jede Hilfe, die ein so großes Herz verspricht.
Rom Eure Tugend, Eure Größe braucht,
Kämpft nur, Euer Tun ohne Furcht ich verfolge.

In solchen Worten beschwört Cicero Catilina in der Tragödie von Crébillon. Aber der letzte Vers genügt mir, um meine Parallele zu unterstützen.

Kämpft nur, Euer Tun ohne Furcht ich verfolge.

Auch wir haben nicht anders Joseph Caillaux beschworen, als Painlevé ihn bat, zum Retter unserer Finanzen zu werden. Zu den Bitten des Ministerpräsidenten kamen noch die seiner künftigen Kollegen und die meinigen insbesondere hinzu. Die Panik war im Lande, jedoch nur provisorisch und bereit, sich bei der ersten Tat, bei dem ersten Wort zu verflüchtigen. Joseph Caillaux war der Kämpfer, der dem Unglück standgehalten hatte, der, wie die Geschichte bewies, sogar näher war als Clemenceau und die Ungerechtigkeit. Eine gewaltige gesunde Reaktion sollte sich aus der bloßen Tatsache seiner seltsamen Rückkehr ergeben. Ich habe selbst, als Finanzminister einer Woche, zu einer Inflation gezwungen, deren Verantwortung ich zu tragen hatte und deren Ergebnisse ich ihm ließ, durch die Klarstellung der Rechnung, durch die Versorgung des Schatzamtes mit sofortigen Mitteln, die Heerstraße der Macht für seinen Triumpheinzug gefegt. Ich habe das Recht, von einer Einstellung der öffentlichen Meinung zu sprechen, in der ich beteiligt war, an deren Schaffung ich mitgearbeitet habe.

Kämpft nur . . . . .

Im April 1925 gab es ohne Zweifel keine Zeit für die Freuden der Regierung und die Annehmlichkeiten einer Wiederaufnahme des gesellschaftlichen Lebens. Die allgemeine Unruhe war schon voll Ungeduld! Was wollte man eigentlich? Beruhigt sein. Wie? Durch welche Verfahren? Durch welche Kunststücke? Das Publikum forderte nichts anderes als nur schnelle und großzügige Entschlüsse. Schnell und groß. „Wir geben Ihnen carte blanche", sagte man zu dem knapp geretteten, der plötzlich zum Diktator avancierte, „carte blanche zum Weißbluten der Öffentlichkeit und der Kammer. Sie haben alles, nur keine Zeit."

Aber das, was Caillaux zuerst wollte, war Zeit, Zeit und bürgerliches Ansehen, all das, worum sich Catilina nicht kümmerte, wofür er eine hochmütige Verachtung zur Schau trug. Caillaux nannte sich selbst „einen Minister, der übervorsichtig wurde, weil er so lange über die Probleme nachgedacht hatte und dadurch natürlich ein wenig ängstlich geworden war . . . „Ich bin nur ein Mann, der einiges über diese Materie weiß, der sich jedoch der vorhandenen Schwierigkeiten vollkommen bewußt ist." Die Deputierten beklatschten am 26. Juli 1925 diese Liebenswürdigkeiten der Tribüne, diesen bescheidenen und weisen

Caillaux, diese Apologie des langsamen Studiums. Sie räumen den Temperament jeden Kredit ein, sie lassen dem erfindungsreichen Geni die erforderliche Zeit. Am 12. Juli ist der Enthusiasmus geringer, al der Finanzminister einen neuen Aufschub für seine Finanzpläne ver langt. „Warum verweigern Sie der Regierung einen Aufschub vo drei Monaten? Sie müssen doch meinen Standpunkt verstehen. Wi können mit dem Studium dieser Frage im Oktober wieder beginnen.

Man war auf Kühnheit vorbereitet, man traf auf Verzögerung.

Im Oktober fand keine Diskussion mehr statt. Die mangelnd Übereinstimmung der Minister hatte die Demission des Ministerium Painlevé zur Folge. Caillaux nahm seine Rolle des Opfers wieder au Er war ein herrliches Opfer, als er es wirklich war. Er nahm die Be schäftigung wieder auf und hielt an ihr mit einer erfinderischen Zähig keit fest. Sein Treppenerfolg trug ihm übrigens eine Rückkehr zu Regierung ein, im Juli 1926 als finanzieller Adlatus Briands bei desse elfter Wiederkehr.

Als Vorgänger und Nachfolger Joseph Caillaux' fiel mir da Schicksal zu, die Fehlschläge zu sichern. Ich beklage mich nicht übe grausame Stunden, die ich im Juli 1926 erlebte, weil sie bessere Tag wenn nicht vorbereiteten, so doch ihnen vorangingen. Aber ich möcht noch bemerken, daß Caillaux im Jahre 1926 ebensowenig ein Neuere war wie im Jahre 1925. Wie war Poincaré ungerecht, als er a 18. Februar 1927 in seiner Antwort an Duboin dessen Chef Josep Caillaux leichtsinnig und kühn nannte. Joseph Caillaux leichtsinni und kühn! Welch ein Irrtum. Ob er es war oder nur schien, jede falls gilt er, seiner wahren Berufung zurückgegeben, als ein Riva der würdigen Weisheit Poincarés. Eine ganze fünfzehnjährige Ve gangenheit läßt sich aus dieser Rivalität erklären. Im Grunde jedoc haben diese Männer dieselben Ziele mit denselben Methoden verfolg Nur daß jeder von ihnen verlangte, daß dieses Streben von ihm selb und nicht von den Anhängern oder Zeitgenossen geleitet sei. Caillau war Caillaux, weil er nicht Poincaré sein konnte. Sein Ideal des öffen lichen oder privaten Lebens war dasselbe. Er hätte unsere Kriegspoliti wie unsere Friedenspolitik mit denselben Mitteln geführt. Der Unte schied lag im Charakter, und auch hier wie in allen anderen Fälle der menschlichen Konkurrenz war der Vortritt dem Charakter z verdanken.

Ich will keineswegs die wunderbare Persönlichkeit Caillaux' ve kleinern. Aber diese Persönlichkeit hat, wenn man es sich überleg nichts Catilinarisches an sich. Das Lob des großen französische Bürgers braucht keine Neuauflage. Caillaux gehört in diese Klass Er ist nicht der Erste seiner Klasse — das ist alles.

Schicksal außer der Serie — ja.

Geist außer der Reihe — nein.

Erinnerungen an Fürst Lichnowsky.

Von *Ludwig Stein.*

Der Heimgang des ehemaligen deutschen Botschafters in London, Fürsten Karl Max Lichnowsky, der am 28. Februar dieses Jahres einer schweren Angina erlegen ist, bedeutet für „Nord und Süd" und für mich persönlich einen herben Verlust. Hat doch Fürst Lichnowsky, als ich die Leitung von „Nord und Süd" 1912 übernahm, meiner Aufforderung entsprochen und gleich in der ersten Nummer einen programmatischen Aufsatz veröffentlicht, der für die liberalisierende Tendenz dieses oberschlesischen Grandseigneurs in hohem Grade bezeichnend war. Damals schon bekannte er sich zu jener Verständigungspolitik von „Nord und Süd", die ich in meinem einführenden Aufsatz als Programm meiner Monatsschrift entwickelt hatte. Fürst Lichnowsky blieb der Zeitschrift bis zu seinem Lebensende treu, so daß wir noch im Dezemberheft 1927 einen von ihm ausgewählten Abschnitt aus seinem Buche „Auf dem Wege zum Abgrund" veröffentlichen konnten.

Meine persönliche Bekanntschaft mit Fürst Lichnowsky reicht bis in die ersten Jahre des neuen Jahrhunderts zurück. Er war damals Personalreferent im Auswärtigen Amt und begleitete Fürst Bülow nach Venedig, wo eine Erneuerung des Dreibundes festgelegt wurde. An diesem Dreibund hatte Lichnowsky zu jener Zeit schon im wesentlichen auszusetzen, daß man sich durch die allzu starke Anlehnung an die österreichische Monarchie Fesseln auferlegt habe, die uns, je länger desto mehr, drücken würden. Besonders unsere Beziehungen zu Rußland und England seien durch die einseitige Parteinahme für Österreich gefährdet. „Wir schleppen", so führte Lichnowsky damals mir gegenüber in Venedig aus, „ein Bleigewicht an unserm Bein". Seiner Zuneigung zum englischen Regierungssystem, dem er innerlich zeitlebens als einem Modell parlamentarischer Regierungsform anhing, gab er bereits damals entschiedenen Ausdruck. Ich empfing von ihm den Eindruck, daß ihm als letztes Ziel seiner diplomatischen Tätigkeit dermalinst der englische Botschafterposten vorschwebe.

Als wir uns kurz nach diesem Zusammentreffen in Venedig dann im Hause des Fürsten Bülow trafen, und wiederholt in engstem Kreise

politische Dinge erörterten, traten Lichnowskys weltpolitische An schauungen immer deutlicher hervor, und ich bewunderte sehr oft de Freimut, mit welchem er auch seinem Chef, dem Fürsten Bülow, gegen über die abweichenden Ansichten, insbesondere in bezug auf Englan mit starkem Impuls und vollem Nachdruck vertrat. Lichnowsky wa damals stark hypochondrisch eingestellt und neigte bei seiner ge schwächten Gesundheit sehr zu pessimistischer Wertung des politische Kurses sowohl des Kaisers als auch seines Chefs. Als Max Lieberman damals von Kaiser Wilhelm unsanft angepackt wurde, legte sich Für Lichnowsky in die Bresche zugunsten des großen Künstlers. Ma Liebermann hatte in der „Neuen Rundschau" einen künstlerischen Be kenntnisaufsatz veröffentlicht, und es schien mir wichtig, daß der Kais diesen Aufsatz zu Gesicht bekäme, damit er sein Urteil über Lieberman revidiere. Fürst Lichnowsky las auf meine Veranlassung diesen Au satz dem Fürstenpaar Bülow vor, und der Fürst unterbreitete die Au führungen des Künstlers dem Kaiser, worauf eine glimpflichere Stim mung Platz griff, so daß die Opposition des Hofes gegen Lieberman dank dem diskreten Eintreten Lichnowskys abflaute. Ich führ Lichnowsky auf seinen Wunsch persönlich bei Liebermann ein, der dan später das Fürstenpaar malte und besonders das Bild der Fürstin m großer Wärme und Hingebung schuf.

Im Januar 1912 war der Wahlkampf entbrannt, und ich bat Für Lichnowsky um seine Stellungnahme dazu. Schon die ersten Wor dieses Aufsatzes zeigen eine ruhige und sachliche Stellungnahme, d einfühlendes Verständnis auch für die Sozialdemokratie bekundet. Hi einige Sätze daraus: „Die bevorstehenden Reichstagswahlen werden i allgemeinen recht pessimistisch beurteilt. Man erwartet namentlich ei mächtiges Anwachsen der Sozialdemokratie, hervorgerufen nicht so sehr durch den zunehmenden Glauben an die Lehren der Herren Marx un Lasalle und an die Verwirklichung des utopistischen Himmels auf Erde, der nach Einführung des Zukunftsstaates uns alle aufnehmen wird, as wie als Ausdruck des Widerspruches gegen das heutige System. Ohe die alten Parteiideale formell aufgegeben zu haben, zu denen sie steh wie etwa die Kurie zum Patrimonium Petri, die Legitimisten zum Re die Franzosen zur Revanche oder die Juden zum Messias, hat die Sozi demokratie sich doch im Sinne der Revisionisten so weit gemausert, un eine Annäherung an die bürgerliche Demokratie anbahnen zu könn. Das Schreckgespenst des blutigen Kladderadatsch kann nicht mehr n früheren Umfang als Waffe gegen ihre Propaganda beim unzufrieden, aber doch ruheliebenden Kleinbürger gelten." — Und ferner: „Was ae Demokraten zusammenführt, ist vor allem die Abneigung gegen n System, das der Volksvertretung nicht die Macht verschafft, die Ar schauungen und namentlich die Männer der jeweiligen Mehrheit zur Herrschaft zu bringen. Mit der Einführung des Parlamentarismus steht und fällt die Frage der Versöhnung der Sozialdemokratie und

nicht etwa mit der Monarchie oder der Republik. Es ist vor allem die Machtfrage, die die linksstehenden Parteien einander nähert, und es ist von ihrem Parteistandpunkt aus zu verstehen, daß sie eine patriarchalische Regierungsform bekämpfen, die sich notgedrungen auf ihre politischen Gegner, die Rechte, stützen muß, und die den politischen und gesellschaftlichen Anschauungen und Sympathien der rechtsstehenden Parteien am meisten entspricht. Nur nach Einführung des parlamentarischen Systems ist der Übergang zum reinen Mehrheitsprinzip mit allen seinen Folgerungen denkbar, zur Herrschaft eines neuen politischen und sozialen Wertmessers. Wenn heute der von der Volksvertretung unabhängige Beamte und Soldat und diejenigen Gesellschaftskreise, aus denen kraft Bildung, Besitz und geschichtlich-politischer Überlieferung die meisten Vertreter der gegenwärtigen Organisation hervorgehen, eine führende Stellung im Staate einnehmen, so würden an ihre Stelle alsbald Schichten treten, deren Führer vermöge ihres Einflusses auf die Massen durch Schrift und Wort emporkommen und sich volkstümlichen Schlagworten dienstbar gemacht haben. An Stelle der heutigen hierarchischen Machtorganisation mit konservativer Färbung und erblich unveränderlicher Autoritätsquelle träte eine unpersönliche, von Zufälligkeiten wie von der öffentlichen Meinung unabhängige Autorität, deren demokratischer Ursprung die weitgehendste Rücksichtnahme auf die Volksgunst nach sich ziehen würde. Auf diesem Boden begegnen sich die linksstehenden Parteien, und der Wunsch nach Einführung des reinen Parlamentarismus, d. h. nach einer Umgestaltung der Autoritätsquelle, nach Umwertung der bestehenden Autoritätswerte und ihrer Wirkungen führt sie zusammen."

Man ersieht aus diesen Ausführungen, daß die liberalisierende Tendenz Lichnowskys sich immer schärfer ausprägte, so daß es nicht Wunder nehmen darf, daß er auf seinen zahlreichen Spaziergängen mit mir auf seinem Schlosse Graetz, wo ich Jahre hindurch im Herbst als Gast weilte, außenpolitische Ideen entwickelte, die ihn zum Botschafter in London prädestinierten. Als ich im Frühjahr 1912, mit Wissen und Willen des Reichskanzlers von Bethmann-Hollweg, nach England fuhr, um dort jene Kampagne einer deutsch-englischen Verständigung in meiner Monatsschrift „Nord und Süd" anzubahnen, über welche ich in den einführenden Worten des Maiheftes 1927 von „Nord und Süd" ausführlich sprach, war Fürst Lichnowsky der erste, an den ich herantrat, um ihm das Wort im Juliheft 1912 zu geben, damit er auf den Offenen Brief an Lord Balfour an mich im Juniheft 1912 die autoritative Antwort erteile. Es heißt darin: „Ich habe eingangs erwähnt, daß, da Verhältnisse stärker sind als einzelne Menschen, ich nicht glaubte, daß Gegensätze und Strömungen, die auf Machtverteilungen und Entwicklungsrichtungen beruhen, sich vollkommen überwinden oder beseitigen lassen. Im Wesen politischer wie sozialer Probleme liegt auch ihre Unlösbarkeit, ihre psychologische Struktur läßt eine

Radikalkur gewöhnlich nicht zu, ermöglicht es aber durch richtige Erkenntnis der widerstreitenden Kräfte und Interessen, zu einem Kompromiß zu gelangen, bei dem der menschliche Fortschritt zu seinem Rechte kommt und die Beteiligten keinen Schaden leiden. So kann auch der Wettbewerb zwischen Briten und Deutschen der gesamten Kulturwelt zugute kommen, falls er die Bahnen friedlicher Arbeit und gemäßigter Rüstungen nicht verläßt, indem der Brite als Champion of the World Gelegenheit findet, sich mit einem beachtenswerten Partner im Frieden zu messen und volkswirtschaftlichen Gefahren dadurch entgegenzuwirken, die für jedes Volk entstehen aus Macht, großer Wohlhabenheit und damit verbundener materialistisch-sybaritischer Lebensauffassung. Im übrigen sollte man sich in England sagen, daß da nun einmal britische Sitten, Mode, Sports und Spiele die Welt erobert haben und von uns wie von anderen nachgeahmt werden, kein Grund vorliegt, weshalb das englische Vorbild nicht auch hinsichtlich unserer Flotte gelten sollte. Weshalb sollen wir bloß Lawn-tennis und Polo, Rennen und Regatten von unseren englischen Freunden lernen und nicht auch die Liebe zur Flotte? Ich sehe keine Ursache für eine solche Einschränkung unserer weit verbreiteten Anglomanie!"

Damals war noch Graf Wolff-Metternich deutscher Botschafter in London, trug sich aber ernstlich mit Rücktrittsgedanken. Als mich maßgebende Männer der englischen Regierung, die an „Nord und Süd" mitgearbeitet hatten, nach einem passenden Nachfolger des Grafen Wolff-Metternich fragten, nannte ich als mögliche Kandidatur den Fürsten Lichnowsky, dessen Name zu jener Zeit im Foreign Office völlig unbekannt war. Ich deutete nur an, daß man aus der Antwort, die der Fürst auf den Offenen Brief Balfours in „Nord und Süd" erteilen werde, seine Stellung zum britischen Weltreich kennenzulernen Gelegenheit finden werde. Fürst Lichnowsky war damals mit seiner jungen Frau auf einer Reise nach Ägypten begriffen; da ich aber kurz zuvor als Gast des jungen Ehepaares in Graetz geweilt hatte, war ich von mir darauf aufmerksam gemacht worden, daß er sich parat halten müsse, rechtzeitig die Antwort auf Balfours Ausführungen zu geben und daher mit Beschleunigung nach Europa zurückkehren müsse. Der bekannte Historiker Friedrich Thimme schreibt in seiner scharfen Kritik von Lichnowskys Erinnerungen in der „Kölnischen Zeitung" vom 11. Dezember 1927:

„In seinem Aufsatz „Deutsch-englische Mißverständnisse" im Juliheft 1912 der Zeitschrift „Nord und Süd", den er freilich wohlweislich nicht in die Sammlung seiner Aufsätze eingereiht hat, hat er sich recht deutlich darüber ausgesprochen. Hier weiß er noch gar nichts von dem friedlichen Sinne der englischen Staatsmänner, auf die er heute so inbrünstig schwört. Hier warnt er unter ausdrücklichem Hinweis auf den drohenden und beunruhigenden Charakter der englischen Flottenrüstungen vor einer Einschränkung der deutschen. Hier weist er die

englische Zumutung, daß Deutschland auf eine Erweiterung seiner Seemacht verzichten solle, mit den klassischen Worten zurück: ‚Eunuchen haben bekanntlich Zutritt zum Harem, das Mittel ist zwar einfach, aber nicht schmerzlos. Wir wollen weder in einen Harem, noch auch uns entmannen.' Nebenbei bemerkt, dieser Satz, dem sich noch andere gleich klassische anreihen, hat in seiner Tendenz damals Kaiser Wilhelm II. so sehr gefallen, daß er den Fürsten daraufhin, jawohl, nur daraufhin, zum Botschafter in London ernannt und ihm so nach einem eigenen Ausdruck des Fürsten zu dem ‚markantesten Ereignis seiner dienstlichen Vergangenheit' verholfen hat!"

An dieser Darstellung Thimmes ist folgendes richtig: Ich hatte dem Fürsten Lichnowsky den Rat gegeben, seine Antwort auf den Offenen Brief Balfours erst dem Kaiser und Bethmann-Hollweg vorzulegen, damit man in diesem Aufsatz Lichnowskys eine Art von inoffizieller, halbamtlicher Kundgebung erblicken könne. Tatsächlich hat der Kaiser das Juliheft von „Nord und Süd" nicht nur aufmerksam gelesen, sondern es auch mit Randglossen versehen. Als nämlich Botschafter Marschall kurz nach seinem Amtsantritt in London plötzlich starb und die Frage des deutschen Botschafters in London wieder akut wurde, nahm sich der Kaiser, wie aus einem ausführlichen Briefe des Fürsten Max Lichnowsky hervorgeht, der mich — unmittelbar vor seiner Ernennung zum Botschafter — in Rom erreichte, wo ich den Internationalen Soziologen-Kongreß zu leiten hatte, das Heft von „Nord und Süd" mit seinen Randglossen wieder vor, ließ sich Lichnowsky kommen und teilte ihm in seiner impulsiven Art mit, daß er beschlossen habe, ihm den Botschafterposten anzutragen. Lichnowsky bat mich in diesem Briefe, sofort nach Berlin zu kommen, um hier die weiteren Schritte mit ihm durchzusprechen. Ich verließ sogleich den Kongreß und traf am selben Tage wie Lichnowsky in Berlin ein. Dort entwickelte er mir beim Essen unter vier Augen in meinem Hause am gleichen Abend noch sein Programm für London. Am andern Tage rief er mich an und bat mich um sofortigen Besuch im Hotel Esplanade, weil etwas Schwerwiegendes vorgefallen sei. Der damalige Staatssekretär von Jagow, der weder vom Kaiser noch von Bethmann-Hollweg befragt worden, nahm es Lichnowsky außerordentlich übel, daß die Fäden hinter seinem Rücken gesponnen worden waren, so daß er die Umgehung der zuständigen Instanz als persönliche Kränkung empfand. Lichnowsky war darüber so verzweifelt, daß er im letzten Augenblick auf den Botschafterposten verzichten und auf sein Schloß zurückkehren wollte. Es gelang mir, nach Rücksprache mit einer zuständigen, mir nahe befreundeten Persönlichkeit, Lichnowsky von diesem Vorhaben abzubringen und ihn zu bewegen, sich nachträglich die Zustimmung Jagows zu erwirken, damit jeder politische Skandal vermieden werde. Wie ich übrigens aus zuverlässiger Quelle erfahre, war auch v. Bethmann-Hollweg nicht vom Kaiser befragt worden, sondern er erhielt in

Hohenfinow ein Telegramm, worin der Kaiser ihn vor die vollendete Tatsache stellte; es blieb ihm somit nichts anderes übrig, als sich bon gré mal gré mit der Ernennung Lichnowskys zum englischen Botschafter abzufinden. Rückgängig war die Sache schon aus dem Grunde nicht zu machen, weil am Tage der Ernennung Lichnowskys, noch vor der amtlichen Bekanntgabe, sämtliche Londoner Morgenblätter, einschließlich der „Times", den Offenen Brief Lichnowskys aus dem Juliheft von „Nord und Süd" publizierten, um daraus die Stellungnahme des Fürsten gegenüber England ihren Lesern deutlich vor Augen zu führen. — Am gleichen Abend gab Lichnowsky im Esplanade im engsten Kreise ein Abendessen, an welchem auch der Bruder des Reichskanzlers von Bülow, der unmittelbar nach Beginn des Weltkrieges gefallene General von Bülow, teilnahm. Bei diesem Anlaß interpretierte Lichnowsky allerdings den Artikel in „Nord und Süd" in derselben Weise, wie es jetzt sein Kritiker Thimme in der „Kölnischen Zeitung" getan hat.

Ich habe Lichnowsky während seiner Botschaftertätigkeit in England nicht gesehen. Die Dinge nahmen offenkundig einen Verlauf, der in den ersten Monaten alles zu hoffen und nichts zu fürchten ließ. Die Berichte von und über Lichnowsky lauteten außerordentlich zufriedenstellend; die Botschafterin, Frau Mechthild Lichnowsky, geborene Gräfin Arco, verstand es, die deutsche Botschaft wieder zu einem geselligen Mittelpunkte zu gestalten. Es schien sich das erfüllt zu haben, was mir ein namhaftes Mitglied des englischen Kabinetts sagte, als es von dem Botschafterwechsel sprach: daß es für die deutsche Botschaft kein besonderer Glücksfall war, daß die vorangegangenen ausgezeichneten Botschafter, Fürst Hatzfeld und Graf Wolff-Metternich, keine Hausfrau besaßen. (Hatzfeld war verwitwet und Metternich Junggeselle.)

Kurz vor seiner Abreise nach England hatte mich Fürst Lichnowsky gebeten, ihn mit dem sozialdemokratischen Revisionisten Eduard Bernstein zusammenzubringen, da er Bernsteins Kenntnis englischer Wesensart, insbesondere die Struktur der Labour-Party, kennenzulernen wünschte. Eduard Bernstein schreibt darüber im „Berliner Tageblatt" vom 18. Juli 1918 folgendes: „Deutsche Zeitungen haben einen Brief des Fürsten Lichnowsky, den das „Neue Wiener Journal" in seiner Nummer vom 11. Juli veröffentlicht hat, mit Randbemerkungen begleitet, die es mir zum Gebote machen, in dieser Sache das Wort zu nehmen.

Vorerst einige Bemerkungen darüber, wieso der Fürst überhaupt dazu gekommen ist, an mich zu schreiben. Wir waren einander im Herbst 1912 zu Berlin im Hause eines Gelehrten begegnet, der den akademischen Lehrstuhl mit dem Redaktionssessel vertauscht hatte und einer in Verfall geratenen Zeitschrift neues Leben einhauchte. Da der Fürst im Begriff stand, den ihm übertragenen Posten als deutscher Botschafter in London anzutreten, wandte sich unser Gespräch bald

nglischen Zuständen zu. Es interessierte ihn offenbar, die Ansichten ines Politikers über sie kennen zu lernen, der zwölf Jahre in England elebt hatte und als ein objektiv prüfender Beobachter galt. Zudem war ch als einer der theoretischen Begründer und literarischen Verfechter es sozialistischen Revisionismus bekannt und wurde daraufhin auch on Leuten, die dem politischen Parteileben näher standen als der Fürst, ls ein Sozialist eingeschätzt, mit dem sich reden ließ. Ein Teil unserer Unterhaltung betraf begreiflicherweise Fragen der auswärtigen Politik nd der Art ihrer Führung im Mutterlande des parlamentarischen Regierungssystems."

Ich brauche kaum hinzuzufügen, daß das obengenannte Haus das einige war. Eduard Bernstein, der noch zuletzt die Revisionsbogen er 4. Auflage meines Buches „Die soziale Frage im Lichte der Philo- ophie" (1923) kritisch überprüfte, wofür ich ihm im Vorwort meinen Dank aussprach, war mir seit meiner Züricher Zeit (1886—1890) be- reundet, und es war mir vergönnt, den Fürsten Bülow zu bewegen, om Kaiser die Genehmigung zur Rückkehr Eduard Bernsteins zu rwirken. Es lag daher nahe, daß Fürst Lichnowsky sich zum Behufe er Fühlungnahme mit Bernstein an mich wandte.

In den schwülen Julitagen 1914, unmittelbar vor Ausbruch des Weltkrieges, sagte mir Graf Botho Wedel, der als Freund Lichnowskys iederholt mit mir zusammen dessen Gast auf Graetz gewesen war, aß die Berichte Lichnowskys dahin gingen, England werde im Falle er Kriegserklärung gegen Frankreich nicht neutral bleiben. Ich aß dieser Mitteilung des Grafen Wedel eine solche Bedeutung bei, aß ich den Weltkrieg unter Teilnahme Englands auf gegnerischer eite für unvermeidlich hielt und sogleich meine nächsten politischen reunde davon in Kenntnis setzte. Meine Freunde waren erschüttert nd fragten mich, ob ich dem Lichnowskyschen Bericht nicht zuviel edeutung beilege. Ich antwortete, daß die persönliche Gegnerschaft wischen Lichnowsky und dem Staatssekretär von Jagow mich be- rchten lasse, Lichnowskys Warnung werde nicht gehört werden, so aß das Schicksal seinen unentrinnbaren Lauf nehmen würde. Als nn der Weltkrieg unmittelbar darauf ausbrach, holte ich Lichnowsky n der Bahn ab und fand zu meinem Schrecken einen gebrochenen reis vor mir. Er hatte alle Haltung und alle Fassung verloren und achte einen gottesjämmerlichen Eindruck. Ich muß hier meiner rsönlichen Überzeugung Ausdruck geben, daß es das Schicksal des utschen Volkes, und nicht sein eigenes war, das diesen Mann zu den streckte. Versuche, in seiner Uniform im Hauptquartier zu scheinen, schlugen fehl. Sie hatten den entgegengesetzten Effekt, den sich davon versprechen mochte. Der Kaiser und seine Umgebung handelten ihn geringschätzig und abweisend. Lichnowsky war solchen ränkungen nicht mehr gewachsen und zog sich völlig aus dem öffent- hen Leben zurück. Er kaufte das für einen Fürsten bescheidene

Heim in der Buchenstraße, das er mit künstlerischem Geschick, unte stützt von seiner genial veranlagten Gattin, auszustatten wußte. Enge Freunde, wie der spätere Außenminister Rosen und, in unverminderte Treue, Fürst Bülow und Gattin bildeten den kleinen Kreis, der sic um den einsam gewordenen Mann scharte.

Eines Tages bat mich Lichnowsky zu einer vertraulichen Au sprache in sein Heim. Er legte mir die im Spätherbst 1914 verfaß Denkschrift über die Entstehung des Krieges vor und bat um mei Urteil. Ich erwiderte dem Fürsten, daß ich dazu bereit sei. Wenn die Erlaubnis dazu gebe, würde ich diese Denkschrift mit meine Freunde Georg Bernhard zusammen durchlesen; wir würden ihm dan einen gemeinsamen Rat erteilen. Georg Bernhard war so entsetzt, da er mir nahelegte, die Denkschrift auch nicht e i n e Nacht in meine Hause aufzubewahren, sondern sie dem Fürsten sogleich zurückzu stellen und ihm als unseren gemeinsamen Rat den zu geben, sie u verzüglich zu verbrennen, weil es mitten im Kriege untunlich sei, de artiges auch nur in seinem Hause aufzubewahren. Als ich Lichnowsk die Denkschrift zurückgab und ihm nahelegte, sie zu verbrennen, w er sehr ungehalten, denn er glaubte unbedingt an die subjektive Wah heit seiner Ausführungen. Nach dem Kriege erst werde man einsehe wie sehr er im Recht sei. Ich riet ihm, das Manuskri in einen Safe zu legen und einer dritten, neutralen Persönlic keit den Schlüssel zu diesem Safe zu geben, damit nac seinem Tode das Manuskript hervorgeholt werden könne. Dav wollte er nichts wissen, er wurde vielmehr ziemlich unwirsch, daß w uns so ablehnend verhielten, und vertraute sich, wie Theodor Wolff i seinem Nachruf im „Berliner Tageblatt" vom 28. Februar 1928 au führt, auch diesem an. Theodor Wolff verhielt sich ebenso abweisend w wir. Leider ließ ihm das Manuskript keine Ruhe; er gab es auch Geheim rat Witting, dem Bruder Maximilian Hardens, zur Durchsicht, und v diesem bekam es der Hauptmann von Beerfelde, der es in gutgemeint aber übel angebrachter Ideologie, ohne den Verfasser zu fragen, i hundert Exemplaren verbreitete und versandte. Theodor Wolff suche zurückzuhalten, aber es war zu spät. Von Beerfelde kam ins Gefängn Die Freunde Lichnowskys suchten ihn frei zu bekommen, was auch gelang.

Lichnowskys Feinde ruhten nicht. Sie hetzten im Hauptquartier gegen ihn, insbesondere stifteten sie den Kaiser, dessen Regimen kamerad er war und der ihn geduzt hatte, dermaßen gegen Lichnowsky auf, daß man ihn am liebsten unschädlich gemacht, jedenfalls aber gern in seiner Ehre getroffen hätte, indem man seine zwangsweise Entfernung aus dem Herrenhause betrieb. Das war die bitterste Ungerechtigkeit, denn Lichnowsky tat von sich aus alles, um die Verbreitung seiner Denkschrift zu verhindern. Eduard Bernstein hat zwei Briefe von ihm veröffentlicht, in denen Lichnowsky zum Ausdruck

brachte, daß jede weitere Verbreitung seiner Denkschrift im Interesse des Landes zu verhindern sei. Er schrieb am 30. August 1917: „Sie hatten mir auf meine Bitte zugesichert, bei Ihren Parteigenossen dahin zu wirken, daß ein Mißbrauch meiner Denkschrift von dieser Seite unterbleibt. Nun höre ich, daß ein Mitglied Ihrer Partei beabsichtigt, die genannte Aufzeichnung in Tausenden von Exemplaren über das ganze Land zu verbreiten. Ein derartiger Schritt wäre im höchsten Grade bedauerlich. Er würde nicht nur mich in meiner Eigenschaft als Beamter ernsten Schwierigkeiten aussetzen, sondern auch im gegenwärtigen Augenblick eine schwere Schädigung vaterländischer Interessen bedeuten. Für die Abrechnung über die Kriegsursachen ist es noch Zeit nach Beendigung des Krieges. Vorläufig handelt es sich doch lediglich darum, mit Anstand herauszukommen, und da hilft es uns nichts, selbst wenn die Schuld Bethmann-Hollwegs und seiner Berater einwandfrei festgestellt wird. Ich wäre Ihnen daher zu besonderem Danke verpflichtet, wenn Sie einen derartigen unüberlegten Schritt eines Ihrer Parteifreunde und jede weitere Erwähnung der Denkschrift von dieser Seite verhindern wollten."

Was Eduard Bernstein als Kommentar zu diesem Briefe veröffentlichte, kann ich unterschreiben. Auch mir gegenüber vertrat Fürst Lichnowsky nach wie vor die Ansicht, daß mit seinem Namen Unfug getrieben worden sei. Ich verhehlte ihm nicht, daß ich seine Unvorsichtigkeit mißbilligte, aber keinen Augenblick gezögert habe, in vollem Einvernehmen mit seinen Freunden Fürst Bülow, dem verstorbenen Botschafter Freiherrn Ferdinand von Stumm, dem alten Fürsten Henkell-Donnersmarck, Fürst Hatzfeldt, Herzog von Ratibor und der sogenannten „linken Oberbürgermeisterpartei" im Herrenhaus dahin zu wirken, daß diese Ausstoßung aus dem Herrenhause unterbleibe. Eine Besprechung mit dem damaligen Außenminister von Kühlmann zugunsten Lichnowskys, seines ehemaligen Chefs in London, führte zu dem Ergebnis, daß das Auswärtige Amt, insbesondere Staatssekretär von Kühlmann selbst, jeden annehmbaren Weg gehen wollten, um das Äußerste von Lichnowsky fernzuhalten. Leider scheiterte der gefundene Ausweg an dem Starrsinn Lichnowskys selbst, der sich zu keinerlei Konzession bereitfinden ließ, sondern auf sein gutes Recht pochte. Als über der Prozeß gegen Lichnowsky ernste Formen annahm — im Juni 1918 —, kam der Anwalt Lichnowskys, Grünspach, zu mir nach Waren, wo ich zum Sommeraufenthalt weilte, mit der Bitte, beim damaligen Außenminister von Hintze vorstellig zu werden, damit das Äußerste verhindert werde. Ich reiste sogleich nach Berlin, hatte zwei Rücksprachen mit von Hintze, und muß zu dessen Ehren bekunden, daß er wohlwollendes Verständnis für Lichnowsky aufbrachte und nachdrücklich versprach, beim Kaiser vorstellig zu werden, um die Ausstoßung Lichnowskys zu verhindern. Es sind seither keine weiteren Schritte gegen Lichnowsky unternommen worden. Der Weltkrieg

neigte sich seinem Ende zu, und man hatte Wichtigeres zu tun, al sich mit politischen Bagatellen zu befassen.

Nach dem Zusammenbruch des Deutschen Reiches glaubte Lich nowsky wieder eine politische Rolle spielen zu können. Er hielt sic für den „roten Prinzen", auf den man zurückgreifen werde, sobald di Glocke der Weltgeschichte künden würde, daß seine Stunde gekomme sei. Lichnowsky lebte in einer Welt von Illusionen, die von den Reali täten des Lebens weit entfernt war. Weder Sozialdemokraten noc Demokraten fanden es mehr für nötig, ihn als Staatsmann heranzu ziehen. Das kränkte ihn tief. Er wurde immer einsamer, verhärmte zurückgezogener und verbitterter, so daß seine besten Freunde, di durch dick und dünn mit ihm gegangen waren, sich stillschweigen von ihm zurückzogen. Da und dort tauchte er in den letzten Monate in Gesellschaften auf; aber sein Spiel war ausgespielt, er hatte de großen Einsatz im Spiel des Lebens vertan.

Seine letzten Publikationen: „Meine Londoner Mission 1912—14" „England vor dem Kriege", „Wahn nicht Wille" und die Dokumenten sammlung „Auf dem Wege zum Abgrund" haben nicht dazu bei getragen, seine diplomatische Rehabilitation in der öffentlichen Meinun zu bewirken. Er hat durch diese Veröffentlichungen seine Gegner auf neue in die Arena gerufen und dabei den Kürzeren gezogen. An seine lauteren Willen ist nicht zu zweifeln. Seine Haltung war nahe ver wandt dem Helden in jenem Hauptmannschen Roman, der in de Wolken lebt und auf der Erde strauchelt. Lichnowsky war sein Lebe lang eine tragische Figur. Bei aller Begabung und Gesinnungsnobless hat er es doch nicht verstanden, seinem Leben und seinem Berufe da Tiefste und Letzte abzugewinnen. Lichnowsky hätte unvergleichlic mehr sein können, wenn er weniger hätte sein wollen.

Auf dem Wege zur deutsch-französischen Freundschaft.

Von *Jules Romains.*

Für die deutsch-französischen Beziehungen ist es dringend notendig, daß in jedem der beiden Länder eine gewisse Anzahl von enschen von repräsentativem Wert sich den Grundsatz zu eigen achen, daß man sich entweder von der Arbeit an der Annäherung vischen Deutschland und Frankreich fernhalten muß, oder sie als das ichtigste Problem unserer Zeit auffassen und mit dem ganzen Ernst id der Dringlichkeit, die sie erfordert, behandeln soll. Man hat mir or einiger Zeit eine Äußerung Stresemanns an Briand zitiert, die thentisch sein soll, und die ich als sehr tief und richtig empfinde. h möchte hier als ein Schriftsteller, der von jeder politischen Bindung ei ist, der nicht die Gewohnheit hat, den Mächtigen zu schmeicheln id nichts von ihnen erwartet, einfügen, daß Stresemann und Briand diesem Augenblick ein wunderbares Werk schaffen und, falls sie n Mut haben, es fortzusetzen, als die beiden wichtigsten Gründer der ropäischen Heimat gelten werden. Also Stresemann soll gesagt ben: „In erster Linie bitte, flirten Sie nicht mit uns." Wie ist das effend und richtig! Deutschland und Frankreich können es sich irklich nicht leisten, miteinander zu kokettieren. In der Arbeit an rer Annäherung gibt es weder Raum für geistreiche Liebenswürdigeiten, noch für das übliche geschickte Spiel.

Wir, die wir die Einheit Europas herbeisehnen und wissen, daß re erste Voraussetzung die deutsch-französische Verständigung ist, ben uns viele Feinde geschaffen. Die meisten unserer Feinde sind hr laut und sehr sichtbar, und ich brauche sie nicht zu nennen. Aber e Gefahr für unsere Aufgabe kommt nicht allein von ihrer Seite. Wir üssen uns auch vor einigen unserer gelegentlichen Verbündeten hüten, f deren Treue wir nicht rechnen dürfen: dem reinen Diplomatentum, m Snobismus, dem mondänen Kosmopolitismus (die übrigens miteinder verwandt sind).

Das reine Diplomatentum, wie ich es nenne, wird als nicht so fährlich betrachtet wie der Militarismus, aber es ähnelt ihm in beichtlichem Maße. Es ist ebenfalls eine Verkennung des Berufes. s läuft darauf hinaus, daß man das diplomatische Spiel als ein Ziel sich betrachtet, und dabei vergißt, daß die Diplomatie wie das Heer den Dienst des Volkes gestellt sind und nichts anderes tun sollten,

als ihm dienen. Es kommt vor, daß die Diplomatie mit der Verständigung von zwei Völkern spielt, einen Augenblick lang ihre Aktivität mit dem Streben der beiden Nationen zusammenfallen läßt. Aber die Diplomatie ist dabei nicht ehrlicher und nicht zuverlässiger als der Spieler an der Börse, der schon, während er à la hausse spielt, seine Vorbereitungen zum Spiel à la baisse trifft. Solche Bundesgenossen müssen wir ablehnen. Wir begrüßen mit Dankbarkeit Staatsmänner wie Briand und Stresemann, die sich mit ihrem ganzen Leben für das große Werk eingesetzt haben. Aber hinter ihnen stehen geschickte Virtuosen der Diplomatie, die sich sagen, daß man zwei oder drei Jahre lang mit der deutsch-französischen Annäherung spielen kann, um sich dann zwei oder drei Jahre lang mit der Erzeugung einer deutsch-französischen Spannung zu unterhalten. Diese Virtuosen möchte ich warnen, daß sie sich im Irrtum befinden, daß unsere Völker nicht mehr minderjährig sind, daß die Menschen, die sich die Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich zum Lebensziel gesetzt haben, sich ebensowenig als Bauern auf dem Schachbrett der Diplomatie wie auf dem Schachbrett der Generäle schieben lassen.

Die Snobs sind weniger gefährlich, aber sie gehen einem auf die Nerven. Eines Tages entdecken sie England, dann wieder Rußland. Ihr Wertmesser hat etwas direkt Komisches an sich. Man weiß nie, ob ihre provisorische Verliebtheit in ein Volk sich auf die Herstellung der Frauenhüte oder auf wesentlichere Gründe zurückführen läßt. Ich verlange nicht, daß man sie vor den Kopf stößt. Sie lassen sich sogar hie und da verwenden, aber man darf sie nur als Statisten benutzen und ihnen nie die führende Rolle anvertrauen.

Der mondäne Kosmopolitismus feiert in jeder Epoche seine Auferstehung. Seit dem Kriege hat er sich in ein sehr modernes und sehr reizvolles Gewand geworfen. Er ernährt eine ganze Literatur. Wir dürfen nicht auf ihn rechnen. Er ruht auf keinem festen Boden. Das neue Gesetz der Völker wird nicht in den Gängen der Schlafwagen verkündet. Dieser Kosmopolitismus dient nicht einmal dazu, eine bessere Kenntnis der Völker zu vermitteln oder ein wirkliches Vertrauensverhältnis anzuknüpfen. Er verbreitet im Gegenteil von jedem nationalen Typus ein paradoxes und oberflächliches Bild. Da er das Exotische um jeden Preis sucht, macht er aus jedem Fremden einen Exoten, d. h. einen unverständlichen und komischen Popanz, dessen Sitten, Lieben, Gewohnheiten und Ernährungsfragen bei uns nur Abscheu erwecken würden, wenn sie uns nicht so komisch vorkämen. Er hat im ganzen Lauf der Geschichte nie ein Mißverständnis zwischen den Völkern geklärt, geschweige denn eine Katastrophe verhindert. Wenn die Verhältnisse sich verschlimmern, zerstreut sich die literarische und mondäne Kosmopolis in alle Winde und beeilt sich, die Reihen der wütendsten Chauvinisten in jedem Land zu verstärken. Wenn auch der Kosmopolitismus keine Erfindung von heute ist, so

uß man ihm gerade heute mit dem größten Mißtrauen gegenüber-
ehen, weil die gutgläubigen Menschen sehr leicht diesen rückgrat-
sen Kosmopolitismus mit unseren Bemühungen verwechseln. Fast
erall behandelt man die bloßen Dilettanten des kosmopolitischen
ebens wie Bildner des europäischen Geistes. Sie sind jedoch eine
oße Attrappe. Diese Leute sind so international wie ein Barman, so
ropäisch wie ein Hotelportier. Man darf nicht so naiv sein und sie
ch zu Ratgebern oder Führern wählen. Sie werden bei der ersten
efahr die Flucht ergreifen.

Soll man daher an die Frage der Annäherung unserer Völker mit
r ganzen tastenden und ein wenig pedantischen Vorsicht herangehen,
e uns einige ausgewählte Geister empfehlen, die ich keineswegs der-
lben Kategorie wie die Vorhergehenden hinzurechnen möchte? Sie
gen uns: „Hütet Euch vor Mißverständnissen. Ihr glaubt Euch zu
nnen und Euch zu verstehen. Es ist eine Täuschung. Ihr Fran-
sen beurteilt Deutschland nach Eurem eigenen Lande. Ihr stattet die
eutschen mit Auffassungen, Tendenzen, Zukunftsplänen aus, die den
srigen gleichen. Deutschland ist jedoch viel unverständlicher und
heimnisvoller. Und auch Ihr Deutschen, Ihr begeht in bezug auf
ankreich denselben Fehler. Die Mentalität, die Sprache Eures und
seres Landes sind voll von unübersetzbaren Worten und Begriffen.
artet doch, laßt uns arbeiten, wir wollen ganz allmählich das gegen-
itige Wissen der Völker vorbereiten. Es ist eine Arbeit auf lange
cht, die spezialisierter, maßgebender Lehrer bedarf. Wartet noch, in
gefähr 40 Jahren werdet Ihr beginnen, Euch gegenseitig zu ver-
hen und werdet das Recht haben, Freunde zu sein."

Ich stelle mir vor, daß man an zwei Verlobte eine ähnliche War-
ng ergehen läßt. Es wäre mindestens ebenso berechtigt. Ich sehe,
e vier oder fünf kahlköpfige, bärtige Spezialisten plötzlich vor den
den jungen Leuten auftauchen. „Halt! Ihr Unglückseligen!",
reien sie ihnen zu. „Ihr wollt Euch lieben, zusammen leben, Ver-
ichtungen von einem Ernst, einer unübersehbaren Tragweite über-
hmen . . . Aber . . . aber . . . Was wissen Sie, junger Mann, von
· weiblichen Mentalität? Sie glauben einfach, daß die Worte den-
ben Sinn für Ihre Braut besitzen wie für Sie selbst. Die Frau ist
e Geheimnis, und fünf erfahrene Kenner reichen kaum aus, um
nen zu helfen, die Frau zu verstehen. Wartet lieber zwanzig Jahre,
d wir werden sehen, ob es einen Sinn hat, daß Ihr heiratet."

Meiner Meinung nach kann man diese ernsten Männer, die guten
llens sind, ruhig arbeiten lassen, nachdem sie es sich in den Kopf
setzt haben, die gegenseitige Verständigung zu fördern. Es kann
n großes Unheil daraus entstehen. Ihre Arbeit wird manchmal lang-
ilig, manchmal interessant sein, wie im Kino die Auflösung der Be-
gung durch die Zeitlupe. Aber wir, wir wollen so tun, als ob diese
oder 40 Jahre der Prüfung vorbei wären und wir schon die wissen-

schaftliche Autorisierung zum gegenseitigen Verstehen hätten, werden ebensogut damit zum Ziele kommen.

Die deutsch-französische Freundschaft wird kein Werk des Leichtsinns sein. Sie wird aber ebensowenig durch eine mißtrauische Vorsicht vollbracht werden. Wir haben keine Zeit zu verlieren. Es ist nicht die Wissenschaft mit ihrer Geschwindigkeit von 1 mm in der Stunde, die uns einander nähern wird. Es ist einzig und allein das Vertrauen. Es ist nicht die Vernunft, die wir brauchen, sondern die Unvernunft. Die erste Voraussetzung ist, daß wir wirklich den festen Willen zur Freundschaft haben. Wenn ja, dann ist damit das Wesentliche gegeben. Die zweite Voraussetzung: wir müssen diesen Wunsch durch einen Willens- und Glaubensakt bestätigen. Wenn zwei Völker das Bedürfnis einer solchen Freundschaft empfinden, so ist es, also wenn zwei junge Leute sich heiraten wollten. Sie werden sich nicht durch Einzelheiten des Heiratsvertrages oder durch besondere Schwierigkeiten daran hindern lassen. Ich gehöre deshalb nicht zu denen, die sich sagen: „Wir wollen im Augenblick an gewisse Fragen nicht rühren, wir wollen sie in ein schamhaftes Schweigen hüllen. Wir wollen diese beginnende zögernde Freundschaft nicht stören, indem wir plötzlich unüberwindliche Schwierigkeiten auftauchen lassen." Ist es dann besser, wenn diese Schwierigkeiten zu Hintergedanken werden, und wenn die Freundschaft der beiden Völker sie für ewig wie ein Gift in sich verkapselt?

Ich möchte nicht mißverstanden werden. Ich will nicht, daß man sich taktlos auf gewisse verbotene Fragen stützt oder sie unterschiedslos behandelt. Im Hinblick auf die Vergangenheit kann das Vergessen eine wohltuende Wirkung ausüben. Aber man muß auch dem Vergessen helfen. Manchmal genügt ein gerechtes und menschliches Wort, um alles vergessen zu lassen. Ich bin sicher, daß, wenn eine Anzahl maßgebender Franzosen den Deutschen sagen würde, wie ich es jetzt sage: „Nein, wir glauben nicht, daß Euer Volk eine besondere Schuld am Kriege trägt. Alles, was der Friedensvertrag an moralischer Verurteilung Eures Volkes enthält, lohnt kaum ein Achselzucken, denn es ist reinstes Pharisäertum." Ich bin sicher, daß dann viele Deutsche antworten würden: „Dann sprechen wir nicht mehr darüber. — Denn nicht die Verpflichtung, für den Bruchschaden der Katastrophe aufkommen zu müssen, hat uns auf eine so unerträgliche Weise bedrückt. Ihr habt ja auch Euer Teil zu zahlen gehabt, und wir können die Last schon schultern, aber wir leiden am meisten darunter, daß man uns als Verbrecher zahlen läßt. Wenn ihr diesen Vorwurf nicht mehr erhebt, dann wollen auch wir diese Frage nicht berühren." Ihr Deutsche seid ja, im Grunde genommen, trotzdem Ihr es selbst vielleicht in gewissen Augenblicken geglaubt habt, kein rachsüchtiges Volk. Ihr liebt nicht die müßigen Klagen über die Vergangenheit, Eure Blicke sind in die Zukunft gerichtet.

Ich könnte ebensogut mit den Deutschen ohne jede falsche Scheu on Elsaß-Lothringen sprechen. Und wir würden sicherlich auf eine olche Weise miteinander reden, daß wir uns schließlich vollkommen inigen würden. Ich finde es auch vollkommen begreiflich, wenn ein)eutscher mir sagt: „Falls wir Freunde sein sollen, und zwar möglichst ald, so dürft Ihr nicht einen Teil unseres Gebietes besetzt halten. Es ibt sicherlich ein freundschaftlicheres Mittel, um Eure Sicherheit zu arantieren. Wir wollen gemeinsam nach einem solchen Mittel suchen."

Dagegen möchte ich als Franzose den Deutschen einige Fragen tellen dürfen, selbst wenn sie prekärer Natur sind, ohne daß man mir ntwortet: „Sie rühren da an unsere innere Politik, die Sie nichts an- eht." Und doch geht sie mich an. Wenn wir Freunde sein wollen, uß ich mich darum kümmern. Nur die oberflächlichen Menschen nd hauptsächlich Menschen, denen die Ehrlichkeit fehlt, können so n, als ob sie eine strenge Trennung, eine Wasserdichtheit zwischen er Innenpolitik eines Landes und seiner Außenpolitik für möglich alten würden. Dieser Täuschung bedient sich gern die gewöhnliche)iplomatie, weil sie sich nicht auf der Suche nach der letzten Wahrheit ller Dinge befindet, weil sie, selbst ein Schein, sich mit dem Schein egnügt. Ein Franzose müßte mit den Deutschen von gewissen Wider- prüchen der Innenpolitik, von einer fehlenden Verbindung zwischen en verschiedenen maßgebenden Organen, die uns auffällt, sprechen önnen. Er müßte die Deutschen über den wirklichen Stand der ffentlichen Meinung, über die Wichtigkeit der Kreise und Gruppen, ie an die Rückkehr des alten kaiserlichen Deutschlands glauben, über ie Tiefe des republikanischen Gefühls ausfragen dürfen. Wir dürfen uch nicht das folgende Argument der Faulheit gelten lassen: „Ihr erdet vergebens miteinander diskutieren. Wir und Ihr, wir gehen von erschiedenen Voraussetzungen aus." Die vernünftigen Leute wieder- olen so oft, daß Worte wie „Republik", „Demokratie", Begriffe, wie Regierung als Vertretung des Volkes", „Regierungseinheit" usw. für uch nicht denselben Sinn haben wie für uns, und daß infolgedessen n Meinungsaustausch über diese Themen nur ein Austausch von ißverständnissen wäre. Aber das ist ein bloßer Witz. Wir sind keine ummköpfe, und wenn wir miteinander sprechen, so wollen wir uns cht die Bälle leerer Worte zuwerfen. Wir wollen im Gegenteil über e Oberfläche der Worte hinweg zu ihrem Inhalt gelangen. Wir hatten e die Absicht, die Deutschen zu zwingen, dieselbe Republik zu haben ie wir und denselben Regierungsmechanismus. Es handelt sich nur rum, diese Republik, diesen Mechanismus klar zu erkennen und zu issen, was wir von ihnen zu erwarten oder zu befürchten haben.

Ich stelle mir zum Beispiel vor, daß man eine Zeitung gründen nnte, die in deutscher und französischer Sprache erscheinen würde ter dem Titel „Die freie deutsch-französische Freundschaft", und ren Aufgabe es wäre, gerade diese berühmten, prekären und ver-

botenen Fragen zu diskutieren. Die Voraussetzung wäre, daß man alle und mit vollkommener Offenheit sagen dürfte. Die einzige Bedingung wäre, nicht zu vergessen, daß die Freundschaft der beiden Völker das Ziel und die Diskussion das Mittel sei. Man müßte daher die Spalten dieser Zeitung nur den Menschen öffnen, die die Freundschaft mit dem Nachbarlande herbeiwünschen und an ihr arbeiten. Man müßte sie den Giftmischern verschließen, die in der Diskussion nicht das Mittel zur Verständigung und den Weg zur Freundschaft sehen, sondern sie als Gelegenheit, um Wunden aufzureißen und Haß zu erwecken, benutzen.

In einer solchen Zeitung, die sehr wohl ins Leben gerufen werden könnte, und in den anderen Tribünen zu öffentlichen Diskussionen, die uns heute schon zur Verfügung stehen, sehe ich einige Vorteile, weil sie für den inneren Gebrauch des Volkes die Parlamente gewähren und eine Vorahnung eines künftigen europäischen Parlaments sind. Man hat viel über die Parlamente und den Parlamentarismus, ihre Nützlichkeit und ihre Fehler diskutiert, und es ist heute Mode, gerade die Fehler zu betonen. Aber sowohl Gegner wie Verfechter des Parlamentarismus beschränken sich fast immer auf ihre politische, oder besser gesagt ihre technisch-politische Funktion. Sie vergessen ihre andere, ebenso bedeutende, sehr häufig vitalere Funktion, die man psychologisch oder psychologisch-politisch nennen könnte. Das Parlament ist eine Ableitung für die innere Unzufriedenheit eines Volkes. In einem Lande, das ein wirkliches und freies Parlament besitzt, in dem die Redner alles sagen können, entsteht nicht die dumpfe Unruhe einer gärenden Unzufriedenheit. Die geheimen Gedanken werden nicht zu stark wirkenden Giften. Der Redner, der auf der Parlamentstribüne die Unzufriedenheit, das Mißtrauen oder den Zorn einer Volksschicht, einer sozialen Klasse, eines Teiles der öffentlichen Meinung zum Ausdruck bringt, wird wohl kaum seine Kollegen dazu bringen, für seine Vorschläge zu stimmen. Aber wenn auch ein greifbares Resultat fehlt, gibt er den Leuten aus seiner Partei, den Gleichgesinnten, eine Befriedigung, deren besondere Bedeutung die politischen Realisten unterschätzen: er bringt ihre Verstimmung zum Ausdruck, redet sich die Last von der Seele und verringert die Spannung, die sonst gefährlich werden könnte. Er selbst fühlt sich erleichtert und ist weniger gefährlich geworden. Außerdem hat er sein Auditorium und seine Gegner zum Nachdenken gebracht.

In diesem Geist der Menschlichkeit, Wahrhaftigkeit, des vollkommenen Realismus (d. h. in erster Linie des psychologischen Realismus) möchte ich die deutsch-französische Freundschaft sich vorbereiten und entwickeln sehen. Deshalb möchte ich verhindern, daß man sie den Spezialisten, welcher Art sie auch seien, anvertraut. Die Spezialisten können mitarbeiten, jeder nach seiner Kompetenz, jedoch unter unserer strengsten Überwachung und ohne daß wir in unserer

Arbeit nachlassen. Wir müssen davon ausgehen, daß die Freundschaft unserer beiden Völker keine Angelegenheit ist, die man per procura behandeln kann.

Unsere Diplomaten sind in dauerndem Kontakt miteinander und unter dem Ansporn von zwei Staatsmännern, die wirkliche Staatsmänner sind, befassen sie sich mit den Schwierigkeiten, die uns noch trennen, und die Frage ist nur, in welchem Geiste sie es tun — ob sie sie aus dem Wege schaffen wollen oder sie auszubeuten versuchen? Das ist das Wichtigste, und wenn man an ihren guten Willen glauben kann, dann um so besser. Die Diplomatie muß noch vieles leisten, um sich die Verzeihung für die zehnte Plage, die sie über Europa heraufbeschwor, zu erringen.

Unsere Industriellen haben endlich entdeckt, daß es für sie von größerem Interesse sei, sich zu verständigen, als sich zu bekämpfen, daß die Mittel der beiden Länder sich ergänzen und in Einklang gebracht werden können, daß die moderne Produktion sich nicht länger einzig und allein im nationalen Rahmen abspielen kann, und daß außerdem der Krieg nur für eine Handvoll von Schiebern ein gutes Geschäft war. Um so besser. Auch die Industriellen haben ein beträchtliches Schuldkonto auszugleichen.

Unsere Arbeiterorganisationen haben ebenfalls den Kontakt miteinander aufgenommen. Sie lehnen sich mehr denn je gegen den Chauvinismus, gegen die Abenteurerpolitik auf. Sind sie sich dessen bewußt geworden, wie sehr man sie betrogen hat, als man sie glauben ließ, daß ein Krieg, selbst ein siegreicher Krieg, den Arbeitskräften eines Landes neue Absatzgebiete verschaffen und die Konkurrenz automatisch vernichten kann? Um so besser. Auch die Arbeiterorganisationen müssen sich die Verzeihung nicht für ein positives Verbrechen, sondern für ihre Hilflosigkeit angesichts der Katastrophe erringen.

Aber weder die technische Zusammenarbeit, noch die Klasseninteressen dürfen uns durch ihr gegenwärtiges Zusammenfallen so weit in Sicherheit wiegen, daß wir die Dinge sich entwickeln lassen, ohne einzugreifen. Wenn die Intellektuellen hier eine wichtige Arbeit zu leisten haben, so jedenfalls nicht in der Rolle von Spezialisten. Diese Aufgabe fällt ihnen dank ihrem Einfluß zu, der im allgemeinen den Kreis ihrer speziellen Wirkungssphäre übersteigt, und auch, weil trotz allem eine ganze Anzahl unter ihnen den Sinn für die Allgemeinheit und die Menschheit, ganz einfach den gesunden Menschenverstand, behalten hat, oder besser gesagt, weil in ihnen noch etwas vom schöpferischen Geiste des Dichters lebt. Denn die Intellektuellen, die sich von dem Geist der Spezialisten anstecken lassen, die den gesunden Menschenverstand dem Götzen der Kompetenz opfern, bringen es fertig, die einfachste Sache der Welt auf eine verhängnisvolle Weise zu komplizieren.

Ich möchte unter den vielen Anregungen der letzten Zeit, die au eine Förderung unserer Zusammenarbeit hinzielen, die von Heinric Mann erwähnen, der vor einigen Monaten den Vorschlag einer enge Verbindung zwischen deutschen und französischen Lehrern zur Sprach brachte. Ich kenne die deutschen Lehrer nicht, aber ich kenne di französischen, ich kenne sie sogar sehr gut, da ich selbst aus eine Lehrerfamilie stamme.

Gegen Ende Juli 1924 hielt ich den Vorsitz einer Lehrerversamm lung in meiner Heimat, der Haute-Loire. Ich begann meine Rede mi folgenden Worten: „Vor zehn Jahren wurde das große Grauen geboren und wir müssen den Schwur leisten, daß es sich zu unseren Lebzeite nicht wiederholt, weil es von uns abhängt, daß ein neuer europäische Krieg vermieden wird." Meine Worte wurden von den guten Leute auf eine solche Weise bejubelt, die alle Deutschen gerührt, die di deutschen Lehrer bis in die tiefste Seele erschüttert hätte. Es war kei Strohfeuer der Begeisterung und auch kein sinnloser Pazifismus. Unser Lehrer sind weder Feiglinge noch Waschlappen. Die Lehrer der Haute Loire insbesondere haben als Offiziere oder Feldwebel einige der ge fürchtetsten Truppen kommandiert, die härtesten, denen die Deutsche im Kampf begegnet sind, die Truppen aus Mittelfrankreich, die ma für die verzweifeltesten Vorstöße und die hoffnungslosesten Verteid gungspunkte verwandte. Aber jetzt haben sie sich ihr Urteil über de Krieg gebildet. Und die deutsch-französische Freundschaft wird kein zuverlässigeren Helfer haben, falls die Deutschen es nur wollen.

Die Lehrer gehören eben zu den Intellektuellen, von denen ic sprach, die bescheiden, gradlinig, ohne zwecklose Haarspaltereien un Anmaßungen sind. Sie lieben das Volk, und ihre Liebe erschöpft sic nicht in leeren Beteuerungen. Sie lieben und achten das Geistige. S sind keine Skeptiker. Wenn man ihnen auf eine gewisse Weise vo der Brüderlichkeit der Menschen spricht, lächeln sie nicht. Vielleic haben sie eher Lust zum Weinen.

Es ist unbedingt notwendig, daß unsere Lehrer sich kennen lerne Man muß ein Mittel finden, um sie in Berührung zu bringen. Jedo nicht diese zwecklosen Massenkongresse, bei denen man drei Ta lang Höflichkeiten austauscht, sich scheu betastet und dann die Beruf fragen die Oberhand gewinnen läßt, ohne jeden Nutzen für den eur päischen Geist (selbst unter Schriftstellern wird es schwer, Raum f das auszusparen, was ich den Anteil Gottes nennen möchte). Ma müßte die Schulferien dazu ausnützen, um Lehrerbesuche in jede Lande zu veranstalten. Im Anfang wird man sich mit einer gewiss Verlegenheit, einem Staunen gegenüberstehen, und es wird zweifell Mißverständnisse geben. So werden z. B. die deutschen Lehrer vi leicht finden, daß die französischen Schulen unbequem und schlec ausgestattet sind, unsere Lehrer werden vielleicht feststellen, daß ih deutschen Kollegen noch ziemlich befangen angesichts der moralisch

ächte der Vergangenheit sind und noch etwas schwankend in ihren litischen Idealen. Aber nach einem Monat des Zusammenseins erden sie sicherlich ein großes Stück gemeinsamen Weges durch-essen haben.

Ich bin mir dessen bewußt, daß meine Ausführungen nichts Neues thalten. Ich hatte auch durchaus nicht die Absicht, einen sen-tionellen Standpunkt zu vertreten. Ich wollte nur betonen, daß die nnäherung zwischen Frankreich und Deutschland weder mit einer wöhnlichen diplomatischen Arbeit, noch mit einer Bewegung der entlichen Meinung etwas gemein hat. Es ist ein historisches Ereignis negleichen, das die Gesamtheit unserer Völker erschüttern und cken muß wie eine Revolution. Dieses Ereignis wird das Werk aller in, aber in erster Linie der einfachen, wahrhaftigen, begeisterten enschen. Es wird ihr Werk sein, ein vernünftiges und zugleich ein ehr als vernünftiges Werk. Es hat für sich die ganze Autorität der rnunft, denn es gibt keine andere vernünftige Lösung. Aber es pelliert nicht nur an die Vernunft, es ruft auch die Glut der Seele an, wendet sich an die Fähigkeit in uns, die ich die Beethovensche Groß-gigkeit nennen möchte.

Durch unsere Freundschaft dem langen Kampf ein Ende bereiten. rch unsere Freundschaft die Einheit Europas und den Frieden der lt sichern — das sind keine leeren Worte. Das Schicksal Europas, s Schicksal der Menschheit hängt von uns, von dem Gelingen oder ßlingen unserer Freundschaft ab. Es scheint mir, dies alles darf hl den Anspruch erheben, daß man ein wenig von seiner Kaltblütig-it einbüßt. Was sollte uns eigentlich zurückhalten? Die Angst, daß n uns betrügt? Wenn in jedem Lande einige Millionen sich nicht hr fürchten werden, daß man sie eines Tages zu Narren hält, wird h dadurch diese Gefahr vermindern.

Und wenn nicht — dann um so schlimmer. Denn in Wirklichkeit ibt uns keine Wahl. Wenn wir uns geirrt haben, wenn unsere gner recht behalten sollten, wenn unsere Freundschaft unmöglich dann ist Europa verloren. In dem Spiel, das wir gegen das Schick-spielen, haben nur wir, wir, die wir für die Freundschaft eintreten, , die Partei Europas, einen Einsatz zu gewinnen.

Die neue Entwicklung in China.

Von Generalkonsul *O. Scholz.*

Der deutsche Zeitungsleser muß bei den Nachrichten über d„Kämpfe in China", die er fast täglich findet, immer beachten, daß die Nachrichten zumeist fremdländische, von fremder Betrachtungswei und fremder Politik beeinflußte Nachrichten sind. Wenn ihm vor etw einem Jahre gemeldet wurde „Vertreibung des englischen Handels a Süd-China", so mußte er wissen, daß diese Nachrichten über Mosk zu uns kamen; und wenn er in den letzten Monaten las „Bruch zwisch China und Rußland", so mußte er sich sagen, daß diese Nachricht über London gekommen sind. Der eigene deutsche Nachrichtendien von und nach Ostasien ist ja leider sehr spärlich, und am meisten wi uns über diejenigen Vorgänge in China gemeldet, die uns am wenigst angehen: über die innerpolitischen Kämpfe militärischer Führer, d für das Ausland nicht mehr und nicht weniger Bedeutung haben a die parlamentarischen Kämpfe und die Namen der Parteiführer irgen eines parlamentarisch regierten fremden Landes. Viel wichtiger, nic nur für die unmittelbar beteiligten Staaten, sondern für die ganze Welt d der *außenpolitische* Kampf, der sich gleichzeitig in China abspielt u der dort auf chinesischem Boden von dem kommunistischen Imper lismus der russischen Sowjetunion gegen den kapitalistischen Imper lismus des britischen Reiches geführt wird. Über diesen Kampf hat us Moskau bis vor etwa einem Jahre viel zu berichten gewußt — dama als die nationalistisch-revolutionäre Bewegung Süd-Chinas unter rus scher Führung nordwärts stürmte, Nanking, Hankau und Shangh eroberte, erst vor den von ausländischen Truppen und Kriegsschiffe geschützten Fremdenniederlassungen haltmachte, aber den Yang überschritt und Peking bedrohte. England, das durch die antiengliss Russifizierung dieser chinesischen Bewegung seinen Handel von Bo kotts und Streiks gelähmt, seine Kaufleute an den Außenhandelsplätz seine Missionare im Innern bedroht, britische Untertanen getö oder verjagt, britische Konsulatsbeamte aus ihren Amtssitzen v trieben und mißhandelt, britische Kriegs- und Handelsschi beschossen, die große britische Niederlassung in Hankau von d Chinesen überrannt und der britischen Verwaltung entzogen sah, u mit den Revolutionären schon Staatsverträge schloß — England v

amals sehr kleinlaut geworden. Heute ist es umgekehrt. Heute iumphiert London, und Moskau schweigt oder begnügt sich mit Proesten. Schon seit April 1927 hat Rußlands Niederlage in diesem ampfe begonnen. Damals, als die große, von Ausländern, in der auptsache englisch verwaltete Fremdenniederlassung Shanghais urch ausländische, hauptsächlich englische, Truppen und Kriegsschiffe geschützt wurde gegen den Shanghai mit schlimmerem chicksal als Hankau und Nanking bedrohenden Ansturm der Revolunäre des Südens oder doch des von ihnen unter russischem Einfluß ufgehetzten chinesischen Proletariats; damals, als die Pekinger Gewalten ngesichts der drohenden Gefahr den Zusammenhang zwischen der gen die Pekinger Regierung gerichteten südchinesischen Bewegung nd der kommunistischen Internationale durch eine zwar völkerrechtsidrige, aber wirksame Beschlagnahme und Veröffentlichung russischer ntlicher Dokumente auf dem russischen Gesandtschaftsgrundstück ufdeckten und den verantwortlichen Vertreter der Sowjetrepubliken in eking zum Verlassen Chinas nötigten; damals, als unter diesen Entillungen sich die Kuomintang, die südchinesische Partei, von der diese arke revolutionäre Bewegung ausgeht und getragen wird, sich in eine tional-chinesische und eine kommunistisch-russenfreundliche spaltete nd die letztere ihre Macht und Sicherheit so sehr verlor, daß ihre ssischen Freunde und Führer flüchteten. Aber die Fliehenden verauten damals noch darauf, daß sie die Jahre, in denen man sie ungehört in China hatte wirken lassen, gut genutzt hatten und daß sie revolutionäre Keime in die durch ihre große Zahl und Urteilslosigkeit und esitzlosigkeit gefährlichen Massen des ländlichen Proletariats gelegt tten, nachdem die Revolutionierung des an Zahl weit geringeren und hr verstreuten Industrieproletariats sich als nicht wirksam genug wiesen hatte. Diese Saat ging Ende 1927 auf. Diesmal wurde Kanton n solchem Aufruhr überwältigt. Aber auch diesmal wurde er niederschlagen, und auch diesmal traf dieser Schlag die Russen. Wieder rde der Zusammenhang der Aufrührer mit bolschewistischen Russen tgestellt und offenbar so deutlich festgestellt, daß mit den chinesischen delsführern auch russische gefaßt, deren Beziehungen zum russischen nsulat in Kanton erwiesen oder vermutet, das Konsulat besetzt und ne Beamten erschlagen oder ins Gefängnis gebracht wurden. Sofort rden in Shanghai unter bereitwilliger Mitwirkung der Verwaltung der ernationalen Fremdenniederlassung diese Vorgänge als Anlaß bezt, um auch das dortige russische Konsulat gewaltsam räumen zu sen; denn, dank der Kontrolle der englisch geleiteten Polizei, die dabei und grimmig unterstützt wird von den zahlreichen Russen, die ihr tiges, oft recht klägliches Verbannungsleben dem Haß ihrer bolschetischen Landsleute verdanken, war es schon längst bekannt, daß auch Shanghaier russischen Generalkonsulat Beziehungen zu allem, was na in Aufruhr zu bringen vermag, bestanden und die Tatsache be-

stätigten, die ja noch keine verantwortliche Stelle des heutigen Rußla
je geleugnet hat, daß die Revolutionierung anderer Länder, die Au
reizung des Proletariats gegen die Besitzenden eine der wichtigsten Au
gaben der bolschewistischen Außenpolitik ist. Eine solche Tätigkeit
einer wohlgeordneten, reichen Besitz und reiche Einkünfte sichernd
Gemeinde von Großkaufleuten und Unternehmern aller Länder, ei
solche Tätigkeit ohne jede Verantwortlichkeit für die Gemeindeang
legenheiten, an deren Verwaltung die Russen ja nicht beteiligt sin
wurde von den so Bedrohten immer mehr als unerträglich empfund
Man wird sich jetzt sicherer und freier in Shanghai fühlen, und ni
nur die dortigen Ausländer, sondern auch die zahlreichen unter die
fremden Verwaltung lebenden Chinesen, die dort sehr viel zu verlie
haben. Schon im Mai 1927 war man in Shanghai auf demselben We
hatte das russische Konsulat unter polizeiliche Außenkontrolle gestel
aber die völkerrechtlich vom diplomatischen Korps in Peking abhäng
Shanghaier Niederlassungsverwaltung hatte nicht gewagt, weiter
gehen, weil man damals noch mit der Möglichkeit rechnen mußte, d
der russisch geführte Teil der Kuomintang obsiegen würde, und weil m
die Zustimmung der chinesischen Behörden im Süden nicht erlan
konnte. Inzwischen aber hat überall die Kuomintang sich von d
Radikalismus der Russen losgesagt, auch die Kuomintang-Regieru
(die heute ihren Sitz in Nanking hat und von dort sowohl Kanton i
Shanghai und Hankau beherrscht oder zu beherrschen wünscht) üb
nahm die Verantwortung und Führung, und so konnten die Ausländer
gemeinde in Shanghai ebenso wie die chinesisch verwalteten e
meinden in Hankau und Kanton sich rücksichtslos von den Russen e
freien. Aber alles dies sind keine Akte der Regierung Chinas — d
die einzige vom Ausland anerkannte chinesische Regierung ist im
noch die in Peking, auch wenn deren tatsächliche Macht heute k
über die Hälfte des Reiches reicht, und es ist deshalb falsch, li
Schließung der russischen Konsulate in Südchina als einen „Bruch
zwischen China und Rußland“ zu bezeichnen. Von einem Bruch
zwischen der chinesischen und der russischen Regierung konnte
— mit begrenzter Berechtigung — damals sprechen, als die Has
suchung bei der russischen Botschaft in Peking zur Heimsendung es
diplomatischen Vertreters der Sowjetunion in China führte, ebenso ie
man von einem Bruch zwischen der britischen und der russischen e
gierung sprechen konnte, als damals — fast gleichzeitig — eine Has
suchung bei der russischen Vertretung in London zur Heimschickung
des dortigen diplomatischen Vertreters der Sowjetunion führte. Die
jetzigen Vorgänge in Kanton, Hankau und Shanghai haben eine ar
über hinausgehende Bedeutung für die völkerrechtlichen Beziehu en
zwischen Rußland und China nicht. Aber einen Bruch in einem and en
völkerrechtlichen Sinne bedeuten diese Vorgänge, einen schärferen nd
für die übrige Welt fast ebenso ernsten Bruch, als es ein Friedensb ch

zwischen China und Rußland wäre: einen Bruch der Unverletzlichkeit der Ausländer in China. Gewiß, die Russen sind heute nicht mehr wie die Angehörigen aller der Staaten, die an ihren alten Verträgen mit China festgehalten haben, exterritorial in China, und die auf dem gleichen Rechtsboden in China stehenden Deutschen werden mit Schrecken an den Vorgängen in Kanton erkannt haben, welchen Gefahren sie in solchen ernsten Lagen ausgesetzt sind; aber die Konsulate haben doch bisher in Friedenszeiten überall als unverletzlich gegolten, und wo ihre Unverletzlichkeit in China in früherer oder in neuerer Zeit dennoch gestört wurde, geschah es durch zügellose Banden, denen stets eine abschreckende Bestrafung folgte. Hier aber in Kanton, Hankau und Shanghai wurde die völkerrechtlich geheiligte Stellung der Konsulate von den nach ihrem eigenen Anspruch verantwortlichen, geordneten Gewalten des öffentlichen Rechts verletzt. In Shanghai haben die Ausländer das ihrige dazu beigetragen, um diesen Bruch noch zu verschärfen; sie haben aus ihrer politischen Gemeinschaft — der internationalen Fremdenniederlassung —, die bisher sich stets allen chinesischen politischen Gewalten gegenüber ihres Asylrechts für politisch Verfolgte rühmte, das russische Konsulat hinausgewiesen, ja sogar den Schutz der Unverletzlichkeit der Konsulatsarchive aufgegeben, und dazu für sich ein Recht der Selbsthilfe gegen Bedrohung ihrer eigenen Ordnung und Sicherheit in Anspruch genommen, dem sie gegenüber *chinesischen* Auslieferungs- und Ausweisungsansprüchen sonst stets die Anerkennung versagt hatten. So haben aus eigener Not Ausländer selber Chinas Kampf gegen die Privilegien der Ausländer unterstützen müssen.

II.

Deutschland hatte, seit der Friedensvertrag von Versailles und der diesem folgende Vertrag mit China von 1921 ihm alle Grundlagen seiner einstigen politischen Machtstellung in China genommen hatte, nur noch wirtschaftliche Aufgaben und Ziele in China. Der vorsichtigen, klugen und fügsamen Leitung der politischen sowohl wie der geschäftlichen Beziehungen der deutschen Diplomatie und der deutschen Kaufmannschaft in China war es gelungen, aus dieser neuen Lage ein neues deutsches Ansehen und ein neues, vertrauens- und erfolgreiches Verhältnis zum chinesischen Volke zu entwickeln. Erst der russische Konflikt in Südchina Ende 1927 hat Deutschlands Stellung in China aus dieser stillen, für beide Teile segensreichen Zurückhaltung herausgedrängt.

An Stelle der von der südchinesischen Revolutionsregierung und von der internationalen Fremdenniederlassung in Shanghai ausgewiesenen russischen Konsularvertreter haben den Schutz der russischen Sowjetbürger in Südchina die *deutschen* Konsuln übernehmen müssen auf Grund eines Abkommens zwischen den Regierungen in Berlin und Moskau. Gern hat gewiß keiner diese dornenvolle Aufgabe übernommen, von der so viele Gefahren für die guten Beziehungen zwischen Deutschen und

Chinesen drohen; und da die Pflege dieser Beziehungen dem Deutsche in China naturgemäß wichtiger erscheint als Deutschlands Beziehunge zu Rußland, so haben die deutschen Kaufmannschaften in Shangha Kanton und Hankau (das sind die drei zum Machtbereich der Nankinge Regierung Südchinas gehörenden Außenhandelsplätze mit großen Aus ländergemeinden) schon deutlich geäußert, wie unsympathisch ihne dieser deutsche Schutz der russischen Bolschewisten in China ist. Zwa soll dieser Schutz „nur für Leben und Eigentum" und „im Rahmen de praktischen Befugnisse und der gegebenen Wirkungsmöglichkeiten de deutschen Konsuln" gewährt werden. Aber konnte diese Einschränkun die doch nur der Rücksicht auf die Tatsache entstammt, daß die süd chinesische Regierung von Deutschland nicht anerkannt ist und deshal der sonst übliche Ausdruck „Übernahme des diplomatischen Schutzes nicht anwendbar ist, den Chinesen ein deutsches Eintreten für ihre russ schen Feinde wohlgefälliger machen? In der Wirklichkeit, auf der Schauplatz dieser Aufgabe, war zu befürchten, daß die Russen, wenn s solchen diplomatischen Schutzes zu bedürfen glauben, nichts weniger a diesen vollen Schutz beanspruchen und damit die deutschen Behörde in eine recht heikle Lage bringen würden. Schon zum diplomatische Schutz der deutschen Reichsangehörigen reicht heute die Macht nic aus. Monatelang hat im vorigen Jahr sich die deutsche Reichsvertretur in Kanton vergeblich bemüht, einen deutschen Reichsangehörigen au dem chinesischen Gefängnis zu befreien, in das er zur Schuldhaft f eine gegen ihn erhobene chinesische Geldforderung, die er nicht b gleichen konnte, gebracht worden war. Wieviel schwerer noch muß s sein, unsere Rechtsanschauungen zugunsten eines Russen, der von d herrschenden Gewalt und öffentlichen Meinung in China als Landes feind und todeswürdiger Verbrecher angesehen wird, zur Geltung z bringen. In China, dessen Strafrecht und Staatskunst von Ab schreckungstheorien beherrscht ist, darf für Vorstellungen Deutschland, das heute auf beiden Gebieten von Besserungs- und Erziehungstheorie beherrscht ist, kein Verständnis erwartet werden, am allerwenigsten i der Verteidigung von Angehörigen der Sowjetstaaten, deren Existe und Politik auf Abschreckungstheorien beruhen, die schärfer als die chinesischen sind. Wenn Tschitscherin in seiner Kundgebung gegen die südchinesische Regierung sich über die in Kanton an Russen verübte Grausamkeiten beklagt und Genugtuung fordert, so kann er dafür kau auf Gehör oder auch nur auf Sympathie bei den Chinesen rechnen, wie gleichzeitig in europäischen Druckschriften der Kommunistischen Int nationale lesen, daß der revolutionäre kommunistische Aufstand in de Provinz Kwangtung, der jene grausame chinesische Reaktion hervo gerufen hat, eine „wenn auch grausame, so doch einzig gerechte Ab rechnung mit den Gutsbesitzern und Agenten des Militarismus" gewesen sei, und daß die Köpfung und fast völlige Ausrottung von einigen hun dert chinesischen Grundbesitzern in einem dortigen Bezirk von Buchan

uf dem jüngsten Kongreß der russischen Partei unter dem Beifall der Versammlung triumphierend verkündet worden sei. Wichtiger als die ierechtigkeit ist für den Chinesen die Wiederherstellung des gestörten 'riedens. Der Chinese läßt nicht, wie wir am römischen Recht erogenen Europäer, um der Gerechtigkeit willen den Frieden leiden, ondern er läßt um des Friedens willen lieber die Gerechtigkeit leiden.)ie heute in ganz Südchina verfolgten und vertriebenen Russen haben ach der dort herrschenden chinesischen Auffassung den Frieden des andes gestört, und diese Störung kann durch keine Rechtsprechung, urch keine Völkerrechtssatzung auf wirksamere Weise beseitigt werden ls durch die schnellste und gründlichste Beseitigung der Friedensstörer.)as ist die das chinesische Recht und die chinesische Politik beerrschende Grundanschauung, der gegenüber fremde diplomatische, uf Völkerrecht und Völkersitte sich berufende Vorstellungen zuunsten der Russen leicht versagen, ja Unwillen erregen können, wenn ie nicht mit feinem Takt und klugem Verständnis für jene, von der nsrigen so verschiedenartige Rechtsphilosophie der Chinesen gehandabt werden. Es ist ein gutes Zeichen für die Leistungsfähigkeit unserer onsularischen Vertretung in China und für ihr gutes Einvernehmen mit en chinesischen Amtsstellen, daß diese Befürchtungen sich bisher - von kleineren, noch immer überwundenen Zwischenfällen abgeehen — nicht verwirklicht haben. Aber mit Sorge muß man der mögchen Entwicklung entgegensehen, daß das jetzt auf Südchina begrenzte ussische Schicksal sich auch auf den Norden ausdehnt, auf Peking, den itz der diplomatischen Vertretung des deutschen Reichs, und auf die landschurei mit ihrer eigenen, schon heute an Reibungen und Gehren so reichen sowjetfeindlichen Politik.

Bei allem guten Willen, der Zwangslage der russischen Politik gecht zu werden, und bei allem Verständnis für die Notwendigkeit weitehender Harmonie zwischen deutscher und russischer Außenpolitik, uß doch die chinesische Entrüstung über die von russischen Sowjetürgern in China geschürte und geleitete Aufhetzung der Massen egen die Ordnung des alten sowohl wie des sich eben bildenden neuen taatslebens auch von Deutschland, das aufrichtige Freundschaft mit hina und eine friedliche, freiheitliche Entwicklung für China wünscht, ls berechtigt anerkannt werden.

Die chinesiche Reaktion gegen diese russische Einmischung in nere chinesische Angelegenheiten ist nicht sehr verschieden von er Art, in der China gegen ausländische Eingriffe vor hundert der achtzig Jahren zu reagieren pflegte. Wie einst gegen die usländische Aufdrängung des Opiumrauschgiftes, so wehrt es sich eute gegen die ausländische Aufdrängung des Bolschewismus, und wie es damals ursprünglich eine geschäftliche Angelegenheit ausländscher, auf die *wirtschaftliche* Eroberung der Welt ausgehender *Unterehmer* war und erst von der sie schützenden britischen Regierung zu

einer *politischen* Angelegenheit gemacht wurde, so ist es diesmal d
Angelegenheit einer ausländischen, auf die *geistige* Eroberung der W
ausgehenden Weltanschauungsgemeinschaft, die durch ihre Beziehung
zur russischen Regierung ebenfalls zu einer *politischen* wurde. Hi
handelt es sich für Rußland nicht um einen nur außenpolitischen Kam
nicht nur um Verletzungen des Völkerrechts, sondern — und das ist d
eigentliche Gefahr für die deutsche konsularische Unterstützung d
Sowjetbürger — um die für die Erhaltung der russischen Sowjetstaat
unentbehrliche revolutionäre Durchdringung der Welt mit den Ideal
und Kampfweisen des Bolschewismus in seinem Kampf gegen die b
stehende Staats- und Gesellschaftsordnung des fremden Landes. S
gewissenhaft und verständnisvoll auch die deutschen Vertreter in Chi
sich an die Vorschrift „nur für Leben und Eigentum" halten, ist es ei
außerordentlich schwere Aufgabe für sie, der chinesischen Bevölkeru
Verständnis für diese Beschränkung beizubringen, besonders jene
heute überall in China, im Süden wie im Norden, so maßgeblich gew
denen Teil der chinesischen Bevölkerung, der mit einer Grausamk
wie sie nur China kennt, das vom heutigen Moskau kommende Russe
tum als ein der schärfsten nationalen Feindschaft preisgegebenes V
brechertum ansieht und in dieser Ansicht bestärkt wird von den in Chi
einflußreichsten Vertretern derjenigen, mit den Russen rasseverwandt
Völkern, die bei allen Angehörigen dieser Rasse in China von je her
die stärksten, mächtigsten und maßgeblichsten gegolten haben und no
gelten.

III.

Es ist ein Glück für die Juristen und die Regierungen des Völk
bundes, daß Rußland ihm nicht angehört. Die seinen Konsulaten u
Staatsbürgern in China widerfahrene Behandlung völkerrechtlich zu b
urteilen, würde eine schwierige und ernste Aufgabe sein. Man müß
zunächst feststellen: wer hat in China die russischen Konsulate g
schlossen, die Sowjetbürger vertrieben? In Kanton und Hankau ei
gegen die Pekinger Regierung gerichtete revolutionäre Macht, in
Shanghai mit jener gemeinsam eine internationale Macht, an der
Pekinger Regierung nicht beteiligt ist, die aber im Gebiet ihrer Staa
souveränität regiert. Völkerrechtlich betrachtet, wäre es Aufgabe d
Pekinger Regierung, gegen beide einzuschreiten, und wenn, wie offe
sichtlich, ihre Macht dazu nicht ausreicht, so ist völkerrechtlich die g
schädigte russische Regierung befugt, der Pekinger ihre Unterstützu
anzubieten. Aber diese will von solcher Unterstützung nichts wiss
sowohl aus Furcht vor dem russischen Bolschewismus wie aus Furc
vor den internationalen Verwickelungen, die solch russisches Eingrei
zur Folge haben könnte. Die Sorge vor solchen internationalen Folg
ist es auch, die Moskau abhält, von der Selbsthilfe, die ihm, da es nic
dem Völkerbund angehört, das Völkerrecht gestattet, Gebrauch u

machen. In der internationalen Fremdenniederlassung von Shanghai, dem Sitz des dortigen, jetzt gewaltsam geschlossenen russischen Konsulats, herrscht nicht China, sondern die Gesamtheit der fremden Mächte, unter deren Schutz sie gegründet wurde und verwaltet wird. Gegen sie vorgehen, hieße die ganze Welt herausfordern. In Kanton und Hankau aber geschah die völkerrechtswidrige Vergewaltigung der Russen durch die heute dort verantwortlichen chinesischen Behörden allein. Gegen sie gewaltsam sich durchzusetzen, ist eine andere Aufgabe als Shanghai gegenüber, und es scheint, daß Moskau mit Hilfe der seinem Einfluß noch zugänglichen chinesischen Kreise hier sein Ziel zu erreichen hofft. Aber auch hier droht ihm internationaler Widerstand. Noch ist die Kuomintang-Regierung von niemandem anerkannt, weder von England, noch von Amerika, noch von Japan, ebensowenig wie von Rußland. Aber der Haupthinderungsgrund gegen solche Anerkennung war gerade ihr enges Verhältnis zu Rußland, das jetzt gelöst ist. Besonders in der englischen Chinapolitik des letzten Jahres zeigt sich die hemmende Wirkung dieses russischen Hindernisses. Der Kampf Rußlands in China war ja nicht nur ein Kampf um die Revolutionierung des chinesischen Proletariats gegen die Besitzenden des eigenen Landes, er ist zugleich auch ein Kampf Rußlands gegen das britische Weltreich. Beide Kämpfe stehen in Wechselwirkung zueinander. Die bolschewistische Bewegung vermochte die Russen ihrem Ziel der Weltrevolutionierung in China — ähnlich wie gelegentlich auch in anderen Ländern — solange näherzubringen, wie sie fähig waren, diese Bewegung mit einer die Bevölkerung fortreißenden nationalen Bewegung, dem Sturm gegen die Vorherrschaft der Ausländer, zu vereinigen. Der Auseinanderfall dieser Vereinigung hat dem russischen Bolschewismus den Weg zum chinesischen Proletariat verschüttet. Das daraus folgende russische Zurückweichen macht das chinesische Kampffeld frei für die anderen dort noch tobenden Kämpfe: den Kampf der militärischen Machthaber untereinander und den Kampf Chinas gegen das Ausland, von dem es durch die einseitigen Staatsverträge des vorigen Jahrhunderts sich gefesselt und unterdrückt fühlt. Auch diese beiden Kämpfe stehen in Abhängigkeit voneinander. Die Verhandlungen über die Revision der alten Staatsverträge haben immer wieder zu dem Ergebnis geführt, daß die fremden Regierungen erklärten, auf ihre gegenwärtige Rechtsstellung keinesfalls verzichten zu können, solange nicht ganz China von einer allgemein anerkannten Regierung beherrscht werde, d. h., solange die gegenwärtigen Machtkämpfe nicht beendet sind. Man kann aber auch den umgekehrten Weg wählen und sagen: die innerpolitischen Machtkämpfe können erst dann aufhören, wenn das zu ihrer Unterdrückung fähige Ausland sich zu einer solchen neuen Einstellung zu China entschließt, die ein derartiges Zusammenwirken ermöglicht. Etwa wie schon das Zusammenwirken mit Japan die chinesischen Regierungsgewalten in der Mandschurei und in Shantung gegen Rivalen und Empörer geschützt hat. Daß die bri-

tische Regierung nicht grundsätzlich abgeneigt ist, von der anderen Seit her, durch derartige Unterstützung der *südchinesischen* Bewegung, di innerpolitischen Verhältnisse in China zu festigen, haben das Weih nachts-Memorandum der britischen Regierung 1926 sowie die darauf ir Frühjahr 1927 folgenden Verhandlungen und Abmachungen in Hanka mit den dortigen Führern dieser Revolution gezeigt. Die Weiterverfol gung dieser Politik wurde durch die ihr entgegenwirkenden russisch bolschewistischen Einflüsse gehemmt. Jetzt ist dieser Weg wieder fre und der kürzlich an leitende Stelle des „Foreign Office" berufene bis herige britische Gesandte in Peking hat ihn auf seiner Heimreise übe Shanghai, Kanton und Hongkong schon tapfer beschritten durch Besuchs und Meinungsaustausch mit den dortigen chinesischen Machthabern. Di großen Verluste, die England an Reichtum und Ansehen in China wäh rend der letzten Jahre erlitten hat und die ständig mehr das ganz britische Imperium gefährden, drängen die Londoner Regierung zu eine Entscheidung. So zerfallen auch der Süden jetzt ist, und so sehr auc die ideale und politische Bedeutung der Kuomintang-Bewegung unte diesem Zerfall und seinen moralischen Wirkungen auf das öffentlich Leben in jüngster Zeit gelitten hat — auch die Staatsmacht des vo Peking regierten Nordens beruht auf ihrer Anerkennung und Stützun durch die Regierungen und die wirtschaftlichen Gewalten der Grof mächte. Nirgends sieht man das besser als von Japan aus. Dort kan man, da die japanischen Verluste im übrigen China durch die wirtschaf liche Entfaltung der japanischen Machtstellung in der Mandschurei aus geglichen werden, ruhiger abwarten; man kann anderen Mächten de Vortritt überlassen und das japanische Einverständnis sich mit Zugeständ nissen bezahlen lassen, die Japans Stellung in der Mandschurei und der von ihr ausgehenden Machtbereich vor den Wirkungen solcher neu artigen Stärkung des chinesischen Reichs und vor russischen oder ame rikanischen Drohungen schützen könnten. Einen bedeutsamen Schri zur Anerkennungsfähigkeit ihrer Regierung hat die Kuomintang dam gemacht, daß sie ihren im vorigen Jahr von den russenfreundliche Radikalen verdrängten, militärisch erfolgreichsten und volkstümlichste Führer Chiang kai shek zurückgerufen hat und nun nicht nur an seine Regierungssitz Nanking, sondern auch in Shanghai, Hankau un Kanton seine Leute wieder im Sattel sitzen. Die aus dem russische Nachlaß ihnen erwachsene Notwendigkeit, sich gegen den revolutionäre Bolschewismus der eigenen Bevölkerung zu wehren, bietet den dab gleich interessierten Ausländern eine neue zeitweilige Verständigung möglichkeit, die sie nicht ungenutzt lassen. Freilich sind mit d Vertreibung der Russen und der Konsolidierung der Partei noch nic alle Hindernisse gegen eine ausländische Anerkennung ihrer Regierur überwunden. Die schwersten Hindernisse liegen in einer Verständigur über das chinesische Volksbegehren: „los von den alten Staatsve trägen", deren ältester, zähester und am heftigsten befehdeter Vertrag

egner gerade England ist. Aber auch zur Überwindung dieser Hinder-
isse sind schon Ansätze gemacht. Ist man doch schon im Jahre 1927
ber das schwere Hindernis der selbstverwalteten britischen Nieder-
assung in Hankau hinweggekommen durch einen britisch-chinesischen
ntwurf einer neuen, aus Chinesen und Briten gemischten Gemeinde-
erwaltung. Auch das schwere Hindernis der chinesischen Zölle ist
rundsätzlich schon überwunden durch die schriftlich ausgesprochene,
enn auch noch nicht vertraglich bindend gemachte Anerkennung der
hinesischen Zollautonomie vom Jahre 1929 ab. Man wird auch über
as Hindernis der Exterritorialität hinwegkommen, wenn entweder die
ritische und die übrige ausländische Unternehmerschaft in China sich
arin findet, künftig unter anderen, nach ihren Rechtsanschauungen und
eschäftsgrundsätzen geringeren Rechtsgarantien ihre Geschäfte fort-
etzen zu müssen, oder wenn man sich darüber klar wird, daß die chine-
ische Forderung im Grunde nicht auf völlige Abschaffung jeder Exterri-
rialität, sondern nur auf *Gegenseitigkeit* gerichtet ist, und daß solche
egenseitigkeit weder völligen Verzicht auf jede Konsulargerichtsbarkeit
nd jede Selbstverwaltung in China, noch eine Einführung völliger
xterritorialität der chinesischen Bewohner anderer Staaten zu bedeuten
raucht. Deutschland und Rußland haben es versäumt, zur rechten Zeit
esen Grundgedanken aufzugreifen; für England und die übrigen
taaten, deren Verträge der Unwille des chinesischen Volkes heute ab-
chütteln möchte, ist es noch nicht zu spät.

Was Amerika der Weltkrieg kostete.

Von *Judson C. Welliver.*

Erst nach zwei Generationen wird unser Land die Kosten des Welt krieges abgezahlt haben. Wenn die letzte Obligation zurückgezogen die letzte Versicherung bezahlt sein wird, wie wird dann die Bilan des Weltkrieges ausfallen? Wenn man diese Frage auf Grund der Er fahrungen der Vergangenheit und der Schätzungen für die Zukunft z beantworten sucht, wird man zu besonders interessanten Ergebnisse kommen. Bei der Prüfung der Fragen wird man finden, daß die Ge samtkosten des Krieges ungefähr 100 Milliarden Dollar betragen, da heißt, daß, obwohl der Krieg bereits vor fast zehn Jahren endete, wi erst begonnen haben, ihn abzuzahlen. Wir wollen zum Vergleich de amerikanischen Secessionskrieg heranziehen. Als er beendet war, be trug unsere Schuld ungefähr 3 Milliarden Dollar, und nach allgemeine Berechnungen hat der Secessionskrieg 4 Milliarden Dollar gekostet. E kommen noch zwei Milliarden für die Kosten der Föderation hinzu, un man erhält eine Gesamtsumme von 6 Milliarden. Aber das ist nu die Hälfte, denn an Pensionen des Secessionskrieges wurde 6 951 000 000 Dollar gezahlt, und bevor noch die letzten Pensionen ab gezahlt sein werden, werden sich die Gesamtkosten auf neun Milliarde belaufen.

Aber im Vergleich zu den Kosten des Weltkrieges waren die de Secessionskrieges ein Kinderspiel. Präsident Harding ließ eine Au stellung für das Schatzamt machen, aus der sich ergab, daß der Wel krieg etwas mehr als 40 Milliarden Dollar kostete. Das Land hat ei Drittel aus laufenden Einnahmen gezahlt und zwei Drittel durch An leihen gedeckt, so daß sich im August 1919 die öffentliche Schuld a 27 Milliarden Dollar belief. Wenn die Abschlußbilanz des Weltkrieg in demselben Verhältnis zu seinen unmittelbaren Kosten steht wie d Abschlußbilanz des Secessionskrieges zu den unmittelbaren Koste dann kommen wir durch die einfache Anwendung der Regeldetri zu d folgenden Formel: Wenn der Secessionskrieg nach der unmittelbare Berechnung 6 Milliarden kostete und seine Lasten sich mit Einschlu der Pensionen auf 15 Milliarden beliefen, dann werden die endgültige Kosten des Weltkrieges, dessen laufende Ausgaben 40 Milliarden b trugen, sich auf 100 Milliarden belaufen.

Diese Berechnung ist auf mancherlei natürlichen Voraussetzung basiert. Sie geht von der Annahme aus, daß die Pensionen des We

ieges, die Entschädigungen usw. ebensoviel kosten wie sie im Se-
ssionskrieg gekostet haben. Aber im Secessionskrieg sind viel mehr
eilnehmer getötet oder verwundet worden als im Weltkriege. Anderer-
its wird sich die Regierung den Teilnehmern am Weltkrieg gegen-
er viel großzügiger erweisen, als es bei den Teilnehmern des Se-
ssionskriegs der Fall war.

Wenn man von den jetzigen Tilgungsraten ausgeht, könnte die
chuld des Weltkrieges in ungefähr 16 Jahren abgezahlt werden, obwohl
e aller Wahrscheinlichkeit nach 20 bis 30 Jahre in Anspruch nehmen
ird. Wir wollen annehmen, daß sich die Abzahlung in 20 Jahren
llziehen wird. Dann wird die Tilgung der Schuld mit dem Zeitpunkt
sammenfallen, an dem die Pensionskosten ihren Gipfel erreicht haben
erden, das heißt, daß im Laufe der nächsten 20 Jahre der Schulden-
enst abnehmen wird, während die Abzahlung der anderen Posten sich
eigern wird. In 12 bis 15 Jahren von diesem Zeitpunkt aus werden
ch vielleicht die Linien, die diese beiden Zahlungsposten darstellen,
hneiden.

Wir haben dabei bis jetzt die Zinsen der Schulden nicht berück-
chtigt. Wenn wir annehmen, daß die Schuld im Jahre 1949 abgezahlt
in wird und dabei einen Zinsfuß von 4% voraussehen, so werden die
esamtzinsen 16 Milliarden betragen. Diese 16 Milliarden müssen wir
unserer Schätzung von 100 Milliarden hinzurechnen.

Diese Schuld von 116 Milliarden, die getilgt werden muß, wird zur
ilfte durch die finanziellen Operationen des Schatzamtes, zur anderen
ilfte durch das Kriegsveteranenamt der Vereinigten Staaten aus-
zahlt werden. Heute schon sind die Kosten dieses Amtes höher als
ller andere Posten mit Ausnahme des Schuldendienstes. Es kostet
hr als das Heer und die Marine oder irgendein anderer öffentlicher
enst. Seine Ausgaben für das Jahr 1929 werden auf etwas weniger
eine halbe Milliarde Dollar geschätzt. Wenn wir dazu die Ausgaben
s Pensionsbüros hinzurechnen, das alle Veteranen mit Ausnahme
er des Weltkrieges umfaßt, erreichen wir eine Gesamtsumme von
ngefähr 700 Millionen Dollar als jährliche Ausgabenziffer für unsere
iegsveteranen. Das Kriegsveteranenamt bildet den höchsten Posten
den staatlichen Ausgaben.

Als der Weltkrieg begann, glaubten viele, daß ein besseres Pro-
mm als das alte Pensionssystem entworfen werden könnte, und man
d den Ausweg der Kriegsversicherung. Jeder Soldat sollte eine
ensversicherung von 1000 bis 10 000 Dollar zu den besten Bedin-
gen bekommen, die Verwaltungskosten sollten von der Regierung
ragen werden, und die Versicherung blieb auch nach dem Kriege
Kraft.

Fast alle 4 500 000 Soldaten, die in das Heer eintraten, haben sich
sichern lassen, so daß auf dem Höhepunkt im Jahre 1919 rund
Milliarden dieser Versicherungen in Kraft waren. Die Versiche-

rungsprämien wurden von den Gehältern abgezogen. Mit 21 Jahre kostete eine Police von 10 000 Dollar 6 Dollar 50 cts. pro Monat.

Wenn man alle Soldaten nach dem Kriege dazu gebracht hätte, di Versicherung weiter zu bezahlen, was für sie ein großer Vorteil gewese wäre, hätte sich die Notwendigkeit der Schaffung eines Systems de Weltkriegspensionen vermeiden lassen. Aber als die Soldaten entlasse und die Prämien nicht mehr von den Gehältern abgezogen wurde haben die meisten ihre Policen verfallen lassen.

Nur 664 000 haben ihre Policen behalten, und der Regierung fi die Aufbringung des Versicherungskapitals in der Höhe vo 3 048 000 000 Dollar zu. Für die anderen Kriegsteilnehmer, als für fast 4 Millionen, mußte ein Pensionssystem entworfen werde Das System der Abzahlung der vom Staate übernommenen Verpflich tung gegenüber den Verteidigern unseres Volkes, die man dem Krieg veteranenamt anvertraute, ist, obwohl es sich noch in einem Exper mentierstadium befindet, das liberalste und weitsichtigste Program dieser Art, das je angewandt worden ist. Es ist ein so neues un eigenartiges Verfahren, daß man selbst unter den günstigsten Ur ständen auf viele Schwierigkeiten gestoßen wäre.

Aber die Umstände waren alles andere als günstig. Unfähigke und Unwissen waren mit Unehrlichkeit im Bund. Eine lange Z hindurch bekam das Land den denkbar schlechtesten Eindruck von de Programm und seiner Verwaltung. Wenn man aus der jetzigen frie lichen Zeit, in der das Büro so ordentlich und gut verwaltet wird, a die Vergangenheit zurückblickt, in der es eine Quelle sensationell Geschichten und der Anlaß zu Untersuchungen des Kongresses w wird man sich erst bewußt, welche ungeheure Aufgabe hier glänze erfüllt wird.

Die Skandalepoche scheint endgültig vorbei zu sein, und unter d ausgezeichneten Verwaltung des Generals Frank T. Hines hat d Veteranenamt das Vertrauen der Veteranen und des Kongresses g wonnen. Die wichtigsten Dienste, die unter der Verwaltung des Bür stehen, sind:

Erstens die ärztliche Fürsorge für die Beschädigten aller Krie ohne Rücksicht auf Art oder Ursprung ihrer gesundheitlichen Schä gung. Diese Fürsorge erstreckt sich auch auf den Transport in e die Spitäler, den Rücktransport und die notwendige Bekleidung:

Zweitens die Auszahlung der Entschädigung an die Veteranen d Weltkrieges für verminderte Arbeitsfähigkeit, die sich aus ihren Krie leistungen ergibt. Diese Zahlungen betragen 8 bis 52 Dollar monatli

Drittens: Die Auszahlung der Entschädigung an die Hint bliebenen der Kriegsveteranen, die an den Folgen des Krieges g storben sind.

Viertens: Die Verwaltung der staatlichen Lebensversicherung.

Fünftens: Die Verwaltung des Entschädigungsamtes mit Einsch

Gewährung von Anleihen an Kriegsveteranen, die durch die Umhnung der Dienstzertifikate sichergestellt werden; diese Dienstzertiate stellen einfach eine vollbezahlte Versicherungspolice dar.

Sechstens: Die berufliche Ausbildung und Versorgung der im enste Kriegsbeschädigten.

Zurzeit sind 25 660 Kriegsbeschädigte in den dem Amt unterhenden Spitälern untergebracht. Davon sind 7157 tuberkulosekrank, 602 nerven- und gemütskrank und außerdem kommen 5901 Erkrangen allgemeiner Art vor. Die Gesamtkosten der Unterbringung der iegsbeschädigten in den Spitälern betragen über 300 Millionen Dollar.

Die Kosten dieser Leistungen mit Einschluß der Pensionen werden h im Laufe der Jahre sicher erhöhen. Die Teilnehmer des Weltkeges sind jetzt im Durchschnitt 33 bis 34 Jahre alt. Auf Grund der ahrungen des Secessionskrieges muß man annehmen, daß der Höhenkt der Ausgaben in 20 Jahren erreicht sein wird. Die Form und he der Zulagen, die sich als notwendig herausstellen werden, und durch ein künftiges Gesetz geregelt werden müssen, lassen sich im abschätzen.

Der letzte Kongreß hat ein Gesetz erlassen, das den an Tuberkulose rankten Kriegsbeschädigten 50 Dollar monatlich auf Lebenszeit gehrt. Es wurde zuerst geschätzt, daß nur 28 000 Anspruch auf diese schädigung erheben würden. Diese Zahl ist schon heute überritten worden. Das Amt verzeichnet 36 000 Tuberkulosekranke, für jährlich 21 Millionen Dollar bezahlt werden. Diese Summe wird ner noch steigen, und es ist zu erwarten, daß sie für die nächsten Jahre 600 Millionen betragen wird.

Erst nach dem Weltkriege wurden für die Spitalbehandlung der eranen des Secessionskrieges Vorkehrungen getroffen. Aber als Spitaldienst eingerichtet wurde, beschloß man, auch die Veteranen Secessionskrieges und der anderen Kriege aufzunehmen.

Es sind augenblicklich 25 000 Männer in den Spitälern unterracht, und davon ein Drittel auf Grund von Beschädigungen, die sich außerhalb des Armeedienstes zugezogen haben, also genug, 50 Spitäler mit je 500 Betten zu füllen.

Der ungeheure Umfang der Aufgabe des Veteranenamtes wird von den wenigsten erkannt. Das Büro besitzt eine Stelle, die die bindungen mit dem Ausland aufrechterhält, an dessen Spitze Dr. nk Dean Hester steht. Man könnte ihn den Außenminister des eranenamtes nennen. Er befaßt sich mit den Veteranen, die im lande leben und deren Zahl sich auf viele Tausende beläuft.

Andererseits lebt in den Vereinigten Staaten ein ganzes Heer von nern, die in den Reihen unserer Alliierten gedient haben. Dr. Hester die Idee einer internationalen Reziprozität der Regierungen für die sorgung der im Ausland lebenden Veteranen entworfen. Er hat e Stelle zu einer Art von Völkerbund der Veteranen entwickelt,

und sie bildet eines der schönsten Beispiele der humanitären Zusamme arbeit, die heute in der Welt existiert.

Dieser internationale Austausch der Veteranenfürsorge hat zue zwischen den Vereinigten Staaten und Canada begonnen. Nicht wenig als 45 000 junge Amerikaner hatten sich bei dem canadischen Hee zum Dienste gemeldet, bevor die Vereinigten Staaten in den Kri eintraten.

Durch den Eintritt in den Dienst einer fremden Macht haben die Amerikaner ihr Staatsbürgerrecht in den Vereinigten Staaten verlor Aber nach Amerikas Eintritt in den Krieg wurde die Wiedergewinnu der Nationalität erleichtert. Es genügt ein einfacher Treueid vor d Gericht.

Canada hat die großzügigsten Vorkehrungen zur Fürsorge für e Kriegsbeschädigten getroffen, und als die amerikanischen Mitglie der canadischen Streitkräfte heimgeschickt wurden, bemühte sich C nada, mit ihnen in Berührung zu bleiben. Andererseits leben jetzt vi amerikanische Kriegsbeschädigte in Canada. Es ist für das V trauensverhältnis zwischen den beiden Ländern charakteristisch, d ohne weitere Verträge und Formalitäten, ohne einen einzigen Fed strich eine Vereinbarung zustandekam, die einen Austausch der V pflichtungen der Fürsorge in den beiden Ländern sichert. Wenn canadischer Kriegsbeschädigter, der in den Vereinigten Staaten l einer Spitalpflege bedarf, wird er in einem der Spitäler des Veteran amtes untergebracht, und wenn ein amerikanischer Kriegsbeschädig in Canada in einem Spital untergebracht werden muß, so wird für seitens der canadischen Behörde gesorgt, und jedes Land zahlt i Kosten für seine Staatsbürger.

Dazu kommen noch die Zahlungen an die amerikanischen Krie beschädigten im Ausland. Von dem Zentralgebäude des Veteran amtes in Washington gehen jeden Monat Überweisungen an die am kanischen Kriegsbeschädigten in 76 Ländern, sowohl wie an alle am kanischen Siedlungen in der Welt. Diese amerikanischen Krie beschädigten im Ausland bestehen aus zwei Klassen, und zwar d jenigen, die schon vor dem Kriege ausgewandert sind, während e Krieges in das Heer eintraten und später in die Heimat zurückkehr und den Amerikanern, die jetzt im Ausland wohnen.

Im Oktober des letzten Jahres wurden an amerikanische Kri beschädigte in Italien 7656 Schecks überwiesen; nach Irland gin 2034, nach Griechenland 1190, nach Polen 2563, nach Schweden 1 nach Canada 1489, nach England 689 und nach Dänemark 569.

Eines der interessantesten Gebiete der Arbeit des Veteranena ist die Versicherungsabteilung. Da es mehr als 600 000 Policeninh gibt, die noch heute ihre Prämien bezahlen, muß das Versicherungs eine große und wichtige Arbeit leisten. Bis zum 2. Juli 1927 hat li Regierung 450 000 000 Dollar an Prämien einbekommen, und di

Fundus wird investiert und verwaltet wie das Kapital jeder Versicherungsgesellschaft. Mit den Investierungen befaßt sich das Schatzamt, und sie bestehen in staatlichen Obligationen, den Bonds der Federal Farm Loan und ähnlichen.

Aus diesem Fundus gewährt auch das Büro die Anleihen auf Grund der Sicherstellung durch Dienstzertifikate der Veteranen. Ein solches Zertifikat besteht aus einer bezahlten Versicherungspolice und hat denselben Wert wie jede andere Police, auf die man Geld aufnehmen kann. Seit dem April des letzten Jahres hat das Büro 329 000 Anleihen in Höhe von 33 250 000 Dollar auf diese Zertifikate gewährt, während die Banken im ganzen Lande seit dem 1. Januar 529 000 Anleihen in Höhe von 49 452 000 Dollar gewährten, also insgesamt 859 000 Anleihen in Höhe von 82 700 000 Dollar.

Ich möchte hier noch eine Entdeckung erwähnen, die das Amt gemacht hat und für die sich sicher jeder Mensch wenigstens einmal im Leben interessiert, und zwar wie teuer das Sterben ist. Die Regierung gewährt neben 7 Dollar für die Fahne, für das Begräbnis ihres Kriegsveteranen einen Zuschuß von 100 Dollar, und zahlt auch die Transportkosten. Bei der Aufstellung dieser Summen mußte man die Ausgaben für Begräbnisse im ganzen Lande prüfen, und man machte dabei manche verblüffende Erfahrung. Es scheint nichts so im Preise zu schwanken wie ein „Begräbnis erster Klasse". In den Großstädten sind die Begräbniskosten scheinbar ohne jede Berechtigung höher als auf dem Lande und in den kleinen Städten.

Unser Amt hat im ganzen Lande Verträge mit den Begräbnisinstituten abgeschlossen, die zu dem Maximalpreis von 100 Dollar oder noch weniger die Begräbnisse veranstalten. Ein staatliches Institut wird für 100 Dollar oder noch weniger ein Begräbnis veranstalten, das einen wohlhabenden Bürger 200 bis 300 Dollar kosten würde.

Die Berufsschulung hat sich unter allen Tätigkeiten des Veteranenamtes als besonders nützlich erwiesen. Sie ist auch eine der neuen Verpflichtungen, die die Regierung den Verteidigern unserer Heimat gegenüber übernommen hat. Im Jahre 1922 sind über 120 000 Männer beruflich ausgebildet worden, und 300 000 seit dem Kriege. Die Ergebnisse waren ausgezeichnet und rechtfertigen vollkommen die Ausgaben und Bemühungen.

Die Organisation und Verwaltung des Veteranenamtes ist das größte Institut dieser Art im ganzen Lande, und seine Einrichtungen werden als so hervorragend angesehen, daß viele sachverständige Vertreter geschäftlicher Organisationen nach Washington kommen, um sie zu studieren. In dem gewaltigen Gebäude des Veteranenamtes an der Ecke der H-Street und Vermont Avenue gehen 4500 Angestellte täglich aus und ein, und die tagtäglichen Ausgaben in dieser Zentrale belaufen sich auf ungefähr 1 250 000 Dollar.

Rundschau

Deutschland und Frankreich.

In der „Revue de Paris" vom 1. und 15. März veröffentlicht Graf Wladimir d'Ormesson zwei Aufsätze unter dem Titel „Vertrauen in Deutschland?" Dieser sehr charakteristische Artikel verdient es, ausführlich beleuchtet zu werden, und die Redaktion von „Nord und Süd" behält es sich vor, in einem Aufsatz dazu noch Stellung zu nehmen. D'Ormesson geht von der vollkommen richtigen Voraussetzung aus, daß „der deutsch-französische Konflikt eher ein Aneinanderprallen von Meinungen als ein Aneinanderprallen von Interessen ist. Die wirklichen Schwierigkeiten, die zwischen Deutschland und Frankreich vorhanden sind, werden von einem psychologischen Antagonismus beherrscht, gesteigert, genährt." D'Ormesson beschäftigt sich mit einem Leitartikel, den ich am 21. Januar 1927 in der „Germania" veröffentlichte und in dem ich nach meiner Rückkehr aus Paris versuchte, die dortigen Eindrücke zusammenzufassen. Ich möchte mir noch eine persönliche Bemerkung erlauben, nachdem Graf d'Ormesson meinen Artikel zum Ausgangspunkt seines Aufsatzes macht, und zwar, daß man damals, Ende Dezember - Anfang Januar bei uns noch in der optimistischen Thoiry-Stimmung lebte und sich nicht dessen bewußt geworden war, daß gerade der schnelle Fortschritt der deutsch-französischen Annäherung in Frankreich wieder das ganze französische Mißtrauen wachgerüttelt hatte. Ich schrieb damals, daß einer der Gründe dieses Umschwungs „die vollkommen ungenügende Vorbereitung der öffentlichen Meinung ist, die sich ausschließlich von ihren Angstinstinkten leiten läßt", und ich kam zu der folgenden Schlußfolgerung: *„Die Kluft zwischen den Völkern, die in den Tagen von Locarno und Thoiry überbrückbar erschien, reißt sich von Tag zu Tag stärker auf. Dieser Abgrund ist nur durch Vertrauen in Deutschland aufzufüllen."* Nachdem d'Ormesson meinen Artikel ausführlich zitiert und hauptsächlich die letzten Worte zum Leitmotiv seines Aufsatzes nimmt, äußert er sich folgendermaßen: „Ich war von den Ausführungen dieses Artikels betroffen. Welche Einwände sich auch gegen die etwas summarische Weise, in der der Charakter des französischen Mißtrauens gezeichnet wird, regen mögen, enthalten diese Gedankengänge einen großen Teil Wahrheit." D'Ormesson hatte schon im „Temps" vom 3. März 1927 zu meinem Artikel Stellung genommen und schrieb damals: „Die Deutschen sind sich gar nicht dessen bewußt, wie oft diese Frage, die ihnen unverständlich erscheint ‚Will Deutschland wirklich den Frieden?' unsere Gespräche beherrscht." Deshalb will d'Ormesson von neuem das Problem des deutsch-französischen Vertrauens oder Mißtrauens aufrollen, denn er meint, damit gelange man schließlich zum Herzen selbst des Friedensproblems. Zwischen Frankreich und Deutschland sind zwar materielle Streifragen vorhanden, aber die temporären wie die dauernden Schwierigkeiten, die die Deutschen und die Franzosen aufeinanderhetzen, wären beträchtlich vermindert, wenn man sie von dem Mißtrauen entgiften würde. „Locarno hatte keinen anderen Sinn. Wir müssen es anerkennen. Die Absicht der Staatsmänner, die diesen Pakt entworfen und geschlossen haben, war die, um die brennendsten Fragen Europas eine Atmosphäre des Vertrauens zu schaffen. So wichtig auch die Ergebnisse sind, die dank dieses

Kur gezeitigt wurden, hatte sie nicht genügt — und wie hätte es auch in einem so kurzen Zeitraum der Fall sein können — um zwischen der deutschen und französischen Meinung eine psychologische Entspannung zu schaffen und die gegenseitige Voreingenommenheit wirklich zu zerstreuen. Wenn auch die verschiedenen Interessen, die noch größeren Verschiedenheiten der Temperamente, alles tiefe und gültige Gründe sein mögen, die Frankreich und Deutschland trennen und nach dem grauenhaftesten aller Kriege einen gequälten Frieden schaffen, kann man nicht ohne Schauer daran denken, daß zwei große Völker Seite an Seite leben, daß es in diesen Völkern Millionen und Abermillionen von Menschen gibt, die nichts anderes verlangen, als friedlich nebeneinander zu wohnen, und daß trotzdem über ihren Häuptern wie unfaßbare Strömungen Kräfte aneinanderprallen, die sich im Namen selbst dieser Völker und dessen, was sie hüben und drüben für gut, für gerecht und für wahr halten, bekämpfen." D'Ormesson versucht, sich in die Seele eines Deutschen hineinzuversetzen und den Standpunkt des Durchschnittsdeutschen zu präzisieren. Er kommt auf die Frage der Kriegsschuld. „Daß Deutschland vor der Beschuldigung, mit der man es belasten will, zurückschreckt, daß es mit Leidenschaft protestiert und die Reinheit seiner Hände beweisen will, entbehrt weder der Würde noch des moralischen Wertes. Diese Haltung beweist, daß die Deutschen die ganze Last des ethischen Problems des Friedens und des Krieges empfinden... Es ist ein Zeichen der Zeit und vielleicht eines der ermutigensten, daß die Bedeutung des rein moralischen Faktors in den internationalen Auseinandersetzungen von Tag zu Tag wächst." D'Ormesson meint, daß die Schuld am Kriege Österreich und Ungarn ebenso, wenn nicht mehr, trifft wie Deutschland. Die Idee des Krieges sei am Ballplatz und im Ministerrat des Kaisers Franz Joseph eher gereift als in den Kabinettsräten in Deutschland. „Die Schuld am Kriege liegt in erster Linie in dem Geist, der die Führer der beiden Reiche beseelte, in dieser Art von Mystik, die sie um sich verbreiteten und die Europa dazu brachte, dieselbe Politik, die die einen zu ihrer Erhöhung brauchten, für die anderen zu ihrer Verteidigung anzuwenden." Einer der interessantesten Absätze des d'Ormessonschen Artikels ist derjenige, der sich mit dem Problem der internationalen Information beschäftigt. Er stellt sich die Frage: „Wie können wir zu Deutschland Vertrauen haben, wenn wir jeden Tag Dinge feststellen können, die unser Vertrauen erschüttern?" Aber der objektive und skeptische Geist d'Ormessons läßt die zweite Frage folgen, und zwar, ob diese Tatsachen, die man „täglich feststellen kann", auch wirklich auf Wahrheit beruhen, und er kommt zu dem so brennenden Problem der internationalen Information. „Der Patriotismus ist heute die Bestätigung einer Seelenart gegenüber den anderen. Aber kann man mit Ausnahme außerordentlicher Umstände, die psychologische Reaktionen entfesseln, wirklich sagen, daß die ‚Seelenart' einer Masse, wie zum Beispiel des französischen Volkes, oder mit anderen Worten, daß die Elemente unseres Patriotismus a priori sich gegen andere Seelenarten, gegen andere Patriotismen wenden? Ehrlich gesagt, glaube ich es nicht. Wir brauchen heftige Erschütterungen, um diese Krisen zu entfesseln. Wir brauchen hauptsächlich die Einflüsse, die sich in gewisser Richtung und mit einer gewissen Kompliziertheit auswirken. Hier tritt ein Faktor in Erscheinung, der die politischen Zustände des internationalen Lebens erschüttert hat und die Plage unseres modernen Lebens bildet, und zwar der Einfluß der Presse auf die eindrucksfähige und leicht erregbare Masse." Auf den Ausgangspunkt zurückgreifend, meint d'Ormesson: „Wie können wir Frankreich oder Deutschland vertrauen, wenn wir dieses oder jenes feststellen?" Und er stellt sich die Frage: „Welche Beobachtungen

kann ein Franzose oder ein Deutscher von sich aus machen? Keine. Obwohl Nachbarn und sehr für einander interessiert, ist der Franzose so fern vom Deutschen und der Deutsche vom Franzosen, als ob sie die entgegengesetzten Pole bewohnen würden. Es gibt kaum Franzosen, die nach Deutschland kommen. Es gibt dagegen viele Deutsche, die nach Frankreich kommen. Aber sie sprechen nicht französisch (sic!) und bleiben nur an der täuschenden Oberfläche der Dinge haften. Zu ihrer Information dient nur die Presse." D'Ormesson vergleicht die deutsche Presse mit der starken parteipolitischen Färbung jedes Blattes mit der französischen und meint, in Deutschland herrschen die Gruppen, in Frankreich die Individuen. Er rührt an den Kern der Frage, als er feststellt, daß die Nachrichten, die vom Auslande hinüberkommen, auf das entsprechende Blatt zugeschnitten werden. „Es sind nicht die Nachrichten, die die Zeitung machen, sondern die Zeitung, die die Nachrichten macht." Er zitiert im Zusammenhang damit die Tatsache, daß der Korrespondent (wohl in Berlin) eines der größten Pariser Informationsblätter mit stark nationalistischer Tendenz, der seiner Redaktion sehr schroffe Depeschen über die deutsch-französische Politik schickt, zugleich der Korrespondent einer Zeitschrift des Linkskartells ist, in der er Aufsätze in einem ganz anderen Ton veröffentlicht... „Dieser Beobachter hat die Pflicht, zu beobachten. Welche Beobachtungen sind ehrlich, die, die bei dem nationalistischen Blatt zu Schlußfolgerungen des Mißtrauens führen, oder diejenigen, die in der Zeitschrift des Linkskartells das Vertrauen bestätigen? Dieser Fall ist bei weitem nicht isoliert." D'Ormesson zitiert einige Beispiele der Nachrichtenverdrehung in den Zeitungen der beiden Länder. Anläßlich der Hindenburg-Feier teilte einer der Funktionäre der französischen Botschaft den französischen Journalisten mit: ‚In den diplomatischen Kreisen in Berlin hat man den Eindruck, daß diese Manifestationen nicht im wesentlichen militaristisch, sondern einfach national seien', und der Pariser Korrespondent eines großen deutsch-nationalen Blattes gab diese Äußerung folgendermaßen wieder: ‚Die französische Botschaft in Berlin hält die Hindenburg-Feier für eine militärische Manifestation.'" D'Ormesson zitiert dann die Rede Loebes vor dem internationalen Parlament, in der Loebes versöhnliche Worte in einem großen konservativen Blatte unter der Überschrift veröffentlicht wurden: „Loebe fordert als Deutschlands Recht die sofortige Evakuierung des Rheinlandes." Als drittes Beispiel führt er die Rede von Marx an, in der der Reichskanzler betonte, daß die Ablehnung der Schuld am Kriege kein Versuch sei, sich den durch den Versailler Vertrag auferlegten Verpflichtungen zu entziehen, und über die in einer französischen Zeitung mit den Worten berichtet wurde: „Kanzler Marx hält eine Schmähredе gegen Frankreich, die wir nicht dulden dürfen." „Die nächsten Kriege werden Kriege der Journalisten sein. Bataillone von Federhaltern veranstalten schon große Manöver. Das französische Volk will ebensowenig den Krieg wie das deutsche Volk. Auch die Regierungen wollen den Krieg nicht. Die französische wie die deutsche Regierung tragen auf ihren Schultern die schwere Verantwortung des Friedens. Auch die Journalisten werden wohl kaum den Krieg wollen, aber sie schreiben so, als ob sie ihn nicht fürchten würden... Ein nicht zu unterschätzender Nachteil dieses Verhaltens ist die lähmende Wirkung auf die Regierungen. In einer Zeit, in der eine Politik erfolgreich fortgesetzt werden könnte, wird sie häufig durch die Reaktion der öffentlichen Meinung behindert. Bis die Zeit eine Evolution der Geister bewirkt, haben sich auch die Umstände geändert. Drei verlorene Jahre von Cannes bis Locarno, zwanzig verlorene Monate von Thoiry bis zu dem Tage, an dem Briand und Stresemann von Tribüne zu Tribüne ihr Gespräch wieder aufgenommen

ben...! Bevor die, deren Pflicht es die öffentliche Meinung zu erziehen, bilden, müßten sie für ihre eigene sbildung sorgen... Es kommt noch hr hinzu. Denn die Leidenschaft an entschuldigt werden. Aber ge-se Dinge sind unentschuldbar. Ich eife hier ein sehr peinliches Thema, er man muß den Mut haben, gewisse hler festzunageln. Gott sei Dank, ht die ganze Presse ist käuflich. er es gibt noch immer zu viel uflichkeit in der Presse. Es ist un-tbar und gefährlich, daß ein sou-räner Herrscher der öffentlichen inung, wie es die Zeitung ist, viel häufig selbst ein bezahlter Diener Es geht noch, wenn dieser Dienst unsten einer Partei, einer Gruppe, er Persönlichkeit ausgeübt wird. Es d jedoch zum Skandal, wenn er n zugunsten fremder Interessen aus-kt. Es gibt Regierungen, die für e Politik, manchmal für ihren Ge-n, diese oder jene Strömung, diese r jene Atmosphäre in einem chtigeren und reicheren Land, das en Kredite oder Lieferungen geben n, erhalten wollen. Deshalb müssen sich um ein lautes Echo in diesem de bemühen. Es ist möglich, daß che dunklen Verträge den wirk-en nationalen Interessen nicht ent-enlaufen, aber sie fälschen die Ein-t. Sie schaffen um Probleme, die schneller und leichter geregelt den könnten, wenn man sie kalt-ig betrachten würde, eine Atmo-re von Furcht, ja sogar Panik. chmal sogar sichern sich gewisse der, deren Verhalten oder deren ergedanken sich gegen unsere ressen richten und die gegen die hende Ordnung seltsame In-n spinnen, wohlwollende Neutrali-ja sogar Unterstützung. Man seltsame Feldzüge sich ent-eln, und man bemerkt ein noch seltsameres Schweigen."

n diese Käuflichkeit der Presse bekämpfen, schlägt d'Ormesson eine Art von ständiger Presse-rale in Genf zu schaffen, die den reitern gefärbter oder gefälschter richten das Handwerk legen würde. „Auf diese Weise würde allmählich eine Ethik des Nachrichtendienstes, die für unser soziales und psychologisches Leben unentbehrlich ist, geschaffen werden... *Neun Zehntel der Schwierigkeiten, mit denen wir zu kämpfen haben, entspringen tendenziösen Informationen. Das Mißtrauen, das die Beziehungen von Volk zu Volk vergiftet, ist häufig viel eher auf die Art, in der die Tatsachen berichtet und gedeutet werden als auf die Tatsachen selbst zurückzuführen.* Die Völker streiten meistens im Dunkeln. ‚Europa ist im Jahre 1914 unter der Lawine falscher Nachrichten zusammengebrochen,' schrieb Jules Cambon. Die Gefahren des Krieges sind zahlreicher und ernster geworden, seitdem ganze Völker zu Zeugen angerufen und in die Mißverständnisse verwickelt werden. Denn nun tritt die Würde ins Spiel. Die nationale Ehre bäumt sich auf, und die Regierungen haben dann nur die Rolle der Gerichtsvollzieher zu spielen." D'Ormesson unterscheidet vier Gründe des französischen Mißtrauens: „1. Frankreich hat kein Vertrauen zu der Entwaffnung Deutschlands. 2. Frankreich mißtraut den militärischen Verbänden jenseits des Rheins, die einen militaristischen Geist, ja sogar den Geist der Revanche wach halten. 3. Frankreich hat kein Vertrauen zu den deutschen Nationalisten, die einen Teil der Presse beherrschen, die die Reichstagsmehrheit bilden und an der Regierungsmacht beteiligt sind. 4. Frankreich hat kein Vertrauen, daß Deutschland sich mit der durch die Verträge geschaffenen Ordnung in Europa abgefunden habe. Es fürchtet, daß Deutschland eines Tages seine Ansprüche mit Waffengewalt durchsetzen könnte." Er behandelt dann ausführlich die Frage der Entwaffnung. Er sieht den Widerspruch, der zwischen der Angst vor der ungenügenden Entwaffnung Deutschlands und dem Fehlschlag aller Genfer Entwaffnungsbestrebungen liegt. „Wenn man einerseits fordert, daß Deutschland vollkommen entwaffnen soll, und andererseits behauptet, daß „nur die Kraft zählt",

verwickelt man sich in einen gefährlichen Widerspruch. Wenn man behauptet, daß „nur die Kraft zählt", ermutigt man Deutschland, sich von neuem zu bewaffnen. In der Politik gibt es keine einseitigen Wahrheiten." D'Ormesson bekämpft die Meinung, daß Deutschland sich den ihm auferlegten Verpflichtungen entzogen habe, oder daß die interalliierte Militärkommission eine ungenügende Arbeit geleistet hätte. Aber er meint, „daß die militärische Strategie sich in dauernder Evolution befindet. Während wir von veralteten Formeln ausgehen, weiß man nicht, ob Deutschland nicht unter dem ihm auferlegten Druck schon andere, bessere Formeln gefunden hat". D'Ormesson bekämpft dann die falsche Vorstellung von den heimlichen Rüstungen in Deutschland, die wiederum auf willkürlich entstellte Informationen zurückgehen. Er zitiert zum Beispiel die Tatsache, daß „in Ostpreußen die staatliche Forstverwaltung eine Anzahl Holztürme errichtet hat, wie sie in zahlreichen europäischen Wäldern und hauptsächlich in Frankreich in dem Wald von Fontainebleau vorhanden sind. Es handelt sich um Beobachtungstürme, die eine Überwachung der Feuerbrände erleichtern sollen. Der Korrespondent eines großen Pariser Blattes nationalistischer Färbung in Berlin hat seine Leser alarmiert, indem er behauptete, daß die sogenannten Beobachtungstürme in Wirklichkeit dazu bestimmt seien, die Fortifikationen zu ersetzen, die an der polnischen Grenze demoliert wurden. Zu gleicher Zeit hat eine andere Pariser Zeitung auf eine sehr beunruhigende Weise verkündet, daß das ganze deutsche Heer an ‚dem großen Manöver' von 1927 teilnehmen werde, das den Charakter einer allgemeinen Mobilisierung der bewaffneten Kräfte haben soll. Nach eingezogenen Erkundigungen hat sich herausgestellt, daß diese Nachricht jeder Begründung entbehrte. Im Jahre 1926 haben zwei große Manöver in Deutschland stattgefunden, an denen vier Infanteriedivisionen teilnahmen. Für das Jahr 1927 war dagegen nur ein großes Manöver vorgesehen, in dem die sechs Infanteriedivision der dritten Kavalleriedivision gegenübergestellt wurde. Die anderen Formationen der Reichswehr haben sich auf Übungen auf dem gewöhnlichen Gelände beschränken. Man muß noch hinzufügen, daß die deutschen Manöver ohne Flugzeuge und ohne schwere Artillerie stattfinden. In jedem Falle läßt sich schwer der alarmierende Ausdruck einer ‚allgemeinen Mobilisierung der bewaffneten Kräfte' auf diese normalen Übungen anwenden". Auch die den Franzosen so bedrohlich erscheinende Entwicklung der Luftschiffahrt wird von d'Ormesson auf das wirkliche Maß zurückgeführt. Er betont, daß der ungeheure Aufschwung der deutschen Handelsluftschiffahrt keine Kriegsdrohung darstelle, denn die deutschen Verkehrsflugzeuge müßten erst in Kriegsflugzeuge verwandelt werden, was frühestens innerhalb von sechs Wochen geschehen könnte, und die improvisierte Luftflotte könnte keineswegs in dem deutschen Militärsystem die Stelle einnehmen, die den Kriegsflugzeugen in einem modernen Heere zukommt. Dann zerpflückt d'Ormesson die Dokumente der „Menschheit", die besonders schwer auf den deutsch-französischen Beziehungen lasten. „Das Försterdokument hat uns eine gewisse Zahl von sehr interessanten Hinweisen auf die Einstellung der militaristischen Kreise jenseits des Rheins gebracht. Aber vielleicht würde eine aufmerksame Prüfung dieses Dokumentes zu anderen Schlußfolgerungen führen als diejenigen, die die Presse in der üblichen Hast daraus gezogen hat? Vielleicht würde sie uns erlauben, die wirkliche Seite der militärischen Frage in Deutschland und die wirklichen Gefahren, die sie mit sich bringt, zu erfassen?" D'Ormesson weist darauf hin, wie kindisch der in der „Menschheit" entworfene Plan ist, wie vollkommen jedes politischen Gefühls bar, sowohl vom Standpunkt der Innen- wie der Außenpolitik. „Für alle die, die Deutschland auch nur ein wenig kennen, ist es offensichtlich, daß die Verwirklichung des

Stahlhelmprogramms schon vom Standpunkt der Innenpolitik auf unüberwindliche Hindernisse stoßen würde. . . Man kann behaupten, daß selbst in dem heutigen Reichstag, in dem das nationalistische Element so mächtig ist und dessen Mehrheit nach rechts neigt, solche Vorschläge nicht ein Zehntel der Stimmen gewinnen würden." Nach der weiteren ausführlichen Untersuchung des Dokumentes schält sich folgender Kern der Wahrheit heraus: „Wenn man dem Dokument Förster glauben soll, gibt es keine offensichtliche militärische Zusammenarbeit mit Rußland, keine wohlvorbereitete Luftflotte, keine Reserven der Geheimbünde, keine falsche Mannschaftszählung und keine heimlichen Rüstungen. Welche unerwarteten Nachrichten, und wie beruhigend wäre es, wenn man ihnen glauben könnte!" Für besonders aufschlußreich hält jedoch d'Ormesson die Behauptung, daß dank der Überlegenheit des französischen Heeres Deutschland alles Interesse habe, Frankreich nicht anzugreifen. „Wenn ich zur Wahrung der wirklichen Interessen der französischen Sicherheit auf die Nachteile hingewiesen habe, denen man sich aussetzt, wenn man die alarmierenden Nachrichten in Bausch und Bogen hinnimmt, wenn ich sagte, daß gewisse Besorgnisse nicht gerechtfertigt sind oder sich nicht bis zu einem solchen Grade rechtfertigen lassen, wenn ich es für notwendig, loyal und klug halte, gewisse sensationelle Enthüllungen auf ihren wahren Kern zurückzuführen, will ich nicht verschweigen, daß gewisse weniger ins Auge fallende, weniger sensationelle Tatsachen unsere ernsteste Aufmerksamkeit verdienen und uns nicht gestatten, das Problem der Entwaffnung für abgeschlossen zu halten, weil es offiziell gelöst ist. Zuerst materielle Tatsachen: das Budget der Reichswehr. Warum ist es in ewigem Steigen begriffen? Von 1924 bis 1928 sind die Kosten für das Landheer um 38 % gestiegen, die der Marine um 120 %. Die Gesamtsteigerung der militärischen Ausgaben beläuft sich auf 55 %. Zwischen 1926 und 1927 ist eine Steigerung von 14 % festzustellen. Erst das Budget von 1928 enthält zum ersten Male keine Erhöhung. In dem Moment, in dem die Sachverständigen den Plan Dawes entwarfen, haben sie die Militärausgaben des Reiches auf 450 Millionen Mark geschätzt. Heute betragen sie 705 Millionen Mark. Die Voranschläge sind um 40 % überschritten worden. Die Militärkräfte Deutschlands, das vollkommen entwaffnet sein soll, beanspruchen ein Neuntel der gesamten Mittel des Reiches. Die Militärkräfte des ‚bis zu den Zähnen bewaffneten Frankreichs' beanspruchen ebenfalls ein Neuntel der Gesamtmittel der Republik, also in Francs gerechnet 6 700 000 000 gegen 4 200 000 000 in Deutschland. Bei uns 550 000 Menschen, dort 100 000. Diese Ausgaben stehen in gar keinem Verhältnis zueinander. . . Ich gebe zu, daß das Leben, in Goldwährung gerechnet, mehr kostet als in Papierwährung, und daß der Deutsche im Durchschnitt 135 % mehr ausgibt als der Franzose. Aber selbst wenn man diesen Unterschied berücksichtigt, ist der Widerspruch zwischen den Unterhaltungskosten der beiden Heere zu auffällig. . . Die Deutschen sind ehrlich, wenn sie zugeben, daß, nachdem die Reichswehr alles ist, was ihnen von dem mächtigsten Heere der Erde geblieben ist, sie sie zur Maximalwirksamkeit bringen wollen und sie in den erlaubten Grenzen mit dem besten Inhalt zu füllen beabsichtigen. Hier liegt eine der Gefahren der Militärpolitik des Reiches, denn Deutschland wäre von jeder Schuld frei, wenn es die Reichswehr zum höchsten Grad von Vollkommenheit bringen würde und zugleich dem Geist, in dem sie geschaffen wurde, treu bliebe... Während wir in Frankreich auf immer weitere Formationen hinsteuern, auf immer demokratischere, militärische Einrichtungen, ‚das Volk in Waffen', ‚die nationale Miliz' usw., will Deutschland im Gegenteil seine früheren Grundsätze revidieren und zu den militärischen Traditionen aus der Zeit vor der französischen Revolution zurückkehren. Während es das tut, bleibt

es im Rahmen, wenn nicht im Geist des Friedensvertrages. Es fällt uns schwer, ihm die Vervollkommnung eines Berufsheeres, das wir ihm aufgezwungen haben, vorzuwerfen."

In der „Fortnightly Review" vom März schreibt Augur über das Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich. Er weist auf den Weg hin, der seit dem Versailler Vertrag zurückgelegt wurde. Nachdem man kurz nach dem Friedensschluß die Vernichtung der sogenannten Kriegsindustrien laut gefordert hat, ist man heute zu einem mächtigen Zusammenschluß der Industrien der beiden Völker gelangt. „Angesichts der Notwendigkeit, eine Stellung gegen den amerikanischen Riesen zu nehmen, ist der neue Weg der bessere, und Europa wird auf lange Sicht den schweren Zeiten dankbar sein, die die Verwirklichung der ursprünglichen Pläne der Nachkriegszeit verhindert hatten. Vom Standpunkt der britischen Interessen jedoch ist es notwendig, den Lauf der Ereignisse zu überwachen, damit unsere Industrie sich nicht eines Tages hilflos zwischen den Mühlsteinen der amerikanischen und europäischen Konkurrenz findet. Eine deutsch-französische wirtschaftliche Annäherung bringt politische Veränderungen mit sich. Eine Nachgiebigkeit der französischen Haltung gegenüber Deutschland ist zweifellos erkennbar. Die letzten Reden Stresemanns und Briands sind in dieser Hinsicht sehr symptomatisch. . . Briand hat die Tatsache betont, daß letzten Endes die Evakuierung des Rheinlandes nicht nur eine Sache der Franzosen, sondern auch der Alliierten sei. Dies kann leicht als eine Einladung an die britische Politik, einen Druck auf das nicht unwillige Frankreich auszuüben, aufgefaßt werden. Aber schon vorher haben sowohl Sir Austen Chamberlain wie Briand Deutschlands moralisches Recht auf die Räumung betont. . . Die ‚Times' haben die Ansicht ausgesprochen, daß die Besetzung des Rheinlandes keine militärische Bedeutung mehr habe, und die Franzosen sehen sie nur als eine Karte an, die sie in dem Spiel der wirtschaftlichen Verschiebungen bei der letzten Revision des Dawes-Planes auszuspielen gedenken." Als ein Beispiel der Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich zitiert Augur die Tatsache, daß, als der neue Verwaltungsrat der ottomanischen Schuld gebildet werden sollte, die Franzosen den Vorschlag machten, drei Franzosen, zwei Deutsche und einen Belgier zu wählen. Vor einigen Jahren wäre ein solches Übersehen des britischen Alliierten (das inzwischen berichtigt worden ist), nicht möglich gewesen. Augur betont auch das deutsche Interesse an Frankreich, an dem nordafrikanischen Gebiet, das ungeheure Bodenschätze enthält (im Jahre 1926 belief sich die Ausfuhr der Phosphate aus afrikanischen Gruben auf 4 151 000 Tonnen im Werte von 300 Millionen Francs), deren Ausbeutung kaum begonnen hat. Frankreich besitzt auch außerdem eine atlantische Küste mit ausgezeichneten Häfen, und die Deutschen haben sich die Vorteile einer Zusammenarbeit mit den Franzosen genau ausgerechnet. „In dem Preis, den Deutschland für die Zusammenarbeit zu zahlen hat, ist die Verpflichtung besserer Beziehungen zu Polen enthalten." Aber das wird nach der Ansicht Augurs keine allzu großen Schwierigkeiten bereiten da, abgesehen von ererbten Vorurteilen, die Interessen der Landbevölkerung in Preußen mit denen der Provinz Posen identisch sind, und im allgemeinen wirtschaftliche Rücksichten die Tendenz haben, sich über die Grenzen hinwegzusetzen.

Die Flottenrivalität zwischen England und Amerika.

Der Fehlschlag der Flottenkonferenz ist in der englisch-amerikanischen Presse von manchen Kommentaren begleitet worden. Die beste und ausführlichste Darlegung finden wir in der Märznummer der „Round Table". Das Fiasko der Flottenkonferenz und

darauf folgende Entschluß des
äsidenten der Vereinigten Staaten,
s größte Flottenprogramm, das seit
n Waffenstillstand 1918 eingebracht
rde, zu befürworten, ist der Auftakt
einer neuen Entwicklung der Welt-
e, einer Entwicklung, die „in einer
tastrophe enden mag, die jedoch bei
sprechender Behandlung die Er-
lung der Hoffnungen auf einen
uernden Frieden, nach dem sich die
nschheit seit dem Weltkrieg sehnt,
ngen mag. Denn die erste Bedeu-
g dieses Ereignisses ist, daß die
reinigten Staaten wieder in die in-
nationale Arena zurückkehren, aus
sie sich im Jahre 1920 so plötzlich
rückzogen. Präsident Wilson hat
ter dem Zeichen der Friedenstaube
nerika bewußt zur internationalen
sammenarbeit bringen wollen. Prä-
sent Coolidge führt unter dem Zei-
n des flammenden Schwertes die
reinigten Staaten fast unbewußt zur
ltpolitik zurück." Nach einer ge-
ten Darlegung der Vorgeschichte der
ttenabrüstungskonferenz, die mehr
r minder bekannt ist, werden die
nde des Fehlschlags untersucht.
r erste Grund war der von beiden
ten begangene Fehler, daß die poli-
he Bedeutung der Washingtoner
nferenz nicht genügend berücksich-
wurde. Amerika hat nach der
shingtoner Konferenz wirklich
ße Opfer gebracht und 11 von
nen 15 Superdreadnoughts, deren
sten sich auf 33 Millionen Dollar
efen, zerstört, und heute weigert
Großbritannien, ihm die Parität
zugestehen, die es ohne weiteres be-
sen hätte, wenn es sich nicht den
chlüssen der Washingtoner Konfe-
z unterworfen haben würde. „Der
ite Grund für den Fehlschlag der
fer Konferenz war die Tatsache,
die Lösung des Problems der
ität in erster Linie vom marine-
nischen und nicht vom politischen
ndpunkt aus angesehen wurde. Ob-
l die britische Regierung umfang-
he Sparmaßnahmen für die Zu-
t voraussieht, hielten die britischen
egierten zäh an ihrem Bauprogramm der großen Kreuzer fest und weigerten sich, in irgendwelche unmittelbaren Einschränkungen der Hilfsrüstungen, die doch Zweck und Ziel der Konferenz waren, einzuwilligen, und forderten im Gegenteil ihre Erhöhung. Die amerikanische Regierung andererseits, die im Grunde bereit war, die Kreuzertonnage über die ursprünglich vorgeschlagene niedrige Ziffer hinaus zu erhöhen, hielt zäh an ihrem Recht fest, eine so große Tonnage zu besitzen, wie sie von den besonderen, von denen des britischen Reiches ganz verschiedenen Umständen gefordert wird, und diese Tonnage auch auf den beliebigen Typus zu verteilen. Sie wollte unter keinen Umständen auf Acht-Zoll-Kanonen verzichten. Wenn politische Überlegungen in Genf vorherrschend gewesen wären, würde man trotz dieser Schwierigkeiten zu einer Vereinbarung gelangt sein. Großbritannien hätte vielleicht eingewilligt, daß die Vereinigten Staaten mehr Zehntausend-Tonnen-Schiffe besitzen, wenn die Vereinigten Staaten ihm eine größere Kreuzertonnage zugebilligt hätten. Oder, wie Lord Robert Cecil im House of Lords sagte, man hätte zu einer Vereinbarung gelangen können, wenn die britische Regierung nicht auf der genauen Parität der Zehntausend-Tonnen-Schiffe bestanden hätte und die amerikanische Regierung nicht an ihren Acht-Zoll-Kanonen festgehalten haben würde. „Nun muß England zu dem neuen amerikanischen Programm, das den Bau von 71 verschiedenen Schiffen, darunter 25 Zehntausend-Tonnen-Kreuzer, die mit Acht-Zoll-Kanonen bewaffnet sind, deren Gesamttonnage sich auf 400 000 Tonnen belaufen wird, abgesehen von den acht bereits bewilligten Kreuzern, Stellung nehmen. Dieses Programm muß innerhalb von acht Jahren beendet sein, und seine Kosten werden auf 740 Millionen Dollar geschätzt." Das neue amerikanische Programm mag sich angesichts des Genfer Fiaskos als der beste Ausweg erweisen, denn dadurch wird die schwierige Frage der Parität umgangen. Die Flotte der

Vereinigten Staaten hatte zweifellos die Parität nicht erreicht, und obwohl das neue amerikanische Programm in seiner ursprünglichen Form beträchtlich größer ist als notwendig, um die Parität zu erlangen, ist es in offiziellen Kreisen in London mit vollkommener Fassung aufgenommen worden. Der Marineminister Bridgeman sagte, es entspräche seinem eigenen Ideal, daß jedes Volk so viel bauen solle, wie ihm zu seiner Verteidigung nötig scheint. Es wird durch keine Erweiterung des britischen Programms beantwortet werden. Man hat im Gegenteil auf drei im Programm vorgesehene Schiffe verzichtet. Es müßten daher in den nächsten Jahren bessere Beziehungen zwischen den beiden Ländern herrschen, da jedes so viel bauen wird, wie es ihm notwendig dünkt, und die Auseinandersetzungen über die Flottenparität beendet sein werden. Aber man muß sich dessen bewußt werden, daß diese Ruhe nur ein oder zwei Jahre dauern wird, und wenn die Staatsmänner nicht diese Atempause dazu ausnutzen, um die Fehler gut zu machen, die in den letzten Jahren begangen wurden, wird das letzte Stadium schlimmer sein als das erste. Im Jahre 1931 wird nach dem Washingtoner Abkommen die Ersetzung der Schlachtschiffe und Schlachtkreuzer beginnen, und im Jahre 1936 läuft der Vertrag selbst ab. Sobald im Jahre 1931 die Ersetzung beginnt, wird man hier und dort unerhört viel Geld ausgeben müssen, um eine Schlachtflotte zu ersetzen, die heute ebenbürtig und konkurrenzlos in der Welt dasteht, eine vollkommen nutzlose Ausgabe, auf deren Herabminderung die Vorschläge von Bridgeman in Genf hinzielten. Wenn man den Washingtoner Vertrag im Jahre 1936 nicht erneuert, wird sich dieselbe Situation wiederholen, die zwischen Deutschland und Großbritannien entstand, als der erste Dreadnought vom Stapel gelassen wurde. Jede Macht wird sich bemühen, einen neuen Schiffstypus zu entwerfen, um Schiffe der anderen Art zu zerstören, und die ewige Ergänzung wird von ungeheuren Ausgaben begleitet sein — von Ausgaben, in die sowohl d Kongreß wie das Parlament nur e willigen werden, wenn man das Vol mißtrauen und die Empörung geg das andere Land wachruft. . . V haben daher zwei Jahre vor uns, denen wir über die Lage nachdenk können, bevor der Wettstreit begin denn die Schiffe, die im Jahre 19 ersetzt werden sollen, müssen sch im Jahre 1929 in Auftrag gegeb werden, und fünf Jahre, bevor d existierende Flottenprogramm verv ständigt ist und die Frage der Erne rung des Washingtoner Abkomm akut wird." Der Autor des Aufsat kommt zu der richtigen Schlußfol rung, daß vom flottentechnisch Standpunkt das Problem, das au mit der Frage der Parität verbun ist, unlösbar erscheint, denn die M rinesachverständigen sind dazu da, für den Kriegsfall zu denken, und müssen eine hundertprozentige Sich heit fordern. Eine Lösung kann da nur durch politische Gesichtspun erreicht werden. „Die Zukunft Welt wird davon abhängen, ob d britische Reich und die Vereinig Staaten in den nächsten fünf oder z Jahren ihre gegenseitigen Beziehun und die Weltlage von einem engen tionalistischen Standpunkt oder einem weiten und staatsmännisch auffassen werden. . . Jedes La wird auf das andere einen Dr ausüben wollen, indem es auf die hergebrachte Weise Freunde Bündnisse sucht. Wenn die Verei ten Staaten zum Beispiel Deutschl eine Annäherung vorschlagen wür gegen die Übergabe seiner Kolon oder die Berichtigung seiner Gren und dadurch Großbritannien zwin würden, wieder seine Flotte in Nordsee zu sammeln, könnte Gr britannien Japan eine Annäher vorschlagen, die die Vereinigten S ten zwingen würde, ihre Flotte schen dem atlantischen und Stillen Ozean aufzuteilen. Auf d Weise würde die Gruppierung nächsten Weltkrieg beginnen. . . staatsmännischen Standpunkt gese sind die Interessen der Vereini

aaten und der britischen Länder im isten Grunde identisch. . . Beide aaten sind auf ausländische Liefe- igen von Lebensmitteln und Roh- ffen angewiesen und müssen ihre odukte im Ausland verkaufen. Beide nnen dies Ergebnis nur erzielen, nn sie die produktive- und Auf- nmefähigkeit der anderen Länder öhen. Beide sind sich einig, daß · Krieg das wichtigste Hindernis · Erzielung ihrer Wünsche sei. . . ie der größten Schwierigkeiten auf n Wege zur Verständigung ist die age der Freiheit zur See. Das Recht · Einmischung eines Kriegführenden den Handel einer neutralen Macht r die einzige Frage von wirklicher Bedeutung, die je zwischen Großbri- nien und den Vereinigten Staaten tauchte. Sie führte zum Kriege von 12. Sie erzeugte die Spannung wäh- d des Secessionskrieges, und wenn tschland nicht in Belgien einmar- iert wäre und die ‚Lusitania' ver- kt hätte, würde es in den letzten ren des Weltkrieges zu einem ich zwischen Amerika und Groß- annien gekommen sein. . . Heute en einige Kreise in beiden Ländern ir ein, eine vollkommene Freiheit Seehandels unter allen Umständen Kriege wie im Frieden durch inter- onale Vereinbarung festzusetzen. r die Lage sowohl in Großbritan- wie in den Vereinigten Staaten hat seit dem Kriege vollkommen ver- ert. Sie haben jetzt beide eben- tige Flotten und beherrschen die re in verschiedenen Weltteilen. ost wenn Großbritannien bereit e, es zu tun, würden die Vereinig- Staaten in keinem Fall eine Ver- arung unterzeichnen, die die An- dung ihrer Flottenmacht ein- änken würde. . . Die wirkliche ache der Ausdehnung der amerika- hen Flotte ist nicht so sehr die nsucht nach der Parität wie das reben, die Freiheit des amerika- hen Handels im Falle eines Krie- in dem die Vereinigten Staaten ral bleiben, zu sichern. . . Solange Großbritannien im Namen des heute andenen internationalen Gesetzes für sich das Recht in Anspruch nimmt, den neutralen Handel im Falle eines Krieges zu unterbinden, werden die Vereinigten Staaten auch ihrerseits das Recht fordern, eine Blockade zu durchbrechen, die sie nicht billigen. Solange ‚Privatkriege' nicht für ungesetzlich erklärt sind und Mächte mit stärkerer Flotte das Recht für sich in Anspruch nehmen, nach internationalem Gesetz den Handel zu unterbinden, wird der Flottenwettstreit unvermeidlich sein. Wenn andererseits die Mächte mit starker Flotte ein System internationaler Verträge annehmen würden, das ihr eigenes Recht, eine Blockade zu erklären, auf Fälle beschränkt, die von irgendeiner autoritativen internationalen Stelle gebilligt sind, würde eine allgemeine, große Herabminderung der Flottenausgaben ermöglicht und das Problem des Weltfriedens um ein neues und vitales Element bereichert werden können. . . Von der Stellung der englisch sprechenden Völker wird es abhängen, ob die Welt auf einen neuen Krieg hinsteuern wird, der das Ende der Zivilisation bedeutet, oder ob die Menschheit den endgültigen Schritt zum ewigen Frieden und der Beendigung der Kriege tun wird. Andere Länder können, so groß auch die Konsequenzen für sie selbst sein mögen, kaum etwas tun, um dieses Ergebnis herbeizuführen oder zu verhindern. Die größte Verantwortung ruht auf den Schultern der englisch sprechenden Völker. Für Großbritannien liegt die Frage verhältnismäßig einfach. Die Tage seiner imperialistischen Träume sind vorbei. Es ist nicht länger die einzige Seemacht der Erde. Es ist vor die Wahl gestellt, nicht ob es bereit ist, auf seine Flottenstärke oder auf den Schutz seiner vitalsten Verbindungen gegen den Angriff zu verzichten, sondern ob es anerkennen will, daß es seine Stärke nur zur Einmischung in den Handel anderer Völker im Einklang mit den internationalen Gesetzen und in Unterstützung des Friedens durch Schiedsverfahren anwenden darf. Wenn es sich weigert, wird es die Vereinigten Staaten zu

einem Wettstreit zwingen, der durch die Umstände gerechtfertigt erscheinen wird, und in einem solchen Wettstreit wird der größere Geldbeutel den Sieg davontragen. Für die Vereinigten Staaten ist die Frage komplizierter. Die größte Schwierigkeit liegt jetzt darin, daß sie der stärkste und unverwundbarste Staat der Welt sind. Sie stehen vor der Versuchung, der andere Staaten unter ähnlichen Umständen erlegen sind, die Einschränkungen, die Gesetze und Verbindungen mit seinen Nachbarn ihm auferlegen, abzulehnen und die Stärke der Flotte zu erhöhen, um im Vertrauen auf die Rechtschaffenheit ihrer Absichten den eigenen Weg zu gehen. Doch auch dieser Weg führt auf lange Sicht zur Katastrophe."

Deutschland und Belgien.

In der „Revue des Deux Mondes" vom 1. März setzt der frühere belgische Gesandte in Berlin, Baron Beyens, seine Erinnerungen fort. Er schildert die Berliner Gesellschaft vor dem Kriege, das diplomatische Korps wie auch die Kreise der Haute-finance, in denen er viel verkehrte. Unter diesen Beschreibungen eines glatten und liebenswürdigen Diplomaten interessiert hier und da ein Bericht über ein Gespräch mit den damaligen offiziellen Kreisen. Man versucht in Berlin den Abschluß einer französisch-russischen Flottenkonvention, durch die die Militärkonvention ergänzt wurde, zu bagatellisieren. Zimmermann sagt mit einer leisen Ironie zu Beyens: „Ich messe der französisch-russischen Flottenkonvention, die die französische Presse mit einem solchen Lärm begrüßt, keine Bedeutung zu. Die neue russische Kriegsflotte existiert überhaupt nur auf dem Papier. Nach dem Zusammentreffen des Kaisers mit dem Zaren und vor der Ankunft Poincarés in St. Petersburg mußte man etwas für die französische Eigenliebe tun, und um die Franzosen zu überzeugen, daß das Bündnis mit Rußland enger sei denn je, galt es, etwas Sensationelles zu erfinden, das ihrer Einbildungskraft Nahrung geben würde. Und deshalb hatte man die Nachricht v einer französisch-russischen Flotte konvention in Umlauf gebrach Beyens betont immer wieder den deutlich zur Schau getragenen Optimismus der Berliner offiziellen Krei In dem verhängnisvollen Sommer v 1914, in dem sich die Wolken üb dem Balkan zusammenballten, ha Kiderlen ostentativ Deutschland v lassen, und auch Zar Ferdinand gi ruhig nach Bayreuth, als ob e Militärkonvention der Balkanstaat keinen Grund zur Besorgnis biet würde. „Man lebte in der Täuschu daß, nachdem alle Großmächte v dem Wunsch beseelt waren, c Frieden auf dem Balkan zu erhalt die Ordnung der Dinge ohne ihre E willigung nicht gestört werden könnt"

Deutschland und Polen.

In der „Review of Reviews" finc wir einen Aufsatz eines anonyn Autors, der angeblich ein Staatsma von Bedeutung sein soll, unter d Titel „Wo der Frieden zerbrechl ist", der sich mit der deutsch-po schen Grenzfrage beschäftigt. Es w zuerst die mißliche Lage Ostpreuß dargestellt. Es wird die Verschuld der ostpreußischen Güter infolge Mißernten geschildert, von denen 13 % einen Überschuß zeitigten. dem Kriege sind hundert bis fü hundert Frachtwaggons in Königsb eingelaufen, im Jahre 1913 haben Randstaaten 1 327 000 Tonnen H durch Königsberg geschickt, währ Litauen sich heute des Hafens Memel bedient und das ganze p nische Holz über Danzig verfrac wird. Infolge der wirtschaftlichen Ostpreußens hat eine große F wanderung eingesetzt. Während Gesamtzahl der Auswanderer Deutschland sich im Jahre 1925 63 000 belief, betrug die Zahl der F wanderer aus Ostpreußen in an deutsche Provinzen 85 000. Die samtzahl der Bevölkerung ist in letzten Jahren um 4 % bis 5 %

fallen. Eine Erhöhung der niedrigen Löhne scheitert an der schlechten finanziellen Lage der ostpreußischen Grundbesitzer, und von den Summen, die im Dringlichkeitsprogramm vorgesehen waren, hat Ostpreußen infolge des Einspruches Bayerns, das Geld zur Unterstützung der deutschen Bevölkerung an der tschechoslowakischen Grenze verlangte, nur einen Bruchteil bekommen. Wenn die Handelseinschränkungen zwischen Deutschland und Polen fallen würden, könnte Warschau zu einem Absatzgebiet für die ostpreußischen Produzenten werden, die in der näher gelegenen polnischen Hauptstadt ihre Produkte zu denselben Preisen verkaufen könnten wie in Berlin und in der Lage wären, von Polen Kohlen, Eisen und Erdöl viel billiger zu erstehen. Aber die wirtschaftliche Verständigung würde die Einwanderung der Polen nach Ostpreußen mit sich bringen und die Verbindung zwischen den polnischen Minderheiten in Ostpreußen und Polen stärken. „Der Abschluß des Handelsvertrages würde den polnischen Einfluß in Ostpreußen erhöhen, und die Frage des polnischen Korridors dient nur zur Verschleierung des wirklichen Problems, und zwar, daß Ostpreußen nicht durch Polen, sondern durch den polnischen Einfluß bedroht ist." Um die deutschen Gedenken, wie auch die polnische Furcht vor der Bedrohung des deutschen Militarismus in Ostpreußen zu zerstreuen, macht der anonyme Autor den seltsamen Vorschlag, sowohl Ostpreußen wie das polnische Pommern auf dieselbe Weise zu entmilitarisieren, wie es bei der Rheinlandzone der Fall ist.

Bevölkerungsziffer als Machtfrage.

In der „Gerarchia" vom Februar finden wir einen Aufsatz von Virginio Gayda unter der Überschrift: „Die Schlacht um Menschen: eine Machtfrage", in der Italiens demographisches Problem von einem ganz anderen Gesichtspunkt aufgefaß wird, als es sonst in übervölkerten Ländern üblich ist. Es wird der faschistische Standpunkt vertreten, daß nicht die Überbevölkerung bekämpft werden muß, sondern um eine Erhöhung der Bevölkerungszahl gekämpft werden soll.

Das Problem, das Mussolini Italien gezeigt habe, die Geburten zu erhöhen und nicht nur die Todesfälle zu vermindern, sei das Problem ganz Europas. Die numerische Stärke disziplinierter Völker werde wirtschaftliche, politische und kulturelle Stärke, werden Expansion und Herrschaft. Sie ist im wesentlichen ein Element der Macht. Die Bevölkerungsmassen Chinas, Rußlands und Indiens setzten sich zwar noch nicht in eine nationale Kraft dieser Völker um. Aber die große Zahl würde eine Macht, wenn die rohen Massen sich in organisierte Massen verwandelten und so zu einem Instrument des Widerstandes oder der Expansion eines Staates würden.

Durch einige Zahlen belegt Gayda das italienische Bevölkerungsproblem. Die Todesfälle verminderten sich, aber noch schneller sinke die Geburtenhöhe. Der Überschuß habe sich von 511 000 im Jahre 1914 auf 487 000 im Jahre 1925, 455 000 im Jahre 1926 und auf 410 000 in den ersten zehn Monaten des Jahres 1927 vermindert. Dieser Überschuß würde beinahe aufgehoben durch die Auswanderung, die 1914 365 000, 1925 280 000, 1926 264 000 betragen habe. Die Bevölkerungsschlacht müsse daher in Italien an drei Fronten geschlagen werden: Verminderung der Auswanderung auf ein Minimum, Verlängerung des menschlichen Lebens, Vermehrung der Geburten.

Die Auswanderung bedeute immer mehr den endgültigen Verlust für Italien. Die Zahl der entnationalisierten Auswanderer wachse beständig, da besonders in Frankreich, aber auch in den Vereinigten Staaten und in Argentinien das Bestreben herrsche, die Italiener zu assimilieren. 15 Millionen Italiener, mehr als ein Drittel der Bevölkerung des heutigen Italiens, seien schon ausgewandert, und zum großen Teil dienten sie zur Verstär-

kung der Macht fremder Staaten. Die Auswanderung dürfe nicht verboten werden, aber sie habe ein Instrument der italienischen Politik und Wirtschaft zu sein. Die Zahl der Auswanderer müsse vermindert, ihre Qualität gehoben werden. Anstatt ungelernter Arbeiter müßten Techniker, Mediziner usw. auswandern. Gayda verweist dann auf den Zusammenhang zwischen der faschistischen Wirtschaftspolitik und der Bevölkerungspolitik.

Außer der Verminderung der Auswanderung müsse auch die Verlängerung des menschlichen Lebens, insbesondere das der Jugendlichen, erreicht werden. Die Sterblichkeit habe sich in Italien schon bedeutend verringert. Die dritte Frage sei die der Geburten. In Italien seien 1927 26 bis 27 Geburten auf 1000 Einwohner entfallen gegen 19,5 in Deutschland, 19,6 in Frankreich, 17,8 in England (1926). Aber in Italien wie in ganz Europa vermindere sich von Jahr zu Jahr die Geburtenzahl. Man stehe hier einer europäischen Erscheinung gegenüber. Gayda versucht den Ursachen nachzugehen. Er weist darauf hin, daß das industrielle Leben im Gegensatz zum agrarischen der Geburtenhöhe abträglich sei. Zweifellos seien in der Nachkriegszeit noch wirtschaftliche und moralische Ursachen hinzugetreten. Das Leben des italienischen Kleinbürgertums sei auch geistig revolutionierend. Die Söhne strebten im Gegensatz zu früher über ihre Klasse hinaus. Diese junge Generation sei d Ursache der Krise, die die Familie b drohe. „Ein Kleinbürgertum wiede herzustellen, das heiter, friedlich ur frei von den täglichen Sorgen ist, d ist eins der wesentlichsten wirtschaf lichen und sozialen Probleme, dess Lösung auch die des Geburte problems bedingt. Warum muß Itali seine Bevölkerung vermehren? W der italienische Block isoliert ist, w seine Auswanderer ihm abhand kommen und weil es von volkreich Nationen, die sich auf ein Koloni reich stützen können, umgeben i Deutschland, auch ohne die ihm g nommenen Kolonien und die v Frankreich, der Tschechoslowak Polen, Belgien, Dänemark annektiert Gebiete, zählt noch 62½ Millionen E wohner, zu denen wenigstens no nach ihrer nationalen Identität, no 6½ Millionen Österreicher und mehre Millionen Deutscher zugezählt werd müssen, die die abgetretenen Gebi bewohnen und die immer die deutsc Idee in Europa vertreten werde Zum Schluß weist Gayda noch dar hin, daß die Geburtenfrage von eu päischer Bedeutung sei. Frankrei brächte schon Farbige nach Euro ebenso Rußland. In den Dominic und in den Vereinigten Staa drängten die Farbigen vor. „I Kampf ist für Italien eine Machtfra für die Welt der Weißen eine Fr der Selbsterhaltung."

Antonina Vallentin

Herausgeber: Prof. Dr. *Ludwig Stein,*
Berlin W 10, Lützow-Ufer 5a. Fernspr. Kurfürst 6308.

Verantwortlicher Redakteur: Frau *Antonina Vallentin,*
Berlin W 62, Landgrafenstr. 11. Fernspr. Kurfürst 6350.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: *Paul Wolff,* Berlin W 8, Mauerstraße 44.
Gedruckt bei *Julius Sittenfeld,* Berlin W 8.

Die Krise des Parlamentarismus.

Von Reichstagspräsident *Löbe.*

Klagen über Mängel und Unvollkommenheiten der parlamentarischen Regierungsform und der parlamentarischen Gesetzgebung sind eine Erscheinung der neueren Zeit. Sie werden erhoben, seit die Beteiligung breitester Volkskreise an den Aufgaben des Staates in dieser Form Eingang gefunden hat. Nicht nur Fürst Bismarck hat schon vor vierzig Jahren seine erheblichen Ausstellungen und seine scharfe Kritik an der parlamentarischen Regierungsweise geübt, ähnliche Bedenken sind im Ausland schon viel früher erhoben worden. Sie gingen in der Regel von denen aus, deren bisherige Rechte durch die neue Regierungsweise eine Beschränkung oder Beseitigung erfuhren. Der zweite Stand, Adel und Privilegierte, wandte sich bereits gegen das Parlament des beschränkten Wahlrechts, in dem ein Teil der Macht auf das städtische Bürgertum übergegangen war. Die moderne Großindustrie, die Bourgoisie, die „Wirtschaft" wendet sich gemeinsam mit den Privilegierten von gestern gegen das Parlament des allgemeinen Wahlrechts, weil die darin zu Worte kommenden neuen Schichten die Interessen ihrer Vorgänger bedrohen. So entstand die erste Kritik gegen den Parlamentarismus immer bei den von der Entwicklung überholten oder um ihren früheren Rechten beschnittenen Schichten.

Ertönt heute das Schlagwort von der Krise des Parlamentarismus wieder besonders laut, so ist das zum Teil aus den gleichen Ursachen zu erklären, die nach dem Kriege in vielen Staaten Europas hervorgetreten sind. Diese politische Krise ist jedoch ein Teil der allgemeinen Krisenzustände in der Nachkriegszeit. Wir haben Wirtschaftskrisen, Finanz- und Verkehrskrisen, auch moralische Krisen in einem Umfange wie sie zuvor. Sie führen alle auf dieselbe Quelle der großen Erschütterung aller ruhigen, gefestigten Verhältnisse durch den Krieg zurück. Und von diesem Komplex ist die Krise des Parlamentarismus nur ein Teil. Es wäre kurzsichtig, dies zu leugnen. Nur kann man ihr nicht durch Abschaffung dieses Parlaments zu Leibe gehen — obendrein wenn man nicht weiß, was an seine Stelle zu setzen wäre —, sondern nur durch zeitgemäße Reformen. Die Rückkehr vom Parlamentarismus

zur absoluten Monarchie dürfte nur sehr wenigen Kritikern de jetzigen Regierungssystems gangbar erscheinen. Aber auch die E setzung durch eine Diktatur mit ihrer unvermeidlichen Unterdrückun aller oppositionellen Strömungen, mit ihrer Rechtlosmachung der pol tischen Minderheiten, erscheint weder in der russischen Form ein Klassen- oder Cliquendiktatur, noch in der italienischen eines persö lichen Regiments für fortgeschrittenere Völker erträglich.

Zwei Mängel treten heute in vielen parlamentarisch regierte Staaten — nicht in allen — besonders auffällig hervor. Erstens d Schwierigkeit der Bildung fester, dauerhafter, auf sichere Mehrheiten g gründeter Regierungen, und zweitens die Schwerfälligkeit der parlame tarischen Arbeitsweise in einem erheblich erweiterten Arbeitsgebiet. D erstere dünkt mir eine vorübergehende Erscheinung zu sein, die auf d gehäufte Bildung neuer Parteien, neuer Parteisplitter, auf die mehrfac Verschiebung unter dem Besitzstand der alten Parteien zurückgefüh werden muß, die alle ihren Grund in der wirtschaftlichen Umschichtu und den politischen Gärungen der Nachkriegszeit haben. Das Übel tr nicht in allen Staaten hervor und zeigt sich fast immer nur in de Grade, als die übrigen Krisenzustände der Nachkriegszeit wirksa werden. Wo das Zwei- und Dreiparteiensystem im großen ganzen e halten blieb, wird die Festigkeit des Regierungsblocks nur wenig e schüttert, siehe England und die amerikanischen Hauptstaaten. schwerer aber die wirtschaftlichen Schläge die Menschen zermürbten, u so stärker zersplitterten sich auch die politischen Formationen. D Grundlage der Regierung wird schwankend, wenn sich zwei kämpfen große Gruppen in ihrer Stärke so nahe gerückt sind, daß keine mehr e absolutes Übergewicht hat, wie z. B. in Österreich und in einig deutschen Bundesstaaten. Oder wenn die Lücke zwischen zwi ringenden Parteien oder Parteigruppen ausgefüllt wird von Splitte parteien, die aus Spezialinteressen und Sonderwünschen geboren, den Hauptfragen der Politik keine klare, entscheidende Stellung ei nehmen. Sie tragen dadurch Unsicherheiten in jede Mehrheitsbildu hinein, eine Rolle, die in deutschen Ländern zurzeit der Wirtschaftspart den Aufwertungsgruppen, zuweilen auch Bodenreformern, Haus sitzern, Mietern, neuen Bauernparteien zufällt. Mit der Konsolidieru der allgemeinen wirtschaftlichen Verhältnisse, mit der Erreichung ein neuen, wenn auch nur vorübergehenden Ruhezustandes, wird diese E schütterung der parlamentarischen Mehrheits- und Regierungsbildu überwunden. Ihre unbestreitbaren Nachteile durch Stärkung der Gew des Reichspräsidenten, des Finanzministers, durch Einsetzung od Stärkung einer ersten Kammer begegnen zu wollen, halte ich für nic anderes als den Versuch, die neuen, zur Mitwirkung berufenen Voll schichten in ihren Rechten zu kürzen. Sie kürzen sie zugunsten d alten Mächte, die nicht mit Unrecht darauf zählen, daß diese Faktor gegen die neuen Schichten Stellung nehmen werden.

Die Schwerfälligkeit der parlamentarischen Arbeitsweise aber heint mir noch vielmehr eine Folge des erweiterten Aufgabenkreises s Staates und seiner Organe zu sein, als eine Folge des Hinzutretens euer aktiver Staatsbürgerkreise, wie der Frauen, der Jugendlichen, r früher nicht Wahlberechtigten oder der durch das Klassenwahlrecht rückgehaltenen Massen. Der Staat beschränkt sich eben heute nicht ehr auf die Nachtwächterrolle, die die Theorie des liberalen Staatschts ihm zugedacht hatte, er ist nicht mehr nur der Polizei- und rdnungsstaat, der die zivile, individuelle Betätigung seiner Bürger schützt, sich aber im übrigen in ihre Wirtschaft so wenig als möglich mischt. Er ist, man mag es billigen oder verwerfen, zwangsläufig irtschaftsstaat und Sozialstaat geworden. Er sorgt — immer in gessen Grenzen selbstverständlich — für die schwangere Mutter und s neugeborene Kind, er zwingt die Heranwachsenden nicht nur in e Schule, sondern überwacht ihre Gesundheit, fördert ihre Leibesungen und ihre Spiele. Er übernimmt einen Teil der beruflichen sbildung, nicht nur für den zukünftigen Beamten und Akademiker, ndern auch für den Handwerker, Bauer und Arbeiter. Er regelt die rsicherung der Kranken, der Invaliden, der Unfallverletzten, der ten, er sichert in gewissem Umfange die Arbeitslosen. Er mischt h in die Lohnkämpfe ein, schlichtet unter den Streitenden, zwingt zur Arbeit zurück oder zur Öffnung geschlossener Fabriken. Er einflußt Einfuhr und Ausfuhr, begünstigt oder überwacht die Kartelle, rd selbst größter Arbeitgeber auf verschiedenen Gebieten. Er übernmt die Sorge für Millionen Kriegsbeschädigte und Hinterbliebene, d Entschädigung der Geflüchteten und Vertriebenen, die Betreuung d Kriegergräber. Von der Wiege bis zur Bahre greift die Hand des Staates in die privaten Angelegenheiten der Einzelnen wie der Gruppen i einem früher nie gekannten Maße ein. Dieser Erweiterung seines Aufgabenkreises hat sich die Technik des Parlamentarismus, wie übrigens auch der Bürokratie, noch nicht angepaßt. Sie möchte alles nch der alten Weise bearbeiten, wie es früher bei enger gezogenem Wirkungskreise möglich war. Dabei ist hier die Notwendigkeit der Anpassung klar. Die Stadtverordnetenversammlung von Dyherrnfurth mit 1000 Einwohnern beschließt noch über jede Straßenlaterne, über jede Straßenpflasterung, und die Anstellung eines Nachtwächters kann Gegenstand umfangreicher stadtväterlicher Kämpfe werden, die Stadtvertretung von Berlin muß sich mit der summarischen Einstellung von Mitteln für die einzelnen städtischen Einrichtungen begnügen und alles andere einer sorgsam eingeteilten Einzelverwaltung überlassen. Nur zögernd, unsicher, von unabweisbarem Zwange getrieben, folgen Parlamente und die Stadtbürokratie auf dem gleichen doch ganz selbstverständlichen Wege, und hierauf zielen die Vorschläge ab, die eine Reform der Parlamentsarbeit herbeiführen wollen.

Es liegen seit geraumer Zeit solche Anregungen auf eine Ab-

änderung der Methode vor, auf die im einzelnen einzugehen hier z
weit führen würde. Sie müssen zunächst im Kreise der direkt B
teiligten noch später geprüft und gesiebt werden. Sie kommen von d
entgegengesetzten Flanken her, von den demokratischen Abgeordnet
Koch-Weser und Erkelenz, auf der einen, vom völkischnationalen A
geordneten v. Freytagh-Loringhoven auf der anderen Seite. Sie woll
das Parlament von der Arbeit befreien und entlasten, die dorthin nic
mehr gehört und die seine Verhandlungen schwerfällig, uninteressa
und langweilig machen, weil der Apparat in keinem Verhältnis me
zu den Ergebnissen steht. Sie müssen aber zum Ziel haben, das Rec
des Bürgers nicht zu beschränken oder gar aufzuheben, sondern ur
gekehrt sein Mitbestimmungsrecht für alle wichtigen Fragen zu sicher
und befestigen, indem das Unwichtige ausgeschaltet und das Auge d
Gesamtheit der Parlamentarier auf die entscheidenden Grundsätze u
die großen Fragen konzentriert werde. Die Reform des Parlamentari
mus, nicht seine Aufhebung oder Beschränkung, ist der Ausweg a
der Krise.

Persien im Ringen der Weltmächte.

Von *Ali Gholi Khan Ansari,*
persischer Außenminister.

Persien blickt auf eine alte, stolze Tradition zurück. Schon im nfang der Menschheitsgeschichte ist seine Kunst zur kostbarsten und ltensten Blüte gelangt, und die herrlichen Ruinen von Persepolis zeugen für, daß unser Volk schon vor zweitausend Jahren einen ausgeprochenen Sinn für architektonische Größe besaß. Nachdem die Araber ch im siebenten Jahrhundert unseres Landes bemächtigt hatten, taten e alles Erdenkliche, um das persische Volk seiner eigenen Kultur entfremden, aber alle ihre Bemühungen sind erfolglos geblieben. Um ne vollkommene Assimilierung durchzuführen, haben die Araber alle rsischen Bibliotheken verbrannt, die sie im Lande vorfanden, und sie ben sogar häufig die Steuerzahlungen in Form von alten Büchern entgegengenommen, die sie dann sofort ins Feuer warfen. Den Persern ist schließlich gelungen, die fremden Eindringlinge aus dem Lande zu rtreiben und ihren nationalen Charakter mitten in der feindlichen Invasion unversehrt zu wahren. An dem ewigen Kampfe der Nachbarvölker ersiens scheiterte immer wieder der kontinuierliche Fortschritt unseres ndes, und die endlosen Streitigkeiten der uns umgebenden Staaten rhinderten, daß selbst die Bemühungen eines unserer klügsten und ichtigsten Herrscher, Schahs Abbas des Großen, die Früchte trugen, e man erwarten konnte. Aus diesem Grunde war es Persien nicht glich, aus den Entdeckungen und dem kulturellen Fortschritt Europas Vorteile für seine Entwicklung zu ziehen.

Die weltpolitische und weltwirtschaftliche Lage hat die europäischen ichte dazu gebracht, sich immer mehr den asiatischen Ländern anzunähern. Persien hat infolge seiner geographischen Lage die Aufmerksamkeit der europäischen Staaten am stärksten auf sich gelenkt und wurde bald zum Kampffeld einer aktiven ökonomischen und politischen Rivalität zwischen England und Rußland. Schon Peter der Große hat in seinem mächtigen Hirn den Gedanken einer militärischen Besetzung Irans gewälzt und den persischen Golf als das „warme Wasser" betrachtet, das Rußland zu seiner Machtentfaltung fehlte.

England war sich der drohenden Gefahr vollkommen bewußt und versuchte daher mit allen Mitteln, die Pläne seines nordischen Rivalen zu vereiteln. Auf diese Weise wurde Persien zum Streitobjekt heftiger

Kämpfe, die, so unsichtbar sie auch waren, sich um so empfindlich in ihren Auswirkungen fühlbar machten. Das Vorkriegsrußland hatte zum Schutze seiner eigenen wirtschaftlichen Interessen in Persien systematisch das Aufblühen jeder geschäftlichen Aktivität in unserem Lande verhindert und die Einfuhr aller industriellen Maschinen nach Persien verboten.

Das zaristische Rußland wollte das Vorhandensein einer militärischen Streitkraft in Persien nicht dulden, und es gelang ihm, die Auflösung der militärischen Organisationen herbeizuführen, die die persische Regierung mit der erdenklichsten Mühe unter Führung fremder Offiziere ins Leben rief. Die persische Armee war ein reines Phantasiegebilde, denn die Regierung konnte sie weder bewaffnen noch für ihre Erhaltung sorgen. Während die Schwäche der persischen Regierung immer deutlicher zutage trat und die entgegengesetzten russischen und englischen Interessen immer stärker aneinanderprallten, haben die beiden Mächte im Jahre 1907 einen Vertrag geschlossen, der Rußland und England abgegrenzte Wirkungszonen zuwies, in der sie ihre Einflüsse ausspielen konnten, ohne sich gegenseitig zu stören. Die Folge dieser durch den Vertrag geschaffenen Lage war, daß jeder Volksstamm, der sich Munition im Auslande beschaffen konnte, die zentrale Regierung mit Aufständen bedrohte. Trotz der eifrigsten Bemühungen der Regierung wurde die allgemeine Sicherheit des Landes mehr oder minder gefährdet. Diese Unruhen gaben England den Vorwand, zum Schutz seiner Interessen und der Handelswege militärische Kräfte im Süden zu unterhalten, während Rußland zugleich das Kontingent seiner Kosaken auf eine ganze Division erhöhte. Diese Verhältnisse brachten die öffentliche Meinung in Persien in Aufruhr, und seit der Einführung der konstitutionellen Staatsform im Jahre 1907 hörte die Presse nicht auf, gegen das Vorgehen der beiden Mächte heftig zu protestieren. Bald darauf brach der Weltkrieg aus. Rußland und England, die sich der Kraft und des kriegerischen Geistes der Volksstämme, die den Süden und Westen Persiens bewohnen, wohl bewußt waren, drangen darauf, daß die persische Regierung ihre vollkommene Neutralität erklärte. Ihr Wunsch wurde erfüllt, aber die mannigfaltigsten Umstände führten dazu, daß ganz Persien zu einem wahren Kampffeld wurde, auf dem jahrelang russische und türkische Heere sich mit wechselndem Schlachtenglück miteinander maßen. Durch diese Kämpfe sind die nördlichen Gebiete Persiens, die den produktivsten und reichsten Teil des Landes bilden, aufgewühlt und verwüstet worden. Rußland und England versprachen zwar immer, Persien für die erlittenen Verluste zu entschädigen, aber in Wirklichkeit bereiteten sie andere Pläne vor, die auf eine endgültige Besetzung Persiens hinzielten und seiner staatlichen Unabhängigkeit ein Ende bereiten sollten. Zu diesem Zweck wurde der russische Gesandte in Teheran nach Petersburg zurückberufen, wohin ihm auch der englische Gesandte folgen sollte. Zwei Tage, bevor der englische Ver-

reter Teheran verlassen sollte, fand die Thronentsetzung des Zaren tatt, und dadurch sind alle diese Pläne kurz vor ihrer Verwirklichung ns Wasser gefallen. Die persischen Gebiete, aus denen sich die ussischen Truppen nach dem Sieg der Revolution in Rußland zurück-ogen, wurden sofort von englischen Truppen besetzt. Nach dem Vaffenstillstand vom Jahre 1918 hat Persien, der Versprechungen ein-edenk, die man ihm gemacht hatte, auf eine Entschädigung für die rlittenen Verluste gerechnet und eine Delegation nach Paris abgesandt. Aber obwohl die französische Regierung die Ansprüche Persiens unter-tützte, sind unsere Forderungen nicht einmal in Betracht gezogen orden. Sobald die bolschewistische Regierung Fuß gefaßt hatte, urden Abteilungen der Roten Armee nach Guilan geschickt, und die nglischen Regimenter sahen sich genötigt, sich aus diesen Gebieten urückzuziehen. Die Regierung von Teheran sandte ihre eigenen ruppen aus, um den Vormarsch der russischen Armee zu verhindern, ber infolge der Übermacht der russischen Streitkräfte mußte sie schließ-ch die Besetzung der Gebiete von Anzali und Kazvin über sich ergehen ssen. Angesichts dieser Sachlage schickte die persische Regierung ne mit allen Vollmachten ausgestattete Delegation nach Moskau ab, nd dort wurde auch am 26. Februar 1921 ein Freundschaftsvertrag wischen den beiden Ländern geschlossen. In Erfüllung dieses Ver-ages hat Rußland alle früheren Verträge, die unter der zaristischen errschaft mit Persien geschlossen worden waren, anulliert, auf alle onzessionen verzichtet, die Rußland in früheren Zeiten von uns er-wungen hatte, wie auch auf die Grund- und Freiheitsrechte, deren sich e russischen Funktionäre in Persien erfreuten.

In dem Augenblick, in dem man diesen Freundschaftsvertrag unter-eichnete, standen die englischen Truppen in Kazvin, das heißt in einer ntfernung von 150 Kilometern von Teheran. Die Engländer begriffen e Gefahr, die sich aus der Nähe der Roten Armee für sie ergab und umten die besetzten persischen Gebiete. Die Russen folgten ihrem eispiel und zogen ihre Truppen zurück. In diese Zeit fällt der Staats-reich von 1921. General Riza Khan wurde zum Kriegsminister er-unnt und begann, die persischen Streitkräfte, die damals in zwei Teile, nd zwar in Gendarmerie und Kosaken gespalten waren, zu vereinheit-chen. Dank einer unermüdlichen Energie, die ihn kennzeichnet, ist es m gelungen, in einem Zeitraum von drei Jahren eine Armee zu haffen, die in jeder Hinsicht achtunggebietend ist. Im Jahre 1924 urde General Riza Khan zum Ministerpräsidenten ernannt und setzte e die erste Stelle seines Programms die strenge Zentralisierung der ndeskräfte. Es war eine schwere Aufgabe, die es ihm jedoch mit llkommenem Erfolg zu lösen gelang. Die Erbrechte in den Provinzen urden restlos aufgehoben, und dank der finanziellen Berater, deren lfe sich die Regierung gesichert hatte, konnten die Steuern eingezogen nd das Budget ins Gleichgewicht gebracht werden.

Im Jahre 1926 wurde General Riza Khan auf allgemeinen Wunsc des Volkes durch Beschluß der konstituierenden Nationalversammlun zum König ernannt. Er nahm zum Titel seiner Dynastie die B zeichnung „Pahlavi", die an die glorreichsten Zeiten der persischen R gierung erinnert. Eine der ersten Unternehmungen Seiner Majest Pahlavi war die Schaffung befahrbarer Wege, die einen schnellen u sicheren Verkehr aller Fahrzeuge ermöglichen. Auf diese Wei schrumpften die Entfernungen zusammen, und die wichtigsten Zentre des Landes wurden einander angenähert. Man kann heute in drei Tag eine Strecke zurücklegen, für die man früher ebenso vie Wochen brauchte. Einer der genialsten Gedanken Seiner Maj stät, für den man ihm besonderen Dank schuldig ist, war d Entschluß, eine Eisenbahnlinie zu bauen, die das Kaspisc Meer mit dem Persischen Golf verbinden soll. Um die Mitt für den Bau dieser Linie zu sichern, wird seit drei Jahr eine Steuer für den Zucker- und Teeverbrauch erhoben, deren Ei nahmen ausschließlich für Baukosten verwendet werden. Seine Majest ließ auch das Parlament über ein Gesetz abstimmen, das die Einführu der allgemeinen Militärpflicht forderte und das kurz darauf schon Kraft trat. Besondere Sorgfalt wurde auf die Hebung der allgemein Volksbildung verwandt. Im Laufe der letzten Jahre ist das Budget d Unterrichtsministeriums auf das Fünffache erhöht worden.

Die persische Regierung, im Einklang mit den entschlossenen Rich linien Seiner Majestät, legt einen besonderen Wert auf die Führung d Außenpolitik und bemüht sich, mit anderen Ländern ungetrübte freun schaftliche Beziehungen aufrechtzuerhalten. Das größte Hindernis z Verwirklichung dieser Bestrebungen bildete das System der Grund- un Freiheitsrechte, die gewisse Länder in Persien ausübten. Die Durc führung der Gesetzgebung wurde dadurch ungeheuer erschwert, und d öffentliche Meinung kam nicht aus der Gärung dauernder Unzufriede heit heraus. In den mannigfaltigsten Fällen von Streitigkeiten zwisch den Angehörigen verschiedener Länder, von denen die einen im Bes der Grund- und Freiheitsrechte waren, die den anderen nicht zur Ve fügung standen, sahen sich die persischen Gerichte vor die größt Schwierigkeiten gestellt und mußten Entscheidungen treffen, die zu d unheilvollsten Komplikationen führten. Aus diesem Grunde hat d persische Regierung die Grund- und Freiheitsrechte aufgehoben, u ihre Bemühungen gehen jetzt in erster Linie darauf hinaus, Verträge m ausländischen Mächten zu schließen und zu erneuern, die durchgehe auf die gleiche Basis gestellt sind.

Zweimal drei Europas.

Von Dr. Dr. *Willy Hellpach,*
Univ.-Prof. in Heidelberg, vorm. Staatspräsident von Baden.

Wieviele Formeln haben wir seit dem Ausgang des Weltkrieges konsumiert! Nichts ist von ihnen übrig geblieben als ein Häuflein Schlacke, und man kann leider nicht einmal behaupten, daß der nationale Organismus bleibende Kräfte, unbedingt wertvolle Aufbausubstanz aus ihnen gelaugt habe. Diese Brennstoffe der Alltagsdiskussion lieferten wohl Kalorien, jedoch keine Vitamine, sie haben die Maschinerie des öffentlichen Lebens mitgeheizt, der Struktur des Volkstums aber keinen Zuwachs, keine Erfrischung noch Veredelung gebracht. Nach zehn, nach fünf Jahren sind jene Formeln verbraucht und vergessen. Klingt es nicht wie ein mythischer Exodus aus sagenhafter Vorzeit, wenn wir das Wort „Planwirtschaft" hören? Und es ward einmal als die Panacee für jede wirtschaftliche und soziale Störung ausgeboten. Was ist von der „Einheitsschule" übrig geblieben, ohne die es um 1920 keine denkbare Diskussion gab? Das deutsche Schulchaos! 37 Typen höherer Schulen, wie ein Geduldiger ausgezählt hat, davon 5 allein als gleichwertige Knabenbildungsformen vom größten deutschen Staate in seiner „Reform" sanktioniert, eine wahre Anarchie des Berufsschulwesens, Volksschulsysteme, zwischen denen qualitativ überhaupt kein Vergleich mehr erlaubt ist, und schulpolitische Offensiven, die hinter uns und vor uns liegen, darauf ausgerichtet, durch die deutsche Volksschule als ganzes auch noch die Schnittlinien der Weltanschauung zu führen. Oder: Die „neue Sachlichkeit", diese Kunstreformation, die uns gepredigt wird? Sie hat längst die Wendung zur neuesten Unsachlichkeit genommen, die uns eine „Wohnmaschine" als Heim konstruiert, weil ihr weder der sachliche Zweck des Wohnens noch die sachliche Aufgabe einer Maschine bekannt sind, und am sachlichsten wird heute dort gebaut, wo man von jenen Schlagworten so gut wie keinen Gebrauch macht, weil man wirklich etwas kann und fertig bringt. Augenblicklich nun wird die politische Phraseologie von der Formel „Europa" beherrscht. Alles andere tritt hinter ihr zurück, der Streit um Demokratie oder Diktatur, selbst der Zank um die Herren- und Sklavenrollen, Begriffsgegensätze wie Nationalität und Internationalität, Militarismus und Pazifismus. Es steht zu befürchten, daß auch dieser

Rausch sein rundes Jahrfünft nicht überleben werde. Ist dann dieses nebelhafte Europa nicht da, so werden die Leute es genau so satt haben wie sie die Einheitsschule und die Planwirtschaft satt bekamen, als die sich nicht von selber einstellten. Die Toten reiten in dieser technisch echauffierten Welt noch schneller, als zu Wilhelms und Lenorens Zeiten da der König und die Kaiserin immerhin erst nach sieben Jahren Friede gemacht hatten. Und leider ist auch das Grauen vor den Toten wesentlich geringer geworden. Es geht in so rasendem Tempo über sie hinweg, daß auch das Klappern ihrer Gebeine nicht mehr störend vernommen wird.

Wenn man einer der landläufigen Europa-Kundgebungen beiwohnt, so merkt man bald, daß die Beteiligten sich über den Sinn ihrer Formel nicht viel Kopfzerbrechen machen. Warum auch? Europa ist ein Erdteil, und was kann einfacher sein, wenn man proklamiert, daß er politisch oder wirtschaftlich geeint werden müsse. Das „Denken in Erdteilen", vor dem Kriege erst spärlich entwickelt, ist inzwischen auf geblüht, Blut von 12 Millionen Europäern hat es auf den Schlachtfeldern zwischen 1914 und 1918 gedüngt, und es zeichnet sich durch eine schöne Simplizität aus. Sagt jemand: Amerika den Amerikanern, nun so weiß jedes Kind, daß der gewaltige Kontinent von Alaska und Labrador bis nach Feuerland seinen Bewohnern reserviert werden soll. Was gibt es Einfacheres! Europäisches Denken in der Politik, das heißt, genau so einfach: Rußland, England, Deutschland, Frankreich, Italien, Spanien, Österreich, Polen, die Schweiz, Schweden, Norwegen, Dänemark, Island, Portugal, die Tschechoslowakei, Griechenland, Jugoslavien, Albanien, Rumänien, Bulgarien, Ungarn, Finnland, Estland, Lettland, Litauen, Belgien, Holland müssen, anstatt ewig in Händeln miteinander zu liegen, politisch genau so eine Einheit bilden, wie sie geographisch eine bilden (eben die Einheit Europa). Die Fürstentümer Liechtenstein, Luxemburg und Monaco, die Republiken San Marino und Andorra werden gegenüber der Wucht der Tatsachen keine Störenfriedschaft aufrichten können.

Aber der Erdteil Europa ist selber schon eine Fiktion. Er ist geographisch eine, wirtschaftsgeographisch eine, anthropogeographisch eine, und zu allermeist politisch-geographisch, „geopolitisch" eine. Er existiert gar nicht, sondern er hat sich selber erfunden. Er ist bestenfalls eine Idealität, keine Realität. Dies nun bedeutet wichtiges für unsere Untersuchung: Europa, dieser Formelinhalt, hat zwei Seiten, es kann damit eine Realität und eine Idealität gemeint sein, wenigstens eine vermeintliche Realität und eine vermeintliche Idealität. Und blicken wir über den heutigen Sprachgebrauch hin, so entdecken wir Europa dreimal auf der realen und dreimal auf der idealen Seite. Es gibt so etwas wie drei wirkliche Europas aus Vergangenheit und Gegenwart, wenigstens werden sie von den meisten Menschen als wirklich hingenommen, und es gibt drei Europa-Ideale für die Zukunft, d. h. Ver-

stellungen davon, wie Europa, das gewesene und vorhandene, anders werden soll, und wie das zu machen sei. Dieser Tatbestand aber ist es, der die Diskussion um die europäische Frage nicht erleichtert: daß dabei von nicht weniger als von zweimal drei Europas die Rede zu sein pflegt und diese zweimal drei Europas dabei oft gründlich durcheinander gemengt werden.

Am allersolidesten scheint ja auch immer noch der Erdteil schlechthin, das geographische Europa, gegeben zu sein, die ewigste aller Europa-Realitäten, weshalb sie denn auch in unserer Übersicht die erste sei. Freilich, schon uns Sextanern, also kaum Zehnjährigen, fiel es nicht nur auf, daß dies der einzige Kontinent sei, der mit groß E statt mit A beginnt, sondern sogar unser Lehrer pflanzte das Gift der Skepsis in den knabenhaften Intellekt, indem er etwas kleinlaut von Europa sagte: „eigentlich" sei es bloß eine Halbinsel Asiens! Der Blick auf den Globus bekräftigte dies. Nicht einmal die Halbinsel ließen wir recht gelten, wenn wir sie mit anderen, „richtigen" Halbinseln verglichen, mit Italien, der skandinavischen, der jütischen, mit Korea oder Labrador. Europa kam uns einfach wie der südwestliche Zipfel von Asien vor. Denn zumal uns, die wir inmitten des Riesengebirges aufwuchsen, imponierte das Uralgebirge als eine würdige Grenzscheide für zwei Erdteile keineswegs; seine Gipfel wie sein Kamm übertrafen unsere heimischen kaum. War dieser Ural das Kriterium einer Erdteilsgrenze, dann konnten auch Schlesien und Böhmen und gar erst Europa nördlich und südlich der gewaltigen Alpen gesonderte Erdteile vorzustellen beanspruchen.

In der Tat, mit der rein *topo*geographischen Kontinentalität Europas ist es schwach bestellt; sie reicht nicht einmal an jene, viel besser markierte von Nord- und Süd-Amerika heran. Besser scheint es um die *anthropo*geographische zu stehen. Die Erdteile sind die Kernsitze von Rassen: Asien der gelben, Afrika der schwarzen, Amerika der roten, Europa der weißen, um jene alte Einteilung Baumbachs anzuwenden, die dank ihrer Sinnfälligkeit nie umzubringen sein wird.

Leider gilt diese Sonderung nur für eine völlig abgeschlossene Vergangenheit, diesseits derer sich gerade erst die Vorstellung von Europa als einer Einheit entwickelt hat. Seit dem Zeitalter der Entdeckungen und Erdumschiffungen, also rund seit 1500 n. Chr., hat sich die weiße Rasse über weite außereuropäische Gebiete ausgebreitet, die sie nicht bloß politisch, sondern demologisch verstanden beherrscht, in denen sie vorherrscht oder fast allein herrscht; Nordamerika, Argentinien, Neuseeland, Südafrika, das zivilisierte Australien empfangen längst ihren Bevölkerungscharakter durch die Weißen, neben denen die roten, schwarzen, braunen Urbevölkerungen dezimiert oder beiseite gedrückt sind. Man kann heutzutage unmöglich die Weißrassigkeit seiner Bewohner zum Ausgangspunkt einer Geschlossenheit Europas der übrigen

Welt gegenüber machen. Die einstige europäische Rasse ist sei 400 Jahren *transeuropäisch* geworden: Zum ersten Male drängt sic uns dieser wichtige Begriff hier auf, dessen Tragweite für alle Europa Realität und Europa-Idealität herauszuarbeiten und einleuchtend z machen, eine wesentliche Aufgabe dieser Untersuchung ist.

Dogmatiker der Rasse, d. h. der Bedingtheit auch alles Geistige und Geschichtlichen durch die Rassenzugehörigkeit, werden das geistig Europa (samt dem politischen) auf die Weißrassigkeit Europas gründe wollen. Für sie — die Ariomanen — erledigt sich dann eine euro päische Einheit erst recht als ein Unding; denn ist die weiße Rasse no wendig Trägerin einer bestimmten Zivilisation, so wird sie diese Zivili sation überallhin mit sich tragen und „Amerikanismus" vermöchte s wenig ein Etwas darzustellen, das sich als Schöpfung des weißen Amer kanertums dem „Europäismus" entgegenstellen ließe, wie freilich auc die Kultur und Sinnesart der Juden derjenigen der übrigen weißen Ge samtrasse, zu der die Juden, wie ein Blick lehrt, mindestens so gewiß ge hören wie Italiener, Griechen oder Spanier. Wer jedoch den Rasser hypothesen gegenüber seine Kritik bewahrt hat, der weiß, daß Weiß rassigkeit und „Europäischer Geist" weit entfernt sind, sich zu decke Der räumlich und an Menschenzahl gewaltige russische Bezirk gehö bis auf den heutigen Tag nicht (und will in seinen wichtigsten Ver kündern der Vergangenheit und Gegenwart gar nicht gehören) zu den was man „europäischen Geist" nennt. Erst bei den Westflandern, un bei ihnen auch erst in dünnen Oberschichten, beginnt das bewußte un *gewollte* Europäisch-Sein; durch und durch, auch das unbewußte Lebe der breiten Massen durchdringend und bestimmend, war das geistig Europa topographisch westlich von einer Linie ab eine Realität, d man von Stockholm nach Athen ziehen kann. Es umfaßte die Völk und Staaten der Skandinavier, der Deutschen samt des deutschen Öste reich, der Italiener, Spanier und Portugiesen, Franzosen, Englände Niederländer und ihre mannigfachen Konglomerate, wie Belgien od die Schweiz sie vorstellen. Mit anderen Worten, *Geist: Europa ist d alte Abendland.*

Daß dieses alte Abendland sich sehr charakteristisch gegen d Morgenland absetzt, sei zunächst unterstellt; die Frage ist dann, ob sich auch charakteristisch gegen das *neue Abendland* absetzt, welch die kolonisierende weiße Rasse Europas außerhalb Europas aufgericht hat, das weiße Transeuropa, gegen die germano-christlichen un romano-christlichen Völkersiedlungen und Reisegründungen jense der Weltmeere, insonderheit die amerikanischen. Denn nicht me Amerikanismus, das wird ja heute in erster Linie als Gegensatz zu Europäismus ausgespielt: ihn fernzuhalten, ihm gegenüber das eur päische Eigenleben zu bewahren, dies ist eine Hauptbegründung d Europa-Idealitäten in geistiger Hinsicht. Dieses geistige Europa, d Schauplatz der „guten Europäer", wie sie sich selber ein wenig selb

efällig gern nennen, will etwas anderes bleiben als Asien und als
merika.

Das Abendland war im historischen Gegensatz zum Morgenlande
ntstanden, und alle Versuche, das Abendland zu vermorgenländern
wie unter Kaiser Friedrich II., dem Staufer), oder das Morgenland zu
erabendländern (wie unter Peter dem Großen oder Alexander II. von
ußland) blieben in persönlichen Liebhabereien stecken. Immer stärker
ob gerade die „Neuzeit" den abendländischen Geist vom morgen-
ndischen ab; das Abendland wurde immer betonter individualistisch,
ationalistisch und aktivistisch, in eine deutsche Formel gebracht kann
an sagen: persönliches Wirken nach Vernunftgeboten ward immer
usgeprägter die abendländische Lebensmaxime. Ihr gegenüber
ahm sich der morgenländische Geist individualitätsfeindlich, ja
ersönlichkeitsverneinend, ja persönlichkeitsauflösend, irrational und
assivistisch aus, die buddhistische Lehre ist für jeden seine einleuch-
ndste Selbstdarstellung bis zu den äußersten Folgerungen hin, der
slam enthielt seine wesentlichen Elemente, ebenso wie das morgen-
ndische Christentum; das späte Griechentum und Rom sind das
rste eigentliche Abendland gewesen, das mittelalterliche Christentum
and mitten zwischen Abendländischem und Morgenländischem (in
rem Mönchstum etwa beim Morgenländischen, aber in ihrer Scho-
stik wiederum beim Abendländischen). Dann setzt mit Renaissance
nd Reformation das Abendland, setzt „Europa" par excellence ein, der
rotestantismus und am schärfsten der Calvinismus, sind religiöses, das
enken von Cartesius bis zu Hegel ist philosophisches, die Dichtung
on Shakespeare bis zu Schiller ist poetisches Abendland; die franzö-
sche Revolution ist die politische Exposition des abendländischen
eistes. Noch vor ihr freilich hatte dieser Geist seine politische Expo-
tion transeuropäisch vollzogen, in der Gründung der Vereinigten
taaten; hier ward es deutlich, daß das „Abendland" sich bereits von
er europäischen Begrenzung gelöst hatte; jedoch blieb von der Ent-
eckung Amerikas an bis tief ins 19. Jahrhundert hinein die geistige
chöpferkraft, die religiöse, philosophische, wissenschaftliche, künst-
rische, so gut wie ausschließlich europäisch. In diesen drei Jahr-
underten ist das „Europa" westlich der von Stockholm nach Athen
erlaufenden Linie so recht die schöpferische Heimat des abend-
ndischen Geistes gewesen, denn schließlich waren in ihm auch die
leen entstanden, die dann in der Aufrichtung der Vereinigten Staaten
m ersten Male transeuropäisch eine politische Schöpfung hervor-
achten. Amerika bleibt, bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts, ein junger
bleger Europas, der noch keine eigenen Geistesfrüchte trägt; der
endländische Geist blüht und reift in allen Ländern Europas, jenes
Klein-Europa" westlich der Linie Stockholm—Athen.

Aber während schon vom Anfang des 19. Jahrhunderts ab dieses
lein-Europa mit dem Morgenlande zu kokettieren, sich ihm verwandt

zu fühlen beginnt — von Goethes west-östlichem Diwan an, dem Orien und Occident „nicht mehr zu trennen" sind, über Schopenhauer un Eduard von Hartmann bis zum Zarathustra und zu Rudolf Steine hin —, wird es sich von der Mitte des 19. Jahrhunderts ab des Kon trastes zum neuen Abendland mehr und mehr bewußt. Bald sehn süchtig, bald selbstgefällig; Amerika ist bald gelobtes Land, bald Geistes wüste; so steht es ja heute noch. Das Abendländische schein drüben auf den Gipfel geführt, persönliches Wirken nach Vernunft geboten, Individualität, Rationalität und Aktivität nun erst im letzte möglichen Ausmaße verwirklicht zu sein; und demgegenüber bemerk Klein-Europa, Altabendland, daß es *historisch* (gegen rationalistisch) daß es *problematisch* (gegen aktivistisch) und daß es *sozial* (gege individualistisch) sei. Mit diesen drei Merkmalen (sollen wir sagen Gebresten?) setzt sich nunmehr der spezifische, der „gute" Europäis mus vom Amerikanismus ab: die soziale Frage, der Historismus un die Problematik aller Dinge stoßen als altabendländische Besitztüme (Güter, wie die einen, Übel, wie die anderen meinen) gegen den neue an Gegenwart und Zukunft glaubenden, weil in der Gegenwart wirken den und daran sich genügenden, ja sich vergnügenden Geist Ne Abendlands, Amerikas, der ja auch im wesentlichen der Geist Canada Südafrikas, Australiens und Neuseelands ist.

Es ist ein *tragisches* Bild, wie dieses wachsende geistige Einheits bewußtsein Klein-Europas zu der *politischen* Unwirklichkeit diese selben Europas kontrastiert.

Denn wenn Leopold von Ranke die europäische Geschichte als d der Gemeinschaft der romanischen und germanischen Nationen un schrieb, so wissen wir, wie problematisch, welche Fiktion, welche „Ide im unwirklichsten Sinne diese Gemeinschaft, geschichtlich gesehen, is Existiert hat sie überhaupt nur in Gestalt der mittelalterlichen, aben ländischen Kirche; in diesem Corpus christianum ist zeitweilig „Klei Europa" vereinigt gewesen. Sehr zeitweilig, denn wir kennen d schismatischen Unterbrechungen, die Zwei- und Drei-Päpste-Zeite Immerhin, das einzige politische Europa, das — als kleineuropäisch Einheit — einmal existiert hat, ist das papstkirchliche. Neben ihm sin alle anderen Universalversuche, der karolingische, der staufische, d habsburgische noch viel episodischer und relativer, und jeder, bis zu napoleonischen, endet nach kurzem in Auflösung, Abfall und Zerfa Es ist niemals geglückt, was in Amerika glückte: „Vereinigte Staate dauerhaft zu begründen. Es ist immer weniger geglückt, je weiter w in der Geschichte fortschreiten: Die politische Trennung verschär sich immer mehr, die „Nationalstaaten", diese spezifisch europäisch Erfindung, setzten sich immer schroffer voneinander und gegeneinande ab, die Verschiedenheit der *Sprache* wurde immer bewußter herau gearbeitet, immer mehr zum Quell der Gegensätzlichkeit, ja der Fein seligkeit — es ist in allem die umgekehrte Entwicklung wie bei d

ereinigten Staaten, die auch sprachlich sich immer mehr vereinheit-chten: in Europa haben wir uns von der Anerkennung des allgemeinen ebrauchs auch nur einer Zwecksprache immer bewußter entfernt. In em Jahrtausend von 900 bis 1900 hat sich das geistige Klein-Europa, as Altabendland, politisch immer tiefer zerklüftet.

Außerdem aber *sprengte* die politische Entwicklung um 1700 herum ie geist-europäische Einheit. Nur bis dahin gilt, selbst als Fiktion, ankes Formel; von da ab hat sie nicht einmal platonischen Wert mehr. lit dem Emporkommen Rußlands und Preußens als neuer Großmächte i Europa verschiebt sich der politische Schwerpunkt weit vom geistigen eg, von Südwesten nach Nordosten hin! Darf man sich den Schwer-unkt Geist-Europas, des produktiven Altabendlandes, auch heute noch wa als den Mittelpunkt eines Vieleckes denken, das durch die Ecken om, Madrid, Paris, London, Königsberg, Prag, Wien, Zürich bestimmt ird, so ziehen die gewaltigen jungen Kraftfelder Rußland und Preußen ne starke Verlegung der politischen Dominanz nach sich, die zeit-eilig bis an den äußersten Ostrand jenes Geistvieleckes vorschreitet. ı, es ist wohl richtiger zu sagen, von da ab spaltet sich die europäische olitik in eine westliche und eine östliche Seite, deren keine mehr die ıdere dauernd auszuschalten vermag; sie stehen heute so aktuell wie im Rhein-Problem und Weichsel-Problem und Schlagworten wie Westpakt" und „Ostlocarno" vor uns. Politisch ist dadurch Europa cht geeint, sondern nur komplizierter zerklüftet worden, denn auch e Versuche des „neuen Ostens", eine europäische Einheitlichkeit her-ıstellen — z. B. in der Heiligen Allianz — sind Episoden geblieben; ıer Politeuropa deckte sich nun nicht einmal mehr in irgendeiner faß-ıren *Idee,* nicht einmal mehr als stellbare *Aufgabe,* als Mission mit eisteuropa — in Politeuropa ragte jetzt ein gewaltiges Stück Morgen-nd hinein, die politischen Bündnisse kümmerten sich um keine alt-ıendländischen Grenzen mehr, die Entente cordiale spannte Rußland sich ein, der „Weltkrieg" entbrannte um Fragen, die ungefähr gleich ark auf dem westlichen wie auf dem östlichen Kraftfelde des Erdteils ıropa lagen, den deutsch-britischen Gegensatz dort und den österreich-ssischen hier.

Aber nun steigen ja gerade aus dieser jüngsten Katastrophe ıropas (in welcher Amerika die Entscheidung herbeiführte und sich eger wie Besiegte in Europa zu Schuldknechten machte) die Forde-ngen empor, daß es endgültig anders werden müsse. Europa elches?) habe nur die Wahl, sich zu einigen oder unterzugehen; die schichte vollziehe sich nunmehr in Erdteilen, in denen man darum ch politisch denken und handeln müsse; Europa werde nur noch bjekt unter Subjekten in der künftigen Weltpolitik sein können, wenn sich zu einer Einheit zusammenschließe, sich als Erdteil unter Erd-len auch politisch finde.

Alle solche Diskussionen unterstellen, daß es eine der drei mög lichen Realitäten Europa gegeben habe oder noch gebe: das geo graphische, das geistige oder das politische, oder Europa als Erdtei Europa als Kultur, Europa als Politik; mindestens unterstellen sie di Realität eines geographischen oder eines geistigen Europa und leite dann aus beiden oder aus einer von beiden die Idealität, will heißen di Notwendigkeit der Schöpfung einer künftigen Realität Politeuropa her. Vielfach wird eine ökonomische Einigung als Etappe auf der Wege dahin, oder als überhaupt allein realisierbar, aufgestellt; vielfac eine neue geistige Einigung, die Wiedergeburt des bewußten, gute Europäertums als Voraussetzung des Gelingens jeder ökonomische oder politischen Einheit gefordert und betrieben.

Gefordert und betrieben — sehr viel lauter und eifriger als bedac und begründet! Namentlich der *Betrieb,* der Europa-Betrieb, ist sel munter (um eine Floskel aus Thomas Manns „Zauberberg" zu g brauchen), er mutet manchmal ganz — amerikanisch an. Aber da sei Ziel das gute Europäertum ist (auf jeden Fall doch), so kommt er u die ganz spezifisch europäische *Problematik* seiner eigenen Betriebsam keit nicht wohl herum, er muß sie sich aus seinen eigenen Absichte heraus wohl oder übel gefallen lassen.

Also, dies sind die drei Idealitäten, auf die wir stoßen: Die B scheidensten erstreben ein *Zoll-Europa;* die Nächsten, die danach ein Zeitschrift aufgetan haben, ein verjüngtes, wiedergeborenes *Abendlan;* die stärksten Enthusiasten eine politische Einheit, die sie „Vereinig Staaten von Europa", in ihrer wichtigsten, denkerisch kühnsten un praktisch eifrigsten Gruppe aber *Pan-Europa* nennen. Für Pan-Euro existiert bereits ein Verein und eine Flagge: Beides, wie wir Deutsch aus der 48er Episode unserer eigenen nationalen Einigungsgeschicht wissen, so sehr werbende, aber an sich wenig schöpferische Elemente der Politik.

Die Zoll-Europäer haben es leicht, solange sie bei der Parallele des deutschen Zollvereins als einer wichtigen Vorstufe der deutschn Reichsgründung bleiben. In der Tat: Ohne die Flurbereinigung der ökonomischen Landkarte wird jede politische Einigung auf die größtn Hemmungen stoßen. Es gibt ja kaum etwas, das die „Eigenstaatlich keit" so unterstreicht und befestigt, wie der wirtschaftliche Abschluß vn den anderen durch Schutzzölle und Währungsbesonderheit. Was sehn wir um uns herum? Die Tendenz der kleinsten Neustaaten, n Europa ihre eigene Landwirtschaft *und* Industrie durch Hochschutzzölle zu entwickeln, womöglich eigenvölkische Bedarfsdeckung zu erreichn. Überdies sind ein Dutzend neuer Währungen geschaffen worden (die Nachfolgestaaten Österreich-Ungarns sind nun währungsautonom, welcher Triumph! und ebenso die baltischen Randstaaten), die lateinische Münzunion ist begraben, schweizer Franken, Franzosenfranken, Bel-

scher Franken, Lira, alle bedeuten etwas „für sich". Auf einer Auto-
hrt von Danzig nach Marienburg wird man fünfmal auf Paß und Ge-
ick kontrolliert und revidiert. Europa spiegelt in diesen Dingen den
ustand des „Deutschland" vor hundert Jahren wieder, das ja eben-
ıch nur noch ein geographischer Begriff und auch ein fragwürdiger
ar. Damals nun haben die Deutschen sich zuerst in den Zollverein
erettet; ist der Weg dieses nachahmenswürdigen Vorbildes für Europa
icht damit vorgezeichnet? Und wer würde nicht aufatmen, wenn man,
ie in Amerika vom Atlantik zum Pazifik, von Boston bis Los Angeles,
) in Europa vom Mittelmeer bis zum Eismeer, von Moskau nach
ıadrid ohne Visa, Pässe und Gepäckverzollungen reisen könnte? Nun,
ese persönlichen Schikanen mindestens auf das Vorkriegsmaß zurück-
ıführen, liegt wirklich nur an etwas gutem Willen und schlichtem Ver-
ande, die sich aus dem Nationalstaatenrausch allmählich wieder er-
eben sollen. Der deutsche Zollverein aber sprang nicht fertig in
e Welt wie Athene aus dem Haupte des Zeus, sondern bedurfte genau
nes halben Jahrhunderts zu seiner Vollendung — erst 1885 trat ihm
ıdlich auch Hamburg bei, ein Akt, der ohne die politische Reichsein-
eit, die ihm 15 Jahre voraufging, niemals erfolgt wäre. Denn in ihren
änden lag nun Zuckerbrot und Peitsche, Druck- und Entschädigungs-
ittel, und von beiden wurde erfolgreich Gebrauch gemacht. Aber beides
ıtte 50 Jahre zuvor, bei der Gründung des Zollvereins 1835, bereits in
en Händen Preußens gegenüber einer wimmelnden Zahl ihm nachbar-
cher deutscher Zwergstaaten gelegen: Der Zollverein offenbarte wie
chts zuvor die faktische preußische Hegemonie des Preußischen
aates in Deutschland, der die formale nach 35 Jahren, einem
enschenalter, folgen sollte. Wer jedoch möchte eine hegemonische
acht in Europa haben? Damit keine entstehe oder bestehe, sind fast
le Kriege des letzten Vierteljahrhunderts geführt worden, und Zoll-
ıropa auf dem Umwege über die politische Hegemonie eines euro-
iischen Staates wäre selbst den begeistertsten Europäern zu teuer er-
ıuft. Dazu tritt noch ein letzter Unterschied. Er ergibt sich aus dem
esetz der Grenzmaße von Lebensräumen, das sich, ohne so von ihm
rmuliert zu sein, aus Ratzels politischer Geographie ableiten läßt. Ob
n staatliches Gebilde sich ausschließen, also aus sich heraus existieren
ınn, hängt natürlich von seinen Naturschätzen ab — Böhmen ver-
öchte es eher als Brandenburg —, hängt aber auch zusammen mit
iner absoluten Größe. Aus weiten Räumen kann durch Urbarmachung
s Bodens, Anlage und Verteilung von Handelsbestandorten, Städte-
ündung und Binnenverkehrshebung das Vielfache der ursprünglichen
oduktivität herausgeholt werden. Die Grenzen dieser wirtschaftlichen
öglichkeit werden desto enger, je enger die geographischen Grenzen
ıes Staates zueinander wirken, je winziger er ist. Auf deutschem
den gab es zu Anfang des 19. Jahrhunderts eine Masse von Zwerg-
ıatswesen, die ohne ökonomische Allianz namentlich gegenüber der

zunehmenden Industriewirtschaft einfach existenzunfähig wurden. Au ihnen kam der Schrei nach Zolleinigung zuerst, und er tönte dem hege monistischen Interesse Preußens genehm. Gibt es in Europa derle Die Einsicht dafür gibt es jedenfalls noch nicht; vorläufig gebärden sic die kleinsten Neustaaten leidenschaftlich hochschutzzöllnerisch.

Setzen wir aber einmal diese Einsicht als entfaltet; so wird dann er die riesenhafte Auseinandersetzung des innereuropäischen Zollbündni willens mit den transeuropäischen Wirtschaftsverflechtungen der ein zelnen Glieder Europas sich abspielen. Der deutsche Fall Hambu (und Bremen) wiederholt sich dabei, verzehnfacht an Zahl und an Größ der fraglichen Interessen. Europa im geographischen Sinne zeigt un heute nicht weniger als sechs Staaten mit ansehnlichen, teilweise riesen haften Kolonialreichen, transeuropäischen Reichsteilen oder Kolonie: Rußland (mit Sibirien! als Halbasien), England (mit seinem Empire Frankreich (mit Halbafrika!), Italien und Spanien, endlich Holland. E Blick auf diese Reihe zeigt, das Zoll-Europa unermeßlich über Europ hinausreicht. Man kann sagen: Was verschlägt das? Ist Zoll-Europ der Anfang zur wirtschaftlichen Einigung der ganzen Welt, desto e freulicher! Wenn es nur als Kern selber zolleinig wird; und jene tran europäische Verstrickung bewahrt sogar davor, daß Zoll-Europa ein ökonomischen Erdteilchauvinismus züchte, indem es sich als Ganz hochschutzzöllnerisch gegen die übrige Welt abmauert — wie s Friedrich List einstmals für das zollgeeinte Deutschland wünschte.

Ganz recht; wir teilen diese Einsicht durchaus. Nur hält ihr n unserer Überlegung die Befürchtung das Gleichgewicht, daß es un jenen transeuropäisch gebundenen europäischen Mächten solche geb könnte, denen ihre transeuropäischen Interessen lebenswesentlicher sid als einzelne binneneuropäische, wo beide in Widerstreit miteinand geraten. An solchem Widerstreit kann es naturgemäß nicht fehlen, z Kolonisation treibt ja immer der einzelvölkische Egoismus, manchm spielt sogar eine wirtschaftliche Notwehr gegen nachbarliche Staat eine Rolle dabei, und auch ein Reich ohne Kolonialbesitz, ein politisch exklusiv europäischer Staat, wie das Nachkriegs-Deutschland, ist da noch als Wirtschaftsmacht transeuropäisch so vielfältig verflochten, daß ihm unter Umständen (wir nehmen einmal ganz willkürliche Beispiele) die Beziehungen zu Brasilien *näher* liegen möchten, wie diejenigen zu Portugal, und der ökonomische Modus vivendi mit Canada ihm wichtiger sein könnte als der mit Rumänien. Die Maßstäbe von 1835 sind ein weltwirtschaftlich überholt. Nicht einmal das britische Weltreich hat sich darüber schlüssig werden können, ob ihm die eigene Wirtschafts einheit oder die offene Tür zur übrigen Welt wesentlicher ist; und was bedeuten „Handelsverträge"? Sie sind ja ein typischer Ausdruck für die Relativität der nationalen Wirtschaftseinheit; in ihnen kommt zum Vorschein, daß der eine Wirtschaftszweig des Schutzes und der andre der Freiheit bedürftig ist. Im Grunde führen sie *wirtschaftseigne*

chnittlinien durch die Staatensysteme des Erdballs, Schnittlinien, die er Staatengrenzen und der Erdteilgrenzen spotten, sie an der einen telle einebnen und an der anderen Stelle aufhöhen: sie sind ein Merkal der eigentlichen *Welt*wirtschaft, die über alle Volkswirtschaft hinauswachsen, schwerlich sich auf das Gebilde einer Erdteilwirtschaft rückdrehen lassen wird.

So erwünscht also ein Zoll-Europa sein möchte, so lang und uncher sehen wir den Weg dahin, und gelangt er eines fernen Tages ans iel, so wird es am Ende niemand sonderlich merken. Mit anderen orten: die wirtschaftseigene Gliederung der Welt führt kaum zu Erdileinigungen, die mit Bewußtsein als solche vorgesehen oder erlebt erden. Zoll-Europa wird vermutlich Dreiviertel-Asien und Halb- oder anz-Afrika mit in Kauf nehmen müssen. Eine gewaltige Sache! Aber ine europäische mehr. Die „guten Europäer" werden auf dem ökonoischen Wege in sehr gemischte Gesellschaft geraten. Vielleicht geht e Menschheit, trotz allen zwergstaatlichen Hochschutzzollwahns, der chöpfung ganz großer, zusammenhängender Wirtschaftskomplexe entgen, gleichsam geographischer Trusts; es ist schlechterdings undenkr, daß wir an den Grenzen sogenannter Erdteile haltmachen, und diese rdteile werden vermutlich nicht einmal Etappen auf der Bahn jener usts sein, ein so fragwürdiger Erdteil wie Europa wohl am wenigsten.

So etwas wäre überhaupt nur in dem einen Falle möglich, daß der eoretische *Geist* einen Primat vor der Wirtschaft gewönne und die rtschaftlichen Aktionen von ihm gelenkt würden. Mit anderen Worten: oll-Europa muß sein, weil Europa im europäischen Geist eins ist und rum sich auch wirtschaftlich finden muß; das geistige Europabewußtin fordert, und sei es unter größten Opfern auch ein wirtschaftliches nd, wovon weiterhin die Rede sein soll, ein politisches). So etwa hließen alle, welche die Erziehung solchen geistigen Europäertums für e primäre Sorge Europas halten und ohne die Lösung dieser Frage ine wirtschaftliche und keine politische Einigung Europas für glaubft halten.

An der Spitze aller geisteuropäischen Bewegungen marschiert die tholische Kirche. Die Zeitschrift „Abendland" wird in Köln verlegt d in Wien redigiert; sie widmet sich der Wiedergeburt des Abendlandgedankens, des Glaubens an die Lebenskraft jenes Gebildes, das im nterschied vom Morgenland und von Amerika da war und künftig ederum im Unterschied vom Morgenland *und* von Amerika da sein ll. Dieses Altabendland war, wie wir schon feststellten, wesentlich rch die Kirche, die römisch-katholische Kirche, als ihr „Corpus ristianum", eine Einheit; begreiflich also, daß die Abendlandromaner auch für die Zukunft wieder in ihrer Kirche das Fundament des uen, bewußt altabendländischen Europa, Klein-Europas somit, ercken. Diese Kirche selber steht, wenn auch mit traditioneller Vorcht, hinter ihnen. Sie ist heute die einzige wirkliche Macht, die so

etwas wie bewußte Europa-Politik treibt. In jedem Lande sucht sie katholische Macht zu stärken, vorzüglich zu konzentrieren; jedes V soll seine Zentrumspartei haben. Dieser Name, den der politisc Katholizismus Deutschlands durch einen historischen Placierungszu im Sitzungssaal trägt, ist ja inzwischen ganz und gar symbolisch worden: eine Partei der Mitte, grundsätzlich und faktisch, keinem p tischen Extrem zugänglich, bündnisfähig und bündnisbereit n rechts wie nach links, dadurch praktisch schwer entbehrlich und da innerlich ausgleichend, selber eine Art Mikrokosmos der Volksganzh alle Stände und Klassen in sich vereinend und ausgleichend; in letz Linie aber romwillig, den Winken der kirchlichen Obrigkeit gehors sie als höchste Autorität für jegliche Politik des Glaubens und der S anerkennend — und welche Politik wäre nicht an irgendeiner St oder von irgendeinem Punkte aus eine Politik des Glaubens und Sitte! Man erkennt, warum katholische Strömungen und Gründung die sich in dieses Programm nicht willig genug einfügen, von römischen Kurie bekämpft werden — offen, wie die französis „Action" oder mehr hinter der Szene wie der deutsche Jungkatholi mus. Da die kuriale Politik, in katholischer Konsequenz, die Lebe gehalte Nation, Staat, Vaterland als zweite Werte im Vergl zum Christenmenschentum betrachtet, so bildet sie eine natürli Front gegen den Chauvinismus, die Nationalstaatsomnipotenz, die üb schraubte Staatsgeltung überhaupt; dadurch wird sie wie von se völkerverbindend, übernational, kosmopolitisch.

Aber eben: *kosmo*politisch! Der Katholizismus eines Erdt kann ihm schließlich nur eine Provinz im Katholizismus der Erde deuten. Ja, vor 1500, da deckte sich die katholische Welt mit der k europäischen, denn in Asien und Afrika lagen ja nur die Pa Infidelium. Seither aber ist Südamerika ein Kronland der Kirche worden, sogleich nach dem Weltkriege haben Brasilien, Chile sogar Peru ihre Gesandtschaften beim Vatikan zu Botschaften erho in Mexiko freilich tobt heute der Kulturkampf schärfster Observ Aber vom Fortschritt des Katholizismus in den Vereinigten Sta den die starke südeuropäische Einwanderung des letzten Mensch alters begünstigt hat, legte der eucharistische Kongreß zu Chic den die Kirche mit ihrer ganzen unvergleichlichen Regiekunst inszen hatte, ein weithin sichtbares Zeugnis ab. Der Corpus christianum längst aufgehört, ein Corpus europaeum zu sein. Neuabendland ist h und morgen für die römischen Gewalten so wichtig wie Altabendl

Und Altabendland ist zur Hälfte diesen Gewalten entglitten; selbe Epoche, die der Kirche ein Amerika zuführte, zerschlug s Europa durch die Reformation! Dieses evangelische Europa aber sich nie wieder einem katholisch gelenkten Europa unterordnen, weniger denn je, nachdem es selber unter der Führung des lutheris Nordens in eine weltprotestantische Bewegung größten Stils einget

t; und Teilung der Sphäre im Sinne gemeinsamer Beherrschung, ein odernes Corpus panchristianum, lehnt ja Rom ab, wie soeben erst e Encyklika Mortalium Animos verkündet hat. Das Mittelalter ist nwiederbringlich vorüber, auch das Abendland ist seit 400 Jahren ein anseuropäischer Tatbestand, Europa nur seine älteste Provinz, die im rätendenzkampfe zwischen Wittenberg und Rom viel eher noch mehr nseinanderfallen, als geeint werden würde.

Jenseits dieser kirchlichen Romantik ist Geist-Europa auf ganz inzige Zirkel von „Intellektuellen", auf deutsch Zergeistigern, die emals in der Welt etwas einigen und aufbauen, sondern alles, was e anpacken, zersetzen, auf Literaten, Ästheten, auf ein paar Gelehrte ie aber selber morgen mindestens so gern in Harward Gastvorträge lten wie gestern an der Sorbonne) beschränkt. Die praktisch ärksten Einflüsse auf das Leben, Sinnen und Trachten der jungen eneration, namentlich in Deutschland, üben Rußland und Amerika, eses in den praktischen Lebensformen, jenes geistig, grüblerisch, instlerisch, utopisch; diese ganze Jugend gibt sich keine Rechenschaft von, wie wenig altabendländisch, also im eigentlichen Sinne euro- üisch sie lebt, arbeitet, genießt, denkt, sinnt, fühlt, urteilt, wertet. Sie t über das, was sich als europäisch in der Synthese Italien, Spanien, rankreich, England, Deutschland (samt den kleineren romanischen, rmanischen und westslawischen Trabanten) geistgeschichtlich dar- ellt, gänzlich hinausgewachsen. Gibt es für sie einen Weg zu Europa, könnte es nur der Weg einer *neuen politischen Synthese* sein, erfüllt n einem ganz anderen Geist, als das alte gute Europäertum ihn hatte, s eben wirklich „gute alte Zeit" darstellt: nie Wiederkehrendes.

Daher denn auch der starke Erfolg, den die Formel *Paneuropa* nheimste. Ihr erster Wurf, als Graf Coudenhove-Kalergi ihn tat, ar faszinierend. Amerika triumphierte, und Europa steckte im Elend; r dem Untergang konnte es sich nur durch mühsame Abwehr des ssischen Experiments schützen. Schutz vor Rußland, der Anarchie, chutz vor Amerika, der Plutarchie: ergab sich da nicht von selber e Losung: Europa? Jedoch, die ungeheuren transeuropäischen Tat- stände legten sich auch dieser Lösung quer in den Weg.

Coudenhove sah sie an England und an Rußland, die eben darum cht zu Europa gezählt werden können (obschon England so riesenhaft Geist-Europa gehört, daß die europäische Geschichte ohne die glische gerade geistig überhaupt nicht geschrieben werden kann), d er schloß beide, ganz folgerichtig, aus Paneuropa aus. Paneuropa so Festlandskleineuropa, Finnland sein östlichstes, Portugal sein stlichstes Glied. Ist es ausdenkbar, daß dieser Denker Politeuropas e transeuropäische Verstrickung Frankreichs nicht *gesehen* hat, die selber so suggestiv in seine erste paneuropäische Landkarte ein- ichnete: diese Landkarte, aus der wir mit Erstaunen sehen, daß Halb- rika, eben Französisch-Afrika, ein Glied Paneuropas sein wird.

Frankreich kann ja in der Tat nicht ohne sein Afrika in irgendei Kombination hinein, auf ihm beruht seine wesentliche Machtstellun sein „Hundertmillionenreich". Italien aber hat, neben Frankreich, diesem selben Afrika Fuß gefaßt und gebärdet sich dort expansi selbst wenn Frankreich und Italien alle europäischen Reibungsfläch zwischen sich in einem paneuropäischen Zusammenschluß beseitige wie stellt sich Paneuropa zu ihrem afrikanischen? Wofür engagiert sich? Und wofür engagiert sich ein Deutschland, das in Paneuro eintritt, gegenüber einem England, das draußen bleibt, einem Rußlan das draußen bleibt, neben einem Frankreich, das zu Paneuropa gehöi Schützt Paneuropa das Hundertmillionenfrankreich gegen britisc Anfechtungen? Übernimmt Deutschland diese Garantie des Hunde millionenfrankreich gegen England mit? Deutschland soll sich v Rußland und England trennen lassen, um sich in den Verband eins Europas zu begeben, in dem es von Frankreich, Belgien, Dänema Litauen, Polen, Rumänien, der Tschechoslowakei, Italien wie von eine Ring umschlossen wird? Die deutsche Geschichte, um ganz bei d nüchternen Erfahrung zu bleiben, war immer unheilvoll, am Abgrun irrläufig, sobald die deutsche Politik von dem guten Verhältnis Rußland und zu England sich abdrängen ließ oder abgedrängt wur Der siebenjährige Krieg (dieses eigentliche Vorspiel der Reich gründung) stand verzweifelt, als England von Preußens Seite ging u war gewonnen, als Rußland von der Seite der Gegner Preußens gi die Befreiungskriege wurden mit England und Rußland geschlagen, Reichsgründungskriege mit der wohlwollenden Neutralität beider; d Weltkrieg ward gegen England und Rußland geführt, aber aus ihm s Deutschland besiegt, Rußland im tiefsten zerrüttet, England als Pyrrhus-Sieger (der heute mit Amerika um dieselben Probleme vor dem Kriege mit Deutschland ringen muß) hervorgegangen. Pa europa bedeutet für Deutschland, daß es die kleineuropäische Hegemoie des Hundertmillionenfrankreich garantieren hilft, indem es jeder Kombination transeuropäischer Art entsagt.

Dies aber hieße, das deutsch-französische Problem selber vergiften. Denn eine solche Rolle wäre für das Deutsche Reich unerträglich, und es könnte sich auf sie nur in mutlosester Not verpflichten, mit der Mentalreservation, von ihr sobald wie möglich wieder loszukommen. Wir jedoch möchten die internationale Politik von den Mentalreservationen erlösen. Dies scheint uns die Voraussetzung ihrer wirklichen Gesundung und Befriedung zu sein. Wir erblicken den Weg dazu keineswegs über eine Konsolidierung der Erdteile. Im Gegenteil: wir fürchten eine neue Form des politischen Gegensatzes heraufziehen, den *Erdteilchauvinismus,* der sich schon ankündigt: Amerika den Amerikanern, Afrika den Afrikanern, Asien den Asiaten, Europa den Europäern. Neue Abschließung, neue Schlagbäume — neue furchtbare Unheiten, die sich widereinander aufrichten, mit dem Ausblick auf rue

gantische Zusammenstöße. Man kann soweit gehen zu sagen: diese inie liegt am gefährlichsten von den Aufgaben einer wahrhaft fruchtren internationalen Zusammenarbeit ab, sie verläßt die Richtung, in er eine relative Befriedung der Welt für große Epochen ihrer Enticklung gesucht werden muß.

Denn eine erfolgreiche Befriedungspolitik in der Welt kann auf nabsehbare Zeit nur *inter-nationale* Politik im wörtlichen Sinne sein. ewiß ist Nationalstaaterei nicht der geschichtlichen Weisheit letzter chluß; auch sie mag eines Tages durch andere Formen abgelöst erden, aber dieser Tag ist fern. Eben wirkt sie sich ja erst so recht aus; evölkerungen wie die der Vereinigten Staaten entfalten sich immer usgesprochener zur eigentlichen Nation, auch der Nationalcharakter Lateinamerika differenziert sich immer schärfer; die Völkerzwerge hielten ihr Selbstbestimmungsrecht und Deutschland selber steht noch or der Verwirklichung des seinen, vor der Großdeutschen Staatsschöpfung, um die es sich nicht bringen läßt. Wir haben diese Angegenheit in unseren Gedankengängen absichtlich nicht gestreift, weil e mit ihnen an sich nichts zu schaffen hat; Großdeutschland, die Verinigung Österreichs mit dem Reiche, ließe sich auch auf dem Wege ner Paneuropa oder irgendein zusammengeschlossenes Europa vollehen, in paneuropäischen Bahnen wäre sie vielleicht die einzige anihernde Korrektur des großfranzösischen Übergewichts. Die Idee id die Realität Großdeutschlands steht der Idee oder Realität Kleinropas nirgends im Wege. Doch sie erinnert uns an etwas anderes: ß sie nun aktuell geworden ist, liegt am Zerfall Österreich-Ungarns, er großartigste Plurinationalstaat, den die neuere Geschichte kennt, t dem Auseinanderdrängen seiner Glieder nicht länger standzuhalten rmocht! Wir wissen, daß sogar in der Schweiz und auch in Belgien e nationalen Differenzierungen als politische Schwierigkeiten stärker rvortreten als ehedem; überall hat sich das Gravitieren zu den natiolen Kraftfeldern hin beschleunigt. Jedes Volk und jedes Völkchen ll erst einmal Selbständigkeit und Geschlossenheit auskosten. sterreich-Ungarn war gleichsam ein Kleinst-Europa, es enthielt in inen zwölf Nationen Europas germanische, slawische, romanische d finnische Elemente, es faßte sie staatlich zusammen: diese staathe Zusammenfassung ist auseinandergebrochen. Kein Zufall, daß zahlreiche Österreicher, und insonderheit Mitglieder der österreichihen Aristokratie an der Spitze der Europa-Bewegungen stehen; sie auben daran, man müsse ein analoges Gebilde, Europa als eine Art ößtösterreichs wiederherstellen können, denn Austria sollte ja in e ultima sein. Was wirklich die ultima ratio des politischen Erdeises sein wird, wissen wir nicht, aber vorläufig ist Österreich, das weist sein Zerfall, *nicht* diese Ratio.

Sondern diese Ratio ist betont inter-national: *zwischen* den selbndigen Staatsvölkern muß die *Vernunft* entwickelt werden, ihre

Angelegenheiten miteinander friedlich zu ordnen. Und diese Vernu kann sich wirklich nicht nur auf das beziehen, was gerade im räu lichen Gemenge liegt. Gewiß, die unmittelbare Nachbarschaft ist ei der obersten geopolitischen Probleme; so steht es etwa zwischen Fra reich und Deutschland, oder zwischen Deutschland und Polen: entwed sie leben verständig miteinander, oder sie werden einander zerfleisch — zwischen politischen Nachbarn *muß* ein Modus vivendi gefunden we den. Aber sobald es sich nicht mehr um solche Nachbarschaft hand läßt sich die politische Spannung nicht nach Kilometern messen: Cana ist für Deutschland gefährlicher geworden als Spanien, und Südafri kann für uns wichtiger sein als Bulgarien. Hier rückt der zweite gro Verknüpfungsgesichtspunkt nach der Nachbarschaft in unseren G sichtskreis: die Interessenverknüpfung. Über den ganzen Globus h sind heute die Lebensinteressen von Völkern ineinander verschiede artig verflochten. Dabei sind die transeuropäischen Verflechtung schon seit zwei Jahrhunderten (mindestens) so gefahrenschwang gewesen, wie die binneneuropäischen. An diesem Punkte wird es d sittliche Aufgabe der großen und damit mächtigsten Völker sein, die Interessenverflechtungen richtig zu erkennen und bis zum Äußerst friedlich auszutragen — es gibt wahrscheinlich dahin wirklich kein Weg, als die sittliche Ächtung des Krieges in der Welt. Für Deuts land bildet Rußland das klassische Beispiel einer Interessengeme schaft, die geschichtlich so bewertet ist, daß sie sich künftig we durch Dritte auseinanderbringen, noch durch gelegentliche Reibung und Spannungen miteinander aus der Fassung bringen lassen da Endlich muß, bei alledem schon und darüber hinaus, der schlichte g Wille sich stark machen. Er kann auch dort wirken (und hat sch dort vorbildlich gewirkt), wo weder Nachbarschaft, noch eigentl Interessenverbundenheit obwalteten, so zwischen Deutschland u Spanien, besonders in den Situationen des Weltkrieges, und es ist ds, was wir zu unserer tiefen Bekümmernis an Italien noch immer v missen, von dem uns kein wirkliches Interesse scheidet und zu d wir eines geschichtlichen Tages im Verhältnis der Nachbarschaft sto werden.

Dieses Koordinatensystem der Nachbarschaft, der Interess gemeinschaft und des guten Willens scheint mir die Konstruktion ei von der Ratio gelenkten Orbis sehr viel eher zu ermöglichen, als ie Verlegung der internationalen Problematik in die Ebene des Erdte partikularismus und Erdteilchauvinismus. Von allen beteiligten Se her (und die Demokratie macht ja jeden zu einem Beteiligten) sol diese Lebensfragen *betrachtet* werden. Dies ist so grundwichtig: ie zu betrachten: und nicht bloß zu betreiben. Einer der wahrhaft be Europäer, der stärkste Bejaher altabendländischen Geistes, der intim deutschen Kenner des lebendigen Frankreich, mein Kollege und Fre Ernst Robert Curtius in Heidelberg, meinte kürzlich in einem Fens

ischengeplauder: Die Idee Europa sei nun in einen solchen Wirbel on *Betrieb* geraten, daß sie selber darüber unkenntlich zu werden efahr laufe. Und droht dem Völkerbund nicht ein Ähnliches? Da ollen wir uns denn der großen geistigen Kraft der Reflexion, des chöpferischen Vermögens aller wahrhaft kritischen Betrachtung erinnern und uns selber der Weisheit nicht versagen, auf die in geschichtcher Stunde der große Mitbegründer einer neuen völkischen und taatlichen Weltmacht, Benjamin Franklin, sich einmal berufen hat: as Auge eines Meisters kann besser wirken als seine beiden Hände Poor Richard).

Das wahre Gesicht Poincarés.

Von Senator *Anatole de Monzie,*
ehemaliger Minister.

Welch ein seltsamer Einfall von Gignoux war es, Baron Louis m
Raymond Poincaré zu vergleichen. Gignoux betonte zwar, daß es nich
möglich sei, eine vollkommene Parallele zu ziehen, weil der königlich
Minister ein Träumer, ein jammervoller Parlamentarier und ein noc
schlechterer Redner war. Aber diese vorteilhaften Züge, die Poincar
von Baron Louis unterscheiden, genügen nicht, um die glücklich
Bilanz einer so seltsam komplizierten Persönlichkeit, wie sie sich de
Geschichtspsychologen in der Gestalt von Raymond Poincaré biete
zu kennzeichnen. Poincaré, Präsident der Republik, dreimaliger M
nisterpräsident, der immer an erster Stelle in den Reihen der franzö
sischen Demokratie stand, hätte auf diese hohe Stufe der sozialen Vol
kommenheit nicht gelangen und sich dort nicht halten können, ohn
eine dauernde Anspannung des Willens, die eine aufmerksame un
achtungsvolle Betrachtung verdient.

Das Bild, das Thibaudet von Poincaré in seinem bezaubernden Buc
„Die lothringischen Prinzen" entworfen hat, ist trotz oder vielleic
gerade infolge der Stilisierung zu einem Bild von Epinal geworden, da
ebenso gefährlich wirkt wie eine Karikatur. „Poincaré spricht nich
sondern hält Reden ... Der Lothringer, der nach Paris kam, um sic
zum Gesetzgeber aufzuwerfen ... Der Mann des schriftlichen Ve
fahrens ... Das verkörperte Anti-Europa." Diese lebendigen Formel
diese voreiligen Definitionen eines französischen Essayisten sind
Deutschland und in allen Klatschnestern der Ämter als authentisch
Porträts des Staatsanwaltes des Sieges aufgefaßt worden. Auf die
Weise ist die Poincaré-Legende — wie es bei allen Legenden der Fa
ist — durch die kritische Phantasie der einen und die Herdennaivität dr
anderen gebildet worden. Es gab eine Zeit, in der sich diese Legen
zu einem europäischen Alpdruck auswuchs. Die Popularität Briands i
Auslande wurde durch eine achtunggebietende Furcht, die die Gest
Poincarés umgab, gesteigert. In einer etwas grobmaschigen Antithe
wurden die beiden einander entgegengesetzt, die vielversprechene
Weichheit von Locarno mit der Härte der unbarmherzigen Sonntag-

eden verglichen. Die Nationale Union, die die beiden Führer in dem-elben Kabinett vereinte, hat die Fiktion dieser beiden sich bekämpfenden räfte oder dieser Antinomie aus der Welt geschafft.

Das internationale Vertrauen, dessen Briand sich erfreute, hat sich icht im geringsten vermindert, aber das furchtsame Mißtrauen, das oincaré einflößte, ist nicht mehr feststehende Gewohnheit, tief ver-nkerte Vorstellung. Den fremden Beobachtern ist nur eine Art von erlegenheit angesichts eines Menschen geblieben, der seiner selbst so icher, so vollkommen mit sich selbst im Einklang ist, dessen Talent, utorität, Tugend die starre Gradlinigkeit eines Automaten besitzen.

Ich gestehe, daß ich selbst früher diese Verlegenheit empfunden abe, ja sogar mich verleitet fühlte, eine so starre Unantastbarkeit zu erfluchen. Ich gehöre einer Generation an, die die Heiligkeit nur an-rkannte, wenn sie, wie beim Heiligen Augustin, als Abschluß eines türmischen und verworrenen Lebens kam. Wir suchten im Ursprung ller großen politischen Schicksale diese Unruhe, diese Unsicherheit, iese leidenschaftlichen Irrtümer, die die „Confessiones" die qualvollen eburtsschmerzen des Herzens nennen, „tormenta paturientis cordis". iese Qualen sind der Jugend und dem Werden Poincarés vollkommen emd. Sein Leben, seine Laufbahn, seine Bemühungen haben sich auf inem gradlinigen Wege entwickelt, der weder plötzliche Wendung noch ihen Aufstieg kannte.

Das Drama, dem keine Intelligenz entgeht, spielte sich bei ihm im efsten Schweigen, im Innersten seiner Seele ab. Denn es genügt, aymond Poincaré zu sehen oder zu hören, um die Hypothese einer isigen Seele auszuschließen. Sein Blick, wenn er sich ganz natürlich ibt, hat einen Schimmer von Zärtlichkeit, und in der Erregung des iderspruches verrät seine Stimme das innere Rasen. Nach dem eugnis der Menschen, die Gefährten seiner Jugend waren, soll er sehr npfindlich und mitteilsam gewesen sein. So ist er übrigens noch bei inem freundschaftlichen Zusammensein zu zweien geblieben, dem laidoyer des Gefühls zugänglich, voller Freude an einer Anekdote oder nem Witzwort. Er hat nichts von dem steifen und geschraubten oktrinär, als dessen Ebenbild man ihn auffrisierte.

Er ist ein Stoiker des Rationalismus, ein Fanatiker der republika-ischen Pflicht, nach dem Typus, wie ihn Montesquieu sich dachte, als den „Geist der Gesetze" schrieb. Nachdem er sich vor zwanzig hren das von Jules Ferry aufgebaute Ideal zu eigen gemacht hatte, tnahm er ihm auch seine Verhaltungsmaßregeln, seine Ethik und seine hn Gebote: er suchte seine Ehre darin, als der Treuhänder dieses leals zu erscheinen. Seine Ehre? Eine Ehre des alltäglichen Lebens. eugier, Sympathie, Fernsehnsucht, Lockung des Neuen haben um ihn worben, um ihn wie um jeden von uns. Um ihn vielleicht mehr als um e Menschen mäßigen Temperaments, seiner wunderbaren Vitalität ent-rechend. Er hat sich kein Nachlassen, keine Atempause gegönnt,

keine dieser Ausspannungen, die sich die Allerstrengsten in einer Ruhe pause ihrer Arbeit zugestehen. Genügt die Befriedigung des Gewissens um seiner Linie treu zu bleiben? Nein, leider nicht. Die Demokrati urteilt nach dem Schein und verlangt die Aufmachung. Damit ei Staatsmann geehrt werde, genügt es nicht, daß er ehrwürdig sei: er mu noch die Distanz um sich wahren. Man verlangt von ihm Rechenscha über seinen Verkehr, seine Beziehungen, die Intrigen, denen er zur Opfer fallen könnte. Es ist nicht Poincaré, der sich als unmenschlic entpuppt, sondern der Beruf, dem er sich gewidmet hat, der Beruf, de sich in parlamentarischer Sprache die „konstitutionelle Rolle" nenn

Er war ohne Zweifel für diese Rolle, die das Romantische, da Lyrische und die Mystik ausschließt, veranlagt oder vorbestimmt. Poin caré hat immer die mystische Abneigung Voltaires gegen die Meta physik zur Schau getragen. Er hat immer die Reinheit der Prinzipie der Verführung der Ideen vorgezogen. Er neigte immer mehr z Descartes als zu Renan, während Aristide Briand die parlamentarisch Verkörperung von Ernest Renan ist. Das Absolute lockt ihn nich Sein Glaube ist an das Werk gebunden wie der Glaube eines Han werkers und nicht wie die Begeisterung eines Künstlers. Aber d Handwerker strebt das anonyme Dunkel an. Die Bemühunge Poincarés, die Volksvertreter mit den Verdiensten seiner eigene Initiative auszustatten, die er bei allen Gelegenheiten zur Schau trä sind ein Teil dieser heroischen Diskretion, der wir die großen Denkmäl unserer Vergangenheit verdanken. Er hat eines Tages, als er über d Beredsamkeit und die Physionomie von Waldeck-Rousseau sprach, „d Wirkung der Disziplin, die sich über dessen ganzes Leben erstreckte, hervorgehoben. Eine ähnliche Disziplin hat eine ähnliche Wirkung a die Spannung seines Geistes und die Zurückhaltung in seiner Ei stellung zu den Menschen ausgeübt.

Man braucht nur die Memoiren zu lesen, die der frühere Präsidet der Republik veröffentlichte, als er den Palast in den Champs Elysé verließ. Man wird unter der kühlen Vorsicht der Sätze das Beben ein Persönlichkeit fühlen, die sich zurückhält, sich zusammenfaßt, si unterdrückt, um nicht in der Heftigkeit der Urteile das Spontane ds Charakters hervorbrechen zu lassen. Man würde viel lieber das Au geglichene und Maßvolle durch einen Ausbruch, durch eine diesr erhabenen Unkorrektheiten, die uns die großen Menschen näher bringe, zerrissen sehen. Es gibt keinen Ausbruch, es gibt keine Unkorrekthe, aber es gibt auch keine Schwäche. Poincaré hat weder Geschmack n der Sünde, noch die billige Rührung des guten Samariters. Er hat dn Sinn für Gerechtigkeit und den Kult der Freiheit — die ihn auf lar samen Wegen, auf Wegen der Vernunft, zu denselben ethischen Schlu folgerungen führen.

Ich erinnere mich an eine Rede vom November 1898, in der er seie Zweifel an der Gerechtigkeit der Verdammung des Hauptmanns Dreyfs

ssprach und die Intrigen des unzeitigen Militarismus geißelte. „Der triotismus", sagte er, „würde für uns in Kriegszeiten darin bestehen, s an der Seite der aktiven Offiziere zu schlagen. ... Aber was soll in iten des Friedens der Patriotismus anderes sein als nur Achtung vor seren nationalen Traditionen der Freiheit und Gerechtigkeit?" 1898 s 1928! Nach einer Zeitspanne von dreißig Jahren wiederholt er in iner Rede in Bordeaux am 25. März 1928 die Erklärungen vom vember 1898, und zwar mit größerer Unmittelbarkeit, mit größerer ärme und mit größerer Wirksamkeit, als ob er vom Gipfel des Abakten in die Ebene der Menschheit hinabsteigen wollte.

Man braucht nicht die Gründe für diese Wandlung in irgendeinem hltuenden und beruhigenden Einfluß seiner Umgebung zu suchen, nn er ist nur Einflüssen der Masse zugänglich. Er greift übrigens er dem Rat oder den Wünschen der Allgemeinheit vor, als daß sich ihnen unterwirft. Es ist nicht sein Instinkt, sondern ne Intelligenz, die ihn zur Entdeckung der sich im Volke swirkenden Tendenzen führt. Aber es gibt eine gewisse Erbarkeit der Intelligenz, eine Empfindlichkeit des Gehirns, einen ufschwung des Geistes, der einer Intuition des Herzens gleichmmt. Und wenn ein Staatsmann eine gewisse Plattform hoch über n Ereignissen, ganz hoch über dem politischen Kampfe, erreicht , sieht er nur noch eine Stufe über sich, und zwar die der Güte. incaré ist zu einer solchen Stabilisierung seiner Macht gelangt, daß s ihm keinen anderen Traum mehr gestattet, als geliebt zu sein, statt kannt zu werden. Man stelle sich einen Anwalt vor, der, nachdem er l plädiert hat, davon träumt, versöhnend, schlichtend zu wirken, einen ldaten vom Typus des Generals Mangin, der, nachdem er viel kommndiert hat, danach strebt, organisieren zu können. Das ist das chste Avancement, das der Dienst des Friedens den Herzen der mpfer vorbehält. Diese Beförderung wird, wenn nicht die konstitonelle, so doch die historische Rolle Poincarés vervollständigen.

Nach den französischen Wahlen und am Vorabend der deutschen chte ich, der ich so oft ein Gegner Poincarés war und mich nie zum glied seines Hofstaates, falls er einen solchen haben sollte, hergeben rde, eine neue Politik Poincarés prophezeien, in der der Mensch sich ter dem Staatsmann leichter wird erraten lassen, und in der das eben nach Gerechtigkeit und Billigkeit über die Sorge um die zedur und die Koketterie des Rechts triumphieren wird.

Das römische Reich und die Zukunft Englands.

Von *Dr. A. R. Zimmermann,*
Bürgermeister von Amsterdam, ehem. Völkerbundskommissar für Österreich.

Die Historiker beenden die Geschichte der Antike mit dem Fall de römischen Reiches, und damit endet auch tatsächlich die kontinuierlich Entwicklung des Staatslebens der Antike.

In dieser Entwicklung war der wichtigste Faktor die Genesis de römischen Reiches, ein Faktor, der das ganze Werden und Vergehe der Antike beherrschte. Die Geschichte aller Völker und Nationc fällt letzten Endes mit der Geschichte Roms zusammen. Jahrhundert lang haben diese Staaten existiert, haben miteinander Krieg geführ haben den Sieg davongetragen oder wurden geschlagen, wurden vo Revolutionen erschüttert und zerrissen, sind durch monarchistische od republikanische Regierungsformen hindurchgegangen. Aber ihr letzt Ende war das Aufgehen in dem großen Reich, das seinen Ursprung einer kleinen staatlichen Gemeinschaft im Herzen Italiens hatte, sei Macht über die ganze damals bekannte Erde ausdehnte und eine Wel herrschaft gründete, deren Ausmaß und Auswirkung heute noch kau erfaßt werden und die als einzigartig in der Geschichte der Menschh dasteht.

Wenn man daher die Antike in ihrer ganzen Tiefe und in ihre vollen Umfang wirklich verstehen will, muß man sie in Verbindu mit dem Wachstum der Oberherrschaft Roms betrachten. In Angleichu an diesen geschichtlichen Prozeß kann man sagen, daß die moder Geschichte — vom sechzehnten Jahrhundert angefangen bis zur zegenössischen Ära — am deutlichsten und zusammenhängendsten i Lichte der Entwicklung des britischen Reiches verständlich wird.

Aber wenn wir von dieser Voraussetzung ausgehen, dürfen w doch nicht den entscheidenden Unterschied zwischen dem Reich d Antike und dem modernen britischen Reich aus den Augen lass. In keinem Augenblick der modernen Geschichte war die Welt so britis wie sie einst römisch gewesen ist. Die Oberherrschaft Großbritannie hat nie das Ausmaß erreicht, über das Rom verfügte. Rom hat Staat annektiert, die es besiegte — und diese Tatsache hat sich letzten End im Ablauf der Entwicklung als die Quelle seiner Schwäche erwies.

ngland hat einen anderen Weg eingeschlagen. Es bemächtigte sich r Kolonien jener Staaten oder begnügte sich damit, den Gegner zu hwächen.

Obwohl England in zwei entscheidenden Zeiträumen — in dem äteren Zeitabschnitt des Kampfes gegen Napoleon und im Weltkriege imstande war, ein beträchtliches Heer aufzustellen, lag seine wirkhe Macht zur See. Seine Größe wurde durch seine Flotte bestimmt, d mit Hilfe seiner mächtigen Marine beherrschte es seine Überseedlungen und eroberte umfassende Gebiete. Der britische Reichtum, e Diplomatie und eine fähige Regierung haben das übrige getan.

Die franco-britische Opposition beherrschte das achtzehnte Jahrndert. Dieser Geschichtsabschnitt war von entscheidender Bedeutung r die Ausdehnung der britischen Macht. Das Vereinigte Königreich r in der Lage, nachdem es die religiösen Kämpfe und Bürgerkriege erwunden hatte, die es seit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts fwühlten und schwächten, den Grundstein zu einer kolonialen Ausdehnung zu legen, die ohne Präzedenz in der Geschichte dasteht und e hauptsächlich auf Kosten Frankreichs vor sich ging.

Die Niederlassungen in Amerika sind zwar für England verlorengangen, aber die Bedeutung dieses Verlustes sollte sich erst viel säter herausstellen. In der damaligen Lage wurde er in einer nicht beträchtlichen Weise durch den Kampf mit dem republikanischen und iserlichen Frankreich eingeholt, einen Kampf, der sich auf beinahe 2 Jahre erstreckte.

Von diesem Standpunkt aus gesehen bekommen die napoleonischen iege einen besonderen Charakter, und ihr dauernder Einfluß auf die tische Vorherrschaft ist ersichtlich. Die wahre Größe Napoleons gte sich besonders in seinem Werke des inneren Wiederaufbaus nach n Chaos der Revolution. Es gab einen Augenblick in der Zeit, als poleon erster Konsul war, in dem er eine Annäherung an England suchte. Nachdem sein Entgegenkommen erfolglos blieb, trieb ihn Krieg mit der größten Seemacht immer weiter auf dem einmal eingeschlagenen Wege. Er lebte in dem Glauben, daß er durch die vereigte Macht eines ganzen Kontinents England würde besiegen nen. Der Ursprung seines Einmarsches in Rußland ist in diesem anken zu finden. Und dieser Weg war es, auf dem Napoleon seine ßte Niederlage und den Zusammenbruch seiner Macht erleben sollte.

Auf diese Weise war England vom Anfang des letzten Jahrhunderts an der entscheidende Faktor in der Formung der Weltgeschichte. Im Laufe dieses Jahrhunderts hat sich seine Macht konsolidiert, und die Gefahr, die ihm zuerst seitens Rußlands und dann seitens Deutschlands zu drohen schien, wurde überwunden. Man kann wohl sagen, daß im Augenblick des Waffenstillstandes das britische Reich die ganze Höhe seiner Kraftfülle und den Gipfel seiner gesicherten Machtstellung erreicht hat.

Die Eigenschaften, die es den Römern der Antike und den Engländern der modernen Geschichte ermöglichten, ein Weltreich zu gründen sind einander in ihren wesentlichen Komponenten nicht unähnlich.

Beide Völker besitzen den tief eingewurzelten Glauben an ihr Recht die Führung der anderen Völker zu übernehmen. Bei beiden ist deshalb die fast instinktive Neigung ersichtlich, sich gegen den Staat zu wenden, der als Rivale in Betracht kommt. Der afrikanische König der gesagt hat, daß Rom immer der Feind des Staates sein werde, dessen Machtentwicklung am nächsten an die seine heranreicht, war durchaus nicht im Unrecht. Außerdem herrscht in den beiden Ländern ein starker imperialistischer Gedanke vor, und zwar die Idee, daß das Vaterland Anspruch auf jedes Opfer des Einzelnen besitzt.

Im Kriege haben beide Völker eine skrupellose Zähigkeit und eine unerschütterliche Hoffnung auf den endgültigen Sieg bewiesen. So begann Hannibal, wie uns erzählt wird, an seinem Glück zu zweifeln trotzdem er bereits vor den Toren Roms stand, als er erfuhr, daß der Boden, auf dem er sein Feldlager aufschlug, auf die übliche Weise bestellt worden war, und daß die Römer sich darauf vorbereiteten, ein Heer nach Spanien zu entsenden, wo sich die Reservekräfte seiner Expedition befanden. Auf dieselbe Weise haben die Engländer im Weltkriege nicht einen Augenblick lang Zögern oder Zweifel gezeigt, und haben mehr als einmal den Geist und die Zuversicht ihrer Alliierten gestärkt.

In dem einen wie in dem anderen Volke sehen wir eine ungeheure Macht der Anspannung, sehen wir die Fähigkeit, etwas zu schaffen was noch nicht vorhanden ist, falls es die Notwendigkeit der Stunde erfordert. Auf diese Weise hat Rom, das im Anfang nur eine Landmacht war, eine Flotte gegen Karthago geschaffen und bald eine Übermacht zur See erlangt. England, das nur ein Heer von geringer Bedeutung besaß, hat in kurzer Zeit ein Landheer aufzustellen vermocht, das imstande war, sich mit Streitkräften zu messen, die auf eine lange Organisation und militärische Schulung zurückblickten.

Ebenso ist in beiden Völkern das Gefühl für Tradition lebendig, die England nie aufgegeben hat und an der Rom mit derselben Zähigkeit festhielt, selbst nachdem die Republik in eine absolute Monarchie umgeformt wurde.

Und schließlich haben beide Reiche eine stark entwickelte staatsmännische Begabung, die ihr kluges Regieren auszeichnet, und hauptsächlich das Talent, nach erbitterten Kriegen die Besiegten durch eine gemäßigte Herrschaft zu versöhnen.

Man kann daher annehmen, daß bei der Schaffung einer großen Macht ähnliche Ursachen zu ähnlichen Ergebnissen geführt haben.

Aber werden sie auch zu demselben Ende führen? Diese Frage ist schwer zu beantworten. Denn im Falle des einen großen Reichs

ben wir es mit der Vergangenheit zu tun, während es sich bei dem deren um die Zukunft handelt.

Es gibt jedoch auf Erden kein dauerndes Wachstum, keine immer d ununterbrochen aufsteigende Linie. Die Geschichte zeigt uns überall ch dem Aufstieg und dem erklommenen Gipfel des Wohlstandes stieg und Verfall; ewige Gesetze des Steigens und Fallens, Werdens d Vergehens, die für Menschen und für menschliche Gemeinschaften lten.

Im Falle Roms wurde das Ende herbeigeführt, als der nationale danke und damit verbunden der Widerstand des Volkes sich gegen primitive Gewalt der fremden Eindringlinge nicht behaupten konnte. Italien und in der Hauptstadt schrumpfte die ursprüngliche Bekerung auf einen Bruchteil zusammen. Alle Handwerker und Händ, viele Kopfarbeiter und auch einige Vertreter der freien Berufe ren fremden Ursprungs. Dasselbe galt für das Heer. Es war deshb kein Wunder, daß die Streitkräfte an der Grenze nachgaben und d Reich von fremden Stämmen überschwemmt wurde.

Im Britischen Empire, wenigstens im Kernpunkt des Reiches, liegt e solche Entwicklung nicht im Bereich des Möglichen. Aber es ist dkbar, daß es seine Vorherrschaft einbüßen, oder besser gesagt lgsam an ein anderes Volk verlieren wird, das — hier spielt wieder d Ironie der Weltgeschichte hinein — seine maritime und wirtschaftle Macht dem Krieg verdankt, dessen Ausgang Großbritannien die chtentfaltung auf beiden Gebieten zu sichern schien.

Es gilt, kommende Ereignisse abzuwarten, hauptsächlich die wicklung der Verhältnisse in Britisch-Indien und der neuen Bezhungen zwischen dem Mutterland und seiner Überseegebiete. Heute mag noch niemand zu sagen, ob sie zur Stärkung oder zur wächung der britischen Reichsmacht führen werden. Eines jedoch sicher, daß bisher im britischen Volk keinerlei Anzeichen körperen, geistigen oder moralischen Verfalls sichtbar sind. Die Fähigen, die den Aufbau des großen Reiches bedingten, leben noch eschwächt in dem Volke, dessen Fahne dieses Weltreich beherrscht.

Selbst wenn der Tag kommen sollte, an dem auch das britische ch dem Gesetz der Geschichte anheimfällt, wird eine solche Wende — von heutigen Verhältnissen aus gesehen — auf mancherlei Gründe, ch sicherlich nicht auf ein inneres Versagen des britischen Volkes ickzuführen sein.

Feldherr und Staatsmann.

Von Prof. Dr. *Joh. Viktor Bredt,* M. d. R.

Generalfeldmarschall Graf Schlieffen veröffentlichte seinerzeit im Handbuch für Heer und Flotte seinen berühmten Aufsatz „Der Feldherr", der später in seine gesammelten Werke aufgenommen wurde. Im Januarheft dieser Zeitschrift veröffentlichte Generaloberst v. Seeckt seinen Aufsatz „Staatsmann und Feldherr", der jenen früheren Aufsatz gewissermaßen aus den Kriegserfahrungen heraus ergänzt. Eine historische Beleuchtung zu beiden Aufsätzen bieten einige Dokumente, die jetzt im Moltkezimmer des ehemaligen Generalstabes, dem nunmehrigen Reichsministerium des Innern, ausgestellt sind. Mit ihnen sollen sich diese Zeilen befassen.

Graf Schlieffens Aufsatz zeigt uns die ganze tiefgründige Bildung dieses seltenen Mannes. Er beleuchtet zunächst das Verhältnis von Feldherrntum und Königtum und legt dar, daß in alter Zeit nur derjenige wahrer König sein konnte, der auch Feldherr war, daß aber umgekehrt das wahre Feldherrntum zum Königtum führen mußte. Es folgten dann schwierige Zeiten in verschiedenen Staaten, vor allen Preußen, in denen das rechte Verhältnis nicht gefunden werden konnte. „Endlich fand in Preußen das Problem des Feldherrntums seine Lösung. Der König tritt 1866 selbst an die Spitze der von ihm geschaffenen, ihm eigenen Armee. Ihm zur Seite stehen ein Staatsmann und ein Chef des Generalstabes. Keiner der drei Männer erfüllt alle an einen Feldherrn zu stellenden Bedingungen; aber jeder besitzt ein größeres oder geringeres Maß von Eigenschaften, die einen solchen ausmachen, und kann die der anderen ergänzen." Und der Aufsatz schließt mit den berühmten Worten: „Ins wenigstens der Mitglieder des Komités, das gegenwärtig den Feldherrn zu ersetzen hat, muß etwas von dem Salböl Samuels abbekommen haben."

Aus dem Aufsatze des Generalobersten v. Seeckt brauchen die Einzelheiten hier nicht wieder gegeben zu werden. In meisterhafter Weise wird das Zusammenwirken von Staatsmann und Feldherr geschildert, und zwischen den Zeilen stehen die großen Erfahrungen des Krieges auf diesem Gebiete. Zum Schlusse heißt es: „Den Frie-

gewinnen, ist Sache des Staatsmannes; der Feldherr hat Ruhmes ıug, wenn er den Krieg gewann."

Das Verhältnis von Staatsmann und Feldherr ist das entscheidende vesen in der neueren Geschichte Deutschlands. Man kann die Ge- ıichte des Jahres 1866 nicht besser zusammenfassen, als in die ırte des Generalobersten v. Seeckt: „Der Staatsmann richtet an den ldherrn die Frage: Was kannst du? Was können die anderen? Und Feldherr stellt die Gegenfrage: Was willst du? Was wollen die leren?" Für Bismarck war es im Jahre 1866 eine ganz entscheidende ıge, ob Moltke mit der Armee die Österreicher schlagen konnte, denn on war Bismarcks ganze Politik abhängig. Für Moltke war es die scheidende Frage, ob Österreich zerschmettert oder nur friedenswillig nacht werden sollte. Daß Moltke nach der gewonnenen Schlacht bei niggrätz auf Wien rücken wollte, war nur zu begreiflich. Für Bis- rck hätte darin ein Fehler gelegen, denn sein Ziel war erreicht, und mußte unter allen Umständen eine französische Einmischung ver- iden. So fiel Bismarck Moltke in den Arm und schloß den Frieden ı Nikolsburg, der staatsmännisch eine grandiose Leistung war, aber ltke sehr wenig zusagte. Um es mit den Worten von Seeckt aus- rücken: Moltke gewann den Krieg, Bismarck den Frieden!

Im Jahre 1870/71 bestand ein so grundlegender Gegensatz nicht. s Ziel des Krieges konnte nur erreicht werden durch endgültige derwerfung Frankreichs, und hier waren sich Staatsmann und Feld- r einig. Bismarck ging sogar insofern weiter als Moltke, als er eine Beschießung von Paris drängte, der Moltke technische Be- ken entgegenstellte. Beim Frieden sprach dann Moltke insofern mit, er die Annexion des wesentlich französischen Metz verlangte, aus itärischen Gründen, wobei Bismarck sich seinem Verlangen fügte. übrigen trat ein grundsätzlicher Unterschied in der Auffassung der len Männer nicht zutage.

Neben diesen rein politischen Geschehnissen bleibt aber auch die menschliche Seite zu betrachten, und hier bieten jene erwähnten cumente ein sehr interessantes Bild. Sie zeigen uns vor allem das ltteverhältnis der beiden Männer deutlicher, als die geschichtlichen ebnisse es vermögen.

Während die Hauptarmee den Feldzug in Böhmen durchführte, rierte eine kleinere Armee gegen Hannover, zuerst unter dem Befehle Generals Vogel von Falkenstein. Im Bunde mit Preußen war urg-Gotha, und so kam es, daß ein kleineres preußisches Detache- nt unter dem Obersten v. Fabek von Gotha aus gegen die Hannove- er vorging. Die an sich vortreffliche hannoversche Armee war nicht gfertig und ziemlich kopflos geführt, und so kam es, daß schon ge Tage vor der Schlacht bei Langensalza Gedanken an Kapitulation wurden. Das Detachement Fabek hatte es verstanden, eine große

Stärke vorzutäuschen, die den Irrtum der Hannoveraner erklärte u sie in Verhandlungen mit dem Obersten v. Fabek treten ließ. Zu jen Zeit war der Telegraph schon soweit eingeführt, daß auf diesem We eine Verständigung mit dem Großen Hauptquartier möglich war und d Oberst v. Fabek sich auf diesem Wege Instruktionen erbitten konn.

An jenem 23. Juni 1866 — vier Tage vor der Schlacht bei Lange salza, zehn Tage vor der Schlacht bei Königgrätz! — lag die Führu noch durchaus in militärischen Händen, und für den Staatsmann w der Augenblick noch nicht gekommen, an den Friedensschluß denken. Auch eine etwaige Kapitulation der hannoverschen Armee w eine rein militärische Sache, nach deren Erledigung erst die staa rechtlichen Fragen zur Erörterung kommen konnten. So erhielt de auch der Oberst v. Fabek seine Instruktion nicht etwa von Bismar sondern von Moltke. Das Schriftstück, das dann als Telegramm abgi lautet:

Oberst von Fabek, Gotha.

Telegramm von 10,40 erhalten.

Sie sind ermächtigt, abzuschließen, wenn folgende Bedingungen a genommen werden:

1. S. Maj. der König und der Kronprinz mit dem vom Könige u wählenden Gefolge haben freien Abzug nach jedem Orte außerh Hannovers.
2. Die Hannöverschen Truppen marschieren sodann in zu ver redenden Etappen mit Waffen und Gepäck nach Göttingen.
3. In Göttingen werden die Mannschaften in ihre Heimath entlass die Offiziere treten auf Halbsold und wählen ihren Aufenth nach Belieben, behalten Waffen, Gepäck und ihre Pferde.
4. Die übrigen Pferde und Waffen nebst sonstigem Kriegsmate werden in Göttingen nach Entlassung der Mannschaften Preußischen Commissarien übernommen. v. Moltke

Auf diesem Schriftstück ist die Unterschrift von Moltke eigenhändig, Text ist von der Handschrift Bismarcks! Bismarck hat das Telegram auf einem Quartbogen aufgesetzt und mit vielen Durchstreichungen Abänderungen versehen. Von der Handschrift Moltkes ist keine Ab änderung vorhanden. Der Generalstabschef hat ohne alle Änderung unterschrieben, was ihm der Ministerpräsident aufsetzte.

Soweit bekannt, ist kein zweites Schriftstück vorhanden, welches die beiden Männer in solchem Zusammenwirken zeigte. Wohl mögen sich ihre Unterschriften des öfteren nebeneinander finden — aber Bismarck als Konzipist, Moltke als Unterzeichner, das ist einzigartig. Selbst wenn sich aber noch ein zweites Schriftstück finden sollte, das die beiden Handschriften derart vereinigt zeigte, dann kann man sicher sein,

Bismarck wieder der Konzipist sein wird. Daß Bismarck ein Schriftstück sollte ohne Abänderungen unterzeichnet haben, das Moltke ihm hinhielt, das ist bestimmt nicht anzunehmen.

Man kann sich auch heute noch schlecht erklären, wie solches Schriftstück zustande kommen konnte. Die Kapitulation der hannoverschen Armee mit ihren Einzelheiten ging lediglich den Generalstabschef an, nicht den Ministerpräsidenten. Diesen konnte höchstens der Verbleib des geschlagenen Königs mit dem Kronprinzen interessieren. Wenn also trotzdem Bismarck Moltke gewissermaßen vorschrieb, was er zu verlangen hatte, dann konnte der Grund nur in dem stärkeren Willen und der stärkeren Aktivität Bismarcks liegen. Möglich ist es auch, daß Bismarck sich erst im letzten Augenblicke darauf besann, er überschreite hier seine Befugnisse, und daß er deshalb aus Höflichkeit Moltke die Unterschrift anbot. Mag es aber sein wie es will: Bismarck bestimmte die Bedingungen der hannoverschen Kapitulation und Moltke unterschrieb. Und als später, nach der Schlacht bei Langensalza, die hannoversche Armee wirklich kapitulierte, da wurden ziemlich genau die Bedingungen erfüllt, die Bismarck vorher aufgezeichnet hatte.

Bismarck und Moltke sind innerlich niemals Freunde gewesen. Sie konnten es auch nicht sein, denn dazu war ihre Natur zu verschieden. Man braucht nur die Briefe der beiden an ihre Bräute zu lesen, um ihre völlig verschiedene Wesensart zu verstehen. Bei Bismarck wundert man sich zuweilen, mit welchem Feuer dieser gewaltige Mann an die kleine Johanna von Puttkamer schrieb; umgekehrt ist es kein Wunder, daß Johanna den Mann liebte, der solche Briefe schreiben konnte. Bei Moltke wundert man sich zuweilen, daß die Braut solche schulmeisterlichen Belehrungen ohne weiteres hinnahm. Der Unterschied im Temperament zeigt sich in diesen Briefen so deutlich, daß wir es durchaus verstehen können, wenn Bismarck der treibende Teil war und Moltke entweder nachgab oder sich in der Abwehr befand. Moltke war nicht der Mann danach, sich in Angelegenheiten einzumengen, die nicht zu seinem Ressort gehörten. Bismarck war nicht der Mann danach, sich um Ressortkompetenzen zu kümmern, wenn er eine Sache für richtig erkannt hatte. Im vorliegenden Falle mag Moltke auch sachlich einverstanden gewesen sein mit dem Entwurfe von Bismarcks Hand. Er fand aber auch nichts darin, seinen Namen unter das zu setzen, was ihm von anderer Seite vorgeschrieben wurde.

Das Kräfteverhältnis der beiden Großen zeigt sich noch deutlicher in einem Schriftstücke aus dem Jahre 1871. Im Januar war die Lage von Paris immer schlimmer geworden, und Ende des Monats kam Jules Favre nach Versailles zu Bismarck heraus, um mit ihm zu verhandeln. Wie wir aus Moritz Buschs Aufzeichnungen ersehen, war Bismarck in glänzender Stimmung, aß gut und ließ auch Favre Gutes zukommen. Natürlich wurden auch militärische Dinge verhandelt, Bismarck scheint es aber nicht für nötig gehalten zu haben, Moltke genügend zu unter-

richten oder zuzuziehen. Darüber ist es offenbar zu Auseinandersetzungen gekommen, denn Busch berichtet unter dem 25. Januar:

> Nach Favres Weggange kam der Chef zu uns herunter, aß etwas kaltes Rebhuhn, ließ sich dann noch von dem Schinken bringen und trank eine Flasche Bier. Nach einer Weile seufzte er, richtete sich gerade und sagte: ‚Ja, wenn man allein beschließen und befehlen könnte!' — — — Er schwieg eine Minute, dann fuhr er fort: ‚Was mich wundert, ist, daß sie keinen General herausschicken. Ihm (Favre) sind doch militärische Dinge schwer begreiflich zu machen.'

Danach verhandelte also Bismarck mit Favre über militärische Dinge, empfand es aber störend, daß er nicht allein befehlen konnte.

An diesem Tage setzte Moltke folgendes Schriftstück an den nunmehrigen Kaiser und König auf:

> Ich glaube, daß es gut sein würde, mein Verhältnis zum Bundeskanzler definitiv festzustellen. Bisher habe ich dasselbe dahin aufgefaßt, daß der Chef des Generalstabes (besonders im Felde) und der Bundeskanzler zwei gleichberechtigte und voneinander unabhängige Behörden unter Euer Majestät direktem Befehl sind, welche sich gegenseitig in Kenntnis zu erhalten haben. Von meiner Seite ist dies geschehen, von der anderen nicht.
>
> In dieser großen und schweren Zeit hab ich Euer Majestät niemals mit Beschwerden behelligt, und darf mit gutem Gewissen versichern, daß ich stets bemüht gewesen bin, ein freundliches und dienstförderliches Vernehmen mit dem Herrn Bundeskanzler aufrecht zu erhalten. Ich glaube aber Euer Majestät Gerechtigkeit mit der alleruntertänigsten Bitte anrufen zu dürfen, mich gegen die wiederholten und völlig unbegründeten Anklagen des Grafen v. Bismarck allergnädigst in Schutz nehmen zu wollen.

Moltke beklagt sich, mit einem Worte gesagt, darüber, daß er gegen Bismarck nicht aufkommt und sich nicht genügend behaupten kann. Da weiß er nur den Rat, sich an den Kaiser zu wenden — den Dritten in jenem Triumvirat des Grafen Schlieffen. Wilhelm I. ist gar oft in der Lage gewesen, zwischen seinen beiden Ratgebern vermitteln zu müssen. Der schwierigste Fall war Nikolsburg gewesen, wo er im Herzen völlig auf Seiten von Moltke stand, aber dennoch für Bismarck entschied. In diesem Falle hatte er seine grundsätzliche Entscheidung am selben Tage dahin getroffen, daß der Chef des Generalstabes fortdauernd den Bundeskanzler in Kenntnis von den großen Kriegsoperationen zu halten habe, und daß bei Schritten mit politischer Beziehung vorher die Entscheidung des Königs einzuholen sei, ob eine vorherige Beratung mit dem Außenminister stattfinden solle. Das war sehr wenig nach Moltkes Sinn gewesen und in dem obigen Schriftstück wollte er

inem Herzen Luft machen. Er schickte das Schreiben aber nicht ab, zte nicht einmal seinen Namen darunter. Erst nach dreiundvierzig hren wurde der Konceptbogen wieder aufgefunden.

Die beiden Schriftstücke, um die es sich hier handelt, zeigen eines t aller Deutlichkeit: Bismarck war als Mensch der stärkere. Moltke r vielleicht nicht der schwächere, aber jedenfalls der feinere, der sich r in ruhiger Arbeit, nicht im Streite der Meinungen durchzusetzen ver- nd. Was sich in Nikolsburg in gewaltigem Geschehen zeigte, das gte sich bei Abfassung der beiden Schriftstücke in der Kleinigkeit des ges. Moltke lenkte den Krieg, aber Bismarck bestimmte die Richtung.

Nun muß man hiermit einmal die Geschehnisse des Weltkrieges ver- ichen!

Der Reichskanzler v. Bethmann Hollweg stand mit dem General- ersten v. Moltke im besten Einvernehmen, aber der Generalstabschef hob nicht lange im Amte. Mit dem Nachfolger, General v. Falkenhayn, nd der Reichskanzler ebenfalls gut, er betrieb aber aus rein sachlichen Gründen seine Ablösung durch den Feldmarschall v. Hindenburg mit n General Ludendorff. Diese beiden stellten später dem Kaiser die scheidende Frage und erzwangen damit die Entlassung v. Bethmann llwegs. Es kam dann schließlich der Reichskanzler Graf Hertling i Amt, und zwischen ihm und der Obersten Heeresleitung kam es im nuar 1918 zur grundsätzlichen Auseinandersetzung, die stark an die schwerde Moltkes erinnert.

Es handelte sich um die Friedensverhandlungen von Brest-Litowsk, denen die Ansichten auseinandergingen. Der Gegensatz bestand niger zwischen den beiden führenden Männern, als zwischen ihren Hilfen, dem Staatssekretär v. Kühlmann und dem General Ludendorff. Die Sache wurde dem Kaiser unterbreitet an Hand von ausführlichen nkschriften, in denen der beiderseitige Standpunkt zum Ausdruck kam. Schließlich fällte der Kaiser seine Entscheidung in Form eines efes an den Feldmarschall v. Hindenburg. Die entscheidenden Stellen darin lauten:

Daß Soldat und Staatsmann inmitten des gewaltigen Koalitionskrieges, den je die Welt sah, in den einzelnen Fragen der Kriegsziele und der Art, wie sie zu erreichen sind, verschiedenen Standpunkt vertreten, liegt in der Natur der Sache und ist eine alte, durch die Geschichte oft erwiesene Erscheinung, die Mich auch jetzt nicht überrascht hat. Es ist Ihr gutes Recht und Ihre Pflicht, Ihre Ansichten energisch zur Geltung zu bringen, ebenso wie es Pflicht des verantwortlichen Staatsmannes ist, seine anders geartete Anschauung Mir vorzutragen. Die Entscheidung liegt bei Mir. Ich habe daher Ihre Denkschrift dem Reichskanzler zugestellt und lasse Ihnen in der Anlage die von ihm zusammengestellten Bemerkungen abschriftlich zugehen. Ich stimme den darin enthaltenen Ausführungen zu und spreche vertrauensvoll die Erwartung aus, daß es auch Ihnen und

dem General Ludendorff gelingen wird, auf Grund dieser An schauungen *weitere Bedenken fallen zu lassen, um sich unbeeinflu den Aufgaben der eigentlichen Kriegsführung widmen zu können.*

Im Parlamentarischen Untersuchungsausschuß des Reichstage sind diese ganzen Dinge der Gegenstand eingehender Forschung un Verhandlung gewesen. Der vierte Unterausschuß kam dabei zu de Ergebnis, daß der Kaiser hier materiell völlig zugunsten des Reich kanzlers entschieden habe, daß dieser aber nur einen Sieg auf de Papiere davon getragen habe. Das Übergewicht der Obersten Heere leitung war so stark, daß der Reichskanzler sich im Erfolge nicht durch setzen konnte, daß aber auch der Kaiser nicht mehr in der Lage wa wirklich von sich aus entscheiden zu können.

Es war also das völlige Gegenstück zu Nikolsburg, nur mit ve schobener Front. Auch König Wilhelm I. mußte entscheiden, b ziehungsweise die Dinge gehen lassen, wie sie nicht anders geh konnten. Er ließ Bismarck gegen Moltke gewähren und Fried schließen, obwohl er persönlich anderer Ansicht war. Kaiser Wilhelm I. ließ die Oberste Heeresleitung gewähren und den Krieg fortsetzen, au obwohl er persönlich anderer Ansicht war. So hat sich das Triumvir des Grafen Schlieffen in der Praxis herausgestellt.

Nur ein ganz starker, überlegener Monarch war in der Lage, wir lich die Stelle auszufüllen, die ihm staatsrechtlich zukam. War d Monarch dazu nicht in der Lage, dann konnte er nur denjenigen g währen lassen, der der stärkere war und der sich dem anderen gegenüb durchsetzte. Ob dann das wirklich richtige geschah, das konnte nr der Gang der Geschichte im Enderfolge zeigen.

General Clausewitz sagt in seinem berühmten Buche: „Der Krie ist nichts als die fortgesetzte Staatspolitik mit anderen Mitteln." Es m also zunächst eine feste Politik mit bestimmten Zielen vorhanden se mögen sie in einer Eroberung oder in einem Frieden nach dem stats quo bestehen. Diese Auffassung findet sich unzweideutig in dem Au satze des Grafen Schlieffen und dem des Generaloberſten v. Seeck. Ganz etwas anderes ist Ludendorffs Buch „Kriegführung und Politik". Hier wird eine restlose Dienstbarmachung dessen, was er Politik nent, unter die Kriegführung gefordert. Man muß dann aber auch e Folgerung ziehen, daß der Feldherr allein zu entscheiden habe und kan von einem selbständigen Staatsmann nicht mehr reden.

Theoretisch herrscht über das Verhältnis von Staatsmann und Fel herr zueinander kaum noch eine Meinungsverschiedenheit. Aber hin r allem Staatsrechte und hinter aller Theorie stehen die Menschen it ihren Eigenschaften. Hier liegt allemal der wirkliche Schwerpunkt, nit bei den Bestimmungen einer Verfassung. Deshalb sind auch jene beien Schriftstücke so interessant, weil sie uns Bismarck und Moltke ls Menschen zeigen, nicht nur als Staatsmann und Feldherr. Es zeigt sh

ier mit aller Deutlichkeit, daß die stärkere Persönlichkeit sich urchsetzt.

Eines darf man aber bei alledem nicht vergessen: die stärkste Stütze es Staatsmannes gegenüber dem Feldherrn ist ein zielbewußtes Par- ıment. Gegenüber dem festen Willen einer Parlamentsmehrheit ver- agt auch eine starke Persönlichkeit, weil sie keine rechte Angriffsfläche ndet. Auch 1918 wäre vielleicht alles anders gekommen, wenn der eichskanzler eine entschlossene Reichstagsmehrheit hinter sich gehabt ätte. In England ist der Gegensatz zwischen Staatsmann und Feld- err niemals in der Schärfe aufgetaucht wie in Deutschland. Eine feste arlamentsmehrheit ist allemal eine stärkere Stütze als ein Monarch.

Heute im Rückblick erkennen wir in der neuen deutschen Ge- chichte bei diesem Verhältnis vom Feldherrn zum Staatsmann eines der ıtscheidenden Probleme. Nichts kann uns dem Verstehen näher ringen als das Studium dieser Frage, auf die deshalb der Parla- entarische Untersuchungsausschuß viele Arbeit verwendete. Das teressanteste Kapitel in dieser großen Frage ist aber das Verhältnis der iden ganz Großen zueinander: Bismarck und Moltke.

Auf dem Wege einer europäisch-amerikanischen Verständigung.

Von Senator *Henry de Jouvenel.*

Endlich sind die langen Verhandlungen mit den Vereinigte Staaten von Amerika über die Ungesetzlichkeitserklärung des Kriege zu einem greifbaren Ergebnis gelangt. Das ist die wichtigste Bilan dieses Monats und vielleicht des ganzen Jahres, und wir haben alle Grund, sie mit größter Freude zu begrüßen.

Wird die zwischen den Staaten zu vereinbarende Formel seh präzise sein können? Es ist wohl kaum zu erwarten. Aber die En täuschungen, die uns seit einiger Zeit der Völkerbund bereitete, habe uns sehr bescheiden gemacht. Der Friede ähnelt in diesem Frühlin ein wenig den Damen, die sich mit caritativer Fürsorge beschäftige und ihre Dankbarkeit für die kleinste Gabe betonen.

Nachdem es nun feststeht, daß die gegenseitigen Verpflichtunge der europäischen Großmächte und der Vereinigten Staaten die Tra weite der anderen so losen Bindungen, die die Mitglieder des Völke bundes gegenseitig übernommen haben, keineswegs vermindei sollen, müssen wir in Amerika Trost für den europäischen Katze jammer suchen, und für den geringsten pazifistischen Fortschritt vo Herzen dankbar sein.

Der Ausbau des Friedens hat offensichtlich im Laufe der letzte Monate nicht viel an Tiefe gewonnen. Deshalb wollen wir hoffen, da es nun wenigstens gelingt, es durch Ausdehnung gutzumachen.

Der Eintritt Deutschlands in den Völkerbund war zweifellos ei Gewinn. Ein Abkommen der wichtigsten Mitglieder des Völkerbund rates mit Amerika wird ebenfalls als ein großer Vorteil zu buch sein. Wenn wir die Triebkräfte der amerikanischen Politik verfolge, drängt sich uns die Feststellung auf, daß die amerikanischen Staat männer es in erster Linie unbedingt vermeiden wollen, ihre absolu Neutralität gegenüber allen europäischen Völkern zu verwirken u den Anschein zu erwecken, als ob sie irgend eines den anderen vo ziehen würden. Sie stellen sich vor, daß jedes europäische Volk se zu einer Stellungnahme bewegen möchte, um sie in seine eigen

Streitfragen zu verwickeln, und daß wir um ihre Freundschaft werben, um uns ihrer als einer Waffe gegen unsere Rivalen zu bedienen. Vielleicht ist es unsere Schuld, daß wir diesen Eindruck erweckt haben. Es wäre jedenfalls sehr nützlich, wenn wir uns bemühen würden, ihn zu zerstreuen.

Ein Vertrag mit mehreren Staaten ist ohne Zweifel das beste Mittel, Amerika wieder Vertrauen zu Europa, zu ganz Europa fassen zu lassen. Er könnte auch — so unbestimmt er auch sei — dazu dienen, manche Mißverständnisse zu zerstreuen. Er besitzt einen ausgesprochenen psychologischen Wert, den wir nicht unterschätzen dürfen, denn die Psychologie ist in diesem Jahrhundert, in dem die Souveränität der öffentlichen Meinung entscheidend ist, einer der Hauptzweige der Politik.

In einer Reihe von Artikeln in der „Daily News", die sich mit den Gründen der feindseligen Einstellung gegen Großbritannien, die in Amerika immer deutlicher zutage tritt, beschäftigen, hat I. A. Spender die sehr richtige Beobachtung gemacht, daß der Mißerfolg der Flottenabrüstungskonferenz in Genf eine Stimmung geschaffen hat, die heute noch nicht ernst ist, die jedoch zu ernsten Konsequenzen zwischen zwei eigensinnigen und hartnäckigen Völkern führen kann, die sich ebenso leicht wie andere von der Leidenschaft hinreißen lassen. „Die größte Gefahr für die Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und uns ist durch die zweifellose Tatsache gegeben, daß wir uns immer mehr voneinander entfernen."

Ein gemeinsamer Vertrag, der eine Annäherung der beiden Standpunkte ermöglichen würde, könnte ein Umsichgreifen und Verwurzeln der Mißstimmung verhindern. Er würde die Möglichkeit bieten, auf einem neuen Gebiet die heute so schwierig gewordenen Verhandlungen wieder aufzunehmen. Diese Tatsache ist vom Foreign Office sehr wohl verstanden und gewertet worden. Deshalb hat sich auch Chamberlain ohne Zweifel dafür eingesetzt, von Briand eine solche Fassung seiner Note zu erreichen, mit der sich Staatssekretär Kellogg einverstanden erklären könnte. Der französische Außenminister hat sich um so eher überzeugen lassen, da er nie daran gedacht hat, wie man zu Unrecht vermutete, sich das Monopol der guten Beziehungen zu den Vereinigten Staaten anzueignen. Es wäre ebensowenig im Sinne von Briand, das Abkommen zwischen Europa und Amerika hinauszuzögern, wie es ohne ihn sich vollziehen zu sehen. Er hat die Initiative ergriffen und hat Amerika die Ungesetzlichkeitserklärung des Krieges vorgeschlagen. Je mehr Nachahmer diese Initiative finden wird, desto erfreulicher wird es für ihn sein. Frankreich muß ein allgemeines Abkommen zur Ausschaltung des Krieges um so eher herbeiwünschen, da es nunmehr scheint, als ob die Frage der Abrüstung in der Form, wie sie in Genf gestellt wurde, immer schwerer zu lösen wäre.

Die Konferenz, die im vorigen Monat zu Ende ging, war ein Schauspiel internationaler Demagogie, gegen das Lord Cushendun mit Recht

protestiert hat. Die Entwaffnung, wie sie die Sowjets verstehen, hat keinerlei Aussicht auf Erfolg. Sie würde die kleinen Völker auf Gnade und Ungnade den Großmächten ausliefern und als einzigen Maßstab der Sicherheit jedes Landes die Höhe seiner industriellen Technik gelten lassen. Aber andererseits hat die Vorbereitungskonferenz eine Methode empfohlen, deren Verallgemeinerung in der heutigen Stunde besonders schwierig erscheint. Dem Völkerbundsrat fehlt es an Autorität und Übereinstimmung, die nötig sind, um die Völker zu neuen Locarnoverträgen zu bringen. Wir stehen vor der Aussicht, nicht vom Fleck zu kommen, und dieser Mißerfolg würde auf die Dauer die Hoffnungen und die Friedensbereitschaft bitter enttäuschen und vor den Kopf stoßen.

Es steht uns nicht zu, uns der Überlegenheit der Genfer Antikriegs-Organisation über das System des Staatssekretärs Kellogg zu rühmen. Professor Gilbert Murray versucht in seinen in letzter Zeit im „Manchester Guardian" erschienenen Artikeln die These zu vertreten, daß ein mehrstaatlicher Vertrag, den Amerika vorgeschlagen hat, nicht nur in keinem Widerspruch zu den Satzungen des Völkerbundes steht, sondern im Gegenteil als ihre Ausdehnung erscheint. Während die Mitglieder des Völkerbundes sich verpflichten solange keinen Krieg miteinander zu führen, bis nicht alle Mittel einer friedlichen Regelung erschöpft sind, sich jedoch in Wirklichkeit das Recht vorbehalten, es zu tun, falls man zu keiner vollkommenen Übereinstimmung im Völkerbundsrat gelangen sollte, will der Vorschlag von Staatssekretär Kellogg die berühmte Lücke des Artikels 15 ausfüllen und den Krieg auf jeden Fall ausschalten.

Es bleibt noch die Hypothese einer Verletzung des Vertrages. Es ist offensichtlich notwendig, daß im Falle eines Angriffes der Völkerbund dem Angreifer gegenüber nicht unbewaffnet dasteht und seine ganze Aktionsfreiheit wiedergewinnt. Die Erklärungen von Senator Borah beruhigen uns in dieser Hinsicht. Das Memorandum vom 27. Februar dieses Jahres, das Staatssekretär Kellogg veröffentlicht hat, scheint in diesem Sinne gedacht zu sein. Der Diplomatie fällt die Aufgabe zu, die Eventualitäten festzulegen und alle befriedigenden Erklärungen zu erlangen.

Aber es darf nicht geschehen, daß wir um einer rein verbalen Unterscheidung willen zwischen dem Angriffskrieg und dem Krieg als politischem Instrument auf den Vorteil der Tatsache verzichten, daß Amerika sich entschließt, aus seiner Isolierung herauszutreten, die wir so sehr bedauert hatten.

Hier bietet sich uns die große Gelegenheit. Noch nie war die Stunde günstiger. Noch nie brauchten wir Amerika mehr, als es heute der Fall ist. Der Völkerbund ist in eine Sackgasse geraten. Auf einmal öffnet sich der Weg. Man darf ihn nicht verbauen lassen. Wir müssen uns den Satz des Staatssekretärs Kellogg zu eigen machen: „Ich will nicht glauben, daß die Bestimmungen der Völkerbund-

atzungen als ein Hindernis für die Zusammenarbeit der Vereinigten Staaten und des Völkerbundes in den gemeinsamen Bemühungen zur Ausschaltung des Krieges aufgefaßt werden können." Auch wir können s nicht glauben. Diese gemeinsamen Bemühungen der Vereinigten Staaten und des Völkerbundes haben wir schon seit 1919 gefordert. Nur diese Zusammenarbeit kann uns aus einer Situation retten, die mmer verworrener wird. Nur sie kann uns gestatten, das internationale Recht auf festen Grundlagen aufzubauen. Staatssekretär Kellogg zieht s in Betracht, Senator Borah tritt dafür ein. Die Vereinigten Staaten, ie seit Beendigung des Krieges Europa den Rücken zudrehten, haben ich uns auf eine Aufforderung von Briand wieder halb zugewandt. Zum erstenmal scheinen sie unseren Ruf vernommen zu haben. Es st nicht der Moment, ihnen unsererseits den Rücken zuzuwenden. Wir ätten beinahe diesen Fehler begangen. Wir haben noch zeitig genug egriffen, wie ungeheuerlich er wäre. Der Streit über Worte und Prä- ungen hat sich beruhigt. Wir hoffen, daß man nicht von neuem damit eginnen wird. Wenn wir uns mit Amerika verständigt haben, um den Krieg unmöglich zu machen, wird es uns im Falle einer Verletzung der Verträge viel leichter sein, uns mit Amerika gegen den Angreifer zu erbünden.

Die Liberalen und die Labour-Partei.

Von *Mary Agnes Hamilton.*

Der Zusatz zum Wahlgesetz, der vor kurzem im Unterhaus a genommen wurde, wird das Gesetz vom Jahre 1918 ergänzen, das A stimmungsrecht bei Parlamentswahlen auf beide Geschlechter ausdehn und uns endlich zu einem wirklich allgemeinen Wahlrecht verhelfen. D Pluralwahlrecht bleibt zwar bestehen, aber die lächerliche Bestimmu des Jahres 1918, die nur Frauen nach vollendetem dreißigsten Leben jahr zur Wahlurne zuließ, ist aufgehoben worden. Auf diese Wei werden ungefähr fünf Millionen Stimmberechtigte, davon die meisten obwohl nicht alle — Frauen unter dreißig, die Wählermasse ergänze So wird der Grundsatz der Gleichstellung der Geschlechter, der zuer von der Labour-Partei befürwortet wurde, die ihn schon im Jahre 19 auf ihr Parteiprogramm setzte, durch die konservativste Regierung, d Großbritannien seit den siebziger Jahren besaß, und in einem Unte haus, das vierhundert Konservative, hundertsechzig Labour-Mitglied und fünfzig Liberale zählt, durchgeführt werden. Dieselbe erzkonse vative Regierung hat den Weg zur Verstaatlichung der Kraftquell durch das Elektrizitätsgesetz vorbereitet und das Radio zu einer sta lichen Institution gemacht. Sie zieht nicht die logischen Konsequenz ihrer eigenen Handlungen — aber die Handlungen sind da und könn nicht weggedeutet werden.

Der späteste Wahltermin ist der 30. Oktober 1929. Die Wahl können und werden jedoch wahrscheinlich vorher stattfinden, obwo es nicht anzunehmen ist, daß es sehr viel früher der Fall sein wi Nach den neuen Wahlgesetzen brauchen die Listen, die die Nam der neuen stimmberechtigten Wähler enthalten, nicht vor Mai 19 vorbereitet zu werden. Aus dieser Bestimmung ist ersichtlich, daß e Regierung — was auch verständlich genug ist, — keinen Grund sie warum sie sich beeilen soll, sich dem Urteil der Wählerschaft zu unt werfen. Es ist kaum anzunehmen, daß die neuen Wahlen ihre Stellu im Unterhaus verbessern werden, denn sie kann kaum stärker sein s es heute der Fall ist, oder über eine sanftere Mehrheit verfüg In den Nachwahlen hat sich deutlich gezeigt, daß das Volk mit keinem besonderen Enthusiasmus die Ergebnisse der Regierungsarbeit quittirt.

Das Saldo ist wirklich nicht besonders erfreulich. Im Inlande fortdauernde Arbeitslosigkeit und im Auslande eine langsame und fortschreitende Verflüchtigung des Prestiges infolge der anmaßenden Oppositionsstellung Sir Austen Chamberlains, die noch durch den Chauvinismus von Winston Churchill angespornt wird — ein solches Bild ist zweifellos nicht dazu geeignet, bei welchen Volksschichten es auch sei Beifall auszulösen. Die konservativen Parteiführer haben dies klar erkannt, und es werden sicher nicht ihre Verdienste sein, auf die sich die Regierung in der Stunde der Abrechnung stützen wird. Sie wird sich einfach auf das Versprechen einer leichten und unkritischen Ausdehnung des Gesetzes zum Schutze der Industrie beschränken. Vom taktischen Standpunkt aus wird dies ein sehr geschickter Schachzug sein. Die Nachteile einer Schutzzollpolitik mit der darauf folgenden Erhöhung der Lebenshaltungskosten sind von den Arbeitern Großbritanniens in vollem Ausmaß begriffen worden. Die Wahlen vom Jahre 1923 haben es ein für alle Mal bewiesen, daß eine solche Politik die Wirkung eines Boumerang ausübt. Sie hat damals zum Sturz der Tory-Regierung geführt, und sie wird in dieser Form wohl nicht mehr angewandt werden. Ganz andere Ergebnisse jedoch sind von einer Ausdehnung des Industriegesetzes auf eine weite und allgemeine Basis zu erwarten. Hier brauchen nicht die allgemeinen Freihandelsargumente aufs Tapet gebracht zu werden. Es wird im Gegenteil möglich sein, in jedem Wahlkreis den lokalen Arbeitern ein verlockendes Angebot zu machen, das ihnen ihren eigenen Vorteil klar vor Augen führt und sie der Mühe enthebt, sich um alles weitere zu kümmern. Angesichts der vorherrschenden Arbeitslosigkeit wird dieser geschickte Angriff auf lokalen Eigennutz seine Wirkung nicht verfehlen. In praktischer Anwendung wird eine solche Politik sowohl im Hinblick auf die Korruption wie die Verschiebung und Umschichtung der Industrie von viel ernsteren Übeln begleitet sein, als es bei einer Schutzzollpolitik der Fall ist, denn sie besitzt alle ihre Nachteile neben den eigenen Schattenseiten. Sie würde de facto die Durchführung der Schutzzollpolitik innerhalb der vier Winkel der berühmten Baldwinschen Verpflichtung ermöglichen. Dies ist eine Form von Wahrhaftigkeit, die für ihn charakteristisch ist; dem Buchstaben treu, wirft er den Geist über Bord. Eine solche Politik würde jedoch den Kandidaten die Möglichkeit geben, den Wählermassen etwas zu bieten. Sie hätten festen Boden unter den Füßen, während es ihren Gegnern einzeln genommen schwer fallen würde, sich in dem Kampf zu behaupten. Es gibt Hitzköpfe in der konservativen Partei, die so fest an die reiche Ernte glauben, die sich durch eine ungeschminkte Ausbeutung des lokalen Eigennutzes einheimsen ließe, daß sie darauf brennen, es sofort zu versuchen. Aber es gibt dort auch taktische Schlauköpfe, darunter manche sehr schlaue sogar, die es vorziehen, an dem festzuhalten, was sie heute besitzen und diese Peitsche für die Labour-

Partei in Bereitschaft halten, sobald die Zeit für die Kraftprobe ge kommen sein wird.

Für die Labour-Partei, sage ich — denn es ist die Arbeiterpartei vor der sie Angst, — und manche von von ihnen sogar eine höllisch Angst — haben.

2.

Die Wahlaussichten bilden heute das Grundthema aller Gespräche obwohl die Wahlen vielleicht erst in achtzehn Monaten stattfinden werden. Dieses Thema ist unendlich und wechselnd wie das Meer Die Spannweite der Gespräche ist unbegrenzt, denn die Unsicherheit der Lage ist besonders groß. Man trifft sogar, wenn auch selten Liberale, die so tun, als ob ihre Partei unbegrenzte Möglichkeiten vor sich hätte. Die Labour-Partei sieht vor sich eine Regierung, die nicht eine Mehrheit im Verhältnis von 3:1 gegen sich im Unterhause hat wie es im Jahre 1924 der Fall war, sondern die eine wirkliche Mehrheitsregierung ist, die über vollkommene Aktionsfreiheit verfügt und von den Liberalen jede vernünftigerweise zu erwartende Unterstützung bekommt, wie sie zum Beispiel ein solches Dokument wie der Bericht der liberalen Industrieenquete darstellt, der bis auf den Namen sozialistisch ist, sozialistisch im wirtschaftlichen, mit einem Aufguß von (politischem) Wasser. Die Konservativen ihrerseits hoffen, nach den im Zeichen des Industrieschutzgesetzes stattfindenden Wahlen wieder zur Macht zurückzukehren, obwohl selbst die Optimistischen unter ihnen damit rechnen, daß ihre Mehrheit geschwächt werden wird.

Um die ganze Unklarheit der Lage zu erkennen, braucht man sich nur die Zahlen der letzten Wahlen anzusehen.

Zuerst die Wahlen von 1924. Obwohl die konservative Partei eine überwältigende Mehrheit im Unterhaus besitzt, hatte sie weder jetzt noch früher die Mehrheit der Wähler hinter sich. Im Jahre 1924 wurden 7 385 000 Stimmen für die konservativen Kandidaten abgegeben, 5 470 000 Stimmen für die Labour-Partei und 2 982 000 für die Liberalen.

Im Jahre 1923 beliefen sich die konservativen Stimmen auf 5 359 000, die Labour-Stimmen auf 4 384 000, die der Liberalen auf 4 251 000.

Auf diese Weise war im Jahre 1924 die Gesamtzahl der Labour-Stimmen (die der Partei nur 150 Abgeordnete verschaffte) größer als die Gesamtzahl der konservativen Stimmen im Jahre 1923, durch die die Tories 200 Abgeordnete bekamen. Außerdem ist in der Zeit von 1923 bis 1924 die Zahl der Labour-Stimmen, die fast die gleiche war wie die der Liberalen, plötzlich gestiegen, während die Zahl der liberalen Stimmen noch jäher fiel und noch viel stärker in der Abnahme der Zahl der liberalen Sitze zum Ausdruck kam. Im Jahre 1922 wurde die Labour-Partei zur offiziellen Opposition. Im Jahre 1923 folgten ihr die Liberalen dicht auf den Fersen, aber im Jahre 1924 mußten sie das

nnen aufgeben. Die liberale Partei schrumpfte auf einen Bruchteil zu-
mmen, und wie ein Witzbold damals sagte, hätte man ihre Mitglieder
einem Autobus verfrachten können.

Diese unerhört schnelle Abnahme war wie im Falle der Labour-
rtei, die im Jahre 1924 zwar Sitze aber nicht Stimmen verlor, zum
il auf ein bloßes Wahlpech zurückzuführen. Das Glück, Sitze durch
ringe Stimmendifferenzen zu gewinnen, hat im Jahre 1924 besonders
Konservativen begünstigt. Ihre Kandidaten haben sich im Durch-
hnitt eine viel geringere Zahl von Stimmen sichern können, als es
i den Abgeordneten der Labour-Partei oder der Liberalen der Fall war.
i den Liberalen jedoch waren die Hauptfaktoren dieses Zusammen-
ches innerer Natur. Es war in erster Linie ihr Abkommen mit den
nservativen, das zugegebenermaßen nur zu dem Zweck geschlossen
rde, um die Labour-Regierung aus dem Sattel zu heben; zweitens
Spaltung in ihren eigenen Reihen, und drittens, was noch viel
chtiger war, die Tatsache, daß die politischen und hauptsächlich die
rtschaftlichen Ereignisse sich weit über ihr Auffassungsvermögen
aus entwickelten.

Der zweite und dritte dieser Faktoren sind heute noch wirksam.
ch der erste hat noch nicht seine Gültigkeit verloren. Trotz des
nzen Geredes von dem Aufleben der Liberalen und ihrer Unab-
ngigkeit ist das Abkommen mit den Konservativen in einigen Wahl-
eisen noch in Kraft, hauptsächlich im Norden Englands. In Lanca-
re ist zum Beispiel Sir Herbert Samuel, der große Exponent der
eralen Unabhängigkeit, für einen Wahlkreis aufgestellt worden, in
n er als Nachbarn zwei liberale Abgeordnete des reinen Koalitions-
us besitzt, die in jedem Fall ihre Wiederwahl den Tory-Stimmen
danken werden. Außerdem gibt es in dem ganzen Land ein noch
mer wirksames konservativ-liberales Abkommen bei Lokalwahlen, in
nen die Bekämpfung des Sozialismus immer mehr zur Wahlparole
rd.

Der Kampf gegen den Sozialismus, der das Wesen des Abkommens
n Jahre 1924 ist, bedeutet den Tod der liberalen Partei, solange er
ch hinausgezogen werden mag. Er bedeutet das Aufkommen eines
blems, das heute eine wirkliche und beherrschende Frage der
litik ist und das früher oder später die Liberalen als die überflüssige
telpartei ausschalten muß. Die liberale Partei ist schon heute, so
in sie auch ist, hoffnungslos in ihrer Stellungnahme gespalten. Ein
l der Partei hält an dem intransigenten Individualismus der sechziger
re fest, der andere, und zwar der, der die begabtesten Köpfe der
rtei vereinigt, hat sich dem Sozialismus so angenähert, daß man fast
einen terminologischen Unterschied feststellen kann.

In Wirklichkeit widerspricht die Existenz von drei Parteien dem
tinkt des britischen Charakters und in erster Linie der nationalen
liebe für das „fair play" und ist daher nur als ein vorübergehendes

Phänomen zu betrachten. Die Labour-Partei war imstande, die A neigung des Wählers gegen ein Verschwenden seiner Stimme an ei Partei, die keine Aussichten auf Bildung einer Regierung hatte, überwinden — in erster Linie dank der Tatsache, daß für einen groß Teil ihrer Wähler das politische Bekenntnis die Glut einer religiös Hingabe besitzt. Hier liegt das Geheimnis des unerhört schnell Aufstiegs der Arbeiterpartei, die erst im Jahre 1900 als Partei gebild wurde. Die Stellung der Liberalen als einer Mittelpartei wird sich, n Ausnahme der Nachwahlen, als höchst verhängnisvoll für sie erweise

Heute scheinen sie jedoch viel stärker, als sie es in Wirklichk sind. Dieser Punkt muß besonders betont werden, weil er den au ländischen Beobachtern der englischen Lage sowohl in Europa wie den Vereinigten Staaten aus mannigfaltigen, meist historisch Gründen leicht entgeht.

Der liberalen Partei gelingt es, eine höchst imposante Fassa zur Schau zu tragen und Ansprüche zu machen, die kaum der poli schen Wirklichkeit entsprechen. Ihr Führer — ein Führer, den ein T seiner eigenen Anhänger, sowohl Parteimitglieder wie Abgeordne mit einer größeren Begeisterung ablehnen als sie für irgendein Punkt ihres Parteiprogramms aufbringen — ist einer der begabtes Reklamekünstler unserer Zeit. Lloyd George hat den Instinkt für Aufmachung und ein großes Verständnis für die breite Öffentlichk Er hat einen ausgezeichneten Manager in seinem ersten Wahlagen gefunden. Er hat Geld genug, mehr als genug, und seine Partei verf über eine Presse, die in garkeinem Verhältnis zu ihrer wirklich oder eventuellen Wahlstärke steht. Die Gruppe, die die fusionier „Daily News", „Westminster Gazette" und den „London Evening St" besitzt, verfügt über nicht weniger als achtzig Provinzblätter. Ei andere große Londoner Tageszeitung, die „Daily Chronicle", die ei sehr große Verbreitung in dem kleinen Mittelstand und der Arbeit klasse hat und die jetzt im Besitz von Marquis Reading ist, wird as schließlich im Sinne von Lloyd George geleitet, wie es auch bei en „Daily News" und der „Westminster Gazette" der Fall ist, obwohl ie „Westminster Gazette" vor der Verschmelzung ihm keineswegs freud lich gesinnt war. Daneben haben die Liberalen im „Manchester Gu dian" ein Aktivum, um den sie jeder, der sich eine gute Meinung von er Presse erhalten will, beneiden kann. Die Provinzpresse ist zur Hälfte, mindestens dem Namen nach, liberal. Außerdem besitzen sie die „Nation", und auch die besseren Sonntagszeitungen sind libral gefärbt.

Man braucht nur diese Zeitungsmacht mit der der Labour-Partei zu vergleichen. Im Unterhaus ist die Labour-Partei dreimal so stark wie die liberale. Im Jahre 1924 hat sie zweimal so viel Stimmen erzielt. Aber die Oppositionspresse besitzt nur eine einzige Tageszeitung, den „Daily Herald" und zwei propagandistische Wochen-

riften, den „New Leader“ und den Glasgower „Forward“. In der vinz ist sie überhaupt nicht vertreten.

Neben diesem bedeutenden Aktivum der gewaltigen Presseunterstützung übt der Liberalismus, als Erbe einer großen historischen dition in den Institutionen unseres Landes fest verwurzelt, noch en großen Einfluß auf die Klasse der Intellektuellen aus, die Bücher d Artikel schreiben und die ganze Autorität ihrer Stellung in die gschale des Liberalismus werfen. Hier muß jedoch eine Einränkung gemacht werden. Weder der ungeheure Aufmarsch der hriftsteller auf den verschiedenen Gebieten, die das liberale Etikett gen, noch die als liberal geltende Presse sprechen mit einer Stimme. s Wort „liberal“ deckt eine große Spannweite der Meinungen, angen von der äußersten laisser-faire-Stellung, die der typische libe- Kandidat F. W. Hirst, der Autor des „Lebens von John Morley“ und lerer Bücher, einnimmt, bis zu der Forderung weitgehender Rationalirung, die ein anderer und noch typischerer Liberaler, W. T. Lay-, der Herausgeber des „Economist“, vertritt. Im Unterhaus selbst mmt bei jeder Entscheidung ein Drittel der winzigen liberalen Partei der Labour-Opposition, das zweite Drittel mit der konservativen gierung und der Rest hält sich von der Abstimmung fern. Dies ist n Ausnahmefall, sondern es wiederholt sich immer wieder. Diese ltung in den Reihen der liberalen Partei taucht bei jeder wirtaftlichen Frage auf und muß mehr oder minder verhängnisvoll auf Stellung in der Wahlkampagne wirken, sobald ein großes, alles errschendes wirtschaftliches Problem alle politischen Fragen überatten wird. Und die ganze Entwicklung drängt die wirtschaftliche scheidung immer mehr in den Vordergrund.

3.

Die Tatsachen stellen die britische Wählerschaft vor eine ziemeinfache, jedoch alles entscheidende Alternative. Das Problem n auf eine höchst einfache Weise dargelegt werden: Soll das Land dem alten Wege fortfahren oder verlangen die Umstände eine Umnung, eine fundamentale Anpassung an eine neue Welt, mit einer daraus ergebenden vollkommenen Revision, ja letzten Endes Umung der heutigen Methoden? Dieses Problem wird von allen nachklichen Menschen aller Klassen und in erster Linie innerhalb Arbeiterklasse so stark empfunden, daß es jedes andere in den tergrund verdrängt. Der Schutz der Industrie ist im wesentlichen Versuch, die Frage auf ein Nebengeleise zu schieben. Politisch rochen wird sich wohl die starke Position, die dieses Schlagwort „Schutz der Industrie“ schafft, schwer bekämpfen lassen, aber für Lage der großen Ausfuhrindustrie und ihrer Arbeiter ist es so utungslos, daß sehr viele glauben, der Durchschnittswähler sei wirtschaftlichen Fragen zu geschult, um sich mit diesem Köder

fangen zu lassen. Bis jetzt hat dieses Schlagwort in den Nebe wahlen keine besondere Zugkraft bewiesen, und an sich ist die ganze „Schutz-der-Industrie"-Bewegung nur ein Geständnis, daß d Umstände etwas Neues erfordern, so kindisch auch die Auffassun dieses „Neuen" sein mag.

Diese Frage ist eher durch die Wucht der Tatsachen selbst a durch Propaganda in den Vordergrund gerückt worden, obwohl d Propaganda der Labour-Partei diese Entwicklung beschleunigt hat. D wirksamste Argument war durch die Erfahrung des Durchschnitt menschen gegeben, da nach dem Abebben der Kriegskonjunktur d wirtschaftlichen Argumente mit ungeheurer Wucht in unser täglich Leben eingriffen. Eine Arbeitslosigkeit von noch nicht dagewesene Ausmaß und nie geahnter Beharrlichkeit hat ihr drohendes Antli erhoben, und es ist noch nicht gelungen, diesen Spuk zu zerstreue. Von Jahr zu Jahr, seit 1921, ist das Aufblühen des Handels verkünd worden, aber bis jetzt hat es sich nicht verwirklicht. Die Mensch beginnen sich ernsthaft die Frage zu stellen, ob letzten Endes wirkli dieses Aufblühen von selbst kommen wird, wenn wir uns nur in G duld fassen, und sie fangen an, es zu bezweifeln. Sie fühlen, daß e Situation etwas mehr als bloßes Abwarten erfordert, daß sie Hande und zwar ein Handeln nach ausgesprochenen Richtlinien verlangt. S erinnern sich an den Wohlstand, dessen sich unser Land in den erst Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts erfreute, und sie frag sich, ob er ein zufälliges Geschenk der Vorsehung war oder sich n erster Linie auf eine rechtzeitige Anpassung des britischen Produ tionsapparates an die wirtschaftlichen Kräfte und Tendenzen der Zi zurückführen läßt. Heute tauchen andere Kräfte und Tendenzen a und man wird vor die Frage gestellt, ob es nicht notwendig sei, e entsprechende Anpassung an die neue Lage zu versuchen.

Diese Gedankengänge haben den Sozialismus in den Mittelpun des politischen Kampfes in England gestellt. Er ist nicht länger e rein akademische Frage. Die Labour-Partei vertritt eine bewußte H herrschung des nationalen Lebens und eine Anpassung an die Nt wendigkeiten der Stunde. Sie hat einen Plan, ein Ziel, eine Idee. Es ist der tiefste Grund, warum sie zur Oppositionspartei geworden st und eine Oppositionspartei bleiben wird, bis sie wieder zur Regieru gelangt. Ebenso wie im Jahre 1924 die Labour-Partei allgemeines Vr trauen gewann, weil man fühlte, daß sie es verstand, internatio le Fragen zu behandeln, so fühlt man heute, daß sie weiß, wie man ie Fragen der Volkswirtschaft anpacken soll. Ihr Plan mag vielen nß fallen, aber man muß allgemein zugeben, daß er wenigstens in bestimmtes Programm bedeutet. Und dieses Programm ist die Lebes substanz der politischen Auseinandersetzung. Es wird zum Kamf objekt der nächsten Wahl werden und wird die Entscheidung her führen, wie es im Jahre 1924 der Fall war, ganz unabhängig davon, ie

ele Sinowjew-Briefe man einführen wird, um die allgemeine Auf-
erksamkeit von der wesentlichen Frage abzulenken.

Hier wird die Entscheidung fallen, denn „wer nicht für mich ist,
t wider mich". Man fragt sich, wie heute der Liberalismus dazu steht.
an kann wohl sagen, erst auf dem einen Bein und dann auf dem
deren. Man nehme zuerst den Bericht der Industrieenquete. In
esem Bericht heißt es, daß die Schwierigkeiten unseres Außen-
ndels darauf zurückzuführen sind, daß „das neunzehnte Jahrhundert
dgültig vorbei ist und wir uns dem zwanzigsten Jahrhundert an-
ssen müssen". Die „wesentliche Schwäche ... liegt in dem eigen-
nnigen Festhalten an veralteten Methoden, Ideen, Traditionen, das
einer allgemeinen Organisierung der Industrie führt, die der Prü-
ng der durch das zwanzigste Jahrhundert geschaffenen Lage nicht
wachsen ist". Aber noch mehr: „wir müssen bereit sein, den ganzen
ufbau unseres Wirtschaftslebens umzuformen". Auf diese Weise
ssen die Liberalen die ganze sozialistische Kritik gelten. Wenn es
ch jedoch um das Heilmittel handelt, um den neuen Aufbau, dann
eigern sie sich, sich zum Sozialismus zu bekennen. Ihre Diagnose
t von wunderbarer Richtigkeit, aber vor der Behandlung schrecken
e zurück. Und so segnen sie und fluchen, klatschen Beifall und
hnen, während der wirkliche Kampf zwischen den Konservativen
f der einen und der Labour-Partei auf der anderen Seite geführt
rd, die beide genau wissen, wo sie stehen.

4.

Die britische Politik ist, wie sie es immer war, zum großen Teil
n den Persönlichkeiten abhängig. Und im heutigen Augenblick hat
e für den Psychologen den einen großen Vorteil: es ist eine engere
eziehung zwischen den Persönlichkeiten der Parteiführer einerseits
d dem Inhalt des Programms, dem Geist ihrer Politik und ihrer An-
nger andererseits vorhanden als es früher der Fall war. Die Führer
nd wirkliche Exponenten der Gefährten. Disraeli und Gladstone
ben die entscheidenden Fragen verwirrt, weil keiner für sein psycho-
gisches Material wirklich geeignet war. Der eine war durch Tempera-
ent, der andere durch Geist dem Sozialismus näher als dem Konser-
tivismus oder dem Liberalismus. Jeder hat in seine Partei den
men einer neuen Idee gesät, die ihr fremd war. Später haben zuerst
e Imperialisten und dann die soziale Reformbewegung das Man-
estertum zersetzt wie Chamberlain den Konservativismus. Aber in
anley Baldwin, Ramsay Macdonald und Lloyd George besitzen Kon-
rvativismus, Labour-Partei und Liberalismus Führer, die diese Ge-
chtspunkte in ihrer eigenen Ausdrucksform und auch in der ihrer
nhänger mit einer ungewöhnlichen Genauigkeit und Präzision ver-
rpern.

Ein intelligenter Konservativer hat mir unlängst gesagt: „Unse Partei braucht einen mittelmäßigen Führer, sonst scheitern wir an d Klippen." Da der Konservativismus heute rein negativ ist, hatte vollkommen recht. In Baldwin hat die Partei den Exponenten dies Mittelmäßigkeit, die sie braucht, gefunden, einen wirklich mittelmäßig Menschen, durch keinen Schuß von Fremdartigkeit, durch kein Sp der Einbildungskraft, durch keinerlei Ahnung einer anderen Welt a seiner eigenen getrübt. Dieser typischen Fähigkeit verdankt dieser vo kommen durchschnittliche Geist seinen Aufstieg. Es gibt ebenso wer Auffälliges in seinem Lebenslauf wie in seinen Reden. Sie zeigen d Mann aus guter Familie mit der durchschnittlichen Universitätsbildu Das ist alles. Nichts Besonderes, nichts Eigenes, mit Ausnahme ein seltsamen, fast kindischen Selbstsicherheit und einer Unzugänglichk für die Meinung der andern, die ihn von Zeit zu Zeit zu so erstau lichen Mißgriffen verleitet, wie z. B. sein vor einigen Jahren e gebrachter Vorschlag, man müßte sowohl unsere Ausfuhr wie uns e Einfuhr einschränken, oder seine Bemerkung an die Grubenarbeiter n Jahre 1926, daß nicht nur ihre Löhne, sondern auch die der ande Arbeiter herabgesetzt werden müßten. Sein Lebenslauf ist ein ebe unbeschriebenes Blatt. Nach einem langen Zeitraum vollkomme Belanglosigkeit als Vertreter eines gesicherten Wahlkreises in d schläfrigen Westen Englands bekam er die Honorarstellung eines pa mentarischen Privatsekretärs bei dem damaligen Präsidenten des Bo of Trade und hatte in dieser Stellung einige Erfolge zu buchen — ie sich nicht auf seine geistigen Fähigkeiten, sondern auf seine liebes würdige Art zurückführen ließen, da nichts weiter als Liebenswürdig von ihm verlangt wurde. Während des Krieges war er lange Sekr des Schatzamtes. An sich hätte dies eine sehr wichtige Stellung wer können. In seinem Falle war es mehr oder weniger eine Sinekure, da er nichts anderes zu tun hatte, als die Ergebnisse der Arbeit des w lichen Finanzsekretärs, Sir Hardman Lever, der damals absichtlich m Hintergrunde der offiziellen Bühne wirkte, für den Gebrauch des Un hauses in angenehme Phrasen zu kleiden. Baldwin hat zwar, als die Zeit gekommen war, die Koalition im Oktober 1922 zerschlagen, er in Wirklichkeit kam der Anstoß dazu nicht von ihm, sondern on Bonar Law. Als Bonar Law starb, war Baldwins Nachfolge der dut lichste Fall eines faute de mieux. Er war Bonar Laws rechte Hnd gewesen und unterschied sich von ihm nur in einem Punkt — in se beharrlichen Weigerung, Lord Beaverbrook zu dulden. Bonar Law hte nie den verhängnisvollen Fehler einer Wahl auf Grund der Parole des Schutzzolles begangen. Einen solchen Fehler, der ihm dann half, die angestiftete Verwirrung in den Beziehungen zwischen Deutschland nd Frankreich anderen zur Lösung zu überlassen, wird Baldwin cht wiederholen. Seither hat er eine rein negative Stellung eingenomen. Unter seiner Führung ist der Konservativismus immer mehr zur ati-

zialistischen Partei geworden. Aber auch da überläßt er den anderen litz und Donner. Da er in einer Zeit zur Macht kam, als unser Volk, s schon immer ein gewisses Mißtrauen gegen die Klugheit hatte, ch an ihrem Übermaß bei Lloyd George den Magen verdorben hatte d auch Churchill der Klugheit verdächtigte, machte Baldwin aus iner Dummheit, aus der Tatsache, daß er den Durchschnittsmenschen präsentiert, eine Tugend, und zwar tat er es mit einer Beharrlichkeit, r nicht ein Beigeschmack von Schläue fehlte. Er besitzt die oberichliche Gutmütigkeit, die den „guten" Großgrundbesitzer oder Arbeitber im Verhältnis zu seinen Untergebenen charakterisiert, solange e seine Untergebenen sind und es deutlich dokumentieren. Er besitzt ch diese charakteristische gänzliche Unfähigkeit eines Großgrundsitzers oder Arbeitgebers, wenn er die Arbeitnehmer als gleichgestellt handeln soll. Seine Verworrenheit in Wirtschaftsfragen, sein manlnder Sinn für Wirklichkeit ist manchmal, wie z. B. in den Reden, e er im Laufe der Grubenaussperrung im Jahre 1926 hielt, erhreckend. Baldwin vertritt die negative Obstruktionspolitik in ihrer ärksten und intransigentesten Art. Daß die Ministerpräsidentschaft ihrend einer Krisenzeit in der Geschichte unseres Landes einer lchen Mentalität anvertraut wurde, ist um so verhängnisvoller, da ein oßer Teil der öffentlichen Meinung ebenso wenig wie er selbst überupt das Vorhandensein einer solchen Krise ahnt. Er ist eine vollmmen englische Gestalt; aber solche typischen Repräsentanten nglands haben Großbritannien in den Krisenzeiten seines Schicksals e zu retten vermocht.

Meistens waren es Schotten oder mindestens Männer, die einen huß schottischer Einbildungskraft besitzen. In der Labour-Partei r das schottische Element sehr stark vertreten, wie es bei einer rtei selbstverständlich ist, deren Hauptbemühung darin besteht, die nge zu Ende zu denken, sie miteinander in Verbindung zu bringen, d Metaphysik auf die Politik anzuwenden. Diese Hauptsträhne wird bstverständlich durch andere gekreuzt und scheint sich oft in dem werkschaftsgewebe zu verlieren. Aber selbst in diesem Gewebe ist vorhanden, wie das irrationale Element der Leidenschaft, das für Reihen der Parteianhänger charakteristischer ist als alles, was Natur der Sache nach mit ihr zusammenhängt. Als Vertreter ses intellektuellen Zusammenhangs und der geheimen Leidenschaftlichkeit ist Ramsay Macdonald ihr vollkommener Exponent.

Während Baldwin seine Herrschaft über die Tories behält, weil anderer, irgendeiner mit einer ausgesprocheneren Persönlichkeit, die Anhänger in Parteigruppen zerspalten würde, behält Macdonald die Herrschaft über die Sozialisten aus einem anderen Grunde (wohl auch hier dieses Argument in zweiter Linie Geltung hätte), zwar, weil in ihm alle positiven Fähigkeiten seiner Partei verschmolzen sind. Er verkörpert sowohl physisch wie intellektuell ihre

vielfältigsten Elemente. Das Malerische seiner Erscheinung v
schleiert die Härte seines Geistes und erlaubt ihm, ein rationelles P
gramm und eine rationelle Taktik einer im allgemeinen in Laune
Tat irrationellen Masse aufzuzwingen. Im Grunde ein Realist, ist
— oberflächlich gesehen — wenn er auf der Tribüne steht, ein S
timentaler. Er appelliert an die vox humana, indem er ni
anderes tut, als die Sätze des sozialistischen Katechismus aus
spielen. Er kann die Zuhörer zu frenetischer Begeisterung hinreiß
obwohl er im wesentlichen nie das Gebiet des Durchführbaren
läßt. In seinem ganzen aktiven politischen Kampf, der sich über m
als dreißig Jahre erstreckt, hat er mehr als irgendein anderer dazu
getragen, eine Partei zu schaffen, ihr ihre Organisation, ihr
gramm und ihr Wesen zu geben. Die religiöse Note, die für
britische Arbeiterschaft so charakteristisch ist, zeichnet auch ihn
Er hat auch dasselbe tiefe Gefühl für Tradition. Er hat einen sta
historischen Sinn, mit einer Vorliebe für das historische Zeremo
Er gießt mit großer Freude neuen Wein in alte Flaschen
schreckt sowohl aus emotionellen wie aus intellektuellen Gründen
allem, was revolutionär ist, zurück. Er brauchte nicht Rußland,
zum Reformisten zu werden. Er hat den Kommunismus in einer
bekämpft, in der es für einen Labour-Führer besonders gefährlich
und es ist das Ergebnis seiner Arbeit in den Jahren von 191
1921, daß der Kommunismus in der britischen Politik heute ein
geringe Rolle spielt. Obwohl er immer versucht, seine Wählers
zu überzeugen statt sie zu erschrecken und nach der Ansicht
seiner Anhänger viel zu sehr dazu neigt, den Mittelstand zu be
tigen und den oberen Klassen zu beweisen, daß sie ebenso
Sozialisten wie die Proletarier sein können, vermochte er es zu
hindern, daß das Programm und die Taktik der Labour-Partei in Si
heit gewiegt und mechanisiert wurden. Dieses Ergebnis ist auf
gewisse faszinierende Wirkung seiner eigenen Persönlichkeit zu
zuführen, die noch in der Phantasie seiner Zuhörer, durch
physische Attribute — die schöne Erscheinung und die ergr
schöne Stimme, die ihm eine angeborene persönliche Vornehm
verleihen — gesteigert wird. Sein anscheinend zufällig romanti
Aussehen läßt die Labour-Doktrin romantisch erscheinen und
auf diese Weise den breiten Volksmassen, die Medizin des sch
Denkens zu schlucken.

Nach dem Schotten kommt der Walliser. Daß Lloyd Geor
der Vertreter des Liberalismus, wie er wirklich ist, (und nicht wie
Liberalen ihn haben wollen) erscheint, ist selbstverständlich, den
hat ihn sonst zu dem gemacht, was er heute ist? Er hat den Lib
mus zur Koalition geführt und kann ihn wieder aus ihr heraus
Er ist zugleich das Hauptaktivum und das Hauptpassivum

artei. Es gibt noch einen großen Teil der öffentlichen Meinung in ngland, der dem Mann, der „den Krieg gewann", weder vergeben och vertrauen kann. Eine Anspielung auf diese Tatsache genügt, um iele Engländer gegen ihn stimmen zu lassen. Lloyd Georges größter ehler ist seine Klugheit. Man hat nicht das geringste Vertrauen zu m. Die Gründe dieses Mißtrauens brauchen nicht aufgezählt zu erden.

5.

Selbst die optimistischsten der liberalen Kandidaten glauben nicht, aß die neuen Wahlen unter allen Möglichkeiten, die in ihrem Schoße erborgen sind, die einer liberalen Mehrheit bergen. Diese Mögchkeit wird nicht einmal ernsthaft in Betracht gezogen.

Andererseits ist die Labourregierung, auf eine unabhängige Mehreit gestützt, eine Möglichkeit, obwohl kaum eine Wahrscheinlichkeit. ie britischen Wahlkreise besitzen einen großen Teil politisch rückchrittlicher Gebiete, hauptsächlich in den ländlichen Bezirken, wo die abour-Partei kaum angefangen hat, den Boden vorzubereiten. Obwohl re Stärke in den industriellen Gebieten sehr schnell wächst, ist eine lare Mehrheit, die sich nur durch einen Umschwung der öffentlichen einung bewerkstelligen ließe, keineswegs sicher. Eine Mehrheit *gegen* ie jetzige Regierung ist schon heute vorhanden, aber noch keine Mehreit *für* irgendeine andere. Es ist damit die Wahrscheinlichkeit gegeben, aß nach den Wahlen ein Gleichgewicht zwischen der konservativen nd der Labour-Partei vorhanden sein wird, sodaß sich die Bildung ner Regierung, sei sie konservativ oder sozialistisch, nur unter linzuziehung der Liberalen ermöglichen ließe. Mit anderen Worten: ie Situation von 1923 kann sich noch einmal wiederholen. Es wird cherlich ein Unterschied vorhanden sein, und zwar wird die Labourartei entschieden stärker sein als damals, aber, ceteris paribus, die iberalen werden in der Mitte stehen und eine entscheidende Rolle zu pielen haben, indem sie sich auf die eine oder andere Seite stellen. nd das ist gegenwärtig das günstigste Ergebnis, auf das die liberalen nhänger rechnen können.

Was ist nun zu erwarten? Lloyd George neigte in letzter Zeit im roßen und ganzen den Richtlinien einer künftigen Zusammenarbeit it der Labour-Partei zu. Der berühmte Bericht über die Industrieiquete kann als ein Beweis dafür angesehen werden. Er ist das Werkeug einer künftigen Zusammenarbeit mit der Labour-Partei. Deshalb ißbilligt ihn ein Teil der Liberalen, und zwar diejenigen, die die alte oalitionspolitik vertreten und von den Konservativen bei der Abimmung abhängig sind. Sie begreifen, daß eine solche Zusammenrbeit eine Bindung der Liberalen als eine Art von rechtem Flügel der abour-Partei und ihre Auslieferung an die Sozialisten in dem großen ntisozialistischen Kampf bedeutet. Diese Eventualität ist ihnen ver-

haßt. Aber was können sie tun? Werden sie stark genug sein, um di liberale Unterstützung in die Wagschale der Konservativen zu werfen

Zwei Dinge liegen jedenfalls klar vor unseren Augen. Die Arbeite partei, die ihre eigenen Ziele verfolgt, keine Konzessionen macht, nich um ein Haarbreit von den sozialistischen Forderungen abweicht, wir in die Wahlen mit dem Programm einer künftigen Regierung hinein gehen, einem Programm, das ausschließlich auf ihrer eigenen Übe zeugung, auf ihrer eigenen Auffassung der Krise, die sowohl im I lande wie im Auslande unsere Heimat bedroht, aufgebaut ist. Vor de Wahlen wird man eine Zusammenarbeit mit den Liberalen kaum in Auge fassen. Eine solche Zusammenarbeit ist vorher nicht notwendi Auf der Seite der Labour-Partei sind weder die entsprechenden Vo bedingungen noch der Wunsch nach ihr vorhanden. Nach einer d Wahlen mögen Umstände entstehen, in denen eine liberale Unterstützun für ein unmittelbares Aktionsprogramm durch die parlamentarische La bedingt sein wird: die Unterstützung einer ausgesprochenen Labou Politik. Wenn sich diese Eventualität ergibt, wird man ihr schon begegnen wissen. Aber in der Zwischenzeit kämpft die Labour-Parl ihren eigenen Kampf, und der Liberalismus, obwohl in der Lage d „tertium gaudens" befindlich, verbirgt eine große Unsicherheit i Grunde seines Herzens.

Die Zukunft der europäischen Kultur.

Von *Jean-Richard Bloch.*

I.

Das wesentliche Problem, das immer wieder unsere Generationen beunruhigt, die Frage, die immer wiederkehrt, lautet: Wohin führt uns unser Weg, oder besser gesagt, wo steuert Europa, das moderne Europa hin? Bevor man sich an die Beantwortung dieser brennenden Frage herwagt, muß man zuerst versuchen, eine Definition zu finden, was denn Europa sei und was das Wesen des modernen Menschen ausmache. Einer der bedeutendsten, aber auch extremsten und paradoxalsten Denker unserer Zeit, Miguel de Unamuno, hat vor kurzem geschrieben: „Der Mensch, der von der letzten Angst, der ewigen Unruhe befreit ist, der Mensch, auf dem die Sphinx nicht mehr lastet, ist das Ideal des modernen Europäers. Er kommt auf die Welt, um das Glück in sich selbst und für die anderen zu suchen. Er glaubt, daß ein Mensch in erster Linie versuchen soll, glücklich zu werden." In den Augen dieses Spaniers ist der moderne Europäer der dreifachen Ehrfurcht vor der Wissenschaft, vor dem Leben und vor dem Glück unterworfen. Paul Valéry gibt uns eine andere Definition: „Überall, wo der europäische Geist vorherrscht, taucht das Maximum von Bedürfnissen, von Arbeit, von Kapital, von Ertrag, von Ehrgeiz, von Macht, das Maximum von Veränderung der äußeren Natur, das Maximum der Beziehungen und des Austausches auf. Dieses Gesamtbild der Maxima ist Europa oder das Bild Europas." Ein anderer Zeuge unserer Zeit, der lange Jahre im Orient gelebt hat, der wichtigste Zeuge des Dramas, das heute Europa in Widerspruch zu Asien stellt, Silvain Lévy, hat uns in seinem letzten Buche „Indien und die Welt", das sehr viel beachtet wurde, daran erinnert, daß bis zur Renaissance Morgenland und Abendland in derselben Mystik, der Mystik der Heilslehre, verschmolzen. „Der Mensch suchte und verfolgte den Weg, der ihn durch seine Werke und durch seinen Glauben nach seinem Tode (nach seinem Tode!) zu ewiger Glückseligkeit, zum Paradies der Auserwählten, zum Aufgehen in Gott, zum vollständigen Sich-Auslöschen führte. Die Renaissance hat eine neue Mystik geboren, die Mystik des Fortschrittes. Ein natürliches

Gesetz, durch Erfahrung der Jahrhunderte gesichert, will, daß die Reih der Generationen sich von Etappe zu Etappe dem idealen Glück an nähert und infolgedessen ein immer größeres Maß der Wahrheit in de Ordnung der Wissenschaft, ein immer größeres Maß der Gerechtigke in der Ordnung der Gesellschaft verwirklicht."

Wohlverstanden, das ideale Glück, aber nicht nach dem Tode, da Glück im Leben, das Glück auf Erden.

Nach dem Spanier, dem klassischen Franzosen, dem Orientalisten möchte ich noch einen vierten Zeugen zitieren, einen Pyrenäer, Deni Saurat, der, nach England verpflanzt, Milton, Spencer, Blake un Shelley studiert hat und zu der Feststellung gelangte, daß sie, w auch Byron in seinem wundervollen Cain in mehr oder mind durchsichtigen Symbolen die Empörung des Menschen gegen das göt liche Gesetz, den Aufstand des irdischen Geschickes gegen das eva gelische Versprechen, den Protest des irdischen Lebens gegen das Je seits besungen haben, für das Recht der menschlichen Kreatur a Glück eingetreten sind, und unserer armseligen Leiblichkeit, über d alle Kirchenväter seit Paulus ihre Flüche ergossen haben, zu ihre Recht verhalfen. Er hat auch noch darauf hingewiesen, daß der U sprung dieser Gedankenwende auf die Renaissance zurückzuführen i, das heißt auf die Epoche, in der der griechische Humanismus, d platonischen Texte und der seltsame Zohar wieder entdeckt wurd.

Der Europäer, dessen Definition wir suchen, wäre also ein junge, ungezügeltes Tier, das höchstens vier Jahrhunderte alt ist. (Was si vier Jahrhunderte angesichts der zwanzig Jahrhunderte der christlich, der vierzig Jahrhunderte der jüdischen, der sechzig Jahrhunderte d ägyptischen Vergangenheit!) Wenn wir versuchen, diesem jungen Tr das Horoskop zu stellen, sehen wir, daß es das Licht der Welt un dem Zeichen Roms erblickt hat. Denn es heißt: „Überall, wo d römische Reich geherrscht hat, überall, wo seine Macht fühlbar wur, und selbst überall dort, wo dieses Reich Furcht, Bewunderung oder N ausgelöst hat, überall, wo die Majestät seiner Institutionen, seiner G setze oder die Würde seines Beamtentums erkannt, nachgeahmt o sogar seltsam nachgeäfft wurde, überall dort taucht auch der europäis Geist auf. Rom ist das Muster einer organisierten und stabilen Mac."

Selbst das Christentum, als es sich des Abendlandes bemächti, unterwarf sich dem römischen Gesetz. „Es breitet sich im Flußbett r lateinischen Macht aus, nimmt Formen des römischen Reiches an. s macht sich sogar seine administrative Struktur zu eigen. Es nimmt Rom alles, was es ihm nur nehmen kann, macht es — und nicht Jerusalem — zum Sitze seiner Macht. Es entlehnt ihm selbst seine Sprache. Derselbe Gallier, der Cäsarenpräfekt ist, schreibt in reinem Latein die schönen Hymnen zu Ehren des Gottessohnes, der als Jude und als Untertan Herodes' geboren wurde. Hier haben wir fast schon einen vollendeten Europäer: ein gemeinsames Gesetz, ein gemeinsamer Gott,

asselbe Recht und derselbe Gott als einziger Richter für die Zeit, als ichter für die Ewigkeit".

Aber weder Rom noch die Renaissance haben den Menschen voll-ommen emanzipieren können. Der Humanismus hat ihn nur von inem moralischen Imperativ befreit. Die letzte Befreiung war Aufgabe nd Rolle Napoleons.

II.

Napoleon hat uns die Offenbarung eines neuen Menschheitsideals ebracht, durch sein Leben und Sterben ein Bild ohnegleichen des enschlichen Schicksals gegeben. Bis Napoleon haben andere enschen, die vor oder nach der Renaissance die Welt beherrscht aben, ihr Handeln zu verschleiern oder zu entschuldigen versucht. ntweder waren sie Fürsten (wie Alexander, Karl der Große, riedrich II., Peter der Große, Ludwig XIV.) oder sie dienten dem ürsten oder den Königen der Könige (Richelieu, Cromwell). Washington at einen neuen Typus geschaffen, den republikanischen Führer, der urch die Umstände dazu getrieben, sein Genie in den Dienst seiner rüder stellt. Cäsar selbst war Aristokrat von Geburt. Bonaparte t der erste Mensch, der, geringer Abstammung, von unten kommt, alle chichten der Gesellschaft durchmißt und wie ein Feuerwerk an ihrer pitze aufflammt.

Welche Triebkräfte bestimmten seinen Weg? In erster Linie ohl die Liebe zu Frankreich, Haß der Unordnung, Ekel vor den chwätzern und Volksverderbern. Er war von der Liebe für die in ürdiger Hierarchie gut funktionierende Maschine getrieben. Es ekelte n vor Mißbräuchen, Verschwendung, Willkür, Betrug an der Allge-einheit. Aber seine Liebe für Frankreich war die Liebe eines Fremden. r liebte Frankreich als Korse, aus vernunftmäßiger Wahl, aus Intelli-nz, aus gesundem Menschenverstand. Er liebte es als die größte aterielle und intellektuelle Macht seiner Zeit. Er liebte es um seiner öglichkeiten willen und nicht aus einer instinktiven Sohnesliebe. Er bte es aus Eitelkeit, und weil es ruhmreich war. Er liebte es aus dem edürfnis nach Unsterblichkeit heraus und nicht, weil er nicht anders nnte als es lieben. Selbst seine Vorliebe für Frankreich ist der Aus-uck seines Willens.

Auch seine Liebe für die Ordnung ist in erster Linie die Liebe für ne Ordnung, wie er sie versteht. Auf einer Insel des Mittelmeers boren, trug er in seinem Blut den politischen Instinkt, der die ganze schichte des Mittelmeers von Griechenland bis Spanien beherrschte, n Instinkt der Tyrannei. Seine Ordnung ist die Diktatur, sein Ideal r gute Tyrann. Die Freiheit hat keinen Sinn für ihn. Sie weckt in n kein Echo. Bonaparte wird keine andere Ordnung gelten lassen als , die sein Wille durchzusetzen vermag.

Vom Gefühl seines eigenen Genies getrieben, bald seiner Wirkung auf andere Menschen sicher, wird er dieser Autorität und diesem Genie alle seine Ruhmeshoffnungen anvertrauen. Und je reicher an Ruhm dieses Vaterland, das er sich gewählt hat, ist, dieses leuchtende, anziehende, feminine Frankreich, desto mehr möchte er es durch einen neuen Ruhm berauschen, um sich ihm aufzuzwingen.

Man kann zu keiner Zeit bei Bonaparte eine Liebe für die Menschen feststellen. Man kennt dagegen Hunderte von Gelegenheiten, bei denen er seine Verachtung für Menschen bewies. Er hat Frankreich und nicht die Franzosen geliebt. Es ist möglich, daß die Franzosen vom Jahr 1792 mehr Verachtung als Bewunderung verdienten. Ein großes Herz hätte in diesen Jahren ebensoviel Gelegenheit zu Mitleid und Liebe wie zu Haß und Verachtung gefunden.

Die Triebkraft Napoleons ist die Verachtung für die Menschen, die Liebe für eine große, ruhmreiche Abstraktion, der Wunsch, durch sein Genie diese nervösen und ungestümen Fremden, in deren Mitte er lebt, zu überraschen, sie durch sein Prestige zu unterjochen, um ihnen besser die Zucht, die Unterwürfigkeit einzuprägen, nach denen sein Temperament verlangt.

Napoleon ist das einzige geschichtliche Beispiel eines Mannes, der die Gesellschaft von einem Ende zum anderen durchmißt, ohne eine andere Triebkraft als seinen Ehrgeiz, ohne einen anderen Gott als seinen Ruhm, ohne sein Genie in den Dienst einer anderen Sache als seine eigenen Kraft zu stellen. Napoleon ist daher das Symbol des Einzelnen, der die ganze Welt zum Kampf herausfordert und den Sieg davonträgt. Weder Herkules noch Jason, weder Oedipus noch Orpheus haben einen so leuchtenden Mythos geschaffen. Es scheint, daß bis Napoleon noch nie ein Mensch ein so reines, ein so vollkommenes und entscheidendes Beispiel für die Wirkungsmöglichkeiten einer Energie zu geben vermochte, die ohne Skrupeln und ohne Mitleid für sich und für die anderen ausgespielt wurde.

Napoleon hat einmal gesagt: „Das Geheimnis meiner Macht liegt darin, daß ich mich immer meinem Schicksal aufopfere."

Es gibt daher ein Bild des Menschen vor Napoleon und ein anderes Bild nach ihm, die beide nicht miteinander vergleichbar sind, die kein gemeinsames Maß besitzen. Napoleon hat den Menschen ihr eigenes Wesen offenbart, hat eines der Geheimnisse des Menschengeschlechtes und des Menschengeschickes in volles Licht gerückt. Man könnte fast glauben, daß vor Napoleon die Menschen sich nur halb kannten. Sie haben die fast unendlichen Mittel ihrer eigenen Macht nur undeutlich geahnt. Die Vorstellung, die der Mensch vor Napoleon von sich selbst hatte, scheint uns heute zaghaft und fast provinzlerisch. Fürst, Staat, menschliche Ehrfurcht, christliche Barmherzigkeit, Achtung der Gesetze bauten ihm eine Schranke nach der anderen. Er dachte nicht daran, sie umzustoßen, und es wäre kaum möglich gewesen.

Wenn man die eine oder die andere überschritt, mußte man sich sorgfältig mit Vorwänden umgeben, auf Prinzipien zurückgreifen, irgendwelche großen Ideen für sich in Anspruch nehmen. Napoleon hat uns gezeigt, daß der Mensch frei ist, ohne andere Einschränkungen als die, die ihm sein Mut und seine Verachtung setzen.

Die Menschheit verdankt Napoleon, daß ihr Leben seit einem Jahrhundert eine Spannung erreicht hat, die sie bis dahin nicht gekannt hat. Napoleon verkörpert nicht nur ein Gesetz des menschlichen Dynamismus, sondern auch eine neue Ethik. Ludwig XIV., Philipp II., Peter der Große, Cromwell oder Washington sind nur mehr oder minder außerordentliche Produkte einer Welt, die sie in moralischer oder geistiger Hinsicht nach ihrem Abgang ungefähr so zurückließen, wie sie sie antrafen. Napoleon hat die Welt umgestülpt. Stendhal und Chateaubriand, in erster Linie Stendhal, waren die ersten, die diese Katastrophe, deren Konsequenzen unberechenbar sind und sich noch vor unseren Augen auswirken, in helles Licht gerückt haben.

Seit dieser Zeit kennt der Mensch kein anderes Gesetz als seine Willkür, kein anderes Gebot als die Achtung vor seinen eigenen Kräften, das Vertrauen zu sich selbst, die Intensität seiner Leidenschaften. Napoleon, der sich so sehr bemühte, die Menschen in Fesseln zu schlagen, hat in Wirklichkeit den Menschen entfesselt.

Die kleinsten Einzelheiten seines Charakters zeigen uns, daß wir mit ihm eine Welt verlassen haben, um eine andere zu betreten. Die Welt nach Napoleon, die moderne Welt, ist eine Welt der Schnelligkeit und der unmittelbaren Wirkung. Einem General der Heeresgruppe in Italien, der sich bei ihm entschuldigte, weil der Generalstab dem jungen Heerführer einen ziemlich unhöflichen Empfang bereitet hatte, antwortete Napoleon: „Verlangen Sie von mir, was Sie wollen, nur nicht Zeit.“ Zeit wird zum kostbarsten Besitz des modernen Menschen. Napoleon hat seine Gegner geschlagen, weil er als erster den Preis der Zeit begriff. „Wenn man den Wert eines Metalls prüfen will, darf man es nicht mit Handschuhen anfassen, sondern muß es mit einem Hammer schlagen“, hat er ein anderes Mal gesagt. Schnell und stark zuzuschlagen: es ist dieselbe Methode, um seine Freunde zu prüfen und um seine Feinde zu besiegen. Bei ihm büßen Höflichkeit, Anmut, gesellschaftliche Formen des alten Regimes ihre ganze Wirksamkeit ein. Mit ihrer Herrschaft ist es vorbei. Napoleon hat keine Zeit mehr. Er fordert sofortige Antworten auf seine Fragen. Er fragt unumwunden, beurteilt den Betreffenden nach den ersten Worten der Antwort und überhört das Ende des Satzes. Sein Adlerblick durchdringt den Gegner ... und irrt sich in jedem zweiten Fall.

Dieser Kult der Kraft, des Erfolges, diese übermäßige Achtung vor praktischen Fähigkeiten sind im Grunde genommen ungeheuer bürgerlich. Er ist ohne Zweifel ein Bürger der Avant-garde, ein Überbürger, wenn man so sagen darf. Bonaparte hat seit dem Ende des

achtzehnten Jahrhunderts den großen Bürger, den Geschäftsmann von Ende des neunzehnten Jahrhunderts geschaffen und vorgebildet, indem er ihn noch mit allen geschmacklichen Unsicherheiten und den Trivialitäten und Manieren des Kleinbürgers der Restauration ausstattete. Ford und César Birotteau. In jedem Fall ein Bild, das deutlich in die Zukunft weist. Er hat nichts mehr gemein mit dem aristokratischen Bürger des achtzehnten Jahrhunderts. Er hat nichts von Generalpächter, vom Beamten oder vom Abenteurer an sich. Die Eigenart Napoleons liegt darin, daß er Ford näher ist als dem Herzog Richelieu oder dem Marschall von Sachsen, seinen unmittelbaren Vorgängern. Sein Genie liegt darin, daß er einen neuen Typus des Menschen von Grund aus aufgebaut, durch sein eigenes Temperament geschaffen hat.

III.

Ich bin einmal von einer Ansicht betroffen worden, die, glaub ich, Rabindranath Tagore aussprach und die auf ungefähr folgende hinauslief: „Ihr in Europa, ihr meßt der Reaktionszeit eine so groß Bedeutung bei. Ein Teil eures pädagogischen Systems ist der Analys der Reaktionszeit, ihrer Messung, der Schaffung von Mitteln zu ihrer Abkürzung gewidmet. Ihr besitzt Apparate, um sie zu registrieren. D Fähigkeit eines unmittelbaren Reagierens auf jede mehr oder minder plötzliche Forderung der Außenwelt scheint euch das Kennzeichen einer zivilisierten Elite. Sowohl vom technischen wie vom intellektuellen Standpunkt ist es das Ideal des abendländischen Menschen, immer auf der Hut, auf eine wirksame Entgegnung gefaßt zu sein. Nicht nur der ganze industrielle Mechanismus eurer Zivilisation fordert diese Unmittelbarkeit des Reagierens, die für einen Lokomotivführer, einen Chauffeur, einen Piloten unumgänglich notwendig ist — ihr projiziert diese Haltung in die Geisteswelt, ihr schult eure Jugend darin, durch keine unerwartete Frage überrascht oder überrannt zu werden. Die Besten von euch sind eurer Ansicht nach diejenigen, die eine sofortige, kurze und entsprechende Antwort auf welche Frage es auch sei bereit haben. Die Intelligenz wird auf diese Weise in euren Händen zu einem unendlich zugespitzten, glänzenden und unbarmherzigen Werkzeug.

„Für uns Asiaten ist das Ideal genau entgegengesetzt. Wenn unsere Jugend mit einer solchen Schnelligkeit reagieren würde, könnte sie uns höchstens Mitleid einflößen. Wir würden sie als oberflächlich, als unheilbar kindisch ansehen. Wir würden ihr vorwerfen, daß sie sich mit Worten und Prägungen begnügt. Wir haben keinerlei Achtung vor dem Sieg eurer Dialektik. Ein Orientale nimmt jede unerwartete Frage schweigend in sich auf und nimmt sich in erster Linie Zeit, um darüber nachzudenken. Uns gilt Weisheit und Menschlichkeit mehr als Schnelligkeit. Euch liegt daran, zu siegen und nicht zu verstehen. Wir wollen lieber lernen als überzeugen, lieber bessern als herrschen."

Diese Ansicht setzt das Problem in das richtige Licht. Ich behaupte nicht, daß die geistige Schnelligkeit, die Schlagfertigkeit, der Geschmack an der intellektuellen Behendigkeit napoleonische Erfindungen seien. Sie waren schon immer beliebte Eigenschaften des Abendlandes. Die Vorliebe des Abendlandes für das Gesellschaftsleben, den weltlichen Glanz, beweisen, daß sein lebendiger und schneller Geist schon immer dazu neigte. Aber bis zum Auftauchen Napoleons auf der Weltbühne wurde dieses Spiel als Spiel betrachtet. Es wuchs sich nie zum Wertkriterium des Individuums aus. Nicht nur das gesellschaftliche Leben, das durch allerlei Zeremonien und Etikettevorderungen verlangsamt wurde, sondern auch die sozialen Bräuche und der ganze Zustand der Zivilisation haben unserer Existenz einen langsamen Ablauf aufgezwungen. Übrigens hat sich diese intellektuelle Virtuosität nur innerhalb der Kreise und der Stunden, in denen die Pause herrschte, ausgewirkt. Sie bildete eine Art von männlicher Parade vor der weiblichen Koketterie. Selbst die leichtesten Geister waren sich dessen bewußt, daß es sich hier um vorübergehende Zerstreuungen handelte. Sie waren nur eine Episode in den Jahreszeiten des Lebens. Früher oder später kamen die Stunden der Sammlung, der Selbstbetrachtung, kam die Abkehr von der Zerstreuung, trat die Kontemplation in ihre Rechte. Man kann sogar behaupten, daß die Größe des Abendlandes in den fünfzehn Jahrhunderten des Gleichgewichts zwischen der ungestümen geistigen Beweglichkeit, die den Europäern eigen ist, und der entgegengesetzten Disziplin, die sie ihre Religion lehrte, geschaffen wurde. Man darf nicht vergessen, daß bis zum achtzehnten Jahrhundert die westliche Zivilisation sich im Schatten eines großen orientalischen Zeichens entwickelte, daß das Abendland fünfzehn Jahrhunderte lang im Schatten des Kreuzes gelebt hat.

Es gibt kaum einen Menschen, der so bar jedes orientalischen Elementes, ich meine damit jedes kontemplativen Elementes ist wie Napoleon. Ich will damit nicht sagen, daß er bar der Macht der Meditation war. Wenige Menschen haben im Gegenteil eine solche Macht der intellektuellen Konzentration besessen. Aber diese geistige Sammlung hat sich immer in einem positiven und utilitaristischen Sinne ausgewirkt. Er schrak vor jeder Ideologie, das heißt vor jeder Zuflucht zu Prinzipien zurück. Er wurde in dieser Tendenz durch den Überschuß an Ideologien bestärkt, deren Zeuge er während der Revolution war. Dennoch hat er diese Reaktion in einem solchen Maße entwickelt, daß man in ihr eine organische Einstellung sehen muß.

Das Merkwürdigste ist, daß dieser vollendete Typus des Abendländers immer vom Orient besessen war, aber diese Anziehungskraft war eher die eines Conquistadors als die eines Pilgers. Der Orient, der seine Phantasie beunruhigte, war ein Orient der Golconda und

nicht des Heiligen Grabes, ein Orient der Radjas und nicht de Buddha.

Es gibt auch keinen Europäer, der weniger christlich war al Napoleon. Er war sicher katholisch, wie es die Mittelmeermensche sind, katholisch in halb heidnischer, halb fetischistischer Art. Er wurd hauptsächlich katholisch, nachdem er begriffen hatte, daß der Katholi zismus Universalität bedeute, und daß Rom das Reich war. Er wurd katholisch, als er sich in der Täuschung zu wiegen anfing, daß de Papst in seinen Händen zum fleißigsten aller Präfekten werden könnt als er sich höchst naiv das Papsttum als eine sehr bequeme Verwa tung der Seelen, ein oberstes Ministerium der geistigen Polizei i Europa vorzustellen begann.

Wenn in der letzten Zeit im Abendland ein unruhiger Trieb nac dem Orient entstanden ist, so entspringt dies in erster Linie dem ve worrenen Gefühl, daß Europa, sich selbst überlassen, sich zügellos ein unübersehbares Schicksal verrennt. Der Orient, an den w heute denken, ist nicht der geographische Osten, sondern der Orie in uns selbst. Das, was wir seit dem Kriege Orient nennen, ist d Unruhe abendländischer Menschen. *Der Orient ist das Symbol unser schlechten Gewissens.*

Rousseau war noch Christ. Robespierre, der treue Jünge Rousseaus, sucht noch in den Trägern des Christentums nach eine gültigen Symbol, dessen Schatten den Schatten des Kreuzes ersetz und die entfesselten Leidenschaften im Zaum halten könnte. Als ers der Männer der Revolution hat sich Napoleon dieser Sorge entledi hat mit Skrupeln und Ängsten gebrochen und ist zu der Überzeugu gelangt, daß ein Gendarm genügt, um den Aufruhr zu dämmen, d das sich selbst überlassene westliche Ungestüm entfesselt. Napole hat auf diese Weise das erste Beispiel eines großen Mensch, das heißt des Schöpfers eines Typus gegeben, der vollkommen frei v jeder Beunruhigung durch eine orientalische Lehre, sei sie evangelis islamisch oder buddhistisch, war. Napoleon ist in Wirklichkeit er erste moderne Mensch. Wie alle großen Schöpfer hat er selbst it einem Schlage das endgültige, nicht zu überbietende, ja selbst nicht zu erreichende Modell eines modernen Menschen verwirklicht. Seit hundert Jahren sehen wir Millionen von Menschen, die sich bemüh seinem Beispiel zu folgen, sich nach seinem Vorbild zu richten, in einzuholen. Es läßt sich nicht bestreiten, daß Napoleon einen ne Typus menschlicher Größe in die Welt gesetzt hat, einen ungeheu lichen Typus, der vollkommen vom Wunsch nach der Steigerung sei eigenen Größe um jeden Preis, ohne Skrupeln oder Einschränkun besessen ist.

Der Krieg, aus dem wir aufzutauchen beginnen, war vielleicht ur ein napoleonischer Alpdruck. Der moderne Europäer, dem wir na-

üren wollen, ist einmal von Unamuno festgehalten worden: „Eine rt von Ungeheuer. Sein Gedächtnis ist zu überlastet, zu aufgepeitscht. hat einen übermäßigen Ehrgeiz, eine unbegrenzte Gier nach Wissen d Reichtum. Da er im allgemeinen einem Volk angehört, das zu ier Zeit mehr oder minder die Welt beherrscht hat, und das noch mer von seinem Cäsar, seinem Karl V. oder seinem Napoleon träumt, er voller Stolz, voller Hoffnung, voll ewig wachen Bedauerns, wie einer Zeit, einem Kontinent ziemt, die so viel wunderbare Erfin-ngen und so viel erfolggekrönte Kühnheit aller Art erfuhren, gibt es ine wissenschaftliche Eroberung, kein erfolgreiches Unternehmen, die ßerhalb des Bereiches seiner Träume liegen. Er wächst zwischen nderbaren Erinnerungen und übermäßigen Hoffnungen auf, und wenn manchmal dem Pessimismus zuneigt, so denkt er unwillkürlich an, daß auch der Pessimismus erstklassige Werke zu schaffen ver-chte. Statt sich im geistigen Nichts aufzulösen, gelingt es ihm noch ner Verzweiflung einen Hymnus zu entreißen. Er entnimmt ihr nchmal einen erschreckend harten Willen, eine Motivierung para-ken Handelns, die auf der Verachtung der Menschen und des Lebens siert sind."

IV.

So sieht der moderne Europäer aus, als dessen ins Maßlose ge-igertes Zerrbild der Amerikaner erscheint. Und doch hat in letzter Zt ein Buch, „Das Leben der Termiten" von Maeterlinck, in Europa gßes Aufsehen erregt, ein Buch, in dem das Problem des Schicksals serer Zivilisation auf eine ganz andersartige Weise aufgerollt wird. B dem Studium der Gemeinschaft der Insekten ist Maeterlinck, ohne Zeifel vom Gespenst der russischen Erfahrung geschreckt, zu der Ansicht gelangt, daß die Gesellschaften der Insekten, die auf eine um eige geologische Aeren ältere Vergangenheit zurückblicken als wir, d Bild unserer Zukunft sind. Der Bienenstock, der Ameisen- und d Termitenhaufen sollen ein vorweggenommenes Vorbild unseres Schicksals sein. Wir sind nach Maeterlinck zu einem immer mehr mechanisierten Automatentum, zu einer immer engeren intellektuellen Spezialisierung verdammt. Und wenn man wirklich die Oberfläche der Dinge erfaßt, die Anwendung des Taylor-Systems in der Industrie, die Rationalisierung, die immer größere Kompliziertheit unseres sozialen und technischen Apparates und die immer strengere Hierarchie, die diese Kompliziertheit erfordert, so scheint ihm alles auf den ersten Blick recht zu geben. Ich glaube jedoch, daß eine derartige Befürch-tung einer näheren Prüfung nicht standhält. Sie stützt sich eigentlich auf ein unwillkürliches Wortspiel. Die Tatsache, daß wir in ziemlich ungeschickter Weise gewissen Wesen des Bienenstockes, des Ameisen-hafens menschliche Namen gegeben haben und daß wir gewisse Akti-vitäten der Insekten mit menschlichen Namen bezeichneten, hat durch

die Verlegung der Benennungen zu einem qui pro quo geführt, dess Opfer Maeterlinck neben vielen anderen geworden ist.

Bei den Insekten gibt es weder einen König noch eine Königi Es gibt eine Gebärmaschine, von der wir keinen Grund haben anz nehmen, daß sie auch nur die geringste Macht ausübt. Es gi Männchen, die nur eine ephemäre Rolle spielen und die der Biene schwarm tötet, sobald sie ausgespielt ist. Es gibt endlich, und da wollte ich gelangen, einen Kommunismus der Insekten, der keinerl Beziehungen zu dem der sozialistischen Theoretiker hat. Der Ve gleich des Bienenschwarms mit der menschlichen Gesellschaft läßt u jedoch eine andere Gefahr erfassen, die der von Maeterlinck gezeigt genau entgegengesetzt ist, aber nicht weniger ernst erscheint.

Die Insekten bilden geschlechtslose Gesellschaften, geschlechtslo Individuen heran, die durch eine ungenügende Ernährung künstli gezüchtet werden und dazu bestimmt sind, ausschließlich für Ei Puppen und Larven zu sorgen — geschlechtslose Wesen, die alle Kind desselben Vaters und derselben Mutter sind, das heißt seit einer U endlichkeit von Generationen Erben identischer Instinkte. Und ih ganze Aktivität richtet sich auf ein einziges Ziel, und zwar die V bereitung der kommenden Generationen.

Die Menschheit ist dagegen aus vollgeschlechtlichen Individuen g bildet, die zur Fortpflanzung geeignet sind und sie suchen, die v verschiedenen Eltern geboren und deshalb Träger verschiedener E anlagen sind. Jedes Menschenwesen ist autonom. Es ist selbst i Bienenschwarm. Die Freiheit, die Autonomie der Wesen, in denen e Liebestrieb lebt, ist der Ursprung des Wechsels der Phantasie, e Ungeduld, die in unserer Gattung lebt.

Aber in erster Linie entdecken wir in der menschlichen Ges schaft ein Element, das allen tierischen Gemeinschaften fehlt, und zw den Intellekt. Der Intellekt der Insekten ist diffus. Seit den berühm Experimenten von Sir John Lubbock wissen wir, daß Ameisen, Wesp und Bienen unfähig sind, die kleinsten Probleme zu lösen, vor die ie gestellt werden. Das Unterscheidungsvermögen, das man bei Insek findet, ist ganz anderer Art als die Intelligenz der Menschen. Die Eigenart des menschlichen Intellekts liegt darin, daß er sich frei as spielt, sich zu seinem eigenen Vergnügen auswirkt, häufig sogar o ne ein bestimmtes Ziel oder ein scharf umrissenes Interesse. Er ist für mich eine Art von Zeugungsüberschuß des Arbeitsinstinktes. Und dieser Überschuß hat an dem Tage eingesetzt, an dem die Sich rstellung der Familie ein genügendes Ausmaß erreicht hatte, um die Muße zu ermöglichen. Man muß sich dessen bewußt werden, daß die Muße an sich nicht genügt hätte, um dem Arbeitsinstinkt diese gefä liche und paradoxale Autonomie zu verleihen. Das Beispiel der Bie en und Ameisen ist für uns höchst aufschlußreich. Wenn im Bie n stock oder Ameisenhaufen selbst ein Überschuß an Vorräten vorha en

t, arbeiten doch die Arbeitsbienen automatisch weiter und bringen äufig durch die sinnlose Fortführung ihrer Tätigkeit ihre Gemeinschaft Gefahr. Bei den Menschen spielt das besondere Gärungselement des exuellen hinein. Der Arbeitsinstinkt, sich selbst überlassen, kann r Arbeitsaktivität führen. Der sexuelle Instinkt wirkt auf ihn beuchtend, lenkt ihn nutzlosen Aufgaben zu, Luxusbedürfnissen, der ontemplation und der Assoziation überflüssiger Ideen.

Die Intelligenz wäre daher die Eigenart einer tierischen Gattung, e zugleich arbeitsam wie das Insekt ist, sexuell wie das Säugetier, ter einem patriarchalischen und nicht matriarchalischen Regime bend, deren Gesellschaften das Werk einer dauernden Kreuzung vischen den Zweigen, den Familien mit verschiedener Vererbung ären. Die Intelligenz würde daher wie die Frucht einer inneren rthenogenese erscheinen, und der Geburtsort dieser Intelligenz wäre ne Zweifel der Mann der ersten Menschenhorde. In der Tat war er r einzige, in dem die verschiedenen oben definierten Umstände zusmmentrafen. Verschiedenen Kreuzungen entsprungen, physisch äftiger als seine Kameraden, über Muße verfügend, sobald das Wild chlich vorhanden war, von langen und periodischen Mühen des Indergebärens frei, von Natur aus mit einem wunderbaren, aktiven d mächtigen Arbeitsinstinkt bedacht, hat sich der primitive Mann f diese Weise durch den Überschuß der physischen Kraft und die erfülle seiner Energien selbst befruchtet. Der sexuelle Instinkt, der Shöpfer der Abenteuer, der Phantasie, der Ungeduld, hat schon das grige und faule Männchen des Bienenstockes geschaffen. Gierig, llüstig, abenteuerlich, kühn, feig und faul, war das junge Männchen d; Menschengeschlechtes ein gut ausgewähltes Subjekt für den Erfolg e er so außerordentlichen Anomalie.

Das Weibchen ist in allen Rassen der Schöpfung in erster Linie d; arbeitsame Wesen, das der Zucht des Instinktes unterworfen ist, d einzig und allein den Schutz der Gattung gewährleistet. Sie ist das Cfäß der Empfängnis organischer Tradition. In ihr verewigt sich d; Gedächtnis der Materie. Ihre ganze psychische Aktivität entspringt dsem doppelten Charakter: einer hartnäckigen Arbeit und der psychschen Kontinuität. Der Mann dagegen schien einem wachsenden Mßiggang geweiht. Ich nehme an, daß einem weisen Beobachter im Afang des Menschengeschlechtes sich die Prophezeihung einer snellen Unterwerfung des Mannes und Arbeiters unter die Frau und Mtter — sobald ein gewisser Grad von Sicherheit, Bequemlichkeit und Vrsorgung des Stammes erreicht war — aufdrängte. Diese Prophezeiung wäre jedoch falsch. Es war die Faulheit des Mannes, die zur wentlichsten Triebkraft seiner Arbeitsamkeit wurde. Die Faulheit ist di Mutter aller Erfindungen. Alle Erfindungen haben das eine Ziel: di Mühe zu verringern, die Wirksamkeit der Arbeit zu erhöhen. Das üb ge wurde durch die Angst vollbracht, die alles versuchte, um den

unmittelbaren Zusammenstoß mit dem Feinde zu vermeiden und ih
von ferne mit der geringsten eigenen Gefährdung zu treffen.

Es ist interessant festzustellen, daß der Teil der Welt, in de
diese Arbeitsfähigkeit, die der Mensch — homo faber — besitzt, sic
am fröhlichsten und erfolgreichsten, mit einer Art von Seligkeit en
wickelte, eben dieses westliche Europa ist, dessen Weg wir mit ein
solchen Unruhe verfolgen. Ich glaube daher im Gegensatz zu d
Schlußfolgerungen von Maeterlinck in seinem „Leben der Termiten,
daß die Menschheit eher durch eine Entfesselung des Intellektes, dur
einen spontanen Rausch der Schöpfung, durch die Freude an de
freien Spiel ihrer Talente und Arbeitsfähigkeit bedroht ist als dur
den Mechanismus der Insekten. Die Lage wäre ganz anders, wen
unsere menschliche Gesellschaft statt von Männern von Frauen regi
und beherrscht würde. Sich selbst überlassen würde die Frau wa
scheinlich zu einer Regierungsform, einer Polizei der Gesellschaft g
langen, die gänzlich verschieden von der heutigen gesellschaftlich
Struktur wäre. Diese Polizei, dieses Gesetz hätte ohne Zweifel ein
kommunistischen Charakter, jedoch in der Art, in der Buffon die ges
schaftliche Ordnung der Insekten definiert hat, das heißt eine an
chische, in der alle Mitglieder unbewußt auf dasselbe Ziel hinarbeit
Und das Ziel wäre offensichtlich durch den mütterlichen Instinkt d
tiert. Eine matriarchalische Gesellschaft würde ohne Zweifel das sozi
Gesetz dem Interesse des Kindes unterwerfen.

Der Kommunismus von Karl Marx und Lenin, der männliche Ko
munismus, ist im wesentlichen eine Idee der Gesellschaft, die wahr o
falsch sein mag, jedenfalls der Ausdruck eines von Männern ko
pierten Ideals ist, das das freie Spiel der schöpferischen und destr
tiven Intelligenz mit den zum Leben zahlreicher Gesellschaften n
wendigen Verhältnissen in Einklang bringen will. Er ist ein geda
kliches Produkt, eine Hypothese, eine Abstraktion, die ihre Größe, re
Schwächen, ihre Poesie, ihre Gefahren hat. In jedem Falle ist es ne
ausschließlich maskuline Konzeption. Ich möchte noch einen Schri
weiter gehen. Der Kommunismus ist aus der Angst geboren, die im
neunzehnten Jahrhundert der ungezügelte Individualismus des napo
onischen Systems, die unkontrollierbare Entfesselung der maskul en
Intelligenz in Europa bei vielen Menschen erweckten. Er ist ne
seltsame Kombination des jüdischen Messianismus, der evangelis en
Barmherzigkeit, des englischen Hanges zur Freiheit, des franzsi-
schen Auflehnungsbedürfnisses gegen Knechtung, der deutschen enzy lo-
pädischen Geduld, die nur ein deutscher Jude, in Frankreich lebend,
die Augen auf das englische Experiment gerichtet, ununterbrochen mit
Russen debattierend, hervorzubringen vermochte.

Der marxistische Sozialismus geht von einer Voraussetzung us,
die der Napoleons entgegengesetzt ist. Kein Mensch hat das Re ht,
sein eigenes Leben zu formen, kein Intellekt das Recht, sich willkü ich

u verwirklichen, ohne andere Zügel als die Angst vor der Polizei-
ewalt, ohne andere Einschränkung als die, die ihm seine eigene Be-
abung setzt. Bei Napoleon herrscht die Gesellschaft. Aber diese
errschaft ist nur ein Vorwand, die den besten Dienern der Gesell-
haft erlaubt, von ihr den herrlichsten Lohn zu empfangen. Bei Karl
arx herrscht die Gesellschaft, ohne ihre Diener zu belohnen. Ein
rinzip genügt zur Befriedigung der Allerbesten: das Bewußtsein, im
inklang mit dem geheimen, wissenschaftlich offenbarten Sinn der
zialen Geschichte zu handeln, für das Glück der Menschen zu ar-
iten, den Sturz der Mächtigen herbeizuführen, die Armen und Unter-
ückten zu erheben. Der wissenschaftliche Apparat des Marxismus
nschließt die unerwartete Rückkehr zur biblischen Moral und den
eboten des Evangeliums.

Wird der Kommunismus diese Reaktion gegen das napoleonische
rinzip, die die Welt herbeizuwünschen scheint, auslösen? Wird er
m Zügel werden, den der entfesselte menschliche Intellekt zu fordern
heint? Wird er neben oder anstelle des Kreuzes über das westliche
ngestüm den Schatten des Orients breiten, der im Laufe so vieler
hrhunderte zur harmonischen Entwicklung Europas notwendig
hien? Wenn so viele der allerbesten Geister, denen die sozialistische
oral, die sozialistische Warnung, dieses cave canem als ein Heil-
ittel erschienen, sich trotzdem weigern, den Sozialisten bis zu den
tzten Konsequenzen ihrer Methoden zu folgen, ist der Grund dafür
cht schwer zu finden. Wenn auch der Sozialismus zur Durchführung
iner Richtlinien sich auf die traditionellen Gesetze, die die mensch-
he Zivilisation vor dem napoleonischen Abenteuer sicherten, stützt,
enn er die Hauptepisode des Kampfes bildet, der die moderne Welt
n Konsequenzen des intellektuellen Krebses, von dem ich oben
rach, entreißen soll, so ist er doch in seinen ganzen Aktions-
ethoden vollkommen von dem napoleonischen Prinzip durchdrungen.
erscheint wie ein umgekehrtes Bild der napoleonischen Welt. Trotz-
m er sich an entgegengesetzte Prinzipien wendet, nimmt er Zuflucht
denselben Methoden, läßt dieselben Begriffe der Diktatur und der
rannei zu, rechtfertigt sie im Namen der öffentlichen Interessen,
ht von demselben Prinzip der Masse aus wie die napoleonische
rategie, paktiert mit demselben Ideal des Maximalertrages, der so-
tigen Aktion, erkennt dieselben Gesetze der Schnelligkeit und der
schleunigung, zerpulvert das Individuum auf dieselbe Art und
eise. Oscar Wilde hat eines Tages gesagt: „Es ist nicht schwer,
m Sozialismus Anhänger zu werben. Die Schwierigkeit liegt darin,
n Sozialismus menschlich zu gestalten."

V.

Dies ist das Drama des Abendlandes. Das ist das Fragezeichen,
s uns die moderne Welt gesetzt hat. Wie wird die Antwort ausfallen?

Anders formuliert: Wenn die inneren Gebote, die kategorischen Impe rative, im Begriff sind, zu verschwinden, was bleibt uns als Imperativ als äußeres Gebot zurück?

In erster Linie eine ganz neue Tatsache, die das Gegengewich der großen intellektuellen Befreiung der modernen Zeit bildet, und zwa die von Tag zu Tag wachsende und sich vertiefende Kenntnis de Naturgesetze. Die Wissenschaft enthüllt und befiehlt uns in wachsen dem Maße unsere obligatorische Unterwerfung unter diese Gesetze Von diesem Gesichtspunkt aus besitzt der moderne Geist eine unge heure Würde im Verhältnis zu früheren Zivilisationen. Es existier selbst jenseits von uns etwas Festes und Unverrückbares, an das wi uns klammern können. Das römische Reich lebte nur vom Ruhm seiner Legionen und der Autorität der lateinischen Dialektik. Es ge nügte, daß beides von den Barbaren erschüttert und verkannt wurde um diese ungeheure Zivilisation zu vernichten und diese ganze Ord nung, diesen Frieden, diese menschliche Architektur in Staub zer fallen zu lassen. Wir haben dagegen das mehr oder minder undeutliche Gefühl, daß wir unsere Stützpunkte gesichert haben, die von de politischen Kämpfen und den sozialen Unordnungen nicht angetastet werden können.

Und das ist unsere erste Gewähr. Es gibt jedoch noch eine zweite Die Kompliziertheit selbst unserer gesellschaftlichen Struktur läßt ein neues Gefühl erstehen, daß man nicht mehr willkürlich mit der mensch lichen Ordnung spielen kann, die geistige Bewegung nicht aufhalten oder übermäßig beschleunigen darf. Wir wissen jetzt, wie zerbrechlich unsere Zivilisationen sind. Das Wachstum der Menschenmassen, die man ernähren und vor Epidemien schützen muß, das unendliche Räder werk, aus dem sich die tägliche Sicherheit der ungeheuren Bevölke rung zusammensetzt, zwingt uns, die Eingangstore unserer Zivilisation zu bewachen. Wir wissen jetzt, was es für London bedeuten würde, wenn dort die Milch fehlte, für Paris, wenn eine Brotknappheit he rrschen würde, für die russischen Bauern, wenn Saat und landwirtscha ftliche Maschinen nicht vorhanden wären, für die Gelehrten, wenn sie Bücher und Instrumente entbehren müßten. Und das ist unsere zwei te Gewähr.

VI.

Im Grunde gibt es viele unversöhnliche Antworten auf die Frage nach dem Schicksal unserer Kultur. Es gibt nicht eine Lösung; es gibt so viele, wie es Kontinente gibt. Es gibt die orientalische und die westliche Lösung. Es gibt im Abendland selbst so viele Lösungen wie es Geistesklassen gibt, und die Geistesklassen zerfallen im groß en und ganzen in zwei Gruppen: die, die dazu bestimmt sind, sich mit der heutigen Ordnung, diesem provisorischen Ungefähr, das die le-

llschaft bildet, abzufinden, und die, die sie nicht anerkennen wollen; e, die bereit sind, abzuwarten, und die anderen, deren Ungeduld das arten sprengt.

Wenn wir uns der Summe der Bemühungen bewußt werden, die itig waren, um dieser ewig wachsenden Menschheit und den ewig achsenden Leidenschaften, die diese Menschheit zerreißen, eine ovisorische Ordnung aufzuzwingen, wird man von dem Wunsche packt, alles zu vermeiden, was diese Ordnung stören könnte.

Aber plötzlich merken wir, daß diese Ordnung nur ein Notbehelf , daß wir sie viel menschlicher gestalten könnten, wenn wir an- ruchsvoller wären, denn die Gerechtigkeit ist zugunsten der schlaue- n Nutznießer der jetzigen Ordnung verfälscht worden. Wenn wir s darüber Rechenschaft ablegen, zwingt uns unsere Sympathie f die Seite der Fordernden. In Wirklichkeit ist die gegenwärtige dnung, so großzügig sie auch sein mag, aus einer Reihe von kleinen mpromissen aufgebaut. Aber wir wissen auch, daß man den ichten, um sie zu kleinen Kompromissen zu bringen, eine große Angst flößen muß. Die Revolutionäre scheinen uns daher so notwendig die Ordnung zu sein wie die Pazifisten. Wir brauchen die For- rnden als Gegengewicht zu den Widerstrebenden. Wir brauchen nur n Blick im Kreise wandern zu lassen. Wir finden überall im Abend- nd, dem so viel geschmähten, seltsamen Abendland, die glückliche schung von Wissen und Bewußtsein, von Widerstreben und Forde- ng, die notwendige Vorbedingungen einer großen Zivilisation sind.

Das ganze Problem besteht darin, so schnell wie möglich diese ippe der Barbarei zu durchmessen, von der Keyserling spricht. nd hier kann uns der Orient dienen, und wir dürfen seine Stimme ht ungehört verklingen lassen. Wir müssen in uns selbst das rgenland und das Abendland versöhnen, wir müssen in uns selbst s Schweigen herrschen lassen; wir müssen unser Ohr dem rein chanischen Rausch, der uns packt, verschließen, und wir werden en der ersten Siege davontragen, die unsere Zivilisation zu ihrem stehen braucht.

Transozeanischer Luftverkehr.

Von *Otto Merkel,*
Vorstandsmitglied der Deutschen Luft Hansa.

Ye know only knowledge,
Ye know not the drive of the will
That brought it with passion to bir
(Aus der Ballade von Leif Ericson, der
das Jahr 1000 von Norwegen nach Mai
U. S. A segelte.)

Die Phantasie der Welt ist in den letzten zwölf Monaten dank d Kühnheit unserer nordatlantischen Luftpioniere — allen voran Lindber und Chamberlin —, zu denen sich nunmehr als jüngste die Nam Köhl, von Hünefeld und Fitzmaurice gesellt haben, so angeregt word daß die Fragen des transozeanischen Luftverkehrs recht eigentlich Vordergrunde des öffentlichen Interesses stehen. Sportliche Erfol dienen in der Luftfahrt häufig als Schrittmacher des normalen V kehrs. Als solche werden sie seitens der Wirtschaft dankbar anerkan und so besteht das Problem heute in der Herausbildung eines Flugzeu typs, dessen Erprobung mit öffentlichen Mitteln — da private hier nicht ausreichen — auf Grund wirtschaftlicher Überlegungen be sprucht und verantwortet werden kann.

Es dürfte deshalb von Interesse sein, einmal ein Bild von den Auffassungen zu geben, die in interessierten Kreisen Deutschlands über die Lösung dieses Problems bestehen; dabei werden der zweckentsprechende Flugzeugtyp, die projektierte Verkehrsstrecke und die zu wählende Organisationsform getrennt zu besprechen sein, und es ergibt sich demnach eine mehr technische, eine verkehrsgeographische und eine wirtschaftliche Seite der Angelegenheit.

Typen, die geeignet erscheinen, sind zwar schon im Bau, aber noch nicht praktisch erprobt. In absehbarer Zeit ist mit der Fertigstellung deutscher Transozeanflugzeuge zu rechnen, deren Bau auf Grund langjähriger Vorstudien für ihre besondere Verwendung erfolgt. Diese Studien erstrecken sich außer auf die Flugleistungen vornehmlich auf drei Fragen: Seefähigkeit, Nutzlast und Äronautik, also Ortsbestimmung über See.

Die Seefähigkeit des Wasserflugzeuges soll sein Aufsteigen und Niedergehen nicht nur im Hafen ermöglichen, sondern unter Umständen auch bei Notlandungen auf offenem Meer, die natürlich nur in Fis-

ahmefällen in Frage kommen. Derartige Notlandungen können durch echnische, aber auch durch Rücksichten auf die Wetterlage verursacht ein, wobei entweder der Flug zu einem späteren Zeitpunkt fortgesetzt der auf Hilfe von anderen Fahrzeugen gewartet werden soll. Im Verhältnis zu dem leichteren Fahrgestell des Landflugzeuges handelt s sich also im Hinblick auf die Gewalt des Meeres um ein kräftig usgebildetes Schwimmwerk, dessen Gewicht auf die Flugleistung — esonders beim Start —, auf den Aktionsradius und die Nutzlast von achteiligem Einfluß ist.

Man hat in Deutschland in bezug auf dieses Schwimmwerk techisch verschiedene Wege beschritten: das Schwimmerflugzeug und das Flugboot. Bei letzterem unterscheidet man je nach der Bodenform Flachboote und Kielboote. Schwimmerflugzeuge wurden bisher seitens er Firma Junkers und seitens der Firma Heinkel herausgebracht; die Firma Dornier baute Flachboote und die Firma Rohrbach Kielboote. Alle diese Systeme haben bestimmte Vorteile und sind einstweilen och als in der Entwicklung befindlich zu betrachten. Bislang haben ie sich etwa gleichmäßig bewährt, und es ist noch nicht zu übersehen, welcher Form endgültig der Sieg zufallen wird.

Zu den hohen Anforderungen, die ja auch im Landflug an die Motorenanlage gestellt werden, tritt bei Seeflugzeugen noch die Forderung nach einer besonders guten Kühlung auf dem Wasser, weil das Flugzeug unter Umständen genötigt ist, entweder hier noch eine gewisse Strecke zurückzulegen, oder zur Innehaltung eines bestimmten Kurses ei Seegang noch längere Zeit die Motoren laufen zu lassen. In iesem Falle ist natürlich die Geschwindigkeit nur eine geringe und ie Luftkühlung ist stark beeinträchtigt. Zur Verwendung gelangen asser- und luftgekühlte Motoren, die entweder nebeneinander oder in infacher bzw. doppelter Tandem-Form angeordnet sind. Die Zugängchkeit der Motoren während des Fluges wird angestrebt.

In der Nutzlastfrage ist nicht nur das erhöhte Gewicht des chwimmkörpers von Bedeutung, sondern auch dasjenige der Ausüstung des Seeflugzeuges, denn dieses muß alle bei einer Landung rforderlichen Geräte, wie Anker, Leinen u. dgl. bei sich führen. Hieraus ergibt sich ein zusätzliches Gewicht, das bei größeren Booten bis u 700 kg geht. Für Ortung und Meldedienst ist ferner eine besonders eichliche und gute Instrumenten-Ausrüstung notwendig. Zumal die unkentelegraphische Ausrüstung, die im Unterschied zum Landflugeug auch nach der Landung auf dem Wasser betriebsklar sein und aher eine nach oben auszubringende Antenne besitzen muß, ist unntbehrlich als Hilfsmittel zur Ortsbestimmung, wie weiter unten ausuführen sein wird.

Als dritter Gewichtszuwachs kommt hierzu noch der für Transzeanstrecken besonders hoch zu bemessende Brennstoff- und Schmiervorrat. Dies ist vielleicht das schwierigste Problem. Es besteht auch

beim Landflugzeug. Nur tritt es hier weniger in Erscheinung, wei der Brennstoffvorrat bei Zwischenlandungen ergänzt werden kann, nu muß man diese wegen des entstehenden Zeitverlustes auf ei Mindestmaß herabsetzen.

Zu alledem kommt dann noch die Forderung einer genügende Reserve an Nutzlast für Transportzwecke. Der Ausweg aus alle diesen Schwierigkeiten besteht hier — ähnlich wie in der Schiffahrt – nur in der Wahl besonders großer Abmessungen, denn das Gewich der mitzunehmenden Ausrüstung steigt nicht im Verhältnis des Ge samtgewichtes.

Und nun kommt eine andere Schwierigkeit: Ein bedeutender tech nischer Fortschritt pflegt nur bei Stetigkeit und Ruhe in der En wicklung möglich zu sein. Man darf also keine Sprünge machen. Auc die Schiffahrt hat diese Erfahrung mit dem berühmten „Great Eastern machen müssen: in der Luftfahrt muß man mit Rücksicht auf die Er probung der aerodynamischen Eigenschaften neuer Flugzeugtype noch bedeutend vorsichtiger sein.

Der deutsche Luftverkehr verfügt erst seit dem Jahre 1925 übe Seeflugzeuge, deren Gesamtgewicht etwa 6 Tonnen beträgt. Genann seien die Junkers-Maschine G 24 auf Schwimmern und der Dornie Wal. In diesem Jahre kommen im Streckenverkehr erstmalig Flug zeuge von größeren Ausmaßen — 9 bis 11 Tonnen — zum Einsat der Rohrbach Rocco und der Dornier Superwal. Aber auch dies reichen zur Überquerung des Ozeans noch nicht aus. Die Deutsch Luft Hansa hat daher seit ihrer Gründung in Zusammenarbeit m deutschen Flugzeug- und Motorenfabriken, unter Förderung der B hörden in sorgfältiger Vorarbeit einen eigentlichen Transozean-Flu zeugtyp entwickelt, der jetzt — wie bereits erwähnt — im Bau ist.

Für die technische Durchführbarkeit des Transozeanfluges w drittens die Ortung von Bedeutung. Gerade der Bericht über d glückhaften Flug der „Bremen“ hat dies besonders eindringlich b stätigt. Im Gegensatz zur Schiffahrt wird die Ortsbestimmung na terrestrischen Objekten über der hohen See nicht durch Gestirn beobachtungen, sondern vorzugsweise durch funkentelegraphisch Kreuzpeilungen ersetzt. Wenigstens gilt dies für das heutige Stadium; da aber diese Ortsbestimmungen in enger Zusammenarbeit mit d gesamten nautischen Hilfsmitteln der Schiffahrt (Leuchttürme, Fun peilstationen, Besteck unterwegs befindlicher Schiffe) erfolgen werde, so muß die Führung des Flugzeuges die Methoden der seemännisch Navigation durchaus beherrschen. Dies darf allerdings nicht zu de falschen Schluß führen, daß sich der zukünftige Flugkapitän aus de seemännischen Personal ergänzen kann, denn die Orientierung immer nur ein Hilfsmittel und die seitens der Führung aus der g wonnenen Übersicht gezogenen Schlüsse sind im Luftverkehr ande als auf der Wasseroberfläche. Die richtige Lösung besteht hier dar

ß man dem fliegenden Personal eine gewisse nautische Ausbildung bt, die es auch braucht, um sich erforderlichenfalls mit dem Flugug auf der Wasseroberfläche zurechtfinden zu können. Das Flugrsonal der Luft Hansa erwarb sich die beste Praxis auf den bisher triebenen Nord- und Ostseestrecken. Diese Erfahrung wurde im rgangenen Winter ergänzt durch einen halbjährigen Kursus auf der eefahrtschule in Lübeck, den 19 Flugzeugführer mit dem Kapitänsamen (Schifferzeugnis für große Fahrt) abgeschlossen haben. Der iter der Seefahrtschule hat sich über ihre Leistungen besonders ankennend ausgesprochen.

Während in technischer Hinsicht die Vorbedingungen für den mmenden Transozeanverkehr verhältnismäßig schwierig liegen, sind se Vorbedingungen in verkehrsgeographischer Hinsicht besonders nstig. Denn das Flugzeug ist dem Dampfer an Geschwindigkeit it stärker überlegen als die Eisenbahn. So erhält man bei den utigen Durchschnittszeiten folgenden Vergleich:

Geschwindigkeit	des Schiffes	40 km,
„	der Eisenbahn	75 km,
„	des Seeflugzeuges . . .	140 km,
„	des Landflugzeuges . .	150 km.

Für die Strecke von Berlin nach Peking — etwa 9000 km — ibt sich daraus gegenüber einer Eisenbahnfahrtdauer von 12 Tagen e Flugzeit von 6 Tagen ohne Nachtflug und eine solche von nur Tagen mit Nachtflug. Auf einer Strecke von der Nordsee bis nach w York — etwa 6500 km — und auf einer Strecke von der Nordsee nach Buenos Aires — etwa 12 000 km — ergeben sich aber folde Unterschiede:

Nordsee—New York . . Schiff 7 Tage, Seeflugzeug 2 Tage,
Nordsee—Buenos Aires . Schiff 18 Tage, Seeflugzeug 4 Tage.

Das größte Verkehrsbedürfnis für Transozeanflüge besteht im rigen natürlich auf der Strecke nach New York; aber hier sind die graphischen Verhältnisse so ungünstig, daß ein regelmäßiger Verr mit Rücksicht auf die starken Wirbelstürme und die großen Windchwindigkeiten während des Winterhalbjahres zunächst wohl nur im mmer durchgeführt werden kann. Anders liegen die Verhältnisse a der Strecke nach Südamerika. Hier kann von Anfang an ein elmäßiger Dienst während des ganzen Jahres in Aussicht genommen w den. Als Etappe zur Brennstoffergänzung werden hier die Kanarien Inseln, die Kapverdischen Inseln und die brasilianische Insel F nando Noronha dienen. Als weitere Etappe kommt Spanien in F ge, ebenso wie Irland für den Nordatlantikdienst. Dabei kann eistweilen die Frage noch offen bleiben, ob das erste Glied beider Secken (Nordsee—Irland und Nordsee—Spanien) besser mit Landflugzeugen betrieben wird.

Mit der Frage der zweckmäßigsten Organisationsform wird ma sich gerade in nächster Zeit wohl besonders eingehend befassen. Fü ihre Beurteilung kommt in Betracht, daß der transozeanische Luft verkehr zwar wirtschaftlich besonders aussichtsreich ist und wohl auc zuerst eine finanzielle Unabhängigkeit erreichen wird, daß abe andererseits während einer gewissen Anlaufszeit verhältnismäßig groß öffentliche Mittel erforderlich sein werden. Die französische Regierun hat der Gesellschaft Aéropostale für einen wöchentlichen Dienst vo Toulouse—Dakar—Kapverdische Inseln (mit Flugzeug), Kapverdisch Inseln Noronha (mit Aviso), Noronha—Pernambuco—Buenos Aires (m Flugzeug) und zurück 60 000 000 Frcs., also mehr als 10 Millione Goldmark, für 1928 zur Verfügung gestellt. Dieser Dienst kann abe nur als provisorisch betrachtet werden, da er mit kleinen Flugzeuge meist Landtypen, betrieben wird, und Transozeanflüge noch nic stattfinden. Also dürfte der vorläufig notwendige Zuschuß sich noc wesentlich erhöhen, wenn Transozeanversuche ausgeführt werde Um diese Zahlen richtig würdigen zu können, muß man sich v Augen halten, daß die Hamburg-Amerika-Linie und der Norddeutsc Lloyd für 1927 rund je 11 Millionen Mark an Dividenden ausgeschütt haben. Die Mitwirkung des Staates erscheint daher um so mehr g geben, als ja über die Bereitwilligkeit der öffentlichen Meinung und d maßgebenden Reichsstellen, die betreffende Versuchstätigkeit zu unte stützen, kein Zweifel besteht. Ob zunächst nur Post- und Expre dienst in Frage kommt, oder ob schon die nächsten Jahre wenigste einen beschränkten Passagierdienst sehen werden, kann erst na praktischer Erprobung der jetzt im Bau befindlichen Typen entschied werden.

Künftigen Generationen wird ein solcher Transozeanverkehr selbstverständlich erscheinen, wie er für uns noch ungewiß aussie Nichts kann dies hübscher veranschaulichen als eine kleine Notiz a der London „Times" vom 8. Oktober 1829 über die Probefahrt d ersten Lokomotive. Der Berichterstatter gibt davon folgende aufregen Beschreibung: „Sie schoß über die Strecke mit der erstaunlichen G schwindigkeit von 30 Meilen die Stunde. Man wurde tatsächli schwindlig, wenn man sie ansah, und Tausende waren von lebhaf Befürchtungen erfüllt für die Sicherheit derjenigen, die darin fuhre Somit stehen wir auch heute wieder in einer jener Perioden des Üb ganges im Laufe der weltwirtschaftlichen Entwicklung, wo alles Fluß ist und ein rascher Zugriff Rechte auf Menschenalter gewä Wenige Jahre dürften denn auch über den Anteil der verschieden Völker am Weltluftverkehr entscheiden. Möge dieses Mal das prakti für Deutschland Erreichte den vorausschauenden Visionen unse Pioniere entsprechen.

Davoser Hochschulkurse 1928.

Von *Margarete Driesch.*

Als im Herbst 1927 Notizen über geplante „Hochschulkurse in Davos" durch die europäische Presse liefen, wurden sie nur wenig beachtet und sicher schnell wieder vergessen. So erklärt es sich auch, daß, als aus dem Plan Wirklichkeit wurde, als im Februar dieses Jahres an allen Universitäten die Einladung zur Teilnahme an diesen Hochschulkursen, gehalten von Dozenten aus vier Ländern, eintraf, zuerst die richtige Resonnanz ausblieb. Auch die europäische Presse bewahrte eine vorsichtige, durchaus verständliche Zurückhaltung. Man las selbst bis heute noch nicht viel Gedrucktes von ihnen, nur mündliche und briefliche Berichte erzählten in der Hauptsache von dem einzigartigen Werk, das hier in stiller, mühsamer Vorarbeit von den Herren Prof. Dr. Gottfried Salomon, Landammann Dr. Branger und Dr. Müller-Davos und Gattin geleistet wurden.

Was sollen und wollen die Davoser Hochschulkurse? Bei der Eröffnungsfeier am 18. März entwickelte der Präsident des vorbereitenden Komitees, Prof. Dr. Salomon-Frankfurt, den Plan der Kurse, die von der Kommune Davos selbständig finanziert werden. Er legte dabei den Hauptakzent auf den persönlichen Kontakt unter den Gelehrten, und von diesen wieder zu den Studenten verschiedener Richtungen und Länder, also auf die „connaissance" gegenüber dem in den letzten Jahren besonders zwischen Deutschland und Frankreich durch gelegentlichen Austausch gepflegtem „rapprochement". Er betonte, daß die Kurse ohne jedes politische Programm seien, jedoch vielleicht eine politische Wirkung haben könnten. Als Vertreter der französischen Gelehrten sprach darauf Prof. Lévy-Bruhl, Paris, der einen schönen Satz seines Landsmannes Pasteur variierte: „Les savants ont une patrie, mais la science n'en a pas." Er folgerte dann daraus, daß die Wissenschaft für alle Gelehrten ein überpersönliches Vaterland sei.

Hans Driesch, als Vertreter der deutschen Wissenschaft, brachte die Hochschulkurse auf die folgende Formel: Kongreß der Lehrenden, Kongreß der Lernenden und eine Universität „über Kreuz", womit er meinte, daß Studenten aus Paris, Dijon, Lyon usw. Professoren aus

Berlin, Leipzig, Frankfurt usw., und umgekehrt Studenten aus Berlin Leipzig usw. Professoren aus Dijon, Paris, Zürich, Wien usw. höre würden. Driesch ging noch kurz darauf ein, daß man die Philosophi an den Anfang der Kurse gesetzt habe. Er meinte, das sei durchau richtig, denn die Philosophie lehre, was Wissen sei, und sie weise jede Einzelheit im Reiche des Gewußten ihre Stelle zu. Endlich wandt sich Driesch noch an die anwesenden Schweizer und bezeichnete di Schweiz als das Vorbild eines möglichen Europas. Auch die Kurs könnten so ein Vorbild werden, und würde sich dies erfüllen lasse dann sei die Eröffnung ein historischer Moment. Nicht nur für di Vernunft im engeren Sinne, schloß Driesch, sollten sie wirken, sonder für „la raison du coeur", für die Vernunft des Herzens.

Am Nachmittage desselben Tages fand im großen Kurhaussaal d Festvortrag von Prof. Albert Einstein statt über die Entwicklung d Physik von Galilei und Newton bis auf die neueste Zeit, in der sog das Prinzip der Naturgesetzlichkeit in Frage gestellt wird. Profess Einstein — und das war für die physikalisch Vorgebildeten der Z hörer von großem Interesse — verhielt sich gegenüber dieser neueste Wendung in der Physik zum mindesten skeptisch.

Am Montag, den 19. früh, begannen die eigentlichen Hochschu kurse. Bevor ich im einzelnen von den verschiedenen Dozenten un ihren Themen berichte, möchte ich von dem Geist und der Stimmu sprechen, die uns alle hier verbinden. Wir kamen — heute darf di schon offen eingestanden werden — nicht ohne Skepsis, innerli zweifelnd und fragend, her. Werden die Studenten wirklich fleißig d Vorlesungen besuchen, werden die Dozenten, müde von ihrer winte lichen akademischen Tätigkeit, denn auch manchmal selbst in die Vo lesungen der Kollegen kommen? Wird nicht die sonnige Schneelan schaft draußen eine zu starke Konkurrenz, selbst für die interessantesti Vorträge sein? — Nun, es kam alles ganz anders. Während der erst zwei Wochen, als die philosophischen, literaturhistorischen, kulturell und psychologischen Vorträge gehalten wurden, gab es Tage, wo d Mitglieder des Dozentenkreises kaum vor die Türe des Kurhaus (ihrem gemeinsamen Wohnaufenthalt) gingen, und wo die Studenti auch nur von ihren Quartieren nach dem Vorlesungssaal und zurü eilten. Wir haben uns oft darüber in dieser Zeit unterhalten, wie m sich dieses doch recht anstrengende, intensive, freiwillige Erfass wollen der vielen hier gebotenen Disziplinen erklären soll. Das „Tra cendente Ewige" in uns, das Professor Kluckhohn aus Wien in sein Vortrag über „Lebensideale in der deutschen Literatur" aus der R mantik zitiert hatte, wurde sogar zur Erklärung dafür herangezog denn in dieser ersten Periode der Kurse war durchaus eine idealistis romantische Geistesrichtung, sogar außerhalb der Kurse, vorherrsche Jetzt am Schluß, wo ein größerer Überblick klarer sehen läßt, ka man wohl alles nüchterner, aber damit auch für die Zukunft der Ku

chon wegweisend, erklären: Es wurden nur *Spitzenleistungen* von *öchstem Niveau* geboten, und diese von *wissenschaftlichen Persönlich-eiten eigenster Prägung.* Niemanden und nichts wollte man sich des-alb entgehen lassen, Kollegen hörten Kollegen; sporttreibende und ekonvaleszente Studenten (zirka drei- bis vierhundert sollen in Davos ein, einschließlich der hundert Studenten mit Freiplätzen), Professoren-rauen, Professorentöchter und vor allem auch einheimische Davoser und Kurgäste, füllten den Vorlesungssaal im Kurhaus nd folgten nachschreibend, beifallspendend, oft fast atemlos ingegeben, dem geistig Gebotenen. — Nach jedem Vortrag ah man in und vor dem Kurhaus noch lange disku-erende Gruppen beisammen. Daß es hier nie Parallelvorträge ibt, wodurch es jedem ermöglicht ist, alles zu hören, ist natürlich auch ine Unterstützung für den regelmäßigen Vorlesungsbesuch. Aber auch n Weiteres ist ersichtlich: Von „connaissance" und „rapprochement" nter den Professoren der vier verschiedenen Staaten ist nicht viel die ede, trotzdem diese beiden Begriffe natürlich hier eo ipso Tatsächlich-eiten sind. Man hat für längeren Gedankenaustausch in dieser Rich-ng ja gar keine Zeit, und vor allem haben die Herren einen viel achlicheren, positiveren Gesprächsstoff, den ihrer gemeinsamen Vissenschaft, die ja wirklich ihr überpersönliches Vaterland ist.

Von den Vorlesungen selbst zu berichten, ist keine ichte Aufgabe. Wir wollen versuchen, ihr durch Ein-ilung in Gruppen — die Namen der Professoren in alpha-etischer Reihenfolge —, gerecht zu werden. Blondel-Straßburg, riesch-Leipzig, Grisebach-Jena, Häberlin-Basel, Goblot-Lyon, Hart-ann-Köln, Liebert-Berlin, Litt-Leipzig, Medicus-Zürich, Piéron-Paris, rzywara-München, Rotthacker-Heidelberg, Tillich-Dresden behandelten ilosophische Themen aus dem Gebiete der Metaphysik, Erkenntnis-eorie, Logik, Ethik und Geistesgeschichte. Goldstein-Frankfurt, Gelb-rankfurt, Lévy-Bruhl-Paris, Masson-Oursel-Paris und Piaget-Neuchatel teressierten durch neue psychologische, zumeist auf experimentellem ebiet gewonnene Tatsachen. Baldensperger-Paris, Basch-Paris, Kluck-hn-Wien, G. Müller - Freiburg i. d. Schweiz, Naumann - Frankfurt, hibaudet-Genf, waren die Vertreter der literaturhistorischen und kultur-schichtlichen Abteilung; Bouglé-Paris, Brinkmann-Heidelberg, Bonn-erlin, F. v. Gottl-Ottilienfeld-Berlin, Honigsheim-Köln, F. Lenz-Gießen, ichels-Basel und Perugia, Mauß-Paris, Cornelissen-Paris, F. Oppen-imer-Frankfurt, Hauser-Paris, Saitzew-Zürich, Pribram-Genf-Wien id G. Salomon-Frankfurt sprachen und werden sprechen über aktuelle agen der Wirtschaft, zumeist von weitausgreifenden soziologischen esichtspunkten ausgehend, wie z. B. Oppenheimer über Lösungen zu n brennenden Fragen des kapitalistischen Imperialismus, und Saitzew, dem er das aktuelle Problem der Konjunkturen-Politik in den Kreis iner Betrachtungen zog, und Salomon die Ideologien und Techniken

des politischen Lebens, sowie endlich *Honigsheim,* der sein ethno logisch-soziologisches System als eine Synthese zwischen dem posi tiven Evolutionismus und der neuesten sogenannten Kulturkreistheori darstellte.

Endlich sind noch die Straf-, Völker- und Staatsrechtslehrer Lewald Frankfurt, Mendelsohn-Bartholdy - Hamburg, Radbruch - Heidelberg Rappard-Genf, K. Schmitt-Bonn und Berlin und K. Strupp-Frankfu zu nennen, die Aktuellstes zu den heute uns alle berührenden Frage des Rechts, der Verfassung und des Völkerbundes zu sagen habe Z. B. sprach Prof. Strupp über die Entwicklung der internationale Schiedsgerichtsbarkeit und ihrer weiteren Möglichkeiten. K. Schmi erregte ein mehr als sachliches, ja kritisches Interesse durch sein Auffassung der Verfassung, in der er eigentlich nur noch eine Fassad sieht. Auch seine Vorschläge zu einem öffentlichen Wahlrecht, um d wahre Verteilung der Mächtegruppen zu erkennen, wurde begreifliche weise mit geteilter Meinung aufgenommen. Prof. Radbruch fügte dara noch seinem Kurs über den Begriff des Rechts, aus dem er die Id der Gerechtigkeit ableitete, einen Vortrag an, in dem er Prof. Schmit Ausführungen u. a. entgegensetzte, daß ein Volksstaat notgedrungen Parteistaat sein müsse, wobei er die positiven Werte des Parteie systems betonte, und schließlich mit einem warmen Bekenntnis z Demokratie und mit einem Gruß an die lebenswahre Soziologie d französischen Kollegen schloß. — Von diesen hinterließ besonders ei sich in ähnlicher Weise zur Demokratie bekennender formvollendet Vortrag von Prof. Bouglé, dem bekannten Leiter der „Ecole norma supérieure" an der Sorbonne einen starken Eindruck.

Nach verschiedenen Vorlesungen, die mehr als Seminare gedac waren, konnten die Hörer Fragen stellen, und andere Vorträge, z. B. e der Professoren Litt, Tillich und v. Gottl-Ottilenfeld, dieser durch s Problem des Fordismus, und Lenz-Gießen durch seine Auffassung vo Akademiker im Staat, lösten eine Folge von lebhaften Abenddiskus sionen zwischen Professoren und Studenten aus. Den Charakter ein religionsphilosophischen Disputation nahm eine Abendversammlung i historischen Davoser Rathaussaale an, in dem schon seinerzeit, wie e Landammann in einer einführenden Rede erwähnte, zur Zeit der Gegen reformation über religiöse Fragen disputiert worden sei. Die führenden Professoren an diesem Abend waren die Professoren Hartmann, Mei cus, Grisebach und der Jesuitenpater Przywara, dieser gegenüber ei protestantischen Gelehrten Vertreter eines kreaturalen Denkens, als ie philosophische Grundlage katholischer Geisteseinstellung. Von en Staatsrechtslehrern Mendelsohn-Bartholdy und Rappard wurde in er dritten Woche eine lebhafte Diskussion über die Hougthonsche The, ob Kriege durch Volksabstimmungen zu vermeiden seien, geleitet. In der vierten Woche hielt Paul *Honigsheim* schließlich noch einen e-

onders aktuellen Abendvortrag über die Soziologie der deutschen ugendbewegung und die internationale Zusammenarbeit der Jugend.

Nicht unerwähnt sollen auch die zwei öffentlichen Abendvorträge iber das gegenwärtige Rom und Paris von Prof. Michels-Basel-Perugia ınd der über Amerika-Europa von Prof. Bonn-Berlin, sowie ein dritter, on Prof. Oppenheimer, und zwar dieser vor einem zahlreichen Arbeiter- ıblikum, bleiben. Daß Professor Einstein am Ende der ersten Woche ein schönes Violinspiel zusammen mit der Kunst der jungen Pianistin Dora Brunner aus Zürich und der des Cellisten Walfried Liebscher aus Davos in den Dienst der Hochschulkurse stellte, soll ebenfalls nicht ergessen werden.

Empfänge, Galavorstellung im Theater und ähnliche Veranstal- ıngen, wie sie auf Kongressen üblich sind, fallen hier, dem Charakter on Davos und auch dem Charakter der Kurse entsprechend, fort, aber wei schöne Bankette, die das Komitee und Kurhaus den Dozenten und ıren Damen gaben, schufen doch harmonisch festliche Momente. Es esteht die Absicht, bereits im Herbst die Kurse mit zwar anderen, aber uf gleichem Niveau stehenden Gelehrten weiterzuführen, ja sie viel- eicht zu einer ständigen, zweimal im Jahre wiederkehrenden Einrich- ıng zu machen.

Rundschau

Deutschland und Frankreich.

In der „Revue de Paris“ vom 1. April setzt Graf Wladimir d'Ormesson seine Aufsätze unter dem Titel „Vertrauen in Deutschland?“ fort. Er beschäftigt sich mit den nationalen Verbänden in Deutschland und meint, daß man in Frankreich nur das Schreckgespenst dieses Wortes heraufzubeschwören braucht, um jede Politik der Annäherung zu verhindern. „Wir pflegen die Verbände ausschließlich als militärische Formationen anzusehen, die sich für den Revanchekrieg vorbereiten. Eine solche Deutung ist nicht von der Hand zu weisen, aber sie ist zu summarisch. Sie umfaßt nicht die Gesamtheit des Herdenphänomens, das sich jenseits des Rheins abspielt. Sie erfaßt noch viel weniger den tiefen Sinn, den psychologischen Wert dieser Bewegung. In gewissem Sinne ist das Phänomen der nationalen Verbände dem fascistischen und sowjetistischen Phänomen verwandt, das heißt einem Bedürfnis der Erneuerung, das je nach Rasse, Klima und Umständen überall mit einer größeren oder geringeren Intensität nach der großen Erschütterung des Krieges zutage tritt. Es waren mehrere Gründe, die Deutschland auf diesen Weg getrieben haben. Der Deutsche liebt und braucht das Verbandsleben. In seinem Temperament liegt die Neugier nach neuen Formen. Angesichts der außenpolitischen Unsicherheit, der inneren Unordnung, die auf den Sturz des Reiches folgten, mußte Deutschland Stück für Stück aufgebaut werden. Diese drei Ursachen haben die Deutschen veranlaßt, sich in aktiven Verbänden zusammenzuschließen, mit Leib und Seele sich der Erneuerung des Deutschtums zu widmen... Nach erfolgter internationaler Entspannung hat Deutschland wieder Vertrauen zu sich selbst gewonnen, hat sich zusammengeschlossen und reorganisiert. Die Kampfverbände mußten sich umformen, ihre Wirkungssphäre, ihre Ansprüche einschränken und auf einen ganz anderen Boden übertragen. Es gilt nicht mehr, Deutschland zu retten, sondern es zu erneuern... Der Deutsche braucht Symbole, konkrete Ziele, braucht das Geheimnis des Organisationslebens. Er muß am Leben einer Gruppe teilnehmen, sich als Mitglied einer Gemeinschaft, als Zelle eines Organismus fühlen. Da, was ihm die politischen Parteien, diese Gesellschaften mit beschränkter Haftung verwandelt, nicht mehr bieten konnten, fand er in den nach dem Krieg geschaffenen Verbänden.“ Nach der Schilderung der ganzen Struktur der verschiedenen deutschen Verbände kommt d'Ormesson auf die Frage, die die Franzosen in erster Linie interessiert, und zwar die Beziehungen zwischen den patriotischen Verbänden und der Reichswehr. „Es sind sicherlich persönliche Beziehungen zwischen gewissen früheren

ffizieren und ihren Kameraden im
eer vorhanden... Wenn jedoch ein
llkommener Mobilisierungsplan der
erbände vorhanden wäre, wie die
nzösische öffentliche Meinung an-
mmt, könnte er nicht geheim bleiben.
an kann nicht Mobilisierungsmaß-
hmen, die sich auf einige Millionen
enschen erstrecken, geheim halten.
niges wäre durchgesickert, und die
nkspresse hätte nicht versäumt, da-
n Gebrauch zu machen. Die fran-
sische öffentliche Meinung wird
elleicht irregeführt durch die Rolle,
e die schwarze Reichswehr un-
ttelbar nach dem Kriege und wäh-
nd der Ruhrbesetzung gespielt hat.
ese illegalen Organisationen, die
r Regierung bekannt waren, sind
von der deutschen demokratischen
esse bekämpft worden und führten
aufsehenerregenden Prozessen. Es
sicher, daß sie nicht mehr vor-
nden sind, denn ihre Existenz
nnte nicht verborgen bleiben. . .
an kann annehmen, daß Beziehungen
ischen den Führern des Stahlhelm
d der Reichswehr bestehen, daß je-
ch eine regelmäßige, durch das
nze Räderwerk durchgeführte Zu-
mmenarbeit, die praktisch nicht zu
wirklichen wäre, nicht in dem
ne existiert, wie man a priori be-
chten könnte... Spielen die Ver-
nde eine entscheidende Rolle im
ben Deutschlands? Ja und nein.
weil sie eine reiche Ernte von
en, von Gefühlen, Auffassungen
d Vorschlägen bringen. Sie sind
wesentlichen dynamisch und ent-
sprechen deshalb dem ständigen Be-
dürfnis der Deutschen nach An-
passung. Nein, weil die Stunde der
Heldentaten vorbei ist und weil die zu
zahlreichen Verbände sich gegenseitig
schaden und unabhängige, oft miteinan-
der im Kampf liegende Inseln bil-
den. Dies kennzeichnet das Wesen
der deutschen Disziplin. Wir stellen
uns das deutsche Volk als eine homo-
gene Masse vor, die durch ein und
dieselbe Disziplin geformt ist. In
Wirklichkeit ist Deutschland aber ein
Konglomerat von Gemeinschaften, von
denen jede vollkommen diszipliniert
ist, die sich jedoch untereinander auf-
fressen. Und übrigens verbürgerlichen
sich diese Verbände, oder besser ge-
sagt sie häuten sich, und da sie nicht
mehr alles bieten, alles beanspruchen
können, müssen sie sich zu irgendeiner
Wahl entscheiden. Sie müssen in
erster Linie ihre Existenzberechtigung
beweisen. Nun ist Deutschland im
Wiederaufbau begriffen. Es ersteht
durch seine eigene Vitalität, ohne daß
die Verbände in diesem Aufbau eine
große Rolle spielen. Sie müssen da-
her ihre Ansprüche herabsetzen und
sich mit bestimmten und beschränkten
Aufgaben begnügen. Die einen wer-
den sich der reinen Politik zuwen-
den, wie es beim Reichsbanner der
Fall ist und mit den politischen Par-
teien verschmelzen. Aber ob sie sich
der Politik, der Verteidigung des
Unternehmertums oder dem rein Ge-
danklichen zuwenden werden, es wird
zu demselben Ergebnis führen. Sie
werden langsam den militärischen
Charakter verlieren und im Leben
selbst des Volkes aufgehen." Dann
spricht d'Ormesson von der Angst
vor dem deutschen Nationalismus.
„Wir glaubten, zwei Deutschland zu
unterscheiden, das eine demokratisch,
auf den Frieden gerichtet, das andere
nationalistisch, sich gegen den Frieden
empörend. Diese Unterscheidung
liegt noch der ganzen französischen
Politik zugrunde und bestimmt unsere
Urteile über Deutschland. Zwei
Deutschland, das ist zu wenig oder
nicht genügend. Zu viel, wenn man
Deutschland als politische Macht an-
sieht, weil es, wie es heute regiert wird,
viel homogener erscheint; nicht ge-
nügend, wenn man die Tendenzen in
Betracht zieht, die das deutsche Volk
spalten." D'Ormesson glaubt, daß
zwischen dem „Deutschland von
Potsdam", wie er es nennt, das unbe-
lehrbar und unheilbar ist, das jedoch
nur eine Minderheit bildet und dem
Deutschland der Pazifisten, hinter dem
keineswegs die Mehrheit des deutschen
Volkes steht, sich noch ein anderes
Deutschland befindet, das weder rechts

noch links, weder monarchistisch noch republikanisch ist, das neue Deutschland, das einen Übergang zwischen Vergangenheit und Zukunft, Tradition und jetziger Staatsform sucht. Er stellt sich die Frage, ob dieses neue Deutschland pazifistisch sei und gibt folgende Antwort: „Nein, dieses Deutschland in seiner Gesamtheit ist nicht pazifistisch im ideologischen Sinne des Wortes. Es ist aber auf eine ganz andere Ebene gestellt, auf eine logische und nicht ethische. Dieses realpolitische Deutschland sagt sich, daß, nachdem die Politik des Kaiserreiches, die auf dem militärischen Geiste basiert war, zur größten Katastrophe der deutschen Geschichte geführt hat, trotzdem sie über ein Maximum von Möglichkeiten verfügte, diese Politik falsch gewesen sein muß. Es sagt sich, daß der Krieg kein sicheres Gewinnmittel sei, daß es Sieger und Besiegte ruiniere, daß er nicht mehr den Bedingungen des modernen Lebens entspräche, daß er überholt sei, daß man die Interessen seines Landes anders als nur mit Waffengewalt verteidigen kann und soll. Diese geistige Einstellung entspringt auf eine natürliche Weise dem dauernden Evolutionsinstinkt der deutschen Seele. Die Deutschen bekennen sich zum Frieden nicht, um zu verzichten, sondern im Gegenteil, um stärker zu werden. Die Zukunft gehört dem Frieden. Die Völker, die durch die früheren Gewohnheiten hypnotisiert bleiben, werden überholt. Wie der Krieg, noch mehr als der Krieg, ist der Frieden eine Wissenschaft. Die Zukunft gehört demjenigen, der sie am schnellsten lernt und sie ohne Zögern anwendet... Die führenden Klassen in dem heutigen Deutschland unterwerfen sich dem Vorgang, den die führenden Klassen in Frankreich beim Aufkommen des demokratischen Regimes ablehnten. Sie passen sich an.“ So sieht d'Ormesson neben dem Deutschland der Nationalisten, dessen Führer „sich nie dessen bewußt sein werden, welchen Schaden sie ihrem Lande zufügen, indem sie durch ihre heftigen Äußerungen ein berechtigtes, logisches, notwendiges Mißtrauen herauf beschwören“, ein anderes Deutschland, das zugleich konservativ und republikanisch ist. „Sowohl die Deutschen wie wir werden vor zwei Probleme gestellt. Das eine und das andere sind wesentlich und scheinbar einander widersprechend. Von ihrer simultanen Lösung hängt die Kristallisierung des Friedens ab. Man kann das erste Problem folgendermaßen formulieren: Der deutsche Patriotismus muß seinen pangermanistischen Charakter verlieren; und das zweite: es ist notwendig, daß der französische und der deutsche Patriotismus miteinander in Einklang leben.“ Er billigt dem deutschen Patriotismus dieselben Rechte zu wie dem französischen, denn die eine wie der andere stützen sich auf Prinzipien, die für beide Geltung haben. D'Ormesson meint, daß Deutschland keineswegs den Krieg will, aber eine Revision der Verträge verlangt. „Ich bin überzeugt, daß nicht ein Deutscher, selbst wenn er Sozialist ist, den Vertrag von Versailles als unantastbar betrachtet und darauf verzichtet, in diesem oder jenem Punkte die notwendigen Modifikationen zu erlangen. Die einen rechnen auf die Zeit, die anderen auf die Kraft, und selbst die pazifistischsten Kreise sagen sich, daß ein gewisses Ausspielen der Kraft nicht die schlechteste Stütze einer Politik ist. Und in dieser Hinsicht können wir ihnen, wenn wir ehrlich sind, nicht widersprechen.“ Unter den Forderungen nach der Revision der Verträge unterscheidet d'Ormesson diejenigen, die sich auf die temporären und die, die sich auf die dauernden Bestimmungen beziehen. Die temporären Bestimmungen wie die Rheinlandbesetzung, die Saar, der Dawes-Plan werden mit der Zeit gelöst werden. „Die Frage der Forderung nach der Regelung der permanenten Bestimmungen ist viel ernster. Es wäre kindisch, sie zu leugnen.

llt Probleme auf, für die man keine iedliche Lösung sieht, und sie ent- ilt sicher Keime des Krieges, und gen nicht auch dort die wirklichen efahren? Ich sehe eine geringere efahr in den Forderungen materieller rt als in denen, die Deutschland in oralischer Hinsicht erheben kann." ls besonders belastend für das utsche Gefühl sieht d'Ormesson die ntrolle der deutschen Finanzen an, e verzögerte Abrüstung, das Fern- lten von den Kolonien und andere emütigungen dieser Art, in denen ch das Mißtrauen gegen Deutschland sdrückt. Er fürchtet, daß diese Be- stung des deutschen Selbstgefühls zu führen könnte, daß Deutschland ich von neuem zur Politik der Ge- lt, den Vorkriegsformen gemäß, be- nnt. Es wäre besonders verhäng- svoll, wenn Deutschland nicht die twendigkeit, sich neuen politischen rmen, neuen Wirklichkeiten in der ußen- wie in der Innenpolitik anzu- ssen, erfassen würde. Es wäre be- nders verhängnisvoll, weil dieses die nze Evolution Europas fälschen rde. Jede Tatsache, die Deutsch- nd auf den Gedanken bringt, daß die heren politischen Ideen heute noch ropa leiten, und in erster Linie e Tatsache, die es Deutschland len läßt, kann es auf den verhäng- rvollen Weg stoßen. Dies ist die be- gniserregendste Seite des Friedens- blems, des Problems mit dem uskopf. Denn wenn die Gefahren rhanden sind, ist es offensichtlich, ß man sie nicht ausschalten kann. e unumgängliche und berechtigte uidierung des Krieges wird noch ge einige dieser Tatsachen fort- bestehen lassen... Diese Einstellung irt Deutschland durch einen nor- len psychologischen Prozeß auf d Weg, den es einst verfolgte... es, was Deutschland in einer politi- en Lage über dem Nullpunkt halten d, hält es gleichfalls innerhalb des berthermometers, oder klarer ge- t, in der Denk- und Handlungs- se der Vorkriegszeit."

Die Zukunft Deutschlands.

In der Aprilnummer der „Contemporary Review" finden wir einen Aufsatz von H. Powys Greenwood über die Zukunft Deutschlands. Greenwood findet, daß es kaum ein Land gibt, das für den Wirtschaftspolitiker, Soziologen wie auch für den oberflächlichen Besucher so interessant sei wie Deutschland. „Abgesehen von Rußland, das einen besonderen Fall darstellt, ist Deutschland wahrscheinlich das einzige große Volk, dessen Kontinuität der Entwicklung fast vollkommen unterbrochen wurde, und das alles von Anfang an von neuem aufbauen mußte... Die beiden Kennzeichen des Deutschlands von heute sind in erster Linie eine große und weitgehende Unsicherheit in bezug auf die Gegenwart und zweitens eine unbeschränkte Zuversicht in die Zukunft. Deshalb arbeiten die Deutschen so schwer, um die unmittelbaren Schwierigkeiten zu überwinden, und deshalb nehmen sie die abwartende Haltung gegenüber allen künftigen Entwicklungen ein. Hier liegt der Schlüssel zu allen Schwankungen des politischen Lebens... Im Deutschland von heute sind politische Richtlinien und grundsätzliche Erklärungen durch harte Arbeit, technische Geschicklichkeit und einen erfolgreichen Opportunismus ersetzt worden... Man kann sagen, daß in Deutschland nichts selbstverständlich ist außer der Arbeit. Eine neue Gesellschaftskoalition, eine neue herrschende Klasse sind im Begriff, sich zu bilden, und ihre künftige Form läßt sich schwer voraussagen... Die großen Verluste der Grundbesitzer und der Rentnerklasse an Volksvermögen seit dem Kriege sind kaum vorstellbar... Einen Engländer, der aus einem Lande mit großen, ererbten und investierten Vermögen kommt, Vermögen, die ein Produkt der Jahrhunderte sind, berührt es seltsam, daß er kaum einen Mann trifft, dessen Lebensunterhalt nicht von seinem Einkommen abhängt. Dies ist jedoch heute in Deutschland der

Fall und mag vielleicht auf lange Sicht die Quelle seiner Stärke bilden." Über das Problem der Reparationen schreibt Greenwood: „Der Durchschnittsdeutsche sieht die Zahlung der Reparationen auf eine ganz andere Weise an als der Durchschnittsengländer die Zahlung der amerikanischen Schulden. Er ist nicht besonders stolz darauf, fühlt auch nicht in sich die wirkliche moralische Zahlungsverpflichtung, sieht in ihr nur eine Entschädigung, eine Strafe für die Niederlage, ein Zeichen seiner politischen Schwäche. Er ist sich dessen bewußt, daß der Dawesplan ein Schritt vorwärts war, jedoch in keiner Weise eine endgültige Regelung darstellt und daß es für Deutschland im Augenblick vorteilhaft ist, seinen Verpflichtungen nachzukommen. Die Reparationsgläubiger brauchen sich über diese Einstellung nicht zu empören, denn sie sind einzig und allein dafür verantwortlich. Sie hatten die Reparationszahlungen auf der auf lange Sicht unhaltbaren These der deutschen Alleinschuld am Kriege aufgebaut und haben es außerdem versäumt, eine Regelung der Schulden innerhalb der deutschen Erfüllungsfähigkeit herbeizuführen. Bis heute, das heißt neun Jahre nach dem Waffenstillstand, ist Deutschland keine Regelung der Reparationsschuld angeboten worden, die es annehmen konnte . . . Eine endgültige Regelung muß herbeigeführt werden, und es lohnt sich, dafür beträchtliche Opfer zu bringen. Man darf nicht vergessen, daß es eine moralische und eine technische Seite der Reparationsfrage gibt. Wenige unparteiische Neutrale könnten leugnen, daß es gerecht war, Deutschland einen Teil der Kriegslast, hauptsächlich für den Wiederaufbau der verwüsteten Gebiete usw. aufzubürden, um so mehr, als sein eigenes Gebiet vollkommen verschont blieb. Auch der Grundsatz, daß die Last, die man Deutschland auferlegte, mindestens so schwer sein solle wie die, die auf seinen früheren Gegnern wuchtet, läßt sich vertreten. Aber in Versailles ha man versäumt, einen wirklich z rechtfertigenden Grundsatz für di Reparationszahlungen aufzustelle und die jetzige legale und moralisch Basis besteht aus einem Paragraphe den Deutschland unter dem Zwan der Bajonette unterschreiben mußt und der ihn und seine Verbündete mit der Alleinschuld am Kriege b lastet. Dies ist eine offensichtlic unwahre Einstellung, die, wie es n recht und billig ist, jeden verständige Deutschen empört. Wenn es nic der Fall wäre, würde er die Bezeic nung „Hunne" verdienen. Sie ve dunkelt und zerstört nicht nur in d Augen der Deutschen, sondern au in denen aller denkenden Mensch die wahre Rechtfertigung der R parationszahlungen. Wäre es nic besser, wenn man bei der endgültig Regelung eine Klausel einfügen wür die das ganze Prinzip der Reparati nen auf eine andere und gesünde moralische Basis stellt? . . . D Ostgrenze, sowohl in Verbindung m dem Korridor wie mit der Regelu in Oberschlesien wird kaum in ihr Gesamtheit anerkannt werden. I neues Elsaß-Lothringen ist geschaf worden als ein Denkmal der Unfäh keit der Politiker, aus der Geschic zu lernen. Hier kann im Augenbli nichts getan werden. Man kann n das beste hoffen. Die große Prüfu des Völkerbundes wird nicht die sei Fähigkeit sein, die durch den Ver g geschaffenen Grenzen in aller Ew keit aufrecht zu erhalten, sondern o Blutvergießen die Änderungen her zuführen, die die Logik der Er nisse verlangt. Um den dauern Frieden zu sichern, müssen die In essen aller Beteiligten berücksich werden. Berechtigte Klagen dü nicht überhört werden, und man uß Lösungen finden, die von allen in er Ehrlichkeit angenommen we können . . . Auch der Anschluß rd ein offensichtlicher Akt der Gerec keit im Einklang mit den in Versa so laut herausgeschrienen Prinzi sein. Mit dem Ablauf der Zeit rd

immer ersichtlicher werden, daß, enso wie das Innenleben eines Volks in dauerndem Werden begriffen ist, ebenso wie viele Familien und Firmen steigen und fallen, Güter von Hand zu Hand gehen, Städte sich entwickeln oder absterben, so auch auf dem Gebiet der internationalen Politik nichts unveränderlich ist und sein soll."

Die Freiheit der Meere.

Die „Contemporary Review" vom April enthält auch einen sehr bedeutsamen Aufsatz des Obersten Edward M. House (des Freundes des Präsidenten Wilson), der eines der wichtigsten Probleme der heutigen Weltpolitik, die Freiheit der Meere, die das Verhältnis zwischen Großbritannien und Amerika bestimmen wird, behandelt. House entwickelt zuerst die ganze Geschichte der Auseinandersetzung über diese Frage. „In den ersten Tagen des Jahres 1915, als der Weltkrieg schon sechs Monate seinen unsicheren Verlauf nahm, schlug ich dem deutschen Reichskanzler Bethmann-Hollweg vor, einen Weg zum Frieden durch die Revision der Seegesetze zu finden, die den Kaufleuten neutraler oder kriegführender Mächte gestatten würden, die Meere in Kriegs- wie in Friedenszeiten ungestört zu befahren. Meine Anregung bestand aus einer Zusammenfassung der Vorschläge, die die britische und amerikanische Regierung bei der Haager Konferenz im Jahre 1907 vorgebracht haben und die auf folgendes hinausliefen: erstens Aufhebung der Kaperbande, zweitens Immunität des Privateigentums zur See im Krieg wie im Frieden. Mein Vorschlag hat auf den Reichskanzler einen großen Eindruck gemacht, und unglücklicherweise kabelte er ihn dem Vertreter Deutschlands in den Vereinigten Staaten. Bevor ich noch nach England zurückkehren konnte, um ihn mit der britischen Regierung zu besprechen, wurde er als ein Vorschlag Deutschlands veröffentlicht. Ich habe trotzdem die Verhandlungen mit der britischen Regierung aufgenommen, die bereit war, den Vorschlag zu prüfen. Aber bevor wir noch zu irgendeinem Ergebnis kamen, wurde die „Lusitania" versenkt. Nun schien mir der Eintritt Amerikas in den Krieg unvermeidlich, und ich fuhr in die Vereinigten Staaten zurück. Die Frage wurde erst im Jahre 1918 wieder aufgenommen, als Präsident Wilson die Freiheit der Meere zu einem der vierzehn Punkte machte. Bei der Waffenstillstandskonferenz, bei der ich die Ehre hatte, die Vereinigten Staaten zu vertreten, wurde über die Frage heftig debattiert, und nachdem es verschiedene Deutungen dieser Freiheit gab, über die man mit den Engländern zu keiner Einigung gelangen konnte, wurde die Besprechung vertagt. Bei der Friedenskonferenz vertrat Präsident Wilson die Ansicht, daß eine Revision der Seegesetze nicht notwendig sei, denn nachdem alle Nationen dem Völkerbund angehören werden, wird es keine neutralen Mächte mehr geben. Man konnte damals die bitteren Kämpfe um den Eintritt der Vereinigten Staaten in den Völkerbund nicht voraussehen, die schließlich dazu führten, daß Amerika einen besonderen Vertrag mit Deutschland schloß. Angesichts der Behauptung, die so oft in Frankreich und England wiederholt wurde, daß sowohl Clemenceau wie Lloyd George gewarnt waren und wissen mußten, daß die Vereinigten Staaten den Versailler Vertrag ablehnen würden, möchte ich daran erinnern, daß er in den Vereinigten Staaten durch demokratische Abstimmung unter der Führung von Präsident Wilson abgelehnt wurde, und zwar infolge der Einschränkung, die die republikanischen Mitglieder als Vorbedingung einer Ratifizierung des Vertrages durchsetzen wollten. Wenn zwanzig Demokraten, die gegen den Vertrag stimmten, für ihn gestimmt hätten, so hätten sich 83 Stimmen für den Vertrag zu 13 gegen den Vertrag ergeben." House entwickelt

dann, daß die Vereinigten Staaten schon seit Beginn ihrer staatlichen Existenz für diesen Grundsatz eingetreten sind. Schon der erste Vertrag, der im Jahre 1778 mit Frankreich geschlossen wurde, enthielt diese Bestimmung. Auch der Krieg von 1812 wurde für die Freiheit der Meere geführt. Bei der zweiten Haager Konferenz im Jahre 1907 wurden von den Vereinigten Staaten und von Großbritannien zwei bedeutungsvolle Vorschläge gemacht. Die Amerikaner verlangten die Immunität des Privatbesitzes. Die Engländer schlugen vor, das Prinzip der Konterbande ganz fallen zu lassen. „Die Engländer hatten vollkommen recht, als sie die Forderung nach der Aufhebung der Konterbande stellten. Halbe Maßnahmen genügen nicht mehr. Man kann nicht länger eine Unterscheidung zwischen Waren, die für militärische Zwecke und denen, die für die Zivilbevölkerung bestimmt sind, treffen. Andererseits werden, so lange der Privatbesitz auf hoher See nicht immun gemacht wird, im Kriegsfall dieselben gefährlichen Meinungsverschiedenheiten entstehen, die sich im Jahre 1812 und 1915 ergeben haben. Das einfachste wäre die Annahme der britischen und amerikanischen Vorschläge vom Jahre 1907. Zweierlei Einwände können von britischer Seite erhoben werden: erstens, daß irgendeine Macht im Kriegsfall sich weigern kann, sich an den Pakt zu halten, und zweitens, daß dies Großbritannien erschweren wird, die feindlichen Häfen zu blockieren und die Einfuhr von Kriegskonterbande zu verhindern. Der erste Einwand läßt sich damit widerlegen, daß infolge der besonderen Lage Großbritanniens keine Macht dagegen Einspruch erheben würde, daß England eine so große Flotte besitze, wie zur Verhinderung einer fremden Invasion notwendig ist. Großbritannien hat seine Verteidigung der Flotte und nicht einem großen Heere anvertraut. Deshalb wird man nichts dagegen einwenden können, daß es eine beliebig große Flotte besitzt, vorausgesetzt, daß es sie weder zu Blockadezwecken noch zur Zerstörung des Handelsverkehrs in Kriegszeiten benutzt. Im Besitz einer solchen Flotte wird Großbritannien in einer viel vorteilhafteren Lage sein, um mit jedem eigenmächtigen Volk fertig zu werden, als es heute der Fall ist, da seine Marine jeder anderen überlegen sein will. Sobald die Freiheit der Meere durch ein Abkommen zwischen den Völkern garantiert ist, werden die Vereinigten Staaten, Frankreich, Deutschland, Rußland oder andere Mächte nicht mehr genötigt sein, eine größere Flotte als für Polizeizwecke nötig ist, zu besitzen. Wenn man einwendet, daß ein solcher Vertrag in den Zeiten der Not nicht respektiert werden würde, verdammt man damit alle existierenden Verträge. Man ist sich allgemein darüber einig, daß, wenn Deutschland die belgische Neutralität nicht verletzt hätte, es den Krieg nicht verloren haben würde, da wenigstens Großbritannien sich nicht sofort mit seinen Kriegsgegnern geschlagen hätte. Das zweite Argument gegen die Freiheit der Meere, und zwar, daß es das Recht der Blockade aufhebt, ist von geringerer Bedeutung. Wir wissen alle, daß dies eine mächtige Waffe gegen Deutschland in den Jahren 1914 und 1915 war, aber die Umstände waren ganz besonders und werden sich wahrscheinlich nie mehr ergeben, da ein Zustandekommen einer neuen Koalition zwischen Frankreich, Rußland und England gegen Deutschland kaum im Bereich des Möglichen liegt. Wenn Großbritannien Krieg gegen Rußland führen wollte, könnte die Blockade der russischen Häfen kaum von Bedeutung sein, da Rußland Selbstversorger ist und außerdem Munition von Deutschland und den Randstaaten bekommen könnte. Ebenso wäre es der Fall bei einer Blockade Deutschlands, wenn nicht Rußland und Frankreich sich mit Großbritannien verbinden würden. Dasselbe gilt für Frankreich, abgesehen von dem Fall eines Bündnisses

schen England und Deutschland. dem Kriege haben sich die deutsen und britischen Interessen in ien Punkten berührt. Heute beren sie sich kaum. Deshalb ist Krieg mit Deutschland kaum in acht zu ziehen. Andererseits beren sich die Interessen Frankreichs Großbritanniens in vielen Punk- Wenn durch irgendeinen unklichen Zufall ein Krieg zwischen beiden Mächten ausbrechen sollte Großbritannien versuchen würde, neutralen Schiffe daran zu hin-, in spanische, italienische, deutoder belgische Häfen einzulaufen, de ein Krieg mit den Vereinigten ten heraufbeschworen werden. scheint die einzige Kriegsgefahr chen den Vereinigten Staaten England zu sein. Die Vorteile, sich für Großbritannien aus der heit der Meere ergeben würden, der freie Verkehr mit den inions und die Sicherheit, daß e Lebensmittelversorgung und die hr der Rohstoffe nicht unterhen werden kann. Eine solche ik würde auch den Schrecken s Unterseebootkrieges austen, denn die Unterseeboote en nur gegen Schlachtschiffe und gsfahrzeuge verwendet werden. e ist der günstige psychologische ent, um dieses ersehnte Ergebnis eizuführen. Morgen mag es zu sein."

oincaré zur Kriegsschuldfrage.

e „Europe Nouvelle" vom April veröffentlicht die sehr ausichen Untersuchungen des Straßer Professors Vermeil über die npublikation des Auswärtigen s. Die Schlußfolgerungen, zu n Vermeil gelangt, werden von caré selbst zusammengefaßt und tert. Vermeil weist darauf hin, das Reich weder die Archive des ralstabes, noch die des kaiserlichen Militärkabinetts veröffentlicht und daß sich daher eine Art von ahl der Dokumente der Wilhelmstraße ergibt. Poincaré schreibt: „Selbst wenn man diese Lücken übersieht und alle Dokumente als vollkommen authentisch ansieht, wird der Eindruck, der einem unbeeinflußten Leser vermittelt wird, ein anderer sein, als ihn diejenigen, die sich der ungeheuren Arbeit unterzogen haben, erwarteten. Vermeil beweist, daß die Veröffentlichung keine Entlastung sei, sondern im Gegenteil die Ungeschicklichkeit und Zusammenhanglosigkeit der Außenpolitik des kaiserlichen Deutschland seit dem Sturz Bismarcks hervorhebt und hauptsächlich Wilhelm II. endgültig diskreditiert. Wir kennen schon durch Kautsky die Randbemerkungen des Kaisers während der Krise im Juli 1914. Aber nun erscheint uns der Kaiser im Laufe seiner Regierungszeit in seiner ganzen Armseligkeit, mit seinen sprunghaften Launen, seinen Eitelkeitsausbrüchen, seinen plötzlichen Verstimmungen, seiner impulsiven Heftigkeit und seiner morbiden Schwäche. Die Diplomaten der Wilhelmstraße kannten ohne Zweifel ihren Herrscher und sind ihm nicht blind gefolgt. Aber er hatte hinter sich die Militärpartei, stützte sich auf den Generalstab und maß sich an, die Außenpolitik Deutschlands selbst zu leiten. Daraus ergeben sich Widersprüche und Mißklänge, die immer wieder das diplomatische Vorgehen fälschen. Professor Vermeil weist mit Recht darauf hin, daß, wenn man eine erstklassige wirtschaftliche Organisation besitzt, über das stärkste Heer der Welt und eine achtunggebietende Flotte verfügt und dabei eine ungeordnete Politik treibt, deren Ziele sich immer wieder verschieben, eine Politik, die die bedrohten Mächte dazu bringt, sich einander anzunähern und miteinander zu verbinden, man eines Tages unwiderstehlich in die Versuchung geführt wird, auf die Gewalt zurückzugreifen. Vermeil kommt daher zu der Schlußfolgerung, daß es die Leiter der Berliner und Wiener Politik waren, die den schwindelerregenden Wirbel

schufen, der sie letzten Endes selbst mitriß. Sie standen unter dem doppelten Druck der militärischen preußischen Partei und der Pangermanisten und waren nach Serajewo nicht mehr in der Lage, ihm Widerstand zu leisten." Poincaré schreibt dann über den Unterschied, der zwischen dem kaiserlichen Deutschland und Frankreich vorhanden war. „Der deutsche Reichstag hatte nicht die Prärogativen eines Parlamentes. Er hatte nicht über Krieg und Frieden zu entscheiden. Der Kaiser war in der Lage, die Feindseligkeiten gegen eine fremde Macht zu eröffnen, ohne sich mit den Vertretern des Volkes zu verständigen. In Frankreich konnte der Präsident der Republik ohne das Kabinett nichts unternehmen, und das Kabinett selbst war den beiden Kammern verantwortlich. Es war das Volk, das in Wirklichkeit souverän war. Es war das Volk, das die öffentliche Meinung bestimmte. Das französische Volk hatte eine leidenschaftliche Friedensliebe, und es hätte nicht geduldet, daß der Präsident oder die Minister den Frieden störten. *Wenn Kaiser Wilhelm selbst nach erfolgter Mobilisierung weder uns noch Rußland den Krieg erklärt hätte, hätten die französischen Kammern nie eingewilligt, daß er von ihnen erklärt wurde.* Wenn der Kaiser sich begnügt hätte, ihn nur Rußland allein und nicht auch uns zu erklären, hätte die Regierung der Republik trotz ihres Bündnisses mit Rußland erst die Autorisation vom Parlament zu einer Kriegserklärung erhalten müssen. Unsere Staatsform erlaubt uns nur eine Defensivpolitik. Die frühere deutsche Staatsform war im Hinblick auf eine Offensivpolitik aufgebaut. Diesen Unterschied darf man nicht aus den Augen verlieren, wenn man die Haltung der beiden Regierungen gerecht beurteilen will. Es ergibt sich aus den Bemerkungen von Vermeil, daß Deutschland für die Konstitution, die es gewählt, angenommen und toleriert hat, verantwortlich gemacht werden kann. Es schien selbstverständlich und erwünscht, wenn es nach unserem Beispiel vom Jahre 1871 ein Regierung desavouiert hätte, d es in ein verhängnisvolles Abenteu hineingejagt hat und sich von jed Solidarität mit ihr losgesagt hät Wenn das neue Deutschland dies Entschluß gefaßt hätte, würde es Versöhnung bedeutend erleichtert haben. Es hat es jedoch im Gegenteil als eine Art von Ehrensache betrachtet, die schlechten Hirten, die es irr geführt haben, nicht zu verdammen. Viele Deutsche haben mir gesagt, daß ihre Landsleute aus Großmut einer gestürzten Regierung gegenüber die Haltung bewahren. Das ist möglich, und ich sehe durchaus ein, wieviel Achtungsvolles in diesem Gefühl liegt, und trotzdem steht es im Gegensatz zu einer unparteiischen und uneigennützigen Erforschung der tieferen Ursachen der Katastrophe, die über Europa hereinbrach. Es wäre jedenfalls besser, wenn Deutschland durch seine zu wohlwollende Deutung der durch die früheren Regierungen begangenen Fehler nicht eine höchst ungelegene internationale Polemik entfesseln würde, die eine künftige Annäherung gefährden könnte. Zwischen Deutschland und Frankreich kann eine Entente nur aus einer Detente (Entspannung) geboren werden. Um zu diesem Ziel zu gelangen, müssen wir uns vor allem hüten, was eine Entspannung verhindern oder verzögern würde... Wenn demnächst die Dokumente aus den anderen Archiven zur Veröffentlichung gelangen werden, wird es sich noch klarer herausstellen, daß die französische Politik in keinem Augenblick von einer kriegerischen Absicht getragen war, und ich hoffe, daß an jenem Tage auch hier und drüben genug Männer guten Glaubens und guten Willens finden werden, um den beiden großen Nachbarvölkern begreiflich zu machen, daß sie nunmehr in einer vertrauensvollen und pazifistischen Zusammenarbeit das beste Pfand ihres künftigen Wohlstandes sehen müssen.

Antonina Vallentin.

Bücher-Rundschau.

Das Osteuropa-Institut in Breslau veröffentlicht bei Hermann Sack in Berlin eine Reihe von wissenschaftlichen Arbeiten über Rußland, unter denen die Arbeit von Professor Nicolai von Bubnoff: „Kultur und Geschichte" ihr besonders erwähnt werden soll. In einem schmalen Heftchen von etwas über 50 Seiten behandelt der bekannte Heidelberger Universitätsprofessor Bubnoff, der im westeuropäischen Ostesleben ebenso heimisch ist wie in dem Rußlands, einen Abschnitt aus dem russischen Geistesleben der Gegenwart, wobei er sich auf das der russischen Emigration beschränken mußte. Bubnoff betont gleich von vornherein, daß die im Exil Lebenden keineswegs einen entwurzelten Teil des russischen Volkstums darstellen, sondern in der Tiefe mit dem Heimatland und den dort noch immer vorhandenen an die frühere Zeit anknüpfenden Strömungen zusammenhängen. Er ist aus diesem Grunde überzeugt, daß einmal sich zeigen werde, wie wichtig die an die geistige russische Überlieferung anknüpfende Gedankenarbeit der russischen Emigration vergeblich war.

Überaus klar und einleuchtend schildert der Verfasser im ersten Abschnitt die Bedeutung des russischen Christentums für sein Volk, die Beziehungen und Gegensätzlichkeiten dieser Religiosität zu Europa und hebt als wesentlich die Abneigung gegen allen Intellektualismus und die Bedeutung des Universalismus hervor. Verwoben mit einer historischen Skizze führt dieser Abschnitt zu dem zweiten hinüber, in dem das Kulturproblem im russischen Nationalbewußtsein der Gegenwart, vor allem an Hand des hochinteressanten „Briefwechsels zwischen zwei Zimmerwinkeln", der *Gerschensohn* und *Iwanow* zu Verfassern hat, dargestellt wird. Die eigenartige, bis in die Tiefe gehende, innerlich wieder so zwiespältige Art des russischen Geistes tritt hier in klassischer, geradezu erschütternder Weise heraus. — An *Ssolowjew, Lossky, Iljin, Karsawin* und *Bizilli,* an Denkern also, die stark westeuropäische Ideengänge in sich tragen, ohne aber dabei die ihnen im Blute liegende russische Mentalität preiszugeben, läßt nun Bubnoff alle die Motive vor dem Leser vorbeiziehen, welche die Voraussetzungen einer russischen Geschichtsphilosophie darstellen. Die Neigung des Russen, mehr intuitiv als diskursiv zu denken (eine Neigung, die mit seiner religiösen Metaphysik zusammenhängt), findet in der für westeuropäische Anschauung geradezu überraschenden und verblüffenden Auffassung ihren Höhepunkt, die Iljins zweibändiges Werk über Hegel (Moskau 1918) in uns erwecken muß, der Hegel durchaus als Intuitivsten auffaßt. „Hegel — betont Iljin nach Bubnoff — besteht auf der Notwendigkeit eines spekulativen Sichversenkens in den Gegenstand nicht nur bis zum völligen Selbstvergessen, sondern selbst bis zum Vergessen dessen, daß ein solches Selbstvergessen erfolgte." Es ist Bubnoff zu danken, daß er uns auf diesen ungewöhnlichen Philosophen aufmerksam macht, dessen Werk in die deutsche Philosophie Eingang finden müßte. — Im vorletzten Abschnitt nun behandelt der Verfasser die russische Geschichtsmetaphysik der beiden bedeutendsten russischen religiösen Denker der Gegenwart Berdjajews und Bulgakows. Des ersteren Christentum ist nicht bloß eine Religion der Erlösung, sondern

auch eine des Schaffens. Entgegen den im Christentume so stark betonten asketischen Tendenzen betont Berdjajew seinen Glauben an den Menschen, den er bejaht wie sein großer Vorgänger Ssolowjew. „Es ist Gott wohlgefällig, daß sich die menschliche Natur nicht nur in der frommen Demut entfalte, sondern auch im schöpferischen Wagemut." Auch Bulgakow empfindet ähnlich. — Zum Schlusse tritt Bubnoff der Kulturphilosophie der sogen. Eurasier entgegen, einer Emigrantenpruppe, die auf dem Standpunkte steht, daß die russischen Völker eine Kulturgemeinschaft für sich bilden, mit Europa nicht, dagegen mit Asien stark verknüpft sind.

Bubnoff schließt seine aufschlu reiche Arbeit mit folgenden Sätze „Religiöse Kultur, das ist die Grun idee, die in den verborgensten Tie des russischen Geistes stets leben und wirksam war. Solange eine säk larisierte Kultur einem weltabgewan ten Christentum gegenüberstand, freilich der Gegensatz zwischen Kul und Religion unüberbrückbar." läßt die Antwort auf die Frage dah gestellt, ob das asketische Christ tum sich so fortentwickeln könne, es einen Kosmos von Kulturwer umfasse. „Die Antwort auf di Frage muß dem religiösen Scha der Zukunft überlassen bleiben."

Dr. H. Prage

Herausgeber: Prof. Dr. *Ludwig Stein,*
Berlin W 10, Lützow-Ufer 5a. Fernspr. Kurfürst 6308.

Verantwortlicher Redakteur: Frau *Antonina Vallentin,*
Berlin W 62, Landgrafenstr. 11. Fernspr. Kurfürst 6350.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: *Paul Wolff,* Berlin W 8, Mauerstraße 4
Gedruckt bei *Julius Sittenfeld,* Berlin W 8.

Die Verständnislosigkeit unseres Bankwesens.

Von *H. G. Wells.*

Vor ungefähr einem Jahre schrieb ich einen Roman unter dem itel „Die Welt des William Clissold", in dem ich die Mentalität zweier enteuerlicher Brüder schilderte, die unter den heutigen Verhältnissen ich werden, der eine durch die Kommerzialisierung seiner Neigung d Begabung für chemische Forschung und der andere durch sein eklametalent. Ich tat mein Bestes, um die charakteristische Reaktion r beiden aktiven modernen Typen auf die Herausforderung des zeitnössischen Lebens und der zeitgenössischen Konventionen darzuellen. Das Buch wurde nicht besonders gut aufgenommen, ich glaube hl, weil es nichts von dem starren Fatalismus hatte, der zur beihrten Haltung des intellektuellen, gut gemachten Romans gehört. att dessen hat es einen eindringlichen, vorwärtstreibenden Zug an h, der im Einklang mit dem Thema steht, jedoch den Intellektuellen, gewohnt sind, Bücher einer feststehenden, auserwählten Art zu en und aus einer schwer zufriedenzustellenden Überlegenheit heraus er sie zu schreiben, höchst unliebsam auffiel. Weder William noch chard waren epileptisch, besessen, leichtsinnig oder der Wirklichkeit d den heutigen Menschen entfremdet. Sie dachten und sprachen er viele Menschen im öffentlichen Leben, denen sie begegnet waren, ten bestimmte Ansichten über zeitgenössische Ereignisse, und deshalb wurden beide als ungeeignet für eine literarische Behandlung und Lektüre vornehmer Menschen bezeichnet. Aber dank einem enerchen Herausgeber ist das Buch zu Lesern außerhalb der Kreise, in en bewährte Meisterwerke ausgewählt und für die Nachwelt einsamiert werden, gedrungen; viele dieser Leser waren unbefangen ug, um aus den Ansichten der Clissoldbrüder etwas Wirkliches heraus ühlen, und ihre unsophistischen Zuschriften riefen eine angeregte Dission hervor.

Neben vielen anderen literarisch unmöglichen Eigenschaften hatten se Clissolds auch ein Interesse für das Geschäftsleben. (In einer wirkliterarischen Literatur ist ein Mann, der sich für Geschäfte interiert, nur als Hahnrei zulässig.) Sie hatten ihre eigenen Ansichten (wie recklich!) über die Fusion der Firmen und die Warenreklame und

fanden die Beschreibung des Transitverkehrs von Harmsworth und de Einflußsphäre von Brunners und Monds anziehender als langatmig Schilderungen von Klippen, Gebirgslandschaften, Ausflügen, Liebes komplikationen, Seekämpfen, dörflichen Lustbarkeiten und des sel samen Benehmens der Schiffskapitäne, die seit Jahren als das fü intellektuelle literarische Arbeiten ausschließlich geeignete Materi gelten. Richard Clissold konnte sich über die Schwankungen der Kurs und der Kreditmöglichkeiten in der Nachkriegszeit aufregen, und da und William Durchschnittsmenschen waren und sich in der Alltag sprache miteinander verständigten, hatten ihre Gespräche, in denen s sich (und jetzt komme ich zu meinem eigentlichen Thema) lebhaft un mißtrauisch über Bankleute äußerten, etwas vom Ton des heutigen Jou nalismus. In diesen Gesprächen wurden sogar auf eine höchst b leidigende Weise Bankleute, die Geschäftsfirmen und Völker in Schuld verwickeln, mit Spinnen verglichen, die aus Notwendigkeit und Instinl ohne sich dessen bewußt zu sein, was sie tun, Fliegen in ihren Netz fangen.

Unter den Lesern, die diese imaginären Äußerungen kommentierte, war auch der verstorbene Walter Leaf, der Herausgeber der Zeitschr „The Banker". Er meinte, daß die kritischen Einwände William Clissolds interessant genug seien, um noch ausführlicher dargelegt zu werde Meiner Ansicht nach hat William Clissold genug gesagt. Er hat au die Tatsache hingewiesen, die mir in dem interessanten Wirtschaf prozeß von heute besonders auffiel, und zwar daß ganz kluge Männe die sich mit großen Entwicklungen der Produktion und des Verkaufs b schäftigen, trotzdem vollkommen verständnislos anderen interessan und begabten Männern gegenüberstehen, die den Geldmechanismus n den Händen haben und für die Verteilung der Geldmittel in der gan Welt sorgen. Kluge, aktive Geschäftsleute, die im Geschäftsleben au gewachsen sind und sich an Bestehendes gewöhnt haben, werden sich kaum vorstellen können, wie seltsam dieser Mangel an gegenseitigm Verständnis einen unerfahrenen Außenstehenden, wie ich es bin, e rührt. William Clissold hat auf dies alles hingewiesen. Er versuchte auseinanderzusetzen, wie er sich die Haltung eines synthetischen in striellen Unternehmens zu dem allgemeinen Schauspiel des mensch lichen Schicksals dachte und stellte sich die Frage, ob Bankleute sich wirklich als funktionelle Faktoren in dem weltwirtschaftlichen Pro ß, der sich in einer bestimmten Richtung entwickelt, empfinden, oder ob sie nur ihre Bankgeschäfte führen, Depositen entgegennehmen und Geld verleihen, von Natur aus und nach einem gewohnten Rhythmus, wie Heckenrosen, die im Frühjahr Knospen ansetzen.

Je älter ich werde, desto klarer sehe ich, daß mir im Leben die Fülle der naiven Unschuld zukam. Vierzig Jahre lang war der Warenbestand meiner unzähligen Bücher ein einziges Bestaunen meiner klügeren, sophistischeren Mitmenschen. Ich habe die Rolle des Kindes in dem

wohlbekannten Märchen von den Kleidern des Kaisers in einer ganzen Anzahl von Fällen gespielt, in denen man sich mit dem Schein begnügte, ohne der Wirklichkeit auf den Grund zu gehen. Diese mir anhaftende Vereinfachung wurde mir durch meinen Mangel an Klugheit aufgezwungen, einen Mangel, der sich zum Beispiel darin äußert, daß ich schlecht Bridge spiele, höchst mittelmäßig Sport treibe, kaum Sprachen spreche, in Gesellschaft scheu bin und mich im allgemeinen ungeschickt benehme, was mir vielleicht als Entgelt erlaubt, mich in das geistige Reich weiter vorzuwagen, als es die meisten Menschen tun. Die Eindrücke, die ich über die Pflichten und Möglichkeiten der für die meisten Menschen so geheimnisvollen Welt des Bankwesens, der Finanzen und der Geldherrschaft gewonnen habe, werden wohl den nationalökonomisch geschulten Lesern primitiv, unschuldig, vielleicht sogar vollkommen irrelevant erscheinen, weil sie der Ausdruck meiner naiven Mentalität sind, die in den spezialisierten Seiten einer wirtschaftspolitischen Zeitschrift eigentlich nicht am Platze ist.

Wie in den meisten Fragen des Menschenlebens gehe ich auch hier von den komplizierten, heterogenen und verworrenen Aspekten aus, um zu dem einfachen und einheitlichen Kern des Problems zu gelangen. Der Ursprung und die Entwicklung des ganzen Währungssystems waren, nach dem, was ich gelernt habe, eine komplizierte und unlogische Wirrnis vieler Verfahren. Das Auftauchen des Geldes in dem primitiven Austauschverkehr ist noch nicht genügend geklärt. Wie Metalle die ersten Waren bildeten, die man in Klumpen austauschte, wie sie dann allmählich zu festen Maßen und abstrakten Tauschmitteln wurden, setzt eine komplizierte Aufeinanderfolge geistiger Phasen voraus, die wir ohne Unterlagen, nur aus der Phantasie, nachbilden können. Der psychologische Weg des Geldes muß noch in allen Einzelheiten geschildert werden. Wie Geld — zuerst ein bloßes Beiwerk der Händler — in das Leben der Allgemeinheit drang, wie es allmählich den Leibeigenen und Sklaven durch die Ausbreitung des Lohnbegriffes befreite, wird in der anmaßend militärischen und nationalen Geschichte, auf die sich das Chaos unserer sozialen und politischen Ideen stützt, überhaupt nicht geschildert. Eine auf der Währung basierte Gesellschaft ist von niemandem entworfen und aufgebaut worden. Eines verzahnte sich in das andere, und wir befinden uns augenblicklich in einer währungstechnischen Zeit, die durch das verwickelte System der Zahlungen, der Schulden, der Eigentumsansprüche und Steuern zusammengehalten wird. Wir finden uns in einer Gesellschaft, in der man ohne Geld oder Kredit keine Möglichkeit besitzt, sich zu kleiden, zu essen, sich Unterkunft zu verschaffen, ja fast ohne Existenzerlaubnis dasteht. Und dieses Geld-Kreditsystem sitzt sich auf keinerlei klare, einfache, entschiedene Grundlage. Es wirkt sich aus in einer Art und Weise, die gegenseitige Leistungen in einem weit größeren, einheitlicheren und produktiveren sozialen Organismus erhält und zusammenhält als es unter irgend anderen Bedingun-

gen vorstellbar wäre. Aber seine Auswirkung bringt offensichtlich Reibungen, eine deutliche Verschwendung des Lebens und eine beträchtliche soziale Bedrückung und Ungerechtigkeit mit sich. Da keiner von uns sein wirkliches Wesen beherrscht, haben wir kein Maß für seine wirklichen Schwächen und Gefahren. Im Mittelpunkt dieser komplizierten Unverständlichkeit stehen die Operationen, die wir im weitesten Sinne des Wortes als Bankwesen bezeichnen. Hier muß ich in meinem eigenen Namen die Bemerkungen wiederholen, die ich ursprünglich in den Mund von William Clissold legte, und zwar daß die Bank- und Finanzwelt sich dessen nicht bewußt ist — noch nicht einmal die Notwendigkeit fühlt, sich dessen bewußt zu werden —, welche Rolle sie als konstituierendes Organ in der menschlichen Gesellschaft zu spielen hat. Sie arbeitet unkritisch wie ein geborenes Lastpferd, das einen Wagen zieht.

Meine Worte sind nicht als Vorwurf gemeint. Ich registriere einfach eine Beobachtung. Ich will auch nicht die Bedeutung der Bankwelt schmälern. Meine Beobachtung kann fast auf jedes Funktionssystem in unserer Welt ausgedehnt werden. Um dieses Bewußtsein zu erlangen, braucht man einen neuen Gedanken, eine neue Denkweise, die eine Art von unterbewußtem Nebenprodukt in der Entwicklung der modernen Wissenschaft ist, nämlich den Gedanken, daß wir in einem zusammenhängenden Weltprozeß leben, der sich auf ein gewisses Ziel hin entwickelt, und daß dieser Prozeß verständlich und innerhalb gewisser Grenzen kontrollierbar ist. Dieser Gedanke sickert langsam in den Geist der Menschen durch. Früher war die Auffassung eines Mannes von seinen Geschäften viel weniger kritisch, viel abenteuerlicher und zufälliger. Er eignete sich die allgemein geltende Deutung des Geldes, des Besitzes, des Rechts und Unrechts im Handel und in der Fabrikation, Leibeigenschaft, Sklaverei und was noch alles, als endgültige Wahrheit über alle diese Fragen an. Die allgemeine Führung der Geschäfte lag ganz außerhalb seiner Macht. Sie wurde vom Schicksal oder vom göttlichen Willen bestimmt. Wenn sie überhaupt durch den menschlichen Willen abgelenkt werden konnte, so geschah es durch das vermittelnde Eingreifen des Priesters oder die Weisheit eines Königs. Man verlangte nicht vom Menschen. daß er sie verstehen oder noch viel weniger auf irgendeine Weise beeinflussen sollte.

Wir sind jetzt aus dem Zeitalter der Unschuld heraus, nachdem unsere Beobachtungen, Erforschungen der sozialen Tatsachen immer schärfer und eindringlicher geworden sind. Aber ich entnehme aus der Literatur, die mir zugänglich gemacht wurde, wie aus meiner eigenen Umfrage in kleinerem Kreise, daß selbst ganz prominente Vertreter der Finanzwelt sich in diesem Unschuldszustand befinden. Sie tragen Klugheit, reife Erfahrung und einen tiefen Sinn für ihre Verantwortlichkeit in allem, was sie über das Bankwesen innerhalb ihrer Grenzen als aktive Finanzleute sagen, zur Schau. Aber sie scheinen ihr Geschäft nur als

in System von Operationen anzusehen, das ausschließlich durch außer-
alb Liegendes bedingt wird, in das sie nicht eingreifen können und das
ie nicht einmal zu meistern versuchen. Entweder stellen sie sich vor,
aß der König (durch seine Minister oder ihre verfassungsmäßigen Ver-
reter) oder irgendein Priester (im Namen der Vorsehung) die Herr-
chaft ausüben, oder sie haben noch nicht die Beobachtung gemacht,
aß eine Beherrschung dieses Systems überhaupt notwendig ist. Sie
aben die Möglichkeit der Ausübung einer Kontrolle im Finanz- und
ankwesen nicht erfaßt. Ihre Haltung ist entweder auf eine unendliche
eistige Indolenz oder auf eine ungeheure und falsche Demut zurück-
uführen.

Obgleich das Geld- und Kreditsystem der Welt in seinem Ursprung
lanlos und unzusammenhängend war, ist es zum Nervensystem der
ollektiven Menschheit geworden. Die Ausläufer seiner Nerven enden
n menschlichen Wesen und wirken sich in jedem von uns aus. Dieses
ystem erweckt die Initiative, spornt an, ernährt und bedingt das Wachs-
um. Es läßt die industrielle Produktion aufleben oder bringt sie zum
tillstand. Die Ernte wächst dank seinem gütigen Walten, und der Pflug
ockt, sobald sein Strom zurückgezogen wird. Die nominellen Re-
ierungen können in seine Operationen eingreifen, seine Dispositionen
ildern, aber sie können diesem absoluten Herrscher weder befehlen
och sein Wirken verhindern. Es ergibt sich die paradoxe Lage, daß
ie wirklich herrschende Organisation des Gemeinschaftslebens unter
ner traditionellen Kontrolle steht, die de facto dieses Nervensystem
den Augenblick zu Rate ziehen muß und ganz unfähig ist, es durch
gend etwas zu ersetzen. Im Jahre 1920 sah ich in Rußland, wie man
ersuchte, ohne Geld, mit einem improvisierten Regierungskredit primi-
ster Art zu arbeiten. Es war ein schrecklicher Anblick. Keine andere
egierung hat es je gewagt, sich gegen das Geld zu empören. Die Welt
at in den letzten anderthalb Jahrhunderten de facto ein neues Direkto-
um geschaffen, ohne es mit der klaren Verantwortlichkeit zu belasten,
e de jure Regierungen, Parlamente, Präsidenten, Kabinettsräte usw. be-
tzen. Wir haben auf diese Weise zwei unzusammenhängende
errschaftssysteme, die parallel nebeneinander laufen. Wir haben
ne Regierung ohne Kompetenz und eine Herrschaft ohne Verant-
ortlichkeit. Die Regierungen spielen alle Machtmittel aus, um
das Geld- und Kreditsystem einzugreifen, soweit es in das
ebiet ihrer Gesetzgebung fällt, und diese Intervention führt zu-
eilen zu ganz katastrophalen Ergebnissen, zerstört die lokalen
ährungen, erstickt den Kreditzufluß, während diejenigen, die
unmittelbarem, praktischem Kontakt mit diesem System sind,
staunlich wenig Neigung zeigen, von dem immer mächtigeren
pparat, der sich in ihren Händen befindet, einen anderen als
r individuellen Gebrauch zu machen und gar kein Gefühl der Ver-
lichtung gegenüber den allgemeinen Bedürfnissen besitzen. Wir leben

in Wirklichkeit in den Maschen eines Kreditnetzwerkes, dem das Kollektivbewußtsein seiner eigenen Bedeutung fehlt, während wir behaupten oder sogar glauben, daß wir noch in einer Anzahl souveräner Staaten leben, die sich von Monarchien, Stammherrschaften, Führerschichten der Vergangenheit herleiten.

Ich möchte noch einmal wiederholen, daß dies nur Beobachtungen und keine Anklagen sind. Der jetzige Zustand hat sich fast unmerklich herausbildet. Unsere Ideen über die Herrschaft sind auf legalen Auffassungen einer lokalen nationalen und imperialistischen Souveränität basiert, und in der Theorie besitzt jeder souveräne Staat sein eigenes Geld- und Kreditsystem, das ihm vollkommen unterworfen ist. In Wirklichkeit jedoch übersteigt bereits das moderne Kreditsystem die Grenzen dieser Souveränität. Dies geht so weit, daß jeder Bankier, der an die bewußte Ausübung seiner Finanzgewalt zu denken beginnt, sich von Anfang an in Gedankengänge verwickelt, die einen Verrat an dem Ha und Patriotismus, den er auf den Knien seiner Mutter lernte, bedeuten Er muß den Weg vom Heim zur Kosmopolis zurücklegen, wenn e klar und konsequent über die Erfordernisse seines Berufes nach denken will.

Dieser Weg ist sehr beträchtlich. Ich bin sicher, daß viele Männer in unserer Generation vor diesem Schritt zurückgeschreckt sind. Da Zögern der Bankwelt angesichts einer allgemeinen kosmopolitischen Auffassung statt der alten, treuen patriotischen Haltung muß sich auch auf viele führende Köpfe in der Welt der Schwerindustrie, der modernen Industrie überhaupt, der Serienproduktion, der Kraftverteilung usw. erstrecken. Früher oder später, sobald die geistige Atmosphäre sich etwas klärt, werden immer mehr Geschäftsleute sich zu diesem Schritt entschließen, aber solange sie es nicht tun, wird ihnen eine klare, rationelle Auffassung ihrer eigenen Tätigkeit fehlen, und sie werden nicht in der Lage sein, sich über die Rolle, die sie in der Weltentwicklung spielen, klar zu werden und noch viel weniger, sie anderen zu erklären. Sie werden weiterhin dem außenstehenden Beobachter den Eindruck vermitteln, den Richard Clissold aussprach und den William Clissold bestätigte, und zwar den ihrer erhabenen und an gewaltigen Möglichkeiten reichen Ziellosigkeit. In der Zwischenzeit wachsen sich die sterbenden Treubegriffe und die Antagonismen der Vergangenheit mit der ihnen eigenen Neigung zum nationalen Antagonismus und Krieg zu einer immer größeren Gefahr aus, und sie können in ihrer Verfallszeit mehr Menschen umbringen, als sie es in ihrer Jugendblüte getan haben; sie schieben die Operationen des Geldsystems beiseite, und es mag ihnen gelingen, es für Generationen vollkommen zu zerstören, wie das Geld- und Kreditsystem des römischen Reiches im fünften und sechsten Jahrhundert zerstört wurde. Der Protest der Bankleute gegen den Partikularismus der kommerziellen Methoden, gegen die Hochschutzzölle und die gegenseitigen Hindernisse der Wirtschaftsgesundung, den sie or

ehr als einem Jahr erhoben haben, ist vielleicht die erste offene Anerennung des sich immer verschärfenden Konfliktes zwischen den alten raditionen und der neuen Synthese.

Dieser Zeitraum des intellektuellen Schwankens ist ohne Zweifel ine unvermeidliche Phase des Emporkommens eines neuen Typus enschlicher Beziehungen in der ganzen Welt. Ich glaube, daß diese rste, unbestimmte Phase schon vorbei ist. William Clissold hat die Beerkung gemacht, daß die Bankleute anscheinend keine Verwendung für ren Geist innerhalb ihres Berufes haben, denn kein anderer Beruf hat o viel glänzende Dilettanten auf anderen Gebieten hervorgebracht: ichter, Literaten, Wissenschaftler, Sammler, Musiker, Kulturmenschen sw. Ehre und Routine ist alles, was sie in ihren Banken brauchen. Es ind jetzt Anzeichen vorhanden, daß die Bankleute ihre überschüssigen nergien wieder in ihre eigene Geschäftssphäre zurückleiten und daß iese Dilettantenphase vorbei ist. Ihre eigene Tätigkeit gibt ihnen den usgangspunkt für die weitgehendsten und fruchtbarsten Einblicke in ie Struktur der ganzen sozialen Maschine, und die führenden Bankleute er Zukunft werden in der Soziologie wie in der Sphäre der internationalen Einflußnahme eine große Rolle spielen. Die Notwendigkeit er Organisierung der Forschung drängt sich ihnen immer mehr auf. ie können sich der Aufgabe nicht entziehen, die systematische Rationasierung und Vereinfachung des Geld- und Kreditsystems zu betreiben, as sich zum Kausalnexus der sich vor uns eröffnenden Weltzivilisation ntwickelt hat.

Die Verantwortung für diese Ersetzung des jetzigen fragmentaschen und zusammenhanglosen Komplexes der Gebräuche, Traditionen nd Hindernisse durch ein klares, brauchbares Weltkredit- und Wähngssystem lastet in erster Linie auf dem Bankwesen — im weitesten inne des Wortes — und kann nur in letzter, verzweifelter Not seinen änden entwunden werden. Die Bankleute sind sich dessen mehr beußt als irgendein anderer. Sie haben die erforderliche Erfahrung, aber e haben sie noch nicht richtig verdaut. Sie meistern alle Hebel. Ihre issenschaft und ihre Methoden wie alle speziellen Wissenschaften innen durch Anregungen und Beobachtungen und durch das Eingreifen r Außenstehenden profitieren, aber der Mann, der an der Maschine eht, muß die Hauptarbeit leisten. Ohne Zweifel kann die Kritik von ißen, die sich manchmal zu einer feindseligen Propaganda auswächst, regend wirken. Aber wenn die Bankwelt die Klärung ihres eigenen rozesses organisieren will, und sie der intellektuellen Außenwelt beeiflich machen kann, wird niemand auch nur daran denken, ihr das eld- und Kreditsystem zu entwinden. Wenn sie jedoch bleiben sollte, e sie heute ist, abseitsstehend, geheimnistuerisch und unverständlich, ag sich manches ereignen, was den Geld-Kreditorganisationen der Welt angenehm sein könnte. Man ist im allgemeinen geneigt, den Bank-

leuten die Schuld für Zeiten der Not und der Arbeitslosigkeit in d Schuhe zu schieben. Diese peinlichen Zustände können auf Hoc schutzzölle, militärische Ausgaben, ungünstige klimatische Verhältnis oder viele andere Ursachen zurückzuführen sein, aber die Schuld wi immer den Bankier treffen. Man wird ihm vorwerfen, daß er es nic rechtzeitig voraussah oder nicht entsprechend eingriff. Es liegt sog eine gewisse volkstümliche Gerechtigkeit in diesem Vorwurf. Es wi dem Bankier nicht viel nützen, wenn er die Verantwortung ablehnt, ebe sowenig, wie es einem Chauffeur, der die Reifen zu hart aufpumpte od die Federn verrosten ließ, etwas nützt, wenn er dem schlechten Weg d Schuld gibt, denn er hätte sich vorher erkundigen müssen, ob der We gut ist, da er letzten Endes die Verantwortung für die Katastrophe trä Im letzten Jahrhundert wurde viel zugunsten dilettantischer Währung experimente agitiert, und noch ist die Forderung nach Verstaatlichur nicht verstummt, was in Wirklichkeit die Einführung der gierigen ur rücksichtslosen Politikerklauen in jedes Bankdirektorium bedeutet. E wäre weit besser, sowohl für die Außenwelt als auch für die Bankwe selbst, wenn das Haus von innen aus in Ordnung gebracht werde würde. (Wir Außenstehenden können nur höchst allgemeine An regungen geben, wie das Haus in Ordnung gebracht werden kann.)

Drei Dinge fordert die Welt von ihren Geld-Kreditorganisatione In erster Linie zuverlässige Löhne. Darunter verstehe ich eine B zahlung für eine Tages-, Wochen- oder Monatsarbeit, die dem Arbeit den Lebensunterhalt auch wirklich sichert. Sie muß eine vollkomme stabile Kaufkraft darstellen. Sie darf sich nie verflüchtigen. Wenn d Arbeiter seinen Lohn eine Zeitlang zurücklegt, um später etwas dafü zu kaufen, muß er für sein Geld so viel kaufen können wie in de Augenblick, in dem er es verdient hat. Wenn das Geld ihm vol Sicherheit gibt, wird der Arbeiter sein Bestes leisten können. Soba es diese Forderung nicht erfüllt, wird die Erregung und Demoralisierur der Arbeiter wachsen. Die Sachverständigen der Volkswirtscha werden mir mit einem mitleidigen Lächeln einwenden, daß dies sic nicht so leicht herbeiführen läßt. Ich weiß es selbst. Deshalb verlang ich gerade von ihnen und nicht von einer außenstehenden Horde b seelter Schlagwortreiter, Politiker, Agitatoren und Abenteurer, daß s an diese Aufgabe herangehen. Sie wird in einer wissenschaftliche Institution besser als an der Straßenecke oder in der Volkspresse g löst werden. Aber sie muß gelöst werden. Ich lasse ruhig das mi leidige Lächeln in seiner ganzen Überlegenheit über mich ergehen, ab wenn die Sachverständigen aufgehört haben, zu lächeln, können s sich die Frage stellen, welcher Prozentsatz von Energien und Fähig keiten der Menschen, die wirklich über diese Dinge orientiert sin auf das Problem verwendet wird — dieses Problem der Anpassung d Währungskonventionen (und jede Währung ist eine Konvention) a die Existenzbedingungen einer glücklichen, produktiven Welt. Ic

stimme mit William Clissold darin überein, daß dieser Prozentsatz erhöht werden könnte.

Neben dieser Frage der gesicherten Entlohnung, die das Problem einer glücklichen und produktiven Menschheit lösen soll, ist noch die Frage der Sicherstellung der Arbeitsmöglichkeiten vorhanden. Wir Außenstehenden fragen uns in unserer Unwissenheit, warum es Zeiten der Kreditflüssigkeit und der Arbeitsfülle gibt, und Zeiten, in denen Hunderttausende guter und williger Arbeiter ohne ihre eigene Schuld keine Verwendung für ihre Arbeitskraft finden und in Not leben müssen. Der Mann an der Maschine im Mittelpunkt des Kreditlebens muß es wissen. Er muß eine Diagnose dieses politischen Fiebers und der Erschöpfung stellen können und ein Heilmittel dafür ersinnen. Er muß der Welt klarmachen, was sie tun und was sie nicht tun soll, um diesen kleinlichen und unheilvollen Rhythmus zu ändern. Er darf nicht diese Dinge als etwas Unvermeidliches in der Ordnung des Universums über sich ergehen lassen. Wenn er es nicht weiß, so muß er es herausfinden. Wenn er das nicht tut und sich nur treiben läßt (was ein höchst angenehmer Zustand ist), wird ein Schwarm von Theoretikern, Politikern, Agitatoren und ähnlichen furchtbaren Menschen meiner Art über die Bankwelt herfallen, um diese unbefriedigende Maschinerie um jeden Preis zu bessern oder zu zerstören. Ist die Hirnsubstanz des Bankiers bankerott oder ist er bereit und fähig, die einschneidende Änderung der Konventionen und des Systems, denen er sein Leben und seinen Einfluß verdankt, durchzuführen? Oder sollten die Kommunisten recht haben, daß Besitz im direkten Verhältnis zu seiner Höhe satt, stagnierend und reaktionär macht und daß nur der mutige Proletarier den Willen für diese dringliche, schon längst fällige Aufgabe aufbringen kann? Und wenn der Bankier diesen Willen nicht besitzt und dem Proletarier ohne Zweifel die Fähigkeit dazu fehlt, was wird dann aus dem komplizierten System werden, das durch das auseinanderfallende Gespinst zusammengehalten wurde?

Ich habe nicht die Absicht, Bankiers und Finanzleuten einen Vortrag über ihre eigenen Pflichten zu halten, ihnen zu zeigen, wie sie ihre eigene Aufgabe lösen sollen. Ich könnte ebenso gut Herrn Voisin auseinandersetzen, wie er ein Auto zu bauen hat. Aber ich bin durchaus berechtigt, Herrn Voisin mitzuteilen, auf welche Schwierigkeiten ich bei der Benutzung seines Automobils gestoßen bin. Es kommt mich einiges hinzu. Während ich sehr wenig Aufklärung über diese Rätsel von dieser unzugänglichen, sehr vermögenden und sehr einflußreichen Welt der Männer, die Geld und Kredit beherrschen, bekommen kann, während meine Neugier auf priesterliche Überlegenheit und Geheimnistuerei stößt, finde ich Männer, deren praktische Fähigkeiten mir noch eine viel größere Ehrfurcht einflößen als die der Bankleute, Männer, die ketzerische Systeme für das Geld- und Kreditwesen entwerfen und so tun, als ob sie von den Führern der Bankwelt nichts zu

hoffen und nichts zu erwarten hätten. Ich denke dabei nicht an de Douglasplan, aber z. B. an einen großen Mann wie den berühmte Physiker Professor Soddy, der mit einer solchen Wut über Geld un Kredit schreibt, als ob überhaupt keine feststehende Wissenschaft au diesem Gebiete existieren würde. Ich finde Schöpfer großer indu strieller Systeme wie Ford und Citroën, die höchst ketzerische Kredi systeme in Vorschlag bringen, und ich finde nichts, was mir die Phil sophie, die Politik der Bankwelt so zu erklären vermag, daß ich di Unvernunft dieser Unbotmäßigkeit verstehen könnte. Ich finde, da die Bankwelt weder über ein Forschungssystem noch über eine Lit ratur verfügt, auf die man mich verweisen könnte. Ich wüßte nich was man Professor Soddy entgegnen könnte. Wenn ein Bankier al Professoren der Physik für Schurken und Narren erklären würd könnte sie Professor Soddy auf die schwierige, umfangreiche, ab letzten Endes klare physikalische Wissenschaft verweisen. Wo gi es die entsprechende Wissenschaft des Währungs- und Kreditsystems Alles, was ich von großen Leuchten der Bankwelt an Weisheiten herau bekommen kann, sind — man verzeihe es mir — intellektuell belan lose Angriffe auf sozialistische Experimente, billige Verhöhnungen d Theoretiker, aber keinerlei Aufklärung über die wirklichen und wahr Defensivmethoden der Bankleute, über die sie angeblich verfügen solle. Ich glaube überhaupt nicht, daß sie über sehr viel Weisheit verfüge. Ich habe nichts gegen die Unwissenheit der Bankleute einzuwenden — wir sind alle dumm und unwissend geboren — aber ich wehre mi gegen die Tatsache, daß in diesem schnellen und auf uns zudrängend Strom der Ereignisse der Bankier sich anscheinend nicht sehr v Mühe gibt, den Dingen auf den Grund zu gehen und die Verhältnis zu bessern.

Das Dritte, was wir Durchschnittsmenschen von unser Kredit- und Währungssystem und denjenigen, die es meistern, b rechtigterweise verlangen können, ist, daß es wie ein Damm gegen d Krieg wirkt. Zu diesem Zweck müßte es von dem Bewußtsein durc drungen sein, daß es ein Weltfaktor ist und eine Mission in unser Leben zu erfüllen hat. Wenn es dieses Bewußtsein hätte, würde s als eine mächtige Bremse der Kriegsvorbereitungen wirken. Auf dies mangelnde Verständnis seiner Rolle als Weltfaktor hinzuweisen ist überhaupt Zweck und Ziel meiner Auseinandersetzung. Die Ge kreditorganisation der Welt ist der Machtmittelpunkt unseres ganz Tuns, und es ist nicht zulässig, daß die Bankleute sich in der V stellung wiegen und sie uns aufzuzwingen versuchen, daß sie u schuldige, ehrwürdige und zuverlässige Menschen sind, die nur in Ru gelassen werden wollen, um sich um das Geld anderer Menschen u kümmern und es zu verleihen, wenn genügend Sicherheiten vorhan sind. Die ganze Welt ist von einer ungeheuren Sehnsucht nach Frie erfüllt, und doch ist diese Sehnsucht nicht imstande, die Aufrüstu

ufzuhalten, die früher oder später zu einem Konflikt führen muß, und re ganze Ohnmacht rührt von der Tatsache her, daß diejenigen, die affen verkaufen, kaufen und die Rüstungen organisieren, anscheinend me die geringsten Schwierigkeiten Kredit für solche Ausgaben be-mmen können. Wenn der Diktator einer europäischen Macht droht, n Himmel mit Flugzeugen zu verdunkeln, nimmt man diese selbst-örderischen Absichten nicht ernst. Aber wenn er wirklich diese Wolke n Himmel schaffen wollte, würde unser unwahrscheinliches Geld-editsystem ihm keine Schwierigkeiten entgegensetzen, um diesen örderischen Angriff auf unsere Zivilisation zu vereiteln. Es gibt an-heinend viele Geldgeber, die bereit sind, seine Experimente zu unter-ützen und es auch wirklich tun.

Es ist durchaus kein Einwand gegen meine Kritik, wenn man mir e Frage stellt, „Was würden *Sie* tun? Sie würden sicherlich eine heil-se Verwirrung anrichten, wenn Sie diese Dinge nach Ihrem Gut-inken regeln wollten. Lassen Sie uns *Ihren* Plan hören, und diese nze unangenehme Auseinandersetzung wird sich in einem befreien-n Gelächter auflösen." Ich gebe ja zu, daß meine Kenntnis des Geld-oblems oberflächlich und ungenügend ist, und ich bin mir bewußt, ß meine Unzulänglichkeit in finanziellen Dingen größer ist als die gendeiner Reinemachefrau, die je die Räume einer Bank ausfegte. s Geldkreditsystem liegt wirklich außerhalb der Sphäre meines Be-fes. Ich habe keinen Plan, ich habe nicht die geringste Ahnung, wie n eine Kontrolle ausüben könnte. Aber mein Beruf brachte mich zu, den Charakter der Menschen und die allgemeine soziale Ent-cklung zu beobachten, und ich sehe die Notwendigkeit eines Welt-stems, in dem von den Menschen gefordert wird, ihr Bestes für das gemeine Wohl zu leisten und das keine Entschuldigung für ein unzu-ngliches, unbefriedigendes Tun gelten läßt. Nicht nur Unrecht und hrlichkeit sind Sünde. Es gibt noch die Sünde der vollkommenen rständnislosigkeit, es gibt noch die Sünde des Sich-Nicht-verständ-machen-könnens, um die Mitmenschen in die Lage zu versetzen, h das richtige Urteil zu bilden und einem helfen zu können. Es t die größte aller Sünden, die der Nichtausnutzung der Macht, die man Händen hat, und die Sünde der versäumten Gelegenheit; und diese nden sind es, mit denen ich unsere ganze heutige Welt belasten muß.

Und selbst das tue ich mit einem gewissen Zögern. Ich habe, chdem ich dazu aufgefordert wurde, meine Eindrücke als Außen-hender geschildert, meine ganz allgemeinen Eindrücke über ein ßes, kompliziertes und in dauerndem Werden begriffenes System Organisationen und Institutionen, und es kann sein, daß meinem allgemeinernden und deshalb auch oberflächlichen Urteil vieles ent-t, was sich im Keimen oder im Werden befindet. Das Erstarken Weltsystems der zusammenhängenden und zusammenarbeitenden ntralbanken mag eine „natürliche Entwicklung" sein, wie man es

allgemein nennt, aber dann wäre es auch eine notwendige Phase der Schaffung einer wirklichen Geldkreditorganisation, die sich über die ganze Welt erstrecken würde und die dreifache Aufgabe, auf die ich eben hinwies, erfüllen könnte. Es mag sein, daß in diesem Prozeß eine klarere Zielsicherheit und ein größeres Verständnis liegt, als es der Oberfläche nach scheint, aber wenn dies auch der Fall ist, so müßten die schöpferischen Ziele mehr im Kontakt mit ähnlichen Impulsen auf anderen Gebieten sein als heute. Und es ist der Mühe wert, diejenigen, die sich um dieses synthetische Zusammenspiel mühen, darüber aufzuklären, wie wenig ihre Absichten verstanden werden und welche Gefahren sich aus dem vollkommenen Mißverstehen ergeben. Ist es nicht höchste Zeit, daß unser Geldkreditsystem, dieses Nervensystem der Welt, endlich ein Hirn bekommt und zu reden anfängt? Die Arbeit der wichtigen Industriekreise und der Weltfinanz an der Schaffung einer organisierten Weltgemeinschaft enthält die Keime einer Weltphilosophie, die einer großen Zahl energischer und einflußreicher Menschen erlauben würde, ihr Leben und ihr Werk miteinander in Einklang zu bringen. Ihre Arbeit muß jedoch mit offenen Augen vollbracht werden. Eine Weltphilosophie, die nicht über die jährlichen Ansprachen an Aktionäre, Tischreden, unbestimmte Anspielungen, private Besprechungen hinausgeht, wird dem Druck der gewaltigen Abenteuers unserer Zeit nicht gewachsen sein.

Die Wurzeln des deutsch-französischen Problems.

Von *„Pertinax"* (André Géraud),
Chefredakteur des Echo de Paris.

Worin besteht in Wirklichkeit das deutsch-französische Problem? Man hat lange Zeit hindurch geglaubt, daß das Schicksal Elsaß-Lothringens und die Grenzlinie, die die beiden Länder trennte, das eigentliche Streitobjekt bildeten. In der Tat reicht jedoch dieser kurzsichtige Standpunkt nicht aus, um die Ereignisse zu erklären. Das Schachbrett ist viel umfassender. Die beiden Völker haben sich bis heute bemüht, Europa nach vollkommen entgegengesetzten Formeln zu organisieren. Ihre territorialen Grenzen haben sich je nach dem Erfolg oder Mißerfolg, den sie dabei zu buchen hatten, geändert. Aber die Quelle selbst ihrer Rivalität entspringt dieser gegensätzlichen Einstellung. Das wirkliche deutsch-französische Problem wird in Mittel- und Osteuropa aufgerollt, in diesem Teile unseres Kontinents, wo die ethnischen und politischen Formen noch verhältnismäßig fließend sind und plötzliche Änderungen erfahren können. Frankreich, Deutschland, England und Spanien sind Länder mit festgefügter Struktur, in Jahrhunderten einer kontinuierlichen Entwicklung erstarrt, die ihnen fast unauslöschliche physische und geistige Charakterzüge aufprägte. Mit Ausnahme vielleicht einiger engumgrenzter Gebiete kann weder der Eroberer noch der fremde Siedler ihre Struktur verändern. Dagegen haben Eroberer und Siedler freies Spiel an der Oder und an der Donau und weiter nach Osten hin. Deutschland als Grenzland unsicherer und beeinflußbarer Völker stellt sich — ganz abgesehen von den ihm zugewiesenen Grenzen — keineswegs als eine konstante Größe dar. Man kann in gewissem Sinne behaupten, daß Deutschland im Osten nur fließende Grenzen hat; niemand vermag mit Bestimmtheit zu sagen, wo es beginnt und wo es endet. In den Friedensverträgen von 1919 haben sich die Sieger bemüht, das historische Phänomen endgültig abzuschließen, jede Wiederaufnahme des Dranges nach dem Osten unmöglich zu machen. Deshalb wurden Staaten wie Polen und die Tschechoslowakei geschaffen, Rumänien und Jugoslawien erweitert, Österreich und Ungarn als Werkzeuge des Pangermanismus verstümmelt. Hat Deutschland sich mit der neuen Ordnung der Dinge abgefunden? Ist es bereit, unter Vorbehalt gewisser Modifikationen, die die gegenwärtige politische Konstellation nicht merklich verändern würden — Modifikationen, die erst dann unternommen werden könnten, wenn eine wirkliche Befriedung begonnen hat —, das Geschehene nicht in Frage zu

stellen? Oder ist es der Ansicht, daß seine Geschichte auch in Zukunft wie es in der Vergangenheit der Fall war, im großen und ganzen ein Kolonisierungsunternehmen bleiben wird? Glaubt Deutschland, daß die kleinen Staaten, in ihrer heutigen Struktur, nur ephemere Gebilde sind? Hier liegen die tiefsten Wurzeln des deutsch-französischen Problems.

In Frankreich ist man, aus einer gewissen Passivität heraus, geneigt, diese als fatalistisch oder willkürlich verschrieene Auffassung zu leugnen. In mehr oder minder regelmäßigen Zwischenräumen wird den französischen Ministern empfohlen, sich nicht um das zu kümmern, was jenseits des Rheins geschieht. Dieser Rat wurde bei der Teilung Polens und auch zum Beispiel nach Sadowa befolgt. Man mußte jedoch bald feststellen, daß die Erschütterung von Mittel- und Osteuropa in ihrer Auswirkung nach dem Westen die deutsch-französische Grenze beeinflußte. Diese Tatsache läßt sich dadurch erklären, daß eine beherrschende Stellung in Mittel- und Osteuropa dem betreffenden Volk — mit Recht oder Unrecht — ein waches Bewußtsein der Hegemonie verleiht, dem zu widerstehen es nicht imstande ist. Man wird mich wahrscheinlich sowohl diesseits wie jenseits des Rheins die Frage stellen, wie ich zu einer solchen Behauptung komme. Man wird mir einwenden, daß die offiziellen Erklärungen der deutschen Regierung im Laufe der letzten drei Jahre uns wohl erlauben, diese gefürchtete Entwicklung in das Reich der Phantasie zu verbannen. Hat nicht Stresemann durch den Abschluß der Locarnoverträge im Oktober 1925 den westlichen Mächten allen Grund zu vollkommener Beruhigung gegeben?

Ohne irgend jemanden verletzen zu wollen, möchte ich zu erklären versuchen, warum viele Menschen in Frankreich, in England und in den Ländern der kleinen Entente noch einen gewissen Skeptizismus zur Schau tragen und, obgleich sie von dem aufrichtigen Wunsch nach der Verwirklichung einer deutsch-französischen Versöhnung beseelt sind, immer wieder betonen, daß im Interesse einer allgemeinen Befriedung Frankreich und seine früheren Verbündeten nicht etwas als vollendet ansehen dürfen, was erst in Umrissen vorhanden ist und nicht vorzeitig auf gewisse Vorsichtsmaßnahmen verzichten können. Das ist die, wie man sie im Ausland nennt, nationalistische französische These, die ich, um den Mißbrauch, den man mit dem Wort nationalistisch treibt, zu vermeiden, die experimentelle These nennen möchte.

Ich will nicht zu beweisen versuchen, daß die Satzungen von Genf und die Verträge von Locarno, die sie ergänzen und stärken sollen, keineswegs alle Gefahren eines Waffenkonfliktes, soweit es Deutschland und seine Nachbarn betrifft, ausschließen. Es genügt, daran zu erinnern, daß, während die Versprechungen, die man von Deutschland im Westen erlangte (Unantastbarkeit der deutsch-französischen Grenze), vollkommen befriedigend sind, die zur Sicherung ihrer Durchführung entworfenen Garantien sich im Notfall als ungenügend herausstellen würden, und zwar infolge der dem Völkerbundsrat anhaftenden Hilflosig-

keit und seiner Unfähigkeit, die notwendigen Maßnahmen durchzusetzen. Die Schwäche dieser Garantien liegt auch darin, daß man den englischen und italienischen Garanten die Möglichkeit gab, sich willkürlich ihrer übernommenen Verpflichtungen zu entledigen, und daß man England und Italien moralisch und auch gesetzlich daran hindert, im vorhinein militärische Vorbereitungen zu treffen, die im Falle einer Gefahr einzig und allein ein schnelles und sicheres Eingreifen der Garanten ermöglichen würden. In bezug auf die Ostgrenzen sind die von Deutschland gegebenen Versicherungen ungenügend und Garantien überhaupt nicht vorhanden. Die Schiedsgerichtsverträge zwischen Deutschland und der Tschechoslowakei und Deutschland und Polen bilden den wesentlichen Kernpunkt des Sicherheitssystems. Was im Westen in zweiter Linie kommt (deutsch-französische und deutsch-belgische Schiedsverträge), kommt im Osten in erster Linie. In der Einleitung zu den Schiedsverträgen finden wir folgenden Satz: „Die unterzeichneten Mächte erkennen an, daß die existierenden Verträge ohne ihre Zustimmung nicht geändert werden dürfen." Diese Präambel entspricht keineswegs dem Text der einzelnen Artikel, und seit langem hat das Haager Schiedsgericht anerkannt, daß die Einleitung zu einem Vertrage in sich keine juristischen Verpflichtungen der Unterzeichneten voraussetzt. Die Unterzeichnenden verpflichten sich einfach, zuerst die Streitfragen dem Völkerbundsrat zu unterbreiten, bevor sie zu den Waffen greifen. In diesem Sinne hat Herr Stresemann im September 1927 den polnischen Vorschlag einer vollkommenen Ausschaltung des Krieges einer Kritik unterworfen und auch seine Abänderung erlangt. Im großen und ganzen stehen einem kriegerischen Vorgehen noch Tor und Tür offen.

Man wird einwenden, daß die Verträge von Locarno und Genf in ihrem heutigen Wortlaut nur einen Anfang bedeuten. Wir wollen es hoffen. Wenn man jedoch die Haltung eines Volkes in zehn oder fünfzehn Jahren voraussehen soll — eine Zeitspanne, die der Blick eines Staatsmannes umfassen muß —, so ist es noch das beste, seine Geschichte zu befragen, die allgemeinen Richtlinien seines Temperaments zu verfolgen und sie in die Zukunft hinein zu projizieren. Es gibt keine andere Methode, um alles Zufällige, durch eine besondere Konjunktur gegebene auszuschalten, und zu den permanenten und wesentlichen Elementen zu gelangen. Man muß jedenfalls die Möglichkeit einer tiefgehenden Reform, eines vollkommenen Bruches mit der Vergangenheit in Betracht ziehen. Aber solche Unterbrechungen der Kontinuierlichkeit kommen, was man auch sagen mag, im Laufe der Generationen sehr selten vor, und es ist viel vernünftiger, sich nicht uneingeschränkt auf sie zu verlassen. Wer in die Vergangenheit zurückblickt und sich mit der Geschichte der deutschen Politik befaßt, wird zugeben müssen, daß die Friedensverträge von 1919 ihr direkt entgegenlaufen und nicht nur in ihren einzelnen Bestimmungen, sondern auch ihrer ganzen Grundlage

nach einen auffallenden Gegensatz zu ihr bilden. Mit anderen Worten Das deutsche Volk müßte sich eine ungeheure Mühe geben oder eine dieser moralischen Umbildungen erfahren, von denen die Menschheit unseres Wissens nach im ganzen nur zwei oder drei Beispiele kennt um sich von seinem früheren Testament zu befreien und sich zu dem neuen Standpunkt zu bekennen. Ist es wirklich ein Beweis einer krankhaften Skepsis, wenn man sich beim Lesen des Aufsatzes des Herrn Reichsminister Stresemann im „Hamburger Fremdenblatt" (vom April 1926) sagt, daß sein erstes Ziel bei der Locarno-Orientierung war, den französisch-britischen Block zu sprengen, die Zurückziehung der Rheinlandtruppen zu erreichen und die Aktionsfreiheit für die deutsche Politik zurückzugewinnen? Kein Mensch in Frankreich macht Herrn Briand einen Vorwurf daraus, daß er sich um eine deutsch-französische Annäherung bemüht, die seit 1918 in der Logik der französichen Politik liegt. Man wirft ihm nur einfach vor, daß er eine Anzahl noch sehr umstrittene Hypothesen als gegeben ansieht. Es ist sehr merkwürdig, daß es im Unterschied zu den Gelehrten, die in ihrem Laboratorium zögern würden Vermutungen über die unmittelbarsten Regungen eines Laubfrosches aufzustellen, in dem noch unendlich viel komplizierteren Laboratorium Europa Menschen gibt, die nicht schwanken, sich in einer unbestimmten Zukunft zu Garanten für die Reflexbewegungen eines großen Volkes zu machen.

Die Vorstellungen über Deutschland, von denen die französischen Minister seit 1918 ausgingen, als sie die Sicherheit ihres Landes auf eine ganz andere Basis als die von Genf oder Locarno zu stellen suchten, offenbarten die Neigung unserer Führer, vieles als gegeben und bewiesen gelten zu lassen, was noch sehr umstritten war. Man braucht nur die bei uns gegen Kriegsende allgemein verbreitete Meinung zu erwähnen, daß nur Kaiser Wilhelm und ein Dutzend hoher Funktionäre in Deutschland und Österreich die Schuld am Ausbruch des Krieges trugen. Diese Oligarchen sollten die Rolle der Verschwörer gespielt haben, und wenn man den Mut gehabt hätte, sie zu verbannen, sie verurteilen und hinrichten zu lassen, so würde der Friede Europas nie mehr gefährdet werden können. Ein solcher Anthropomorphismus hat die öffentliche Meinung in den alliierten Ländern irregeführt und die wirklichen Ursachen des Krieges: die Gegenüberstellung eines so kräftigen Volkes wie das deutsche und der ethnischen Massen des slawischen Europa, die, in Konsolidierungsprozeß befindlich, die mittelalterliche Phase sicherlich noch nicht überschritten hatten, verschleiert. Das Symptom wurde mit dem Übel verwechselt und statt der Krankheit selbst bekämpft. Dieser Grundirrtum hat Illusionen aller Art den Weg gebahnt, hat die Rolle des deutschen Parlamentarismus, der als ein Zeichen des neuen Deutschlands, als eine Auferstehung des Frankfurter Parlamentes, als eine Rückkehr von der Bismarck-Politik begrüßt wurde, in ihrer Auswirkung auf internationalen Beziehungen überschätzt. Soll ich noch hinzufügen, daß

len Entwaffnungsklauseln eine übermäßige Bedeutung beigemessen urde und daß die französischen Vorstellungen vom deutschen Separa- ismus (Dorten usw.), der schon im Jahre 1866 überlebt war (man braucht ich dazu nur die Korrespondenz der französischen Diplomaten jener eit anzusehen), in den Jahren 1919 und 1923 einfach absurd waren? ieser Glaube an den deutschen Separatismus hat nur dazu geführt, daß as Ruhrunternehmen, das auf die Schaffung eines wirklich autonomen eparationssystems hätte gerichtet sein müssen, eine plötzliche Ab- nkung erfuhr. Was die berühmte wirtschaftliche Zusammenarbeit be- ifft, die an sich höchst erwünscht ist, möchte ich bemerken, daß sie in Instrument darstellt, von dem man ebensowenig a priori sagen kann, aß es die heute bestehende europäische Ordnung bestätigen wird, wie aß es sie vernichten kann. Ein selbst oberflächliches Studium der eschichte der Vorkriegsjahre genügt, um diese Meinung zu recht- rtigen.

Neben den Versuchen einer deutsch-französischen Versöhnung und r Neuorganisierung Europas müßten daher die Alliierten für die chaffung eines vollkommenen Sicherheitsapparates sorgen. Ein solcher ufbau von Sicherheiten müßte meiner Ansicht nach von zwei Grund- gen ausgehen: in erster Linie von einer fest gefügten franco-britischen llianz, die auf die Verteidigung der Verträge gerichtet wäre, soweit sie e Grundsteine Europas bilden. Eine solche Allianz würde durch ihre istenz selbst die falschen Ansichten über ein eventuelles Verhalten nglands zerstreuen, die sich so leicht in Deutschland bilden und die im li 1914 sein Vorgehen bestimmten. „Rückkehr zu den alten Koali- nen!" rufen Briand und seine Freunde aus. Aber hat nicht Deutsch- nd seit Locarno versucht, sich mit Rußland zu verbünden, und wäre eser Versuch nicht unmöglich gewesen, wenn vorher ein Abkommen ischen London und Paris geschlossen worden wäre? Zweitens müßte n als Konsequenz dieses Bündnisses die Entmilitarisierung des einlandes durchführen, die in Artikeln 42, 43 und 44 des Versailler rtrages verkündet wurde und die zu einer wirklichen Sicherheit rden kann, falls die Durchführung dieser Artikel in die Hände der den Großmächte gelegt wird, während sie heute, einer Gemeinschaft v Mächten überlassen, die nicht imstande sind, tatkräftig einzugreifen u sich mit bloßer Beaufsichtigung begnügen, sehr wenig bedeutet.

Genf und alles, was Genf darstellt, hat sich gegen diese Ideen empört, di allgemein als hart, unversöhnlich und katastrophenschwanger ver- sc rieen werden. In Locarno und durch Locarno sind sie unterlegen. Ich bi jedoch überzeugt, daß, wenn Frankreich und England sich durch fo nelle und unabhängige Verträge aneinander gebunden hätten, die eu päische Ordnung in ihren Grundlagen nicht fortwährend durch die ei n oder die anderen erschüttert werden würde und man zu Verein- ba ngen hätte gelangen können, vor denen wir heute noch instinktiv zu ickschrecken.

Andererseits behaupte ich nicht, daß die Stunde der Genfer Vor schläge oder besser gesagt einer noch fester begründeten Liga, als e der Völkerbund ist, nicht schlagen mußte. Meiner Ansicht nach hätte si aber nicht kommen dürfen, bevor die neuen in Mittel- und Osteuropa ge schaffenen Staatsformen sich durch ein fünfzehn- oder zwanzigjährige Bestehen gefestigt hatten. Diese Staatsformen bedürfen eines besondere Schutzes. Sie sind den jungen Industrien vergleichbar, die nur in Schutze starker Zollschranken heranwachsen können. Ihr Schicksal i höchst ungewiß, weil die Genfer Institution auf der Idee basiert ist, da die fünfzig Mitgliederstaaten, so sehr sie sich auch durch ihren Umfan unterscheiden, von gleicher Stabilität und Haltbarkeit sind und nicht b sondere Schutzmaßnahmen brauchen. Die französische Regierung ve sucht, gegen diese Tendenz der Völkerbundssatzungen anzukämpfen. S bemüht sich, die gemeinsamen (und höchst illusorischen) Garantien, d im Völkerbundspakt enthalten sind, durch besondere Garantien zu e setzen, die im Notfalle von selbst in Kraft treten können; daher die Ve träge, die man mit Polen, der Tschechoslowakei, Rumänien, Jugoslawie schloß und die Abkommen, die eine Solidarität verschiedener Länd ermöglichten. Es gibt zwei Deutungsmöglichkeiten der Völkerbund satzungen und der Locarno-Verträge: die eine, die solche Verei barungen zuläßt, und die andere, die sie nicht so leicht in Einklang m einander zu bringen vermag. Der Streit wird zwischen den Vertrete zweier entgegengesetzter Gedankenrichtungen geführt, und der Vo schlag eines Abkommens zur Ächtung des Krieges, mit Ausnahme g wisser im vorhinein festgesetzter Sanktionen, hat diesen Kampf no heftiger entbrennen lassen. Es ist möglich, daß die Beteiligung Amerik an diesem Streit zu einer Schwächung der in Paris vertretenen The führt. Ich kann mir nicht vorstellen, was aus der gegenwärtigen eu päischen Ordnung werden wird, wenn sie nicht durch tatsächliche od rechtliche Bündnisse verteidigt wird. Die Kräfte, die sich um ihre Mo fizierung mühen, sind so gewaltig und zahlreich, daß es den Siegern n ihrer Isolierung nicht gelingen würde, sich ihrer zu erwehren und b sonders das Hervorrufen einer Krise zu verhindern. In zehn oder fü zehn Jahren würde eine solche Rüstung des Friedens nicht so unbedi t notwendig sein. Der Friede wäre weniger gefährdet, und man kann sich vorstellen, daß zum Beispiel Frankreich und Deutschland von selbst, v dem neuen Geist getragen, eine ganze Anzahl von Problemen ei r Prüfung unterwerfen würden.

Es ist verhängnisvoll, daß ein solcher Zustand in Deutschland s kriegerisch und als Hindernis zur Versöhnung der Völker verschrie n wird. Aber lassen sich diejenigen, die sich jenseits des Rheins geg n diese Einstellung empören, von ihrer Taktik oder von ihrer tiefen Üb zeugung leiten? Logischerweise kann es sich um eine tiefe Überzeugu g nur bei denen handeln, die mit ganzer Seele an der Wilsonschen Af fassung der internationalen Beziehungen hängen. Ich kann mir nic t

denken, daß man sich in irgendeinem Lande, das historischer und politischer Überlegung zugänglich ist, in aller Ehrlichkeit von einer solchen Metaphysik einfangen lassen und in ihr etwas anderes als nur ein bequemes Instrument zur Verwirklichung gewisser durch den Augenblick begünstigter Ziele sehen kann, ein Instrument, das man wegwirft, sobald das Ziel erreicht worden ist.

Sollten die Deutschen wirklich bedauern, daß man ihnen die Möglichkeit einer östlichen Kolonisierung, der ersten Phase neuer Hegemoniebestrebungen genommen hat? Sollten sie nicht aus den letzten Jahrhunderten die Lehre gezogen haben, daß eine solche selbst erfolgreiche Kolonisierung naturgemäß eine gewisse Grenze erreicht und sich dann gegen die Herrscher selbst wendet und Unheil über sie heraufbeschwört? Russen, Polen, Tschechen sind vielleicht nur in geringem Maße dazu fähig, ihr nationales Leben in vollkommen konstituierten Staaten zu organisieren, und ihr Versagen in dieser Hinsicht erklärt die Katastrophen, die ihnen widerfuhren. Aber andererseits haben sie einzeln genommen die seltsame Fähigkeit, zu einem unzerstörbaren Asyl des nationalen Gedankens zu werden und sich als Träger dieser Idee wie Efeu auf dem Grabe auszubreiten. Aus der unzerstörbaren Zuflucht, die in den Seelen der Einzelnen enthalten ist, steigt eines Tages die Heimat hervor und durchbricht selbst die zahlreichsten und gefestigtsten Verträge. Der Pangermanismus müßte endlich müde geworden sein, von Jahrhundert zu Jahrhundert diese Nemesis heraufbeschworen zu haben.

Es gibt ohne Zweifel bei uns Deutschland gegenüber ein Gefühl von Furcht und ein gewisses Ressentiment. Mit Ausnahme einiger enger Kreise kann man weder von Haß noch von mangelndem Verständnis sprechen. Das französische Volk ist sich der intellektuellen Größe Deutschlands voll bewußt. Leibniz, Kant, Beethoven, Goethe, Wagner, um nur die fünf Geistesriesen zu nennen, gehören zum Erbteil des Franzosen. Mein Bruder, der am 20. August 1918 bei der Schlacht von Morhange fiel, hat seinen letzten Abend in Paris bei einer Aufführung der Walküre verbracht. Maurice Barrès, der Erneuerer des französischen Nationalismus, war ohne Zweifel vom deutschen Genie durchdrungen. Sein „beseelter Berggipfel" („colline inspirée") — das durchglühte Leben eines abstrakten Gedankens — entspricht dem Geist des Großen von Weimar. Die deutsche Kunst und Philosophie sind dem Durchschnittsfranzosen zugänglicher als die Kunst und Philosophie der Engländer, um nur ein Volk zu nennen, mit dem wir in engster Verbindung stehen. Man wird bei uns durchaus keine hartnäckige und blinde Voreingenommenheit finden. Aber die Weitsichtigeren unter uns glauben, daß wir in unseren früheren Beziehungen zu Deutschland infolge einer ungenügenden Wachsamkeit leiden mußten und daß ein Nachlassen in der Verteidigung der vor zehn Jahren gefestigten europäischen Ordnung uns zu einer neuen Katastrophe führen könnte.

Wandlungen britischer Wirtschaftsgesinnung.

Von *Dr. August Müller,* Staatssekretär a. D.

Ein deutscher Wirtschaftstheoretiker, *Werner Sombart,* verblüffte im vergangenen Jahre das deutsche Publikum durch eine eigenartig formulierte Wirtschaftsprognose. Als er den letzten Band eines großen Werkes über den „Modernen Kapitalismus" herausgab, der das moderne Wirtschaftsleben im Zeitalter des Hochkapitalismus behandelte, setzte er mit einer gewissen Willkürlichkeit Anfang und Ende dieses „Hochkapitalismus" fest. Sein Anfang reicht zurück bis in die letzte Hälfte des 18. Jahrhunderts, aber das *Ende des Hochkapitalismus* ist nach Sombart auch bereits gekommen. Er ist erloschen: der Weltkrieg bedeutet die Grenzscheide zwischen Hochkapitalismus und der Zeit des beginnenden kapitalistischen Verfalls, in deren Anfängen wir jetzt stecken. Diese Auffassung entspricht der Sombartschen Art, Wirtschaftshistorie zu betreiben. Er sagt darüber in der Einleitung seines Werkes: „Man wird in empirisch umgrenzbaren Zeiträumen die Herrschaft eines Wirtschaftsprinzips und des ihm entsprechenden Wirtschaftssystems so gut wie unbeschränkt finden; in andern dagegen neue Wirtschaftsprinzipien im Rahmen des herrschenden Wirtschaftssystems nach Anerkennung ringen sehen. Anders ausgedrückt: jedes *neue* Wirtschaftsprinzip muß sich zunächst im Rahmen eines *bestehenden* Wirtschaftssystems durchzusetzen versuchen. Es wird zu seiner Verwirklichung sich Wirtschaftsformen schaffen, deren Gestaltung noch wesentlich von der Eigenart des aus einem andern (dem z. Z. herrschenden) Wirtschaftsprinzip erzeugten Wirtschaftsordnung bestimmt wird und vermag erst allmählich sich das gesamte Wirtschaftsleben nach seinem Geiste zu formen. Vom Standpunkt des neuen Wirtschaftssystems aus ist diese Epoche, in der die neuen Wirtschaftsprinzipien im Rahmen der alten Ordnung sich betätigen, seine Frühepoche, vom Standpunkt des alten Wirtschaftssystems aus dessen Spätepoche. Dazwischen liegt die Hochepoche eines Wirtschaftssystems, in welcher der Geist nur eines Wirtschaftssystems zu reiner Entfaltung gelangt."

Das ist sicherlich eine ebenso geistreiche wie im allgemeinen zu treffende nationalökonomische Paraphrase des Wortes aus dem Faust „Denn alles was besteht, ist wert, daß es zugrunde geht." Dabei kommt

es auf die Terminologie weniger an als auf den Wesenswandel der wirtschaftspolitischen Begriffe und Institutionen. Man wird vielleicht nicht gerne vom Ende des Hochkapitalismus sprechen in einer Zeit, in der kapitalistische Mächte das politische Geschehen so stark beeinflussen, wie in der unsrigen, und in der über Milliarden Kapital verfügende kapitalistische Trustgebilde über die Landesgrenzen hinaus zu internationalen Wirtschaftsgebilden streben, die einer ganzen Epoche den Stempel aufzudrücken scheinen. Natürlich sieht auch Sombart diese Seite der kapitalistischen Entwicklung. Wenn er trotzdem der Überzeugung ist, daß wir uns am Beginn einer wirtschaftsgeschichtlichen Periode befinden, in der der Kapitalismus sich am Anfang seines Abstiegs befindet, so hat er dafür seine Gründe. Er sieht Elemente einer neu heransteigenden Wirtschaftsepoche, die kühnes Wagen individueller Kapitalisten durch planmäßige Organsation ersetzt, in dem Vorhandensein von *Trusts* und *Kartellen,* im Heranreifen und in der Ausdehnung gemeinwirtschaftlicher Formen auf öffentlich-rechtlicher Basis: *Staats-* und *Kommunalwirtschaft,* im *Genossenschaftswesen* und ähnlichen Erscheinungen, die allesamt dadurch charakterisiert werden, daß sie den nächtigsten Impuls kapitalistischen Wirkens: das Gewinnstreben zum Teil mildern, zum Teil überhaupt beseitigen. Der Geist einer Epoche ist a für deren Inhalt entscheidend. Indem Sombart die Ideologie der egenwärtigen Zeit durchforscht, stößt er auf Wandlungen in der Wirtchaftsgesinnung, die für ihn das Wesentlichste sind. Die vorhin erähnten Wirtschaftsformen, die die Organisation des Wirtschaftslebens ndern, sind Folgen dieses Wandels der geistigen Unterlagen unserer eit, insofern sie unser wirtschaftliches Handeln beeinflussen. Sombart ählt sie auf, soweit er Anzeichen dafür in ihnen erblickt, daß der Hochapitalismus zu Ende gegangen ist: Durchsetzung der rein naturalischen Daseinsweise des Kapitalismus mit *normativen* Ideen; die Entronung des Gewinnstrebens als des allein bestimmenden Richtpunktes es wirtschaftlichen Verhaltens; das Nachlassen der wirtschaftlichen pannkraft; das Aufhören der Sprunghaftigkeit in der Entwicklung; die rsetzung der freien Konkurrenz durch das *Prinzip der Verständigung;* e konstitutionelle Verfassung der Betriebe. Die Herrschaft dieser een hat den individuellen Unternehmer als den entscheidenden Träger d Repräsentanten des kapitalistischen Wirtschaftsystems entthront. as Ende einer alten und der Anfang einer werdenden Zeit werden rch den Weltkrieg zu gleicher Zeit getrennt und doch auch wieder zummengefügt, und damit werden der Wirtschaftstheorie neue Wege geesen. „Das Land des Kapitalismus ist erforscht, mit Wegen durchgen, mit Ansiedlungen bedeckt: von einem Ende zum anderen in allen eilen vermessen und mit trigonometrischen Punkten bezeichnet. Fragen, die den Zauber der Neuheit haben, können wir nicht mehr llen. Wir müssen uns mit Antworten begnügen. Probleme gibt es r noch für den „praktischen Volkswirt". Die großen welthistorischen

Entwicklungslinien, soweit sie durch die Wirtschaft allein bestimmt werden, liegen deutlich zutage: bis zur Gegenwart, aber auch in die Zukunft hinein. Unserem Erkennen und der schöpferischen Kraft der System- und Theoriebildung sind dadurch Schranken gesetzt: die Fülle der unerbittlichen Tatsachen zwingt unser Denken in ganz bestimmte Bahnen."

Soweit Sombart und sein Urteil über Gegenwart und Zukunft der kapitalistischen Wirtschaftsformen. Auch wenn man die Abbauperiode des Kapitalismus auf Jahrhunderte berechnet, verbirgt sich doch hinter der Problemstellung eine Fülle von Schicksalsfragen, sozialen und wirtschaftlichen Aufgaben, die nach Lösung drängen und das Rätsel vieler Zeiterscheinungen, die vom Wunsche der Arbeiter nach „Mitbestimmung" durch Einführung von Arbeiterausschüssen in Fabriken in gerader Linie bis zum Bolschewismus, seinen Wirkungsformen und politischen und wirtschaftlichen Folgen führen. Es ist daher ebenso reizvoll, gemessen am Bedürfnis nach theoretischer Klarheit über die Zeiterscheinungen, wie bedeutsam, vom Standpunkt der Wirtschafts- und Sozialpolitik aus, einmal die Gegenwart nach Anzeichen dafür zu durchforschen, wie sie das Sombartsche Entwicklungsbild beantwortet. Ein besonders passendes Untersuchungsobjekt in dieser Hinsicht biete im Augenblick die Wirtschaft Großbritanniens dar, und mit ihr sollen sich die nachstehenden Bemerkungen ausschließlich beschäftigen.

Auf den britischen Inseln bildeten sich zuerst die Elemente kapitalistischer Wirtschaftsweise und kapitalistischer Wirtschaftsbetrachtung aus. Hier entstand auch in dem System von Adam Smith das erste Lehrgebäude einer wissenschaftlichen Betrachtung des kapitalistischen Wirtschaftssystems, bei dessen Ausarbeitung allerdings die geistreichen Formulierungen der Physiokraten über eine natürlichen menschlichen Gesetzen und Bedürfnissen entsprechende Wirtschaftsverfassung erfolgreiche Geburtshelferdienste geleistet haben. Der entscheidende Satz bei Adam Smith ist der, daß „Gleichheit, Gerechtigkeit und Freiheit, jedem zu erlauben, seine eigenen Angelegenheiten nach seinem eigenen Gutdünken zu betreiben" zu dem besten, nach der Natur der Menschen möglichen Zustand der Gesellschaft führen müsse. So wurde der theoretische Grund gelegt zu der in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts zur allgemeinen Anerkennung gelangten Wirtschaftstheorie, daß ein System der Konkurrenz ihrem Eigeninteresse folgender kapitalistischer Wirtschaftsindividuen, die ihre Arbeitskraft und ihr Vermögen auf dem wirtschaftlichen Kampfplatz anwenden, die bestmögliche Grundlage des Wirtschaftslebens bilde. So entstand der wirtschaftliche Liberalismus oder noch besser ausgedrückt, der wirtschaftliche Individualismus, der nicht nur jegliche wirtschaftliche Staatstätigkeit als mit dem Dogma im Widerspruch stehend verurteilte, sondern auch die Individuen von dem Zwang befreien wollte, den jede Art von Koalition auf

ıs Individuum naturgemäß ausüben muß. Über diesen „Nachtwächter-aat" ist viel gespottet worden und er gehört nicht zu den Toten, von ɛnen man nur Gutes redet. Aber das ändert nichts daran, daß alles, as uns heute in der Welt an kapitalistischer Macht und Herrlichkeit be-ɛgnet, ebenso sein Fundament im wirtschaftlichen Individualismus hat, ie die berauschende Vermehrung des Sachgüterbedarfs nach Quantität ıd Qualität, die in der heutigen Zeit auch dem letzten Proletarier in ner hinterweltlerischen Dorfgemeinde als lebensnotwendig erscheint ıd sein kümmerliches Dasein verschönt und verbessert. Die Kultur-ɛssimisten, die geringschätzig über diese Errungenschaften der wirt-haftlichen Entwicklung urteilen, leben meistens in der Fülle, und Über-ttigung bewirkt ihre Einstellung zum Werte wirtschaftlicher Entwick-ngsergebnisse; ein Jahr Landarbeiterdasein in Pommerellen würde sie ırieren und ihnen zum Bewußtsein bringen, was wir dem Kapitalismus ɛrdanken!

Unter allen kapitalistischen Ländern hat das Land des Ursprungs ɛr kapitalistischen Ideologie auch den Glauben an sie am treuesten be-ahrt: Großbritannien. Es wurde dazu vor allem durch die Klugheit der ɛrrschenden Klassen dieses Landes befähigt, die immer begriffen, daß eine Konzessionen zur rechten Zeit große Opfer in der Zukunft über-ıssig machen. 1804 wurde schon in Großbritannien ein Arbeiter-hutzgesetz erlassen, das allerdings nur Frauen und Kinder betraf und ɛgen Unwirksamkeit nach einem Jahrzehnt reformiert werden mußte, ıer es gibt kaum ein deutlicheres Kennzeichen der hohen staats-ännischen Befähigung britischer Herrenschichten als diese Maßnahme einer Zeit, in der die kühnsten Blütenträume kapitalistisch-individuali-ischer Wirtschaftstheorie reiften. Die sozialreformerische Entwicklung Großbritannien, die Behandlung des sozialen Problems, die Stellung-ıhme zur Arbeiterschaft, alles dieses legt ein ganzes Jahrhundert hin-ırch um so stärker Zeugnis für die hohen staatsmännischen Einsichten , die in der Regierung Großbritanniens wirksam waren, je mehr man mit kontinentalen Regierungsmethoden vergleicht. Bis auf den ıutigen Tag konnten die Engländer auf diese Weise revolutionäre Er-hütterungen vermeiden, den Ausbau ihres grandiosen Weltreichs be-ıden und den Indivdualismus als Grundlage ihrer Staatsphilosophie ıfrechterhalten, wobei sogar der Gegenpol ungeheuerlichen Reichtums ɛr Oberschicht: das unsagbare Elend und die moralische Verkommen-ıit der Slumbewohner ertragen wurde. Aber der Weltkrieg scheint ıch für die britische Volkswirtschaft den Wendepunkt von individuali-ischer zu organisch-kollektiver Wirtschaftsmethodik zu bedeuten.

In Amerika und Deutschland ist der kapitalistische Individualismus unter Außerachtlassung aller aus *sozialen* Gründen erfolgten Ein-hränkungen, die in England früher und vielfach wirkungsvoller er-lgten als auf dem Kontinent — zuerst beschränkt worden durch freie

Willensäußerungen der Kapitalisten selbst, die *Trusts* und *Kartell* gründeten, um sich ruinöser Wirkungen des kapitalistischen Konkurrenz systems zu entziehen. Großbritannien blieb nicht frei von diesen Ein schränkungen des individuellen Selbstbestimmungsrechtes, aber da Mittel wurde aus mancherlei Gründen bis zum Kriege nur selten an gewandt. Gegenwärtig ist die britische Wirtschaftsliteratur voll vo Mitteilungen über die sich vollziehende Kartellierung der britischen In dustrie. Individualistische Wirtschaftsgesinnung hat jedenfalls in Grof britannien aufgehört, ein wirksames Hindernis bei der Anwendung de Kartell- und Trustsystems zu bilden. Am interessantesten ist da Verhältnis der britischen Volkswirtschaft zur *internationalen* Ver trustung. Der Internationalen Rohstahlgemeinschaft gehört Grof britannien nicht an. Dieser Trust setzt aber vorerst noch keine Preis fest, beschränkt sich vielmehr darauf, den Absatz zu kontingentiere Diese und einige andere Eigentümlichkeiten des Stahltrusts verringer seine Anziehungskraft für die britische Stahlindustrie, die durch Eige arten ausgezeichnet ist, die sie sehr von der kontinentalen Stahlindustr unterscheiden. Ist das Fernbleiben der britischen Stahlindustrie vo der Internationalen Rohstahlgemeinschaft also sachlich zu erklären, s liegt es bei der Kohle allerdings anders. Die deutsche und die englisch Kohlenwirtschaft stehen in einem scharfen Konkurrenzkampf mitei ander und liefern den Industrien ihrer Konkurrenzländer billige Kohle, dadurch die industrielle Konkurrenzfähigkeit dieser Staaten erhöhen. Der Kohlenbergbau in England treibt eine ausgesprochene Verlustwir schaft, und dem deutschen geht es trotz seiner vortrefflichen Organ sation nicht viel besser. In beiden Ländern gibt es einsichtsvolle B urteiler der Lage, die diesem ruinösen Zustand durch internationa Verständigung ein Ende bereiten wollen, darunter auf englischer Sei Sir *Alfred Mond*, auf deutscher Seite Leute wie *Röchling* und *Hani*. Aber der einflußreiche britische Kohlenexporthandel erweist sich stärk als das nationale Interesse der britischen Wirtschaft und hat bis heu trotz der großen sozialen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten in d Kohlenindustrie Großbritanniens den Weg der internationalen Ve ständigung zu verhindern gewußt. An anderen internationalen Karte organisationen ist England beteiligt. Die internationalen Abmachung im Reiche der Chemie und der nahe verwandten Kunstseide umfass auch die britischen Vertreter dieser Wirtschaftszweige. Von Engla geht das Bestreben aus, einen internationalen Ledertrust zu schaffe die britische Industrie ist beteiligt an internationaler Margarineverstä digung, am Schienenkartell, am Röhrenkartell, am Aluminiumkartel am Kupferkartell, am Glühlampenkartell, am Boraxkartell, am Zin kartell, am Stickstoffabkommen und noch an einer Anzahl kleiner internationaler Kartelle. Wenn man diese stattliche Liste internationa Wirtschaftsvereinbarungen mit englischer Mitwirkung Revue passiern läßt, so gewahrt man nichts mehr von dem individualistischen Geis

der ein Jahrhundert lang den Kerngedanken britischer Wirtschaftsideologie gebildet hat, und man darf hoffen, daß auch die Kohlenverständigung nur noch eine Frage der Zeit ist.

In diesem Zusammenhang ist auch noch daran zu erinnern, daß Sir Alfred Mond, der Chairman der Imperial Chemical Industries Limited, in der die englische chemische Industrie zusammengefaßt ist, mit Sir Harry Mac Gowan, mit Lord Reading, mit Mr. Albert Wiggin, dem Präsidenten der Chase National-Bank of America, dem amerikanischen Stahlmagnaten Ch. Schwab und mit anderen Kapitänen der englischen und amerikanischen Industrie und Finanz eine englisch-amerikanische Finanzierungs-Gesellschaft, die „Finance Company for Great Britain and America" gegründet hat. Als Zweck dieser Gesellschaft wird die Durchorganisation und die Rationalisierung der englischen Industrien und die Verwirklichung englisch-amerikanischer industrieller Interessengemeinschaften bezeichnet. Das nominelle Kapital der Gesellschaft beträgt 2 040 000 englische Pfund gleich 40 800 000 Goldmark. Bedeutsamer als dieses nominelle Kapital der neuen Finanzgesellschaft ist die wirtschaftliche und finanzielle Macht der britisch-amerikanischen Gruppen, die hinter diesem Pakt stehen. Es ist im einzelnen noch nicht bekannt, welche Spezialabsichten Sir Alfred Mond mit seiner Gründung verfolgt. Ihre allgemeine politische Bedeutung, ebenso wie ihre wirtschaftliche Kapazität, wird man klar erst ersehen können, wenn der Trust praktisch tätig ist. So viel ist aber heute schon zu sagen, daß der britisch-amerikanische Finanztrust weltpolitisch von der allergrößten Bedeutung werden kann und offenbar in der Gruppierung der Mächte eine die rein wirtschaftlichen Interessen überragende Rolle zu spielen berufen ist. In diesem Zusammenhang interessiert uns vor allem die Gründung als neuester und augenscheinlichster Beweis für die Aufgabe der wirtschaftlichen splendid Isolation durch die britischen Wirtschaftskreise.

So tritt immer deutlicher hervor, daß stärker als in der Vorkriegszeit wirtschafts- und weltpolitische Verständigungsbestrebungen immer geringere Hindernisse an der Einstellung der britischen Wirtschaftsherrscher finden. Im Jahre 1921 hat eine Denkschrift einer Sonderkommission des Bundes britischer Industrieller das damalige „Wiedergutmachungsprogramm" der Siegermächte aus dem Weltkrieg zum Gegenstand einer höchst interessanten Darlegung gemacht, die heute beinahe vergessen ist, es aber verdient, in diesem Zusammenhang ins Gedächtnis zurückgerufen zu werden, weil die Denkschrift einen Versuch darstellte, das Reparationsproblem in eine geschäftlich bedingte Atmosphäre zu versetzen, was im Jahre 1921 noch ein gewisses Wagnis bedeutete. Als dann im Oktober 1926 das berühmte Wirtschaftsmanifest internationaler Wirtschaftskreise veröffentlicht wurde, fanden sich unter den Unterzeichnern auch die Namen der bedeutendsten

Industrieführer Großbritanniens. Im gleichen Jahre haben die deutsch-englischen Industriekonferenzen stattgefunden, die weniger auf unmittelbare praktische Ziele als auf Klärung und Bereinigung der weltwirtschaftlichen Atmosphäre gerichtet waren, und Anfang März dieses Jahres waren die Delegierten französischer und englischer Industrieorganisationen in London vereinigt, die Entschließungen faßten, deren Bedeutung vor allem in der Verurteilung gewisser Tendenzen zur Bildung international wirksamer *bürokratischer* Wirtschaftsgebilde liegt. Die Konferenz beschloß den Austausch und die Vereinheitlichung industrieller Statistiken und Erfahrungen auf wirtschaftlichem Gebiet und betonte wörtlich, „daß die Zeit noch nicht reif ist für eine internationale Behandlung dieser Frage durch den Völkerbund oder eine ähnliche Organisation". In einer Entschließung wird dann außerdem noch der wichtige Grundsatz betont: „Die Konferenz ist der Ansicht, daß die Initiative zu internationalen Industriellen-Vereinbarungen und Wirtschaftsabkommen nur von verschiedenen *Industriekonzernen* kommen kann und solche Konferenzen zwischen Industrien gleichen Charakters in verschiedenen Ländern möglichst gefördert werden sollen. Gleichzeitig ist die Konferenz aber der Ansicht, daß keinerlei Schritte einer nationalen Regierung oder einer internationalen Autorität diese Bewegung fördern können, sondern daß sie unerwünscht sind, weil sie den Fortschritt der internationalen Zusammenarbeit auf diesem Gebiet höchstens erschweren können." Ähnlich ist wohl auch der Appell für ein deutsch-englisches wirtschaftliches Zusammenarbeiten zu bewerten den das konservative Parlamentsmitglied Bootby, der parlamentarischer Privatsekretär des Mister Churchill in der Sitzung des Unterhauses vom 11. Februar dieses Jahres an die Industriellen beider Länder gerichtet hat. Insofern bleibt die britische Industrie ihrer Tradition treu als sie die privatwirtschaftliche Grundlage aller dieser Bestrebungen aufrechterhalten wissen will. Wenn man das heute besonders nachdrücklichst betont, so geben dazu offenbar etwas übereifrige Befürworter der wirtschaftlichen Tätigkeit des Völkerbundes die Veranlassung, aber auch Vorgänge in Großbritannien selbst, die zuletzt noch in diesem Zusammenhang betont werden müssen.

Die britische *Labour-Party* hat schon vor einigen Jahren einen Sonderausschuß eingesetzt, der im Jahre 1925 eine Denkschrift über „die Vergeudung im Kapitalismus" veröffentlichte, die in der Empfehlung eines Wirtschaftsprogramms gipfelte, das deutlich das Gepräge der *staatssozialistischen* Vorstellungen von Sidney Webb und anderer englischer Sozialisten trägt. Es ist nicht zu verkennen, daß die britische Wirtschaftspolitik der Nachkriegszeit, die durch allerhand Subventionen, Schutz der Schlüsselindustrien und andere protektionistische Maßnahmen den fehlenden Schutzzoll zu ersetzen sich bemüht, staatssozialistischen Vorstellungen Vorschub geleistet hat. Bei der Arbeiterpartei entspricht es durchaus der Parteitradition und der

arteiüberzeugung, wenn sie von der Privatwirtschaft zur Staatswirtschaft hinüber zu wechseln versucht. Neuerdings haben aber auch die *iberalen* eine Wendung zum Staatssozialismus genommen, die sicherch wahlstrategischen Rücksichten entspringt, aber doch auch ein ennzeichen für den Wandel englischer Wirtschaftsauffassungen von roßer Bedeutung ist. Denn hinter diesem liberalen Wirtschaftsrogramm steht der Meister massenagitatorischer Künste und wahlmagogischer Fertigkeiten, Lloyd George, von dem die Engländer gen, daß er stets das Ohr auf der Erde habe, um rechtzeitig die für ine politischen Ziele dienstbar zu machenden populären Strömungen t erkennen. Im einzelnen kann das liberale Wirtschaftsprogramm, t dem seit 1926 gearbeitet wurde, und das in Form einer mehrere ndert Seiten umfassenden Denkschrift vorliegt, hier nicht behandelt erden. Das Programm hält zwar grundsätzlich an der privatwirthaftlichen Grundlage der Industrie fest, will aber den Staat mit weithenden finanz- und wirtschaftspolitischen Aufgaben betrauen, die sher noch in keinem Industriestaate auch nur annähernd verrklicht worden sind. Das liberale Programm wird wohl endgültig ndel und Industrie vom Liberalismus britischer Prägung ins konsertive Lager verscheuchen, und darauf richtet sich der herrschende tische Konservatismus ein. Seine neuerliche Frontstellung gegen rokratische Wirtschaftsexperimente ist ein Ausdruck dieser polichen Bestrebungen; als Vertreter des Grundsatzes privatwirtschaftlher Wirtschaftsweise in Industrie, Handel, Gewerbe und Landwirtsnaft muß sich die Partei der britischen Industriellen gegen Wirtsnaftsreformen wenden, die die private Unterlage des Wirtschaftslebens i Frage stellen.

Der Gestaltenwandel des Kapitalismus, den Sombart in allmählicher twicklung begriffen sieht, kann, wenn er überhaupt wirksam ist, r ganz langsam und allmählich vor sich gehen. Die Betrachtung d Landes mit der ältesten kapitalistischen Wirtschaftsverfassung rt uns zum Ergebnis, daß die individualistische Wirtschaftsvfassung in der Form, wie sie uns die klassische Nationalökonomie a Wirtschaftserfordernis übermittelt hat, überwunden ist. In welchem SSe die Abkehr von den alten Idealen erfolgt ist, wird aber durch nhts so deutlich als durch den Umstand, daß in Großbritannien das Z talter *kollektiver* Wirtschaftspolitik mit *kapitalistischen* Mitteln zur rchführung *kapitalistischer* Zwecke mit einem Kampf um *staatssialistische Forderungen* zusammenfällt, der, wenn nicht alles täuscht, in der allernächsten Zukunft mit einer Intensität geführt werden wird, d alle ähnlichen Auseinandersetzugen in anderen Ländern übertrifft.

Der französische Wirtschaftsrat.

Von Staatsrat *Georges Cahen-Salvador*,
Generalsekretär des Wirtschaftsrates.

Während die politische Organisation des Staates sich trotz der Zwischenfälle der aufeinanderfolgenden Regierungen auf solide Grundlagen stützt, scheint seine wirtschaftliche Organisation noch nicht die Form und den geeigneten Rahmen gefunden zu haben. Seit dem Weltkrieg sind die wirtschaftlichen Sorgen von wachsender Bedeutung geworden. Die großen Probleme, die heute die Welt aufwühlen, fallen in erster Linie in das Gebiet der Wirtschaft. Die im Kriege und in den Nachkriegsjahren erfolgten Umschichtungen erfordern eine notwendige und schnelle Anpassung. Zu ihrer Erforschung haben sich viele Sachverständige an die Arbeit begeben, aber auf der Suche nach Lösungen prallen die Interessen zusammen, stehen die Standpunkte im schärfsten Gegensatz zueinander.

Es ergibt sich immer mehr die Notwendigkeit, eine Ordnung in diesem Chaos durchzuführen, das Gleichgewicht der entgegengesetzten Kräfte herzustellen, das allgemeine Interesse von den Sonderinteressen loszulösen.

Dieser Notwendigkeit versucht man durch die Schaffung des nationalen Wirtschaftsrates (Conseil National Economique) gerecht zu werden.

I.

Die Schaffung eines Organs dieser Art ist sowohl von der Confédération Générale du Travail im Jahre 1918, als auch durch verschiedene Handelskammern, wie z. B. die Pariser Handelskammer im Jahre 1924, gefordert worden. Am 16. Januar 1925 ist der Wirtschaftsrat ins Leben gerufen worden. Eine Studienkommission hat sechs Monate lang mit größter Sorgfalt die Vorbereitungsarbeiten geleistet. Man hatte zuerst daran gedacht, ihn mit gesetzgeberischen Vollmachten auszustatten, aber die Langsamkeit der parlamentarischen Prozedur und die Notwendigkeit, vorher Erfahrungen zu sammeln, haben letzten Endes dem Verordnungswege den Vorzug gegeben.

Der Bericht des Präsidenten der Republik, mit dem er den Erlaß om 16. Januar 1925 einleitete, faßt die Grundgedanken der neuen rganisation zusammen.

„Von der Sorge geleitet, alle produktiven und sozialen Kräfte rankreichs zu einer engen Solidarität zu vereinigen, hat die Regierung schlossen, der Wirkungssphäre des Ministerpräsidenten eine Initution anzugliedern und sie mit der Aufgabe zu betrauen, die großen ragen, die das Wirtschaftsleben des Landes betreffen, zu studieren. ie Kompliziertheit des wirtschaftlichen und sozialen Lebens ist so groß worden, daß die verschiedenen ministeriellen Stellen, die die Wirtchaftsaktivität des Landes entwickeln und leiten müssen, keine geigende Verbindung miteinander besitzen . . . Die Wichtigkeit der irtschaftlichen Interessen, die so groß ist, daß die Regierung und e Behörden jeden Augenblick die Möglichkeit besitzen müssen, n Rat sachverständiger Persönlichkeiten einzuholen, die, abgesehen n ihrer besonderen technischen Kompetenz auch als Vertreter großer erufsorganisationen, die sie in den Wirtschaftsrat entsenden, gelten nnen, hat ebenfalls eine solche Gründung erforderlich gemacht. Es ndelt sich hier keineswegs um ein neues Parlament oder eine Berufsmmer. Die neue Institution greift nicht im geringsten die Souveniät des Parlaments und die Autorität der Regierung an. Sie unterscheidet sich jedoch von den Verwaltungsräten oder den beratenden rganen der Ministerien dadurch, daß sie aus Vertretern der repräsenivsten beruflichen oder sozialen Verbände besteht, die sich um gemeine Lösungen bemühen. Sie wird ein Resonanzzentrum der entlichen Meinung bilden."

Die Väter dieser Reform hatten nicht die Absicht, eine neue Komssion über die bereits in verschiedenen Ministerien bestehenden Ausschüsse zu setzen. Heute ergibt sich die Notwendigkeit einer Vereinfachung der Verwaltungsmaschine; man darf sie nicht durch ein neues derwerk komplizieren. Es handelt sich noch weniger darum, eine t von Wirtschaftsparlament zu schaffen, da die nationale Souveränität e Vertreter hat, die ausschließlich das Recht besitzen, in ihrem men Entscheidungen zu treffen. Man wollte ein großes Forschungsstitut schaffen, in dem alle wirtschaftlichen Organisationen des Landes sammenwirken sollen, um, von verschiedenen Gesichtspunkten und eressen ausgehend, die wesentlichen Prinzipien der Wirtschaftspolitik auszuschälen und sie den Behörden zu empfehlen.

II.

Bei der Zusammensetzung des Wirtschaftsrates hat man sich bemht, zwei Erfordernissen zu entsprechen: erstens alle Elemente zu ernssen, die in der Produktion und Verteilung zusammenarbeiten, und zweitens die Zahl ihrer Vertreter einzuschränken, um eine schnelle und wksame Arbeit zu ermöglichen. Deshalb zählt der Wirtschaftsrat nicht

mehr als 47 Mitglieder und 94 Ersatzmänner, die den drei großen K gorien entstammen: 1. der Bevölkerung und der Verbraucher, 2. Arbeitnehmer und 3. der Arbeitgeber, und zwar in folgendem Verhält

I. Bevölkerung und Verbraucher.

A: Konsumgenossenschaften und Einkaufsorganisationen . 3
B: Vereinigung der Bürgermeister und Munizipalitäten . . 2
C: Nutznießer der öffentlichen Dienste 2
D: Familienväter und -mütter und Versicherungen auf Gegenseitigkeit 2

II. Arbeitnehmer.

A: Kopfarbeiter und Lehrer 3
B: Verwaltung
a) Industrie 3
b) Landwirtschaft 3
c) Handel 2
d) Verkehr 1
e) Cooperation 1
f) Öffentliche Dienste 1
C: Lohnarbeiter
a) Funktionäre 2
b) technisches Personal 2
c) Arbeiter:
1. Industrie 5
2. Handel 2
3. Landwirtschaft 1
4. Verkehr 2
D: Ländliche und städtische Heimindustrie (Handwerk) . 2

III. Arbeitgeber (Kapital).

A: Industrie und Handel 3
B: Immobilien (Stadt- und Landbesitz) 2
C: Banken, Börsen, Versicherungen und Sparkassen . . 3

Aus jeder dieser drei Kategorien sind durch den ministeri len Erlaß vom 9. April 1925 die repräsentativsten Organisationen ers ch worden, ihre Vertreter zu ernennen. Der Ministerpräsident hatte nur ihre Vorschläge zu billigen.

Die Mitglieder und ihre Ersatzmänner werden für eine Zeitspanne von zwei Jahren ernannt. Sie müssen Franzosen, mindestens 21 Jhre alt und im Besitz ihrer bürgerlichen und politischen Rechte ein

Die Frauen werden unter denselben Bedingungen und mit denselben Rechten zugelassen wie die Männer. Der auf diese Weise gebildete Rat kann zur Unterstützung seiner Arbeiten Sachverständige außerhalb des Kreises seiner Mitglieder zuziehen. Die betreffenden Ministerien entsenden je zwei Vertreter, die an seinen Arbeiten teilnehmen. Um die Solidarität der nationalen und internationalen Standpunkte zu betonen, hat man dem Präsidenten der permanenten Kommission, dem Generalsekretär des Obersten Rates der nationalen Verteidigung, wie auch den Delegierten der Regierung zum Internationalen Arbeitsamt ständige Sitze zugewiesen.

Der Vorsitz des Wirtschaftsrates wird von dem Ministerpräsidenten und vier Vizepräsidenten, die von der Versammlung gewählt werden, geführt. Gegenwärtig sind die vier Vizepräsidenten: Jules Gautier, Präsident des Landbundes (Confédération générale des Associations agricoles), Charles Gide, Professor des Collège de France, Léon Jouaux, Generalsekretär des Gewerkschaftsbundes (Sécrétaire Général du Travail) und de Peyerimhoff, Präsident des Zentralkomités des französischen Kohlenbergbaus (Président du Comité Central des Houillères de France).

Dem ständigen Generalsekretariat fällt die Aufgabe zu, Informationen und Unterlagen zu sammeln, den Fortgang der Arbeiten zu sichern, eine Verbindung zwischen den verschiedenen Mitgliedern der Versammlung wie auch zwischen der Versammlung und den Behörden herzustellen. Der Generalsekretär wird durch einen Erlaß ernannt. Gegenwärtig ist Staatsrat Georges Cahen-Salvador mit diesem Amt betraut worden.

Der Wirtschaftsrat tagt im Prinzip viermal jährlich. Er kann jedoch durch den Ministerpräsidenten oder auf Anregung der ständigen Kommission einberufen werden. Die wesentliche Arbeit wird in den Kommissionen geleistet, je nach der zu behandelnden Frage. Der Rat bildet aus seinen Mitgliedern eine bestimmte Anzahl von Kommissionen, die sich in die Arbeit teilen und ihre Berichte und Schlußfolgerungen der Vollversammlung unterbreiten. Das Hauptorgan des Rates ist seine permanente Kommission, die mit ihren vier Vizepräsidenten und dem Generalsekretär zehn durch Abstimmung gewählte Mitglieder nebst den entsprechenden Ersatzmännern zählt, deren Aufgabe es ist, Untersuchungen zu leiten und die von den verschiedenen Kommissionen vorgeschlagenen Lösungen auszuarbeiten. Die permanente Kommission enthält in der Tat die repräsentativsten Persönlichkeiten des Wirtschaftslebens. Sie bildet einen Querschnitt durch alle im Rat vereinigten Kräfte. Die häufigen Versammlungen, die Gewöhnung an gemeinsame Beschlüsse, haben eine Atmosphäre ehrlicher Herzlichkeit geschaffen, die die Annäherung der verschiedenen Gesichtspunkte begünstigt.

III.

Der konstituierende Erlaß vom 16. Januar 1925 hat den Rat mit der „Mission betraut, die Probleme zu studieren, die für das Wirtschaftsleben des Landes von Bedeutung sind, entsprechende Lösungen zu suchen und ihre Annahme den Behörden zu empfehlen". Man hat auf diese Weise die beratende Rolle des Wirtschaftsrates und seinen technischen Charakter hervorgehoben, aber zugleich wollte man betonen, daß er nicht gebildet wurde, um in allen Einzelheiten die speziellen Fragen zu studieren, die in die Kompetenz jedes Ministeriums falle, oder um die Kommissionen, Räte oder Ausschüsse zu ersetzen, die innerhalb der Ministerien vorhanden sind. Seine wesentliche Funktion ist es, die Probleme von einem allgemeinen Standpunkt aus zu erfassen, ihre Synthese zu bilden, und in jeder Frage die Meinung der qualifizierten Vertreter der wirtschaftlichen Kräfte, die sich innerhalb des Rates das Gleichgewicht halten, herauszuschälen.

Man gab der Regierung die Möglichkeit, den Wirtschaftsrat zu allen Gesetzesvorlagen, die von wirtschaftlichem Interesse sind, wie auch in allen Problemen, die in seinen Kompetenzkreis fallen, zu Rate zu ziehen. Andererseits räumt man dem Rat das Recht ein, von sich aus Probleme aufzurollen, die von nationalem oder internationalem Interesse sind.

Die Beschlüsse des Wirtschaftsrates können in Form von Berichten oder Vorschlägen dargelegt und in einem offiziellen Regierungsorgan veröffentlicht werden. Der Erlaß vom Jahre 1925 enthält sogar die Bestimmung, daß die Beschlüsse, die mit einer Mehrheit von zwei Dritteln der anwesenden Mitglieder angenommen und dem Ministerpräsidenten unterbreitet werden, innerhalb eines Monats von der Regierung beantwortet werden sollen. Der Wirtschaftsrat soll in direkter Verbindung mit der parlamentarischen Arbeit stehen, da die maßgebenden Kommissionen der Kammer und des Senats das Recht haben, bei den Versammlungen vertreten zu sein und das Parlament beim Erlaß der Gesetze und Bestimmungen wirtschaftlicher Art den Wirtschaftsrat zur Beratung heranziehen kann.

IV.

Dies waren die Umstände, unter denen das Experiment der neuen Institution in Angriff genommen wurde. Seine Ergebnisse stellen sich folgendermaßen dar:

Der Wirtschaftsrat, der im Juni 1925 begründet wurde, hat erst im Oktober zu funktionieren begonnen, als das Generalsekretariat ins Leben gerufen wurde und sich mit dem ersten Problem, das der Vollversammlung vorlag, zu beschäftigen begann. In den zweieinhalb Jahren, die inzwischen vergangen sind, haben sich eine Tradition, eine Arbeitsmethode und eine Atmosphäre herausgebildet, die dem Ministerpräsidenten erlauben, von einem vollkommenen Erfolg des Experimentes zu sprechen.

Der Wirtschaftsrat hat nun seine Existenzberechtigung, seine ebensfähigkeit und die Nützlichkeit seiner Rolle bewiesen. Im An- ng ging die Arbeit sehr schwierig und zögernd vor sich. Es war nicht staunlich, daß ein neuer Organismus von dieser Bedeutung tastend einen Weg suchte und sich für seine künftige Orientierung vorbereitete. ie Meinungsverschiedenheiten zwischen den Produzenten der Industrie nd der Landwirtschaft, zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, wischen Konsumenten, Mittlern und Produzenten, Spediteuren und erkäufern, zwischen Kopf- und Handarbeitern, mußten im Anfang utlich zutage treten. Aber die regelmäßigen Zusammenkünfte der ertreter der verschiedenen Gruppen, ihre gemeinsame Arbeit, die llektive Verantwortlichkeit ihrer Beratungen haben allmähliche indungen geschaffen. Der Einklang der Bemühungen, die Gleich- itigkeit ihrer Forschungsarbeit haben zu einer gegenseitigen Ver- indigung geführt. Nachdem jeder Vertreter der verschiedenen Gruppen ch mit dem besten Willen der Welt bemühte, die Gründe der Oppo- ion oder der vorgebrachten Einwände zu erfassen, konnte er die ent- gengesetzten Standpunkte werten und verstehen. Diese unendlich chtige Einstellung ist die Vorbedingung eines sozialen Fortschrittes, d wenn der Wirtschaftsrat zu nichts anderem als zur Schaffung ser Einsicht geführt hätte, würde er an sich schon gerechtfertigt sein.

Aber die neue Institution hat außerdem die positiven Ergebnisse bracht, die man von ihrer Zusammenarbeit erwarten konnte. Ihre sten Beratungen waren dem Wohnungsproblem gewidmet. Es ist in ner Gesamtheit aufgerollt worden, und ohne daß irgendeine wichtige ite der Frage vernachlässigt wurde, hat man sich insbesondere mit dem u neuer Häuser beschäftigt. Nach mehr als dreißig Sitzungen der mmission, nach einer sehr eingehenden Umfrage bei den maßgebend- n technischen Sachverständigen und nach der Zusammenstellung r notwendigen Unterlagen und Statistiken hat man fast einstimmig großes Programm, das sich auf unmittelbar zu verwirklichende ßnahmen erstreckte und ein ganz allgemeines Bauprogramm aus- rbeitet. Das offizielle Regierungsorgan vom 20. Februar 1926 hat Bericht des Wirtschaftsrates in seinem ganzen Wortlaut veröffent- lt. In diesem Programm wurde alles vorgesehen: die zur Verfügung henden Mittel, der einzuschlagende Weg, die administrativen und alischen Maßnahmen, und auf dieser Unterlage kann das Parlament e weiteres zur definitiven Lösung gelangen.

Nachdem diese Arbeit abgeschlossen wurde, hat der Wirtschaftsrat e Umfrage über die Lücken und Mängel unseres wirtschaftlichen Auf- s veranstaltet. Nach der Untersuchung aller Produktionsmittel, die Gesamtheit den Interessenten zur Verfügung stellt und die das ksvermögen bilden, ist eine Bilanz der Transportmittel, der riebskräfte, der Verkehrs- und Transportmöglichkeiten, der Elemente landwirtschaftlichen Produktion, der Kolonialreserven, der Aktions-

möglichkeiten und der zur Entwicklung dieser Aktiva notwendigen Mi zusammengestellt worden.

Seit dem Jahre 1926 wird diese große Untersuchung von se Kommissionen geleitet, deren Vorsitz Fougère, de Peyerimhoff, Poiss Jules Gautier, Million und Jouhaux übernommen haben. Mehr als drei Berichte sind im Laufe der Sitzungen von Februar bis Juli 1927 und März 1928 angenommen worden, und zwar:

von Richemond	über	„Die Wasserstraßen“;
„ Richemond	„	„Das Notprogramm der Wasserstraßen, von dem Minister der öffentlichen beiten dem Wirtschaftsrat vorgelegt wurd
„ Ehlers	„	„Seehäfen“;
„ de Rousiers	„	„Seehäfen und Handelsmarine“;
„ de Rousiers	„	„Das Programm der Arbeiten in den häfen, das der Minister der öffentlichen beiten dem Wirtschaftsrat unterbreitete
„ G. Breton	„	„Seeverbindungen zwischen dem Mutterl Nordafrika, den Mandats- und Prote ratsländern“;
„ Auscher	„	„Die wirtschaftliche Bedeutung des Frem verkehrs“;
„ Henri Cahen	„	„Die Ausnutzung der Wasserkräfte und elektrische Stromversorgung“;
„ Tochon	„	„Die Ausnutzung der Wasserfälle und gegenwärtige Krise“;
„ Roy	„	„Die Energiequellen der Eisenwerke, h sächlich in Ostfrankreich“;
„ Auge-Laribe	„	„Briefe und Postpakete“;
„ Bethenod	„	„Die Radiotelegraphie und -telephoni Frankreich“;
„ François	„	„Die rationelle Organisierung der Le mittelversorgung“;
„ de Vogue	„	„Das Landleben“;
„ Vimeux	„	„Die Notwendigkeit der Förderung der sumgenossenschaften, der Versicheru auf Gegenseitigkeit und des landwirts lichen Kredites zur Erhöhung un landwirtschaftlichen Produktion“;
„ L. Tardy	„	„Die Elektrifizierung des Landes“;
„ Masse	„	„Die Viehzucht“;
„ Auge-Laribe	„	„Das Programm der Förderung der lan schaftlichen Produktion, das der Lan

schaftsminister dem Wirtschaftsrat unterbreitete";

„ Garcin über „Düngemittel, ihre Produktion und die wissenschaftliche Erforschung ihrer Anwendung für die Landwirtschaft";

„ Stotz „ „Die Landwirtschaft in Algerien";

„ Vimeux „ „Die Verteilung der Wasserkräfte im Hinblick auf die Förderung der landwirtschaftlichen Produktion";

„ Million „ „Die Arbeitskräfte in den Kolonien";

„ G. Lévy „ „Die unmittelbaren Möglichkeiten der Ausnutzung unserer kolonialen Einfuhr";

„ Megglé „ „Die Organisation der kolonialen Märkte";

„ Mathieu „ „Die Wirtschaftsmittel der Kolonien unter besonderer Berücksichtigung der Betriebskräfte und der Transportwege";

„ Boucherot „ „Die wirtschaftliche Ausnutzung der Kältetechnik und der Kraftquellen in den Kolonien";

„ de Peyster „ „Die Verwendung der Sachlieferungen zur Entwicklung der Volkswirtschaft";

„ Baron Petiet „ „Landstraßen";

„ de Peyerimhoff und Guiselin „ „Die festen und flüssigen Brennstoffe";

„ Carrier „ „Das Forstproblem";

„ Roger Francq „ „Die Handwerker auf dem Lande".

Um den Plan der Prüfung der Volksmittel, ihrer Entwicklung und Organisierung zu vollenden, wird der Wirtschaftsrat noch einmal den Bericht des Herrn Dautry über die Handelsluftschiffahrt und seine Schlußfolgerungen in einer Sitzung besprechen.

Alle diese Untersuchungen und die Schlußfolgerungen, zu denen man gelangte, sind nach den genauesten Umfragen, die es erlaubten, die Ansichten der maßgebendsten Sachverständigen zusammenzufassen, angenommen worden. Zur Klärung des Problems der Luftfahrt hat die Kommission, die damit betraut wurde, sechzehn Sitzungen gebraucht, um sich über die Ansichten der maßgebenden Unterstaatssekretäre, der Generaldirektoren, der Präsidenten und Direktoren der Luftfahrtgesellschaften, der Techniker und Konstrukteure zu informieren. Da der Wirtschaftsrat sich in erster Linie um praktische Ergebnisse bemüht, wollte er nur die Anregungen formulieren, die sofort verwirklicht werden können. Während der Wirtschaftsrat seine Umfrage über die Volkswirtschaft fortsetzt, bemüht er sich, Möglichkeiten zu finden, um die

Finanzierung der vorgeschlagenen Arbeiten zu sichern. Er hat deshalb die Vertreter der wichtigsten Zweige der nationalen Wirtschaft herangezogen, und er hofft, bei der nächsten Sitzung den Behörden praktische Schlußfolgerungen unterbreiten zu können.

Man kann sich den Wert einer Untersuchung, die auf diese Weise mit der ganzen wünschenswerten Objektivität durchgeführt wurde, vorstellen. Sie ist das Ergebnis uneigennütziger Forschungen, an denen alle wirklichen Vertreter der Wirtschaftskräfte des Landes ohne Vorurteile gearbeitet haben. Aus diesem Grunde hat die Regierung nicht gezögert, einige Male die Hilfe des Wirtschaftsrates in Anspruch zu nehmen.

Gegen Ende des Jahres 1926, als die ersten Anzeichen einer Arbeitslosenkrise, die seit dieser Zeit glücklicherweise im Abnehmen begriffen ist, sich bemerkbar machten, hat die Regierung versucht, Maßnahmen zu treffen, um ihre Auswirkungen zu mildern und hat deshalb den Wirtschaftsrat gebeten, ein Programm der Notarbeiten zu entwerfen, die sofort in Angriff genommen werden könnten, um die Arbeitslosen den für den Wohlstand des Volkes nützlichen Aufgaben zuführen zu können. Der Wirtschaftsrat hat in wenigen Wochen seine Aufgabe auf die glücklichste Weise gelöst. Er hat den Behörden die Möglichkeit gegeben, selbst im Falle einer Verschärfung der Krise der Notlage gewachsen zu sein, und der Ministerpräsident hat sich die Schlußfolgerungen, zu denen der Wirtschaftsrat gelangt ist, zueigen gemacht und sie offiziell vertreten.

Der Minister der öffentlichen Arbeiten und der Landwirtschaftsminister haben ihrerseits nicht gezögert, sich an den Wirtschaftsrat zu wenden, um ihm ihre Vorschläge zur Förderung der landwirtschaftlichen Produktion, zum Bau von Wasserstraßen, zur Entwicklung der Seehäfen zu unterbreiten, und bei den Beratungen des Parlaments über diese Fragen hat die Meinung des Wirtschaftsrates eine große Rolle in den Beschlüssen gespielt, wie aus den Parlamentsberichten ersichtlich ist.

V.

Vor Beendigung seiner Untersuchung über das Volksvermögen, die seit zwei Jahren fortdauert, hat der Wirtschaftsrat beschlossen, eine Enquete über die Situation in den verschiedenen Zweigen der Volkswirtschaft zu veranstalten, um in Erfahrung zu bringen, wie weit sie im gemeinsamen Interesse der Unternehmer, der Arbeiter, der Konsumenten und des Staates gebessert werden könnten. Diese Untersuchung schien sowohl vom ökonomischen wie vom sozialen Gesichtspunkt aus erforderlich. Eine analytische, methodisch geleitete Untersuchung will den Wirtschaftsrat in die Lage versetzen, durch eine objektive Prüfung der Schwierigkeiten, der Bedürfnisse und Mittel die allgemeinen Probleme herauszuschälen und die Möglichkeiten einer Gesamtlösung zu empfehlen.

Der Wirtschaftsrat beabsichtigt in jedem der Industriezweige:

1. die Beziehungen zwischen Produktionsfähigkeit, augenblicklicher Produktion, Nachfrage und späterer Entwicklungsmöglichkeit des inländischen und ausländischen Absatzgebietes festzustellen;
2. die allgemeinen Produktionsbedingungen: Rohstoffe (oder Rohproduktion und Halbwaren), Betriebsanlagen, Arbeitskräfte, soziale und fiskalische Abgaben, Kreditmöglichkeiten zu prüfen und sie, soweit es geht, mit den Verhältnissen in den konkurrierenden Industrien des Auslandes zu vergleichen. Der Wirtschaftsrat beabsichtigt auch, die Maßnahmen zur Besserung der allgemeinen Produktionsbedingungen, die Typisierung oder Rationalisierung, technische Verbesserungen, Berufsschulung, wissenschaftliche Arbeitsorganisation, bessere Durchführung des Arbeitsregimes usw. einer neuen Prüfung zu unterziehen;
3. das Verhältnis zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern zu prüfen und in erster Linie auf die Gründe einzugehen, die eine Zusammenarbeit begünstigen oder behindern;
4. die Verkaufsmöglichkeiten und alle damit verbundenen Fragen, Verkaufskredite im Ausland, Exportkredite, Transportbedingungen usw. zu studieren.

Der Wirtschaftsrat sieht drei Kategorien allgemeiner Probleme vor sich:

1. die Bodenschätze des Landes (und der Kolonien), Rohstoffe und Kraftquellen (Kohle, Wasserenergien, Brennstoffe, Elektrizität) und Transporte (Eisenbahnen, Landstraßen, binnenländische Wasserwege, See- und Luftverkehr);
2. Arbeitskräfte; ihre Rolle, ihren Ertrag, ihre Arbeitsbedingungen und die sie belastenden sozialen Abgaben; die Beziehungen zwischen Arbeitnehmern und Arbeitgebern und ihren Berufssyndikaten;
3. die Steuern und die fiskalischen Abgaben, die auf der Volkswirtschaft lasten, Geld- und Kreditaustausch der Konsume und ihre Anpassung an die neuen Bedürfnisse.

Der Wirtschaftsrat ist entschlossen, diese Untersuchungen in positivem Sinne durchzuführen und sich dabei ausschließlich von den Möglichkeiten der Verwirklichung leiten zu lassen. Er ist überzeugt, daß es keine für die wirtschaftliche Entwicklung des Landes und die Besserung der sozialen Beziehungen fruchtbarere Aufgabe gibt als diese gemeinsam vorgenommene Untersuchung, denn sie liegt in den Händen von Menschen, die alle an der Entwicklung der nationalen Aktivität beteiligt sind und in einer Atmosphäre ehrlicher und loyaler Objektivität zusammenarbeiten.

VI.

Die Nützlichkeit einer solchen Institution wie der Wirtschaftsra unterliegt daher keinem Zweifel. Die Bedeutung der Rolle, die er im Wirtschaftsleben des Landes spielen soll, springt in die Augen. E bedarf jedoch noch einer endgültigen Sanktionierung seiner Organi sation. Man kann nicht länger dieses interessante Experiment fortsetzen ohne es durch eine gesetzgeberische Macht zu sanktionieren. Di Regierung hat im Interesse der neuen Organisation den Kammern er möglicht, sich über die Bedeutung, die ihr zukommt und die Mission mit der sie betraut wurde, Rechenschaft abzulegen. Nun muß da Parlament die endgültige Rechtsstellung des Wirtschaftsrates bestimmen seine Zusammensetzung bestätigen, seine Funktion regeln, das Ausma und die Grenze seiner Aktion innerhalb des administrativen und kon stitutionellen Rahmens festzusetzen. Als die ersten Kredite, die de Wirtschaftsrat brauchte, den Kammern unterbreitet wurden, hieß es, da ein dahingehender Gesetzentwurf von der Regierung vorgelegt werde würde. Artikel 134 des Gesetzes vom 3. April 1926 hat die rechtlich Existenz dieses provisorischen Organs bestätigt, unter der Bedingun daß ein späteres Gesetz die endgültige Regelung vornehmen würd Dieser Bedingung entsprach der Gesetzesvorschlag der Organ sierung des Wirtschaftsrates, der im November 1927 entworfe wurde. Bei dem Entwurf dieses Gesetzes hat sich die Regierung dur die gewonnene Erfahrung, die Diskussionen, die die Beratungen d gegenwärtigen Wirtschaftsrates begleiteten, die Kritik, die er hervorri leiten lassen, ohne das Beispiel des Auslandes zu vernachlässige.

In Bestätigung des schon so oft dargelegten Standpunktes hat d Regierung Wert darauf gelegt, zu betonen, daß der Wirtschaftsrat kei Ähnlichkeit mit einem Parlament oder sogar einer Berufskammer hab solle und daß er die Prärogativen der Volksvertreter und der Behörd nicht antasten dürfe. „Die neue Institution soll ihre Bedeutung von d Tatsache herleiten, daß ihre Mitglieder durch eine gewisse Anzahl groß Verbände, Syndikate, sozialer und beruflicher Vereinigungen freiwil entsandt werden, und daß sie auf diese Weise nicht nur fragmentarisc und unzusammenhängende Untersuchungen vornehmen kann, sonde allgemein umfassende Lösungen anzustreben vermag." Der Gese entwurf sieht eine Institution von 150 Mitgliedern voraus, die Vertre

1. der Produktion;
2. des Verkehrs in der Form des Austauschverkehrs, der Tra mission und der Transporte;
3. des Verbrauchs

sind, neben den achtzig Vertretern, die die Produktionsgruppen repräs tieren, und zwar in folgendem Verhältnis:

10 für das Grundkapital,
30 für die Rohstoffe, Betriebsanlagen und Betriebskräfte,
40 für die Arbeitskräfte und die Produktion.

3 Delegierte werden durch Gruppen vertreten, die an dem Austausch-
rkehr, der Transmission und dem Transport beteiligt sind, und zwar
folgendem Verhältnis:

9 für das Kreditwesen,
12 für die Transmissionen und die Transporte,
9 für den Handel,
18 für die Arbeitnehmer im Austauschverkehr, im Transmissions- und Transportwesen.

hließlich vertreten 22 Delegierte Gruppen und Organisationen der
rschiedenen Formen des Verbrauchs, und zwar:

8 die allgemeinen Interessen aller Konsumenten,
6 die Privatgruppen der Verbraucher,
6 Sparkassen, Lebens- und Unfallversicherungen, Versicherungen auf Gegenseitigkeit,
2 den Staatshaushalt.

Diese Beteiligung erlaubt der Regierung, „die wichtigsten Organe
anzuziehen, die unter den verschiedensten Formen am Wirtschafts-
en des Landes beteiligt sind". Aber wenn der Gesetzgeber eingreifen
l, um bei der Zusammensetzung des Wirtschaftsrates das Gleich-
wicht der dort vertretenen Kräfte zu bestimmen, wird er auf große
Schwierigkeiten stoßen, wenn er selbst die Institutionen und Gruppen
zeichnen muß, die ausschließlich zur Absendung ihrer Vertreter be-
htigt sein sollen. Deshalb beabsichtigt man, sich ungefähr an das
genwärtige System zu halten, das sich nach den gewonnenen Er-
rungen als das wirksamste erwiesen hat. In jeder der bestehenden
Kategorien wird ein Erlaß die repräsentativsten Organisationen be-
zeichnen, und diese Organisationen werden dann selbst ihre Delegierten
wählen.

Die Modalitäten des Wirtschaftsrates werden nur geringe Änderun-
g erfahren. Seine Befugnisse werden rein konsultativ bleiben. Er
wird von der Regierung herangezogen werden, um eine Frage zu prüfen,
über einen Gesetzentwurf zu beraten, oder er wird aus seiner eigenen
Initiative an die wirtschaftlichen Probleme herangehen, die seiner An-
sicht nach die Aufmerksamkeit der Behörden verdienen. Seine Aktivität
wird auf diese Weise begrenzt, seine Stellung innerhalb des Wirtschafts-
lebens eingezeichnet, ohne daß es ihm auf irgendeine Weise möglich
wird, in die Autorität der Regierung oder die Befugnisse des Parlaments
einzugreifen.

VII.

In der Zwischenzeit, bevor das Parlament seine endgültige Form
festsetzen und seine Befugnisse ergänzen wird, setzt der Wirtschaftsrat
seine Arbeiten fort, wie Präsident Poincaré in seiner Rede beim Beginn

der Tagung vom 7. Februar 1927 gesagt hat: „Mit heiterer Zuversi
arbeitet er an dem Werke des wirtschaftlichen Wiederaufbaus, dem
seine Kräfte so erfolgreich gewidmet hat."

Auf dem nationalen Gebiete versucht er, eine Zusammenarbeit
entgegengesetzten Interessen herbeizuführen und ihren Ausgleich
der Unterordnung unter das allgemeine Interesse zu finden. Auf d
internationalen Gebiete hat er sich dem Werk des Wiederaufbaus
der wirtschaftlichen Befriedung angeschlossen, an dem die Gen
Institutionen arbeiten. Auf diese Weise paßt sich die neue Organisat
den Notwendigkeiten der Stunde an, die sich aus der wirtschaftlich
Zusammenarbeit der Völker und aus der Harmonie der produkti
Kräfte des Volkes ergeben.

Hat England eine Demokratie?

Von *Arthur Ponsonby,*
ehemaliger Unterstaatssekretär im Foreign Office.

Es ist ein Ruhmestitel Englands in der ganzen Welt, daß es die Mutter aller Parlamente ist. Die allmähliche Evolution des parlamentarischen Systems hat im Laufe von fünfhundert oder sechshundert Jahren die Form einer regierenden Volksvertretung geschaffen, die trotz einiger seltsamer Anomalien dem britischen Charakter und Temperament entspricht. Dieses parlamentarische Vorbild ist von anderen Völkern nachgeahmt worden, schlug Wurzeln in Westeuropa, auf dem amerikanischen Kontinent und in den englischen Dominions.

Die im Osten unternommenen Versuche, eine parlamentarische Regierungsform einzuführen, waren weniger erfolgreich. Eine Pflanze, die das natürliche Erzeugnis eines bestimmten Bodens und Klimas ist, braucht nicht, in anderes Erdreich und anderes Klima verpflanzt, zu gedeihen. Es ist eine irrige Annahme, daß das parlamentarische System positiv und notwendigerweise die beste Form der Regierung überhaupt sei, so sehr es sich auch für die Völker eignen mag, die für sein Entstehen und seine Entwicklung verantwortlich sind. Der Krieg hat den Zusammenbruch des parlamentarischen Systems in verschiedenen Ländern herbeigeführt, in denen es nicht so tiefe Wurzeln geschlagen hatte, wie man annahm.

Die Tatsache, daß England diese Form der regierenden Volksvertretung geschaffen und sie durch Ausdehnung des Wahlrechts und parlamentarische Reformen bis zum höchsten Grad entwickelt hat, trug uns den Ruf ein, daß wir das demokratischste Volk der Welt seien. Ist dieser Ruf gerechtfertigt?

Demokratie bedeutet eine Organisierung der Gesellschaft, — soweit sie sich eben verwirklichen läßt, — um jedem die gleichen Möglichkeiten und die gleichen materiellen Vorteile zu gewähren und ihn mit der gleichen Verantwortung für die Wahl der Regierungsvertreter zu belasten. Kein Volk hat jedoch dieses Ideal erreicht. Es existiert bis jetzt kein Beispiel einer vollkommenen Demokratie, das als Vorbild bezeichnet werden könnte. Keiner vermag die Auswirkungen eines

solchen Systems voraussagen, aber alle Anzeichen sprechen dafür, daß jeder Versuch, der in diese Richtung zielt, zum allgemeinen Wohl des Landes ausfällt, während die Bestrebungen, eine Entwicklung zu hemmen, die für eine gebildete menschliche Gesellschaft selbstverständlich zu sein scheint, für die betreffenden Länder verhängnisvoll wurden. Aber Demokratie ist bedeutend mehr als das parlamentarische System. Sie ist eine Gesamteinstellung des Geistes. Sie hängt nicht so sehr von der Form der Regierung, sei es verfassungsmäßige Monarchie oder Republik, ab, sondern von der gegenseitigen Anerkennung der Rechte und Pflichten aller Menschen. Die politischen Formen der Demokratie können vorhanden sein, ohne von einer entsprechenden Entwicklung der sozialen Demokratie begleitet zu werden. Man strebt oft nach greifbaren politischen Formen und vernachläsigt dabei das Wesen selbst, das bis zu einem gewissen Grade von den Formen abhängig ist, aber noch viel mehr von den sozialen Gebräuchen und Traditionen, die sich schwer festhalten und definieren lassen.

Der demokratische Geist ist bei gewissen Völkern ausgesprochener als bei anderen, und diese Tatsache geht einerseits auf die historische Tradition, andererseits auf das Volkstemperament zurück. Der Orientale hat im Grunde genommen kein Verständnis für die Demokratie. Er vermag dank seinem durchdringenden Intellekt ein philosophisches Interesse für den Erfolg aufzubringen, den die Entwicklung der Demokratie im Abendland gehabt hat, aber da er von Natur aus Fatalist ist und die Traditionen den individuellen Errungenschaften vorzieht, wird er nie — trotz der vielen hier und da unternommenen Versuche — das parlamentarische System als eine Regierungsform ansehen, die in irgendeinem Teile der orientalischen Welt auf die Dauer Wurzel schlagen könnte. Für einen Russen ist das parlamentarische System der Volksvertretung bedeutungslos. Seit Jahrhunderten an die Herrschaft einer Diktatur gewöhnt, ist er immer bereit, sich einer Form der Regierung zu unterwerfen, die er vollkommen versteht. Die Italiener hatten das parlamentarische System eingeführt, aber es wuchs nicht aus dem Felsengrund des demokratischen Geistes heraus, und der Italiener hat leichten Herzens die graue Routine der Herrschaft der vom Volke gewählten Vertreter einer auffallenderen, seinem zum Schaugepränge neigenden Wesen besser angepaßten Staatsform zuliebe aufgegeben. Unter dem Druck einer Krise ist das Parlament zerfallen. Selbst wenn die Diktatur überwunden werden sollte, wird es sehr lange dauern, bis irgendeine demokratische Regierungsform in Italien ein feste und dauernde Grundlage findet.

Die Deutschen, obwohl an Zucht und Gehorsam gewöhnt, hatten sich gegen die Herrschaft eines halb autokratischen, halb monarchistischen Systems aufgelehnt, aber ihre Bemühungen waren nur von geringem Erfolg begleitet, bis der Krieg kam und sie plötzlich von der monarchistischen und aristokratischen Staatsform befreite. Der Deutsche

ird noch eine Zeitlang brauchen, um die alten Traditionen zu über-inden, die noch in dem heutigen Staatsleben haften bleiben, selbst achdem ihre Ausdrucksformen nicht mehr vorhanden sind. Aber mit er Zeit werden die Vertreter des alten Regimes allmählich ihre An-änger verlieren. Heute trägt der Deutsche noch Spuren des früheren ebundenseins; denn ein Mann, der lange mit Ketten gefesselt war, ann erst allmählich die genügende Selbstsicherheit zurückgewinnen, n mit festem Schritt auszuschreiten, wenn plötzlich seine Fesseln erbrochen sind.

Der Franzose ist trotz eines fehlerhaften administrativen und par-mentarischen Systems, das nicht sehr hoch entwickelt ist, dem Geiste ach der demokratischste aller Staatsbürger. Kein Volk ist so gleich-iltig gegen Klassenunterschiede und Rangvorteile wie die Franzosen. enn sie über eine ganz unabhängige Presse verfügen würden, wenn e ihren egozentrischen Nationalismus aufgeben könnten und sich zu nem tieferen Verständnis des allgemeinen Wohles durchringen würden, n ihre Verwaltung zu reorganisieren, könnten sie früher als irgend-n anderes Land der wirklichen Demokratie zu einem vollkommenen ege verhelfen.

Die Vereinigten Staaten von Amerika sind nicht ein Land, sondern n Kontinent. Jede Verallgemeinerung der amerikanischen Zustände irreführend. Amerika ist das Land der Kontraste und Widersprüche. s mag uns eines Tages neue politische und nationalökonomische steme bringen. Aber im Augenblick ist die Demokratie dort nicht ster verwurzelt als in irgendeinem anderen Lande.

Wenn man tiefer in das Problem des demokratischen Wesens ein-ingen wollte, würde man aller Wahrscheinlichkeit nach feststellen, ß die festesten Grundlagen der Demokratie sich in kleineren Staaten den, die nicht unter dem Fluch der sich übermäßig ausdehnenden oßstädte, des allzu großen Reichtums, dem eine tiefere Armut ent-richt, leiden und die von dem imperialistischen Ehrgeiz, der kost-ielige Rüstungen erfordert, frei sind. Fieberhaft wachsende Groß-städte, Anhäufung von Vermögen und Volksmassen und Expansions-dürfnisse sind die größten Hemmnisse für das Wachstum der Demo-atie. Die Länder, die nicht in dieser Weise behindert werden, sind der Lage, dem Volke ein höheres Niveau des allgemeinen Wohl-ndes, größere Zufriedenheit, bessere Erziehung, einen tieferen Sinn Verantwortlichkeit, die Empfindung der Gleichberechtigung zu hern, die einzig und allein die besten Fähigkeiten aus einer Nation rausholen, um sie für den Dienst des Staates und der Allgemeinheit chtbar zu machen.

Aber wie steht es um Großbritannien mit seiner Freiheitsliebe, mit nem großen Parlament, seinem hoch entwickelten Verwaltungssystem, nen bewährten demokratischen Sympathien? Wie weit ist der demo-

kratische Geist in das Volk gedrungen? Ist er wirklich vorhand
Wie sind die Aussichten zur Schaffung einer wirklichen Demokra

Kein Ausländer vermag je vollkommen zu verstehen, wie Gr
britannien wirklich regiert wird. Es hat einen König, einen Premi
minister, ein Kabinett, eine Regierung, ein Parlament, und seit Ge
rationen haben sich Konservative und Liberale in politischer Mac
stellung abgelöst. Aber sie gehörten beide derselben Klasse an, hat
dieselben Traditionen, und der politische Kampf war kaum mehr
ein sportliches Spiel. Inzwischen wuchs unmerklich eine Macht her
die nicht auf eine bestimmte Volksschicht beschränkt war, kein
Einzelnen oder keiner Gruppe ausschließlich anhaftete, eine Macht,
sich weder umgrenzen noch festhalten ließ, die jedoch nicht nur in
Politik eingriff, sondern auch in die Kirche, das Heer und die Mari
die alte Aristokratie, die neue Plutokratie, die Geschäftswelt, die Ho
finanz, die lokalen Regierungen, die Presse und diese unbestimmte, a
bedeutungsvolle Klasse, die man als Gesellschaft bezeichnet, eindra

So geschah es, daß, ganz unabhängig davon, ob Konserva
oder Liberale am Ruder waren, die Herrschaft immer in densel
Händen ruhte. Die Gesetzgebung ist schließlich von verhältnismäi
geringer Bedeutung. Diese unfaßbare Autorität, die zwingende tra
tionelle Regeln aufstellte, triumphierte über die Gesetzgebung,
herrschte die Verwaltung, prägte Meinungen und konnte ohne j
Organisation durch bloße schweigende Übereinkunft Politik, W
schaft, Finanzwesen und Geschäftsleben nach Gutdünken meist
um die besondere Gesellschaftsordnung, von der ihre Herrschaft
hängt, zu erhalten. Selbst wenn die verhältnismäßig junge Partei,
Labour-Party, einen Sieg in den Wahlen davontragen und eine
gierung bilden sollte, bliebe diese unsichtbare Autorität auch weiter
an der Macht, und sie würde ihren ganzen Einfluß ausspielen, um
Politiker zu stürzen, die sich bemühen, die Basis unseres heuti
sozialen Lebens zu ändern und die kapitalistische Grundlage durch
sozialistische zu ersetzen.

Die Arbeiter in Großbritannien sind, ähnlich wie die Arbeite
anderen Ländern, Hunderte von Jahren lang in Unterwürfigkeit
halten worden. Obwohl sie sich allmählich auf sich selbst besin
an ihrer Erziehung zu arbeiten anfangen, sich ihrer Verantwort
bewußt werden und die Möglichkeit ihrer eigenen Macht zu erfas
beginnen, konnten sie sich nicht an die Atmosphäre der Autorität
wöhnen. Sie sind nicht gefeit gegen die Listen und Lockungen,
denen die alten herrschenden Klassen sie einzufangen versuchen.

Die unsichtbare Macht sät Zwietracht in ihre Reihen, verw
sie durch Vorteile und Vorspiegelungen, durch Schmeicheleien
verschleierte Korruption, passive Resistenz, Verzögerungen, falsh
Versprechungen und alle erdenklichen Listen, und es wird dieser
heimen Gewalt, die sich hinter jedem nach außen hin so respektal

rfassungsmäßigen Beamten verbirgt, gelingen, noch eine ganze Zeitng die Energien der schwankenden Demokratie zu erschöpfen, ihre ersuche zu vereiteln, ihre Ideale zu fälschen. Die Möglichkeit ihrer starkung genügt schon, um die Aktivität dieser verborgenen Vertreter r alten Ordnung anzuspornen. Sie fangen an, nervös zu werden. e sind über die Veränderungen der Zusammensetzung des Unteruses entsetzt. Sie fürchten die steigende Flut, aber sie können sich ch auf die verschiedenen Methoden und die großartige Fähigkeit der schickten Beeinflussung verlassen und werden erfolgreich das achstum der Demokratie hemmen und die Gründung einer Gesellhaft ohne Klassen, ohne Privilegien, ohne Bevorzugung, in der nur beit und Leistung zählen, verhindern können.

So sieht es heute in Großbritannien aus. Wir sind weiter von der mokratie entfernt als es sich die meisten Menschen außerhalb unseres ndes vorstellen können. In unserer eigenen, phlegmatischen Art id wir weiter am Aufbau beschäftigt. Aber während andere Völker r die Aufgabe gestellt werden, die Autokraten zu stürzen, Institunen zu ändern, Verfassungen zu revidieren und schlechte Gesetze afzuheben, besitzen wir trotz unseres demokratischen Systems und serer gut organisierten Institutionen einen geheimen und mächtigen ind in dem tief verwurzelten, reaktionären Konservativismus, der ser ganzes Volksleben wie ein Gift durchdringt und sogar jeden genblick seine Gegner, unsere besten Vorkämpfer, anstecken kann.

Ein ausländischer Beobachter wird von selbst diese verborgene torität nicht erkennen, ehe man seine Aufmerksamkeit darauf lenkt. müßte eine Zeitlang unter uns leben, um sie am Werke zu ertappen. müßte unsere Zeitungen lesen, unsere Lehrer beobachten, in die entlichen Schulen eindringen, unsere Prediger hören, mit unseren gnaten speisen, sich in unseren Landhäusern aufhalten, die westlien Bezirke unserer Städte besuchen, bei den Gerichtssitzungen anwend sein und in unseren Dörfern wohnen. Erst dann würde er vleicht in der Lage sein, einen Einzelnen oder eine Klasse als den nd in unserer Mitte zu bezeichnen. Aber wenn er über eine gende Auffassungsgabe verfügt, wird er nach einer Weile den unbaren Zauber begreifen, der sich — man weiß nicht wie und woher auswirkt, und der mächtig genug ist, um die Glut des Erfolges zu pfen, die Zustimmung des Arbeiters zu gewinnen, die Initiative abtumpfen und den fatalistischen Gleichmut zu schaffen, der zum erschten Ziele führt.

Das Schicksal unserer Arbeiter wird noch immer durch den wirtschaftlichen Druck bestimmt. Einige mögen sich dagegen auflehnen, aber die Mehrheit ist für den Kampf der Befreiung noch höchst erbärmlich gerüstet. Sie sind noch immer im Nachteil. Die weniger Einsichtigen können durch Gönner und Wohltätigkeit, durch den irreführenden Sammethandschuh der Güte, unter dem sich die eiserne Hand

der Herrschaft verbirgt, in Ruhe und Sicherheit gewiegt werden. „habt ja das allgemeine Wahlrecht", sagt man ihnen, „ihr habt ein p lamentarisches System — kein parlamentarisches oder lokales H dernis der Verfassung steht der Verwirklichung eurer Wünsche gegen." Dies trifft auch an sich zu. Aber Willenskraft, Vorwä streben und geistige Fähigkeiten werden an der Quelle durch unorga sierte aber weit verbreitete Methoden gelähmt und entkräftet, und die unbestimmte aber schweigend vereinbarte Kampf ist auf lange Si viel mächtiger als irgendein konstitutionelles Hindernis, ein ungerech Gesetz oder selbst der Erlaß eines Autokraten.

Das britische Volk hat gesunden Menschenverstand genug, um wissen, daß die Gewalt ihm nicht helfen wird. Es verschließt sein den kommunistischen Einflüsterungen. Es ist klug genug, um zu kennen, daß Revolution und Gewaltherrschaft es noch viel mehr es heute der Fall ist dem Feind auf Gnade und Ungnade auslie würden, und daß in einem solchen Kampf der schon erzielte F schritt verloren ginge. Die Zahl der Wissenden nimmt täglich zu, Hoffnung erstarkt, der Glaube an die Zukunft wird zuversichtlic Die britischen Methoden, so langsam sie auch sein mögen, sind einer unbeirrbaren Zuverlässigkeit. Aber in der Zwischenzeit darf nicht glauben, daß irgendetwas, was der Demokratie auch nur ähn sieht, in England existiert, und daß der Kampf, zu dem das engli Volk gezwungen ist, weniger schwierig und erbittert ist als der, andere Völker durchzufechten haben.

Kriegsschuld, -wille und -verantwortung.

Zeitgemäße Betrachtungen von Dr. jur. h. c. *Graf Manfredi Gravina.*

Als ein vollständiges Novum kam in die Geschichte des internationalen Rechtes als Ergebnis des letzten Krieges der Begriff der Kriegsschuld hinein, der im Versailler Vertrag seinen Ausdruck fand. Auch früher pflegte man seinen eigenen Angriff zu rechtfertigen, indem man die Schuld auf den Gegner abwälzte, dessen Übergriffe und Herausforderungen man ausführlich im Ultimatum, das der Kriegserklärung vorausging, oder in der Kriegserklärung selbst aufzählte. Dann haben im allgemeinen die Besiegten in der Verbitterung durch ihre Niederlage den Sieger eines ungerechtfertigten und rücksichtslosen Angriffs beschuldigt, um sich auf diese Weise die Sympathien und die Unterstützung anderer Völker zu sichern. Aber zum erstenmal sind die Besiegten gezwungen worden, den bekannten Artikel über die Kriegsschuld im Versailler Vertrag zu unterschreiben, zum erstenmal ist ein großes, besiegtes Volk mit einer solchen Schuld belastet worden.

Man könnte, wenn man wollte, eine Parallele in der Verbannung Napoleons nach St. Helena — der beschuldigt wurde, durch seine bloße Anwesenheit den Frieden Europas zu gefährden — und der Forderung der Alliierten nach der Auslieferung einiger führender Persönlichkeiten in Deutschland und Österreich, die ebenfalls als eine Gefahr für den Frieden bezeichnet wurden, finden. Man muß es als einen Fortschritt und einen Triumph des gesunden Menschenverstandes erkennen, daß eine solche Forderung abgelehnt wurde, und die Vertreter Italiens können sich dessen rühmen, daß sie diesen Verzicht auf Auslieferung in wirksamer Weise unterstützt haben.

Der Präsident des italienischen Senats Tittoni hat in seinem Artikel in der „Nuova Antologia" vom Oktober 1927, den er unter dem Pseudonym von Verax veröffentlichte, mit Recht gesagt, daß der Prozeß, den man gegen den Kaiser führen wollte, eine „juristische Ketzerei" gewesen wäre, denn wer hätte früher daran gedacht, Friedrich den Großen mit der Schuld am Schlesischen Kriege, der die preußische Macht begründete, Bismarck mit der Schuld an den Kriegen von 1866 und 1870, die zur Gründung des Deutschen Reiches führten, Cavour mit der Schuld am Feldzug um die italienische Einheit, den Präsidenten Mac Kinley mit

der am spanischen Krieg von 1898 zu belasten? Senatspräsident Titton kommt zu der bemerkenswerten Schlußfolgerung, daß „das Schuld bekenntnis, das Deutschland durch den Vertrag von Versailles entrissen wurde, keinerlei Wert hat", und daß es „ein Irrtum gewesen ist" ihm diesen Artikel aufzuzwingen.

Heute würde man vielleicht dieser Klausel des Versailler Vertrages keine solche Bedeutung zuschreiben, wenn man nicht mit ihrer Hilfe eher als mit dem Sieg die schweren Friedensbedingungen motivieren und daraus die mangelnde Eignung Deutschlands zur Verwaltung der Kolonien herleiten wollte, wie aus der Note der alliierten und assoziierten Mächte vom 16. Juni 1919 ersichtlich ist; und wenn nicht Menschen wie Lloyd George und Poincaré, als sie mit der Regierungsverantwortung nicht belastet waren, einige unvorsichtige Erklärungen über die Wichtigkeit dieses Artikels zur Begründung der Existenzberechtigung des Versailler Vertrages abgegeben hätten, in denen sie durchblicken ließen, daß der Zusammenbruch der Behauptung von der deutschen Kriegsschuld auch den Vertrag selbst in Mitleidenschaft ziehen würde.

Es ist daher selbstverständlich, daß die Beschuldigten sich nicht nur aus Gründen historischer, moralischer und sentimentaler Art gegen den Vorwurf des Vorbedachtes, der Provozierung und der Schuld am Kriege empörten, sondern auch aus wesentlich politischen Gründen, wie es bei jeder nicht immer günstigen Gelegenheit die Vertreter des Reiches in den letzten Jahren getan haben. Die Polemik, die sich daran knüpfte, war so lebhaft, daß eine ganze Bibliothek mit Büchern, Zeitschriften und anderen Publikationen über den Ursprung des Krieges und die „Schuld" der verschiedenen Mächte an seiner Entstehung gefüllt werden könnte. Man vergißt jedoch im allgemeinen, daß die entscheidenden Elemente auf zwanzig Jahre vorhergehender Geschichte zurückgreifen und daß dort die fundamentalen Gründe und die eventuelle Verantwortung für eine internationale Lage zu suchen sind, wie sie sich unmittelbar vor dem Kriege, als eine Krise auf die andere folgte, ergab und unvermeidlich zur allgemeinen Feuersbrunst führte[1].

Ich habe nicht die Absicht, mich in die Wirrnis jener Diskussionen zu stürzen, die nach Ansicht aller Historiker nie zu einem endgültigen

[1]) Ich möchte darauf hinweisen, daß ich schon im Jahre 1924 in der „Rassegna Italiana" No. LXXVI unter dem Titel „Zehn Jahre Krieg" schrieb: „In der Alternative, vor die die wachsende Entwicklung der deutschen Macht auf dem industriellen, kommerziellen, kolonialen und in erster Linie maritimen Gebiete die englische Politik stellte, und zwar die eines Anschlusses an den Dreibund oder der Schaffung eines entgegengesetzten Machtblockes, hätte nur die erste Entscheidung, die sowohl von Italien wie von Österreich-Ungarn mit Freude begrüßt worden wäre, einen Frieden in Europa und in der Welt noch lange sichern können. Aber sie ließ sich nicht mit den Absichten der Politik des kaiserlichen Deutschlands in Einklang bringen. Nach dem Mißerfolg der Annäherungsbestrebungen, die von britischer Seite zwischen 1898 und 1901 unternommen wurden, fing man von beiden Seiten an, sich auf den nunmehr unvermeidlichen Zusammenstoß vorzubereiten. Und in diesem Augenblick war auch eigentlich schon der Dreibund zu Ende, bei dem Italien von Anfang an eine Einschränkung im Hinblick auf seine Beziehungen zu England gemacht hatte.

Abschluß führen werden, wohl auch weil sich mit der Zeit das Interesse für gewisse Einzelheiten, um die sich die Auseinandersetzung dreht, allmählich abschwächen wird. Welches Interesse hat zum Beispiel heute die Frage, wer den dreißigjährigen Krieg hervorgerufen hat und wer die Verantwortung für seine unheilvollen Folgen und Leiden trägt?

Heute schon sind die vorliegenden Dokumente — und nur an sie muß man sich halten — über die unmittelbaren Ursachen des Krieges von 1914 wenn nicht vollständig, so doch reichlich genug vorhanden, sodaß eine historische Untersuchung zu bestimmten wichtigen Feststellungen gelangen kann. Die Veröffentlichung der diplomatischen Akten der Wilhelmstraße ist zum Abschluß gebracht worden, Erinnerungen und Aufzeichnungen der deutschen und ausländischen Staatsmänner bilden eine wertvolle Ergänzung. Andere Dokumente, die aus den Archiven von Moskau, Wien, Brüssel und in letzter Zeit auch von London stammen, sind zu den deutschen Veröffentlichungen hinzugekommen und haben viel Licht über die früher dunklen Vorgänge und Umstände gebreitet, sodaß ein gut Teil der Behauptungen und willkürlichen Urteile, die vorher im Umlauf waren, jeden Wert verloren haben.

Aber um die Frage der „Kriegsschuld", die die großen Publikationen der deutschen diplomatischen Akten klären sollten, wird weiterhin eine heftige Polemik geführt, bei der man von beiden entgegengesetzten Seiten zu Übertreibungen neigt. Der Grund hierfür liegt in der Tatsache, daß man versucht, sich vom Kriterium einer Schuld leiten zu lassen, das mit jedem Jahr, das vergeht und das eine größere Klarheit des Urteils gewinnen läßt, immer törichter erscheinen muß und sich nur durch eine Atmosphäre erklären läßt, die durch den Krieg und die sich daraus ergebende allgemeine seelische Aufwühlung geschaffen worden ist.

Erst wenn man sich von diesem Kriterium frei macht, um die Untersuchung auf die Elementarfrage des „Kriegswillens" und der „Kriegsverantwortung" zu beschränken, beginnt man sich zurechtzufinden. Man kann heute sagen, in welchen Ländern im Jahre 1914 ein wirklicher Kriegswille vorhanden war und welche Regierungen in dieser Zeit die Verantwortung oder besser gesagt die Mitverantwortung für die entstandene Feuersbrunst tragen.

Es ist nunmehr unbestreitbar, daß in Österreich sowohl in den sogenannten bürgerlichen Klassen wie in den Regierungskreisen ein gewisser Kriegswille weit verbreitet war, wenn auch nur auf den Krieg mit Serbien beschränkt. Wir wollen nicht darauf eingehen, ob dieser Wille mehr oder minder von der Notwendigkeit, das alte Reich angesichts der slawischen Bedrohung zu sichern und zu stärken, gerechtfertigt war. Tatsache ist, daß dieser Wille vorhanden war und verhängnisvolle Folgen hatte. Zu diesem Willen kommt die ernste Verantwortung der österreichisch-ungarischen Regierung hinzu, die glaubte,

allen Folgen ihres intransigenten Vorgehens gegen Serbien, auch de nicht beabsichtigten Eventualität eines Weltbrandes, gewachsen zu sein Denn sie war der deutschen Unterstützung sicher und glaubte, mit Hilf ihres Verbündeten stark genug zu sein, um auf irgendeine Weise zu endgültigen Siege zu gelangen.

In Serbien, dem Balkanland par excellence, gehörte die Neigun im Trüben zu fischen und jeden Vorfall auszunutzen, zu dem Gesam bild politischer Methoden und Intrigen, die man als Balkanpolitik b zeichnete. Der Zusammenbruch des österreichisch-ungarische Reiches war ein Teil des Programms der nationalistischen, pa serbischen Parteien, und von serbischer Seite kamen ohne Zweifl viele Herausforderungen, die die slawische Welt und hauptsächlich d russische Presse mit Freude begrüßten. Aber als im Juli 1914 Öste reich-Ungarn verstehen ließ, daß es gewillt sei, zum Handeln überz gehen, während es noch zweifelhaft war, ob Serbien auf seine Freund die von Großbritannien zur Zurückhaltung ermahnt wurden, rechn konnte, war die in die Enge getriebene Belgrader Regierung zum Nac geben bereit. Die Antwort Serbiens auf das österreichische Ultimatu die im wesentlichen alle Forderungen annahm, war direkt demütiger sodaß man in Berlin glaubte, die akute Phase der Krise sei bere überwunden, und Kaiser Wilhelm der Ansicht war, daß ein Eingreif nicht mehr notwendig sei. Ganz anders war jedoch aus den oben a geführten Gründen das Kriterium, das in Wien vorherrschte und zu Kriege führte. Aber die historische Objektivität erlaubt nicht, die V antwortung dafür der serbischen Regierung aufzubürden.

Was Deutschland betrifft, so gibt es bis heute keinen Beweis, der d Vorwurf einer bewußten Kriegsentschlossenheit rechtfertigen wür Das Land war auf die Eventualität eines Krieges vorbereit man kann sogar sagen, auf die Unvermeidlichkeit neuer Käm hin ausgebildet. Der Militärgeist war sehr lebendig, obwohl sich Gegengewicht der immer wachsenden sozialdemokratischen Mass bewegung bemerkbar machte. Niemand, der in den Vorkriegsjah längere Zeit in Deutschland gelebt hat, kann mit gutem Gewissen sag daß ein wirklicher, ausgesprochener Kriegswille vorhanden war. S bald der österreichisch-serbische Konflikt sich verdichtete, mu Deutschland in Vertretung der eigenen Interessen das verbünd Österreich-Ungarn seiner Unterstützung versichern, damit ihm v Genugtuung widerfahre und es nicht eine Abnahme des Prestiges u die damit verbundene Schwächung erleide. Aus einer solchen A fassung darf man Deutschland keinen Vorwurf machen. Es war u unvorsichtig, daß es sich in seinen eigenen hochpolitischen Entschlüs durch diesen Standpunkt und durch sentimentale Gründe wie die E pörung über das abscheuliche Attentat von Serajewo bestimmen ließ und unter dem Impuls einer solchen Empörung der Wiener Regier carte blanche gab. Die verhängnisvollen Folgen konnten nicht a-

leiben, und die ganze politische und diplomatische Haltung der deutchen kaiserlichen Regierung während der Krise, die zur Kriegsklärung führte, kann als unvorsichtig, mangelhaft und unzusammenängend bezeichnet werden.

Ohne daß die verantwortlichen Führer der deutschen Politik einen usgesprochenen Kriegswillen besaßen, ist nicht zu bezweifeln, daß die erliner Regierung die Mitverantwortung für den entstandenen Weltand trägt. Als ich eines Tages mit dem Fürsten von Bülow in der illa Malta sprach, versuchte ich, ihm die Verantwortung, die die iserliche Regierung im Jahre 1914 trug, durch die juristische Unterheidung zwischen vorsätzlicher und fahrlässiger Tötung klar zu achen, und bemerkte, daß meiner Ansicht nach die Führer der deutchen Politik in die zweite Kategorie gehörten. Dem Fürsten schien eine Bemerkung offensichtlich zu gefallen, und er notierte sich chelnd meine Worte.

Die Führer der deutschen Politik sahen mit einem wachsenden ngen, wie die Ereignisse sich überstürzten und selbst gegen ihre sprünglichen Absichten zu einer allgemeinen Ausdehnung des Konktes trieben. Die Heerführer griffen ermutigend ein „Fürchtet euch cht, wir schaffen's". Diese Zuversicht zerbrach an der Marne, und ar nicht durch einen Rechenirrtum der deutschen Militärbehörden bezug auf die Stärke und Wirksamkeit der eigenen Streitkräfte, ndern weil in dieser Schlacht, die nicht von den Siegern gewonnen rde, in der jedoch Deutschland den Krieg verlor, die Kommandonigkeit plötzlich und vollkommen versagte. Die Marneschlacht wird der Militärgeschichte als Beispiel und Warnung verbleiben, wie eine erste Heeresleitung sich nicht verhalten darf, um einen wahrscheinhen Sieg nicht zu vereiteln.

Ganz anders lag der Fall in Rußland, wo man nicht von einem lke oder einer öffentlichen Meinung sprechen kann, sondern sich nur die führenden Kreise beschränken muß. Daß dort ein starker iegswille verbreitet war, ist unleugbar, da man sich dessen bewußt r, daß sich keiner der nationalen Pläne — in erster Linie der Besitz Meerenge von Konstantinopel — ohne Krieg verwirklichen ließ. solcher Krieg ließ sich jedoch nicht ohne die Gewißheit der franischen Unterstützung im Falle einer Ausbreitung des Konfliktes und zumindest freundlichen Haltung des britischen Reiches unternmen. Da diese Gewißheit in den Jahren 1908 und 1909 (während Krise nach der Annexion Bosniens und der Herzegowina) fehlte, mßte Rußland von dem heiß ersehnten Vorgehen absehen und eine letzende Demütigung erfahren. Im Jahre 1914 fühlte sich Rußland rk genug durch das Bündnis mit Frankreich und die englische Orientung, und der Kriegswille herrschte bei den Führern der russischen itik vor, als die Gewitterwolken sich am europäischen Horizont verdteten und man nicht nur die Möglichkeit, die 1909 erlittene Scharte

auszuwetzen, sondern auch die Verwirklichung der Expansionspläne gekommen sah. Wenn man auch nicht beweisen kann, daß die russische Regierung an der Entfesselung des Weltbrandes unmittelbar beteiligt war, so bleibt trotzdem die russische Mitverantwortung bestehen, da von Petersburg aus in der entscheidenden Stunde nichts unternommen wurde, um die sich vorbereitende Krise zu vermeiden. Aus der Tatsache, daß Österreich im Jahre 1914 der deutschen Unterstützung und Rußland der Hilfe Frankreichs und der Haltung Großbritanniens sicher waren, ergibt sich die letzte Ursache, die die beiden Mächte bestimmte, ihre gegenseitigen Forderungen abzulehnen, und die eine friedliche Beilegung des Konfliktes von 1914 nach dem Beispiel der früheren Konflikte unmöglich machte.

Was Frankreich betrifft, so müßte Deutschland eines Tages unparteiisch anerkennen, daß dem französischen Volke weder der Wille noch die unmittelbare Verantwortung am Weltkriege von 1914 zugeschrieben werden kann. Es gab in Frankreich einflußreiche Männer, für die die Revanche ein ewiger Traum war und die hofften, sie verwirklicht zu sehen, bevor sich die Augen schlossen, die in den Jahren 1870/71 so viele Tränen vergossen hatten. Man muß jedoch zwischen dem Wunsche nach der Möglichkeit einer solchen Revanche, der einige Führer der französischen Politik, darunter Poincaré selbst, besessen, und der berechtigten Sorge der verantwortlichen Regierung unterscheiden, die angesichts der unsicheren europäischen Lage die Unvermeidlichkeit neuer Konflikte erkannte und sich bemühte, das Land militärisch und politisch so gut wie sie nur konnte vorzubereiten, um sich unter den besten Bedingungen mit dieser gefürchteten Eventualität auseinandersetzen zu können. Nichts beweist jedoch, daß die französische Regierung irgendetwas dazu getan hat, um im Jahre 1914 den Weltkrieg zu entfesseln, der Frankreich bestürzt und erschrocken, aber nicht entmutigt fand. Wie weit übrigens der Schrecken und die Sorge gerechtfertigt waren, zeigt der Anfang des Krieges bis zu dem, wie es die Franzosen selbst nennen, Wunder der Marneschlacht. Ebenso gerechtfertigt im nationalen Interesse scheint alles, was an politischen oder diplomatischen Vorbereitungen unternommen wurde, um die Zusammenarbeit mit dem russischen und britischen Reiche zu verwirklichen.

Zum Schluß bleibt noch England, wo im Gegensatz zu Rußland die öffentliche Meinung eine wesentliche Rolle spielte und wo die Aktionsfreiheit der Regierung durch die Rücksichten auf das Parlament wie auch auf die Dominions und die fernen Kolonien beschränkt war. Der von Deutschland erhobene Vorwurf, daß die britischen Politiker im Jahre 1914 den Krieg wollten, wird jetzt durch die vorliegenden historischen Dokumente widerlegt. Damit wird auch die Beschuldigung gegen Lord Grey hinfällig, dessen Gradlinigkeit des Charakters und dessen Friedensliebe heute unbestreitbar erscheinen. Der Grundsatz,

ach dem sich die Politik von Grey richtete, läßt sich heute klar und räzis in wenigen Worten zusammenfassen: Die Erhaltung des Friedens n Einklang mit dem Willen der Mehrheit des britischen Volkes und ller parlamentarischen Parteien, aber, sobald sich die Unmöglichkeit, en Krieg zu vermeiden, ergeben sollte, kein passives Abwarten des eutschen Sieges auf dem Kontinente, der letzten Endes auch ein Sieg ber das britische Reich geworden wäre, und die sich daraus ergebende lotwendigkeit, sich an die Seite der alliierten Mächte zu stellen und rst im kritischen Moment die eigenen widerstrebenden Landsleute von er Unvermeidlichkeit eines solchen Konfliktes zu überzeugen; in der wischenzeit die Vorbereitung ausreichender Rüstungen und die Beünstigung aller Abkommen und Vereinbarungen mit den alliierten lächten im Hinblick auf eine eventuelle Zusammenarbeit, soweit sie n Rahmen der einem verantwortlichen Minister zur Verfügung stehenen Verfassungsrechte möglich war. Es war eine weise und einsichtsolle Politik eines Staatsmannes, der nicht nur keinen Vorwurf verdient, ndern der jedes Recht auf die Wertschätzung und Dankbarkeit seines genen Volkes besitzt. Es ist allgemein bekannt, wie weit Deutschland n kritischen Moment es Grey erleichterte, seine Absichten durchzuhren.

Soweit es jedoch die Mitverantwortung für den Kriegsausbruch trifft, muß die englische Politik vor dem Urteil der Geschichte ihr Teil ernehmen. Ich will nicht darauf eingehen, ob das Verhalten Greys ährend der Krise mehr oder minder gerechtfertigt war, aber eines ist cher, daß die mangelnde Klarheit und Präzision seiner Erklärungen genüber ausländischen Vertretern dazu beitrug, daß die Führer der utschen Politik sich in der Täuschung der britischen Neutralität egten und sich von diesem Glauben in ihren unheilvollen Entschlüssen stimmen ließen. Es gibt dafür keinen besseren Beweis als die Note s französischen Botschafters in Berlin Jules Cambon, auf die sich chher Poincaré berief.

In diesem Schuldkomplex spielt Italien keine Rolle, weil man ihm der einen Willen noch eine Verantwortung für den Weltbrand von 14 zuschreiben kann. Auch die Prüfung der besonderen Umstände, e Italien zur Teilnahme am Kriege führten, würde uns zu weit führen.

Man kann meiner Meinung nach über die hier unternommene Festllung des Willens und der Verantwortung nicht hinausgehen, auch il die viel kompliziertere Auffassung der Kriegsschuld mit der Festllung eines Verbrechens eng verbunden ist und ich mir nicht die hre zu eigen machen möchte, die einen Krieg unter allen Umständen ein Verbrechen erklärt. Diese Theorie muß meiner Ansicht nach t einer gewissen Vorsicht betrachtet werden, sogar mit Mißtrauen, weit sie von der Furcht der Besitzenden diktiert ist, die ihren Gewinn größeren Quellen des Wohlstandes erhalten wollen und jede Verderung der gegenwärtigen Ordnung der Dinge und der heutigen Ver-

teilung des Reichtums und des Elends in der Welt um jeden Pre vermeiden wollen. Die Aufeinanderfolge von Hegemonien, ob s politisch, wirtschaftlich oder geistig sind, liegt in der Natur der Ding und die Geschichte ist nichts weiter als eine Reihe großer Veränd rungen und Umwälzungen, die unvermeidlich vor sich gehen. Je Theorie, die zu ihrem eigenen Vorteil zur Kristallisierung der relativ Lage der Völker führt und ihre freie Entwicklung verhindern will, ste im Gegensatz zu dem obersten Gesetz der Natur und kann schon vo ethischen Standpunkt aus umstritten werden. Diese Gedanken sin schon häufig im Laufe der Genfer Sitzungen von den italienisch Delegierten dargelegt worden, die zu einer ehrlichen Mitarbeit imm bereit sind, sobald es sich darum handelt, den Lauf einer solchen Er wicklung mit friedlichen Mitteln statt durch den Eingriff brutaler Gew zu fördern, und die sich nie dazu hergeben würden, den Lauf der G schichte aufzuhalten. Um jedoch zu dem großen Weltbrand zurüc zukehren, muß man zugeben, daß er, so katastrophal er für das öste reichisch-ungarische und russische Reich, so verhängnisvoll für d Deutsche Reich er war, einen Machtzuwachs den anderen Ländern w Frankreich und England brachte, und man kann den verantwortlich Staatsmännern jener Zeit nicht den Vorwurf machen*), daß sie ein Konflikt heraufbeschworen haben, der von so gesegneten Folgen w abgesehen von den wirklichen Vorteilen, die ihre Länder wenigste für eine Generation von dem Alpdruck des deutschen Schreckgespenst befreiten, sondern man muß im Gegenteil ihre Voraussicht und po tische Weisheit rühmen, wie man sie bei Bismarck, Pitt und Cavo gerühmt hat. Aber da diese Männer sich dagegen mit allen Kräft wehren, wird man ihnen diesen Verdienst nicht mit Gewalt aufzwing können.

---

[1]) Die für das Schicksal eines Volkes verantwortlichen Führer können für e Schuld an einem verlorenen Kriege zur Verantwortung gezogen werden, jedoch v einem nationalen und nicht internationalen Tribunal. Aber auch ohne die Einberuf eines ad hoc Tribunals fühlen sich diese Menschen im allgemeinen verpflichtet, s vor dem ewigen Tribunal der Geschichte zu reinigen, und sie versuchen, in A zeichnungen und Selbstverteidigungen die Schuld auf andere oder auf die Umstä abzuwälzen. Darüber entsteht eine große Verwirrung und ein Aufeinanderprallen v Meinungen, die schon an sich eine Untersuchung über die Kriegsschuld hinfällig mach

Betriebsstoff-Fragen.

Von *B. Szilasi,*
Direktor der Deutschen Petroleum-A.-G.

Es ist schon öfters darauf hingewiesen worden, daß man statt von einem Erdölproblem besser von einem Energieproblem spricht. Die Jetztzeit — ganz unter dem Eindrucke der gewaltigen Entwicklung des Explosions- und des Dieselmotors — übersieht häufig, daß es sich hierbei nur um *eine* Form der Energiegewinnung handelt, die möglicherweise durch eine andere ersetzt werden könnte. Beweis dessen, daß a der Explosionsmotor erst seit etwa 50 Jahren, der Dieselmotor erst seit 30 Jahren bekannt ist. Die Energiequellen können auch unter sich ausgetauscht und ergänzt werden; so gibt es bekanntlich von Dieselmotoren betriebene elektrische Lokomotiven. Schiffe und andere Transportmittel kann man sowohl mit Kohle als auch mit Öl heizen. Dabei ist die Kohlenheizung — wie die neuesten Ergebnisse der Kohlenstaubfeuerung zeigen — noch durchaus kein überwundener Standpunkt. Aus Kohle läßt sich Öl gewinnen, und zwar nicht nur auf dem Wege des Prozesses, den man heute allgemein mit Kohlenverflüssigung bezeichnet: das Benzol, ein wertvoller Betriebsstoff für den Explosionsmotor, entsteht aus Kohle, desgleichen der Teer, aus dem wieder Dieselmotorreiböle hergestellt werden können, ebenso Benzin. Man erzeugt aber auch Kohle aus Öl, nämlich den Elektrodenkoks aus Ölrückständen.

In keiner Weise ist es ferner erwiesen, daß Öl die wirtschaftlichste Energiequelle darstellt und immer darstellen wird. Hat Lord Fisher gesagt, die Entente sei im Weltkriege auf den Wogen des Öles zum Siege getragen worden, so kann der zukünftige Sieger eines Krieges vielleicht auf drahtlosen elektrischen Wellen getragen werden. Das ist allerdings eine Betrachtung auf lange Sicht, aber auch das Gesicht des Ölproblems selbst hat sich verschiedentlich in verhältnismäßig kurzer Zeit geändert. Vor knapp 25 Jahren war die Ölgewinnung fast ganz auf Lampenpetroleum — also auf Leuchtzwecke — gestellt, nebenher wurden Schmieröle und etwas Gasöl für Karburierungszwecke erzeugt; alles andere war Abfallprodukt und die Shell hat damals ihre großen Vorräte an Benzin in Niederländisch-Indien als Kesselheizmaterial verbrannt, weil sie dafür keinen anderen Absatz fand. Heute

wiederum steht die Ölindustrie im Zeichen des Benzins und des Treib
öls, also der Kraftgewinnung. Im Öl stecken jedoch ungeahnte che
mische Möglichkeiten, und es kann eigentlich als Raubbau bezeichne
werden, wenn man dieses wertvolle Produkt — von dem in der We
jährlich immerhin nur ein Neuntel soviel gewonnen wird wie von Kohl
— als Brennstoff benutzt. Man hat im Kriege Öl als Ausgangsmateria
zur Herstellung von Toluol benutzt, neuerdings sondert man aus der
sogenannten Rohrkopfbenzin Butan ab, beides Produkte von Bedeutun
in der chemischen Industrie. Wer kann sagen, was das Öl an ähn
lichen Produkten noch hergeben wird und ob es nicht einmal wirtschaf
licher sein wird, das Öl in der chemischen Industrie weiterzuverarbeite
und die Energie für die Industrie und für unsere Transportmittel au
anderen Quellen zu schöpfen.

Es ist nützlich, diese Gesichtspunkte sich vor Augen zu halte
um die häufig zum Ausdruck gelangende Furcht vor der wirtschaftliche
„Minderwertigkeit" der an der Weltölproduktion derzeit nicht beteiligte
Länder zu bannen. Trotzdem ist es zu bedauern, daß Deutschland, da
vor dem Kriege an der internationalen Petroleumindustrie Anteil un
darin sogar ein wichtiges Wort hatte, sich nicht wieder entschließe
konnte, an Stelle seiner verlorengegangenen ausländischen Produktions
stätten neue zu erwerben.

Das Erdöl, obzwar im Großbetrieb erst seit siebzig Jahren g
wonnen, ist sicher der größte vorhandene flüssige Massenartikel. A
sein ebenbürtiger Konkurrent kann nur das Wasser gelten, desse
Nutzbarmachung und Verteilung ebenfalls gewaltige Einrichtungen e
fordert. Indessen fehlt bei dem Wasser die Verarbeitungsindustri
auch das der Ölindustrie eigene spekulative Element, denn durch kein
geologische oder physikalische Methode ist das Vorhandensein vo
Öl in der Erde sicher vorauszusagen, noch viel weniger der im Bode
befindliche Vorrat an Öl zu bestimmen. Die Ölgewinnung kann als
nur entweder örtlich vom Einzelunternehmer als reines Glücksspi
betrieben werden, oder aber in sehr großem Maßstabe in allen seine
Zweigen zwecks Verteilung des Unternehmerrisikos. Vielfach habe
sich die Ölgesellschaften zunächst nur der Ausbeutung des Rohstoffe
— des Rohöls — gewidmet und haben es in rohem Zustande an de
Verarbeiter — den Raffineur — verkauft. Um dann auch den Ver
arbeitungsnutzen mitzunehmen, haben sie selbst Raffinerien erworbe
und die erzeugten Produkte an den Großhändler veräußert. Schließlic
sind sie selbst Verteiler geworden und beherrschen die Industrie „vo
der Grube bis zur Lampe" oder bis zum Motor. Um die derart en
standenen mächtigen Gebilde dauernd in Gang zu halten, mußte d
Produktionsbasis eine breite, als Wechselwirkung aber auch der Ver
teilungsapparat ein ausgedehnter sein, und so entstanden die Öl-Wel
konzerne. Es ist nicht leicht möglich, das in der Welt-Ölindustr
investierte Kapital zu schätzen, es dürfte aber mit 65 Milliarden Mar

nicht zu hoch gegriffen sein, wobei das in den Lieferindustrien, wie Röhrenwalzwerken, Schwefelsäurefabriken usw. arbeitende Kapital nicht mitgerechnet wird.

Von diesem Betrage dürften die gemeiniglich als zur Standard, Royal Dutch und Anglo-Persian Oil Co. Gruppen gerechneten Unternehmungen etwa 30 Milliarden Mark umfassen, also etwas weniger als die Hälfte. Diese Feststellung ist vielleicht aus zwei Gründen interessant: Erstens ist daraus ersichtlich, daß die außerhalb dieser Weltkonzerne noch bestehenden Unternehmungen keineswegs als „Quantité négligeable" zu betrachten sind und daß daher die drei erwähnten Trusts nicht in der Lage sind, den Ölmarkt einfach nach ihrem Willen zu dirigieren, umso weniger als die sogenannte Standard-Oil-Gruppe, wenn auch ihre einzelnen Aggregate in etwas zusammenhängen, doch nicht als ein einheitliches Ganzes angesehen werden kann. Zweitens ist die Verzinsung derartig gewaltiger Kapitalien in Aktien, von denen sehr große Teile in vielen Zehntausenden von Einzelhänden liegen, eine nicht zu unterschätzende Aufgabe für die Zentralleitung, besonders wenn man bedenkt, daß die Einnahmen dieser Trusts aus aller Herren Ländern fließen und von einer überaus großen Anzahl von Faktoren technischer, nationaler, geographischer und persönlicher Art abhängen. Der weit verbreitete Glaube des Publikums, daß die Verwaltung der Öl-Welt-Trusts in der Hauptsache von politischen Momenten beeinflußt wird, ist eine Irrlehre. Selbstverständlich spielen politische Erwägungen bei Geschäften von derart internationalem Charakter eine Rolle; ich möchte aber, daß die Leiter dieser Unternehmungen von der Sorge der Aufrechterhaltung deren Rentabilität so erfüllt sind, daß ihnen für andere Betrachtungen wenig Zeit übrig bleibt. Man bedenke, daß die drei Welt-Trusts im Jahre 1926 über 2 Milliarden Reichsmark Reingewinn erzielt haben, — eine noch nicht 8prozentige Verzinsung des Kapitals, was bei einem derart riskanten Geschäfte nicht als übermäßig bezeichnet werden kann, — und daß sie bemüht sein müssen, ihre Gesellschaften nicht ohne Dividende zu lassen, da sie ja auf den Kapitalmarkt angewiesen sind. Der Royal Dutch-Shell-Konzern hat allein in Amerika im Jahre 1927 105 000 000 Dollar Anleihen aufgenommen.

Wenn auch — besonders in den Anfangsstadien der Petroleum-Industrie in den sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts — deren Pioniere nicht eben mit Glacéhandschuhen gearbeitet haben, so muß der objektive Beobachter anerkennen, daß die großen Gesellschaften der Welt ihre Erfolge der ganz hervorragenden kaufmännischen, technischen und finanziellen Führung, sowie einer bewunderungswürdigen Organisation zu verdanken haben. Es ist keine Frivolität, zu behaupten, daß das Alte Römische Reich, die Katholische Kirche und die Standard-Oil-Co. die größten Organisationen der Welt darstellen.

Die Entwicklungsgeschichte der Ölindustrie wurde schon oft b schrieben, und ich möchte mich hier darauf beschränken, einige Ziffe zu nennen, die diese Entwicklung ins rechte Licht rücken. Die We Rohölproduktion betrug im Jahre 1927 rund 180 Millionen Tonnen; v dieser Menge bekommen wir einen näheren Begriff, wenn wir uns v stellen, daß es fast zwei Jahre dauern würde, bis sie durch ein Ro von 1 Meter Durchmesser flösse, oder, in Eisenbahn-Kesselwagen v laden, einen Zug bildete, der mehr als zweimal um den Äquator reich Noch mehr wird uns diese Produktionsziffer imponieren, wenn v erfahren, daß sie höher ist, als die Gesamtmenge des Rohöls, welc von 1857—1896 erbeutet wurde und das dreifache der Weltproduktio im Jahre 1914 beträgt. Von dieser Quantität produzieren die V einigten Staaten etwas über 72%, einen Anteil an der Weltproduktio den sie seit vielen Jahren aufrechterhalten haben. Es ist nicht zu v wundern, daß hervorragende Fachleute, gerade in Amerika, sich sch öfters die Frage vorgelegt haben, ob man berechtigt ist anzunehm daß die Produktion eines Rohstoffes dauernd in dieser Progression w gesteigert werden können, und ferner, ob eben die Vereinigten Staa in der Lage sein werden, ihren Anteil an der Produktion zu erhalt oder ob es zu erwarten steht, daß andere, außeramerikanische P duktionsstätten allmählich die Oberhand gewinnen werden. Diese Fr ist für die Vereinigten Staaten eine um so wichtigere, als sie nicht n etwa 72 % der Weltproduktion gewinnen, sondern auch etwas un 70% der Weltproduktion verbrauchen. Es könnte sich also einmal e Fall ereignen, daß die Vereinigten Staaten, die derzeit einen klein Exportüberschuß aus eigener Produktion und einen weiteren Exp überschuß dadurch haben, daß die mexikanische, venezuelanische u columbianische Rohölproduktion (insgesamt 11,42% der Weltproduktio zum größten Teile unter nordamerikanischer Kontrolle stehen und in amerikanischen Raffinerien verarbeitet werden — eines Tages ih Export einstellen und sogar Petroleumprodukte importieren müßten.

Die nach sehr eingehenden Untersuchungen verfaßten Berichte e amerikanischen Sachverständigen über die Ölvorräte der Vereinig Staaten lauten nicht allzu optimistisch; die Natur jedoch, die N amerika mit ihren Schätzen so überaus reich bedacht hat, wußte die pessimistischen Voraussagen der Techniker bisher noch immer Lüg zu strafen. Wurde vor zwei Jahren noch sehr ernstlich von e Erschöpfung der Rohölvorräte in den Vereinigten Staaten gesproch so besteht heute eine kaum einzudämmende Überproduktion. Ein Kapitän der amerikanischen Ölindustrie, mit dem ich vor einig Jahren über diese Frage sprach, sagte lächelnd, daß er seit 30 Jah in der amerikanischen Petroleumindustrie tätig sei, daß man ihm schon im ersten Jahre seiner Tätigkeit von der drohenden Ölknapp gesprochen habe, daß sie aber bisher nicht eingetreten sei. Gott w Amerika weiter helfen!

Eine etwaige Ölknappheit in den Vereinigten Staaten ist aber nicht gleichbedeutend mit einer Ölknappheit in der Welt, denn gerade die letzten Jahre haben das Vorhandensein sehr großer Ölvorkommen in Venezuela, in Persien und in Columbien erwiesen.*) Persien dürfte nach den bisherigen Ergebnissen den größten bisher bekannten einzelnen Erdölkomplex darstellen. Die Anglo-Persian Oil Company hat sich mit Hilfe der englischen Regierung in Persien eine Konzession zu sichern gewußt, die ein Territorium von 1½ Millionen Kilometer² umfaßt. Der in der Petroleumwelt bekannte persische Brunnen F 7 gab 14 Jahre hindurch täglich 1200 Tonnen Rohöl und stellt sich würdig den größten bekannten eruptierenden Ölbrunnen der Welt, den Mexikanern, zur Seite.

Von einer zu befürchtenden Rohölknappheit dürfte also nicht ohne weiteres gesprochen werden können. Bekanntlich wird aber das Rohöl nicht als solches verbraucht, sondern durch eine — teils physikalische, teils chemische — Verarbeitung in seine einzelnen Teile zerlegt. Das Vorhandensein genügenden Rohmaterials hat aber noch nicht zu bedeuten, daß auch die einzelnen daraus gewonnenen Produkte in erforderlicher Menge hergestellt werden können. Es ist auch dem großen Publikum geläufig, daß die aus dem Rohöl hergestellten Hauptprodukte die folgenden sind: Benzin, Leuchtöl, Gas- und Treiböl, Heizöl, Schmieröl und ferner Asphalt und Paraffin, welch letztere beiden Produkte jedoch vom Standpunkt unserer Gedankengänge nicht in Betracht kommen. Nun kann durch Änderung der Verarbeitungsmethoden die Ausbeute der einzelnen genannten Produkte aus dem Rohöl variiert werden. Man hat es in der Hand, aus demselben Rohöl mehr Benzin und weniger Leuchtöl oder mehr Leuchtöl und weniger Benzin zu erzeugen; das hat aber gewisse Grenzen. Es ist z. B. gelungen, durch geeignete Methoden die schweren Öle, wie Gasöl und Heizöl, teilweise in Benzin zu verwandeln; vor 15 Jahren betrug die erreichbare Benzinausbeute aus dem Rohöl etwa 20%, während sie heute fast 36% beträgt. Tatsächlich dürfte die Durchschnittsausbeutezahl 25% sein. Da aber der Weltbenzinverbrauch im Jahre 1927 auf etwa 45 Millionen Tonnen geschätzt werden kann **), hätte die in demselben Jahre erreichte Rohölproduktion (180 Millionen Tonnen) nicht genügt, um diese Menge

*) Die letztgenannten drei Länder kommen als Versorgungsstaaten insbesondere einhalb in Betracht, weil ihr Eigenverbrauch sehr klein ist. Das Gegenteil ist in Rußland der Fall. Dieses Land hat trotz seines großen Ölreichtums vor dem Kriege fast zu gehört, Petroleumprodukte zu exportieren, weil der einheimische Verbrauch dieses Riesenreiches nahezu unbegrenzte Mengen von Petroleumprodukten aufnehmen kann. Der gegenwärtige Ausfuhrüberschuß Rußlands wird nur durch eine im heutigen System liegende Drosselung des Eigenverbrauchs ermöglicht. Im übrigen beträgt die derzeitige jährliche Ausfuhr Rußlands nur einen Bruchteil derjenigen der Vereinigten Staaten, insbesondere steht die russische Benzinausfuhr — was nicht überall gegenwärtig sein dürfte — hinter der rumänischen zurück.

**) Der Verbrauch im Jahre 1928 wird von amerikanischer Seite bis auf 55 Millionen Tonnen geschätzt.

Benzin herzustellen, wenn die Benzinausbeute auf dem früheren Stand von 20% geblieben wäre, denn dann hätte diese Rohölmenge eben nu 36 Millionen Tonnen Benzin ergeben. Die erwähnte tatsächliche Aus beuteziffer von 25% ermöglicht gerade die Herstellung des Wel verbrauches in 1927. Wir sehen also, daß Welterzeugung und Wel verbrauch in Benzin sich ungefähr die Wage halten und daß bei diese heute wichtigsten Petroleumprodukt schon eher die Frage aufgeworfe werden kann, ob der dauernd stark steigende Verbrauch wird gedec werden können.

Wie ich schon anfangs hervorhob, kann man die Petroleumindustri heute überhaupt als eine Benzin- und Heizöl-Industrie bezeichne Wenn wir — unter Berücksichtigung des im vorhergehenden Absa Gesagten — die Versorgungsfrage von diesem Gesichtspunkt aus b trachten, kommen wir zu ganz interessanten Ergebnissen. Es wur bereits erwähnt, daß heute ein nicht unerheblicher Teil des Gas- ur Heizöles in Benzin verwandelt wird. Sollte einmal der Dieselmot den Explosionsmotor, d. h. das Treib- und Heizöl das Benzin ersetze so wird vielleicht die Nachfrage für Treib- und Heizöl derart steige daß man die Benzingewinnung aus diesen schweren Ölen einstell wird, was wieder zu einer Verknappung des Benzinmarktes beitrag würde. Zunächst ist dieses Problem noch nicht gegeben; Treiböl un Heizöl sind in genügenden Mengen vorhanden.

Um auch die Frage der Ersatzstoffe für Benzin zu streifen, s darauf hingewiesen, daß die Jahresbenzolproduktion der Welt et 800 000 Tonnen, also noch nicht 2% der Benzinproduktion beträgt, d Alkohol als Betriebsstoff noch viel weniger eine Rolle spielt und d vorläufig die Frage, welche Mengen synthetischen Benzins aus d Kohle hergestellt werden können, praktisch nicht gelöst ist. Vom Stan punkt der Weltproduktion und des Weltverbrauches würde die He stellung von einigen 100 000 Tonnen synthetischen Benzins pro Jar — entsprechend dem Programm der I. G. — keinesfalls eine Ro spielen.

Das schnelle Wachsen des Benzinverbrauchs in der Welt hä bekanntlich mit der Entwicklung des Automobilismus und in d letzten Zeit mit der Entwicklung des Flugwesens zusammen. Au hierbei spielen natürlich die Vereinigten Staaten eine führende Ro Von den 28 Millionen Kraftfahrzeugen der Welt befinden sich f 23 Millionen in den Vereinigten Staaten (im Jahre 1912 verfügten d Vereinigten Staaten erst über etwas mehr als 1 Million Kraftfahrzeug Mögen die Verhältnisse in den Vereinigten Staaten von denen in Eur noch so verschieden sein, so wird ohne besonderen Optimismus a genommen werden können, daß die Motorisierung Europas derjeni der Vereinigten Staaten in einigem Abstand folgen wird. Die V einigten Staaten haben etwa 120 Millionen Einwohner, so daß dort a jeden fünften Einwohner ein Auto entfällt, mit anderen Worten, m

könnte die ganze Bevölkerung der Vereinigten Staaten in die vorhandenen Autos hineinsetzen und fortbewegen. Die Bevölkerung Nord-, Zentral-, Süd- und Westeuropas beträgt rund 300 Millionen Menschen. Es ist kein Grund anzunehmen, daß dieser Teil der Welt in absehbarer Zeit im Durchschnitt nicht so viel Kraftfahrzeuge besitzen wird, wie z. B. heute Frankreich, d. h. auf 40 Einwohner ein Kraftfahrzeug. Das würde ungefähr 8 Millionen Kraftfahrzeuge bedeuten, also mehr als eine Verdoppelung des jetzigen Standes. Ich glaube, daß diese Entwicklung eher zu pessimistisch als zu optimistisch geschehen ist; wir haben heute in Deutschland 750 000 Kraftfahrzeuge, während es deren in England, das bekanntlich um ein Drittel weniger Bevölkerung hat als Deutschland, 1 850 000 gibt. Dasselbe Bild ergibt sich, wenn man die in dem Betriebsstoffverbrauch ausgedrückte Leistung der Kraftfahrzeuge betrachtet, denn Deutschland verbrauchte im Jahre 1927 etwas über 1 Million Tonnen Automobilbetriebsstoff, während England ungefähr 2½ Mililonen Tonnen verbrauchte. Deutschland ist aber auf dem besten Wege, den Vorsprung Englands aufzuholen, und deshalb bin ich überzeugt, daß wir mit einer großen Zunahme der Kraftfahrzeuge und des Betriebsstoffverbrauches in Deutschland und in Zentraleuropa überhaupt zu rechnen haben. Ich glaube infolgedessen auch, daß eine Verknappung des Betriebsstoff- und insbesondere des Benzinmarktes auch für den Fall nicht unmöglich ist, daß die Rohölproduktion der mehrfach erwähnten Länder eine normale Entwicklung nimmt, weil es technisch kaum möglich sein dürfte, die Benzinerzeugungsstätten in demselben schnellen Tempo zu entwickeln, wie meiner Ansicht der Benzinverbrauch steigen wird.

Die Lage Deutschlands in dieser Beziehung unterscheidet sich ein wenig von derjenigen anderer Länder. Deutschland besitzt, abgesehen von seiner eigenen Rohöl- und Benzingewinnung, einen verhältnismäßig großen Anteil an der Welt-Benzolproduktion und dürfte auch als erstes Land synthetisches Benzin aus Kohle erzeugen. Es ist daher möglich, daß Deutschland auf Grund seiner eigenen Produktion an Betriebsmitteln etwas unabhängiger vom Weltbenzinmarkt wird als andere Länder. Inwieweit das der Fall sein wird, hängt in erster Linie davon ab, wann synthetisches Benzin in größeren Mengen auf den Markt kommen wird, denn es ist selbstverständlich nicht gleichgültig, ob 100 000 Tonnen synthetisches Benzin in Deutschland 1928 zum Verkaufe kämen, in welchem Jahr der Gesamtverbrauch Deutschlands an Betriebsstoffen etwa 1 300 000 Tonnen betragen dürfte, oder in einem späteren Jahre, in dem der Gesamtverbrauch weiter gestiegen sein wird. Es kommt darauf an, in welchem Verhältnis die deutsche Produktion an Benzol und Benzin zuzüglich derjenigen an synthetischem Benzin zu dem gesamten deutschen Betriebsstoffverbrauch steht. Wächst der allgemeine Verbrauch in bisherigem Tempo, so bleibt zunächst Deutschland für einen

großen Teil des Verbrauches immerhin vom Benzinimport abhängig und ist daher an der Entwicklung der ausländischen Benzinmärkte interessiert, auch deshalb, weil letzten Endes die Betriebsstoffpreise in Deutschland (also auch diejenigen von Benzol und synthetischem Benzin) mit den Benzinpreisen Schritt halten werden.

Es ist im Rahmen dieser Ausführungen nicht möglich, auch nur die wichtigsten Fragen der Betriebsstoffversorgung zu erschöpfen. Ich möchte nur noch einige Worte über das sogenannte „Klopfproblem" und zwar nur vom wirtschaftlichen Standpunkt aus, sagen. Von der idealen Seite aus gesehen, ist der kleindimensionierte Motor mit der größten Leistung das Erstrebenswerte. Das ist der Weg, den die deutsche Automobilkonstruktion vor dem Kriege gegangen ist, wo Deutschland damals in der glücklichen Lage war, einen erheblichen Teil seines Betriebsstoffverbrauches durch Benzol zu decken. Benzol gehört aber zu den stark kompressionsfähigen — also nicht klopfenden — Betriebsstoffen, die eben ein nach den obigen Gesichtspunkten konstruierter Motor erfordert. Durch die unerwartet schnelle Verbreitung des Automobilismus in der Welt ist es aber bald nicht mehr möglich gewesen, bei derartigen Motoren stehen zu bleiben, denn es war zu wenig Benzol (und Spezialbenzin mit den ungefähr gleichen Eigenschaften) vorrätig, um die große Anzahl von Automobilen speisen zu können. Man mußte also mit weniger guten Betriebsstoffen vorlieb nehmen und die Leistung der Motore verringern. Dieser Vorgang entsprach in Amerika allen vernünftigen wirtschaftlichen Erwägungen, denn Benzin in Amerika war sehr billig, und es war vom Standpunkt der gesamten Wirtschaft sicher vernünftiger, die Leistung des Automobilmotors zu verringern, dadurch aber die Herstellung einer sehr großen Anzahl von Automobilen, für die der mindere Betriebsstoff zur Verfügung stand, zu ermöglichen, als bei dem Bau von Motoren mit hoher Leistung zu beharren; denn das hätte zur Folge gehabt, daß der erforderliche Betriebsstoff nur für eine viel geringere Anzahl von Wagen vorhanden gewesen wäre.

Auf diese Weise entstand in Amerika der mit Bezug auf das Wagengewicht überdimensionierte Motor mit verhältnismäßig geringer Kompression, der — wie man zu sagen pflegt — „jeden Betriebsstoff frißt", während in Europa — namentlich in England und Deutschland — noch dauernd hochkomprimierte Motore erzeugt wurden. Die Not und die amerikanische Konkurrenz zwangen aber auch die europäischen Hersteller zu Konzessionen, und die Kompression der europäischen Automobilmotore ist im Durchschnitt gegen früher wesentlich herabgesetzt. Auf der anderen Seite bestreben sich die Amerikaner, die allmählich sehr niedrigen Kompressionsziffern ihrer Motore zu erhöhen, um die Wirtschaftlichkeit des Automobilfahrens — nachdem ihnen nunmehr die Verbreitung des Automobils über alle Maßen gelungen ist — zu heben. Da Amerika über sehr wenig Benzol verfügt, hat die amerika-

ische Chemie nach jahrelangem Studium verschiedene Stimulantia efunden, die, in ganz winzigen Mengen dem Benzin zugesetzt, die ompressionsfähigkeit im Motor erhöhen.

Der bekannteste Stimulans ist das Tetraäthylblei, mit dessen Einihrung vor kurzem auch in England begonnen wurde. Es steht zu rwarten, daß dieser Stoff demnächst auch in Deutschland erscheint nd dieselben Bedenken wegen seiner Gesundheitsschädlichkeit ausisen wird, die bereits in England und vorher in Amerika entstanden aren. Der bekannteste andere Benzin-Stimulans ist das Eisenarbonyl, welches die I. G. vor nicht langer Zeit in Deutschland auf en Markt gebracht hat und das auch mit verschiedenen Nachteilen für en Motor verbunden ist. Ob die Lösung des Kompressions- und lopfproblems in der Umkonstruierung des Automobilmotors in Anassung an die vorhandenen Betriebsstoffe zu suchen ist oder in der erbesserung des Betriebsstoffes — soweit technisch und chemisch öglich — ist schwer zu sagen. Die Verwendung der bisher bekannten imulantia ist jedenfalls aus verschiedenen Gründen nicht als eine dgültige Lösung anzusehen; vielleicht werden sich die Petroleumdustriellen und die Motorindustriellen in der Mitte treffen. Ihre Zummenarbeit ist in dieser und in anderen Fragen der Betriebsstoffrwendung nicht nur angezeigt, sondern unerläßlich. Gerade in den ereinigten Staaten hat die Kollaboration der Petroleumindustrie und r Motorerzeuger sowohl für die einen als für die anderen sehr gute gebnisse gezeitigt.

Ich habe mich bemüht, in dem Vorangehenden einige Streiflichter f die Petroleumindustrie in ihrer Auswirkung auf die Energiegwinnung zu werfen und darauf hinzuweisen, daß deren zukünftige twicklung allen daran Beteiligten, namentlich aber dem Techniker d Chemiker, ein sehr, sehr großes Feld der Betätigung bietet. Der sich traurige Umstand, daß Deutschland heute an der Weltroleumindustrie fast gar nicht beteiligt ist, braucht nicht gleichbedeutend damit zu sein, daß gerade die deutsche Technik und Chemie ihre langjährigen Erfahrungen in der Ölindustrie nicht auch weiter rden verwerten können.

Gaskrieg.

Von Major a. D. *Franz Carl Endres.*

Es wäre unnötig, sich über das Problem des Gaskrieges Gedank zu machen, wenn der Zustand Europas heute schon einen kommend Krieg unmöglich machen würde. Dem ist aber nicht so. Es w überall gerüstet, jeder Staat beklagt die Unsicherheit, in der gerade sich befindet, die kriegsdrohenden Phrasen Mussolinis können sich v heute auf morgen in kriegsbringende Taten verwandeln.

Eine wirkliche Konsolidierung europäischer Interessen hat n nicht angefangen.

Die Möglichkeit eines Zukunftskrieges zugeben, heißt also keins wegs, besonders pessimistisch urteilen. Wenn aber ein neuer Kr kommt, dann wird er das Gas als ein Hauptkampfmittel verwend Und zwar in einer Form der strategisch-taktisch-technischen Anwe dung, die bisher in der Geschichte noch niemals ihresgleichen e funden hat.

Man glaube nicht, den Krieg humanisieren zu können! Das s schöne Ideologien von militärischen Laien. Die Kriegführung ergrif stets das Mittel, das ihr den Sieg verspricht. Die Humanität des Mit oder seine Barbarei spielen gar keine Rolle. Nur aus Rücksicht auf die Propaganda des Gases als Kriegsmittel wird allerdings das Volk a orten angelogen, indem ihm versichert wird, daß die Wirkung der Gi gase gar nicht so schlimm sei. Es liegt natürlich im Interesse mi taristischer Gedankengänge, dieses entsetzliche neue Kriegsmittel en Völkern nicht so schlimm darzustellen, wie es ist. Denn man befürchte eine weitergreifende Abneigung der Massen, sich an einem solcen Kriege, wie ihn die Zukunft zeigen wird, zu beteiligen.

Jeder Gedanke daran, das Gas etwa auszuschalten und den k menden Krieg gaslos zu führen, ist unsinnig. Besonders deshalb, ei gerade das Gas keine großen Rüstungsvorbereitungen erfordert. Jede chemische Fabrik kann die in Betracht kommenden Gase in gr er Masse herstellen, jedes Flugzeug kann als Träger der kleinen Verga r- maschinen sofort in Aktion treten.

Es erscheint notwendig, den tröstlichen Gedanken, als könne an die Verwendung des Gases vertragsmäßig abschaffen, von vornhe in

ls in der Praxis unmöglich zu erkennen. Es gibt nur eine einzige lumanisierung des Krieges, und die heißt: den Krieg selbst verhindern.

Von Wichtigkeit ist es für den militärischen Laien, sich darüber lar zu werden, warum denn nun auf einmal das Gas so gefährlich ge-orden ist. Zunächst sei erwähnt, daß die Gase, die im Weltkrieg zur 'erwendung kamen, eine Art Kinderspielzeug gegen jene sind, die den taaten heute zur Verfügung stehen. Die Gastechnik hat enorme Fort-chritte gemacht. Und augenblicklich besitzen wir keine Universalmaske, ie gegen jede Art von Gas schützt. In der Verdünnung von einem eile Gas auf 10 Millionen Teile Luft wirken gewisse Giftgase schon dlich. Lange bevor man sie riecht, erliegt schon der menschliche örper der Intoxikation. Die zahlreichen Unglücksfälle bei der Her-ellung und den Versuchen mit den neuen Gasen haben schreckliche eweise seiner Wirksamkeit gegeben.

Immerhin könnte man sagen, daß ja auch die Brisanzgranate, wenn e trifft, die fürchterlichsten Wirkungen auf das Ziel ausübt. Das ist chtig. Aber das Entscheidende der Frage liegt in der Tatsache, daß in nem Zukunftskriege das erste und wichtigste Ziel nicht mehr die indliche Armee sein wird wie früher, sondern das ungeschützte, beitende und die Großstädte bewohnende Volk.

„Das Ziel des Angriffes hat sich verschoben. Nicht mehr der Sieg er die feindliche Armee ist das alleinige Ziel der Kriegführung, son-rn die Massakrierung der Zivilbevölkerung."

Diesen Gedanken, der den strategischen und technischen Vor-reitungen der Staaten entspricht, hat ein amerikanischer militärischer chmann mit diesen Worten brutal-aufrichtig ausgesprochen. Und er t Recht. Es ist so. Es hat gar keinen Zweck, diese neue Methode zu rleugnen oder zu verheimlichen. Sie ergab sich zwangsweise aus der litärischen, technischen, sozialen und wirtschaftlichen Entwicklung serer Zeit.

Militärisch ist die Entscheidung in der offenen Feldschlacht schwie-rer geworden. Das Bestreben und die Möglichkeit des Schwächeren, in festen Fronten den Angreifer zu dem lange Zeit beanspruchenden Durchbruch zu zwingen, verhindern die elegante, rasche Entscheidung früherer Schlachten. Es spielen hier eine ganze Reihe von besonderen Gründen mit, die zu diesem eigentümlichen Ergebnis geführt haben, die uns aber hier nicht weiter zu beschäftigen brauchen. Die Tatsache ist unabweisbar.

Andererseits aber ist die militärische Einzelleistung des Kämpfers in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr durch die Maschinenleistung ersetzt worden. Unsere Leser erinnern sich an Ausdrücke wie „Material-schlacht" und so weiter, die man schon im Weltkriege hören konnte. *Die Mechanisierung des Krieges* hat seit 1918 größte Fortschritte gemacht. Man versucht heute schon mit pilotenlosen Flugzeugen und U-Booten, die drahtlos von Zentralstationen gelenkt werden, zu arbeiten, man steht

vor der Erfindung von Apparaten, die auf große Entfernung hin Zün dungen drahtlos vornehmen können, kurz, der Ersatz des Mensche durch die Maschine schreitet in jenem rapiden Tempo fort, das unser gesamte Technik auszeichnet. In einem Zukunftskriege werden ungleic mehr Maschinen auf den Schlachtfeldern auftreten als bisher. Der Wel krieg zeigte hiervon nur einen schüchternen Anfang.

Was geht daraus hervor? Ohne Zweifel die Tatsache, daß die He stellung hinreichend wirksamer und zahlreicher Maschinen für den Krie heute schon militärisch wichtiger ist als die Masse der ausgehobene Soldaten. Die Zeiten der „rage du nombre" in bezug auf Heeresstärke ist vorbei. Nun beginnt die Konkurrenz in der Herstellung und Zahl d Maschinen. Der Krieg wird also in seinem Ergebnis in erster Lin abhängig von der industriellen Produktionskraft des eigenen Lande Mithin (das ist ein ganz einfacher Schluß) wird die Vernichtung d feindlichen Produktionskraft künftighin die militärische Wirkung ein großen Entscheidungsschlacht haben. Also? Auch das ist ganz einfac Also wird die Strategie mit Hilfe der Technik versuchen, die Produ tionskraft des feindlichen Landes schon in den ersten Stunden ein Zukunftskrieges zu vernichten. Nur das kann den Krieg abkürzen u zu einer raschen Entscheidung führen.

Dazu kommt, daß die Demokratisierung der Welt, die eine allg meine Erscheinung ist, die Regierungen wesentlich abhängiger vo Volkswillen und damit auch von Volksstimmungen gemacht hat, als d früher der Fall war. Selbst Diktatoren können sich im Kriege über die Volksstimmungen nicht so rücksichtslos hinwegsetzen, wie sie es et a der Öffentlichkeit zu sagen pflegen.

Auch diese Tatsache führt zu einer Veränderung der militärischn Ziele. Wir müssen uns hier daran erinnern, daß jeder Sieg ein psych logisch und niemals rein materiell begründeter ist. Das heißt: eine Trup e ist nicht dann geschlagen, wenn sie z. B. 50% Verluste hat, sondern r dann, wenn sie in diesem Falle nicht 51 % moralisch aushält. So kan es vorkommen, daß die eine Truppe mit 50 % Verlusten einen glä zenden Sieg davonträgt, die andere mit 25 % Verlusten eine kläglic Niederlage erleidet. Der Sieg ist also stets ein Sieg über den *Willen des Gegners.* Nicht die materielle Wirkung entscheidet direkt über Sieg u d Niederlage, sondern es entscheidet allein *die Vorstellung, die sich er von der materiellen Wirkung Betroffene von eben dieser Wirkung macht.*

Der beste Angriff wird also derjenige sein, der das Willenszentrum des Feindes am energischsten trifft. Darum wurden früher Trupp n geschlagen, nur weil im Handgemenge ihr Führer fiel. Den Eindruck dieses Führerverlustes konnten sie „nervös" nicht ertragen.

Das Willenszentrum der modernen Völker hat sich verschoben. Es liegt nicht mehr ausschließlich in den Herzen der an der Front stehenden Soldaten, sondern ebenso in der Heimat, bei den Massen der in der Kriegsindustrie Arbeitenden und bei den Massen der direkt in den Gro-

städten auf die Regierungen Wirkenden oder diese Regierungen sogar in der Hand Haltenden.

Beide Tatsachen, die Lebensnotwendigkeit der Produktion von Kriegsmaschinen und Kriegsgerät einerseits und die politische Empfindlichkeit moderner Regierungen andererseits zeigen ein militärisches Ziel *hinter der feindlichen Front,* in der Heimat des gegnerischen Volkes.

Wie aber dorthin gelangen? Früher war der Weg nur dann offen, wenn die feindliche Armee geschlagen war. Heute ist diese Absperrung der heimatlichen Willenszentren durch die eigene Armee nicht mehr möglich. Die Technik gibt im Flugzeug das Mittel, die Front zu überfliegen und, während an der Front noch kaum gefochten wird, der feindlichen Armee die Adern ihrer maßgebenden technischen Versorgung und Ergänzung zu durchschlagen und den Kriegswillen des feindlichen Volkes vollkommen zu brechen.

Es ergibt sich aus diesen Gedankengängen folgendes, hier ganz kurz und ohne jede phantastische Romantik gezeichnetes Bild:

Wenige Stunden nach der Kriegserklärung (unter Umständen schon bevor diese dem feindlichen Volke bekannt geworden ist) überfliegen die Massen der Flugzeuge die Grenze mit Richtungen und Aufträgen, die sie schon in den Mobilmachungsvorarbeiten genauestens erhalten haben. Sie erscheinen im wesentlichen in drei Gruppen. Eine Gruppe Kampfflugzeuge hat die Aufgabe, den Weg gegen die feindlichen Luftkräfte da zu öffnen, wo die Überraschung nicht glücken kann. Die zweite Gruppe, ausgerüstet mit Phosphorbomben, braust über ihr Ziel, eine Großstadt oder ein Zentrum von Fabriken und wirft die furchtbare Brandwirkung und erfahrungsgemäß sinnlose Panik erzeugenden Phosphorbomben ab. Der weiße Phosphor, den diese Bomben enthalten, ist durch Wasser nicht löschbar. Er verbrennt alles, auf das auch nur kleinste Teilchen von ihm fallen. Ist so die Panik erzeugt, fliehen die Menschen in die Keller und in scheinbar gedeckte Räume, so kommen gleich nach den Phosphorjägern die Flugzeuge mit den Vergasern und werfen diese neuen Höllenmaschinen über den Städten ab.

Die Wirkung ist so groß, daß wenige Vergaser (und ein Flugzeug kann bequem 600 mitführen) genügen, um ein Stadtviertel in ein Leichenfeld zu verwandeln. Mit zwei Flugzeugen ist eine recht ansehnliche Stadt zu vergiften. Das Gas ist kombiniert, so daß ein sehr feines Gas alle Masken durchschlägt, überall hindringt und die Menschen durch eine Reizwirkung zwingt, an die „frische Luft" zu kommen oder die Maske abzureißen. Dann aber wirkt der zweite Teil der Gaskombination, ein verbessertes Senfgas oder etwas noch Neueres, dessen chemische Zusammensetzung das größte Geheimnis aller Staaten bildet, und tötet die Menschen zu Tausenden, die sich zu retten glaubten.

Es möge der Phantasie unserer Leser überlassen bleiben, sich die Schreckensszenen vorzustellen, die sich da abspielen werden. Es liegt nicht in meiner Absicht, aus irgendeinem propagandistischen Grunde zu

erschrecken, sondern nur sachlich zu informieren und zur Diskussion und Bearbeitung dieses gewiß sehr wichtigen Problems anzuregen.

Die notgedrungen kurze Zusammenfassung dieses ersten Artikels über den ganzen Komplex verhindert mich ja auch daran, die Einzelheiten gleich so gründlich zu behandeln, daß jeder Einwand schon im vorhinein berücksichtigt ist.

Doch auf die wichtigsten Einwände und Vorschläge soll noch rasch eingegangen werden.

Zunächst die Ansicht, daß diesen Angriffen durch eigene Luftrüstung entgegengetreten werden könnte. Das hat wenig Aussicht. Denn der Verteidiger muß Hunderte von weit auseinanderliegenden Städten und Tausende von Fabriken schützen, während der Angreifer konzentriert, also dem verteilten Verteidiger stets weit überlegen seine Raids durchführen kann. Verzichtet der Verteidiger aber auf Verteilung seiner Kräfte und konzentriert sie auch, so wird er an einer Stelle viel leicht überlegen über den Angreifer sein, an hundert anderen Stellen aber sicher zu spät kommen.

Ich glaube daher, daß nach den ersten schlechten Erfahrungen mit der Luftverteidigung keine einzige Heeresleitung sich auf diese Art des Schutzes beschränken wird, die keinen Erfolg verbürgt, sondern daß sie ihr Heil nur darin suchen kann, ihrerseits Angriffe auf die Großstädte und industriellen Zentren des Feindes zu unternehmen. Es wird daher ein wüstes Wettmorden der Zivilbevölkerungen beider im Kriege miteinander stehenden Länder stattfinden, dessen Ergebnis an Verlusten an Entsetzen und Elend kein Vorbild in der ganzen an Grausamkeit so reichen Menschheitsgeschichte haben wird.

Um so ernstlicher bemühen sich heute schon Regierungen und Privatorganisationen um den *Schutz der Zivilbevölkerung*. Die Ansicht eines gasbegeisterten Professors, daß die Stadtbevölkerung sich ja der Gasangriff durch die Flucht entziehen könne, wird wohl allgemein als eine merkwürdige Verirrung angesehen werden können.

Diese Flucht vor dem Gase werden sich einige reiche Leute leisten können, aber die Masse wird sterben und viel größere Verluste erleiden als eine Truppe, die viel bessere Möglichkeiten des Schutzes schon rein technisch und dann auch in ihrer durch Disziplin gehärteten Zusammengehörigkeit hat als eine militärisch doch als amorph zu bezeichnende Masse von Nichtsoldaten.

Als Schutzmittel für die Zivilbevölkerung werden Gasmasken und die Herstellung von gassicheren Räumen erwähnt. Beide Arten von Schutz sind nicht hinreichend. Die Gasmaske sollte aus der Diskussion gestrichen werden. Abgesehen davon nämlich, daß man starke Prozente einer nichtsoldatischen Bevölkerung nicht mit der die Atmung doch immerhin beengenden Gasmaske versehen kann, erfordert die Instandhaltung, Verpassung und Aufbewahrung der Maske eine Disziplin, die nur bei der Truppe zu erreichen ist. Dann aber gibt es kein

jetzt noch kein Universalfilter, und die Benachrichtigung einer Stadtbevölkerung, welche Art von Gas im gegebenen Augenblick in Anwendung kommt (um danach den Spezialfilter zu wählen), ist unmöglich.

Die Herstellung von gassicheren Räumen müßte in jedem einzelnen Hause erfolgen. Abgesehen von den unsagbar hohen Kosten, die eine solche Einrichtung in der Gesamtheit erfordern würde, wären auch für jedes Haus Elektromotoren nötig (denn die einatmende Lunge müßte bei einem Raum durch einen saugenden Motor mit Filtervorrichtungen ersetzt werden). Wenn bei einem Gasangriff plötzlich tausende dieser Motore in Bewegung gesetzt würden, so könnte diese Leistung von den gewöhnlichen elektrischen Kraftquellen nicht vollzogen werden. Es ergeben sich aber dann auch noch andere unüberwindbare Schwierigkeiten, die jeder Leser bei gründlichem Durchdenken des Problems selbst finden kann.

Es bleiben also nur übrig: die künstlichen Windmaschinen, die das Gas verwehen, und die Antigasmaschinen, die ein das Giftgas paralysierendes Gas ausstoßen. Beide Arten von Maschinen sind noch nicht erfunden.

Das Problem des Volksschutzes ist noch keineswegs gelöst. Augenblicklich ist der Angreifer in jeder Hinsicht der Verteidigung und dem Schutze so sehr überlegen, daß die gesamte Frage in ein außerordentlich akutes Stadium eingetreten ist. Sie verdient das Interesse aller Kreise.

Die deutschen Wahlen.

Von *Karl Spiecker.*

Am 20. Mai haben von nahezu 39 Millionen stimmberechtigte Deutscher 30,7 Millionen für den Reichstag gewählt. Obwohl die Zahl der diesmal abgegebenen Stimmen um eine halbe Million höher war als die Zahl der Wähler im Dezember 1924, ist die Zahl der gewählten Reichstagsabgeordneten von 493 auf 490 zurückgegangen. Nicht weniger als 1 380 000 Stimmen sind durch die Zersplitterung auf Parteien, die kein Mandat zu erringen in der Lage waren, nutzlos abgegeben worden. Die unbestrittenen Sieger des 20. Mai sind die Sozialdemokraten und die Kommunisten auf der einen Seite, und auf der anderen die Wirtschaftspartei, die durch Hervorkehrung der Interessen des Mittelstandes einen starken Zulauf aus den Kreisen der kleinen Gewerbetreibenden und Hausbesitzer zu verbuchen hatte.

Die sozialdemokratische Partei hat ihre Mandatsziffer von 132 auf 152 zu erhöhen vermocht, die Kommunisten sind von 45 auf 54 gestiegen und die Wirtschaftspartei hat ihre Mandate von 17 auf 23 vermehren können. Die Deutschnationalen zählen im neuen Reichstag nur noch 73 aus eigener Kraft erworbene Sitze, wozu allerdings die 13 Mandate der „Christlichnationalen Bauernpartei" und drei Sitze des „Landbundes" hinzuzurechnen wären. Die Nationalsozialisten ziehen mit 12 Abgeordneten in den Reichstag ein, während der völkisch-nationale Block überhaupt kein Mandat mehr zu erringen vermocht hat. Neu zieht in den Reichstag mit zwei Mandaten die „Volksrechtspartei" ein, die sich besonders der Interessen der Inflationsgeschädigten annehmen will, und gleichfalls mit zwei Sitzen das „Sächsische Landvolk", das wohl den Deutschnationalen zuzurechnen ist.

Geschwächt kehren in den Reichstag die Parteien der Mitte zurück. Das Zentrum hat nur 61 von den bisher innegehabten 69 Sitzen zu erhalten vermocht; die Deutsche Volkspartei ist von 51 Mandaten auf 45 zurückgegangen, die Deutsch-demokratische Partei muß einen Verlust von 7 Mandaten verbuchen und zählt nur noch 25 Mitglieder, und auch die Bayerische Volkspartei hat von 19 Mandaten nur 16 retten können. Zur Mitte rechnet auch der republikanisch eingestellte „Deutsche Bauernbund", der 8 Sitze erworben hat.

Die Bedeutung des Ausfalls der Wahlen am 20. Mai erhellt indes rst aus dem Vergleich mit der Entwicklung der Stärkeverhältnisse er Parteien im Reichstag seit der Nationalversammlung in Weimar. Die Kommunisten, die in der Nationalversammlung noch gar nicht ertreten waren, brachten es im ersten, 1920 gewählten Reichstag auf ,4 Prozent der Abgeordneten. Diese Ziffer stieg nach den Maiwahlen 924 auf 13,2 Prozent, ging im Dezember 1924 auf 8,9 Prozent zurück nd ist jetzt wieder auf 11 Prozent gestiegen.

Die Sozialdemokraten stellten in der Nationalversammlung über 9 Prozent aller Abgeordneten. Die Spaltung der Partei, der Kampf it den Unabhängigen und den Kommunisten ließ diese Ziffer 1920 uf 24,2 Prozent und im Mai 1924 sogar auf 21,2 Prozent sinken. Im)ezember 1924 stieg sie indes wieder auf 26,5 Prozent an und beträgt tzt im neuen Reichstag 31,1 Prozent aller Abgeordneten.

Zält man die Mandatsziffern der Sozialdemokraten, Unabhängigen nd Kommunisten zusammen, so ist folgende Entwicklung festzu- ellen: Nationalversammlung 43,9 Prozent, Reichstag 1920 40,4 Prozent, aiwahlen 1924 34,4 Prozent, Dezemberwahlen 1924 35,4 Prozent, und tzt 42,1 Prozent. Die gesamte sozialistische Linke hat demnach im euen Reichstag den Anteil an den Mandaten des Reichstags nahezu ieder erreicht, den sie in der Nationalversammlung besaß.

Die Deutschnationalen, die in der Nationalversammlung 10,5 Pro- nt der Mandate innehatten, erreichten im ersten Reichstag 1920 ,1 Prozent, stiegen in den Maiwahlen 1924 auf 22,4 Prozent, be- upteten sich in den Dezemberwahlen 1924 mit 22,3 Prozent und sind tzt auf 15 Prozent heruntergefallen.

Am beachtlichsten aber ist die Entwicklung der parlamentarischen itte, die sich aus dem Zentrum, der Bayerischen Volkspartei, den emokraten und der Deutschen Volkspartei zusammensetzt. Diese itte verfügte in der Nationalversammlung über 43,9 Prozent der Man- te. Die Zahl ging im Jahre 1920 auf 42,9 Prozent, und im Mai 1924 r auf 32,2 Prozent zurück. Im Reichstag, der im Dezember 1924 wählt war, verstärkte sich der prozentuale Anteil der Mittelparteien f 34,8 Prozent und ist jetzt auf 30,1 Prozent herabgesunken. War e Mitte in der Nationalversammlung demnach ebenso stark wie die nze sozialistische Linke, so ist sie jetzt nicht einmal mehr so stark e die Sozialdemokratische Partei allein und um 12 Prozent schwächer e die gesamte sozialistische Linke.

Will man die innerpolitische Bedeutung der letzten Reichstags- hlen erfassen, wird man gut tun, gerade diese Schwächung der lamentarischen Mitte gebührend einzuschätzen. Denn nicht der rke Zuwachs der Sozialdemokratie und auch nicht die schweren rluste der Deutschnationalen geben den letzten Reichstagswahlen e Gepräge, sondern dieser Rückgang der Parteien der Mitte, die en- und außenpolitisch in den letzten Jahren die Hauptlast an Arbeit

und Verantwortung zu tragen hatten. Es ist leicht, die Gründe für den Gewinn der Sozialdemokratie und für den Verlust der Deutschnationalen aufzuweisen. Die Sozialdemokratie hat die Früchte jahrelanger, wenn auch verantwortungsbewußter Opposition geerntet, und die Deutschnationalen haben den unwiderstehlichen Drang, in der Regierung mitzuwirken und den daraus für sie resultierenden Zwang, innen- und außenpolitisch wahr zu machen, was sie in den Jahren der Opposition versprochen hatten, teuer bezahlt. Weniger offen liegen die Gründe, die für die Verluste der Mittelparteien mitbestimmend waren denn nicht das mißglückte Experiment der Rechtsregierung allein kann die Schwächung der Mitte erklären, da auch die demokratische Partei, die gegen die Rechtsregierung im Kampf gestanden hat, an den Verlusten der Mitte zahlenmäßig gleich, prozentual aber noch stärker als Zentrum und Deutsche Volkspartei beteiligt ist. Mögen bei der demokratischen Partei noch besondere Gründe für den Rückgang an Wählern und Mandaten mitgesprochen haben, vor allem vielleicht die insbesondere für den demokratischen Arbeiterwähler manchmal schwer erkennbare Parteigrenze nach links, so hat zweifellos doch auch die deutschdemokratische Partei Anteil an den Ursachen, die an der Schwächung der Mitte insgesamt gewirkt haben.

Man geht wohl nicht sehr fehl, wenn man diese Ursachen in vorwiegend wirtschaftspolitischen Erwägungen sucht. In den bislang überwiegend weltanschaulich begründeten und orientierten deutschen Parteien beginnt sich eine Scheidung der Geister nach wirtschaftspolitischen Gesichtspunkten zu vollziehen, die man in Schlagworten vielleicht als kapitalistische Reaktion und sozialwirtschaftlichen Fortschritt einfangen könnte. Es wird Aufgabe der politischen Führung der Parteien sein müssen, hier die Synthese zu finden und die Brücke zu schlagen, wenn dieser nicht mehr weltanschaulich, sondern wirtschaftspolitisch gerichtete Scheidungsprozeß das deutsche Parteiwesen nicht noch weiter zersplittern und die alten Parteien der Mitte nicht noch weiter schwächen und unterhöhlen soll. Programme und Richtlinien und Leitsätze werden da nicht mehr viel helfen können, sondern nur praktische politische Arbeit. Es bleibt abzuwarten, ob insbesondere im Zentrum, dessen Verluste am meisten Verwunderung erregt haben, da man seinen Besitzstand am gesichertsten glaubte, die feste Basis des Gemeinschaftsgedankens, der gerade dieser Partei immer eigen war, wieder klar herausgearbeitet und vor allem als werbekräftiges politisches Ziel hingestellt werden kann. Die Aufgabe des Zentrums, die Massen der Arbeiterschaft, des Proletariats, nicht immer unaufhaltsamer in das Lager des Sozialismus abwandern zu lassen, ist wohl noch nie so eindringlich vor Augen getreten, wie bei der letzten Reichstagswahl.

Daß gegen eine Partei von 152 Abgeordneten, die sich zudem noch gegen kommunistische Anfälle in einem fort verteidigen muß,

nicht länger regiert werden kann, wenn man die völlige Radikalisierung der sozialistischen Massen vermeiden will, ist nach diesem Ausfall der Wahlen eigentlich keine Streitfrage mehr. Wenn man zur Not auch die numerische Möglichkeit der Weimarer Koalition mit Einrechnung der 8 Stimmen des Deutschen Bauernbundes als gegeben ansieht, ist die Große Koalition mit Einschluß der Deutschen und auch der Bayerischen Volkspartei, vielleicht sogar auch der Wirtschaftspartei, nicht nur das politische, sondern auch das wirtschaftspolitische Gebot der Stunde. Es wäre für das deutsche Volk ein Gewinn, wenn im Reiche endlich einmal eine feste, von einer starken Mehrheit getragene Regierung daran gehen könnte, die drängenden wirtschafts- und sozialpolitischen Aufgaben einer Lösung zuzuführen und dadurch auch dem Gedanken der Volksgemeinschaft praktisch Bahn zu brechen.

Die außenpolitische Bedeutung des Wahlausgangs vom 20. Mai liegt auf der Hand und ist im Ausland allenthalben auch fast übereinstimmend gewertet worden. Die deutsche Außenpolitik, die auf dem Willen zur Verständigung und zur Vertragserfüllung beruht, hat die bis jetzt stärkste Zustimmung und Billigung durch das deutsche Volk gefunden. Der außenpolitische Kurs ist gesichert; der neue Reichstag hat außenpolitisch einen klar vorgezeichneten Weg zu gehen.

Rundfunk und Regierung.

Von Generalmajor *J. G. Harbord,* Präsident der Radio-Corporation von Amerika.

Es gibt vielleicht keine andere Erfindung unserer modernen Zivil sation, die das öffentliche Interesse an so vielen Punkten berührt wie d Rundfunk. Er ist von gleicher Bedeutung für den Fabrikanten wie fü den Händler, den reichen Mann in seinem Palast und den Arbeiter i seinem bescheidenen Heim. Er stellt große Ansprüche an das Gen des Erfinders und bietet dem Förderer und Finanzmann ein weite Feld der Betätigung. Von größter Wichtigkeit für den internationale Unterhändler, hat er bereits in internationalen Konferenzen, dem b liebten Zimmersport des modernen Diplomaten, eine große Rolle g spielt. Für die großen Völker ist er ein immer wachsendes Aktivum, w auch ein sich ewig komplizierendes Problem, während er für die absei liegenden, kleinen Länder ein Einbruchstor in das Welttheater bedeute Er ist eine Last für die Gerichte und eine Goldgrube für die Paten anwälte. Er läßt die Außenwelt die Isoliertheit des Landwirts durc brechen und mildert die Hilflosigkeit der Kranken. Er erlaubt de Staatsmann, dem Politiker, dem Demagogen, in die breitesten Massen z dringen und erzieht die Unwissenden; er gibt selbst den Kultiviertest Anregungen. Seit der Erfindung des Buchdrucks hat nichts die Mensc heit aller Rassen, aller Glaubensbekenntnisse und aller Breitengrade s stark ergriffen, wie der Rundfunk.

In unmittelbarer Aufstiegskette von der Dampfmaschine, de Dampfschiff, dem Telegraphen, Telephon, dem Lautsprecher und d Zeitung ist der Rundfunk das letzte Glied menschlicher Entwicklung un wissenschaftlicher Errungenschaften. Auf dem Gebiete der Geschäft welt, auf dem wunderbaren Feld der Musik, der Erziehung und Unte haltung, im Krieg wie im Frieden, in dem uralten Kampf nach besser Beziehungen und einer vollkommeneren Verständigung hat sich d Rundfunk als Mittler bewährt.

Wenn ich in diesem kurzen Aufsatz versuchen wollte, die Ei wirkung der Regierung auf den Rundfunk, statt die Wirkung des Run funks auf die Regierung zu schildern, so wäre die Bezeichnung kur sehr schlecht gewählt. Der Rundfunk erfreut sich nicht nur der Ehr

iner besonderen Rundfunkkommission, sondern er hat auch zu irgend-inem Zeitpunkt die Aufmerksamkeit jedes Gerichtes innerhalb unserer ırisprudenz auf sich gelenkt. Er wird durch die Wirkungssphäre des riegs-, Staats-, Marine-, Handels-, Landwirtschafts- und Justizministe-ums berührt. Er führt die Steuern an das Schatzamt ab und unter-ützt dabei die Konkurrenzfähigkeit der Regierung gegen die Interessen er privaten Rundfunkaktionäre. Es gibt kaum eine Industrie, die so iel Beachtung seitens unserer zeitgenössischen Staatsmänner gefunden at. Der Lärm der verschiedenen Rundfunksender wird durch den eiseren Schrei nach dem Monopol, der durch die Sitzungsräume des apitols gellt, erstickt. Keine andere Regierungstätigkeit ist je der esetzgeberischen Gewalt eines Aspiranten auf den Präsidentenposten ıtzogen worden, aus Angst, daß sie ihm dazu verhelfen könnte, nur n später einige Tage lang in der Wahlvorbereitungskampagne ihm ieder ausgehändigt zu werden und schließlich dem unsicheren Los ısgeliefert zu sein, das die gesetzgeberische Gleichgültigkeit gegenüber ivaten Unternehmungen charakterisiert und mit halb konfiskatorischen estimmungen das Anlagekapital tausender ehrlicher Amerikaner ge-hrdet.

Vor vier Jahren ist die Rundfunkgesellschaft, bei der ich mir mein gliches Brot verdiene, von der Federal Trade Commission verklagt ırden. Seit dieser Zeit haben in den wichtigsten Städten des Landes erhöre stattgefunden. Die Zeugenaussagen erstrecken sich auf ıusende von Seiten; die Dokumente haben die Zahl von Hundert reicht. Unsere Anwaltskosten belaufen sich bereits auf viele tausend ollar. Die Sache selbst hat das offizielle Leben jedes Mitgliedes der agenden Federal Trade Commission überlebt. Kein einziges Mitglied r Kommission stammt aus jener Zeit; keines wird wahrscheinlich bis ihrem phantastisch-komischen Ausgang leben. In allen diesen Jahren, allen diesen Städten, bei allen diesen tausenden Seiten von Zeugen-ssagen war noch nie ein Mitglied der Federal Trade Commission bei nem Verhör anwesend. Es heißt einfach, daß „man so etwas in den sseren Kommissionen nicht tut".

Es ließe sich viel, sehr viel von der Einwirkung der Regierung auf n Rundfunk sagen, und doch, wenn die Geschichte einmal erzählt rden würde, dürfte man die Tatsache nicht verschweigen, daß der ndfunk im allgemeinen sich des wohlwollenden Interesses unserer renden Regierungsstellen erfreut. Vorzeitige, allzureichliche Be-mmungen hätten eine Industrie verkrüppelt und gebunden, die zu er natürlichen Entwicklung eine gewisse Freiheit braucht. Ein zu ringes wohlwollendes Interesse und das vollkommene Ausbleiben einer nirolle hätten die Kunst durch den ihr eigenen Drang nach Gesetz-igkeit paralysiert. Wenn man diese frühe Kontrolle in Statuten tte festfrieren lassen, würde dies auf ihr Wachstum wie eine Stahl-stung gewirkt haben, die man einem heranwachsenden Kinde anlegt.

Man kann den Gesetzgebern kaum dankbar genug dafür sein, daß s solange der Versuchung widerstanden haben, ihre Namen mit eine Rundfunkgesetz zu verbinden. Das Handelsministerium mit seiner we gehenden Wirkungssphäre, durch einen der fähigsten Männer unser Generation geleitet, hat die Rundfunkindustrie in einer Weise angespor die keinerlei Parallelen in anderen Ländern besitzt. Das Staatsminist rium hat dem Rundfunk durch geschickte Förderung unserer Interess im Ausland gedient. Als der Kongreß schließlich die Federal Rad Commission ins Leben rief, fand er ein Chaos vor, das höchst beredsa für die Notwendigkeit eines gesetzgeberischen Eingreifens zeug Die Kommission selbst, die, aus Honorarmitgliedern bestehend, ohne jed technischen Hilfsstab arbeitete und dabei die Gewißheit besaß, si den Fluch derjenigen zuzuziehen, die bis dahin ungehindert ihre schä liche Rolle im Rundfunk spielen konnten, verdient die Achtung eins verständnisvollen Publikums, das sich dank ihrer Bemühungen d hochstehenden, sich von Tag zu Tag bessernden Rundfunkprogramm erfreut. Die Republiken sind so zurückhaltend in der Bezeugung ihr Dankbarkeit, daß man sogar zweifeln kann, ob sie überhaupt eine h sitzen, aber es ist nun höchste Zeit, daß man der Federal Radio Co mission einen Lorbeerkranz überreicht.

Wir leben in einer Zeit, in der die Demokratien in den großn Ländern der Welt eine Prüfung durchmachen, und vielleicht gibt s keine demokratische Regierung, die sich je einer solchen Achtung f freute wie in jenen zehn Jahre zurückliegenden Tagen, als wir in d Krieg geschickt wurden, um die Welt vom Krieg zu befreien. Italie Rußland und Spanien sind von Diktaturen in verschiedenen Form beherrscht. Selbst in unserem eigenen Lande verhält man sich o kritisch und zynisch zur Regierung, wie es in den Tagen meiner Juged unmöglich schien. Eine der grundsätzlichen Kriegsbestimmungn unserer Militärstelle verbietet die Schmähung oder die Beleidigung s Kongresses oder irgendwelcher Regierungsstelle. Man rechnet es sh heute zur Ehre an, sich über dieses Verbot ebenso hinwegzusetzen e über andere. Wozu brauchte man Krieg zu führen, um die Welt r die Demokratie reif zu machen? Sollte es wirklich wahr sein, dß Moral, Weißheit und Patriotismus nur in den niedrigeren Klassen u finden sind? Stimmt es, daß die demokratischen Regierungen die u fähigsten sind, die unsere Zivilisation kannte? Werden die Übel r Demokratie durch größere Demokratisierung aufgehoben? Warm träumte Plato von einem circulus vitiosus einer Diktatur, einer Aris kratie, einer Republik, einer Demokratie, nach der sich dann der Zyk s wiederholte? Läßt sich ein solcher Zauberkreis nicht vermeiden?

Ich gestehe, daß ich keine Antwort auf diese Fragen weiß. h bin vielleicht nicht so unbeugsam in meinem politischen Glauben, n von der Sicherheit durchdrungen zu sein, die die Fanatiker der Der kratie besitzen. Aber mein politisches Credo entstammt dem Glaubn,

ß eine demokratische Volksvertretung die beste Form einer Regierung
, die je von einem Menschen erfunden wurde und daß man hoffen
nn — denn es gibt keinen Glauben ohne Hoffnung — den Charakter
d die Intelligenz der Wählerschaft zu heben und es dem Wähler zu
nöglichen, den Mann zu kennen, für den er seine Stimme abgibt. Einer
r antiken griechischen Redner glaubte, daß zweitausend Menschen
e Höchstgrenze einer demokratischen Wählerschaft bilden, denn dies
i die Höchstzahl von Menschen, die durch eine menschliche Stimme
reicht und bewegt werden könne. Im letzten Jahre hat Präsident
olidge mehr als einmal zu einer Zuhörerschaft von mehr als dreißig
llionen Rundfunkteilnehmern gesprochen. In der kommenden Prä-
lentschaftskampagne wird man häufig zu einer solchen Menge
rechen, wenn die großen politischen Parteien Redner stellen können,
e Anspruch auf eine Zuhörerschaft von einem solchen Ausmaß haben.
r den Rundfunk wird die große Gelegenheit kommen, sich zu be-
hren, indem er den Charakter und das Intelligenzniveau der nicht
enden Wählerschaft hebt.

Eine organisierte Regierung jeder Art war schon immer von Ver-
dungen abhängig. Die Zivilisation hat sie nie entbehren können. Von
n Tagen der römischen Landstraßen angefangen durch die lange
olution der Wasserfahrzeuge, der Schienenstränge, der Dampfeisen-
nen und Schiffe bis zu den Automobilen und Flugzeugen waren
Verbindungen immer die Vorbedingung einer guten Regierung.
der Tudorepoche in England entsprach einer rohen und heftigen
gierung jener Zeit der Mangel ausreichender Verbindungen. Der
d der Königin Elisabeth ist in den fernen Winkeln von Devonshire
t bekannt geworden, nachdem ihre Untertanen in den zugänglichsten
ɑfschaften aufgehört hatten, die jungfräuliche Königin zu beweinen.
Fßwege aus den Zeiten Elisabeths wurden zu Fahrstraßen in den
Zten der Stuarts, die Fahrstraßen wurden zu Heerstraßen unter dem
us Hannover. Die geregelten Kanäle von heute waren vor fünfzehn
ren für die frühen Liebhaber des Rundfunks eine unbetretene Welt.
experimentellen Fußtapfen Marconis in seinen ersten Arbeiten sind
te zu Verbindungsstraßen geworden, die den Völkern dienen.

Die Fähigkeit und Wirksamkeit einer Regierung hängt zum großen
l davon ab, ob der Staatsbürger sie richtig versteht, und zwar nicht
die geschriebenen Gesetze und ihre Politik, sondern auch ihr
niger greifbares Beiwerk, ihre Theorie und ihre Absichten. Hier
t die wichtigste Rolle des Rundfunks. Er vermittelt den Menschen den
auen Wortlaut jeder politischen Erklärung und jeder Meinungsäuße-
g. Er geht selbst über die Macht des gedruckten Wortes hinaus, denn
vermittelt den genauen Ton und die Emphase einer solchen Er-
rung. Seine Genauigkeit wird nur durch die Fähigkeit des Sprechers,
verständlich zu machen, eingeschränkt. Zu dieser Höhe hat der
dfunk die Vermittlung des Intellektes gehoben. Er ist einer der

Maßstäbe der Freiheit, die die Wissenschaft uns zur Verfügung stel
Bis zum Auftauchen des Rundfunks und zu seinem Siegeszug dur
jedes Heim wurden moderne Regierungen durch die Angst geschrec
daß die sich immer weitenden Entfernungen die Wählermassen von d
verantwortlichen Ausführungsorganen der nationalen, staatlichen u
munizipalen Regierung trennten. Der Rundfunk wurde zu einer neu
Kontaktmöglichkeit für uns, zu einer Art von Pufferstaat der politisch
Intelligenz, mit all den Möglichkeiten der Übertreibung und Verzerrun
die sich aus einer solchen Lage ergeben.

Die Politiker, erfahrene Kenner der Menschennatur, waren si
schon seit den Fackelzügen der Vergangenheit, dem Abküssen d
Kinder und dem Händeschütteln der Kandidaten des Wertes des p
sönlichen Kontaktes bewußt. Die Werbemittel haben sich mit d
Zeiten geändert. Große Ansprachen haben den herumziehenden, für si
selbst agitierenden Wahlredner ersetzt. Man muß der Presse unse
Landes Dank dafür wissen, daß sie in den letzten Jahren große p
tische Schlachten in den Spalten der Zeitungen ausgefochten hat, u
die Herausgeber und Redakteure — da sie nun einmal Menschen sind
auf die Argumente reagieren, die die Politiker kapitalisieren; m
muß dankbar dafür sein, daß unsere besten Zeitungen sich bemüh
die parteiliche Stellungnahme durch den Dienst an der Allgeme
heit, die politischen Kämpfe durch politische Aufklärung zu
setzen.

Die größte Gefahr der Demokratie in allen Zeiten war der Dem
goge. Sein Name selbst geht auf die Uranfänge der Regierungen
rück. Die Kunst eines Redners, die Gewalt einer häufig wiederhol
Behauptung, das Geheimnis der persönlichen, magnetischen Wirkug,
die Führergabe und der Mechanismus der Ansteckung haben auf ie
Massen zu allen Zeiten gewirkt. Die Demokratie ist, wie wir wiss
etwas Künstliches, denn sie kommt in der Natur nicht vor. Wenn Le
wesen zusammenkommen, ob sie Tiere niedrigerer Gattung oer
Menschen sind, stellen sie sich instinktiv unter die Autorität ei
Führers. Wenn der Führer der Menschen sich von hohen Beweggrün
leiten läßt, übt er einen günstigen Einfluß aus. Wenn er von niedri
Motiven ausgeht, wird die Demokratie bedroht. Die Menge gehor
immer dem Mann mit einem starken Willen, der sich aufzuzwin
weiß. Der einzelne verliert mitten im Mob seine Willenskraft und s
instinktiv zu dem Manne auf, der die ihm fehlende Fähigkeit bes
Hier bietet sich die große Gelegenheit für einen Beschwörer der Mas
— sei er Demagoge oder Patriot. Die Zuhörer denken und überle
nicht. Ihre Reaktion ist häufig von ihrem Urteil über eine Sache
abhängig. Sie folgen blind der Führung. Von einem Robespierre
führt, hetzen sie den König auf das Schaffot. Im mächtigen Bann ei
Roosevelt wird im Jahre 1912 eine große politische Partei gespreg
Der Schrei „Er hat uns den Krieg erspart“ bringt im Jahre 1916 ei

Mann ins Weiße Haus zurück, der sechs Monate später mit akademischer Würde und unbeweglicher Miene derselben Menge die Notwendigkeit des Krieges mit Deutschland erklärt.

Die Veränderung, die der Rundfunk herbeiführen wird, ergibt sich us der Tatsache, daß selbst bei einer Zuhörerschaft von dreißig Milonen die Ansteckung der Masse ausgeschlossen ist. Die magnetische Virkung des Redners kühlt sich ab, wenn sie durch das Mikrophon eht. Die leidenschaftliche Geste verflüchtigt sich ungesehen. Der lühende Satz verbleicht in der Farbe. Das leuchtende Auge trifft auf einen antwortenden Blick. Jeder Hörer, der zu den dreißig Millionen ihlt, wird in der Stille seines eigenen Heimes zum individuellen Zuörer. Er ist von dem Einfluß der Massenpsychologie frei. Nur die ogik der Sache selbst, die der Redner darlegt, entscheidet. Die tmosphäre einer großen Versammlung hat etwas an sich, das dem urchschnittsmenschen nicht erlaubt, eine Sache nach ihrem Verdienst beurteilen. Er kann nicht die Ehrlichkeit eines Menschen, der zu ihm richt, ermessen und sich nicht Rechenschaft darüber ablegen, ob r Betreffende wirklich an das glaubt, was er sagt. Beim Rundfunk nt diese Stimme in die Stille unseres Heims hinein. Wir sitzen in serer Bibliothek, in einem Raum, in dem wir zu arbeiten und nachdenken pflegen, in einer uns gewohnten Umgebung. Wenn wir dort mselben Manne zuhören, kennen wir ihn besser als mitten in der enge. Der Ton seiner Stimme allein, der ruhig und überlegen ist, enn er im Radio spricht, läßt uns seine Ehrlichkeit oder seinen angel an Ehrlichkeit erkennen. So groß auch die verschiedenen Gaben r Wissenschaft an die Menschheit waren, gab es vielleicht keine, die die Bedeutung des Radios für die Wissenschaft der Regierung heranicht. Es stellt den Demagogen bloß, gibt dem Gutmeinenden die öglichkeit, es dem Volke zu beweisen, dem Ehrlichen, die Massen von iner Ehrlichkeit zu überzeugen. Ich wiederhole noch einmal mein aubensbekenntnis, daß eine geregelte Form der Demokratie die beste heute gefundene Regierungsform ist, aber diese Regierung kann cht besser sein als die große Masse der Wähler, die ihre solide Grundge bildet. Der Rundfunk gibt den Wählern die Möglichkeit, zu erfahren, wofür und für wen sie stimmen, und darauf stützt sich die Hoffng derjenigen, die ihr Land aus tiefster Seele lieben.

Ich habe die Möglichkeiten dargelegt, wie ich sie vor mir sehe, sowohl als Staatsbürger, der das größte Interesse an der Demokratie nes Landes besitzt, wie auch als ein Mitglied der Rundfunkindustrie. e breiten Massen werden darüber entscheiden, auf welche Weise dieses geheure Werkzeug zur Lösung unserer nationalen Probleme angewandt werden kann. Die Wirtschaftspolitiker und Staatsmänner issen die Technik einer politischen Erziehung durch den Rundfunk arbeiten und dürfen dabei nicht vergessen, daß diese Verbreitungsthode sich eher an die Masse als an den einzelnen richtet und daß

die Zuhörer beim Rundfunk Unterhaltung und nicht Erziehung suche
Ihre Worte müssen daher dem gemeinsamen Nenner der Massenintelli
genz angepaßt sein.

Der Rundfunk ist die einzige Möglichkeit einer sofortigen, kollek
tiven Verbindung, die bis jetzt ein Menschenhirn ersonnen hat. Heu
bringt sie uns den Ton; morgen wird sie uns auch das Bild bringe
Wenn ich zu den Propheten gehören würde, könnte ich vielleicht b
haupten, daß wir in der Präsidentschaftskampagne von 1932 durch de
Rundfunk sowohl hören wie sehen werden. Aber selbst in seine
heutigen Zustand verbindet er die Hörer, führt zur Besserung der B
ziehungen und fördert einen dauernden Frieden. Das gedruckte Wo
wird schon durch Radiowellen über Erde und Meer übermittelt. D
internationale Rundfunk wird zum Gemeinplatz werden. Die europäisc
Oper und die unvergleichliche Musik der großen südlich liegenden Lä
der werden Nacht für Nacht im amerikanischen Heim erklingen. D
Tempelglocken von Asien werden für uns ertönen, und aus diese
Lande der Religionen wird uns die Philosophie seiner alten Rassen übe
mittelt werden. Alte und neue Zivilisationen werden in derselben inte
lektuellen Begeisterung, in demselben künstlerischen Empfinden z
sammenklingen. Die Gedankenströmungen der ganzen Menschheit we
den miteinander verschmelzen. Ihre Ebbe und Flut wird nicht läng
von trennenden Meeren behindert sein. Wenn einmal unglücklicherwei
wieder die Zeit der Gefahr heraufbrechen sollte, wird der Rundfu
unserem Präsidenten ermöglichen, mit seiner eigenen Stimme zu M
lionen von Menschen zu sprechen, sie persönlich zur Unterstützu
unserer Regierung und unserer Institutionen anzurufen. Wenn die Z
kunft unserer Demokratie, wie ich glaube, von unserer Wählerschaft a
hängt, wird es dem Rundfunk zum höchsten Ruhme gereichen, der a
anderen Wunder überstrahlt, daß er unsere Demokratie zur erst
dauernden Demokratie der Welt machen wird — denn bis jetzt h
noch nie eine Epoche der Geschichte den Sieg einer bleibenden Dem
kratie verzeichnet.

Wem gehört das Souveränitätsrecht über die Mandatsgebiete?

Von *Dr. Fernando Ganzina.*

Die in dieser Überschrift enthaltene Frage ist gerade in der letzten Zeit zum Gegenstand lebhafter Erörterungen geworden. Es machten sich dabei drei verschiedene Auffassungen geltend: seitens mehr oder weniger interessierter Kreise wird die Behauptung aufgestellt, die einzelnen Mandatsstaaten seien im vollen Besitz der Hoheitsrechte über die fraglichen Gebiete, andere möchten diese Rechte ohne weiteres dem Völkerbund zusprechen, während von dritter Seite die Alliierten in ihrer Gesamtheit als alleinige Träger der fraglichen Souveränität betrachtet werden.

Das Problem, das gleichzeitig juridischer und politischer Natur ist, verdient die größte Aufmerksamkeit, und seine Lösung in diesem oder jenem Sinne ist für die interessierten Mächte von erster Bedeutung.

Wir werden uns unsererseits auf die juristische Behandlung dieser Angelegenheit beschränken und sie vor allen Dingen an Hand der historischen Tatsachen zu deuten versuchen.

Wir wollen uns zuerst den Gang der Ereignisse etwas näher ansehen. Deutschland und die Türkei haben auf Grund des Vertrages von Versailles § 119, bzw. des Traktates von Sèvres § 132 auf die Hoheitsrechte über sämtliche überseeischen, außerhalb der eigenen Grenzen gelegenen Gebiete zugunsten der Alliierten verzichtet. Ferner wurde in der Völkerbundssatzungen, dem sogenannten „covenant", seitens der alliierten Mächte in den üblichen, zu jener Zeit aber besonders hochklingenden Worten die feierliche Erklärung abgegeben, die Förderung des Wohlstandes und des Fortschrittes derjenigen Völkerschaften und Gebiete, die infolge des Krieges sich nicht mehr unter der Oberhoheit ihrer früheren Besitzer befinden, sei heilige Pflicht der Zivilisation. Mit der Aufgabe, diese Gebiete, die für ein selbständiges Staatswesen noch nicht reif sind, zu verwalten, sollten die fortgeschrittenen Mächte als Beauftragte des Völkerbundes betraut werden. Die Art des Mandats solle dem Zivilisationsgrade, der geographischen Lage, den ökonomischen Bedingungen der betreffenden Gebiete angepaßt werden, und auf der Basis dieser und ähnlicher Kriterien wurden drei Mandatsgruppen aufgestellt, die sogenannten Mandate A, B und C.

Im Gegensatz zu der im Absatz 2 des § 22 der Satzungen enthaltenen Bestimmungen, daß die mit einem Mandat beauftragte Macht im Auftrage des Völkerbundes und für ihn das betreffende Gebiet zu verwalten habe, wurde die Verteilung der Mandate von den Alliierten durchgeführt, und sie waren es auch, die Frist und Bedingungen der einzelnen Mandate nach eigenem Gutdünken festsetzten.

Dem Völkerbunde blieb nichts anderes übrig, als die von den Alliierten gefaßten Beschlüsse zu bestätigen.

*

Diese kurze Entstehungsgeschichte der Mandate beweist klar und eindeutig, daß die alliierten Mächte weder gewillt waren noch beabsichtigt haben, irgendwie auf die durch die Friedensverträge erlangten Souveränitätsrechte zu verzichten. § 119 des Vertrages von Versailles wurde niemals als hinfällig erklärt, und in diesem Sinne kann weder der § 22 der Satzungen noch irgendein Punkt der Mandatsbestimmungen gedeutet werden.

Ein elementarer Rechtsgrundsatz lehrt uns, daß nur ein späteres Gesetz ein bereits bestehendes als ungültig erklären kann. Darf es vom Artikel 22 gesagt werden? Diese Frage ist ohne weiteres zu verneinen, denn § 22 und § 119 sind gleichzeitig zur Veröffentlichung gelangt und müssen deshalb als Teilbestimmungen der juristischen Regelung des Mandatsproblems aufgefaßt werden.

Die Tatsache, daß die Alliierten in einem Vertrag die Erwerbung der Hoheitsrechte erklären und gleichzeitig einen bestimmten Staat mit der Verwaltung der fraglichen Gebiete betrauen, kann nur in dem Sinne gedeutet werden, daß die erwerbenden Mächte auf ihre neuen Souveränitätsrechte nicht verzichten, sondern nur gewillt sind, deren Ausübung einem bestimmten Staate zu überlassen.

Ein derartiger Verzicht wurde auch später niemals geleistet, im Gegenteil. Die ganze Handlungsweise der Alliierten war eine dauernde, auf die Wahrung dieser Rechte hinzielende Willenserklärung.

Am 6. Mai 1919 verteilten die Alliierten die Mandate über die früheren deutschen Gebiete; ein Jahr später (25. April 1920) in San Remo geschieht dasselbe mit den von der Türkei abgetretenen Territorien. Der im Juli 1920 in St. Sebastian tagende Völkerbund wird somit vor eine vollendete Tatsache gestellt, und der Rat erklärt unter dem Druck der Großmächte, daß den Alliierten das Recht zustehe, die Mandatsstaaten zu bestimmen, ferner die Grenzen der Mandatsgebiete und die Bedingungen der Mandatssatzungen festzusetzen.

In demselben Sinne, und zwar in überaus eindeutiger Form, wurden die §§ 94 und 95 des Vertrages von Sèvres abgefaßt. In diesen zwei Artikeln wird erklärt, daß die Festsetzung der Grenzen von Palästina, Syrien und Mesopotamien, wie auch die Wahl der Mandatsmächte, auf Grund der Völkerbundssatzungen (§ 22) ausschließliches Recht der Alliierten ist. Dieselben Mächte erklären im § 132 des genannten Ver-

rages ihr Einverständnis mit der Übernahme aller derjenigen Hoheits-echte, auf die die Türkei zugunsten der Gegenpartei verzichtet hat.

Die hier dargelegte Entstehungsgeschichte der Mandate zeigt klar nd eindeutig, daß die von gewisser Seite vertretene Ansicht, die Alliierten hätten bereits auf ihre neuerworbenen Hoheitsrechte Verzicht eleistet, im besten Falle auf einem Mißverständnis beruht und somit hne weiteres zurückzuweisen ist. Besonders verwunderlich erscheint ie Absicht, einen derartigen Verzicht aus dem § 22 der Satzungen bleiten zu wollen.

Die Souveränitätsabtretung ist ein Akt von größter internationaler Bedeutung und kann keinesfalls in zweideutiger, ja fast versteckter Form or sich gehen.

Um die Funktion und Stellung des Völkerbundes innerhalb der euen Institution der Mandate richtig zu verstehen, muß zwischen zwei Momenten ihrer Entstehungsgeschichte scharf unterschieden werden:

1. Verzicht seitens Deutschlands und der Türkei zugunsten der alliierten Mächte,
2. Verleihung der Mandate seitens des Völkerbundes auf Grund der von den Alliierten getroffenen Vereinbarungen.

Der Völkerbund ist somit ausführendes Organ der Verteilung, während ie Alliierten beschließendes Organ sind. Ferner wurde dem Völker-nde das Recht der Kontrolle über die Ausübung der Mandate erliehen. Obgleich oft von Mandatsmächten im Auftrage des Völker-ndes gesprochen wird, hat der letztere weder Mandatsvollmachten ver-ehen noch diesbezügliche Satzungen erlassen. Der Völkerbund ist usschließlich Kontrollorgan; er hat festzustellen, ob eine gewisse Norm achtet wird und ob die einzelnen Mandatssatzungen in ihrer Gesamt-eit befolgt werden.

Dieses Recht der Kontrolle wurde dem Völkerbund kraft des § 22 ugesprochen. Man war somit bestrebt, einem Prinzip, das an und für ch absurd ist, den Schein einer einwandfreien Rechtsform zu geben. it einem Worte, man wollte das juristisch Unmögliche möglich machen: e Mandatsgebiete, deren Souveränität den Alliierten als Gesamtheit hört, sollten im Auftrage des Völkerbundes verwaltet werden.

Die Tatsache bleibt, daß sämtliche Rechte der Mandatsmächte, die war gemäß den einzelnen Mandatstypen verschiedene Form annehmen, in ihrer Gesamtheit aber als Ausübung der Souveränität aufzufassen nd, ihre Rechtsquelle in den Beschlüssen der Alliierten finden. Die iierten Mächte, als Träger der Oberhoheit, haben mittels des Völker-ndes die Ausübung der betreffenden Rechte den einzelnen Mandats-aten überlassen. Die Ausübung wird seitens des Völkerbundes genau ntrolliert, um jede Abweichung von den edlen, in dem § 22 der tzungen festgesetzten Zielen zu verhindern. Das erwähnte Ziel ist, ch den Worten der Völkerbundssatzungen, Förderung der Zivilisie-ng der dem Mandat unterstellten Gebiete, und zwar bis die betreffende

Bevölkerung die zur Führung eines selbständigen Staatswesens not wendige Reife erlangt hat.

Die Tatsache, daß eine derartige Kontrolle seitens des Völkerbundes ausgeübt werden kann, ja soll, beweist eindeutig, daß die einzelnen Mandatsmächte nicht im Besitz der Souveränität über die Mandatsgebiete sind. Souveränität heißt uneingeschränktes Verfügungsrecht, ist also mit keinerlei Kontrolle seitens Dritter vereinbar. Der Völkerbund hat übrigens in letzter Zeit die Gelegenheit gehabt, sich in diesem Sinne und zwar in recht energischer und nicht minder eindeutiger Form auszusprechen.

Die Regierung Südafrikas hat anläßlich des Berichts über einen mit Portugiesisch-Angola geschlossenen Vertrag sich die Worte „im Besitze der Hoheitsrechte" entgleiten lassen.

Es sei dahingestellt, inwiefern dieser Satz nur einem unschuldigen Versehen zugeschrieben werden darf. Tatsache bleibt, daß der Völkerbund sich energisch eine derartige Redewendung verbat.

Aus unseren vorhergehenden Ausführungen geht aber deutlich hervor, daß auch der Völkerbund nicht im Besitze der fraglichen Souveränität ist. Seine Aufgabe bleibt es, die friedliche Zusammenarbeit der Völker zu fördern und kriegerische Auseinandersetzungen zu verhindern. Es handelt sich um eine Körperschaft, die zwecks Schlichtung internationaler Streitigkeiten mit besonderen Mitteln ausgestattet ist. Der Völkerbund ist also weder Staat noch Überstaat, und folglich muß ihm jegliches Recht der territorialen Souveränität ohne weiteres abgesprochen werden. Wem gehören also diese so heiß umstrittenen Hoheitsrechte?

Es bleibt nur eine einzige zulässige Lösung: rechtmäßige Träger der Souveränität über die Mandatsgebiete sind die Alliierten in ihrer Gesamtheit, da diese Mächte weder in dem oft mißverstandenen und noch öfters mißdeuteten § 22 der Völkerbundssatzungen, noch irgendwie anders auf diese Rechte Verzicht geleistet haben.

Paris als Flugstadt.

Von *Dr. Peter Supf.*

Zur Eröffnung des Expreß-Flugdienstes Berlin—Paris am 28. April 1928.

Paris, die ewig bewegliche, ewig bewegte Stadt, allem Neuen hold, on jedem Fortschritt des Geistes mit raschem Eifer erfüllt, hat sich uch dem Luftsport von seinen ersten Anfängen an mit Leidenschaft ugewandt.

Zu Tausenden zogen die Pariser Bürger hinaus nach Versailles, m sich am 19. September 1785 den Aufstieg des phantastischen, mit inem Hammel, einem Hahn und einer Ente bemannten Ballons der Brüder Montgolfier anzusehen. In Gegenwart des Dauphins und des lofes überflogen die beiden französischen Edelleute Pilatre de Rozier nd Marquis d'Arlandes am 23. November 1783 als erste Paris. Dreiunderttausend Zuschauer, so wird berichtet, waren zugegen, als Charles nd Robert am 1. Dezember 1783 die erste größere Luftfahrt unternahmen. Zur Erinnerung an diese Tat befindet sich eine Marmortafel eben dem großen Gittertor, das den Jardin des Tuileries nach dem lace de la Concorde hin öffnet.

Die erstaunten Augen der Pariser erblickten am 22. September 1885 as erste lenkbare Luftschiff des Hauptmanns Renard, das sich von harles Meudon her Paris näherte. Am 16. Oktober 1901 umflog antos-Dumont im lenkbaren Luftschiff den Eifelturm. Und als, erutigt durch die alle Welt in Staunen versetzenden Erfolge der Brüder Vright im Jahre 1906, dem Todesjahre des deutschen Altmeisters Otto ilienthal, französische Flieger in schneller Folge Weltrekord auf Weltkord aufstellten, da war es Paris, das wie keine andere Stadt seine ufthelden feierte. Die Namen von Chanute, Santos-Dumont, Farman, lériot, Carros, Latham waren in aller Munde.

Während des Krieges entwickelte sich aus dem Luftsport mit oßer Schnelligkeit die gefährliche „Fünfte Waffe", die Kriegsfliegerei. er Pariser Flughafen in Le Bourget wurde zu einem der größten ilitärischen Flughäfen der Welt. So fest lag in Frankreich das Flugesen in den Händen der militärischen Verwaltung, daß, als nach eendigung des Krieges die anderen Länder darangingen, das Flugzeug den Dienst eines regelmäßigen friedlichen Luftverkehrs zu stellen,

man in Frankreich längst nicht in dem erwarteten Ausmaß diesen Beispiel folgte.

Zwar unterstützte die Regierung sofort mit erheblichen Subventionen die Privatgesellschaften, die sich gebildet hatten, um den Verkehrsflug zu organisieren. Aber auch diese Subventionen wurden zunächst im wesentlichen unter militärisch-politischen Gesichtspunkten verteilt.

Im Jahre 1919 war die Compagnie des Messageries Aérienne gegründet worden, an der sich Farman, Blériot, Caudron, Brégue Morane und Renault beteiligten, um die Hauptstrecke Paris—London regelmäßig zu befliegen. Es gelang ihr, wenigstens zeitweise, im Frachtverkehr die englische Konkurrenz zu schlagen. Aber sie konnte es nicht verhindern, daß die später in der Imperial Airways aufgegangene Handley Page die über Frankreich führende Linie von London über Paris nach Basel an sich brachte. Dazu kamen im gleichen Jahr und zum Dienst auf der gleichen Strecke zwei weitere Gesellschaften die Compagnie Transaérienne und die Compagnie des Grands Express Aériens, die bis zum Jahre 1922 mit der erstgenannten Gesellschaft heftig konkurrierten, bis alle drei Gesellschaften sich in der „Air Union" vereinigten. Hierbei trat Farman aus dem Verband aus und gründete seine eigene Gesellschaft „Lignes Aériennes Farman", die in Konkurrenz mit der holländischen Gesellschaft Koninklijke Luchtwaart Maatschappij die Strecke Paris—Brüssel—Amsterdam befliegt. Sie verständigte sich am 26. Mai 1926 mit der Deutschen Luft-Hansa über den gemeinsamen Dienst auf der Strecke Paris—Berlin.

Im gleichen Jahre und am gleichen Tage eröffnete die Air Union zwei neue nach Süden führende Linien Paris—Lyon—Marseille und Paris—Lyon—Genf. Sie erweiterte nach Fusionierung mit der Compagnie Aéronavale ihren Flugdienst von Marseille aus über Ajaccio nach der Nordküste Afrikas und plant neue Linien nach Athen und Bagdad zum Anschluß an die englische Linie nach Indien.

Zur Luftverbindung mit den Kolonien richtete die Gesellschaft Latecoère einen regelmäßigen Flugverkehr ein von Toulouse nach Barcelona, Alicante, Casablanca und Dakar, der nach Algier und Oran hin ausgedehnt wurde und während des marokkanischen Feldzuges wichtige Dienste leistete.

Mit tschechischer Beteiligung versieht ferner die sogenannte „Cidna" (Compagnie Internationale de Navigation Aérienne) den Dienst auf den Strecken Paris—Straßburg—Nürnberg—Prag—Warschau und Paris—Straßburg—Nürnberg—Budapest—Angora.

Auf der Strecke Paris—London verkehren die großen, hell und freundlich eingerichteten, zweimotorigen Goliath-Farman-Maschinen. Auf der Berliner und Amsterdamer Strecke wird der große, viermotorige und der kleinere, schnelle, etwas enge Jabiru-Typ verwandt. Auf den anderen Linien fliegt meist der einmotorige Gaudron.

In flacher, nur nach Nordosten zu hügeliger Landschaft liegt der Flughafen Le Bourget, ein wenig weit von Paris entfernt, aber durch einen bequemen, vom Grand Hotel abgehenden Autodienst mit ihm verbunden.

Die militärischen Flughallen liegen in gewaltigem Bogen weit ab vom öffentlichen Flugplatz. Im weißen, schlicht gebauten Stationsgebäude befindet sich außer dem Zollamt ein Restaurant mit Vor- und Dachgarten, von dem aus Zuschauer dem Starten und Landen zusehen können. Eine ganze Reihe leichter, luftiger Holz- und Steinhäuschen liegt dahinter, in denen sich die Büros der einzelnen Gesellschaften befinden, darunter auch die Verkaufsstelle der ganz vorzüglichen Luftbildaufnahmen der Compagnie Aérienne Française, die gleichzeitig kurze Rundflüge über Paris ausführt. Die Flughallen der verschiedenen Gesellschaften liegen in kurzem Bogen daneben.

Von besonderem Interesse ist die meteorologische Station. Hier laufen die Berichte sämtlicher Wetterwarten Frankreichs zusammen. Auf großen Wandkarten werden durch eckige und farbige Blechfähnchen Windrichtung, Windstärke und Sicht kundgetan. Ein Blick auf die Karte gibt dem Piloten vor dem Abflug ein Gesamtbild der Wetterverhältnisse auf seiner Strecke.

Die jungen, gebräunten französischen Piloten machen durchweg einen guten und zuverlässigen Eindruck.

Merkwürdig freilich mutet es an, wenn man bei der großen und ehrlichen Begeisterung, die das französische Volk den Taten seiner Flieger entgegenbringt, aus der Statistik entnimmt, daß seine Beteiligung am Luftverkehr sehr gering ist. Nur etwa 7 bis 8 % der in Le Bourget ankommenden oder abfliegenden Passagiere sind französischer Herkunft gegenüber etwa 75 % Engländern und Amerikanern. Sehr viel tiefer noch muß der Fluggedanke dringen — nicht in Frankreich allein.

Gewiß, viel tragen gerade die Leistungen hervorragender französischer Flieger dazu bei. Der Ruhm läßt sie nicht ruhen. Dreimal schlugen sie innerhalb von zwei Monaten den Weltrekord im Entfernungsflug in gerader Linie, die Brüder Arrachart mit 4250 km, Girier und Dardilly mit 4750 km und Challe und Weiser mit 5200 km. Am 1. September 1926 konnten diese beiden französischen Offiziere nach Paris melden: „Bien arrivés, sans escale, Bender Abbas". Der große Flug nach Indien, dem Märchenland des Ostens, war ihnen in 2 Stunden ohne Landung gelungen.

Das Jahr 1927 brachte neue Rekorde und kühne Überlandflüge nach dem fernen Osten und über die Wüstengebiete Afrikas. Es brachte den Tod zweier Helden, Nungesser und Colli, die am 27. Mai 1927 auf den Ozean hinausflogen. Über allen glänzte der Name Pelletier d'Oisys. An gleichen Tage, dem 14. April 1928, an dem in Paris die Nachricht eintraf, daß der deutsche Luft-Hansa-Kapitän Köhl, in Begleitung des Barons von Hünefeld und des irischen Hauptmanns Fitzmaurice mit

ihrer einmotorigen Junkersmaschine an der Küste von Labrador gelandet seien, den ersten Ozeanflug von Osten nach Westen vollendend, wurden in Le Bourget die Fliegeroffiziere Costes und Brix von ihrem Flug „Rund um die Erde" zurückerwartet, auf dem sie Buenos-Aires, New York, San Francisco, Tokio, Calcutta, Bagdad, Athen und Rom berührt hatten. 60 000 km wurden von ihnen in 187 Tagen und 338 Flugstunden zurückgelegt. Wenige Tage zuvor waren Gerardot und Cornillon von ihrem Wüstenfluge nach Dakar zurückgekehrt. Der „Scarabée d'Or", mit dem de Haardt und Andoin-Dubreuil die Sahara überquert hatte, wird heute im Dome des Invalides aufbewahrt.

Aber alle diese das Volk begeisternden sportlichen Leistungen können die ernsteren, wirtschaftlich und verkehrspolitisch denkenden Köpfe Frankreichs nicht darüber hinwegtäuschen, daß Frankreich im regelmäßigen Verkehrsflug hinter anderen Ländern zurückgeblieben ist.

„Wir haben Rekorde geschlagen und vielbewunderte Flugtaten vollbracht", schreibt Jacques Mortane in seinem ausgezeichneten (soeben auch deutsch bei Orell Füßli in Zürich erschienenen) Buche über „Das Neue Deutschland". „Aber wir haben uns wenig für den Passagierflug interessiert. Wir haben die Luftfahrt aufgebaut, aber dann — und das muß einmal gesagt werden — haben wir uns überflügeln lassen."

Der „Quotidien" vom 16. Februar 1928 ruft zu energischer Tätigkeit mit folgendem Hinweis auf: „Frankreich und Deutschland gewähren ihren Handelsfluglinien Beihilfen in gleicher Höhe: 120 Millionen Francs jährlich. In Deutschland zählt man 69 Flugstrecken — und sie funktionieren; in Frankreich 10, von denen gewisse, wie z. B. Marseille-Algier seit vier Jahren nur auf dem Papier stehen."

In gemeinsamer Arbeit mit der Deutschen Luft-Hansa hat sich die Linie Paris—Berlin kräftig entwickelt. Vom 28. April 1928 ab vollzieht sich der regelmäßige Luftverkehr in siebenstündiger Flugzeit mit nur noch einer Landung in Köln. An den Sonntagen verbindet ein *Expreß-Flug* in fünf Stunden die beiden Hauptstädte.

Paris als Flugstadt ist jung, jung und neu wie heute noch alles, was mit der Luftfahrt zusammenhängt. Viele Geister im alten Europa setzen ihre Hoffnung auf diese Jugend. Das Flugzeug sei der Friedensbote dieser neuen Zeit!

Bücher-Rundschau.

olitische Prognose für Deutschland. Von Willi Hellpach, S. Fischer-Verlag, Berlin.

Der Heidelberger Universitäts-rofessor und ehemalige badische taatspräsident versucht in diesem nfangreichen Buche, Deutschlands ukunft aus der Kenntnis deutscher egenwart heraus zu erschauen. m zu diesem Zukunftsbilde zu ge-ngen, räumt er mit allen Vorur-len, allen Voreingenommenheiten d falschen Vorstellungen über die utsche Geistesart auf. Den inter-santesten Teil seines Buches bilden e rassenpsychologischen Unter-chungen über das Wesen des eutschtums. Mit seinem ausgezeich-ten wissenschaftlichen Apparat derlegt er die völkische These vom utschen Rassevolk. Er weist auf s Mischmasch der Typen hin, die i Deutschland vorherrschen, aus en sich kein reiner nordischer ypus herausschälen läßt. Statt die utsche Einheit auf Blutsverwand-schaft zurückzuführen, was einen sschluß vieler urdeutscher Typen voraussetzen würde, leitet er sie aus n Zusammenschluß der Stämme ab nd läßt nur einen entscheidenden ssekern gelten, um den sich das manentum herumkristallisierte. ch der unerhört aufschlußreichen ntersuchung der Stammeigenschaf-te, die er in einer fesselnden Weise childert, hebt Hellpach die deutsche esensart hervor und zerstört dabei vie nicht nur im Ausland, sondern auch bei uns geläufige Begriffe. „Der Deutsche ist ein schlechter Beobachter", schreibt er zum Beispiel. „Der Realismus ist jederzeit die schwächste Seite des deutschen Wesens geblieben." Er weist auf die Überwucherung durch die Phantasie, ja Phantastik hin und erklärt den allgemeinen Irrtum von der deutschen Nüchternheit durch die Tatsache, daß der Deutsche ein „Spezialist der Realität" ist, die er sich durch einen förmlichen „Akkomodationskrampf" anzueignen versucht. „Der deutschen Phantastik fehlt die Realvision, wie ich es einmal nennen möchte. Ihre Schauungen sind ewig illusionär." Der Hang zur Romantik, der jedem wirklichen Deutschen anhaftet, wird von Hellpach in einer fesselnden Weise aus der Tatsache erklärt, daß dem Deutschen Pathos und Humor fehlen, durch die der Lateiner und der Engländer sein Sentiment entwaffnet. „Kein Volk ist so triebhaft gut wie die Deutschen," meint Hellpach, „aber das Widerspruchsvolle im deutschen Wesen ist, daß sein Gutsein sich in unberechenbaren, schwer erträglichen Formen auswirkt." Die deutsche Phantastik bedingt auch die ewige Unzufriedenheit im deutschen Volke. „Die Deutschen sind in der Tat ein Volk, das umso unzufriedener wird, je besser es ihm geht." Die gemeindeutsche Geistesart, wie Hellpach sie nennt, bleibt trotz der Differenzierung der Stämme und der lokalen Eigenarten bestehen. Sie ist es auch, die dem Deutschen die Anpassung an die Umwelt, an die Notwendigkeit der Staatsordnung erschwert. „Wahrlich, dem Deutschen macht es am schwersten die Natur in ihnen", ruft er aus. Aus dieser „Widerborstigkeit unseres Nationalcharakters" leitet Hellpach die geringe Politisierung der Volksmassen her. Er hält das Politischsein nicht

für eine Eigenschaft. die nicht erlernbar wäre. „Der politische Mensch kommt nicht zur Welt. Ihn macht die Zeit." Aber die Politisierung der Deutschen scheitert an der Vielfältigkeit der deutschen Charaktereigenschaften, und er meint, das Volk müsse viel einförmiger werden, um politisch zu werden.

Nach dem sehr interessanten Teil des Buches, wo der Gelehrte Hellpach unendlich viel Licht in die komplizierte Wirrnis des deutschen Charakters hineinträgt, kommt der Politiker zu Worte, der die Verteilung der politischen Kräfte in Deutschland untersucht, sie historisch herleitet und sich bemüht, sie in das heutige Staatswesen einzuordnen. Hellpach entwirft ein großzügiges Programm der Demokratie, die er in erster Linie auf das evangelische Bauerntum stützen will. Er weist mit Recht darauf hin, daß das Zentrum den einzigen geistigen Gehalt in die Staatsform goß, aber er bestreitet, daß der Katholizismus eine Stütze oder, wie er sagt, ein Bürge der Demokratie sein kann, denn die hierarchische Ordnung widerspricht dem Wesen der Demokratie selbst. Er möchte seiner Partei die breite Grundlage des evangelischen Bauerntums geben, in der richtigen Erkenntnis, daß dieser kleinen Gruppe der Führer heute noch jede breite Volksunterlage fehlt. Aber ein solches Programm scheitert schon an der Zusammensetzung der Partei selbst, und Hellpach wird wohl auch in den Reihen seiner Freunde keine begeisterten Anhänger finden. Vielleicht wäre es besser gewesen, wenn Hellpach, der eine der interessantesten Persönlichkeiten des heutigen politischen Lebens ist, der in das Alltagsgetriebe des Parteiwesens sein ungeheures wissenschaftliches Rüstzeug und dabei seine wunderbare geistige Frische und Elastizität, seinen Reichtum an Einfällen und seine Fülle von Erfahrungen hineinträgt, die er in der Zeit seiner Tätigkeit als langjähriger Kultusminister und badischer Staatspräsident gesammelt hat, dieses Buch erst geschriebe hätte, nachdem er eine Zeitlang al Parlamentsmitglied die parlamen tarische Maschine besser und gründ licher in ihren Funktionen kennen gelernt hätte. Er hätte dann viel leicht auch seine tiefe Abneigun gegen Berlin, die „unbeliebtest Stadt in Deutschland", etwas über wunden, hätte die Vorteile der deut schen Reichshauptstadt besser ein schätzen können als in den hastige Besuchen, von denen man gehetzt un erschöpft heimkommt. Er würd Berlin vielleicht nicht so unbedin als ..eine Gefahr für das deutsch Volksleben" empfinden und auf d seltsame Idee gekommen sein, Fran furt am Main als zweite Reichshaup stadt vorzuschlagen. Im Grun seiner Seele blüht auch in ihm, de Deutschen par excellence, die Roma tik der Kleinstadt, der Stille un Sammlung. So zum Beispiel, wer er behauptet, daß die Weimarer Ve fassung deshalb nur so gut wurde, w man sie in Weimar, fern von Berli beschloß. Trotz dieser Abneigun gegen Berlin und Preußentum find er sich seufzend mit der Idee des Ei heitsstaates ab, der ihm als ein „no wendiges Übel" erscheint, das i Grunde genommen dem germanisch Wesen widerstrebt. Aus diesem T des Buches erweist sich, daß He pach der Gelehrte, Hellpach dem P litiker überlegen ist. Auch seine Au führungen über die Außenpolitik, e eine Fülle von treffenden Beobac tungen, ausgezeichneten Parallel zwingenden Prägungen bring leiden unter der etwas akademisch Kühle, in die die leidenschaftlich Auseinandersetzungen der Stun übertragen werden. So taktisch ric tig manchmal solche Ausführung in der Tagespresse erscheinen, seltsam nehmen sich diese im Fl befindlichen Dinge aus, wenn sie in der akademischen Buchform fe frieren. Ein größerer Einblick in das Getriebe internationaler Verhan lungen hätte Hellpach vielleicht dan bewogen, die Mahnung Gambetti,

nmer daran denken, nie davon den", zu beherzigen. So prinzipiell htig auch vieles ist, so ist doch nches aus dem Zusammenhang gesen und deshalb schief gesehen. s Tatsächliche ist häufig durch die rne großzügig verschleiert, durch n Mangel an Erfahrung verfälscht, Werturteile über einzelne Persönlichkeiten sind längst durch die Ereignisse überholt und korrigiert. Jedenfalls gibt Hellpach in diesem Buch der Demokratie ein Programm, das sie sich wohl kaum zu eigen machen wird, das aber konstruktiv viel höher steht als alles, was die Parteimaschine bis jetzt hervorzubringen imstande war.

Antonina Vallentin.

Rundschau

riegsschulden und Reparationen.

Die „Nation" vom 5. Mai bringt en interessanten Aufsatz von I. M. Keynes über die Kriegsschulden. Keynes meint, daß, obwohl in der Diskussion über Kriegsschulden augenblicklich eine Pause eingetreten ist, das Problem sehr bald wieder aufgerollt werden wird. Er weist auf den Ursprung der interalliierten Schulden hin, die im Anfang von den Schuldnern sicherlich nicht als gewöhnliche, rückzahlbare Anleihen angesehen wurden. Er zeigt auf den logischen Widerspruch, der darin liegt, daß als zum Beispiel England nach Italien Munition schickte, es Italien die Kosten dafür aufbürdete, während es später, als es nicht nur Kanonen, sondern auch Artilleriesoldaten sandte, nichts dafür forderte. „Nachdem Amerika in den Krieg eintrat, war seine Beteiligung eine Zeitlang tatsächlich finanzieller Natur, da es noch nicht bereit war, auf irgendeine andere Weise zu helfen. Solange Amerika Material und Munition für die Alliierten schickte, ließ es sich dafür bezahlen. Dies ist der Ursprung unserer Kriegsschuld. Sobald es jedoch Soldaten schickte, die die Munition selbst verbrauchten, hat es uns nichts dafür berechnet. Es ist offensichtlich nicht sehr logisch, daß wir jetzt Amerika Geld schulden, nicht, weil es uns soviel helfen konnte, sondern weil es uns zuerst, da es ihm an Soldaten fehlte, so wenig zu helfen vermochte." Keynes betont, daß Großbritannien von Amerika Geld entliehen habe, um es an seine Alliierten weiterzugeben. Nachdem Amerika in den Krieg eintrat, hat es Großbritannien 850 Millionen Pfund geliehen, während Großbritannien in derselben Zeit seinen Alliierten 750 Millionen Pfund borgte und insgesamt seinen Kriegsverbündeten 1600 Millionen Pfund geliehen hatte. Großbritannien vertrat immer den Standpunkt, daß diese Anleihen keine geschäftlichen Transaktionen waren und nicht als solche behandelt werden dürfen. Und heute noch ist England derselben Ansicht, die es im Jahre 1922 in der Balfour-Note aussprach, und es wäre bereit, auf seine eigenen Ansprüche an Deutschland und die Alliierten zu verzichten, falls die Vereinigten Staaten ihre britischen Schulden annullieren würden. Durch eine solche Vereinbarung würde Großbritannien auf dem Papier zweimal soviel aufgeben wie es gewinnen würde. Nach dem Abkommen, das geschlossen wurde, nachdem die Vereinigten Staaten dieses Angebot zurückgewiesen hatten, muß Großbritannien Amerika jährlich bis zum Jahre 1933 eine Summe von 33 Millionen Pfund zahlen, die sich bis 1984, wenn die ganze Schuld abgezahlt sein wird, auf eine Annuität von 38 Millionen Pfund

erhöhen wird. „Wir sollen an die Vereinigten Staaten sechzig Jahre lang eine Summe zahlen, die so hoch ist wie zwei Drittel der Kosten unserer Marine und die die Gesamtausgaben für das Erziehungswesen und die Gesamtsumme unserer Vorkriegsschulden übersteigt. Diese Annuität ist höher als die gesamten Normalerträge unserer Kohlengruben nebst den Gewinnen unserer Handelsmarine.“ Im Jahre 1928 wird Großbritannien 12 Millionen Pfund von seinen Alliierten erhalten, im Jahre 1933 17 Millionen. Auf diese Weise wird es noch immer 20 Millionen Pfund mehr zahlen als es bekommt. „Wenn die normale Dawes-Annuität ihre volle Höhe erreicht hat, wird England ungefähr 22 Millionen Pfund jährlich bekommen. Nach dem Voranschlag von Churchill werden sich im Finanzjahr 1928 unsere Zahlungen auf 32 845 000 Pfund belaufen und unsere Gesamteinnahmen auf 32 Millionen Pfund. Aber es ist nicht wahrscheinlich, daß diese Einnahmen sich verwirklichen lassen.“ Aber selbst wenn die deutschen Zahlungen in voller Höhe geleistet werden sollten, würden die Vereinigten Staaten als Maximum an Zahlungen 78 Millionen Pfund jährlich von den 117 Millionen Pfund, die die Alliierten von Deutschland bekommen sollen, erhalten, das heißt 67%, während Großbritannien kaum seine eigenen Zahlungen davon leisten kann. Keynes bezeichnet Amerika als den einzigen Nutznießer der Reparationen. „Ich habe die Rechnung in dieser Form aufgestellt, weil sie heute sehr klar erweist, warum nach der Ansicht der Alliierten die Frage der weiteren Herabsetzung der Reparationen mit der Frage ihrer eigenen Verpflichtungen gegen die Vereinigten Staaten so eng verbunden ist. Die offizielle amerikanische Behauptung, daß es keine Verbindung zwischen den beiden Schuldenarten gibt, ist nur ein sehr durchsichtiger Vorwand. An jeder Änderung des Dawes-Planes muß Amerika auf irgendeine Weise beteiligt sein, aber jede Konzession, die es zu machen bereit wäre, wird schlie[ß]lich den Alliierten und Deutschla[nd] zugute kommen, da Großbritanni[en] auf alle Zahlungen verzichtet h[at]. Wenn alles oder fast alles, w[as] Deutschland an Reparationen zal[lt] nicht dazu verwendet wird, um den a[n]gerichteten Schaden gut zu mach[en], sondern um die Vereinigten Staa[ten] für ihre Unterstützung im geme[in]samen Kampf zu bezahlen, so sche[int] diese Lösung allgemein untragbar [zu] sein und im Widerspruch zu den [Er]klärungen der Amerikaner zu steh[en], die sie abgaben, als sie in den Kr[ieg] eintraten.“

In der amerikanischen „New R[e]public“ schreibt Ernest Minor P[a]tterson über den sogenannten Repa[ra]tionsplan der Bankiers, über den [in] Europa und Amerika schon viel [di]skutiert wird. Dieser Plan, der n[och] nicht in endgültiger Fassung vorli[egt], stellt sich in seinen Grundzügen [fo]lgendermaßen dar: Die nominelle H[öhe] der deutschen Schulden soll [von] 132 Milliarden Mark auf ungef[ähr] 32 Milliarden herabgesetzt werden. [Die] Hälfte dieser Summe, das h[eißt] 16 Milliarden, soll auf den G[eld]märkten der Welt in Obligationen [der] deutschen Eisenbahnen und der d[eut]schen Industrie verkauft werden. [Die] Vereinigten Staaten sollen sich [mit] dem Ertrag dieses Verkaufs begü[n]gen und dafür die interalliierten Sch[ul]den annullieren. Die übrigen 16 [Mil]liarden Mark sollen auf dem Schuld[en]konto Deutschlands verbleiben [und] aus dem Reichshaushalt bezahlt w[er]den. Dieser Vorschlag trifft in [der] Linie auf den Widerstand der V[er]einigten Staaten, die sich mit [der] Summe von 16 Milliarden Mark n[icht] begnügen wollen. Auch die Gläubi[ger] Deutschlands sind noch nicht be[reit], ihre Reparationsansprüche herab[zu]setzen. Patterson betrachtet die [Op]position gegen diesen Plan als sin[nlos] und verhängnisvoll. „Einmal [muß] etwas in bezug auf die Schulden [ge]tan werden. Die Schuldner emp[fin]den ihre Höhe als unerträglich, [und] auch in den Gläubigerländern [sind]

e der Ansicht, daß die Ansprüche erechtigt und nicht realisierbar l. Fast jeder Plan, der eine weitere absetzung vorschlägt, scheint bes- zu sein als die jetzige Lage. . . . Reparationsansprüche stützen sich die Behauptung von der deutschen inschuld am Kriege, dessen wirk- r Ursprung auf die wirtschaft- en und politischen Wirrnisse der en hundert Jahre vor dem Aus- h des Krieges zurückgeht. . . . Deutschland nicht 132 Milliarden k zahlen kann, steht seit langem Der Dawes-Plan hat es schwei- l anerkannt, und man hält jetzt mein die Zeit für gekommen, um Gesamtschuld Deutschlands bzusetzen. Aber der Dawes-Plan eine Zahlung von mindestens Milliarden jährlich vor, das heißt einer Gesamtschuld von 50 Mil- en. Es wird immer klarer, daß Summe, selbst wenn sie in schland aufgebracht werden te, nicht transferiert werden . Bei einer Herabsetzung der mtschuld auf 32 Milliarden würde bei 5% Verzinsung der Gesamt- ne die Annuität auf 1,6 Milliarden fen (mit dem Amortisierungs- nt auf 1920 Millionen). Der chlag, 16 Milliarden Mark in ationen auf dem amerikanischen t herauszugeben, würde statt der ikanischen Regierung die ameri- chen Zeichner zu Gläubigern schlands machen. Die Erleichte- die man Deutschland zukommen das heißt die Herabsetzung von illiarden auf 1,92 Milliarden, ist geringer Bedeutung. Die Trans- ung der Annuitäten ist in etzten Jahren nur dadurch mög- geworden, daß Deutschland durch kanische Anleihen in den Besitz Devisen kam. Die Schwierig- der Transferierung würden noch dadurch verschärft werden, ine Hälfte der Ansprüche sich in Händen der amerikanischen r befinden würde. „In jedem würden wir Amerikaner die Ver- den sein. Eine weitere Herab- setzung oder Annullierung der Reparationszahlungen muß unbedingt eintreten. Die Forderung nach der Annullierung der interalliierten Schulden wird mit den Jahren immer lauter erhoben werden. Bei einer solchen Annullierung scheinen die Vereinigten Staaten zu verlieren, während andere dabei gewinnen, aber in Wirklichkeit erleidet man keinen Verlust, wenn man etwas aufgibt, was man nie bekommen würde. Wenn ein solcher Verlust jedenfalls zu erwarten ist, ist es besser, wenn er vom Schatzamt getragen und auf alle Steuerzahler gleichmäßig verteilt wird, als daß die Inhaber bestimmter Obligationen darunter leiden müssen."

Amerikanische Friedenspolitik.

Senator Borah schreibt in der „Europe Nouvelle" vom 19. Mai über die Bedeutung des Wortes „Sich in Bereitschaft halten" in Anbetracht der gegenwärtigen internationalen Beziehungen. „Werden die Völker mit Hilfe von Schlachtschiffen und Kreuzern, von Heer und Marine diese Bereitschaft erreichen? Wird man die Sicherheit durch die Entwicklung der Rüstungen oder durch die Erhöhung des Wohlstandes und der Ruhe der Völker finden? Ohne Zweifel auf die zweite Art und Weise... Eine Bevölkerung in Ruhe und Wohlstand wird mehr zum Frieden der Welt beitragen als eine mächtige Marine und vollkommene Rüstungen. Die Regierungen werden in Zukunft gegen das wirtschaftliche Elend und die politische Agitation der Untertanen kämpfen müssen. Die Probleme der Zukunft werden sich eher aus den Beziehungen zwischen Regierung und Regierten, als aus den Beziehungen zwischen den Regierungen ergeben." Borah führt die heutige Unzufriedenheit der Welt auf die immer steigenden Steuern zurück. Die Notwendigkeit der Steuererhöhungen ergibt sich aus der wachsenden Last der Bürokratie und der Bürde des Militärhaushaltes. Man versucht heute noch,

die Klagen der Bevölkerung durch das Schreckgespenst der bolschewistischen Gefahr zu ersticken. „Aber es wird ein Tag kommen, an dem diese bolschewistische Drohung nicht genügen wird. Das Übel muß behandelt werden, und es braucht ein anderes Heilmittel als die geheimnisvolle Anwendung bedrohlich klingender Worte... Man greift zu jedem Vorwand, zu jeder mehr oder minder willkürlichen Annahme, um das neue Flottenbauprogramm zu rechtfertigen. Wenn die Führer der verschiedenen Völker ein solches Programm in die Tat umsetzen, werden sie die Massen verraten, die schon heute zur Verzweiflung getrieben werden. . . . Die größten Hindernisse des Friedens und der Sicherheit der Welt sind meiner Ansicht nach die ungeheuren öffentlichen Schulden, die auf jedem Lande wuchten, und dann die wachsende fiskalische Last, die das physische und moralische Wohlbehagen des Volkes zerstört, auf das sich die Regierungen im Notfall stützen müssen, und schließlich die Entwicklung der mächtigen Bürokratie, die den Steuerzahlern die unnützen Verwaltungskosten und die Verschwendung der Funktionäre auferlegen und auf diese Weise jede Initiative und jeden Individualismus zerstören, die die Voraussetzung eines guten Staatsbürgers sind. Es ist noch nicht zu spät, um die in Genf begangenen Fehler gutzumachen. . . Die Lehre, die man aus dem deutsch-englischen Rüstungswettstreit von 1905 und 1911/12 ziehen kann, darf weder vergessen noch mißverstanden werden. Die Geschichte kennt auch Wiederholungen, und dieselbe Tragödie kann sich noch einmal mit unheilvolleren und viel schrecklicheren Folgen abspielen."

Kellogg-Pakt und Frankreich.

In der „Revue de Paris" vom 15. Mai versucht Jules Cambon den Standpunkt zu verteidigen, daß die Sonderabkommen sich mit der Stru tur des Völkerbundes durchaus Einklang bringen lassen. „Die int nationalen Abkommen oder, um klarer zu benennen, die Bündnis bilden die Basis des sogenannten e ropäischen Gleichgewichts, wie m es in der heute unmodern geworden Diplomatensprache nennt. Euro hatte das Glück, daß die Kräfte d Großmächte sich das Gleichgewi hielten, das die Staatsmänner zu ein gewissen Mäßigung zwang und sicherste Garantie der Unabhäng keit der kleineren Staaten bildete. . Die Ordnung der Natur selbst beru auf dem Gleichgewicht aller E mente, und dort, wo sie durch ein Kataklysmus zerstört wird, fällt al in das Chaos zurück. Warum soll solche großen Körper wie die e zelnen Völker eine Ausnahme v der allgemeinen Regel bilden? unterzeichnenden Mächte des Völk bundpaktes haben sich zwar v pflichtet, den status quo zu erhalt der nach dem letzten Kriege gebil wurde. Darin liegt eine ernsth Garantie eines dauernden Friede aber alle Verträge sind den mens lichen Gesetzen unterworfen, und, Albert Sorrel behauptet hat, die Autorität der Verträge ändert sich den Bedingungen, die ihren Urspr bestimmen. Die Zeit, und die allein bewirkt die Hinfälligkeit Verträge. . . . Es gibt keine Vertr selbst wenn sie von den gerechtes unparteiischsten und großzügig Menschen entworfen wurden, nicht in irgendeinem Punkt Recht verletzen oder eine Hoffn enttäuschen. Und wenn man sie Tage nach ihrer Unterzeichnung videieren will, um einen Irrtum zu richtigen, den sie enthalten, so h das einen viel größeren Fehler gehen und unter dem Vorwand e Korrektur des Friedens die Lei schaften entfesseln, die Kriege bären." Cambon verteidigt die Sonderabkommen zwischen den Nationen, die Artikel 21 der Völkerbundssatzungen zuläßt. Er unterstützt sich

e Haltung der französischen Regie-
ng in der Frage des Kellogg-Paktes,
nn er hält für das Gefährlichste in
r Politik die allgemeinen, unbe-
immten Verpflichtungen, deren Be-
ngungen und Grenzen nicht fest-
ehen. „Man darf nicht den Mitglie-
rn des Völkerbundes untersagen,
it anderen Mächten Freundschafts-
rträge zu schließen, ihre besonde-
n Interessen zu verteidigen; man
rf nicht von ihnen verlangen, daß
e einen Teil ihrer Unabhängigkeit
gunsten des waffenlosen Völker-
ndes aufgeben, denn dies hieße die
nfer Institution schädigen, ihr die
rantwortung für die Enttäuschun-
n aufbürden, die die Völker in Zu-
nft erleben würden, wenn sie sich
f den Völkerbund als einzigen
hutz in ihrer Hilflosigkeit verlassen
lten."

Frankreich und England.

n der „Nation" vom 19. Mai
reibt der ausgezeichnete Kenner
ankreichs Robert Dell über Frank-
ch und Sir Austen Chamberlain.
schildert die Alternativen der fran-
ischen Regierung, die entweder
einer Koalition der Rechten und
Zentrums, des Zentrums und der
rgerlichen Linken bestehen kann
r aus der Fortsetzung der Union
tionale, die sowohl die Rechte wie
Radikalen umfaßt. „Die erste
ernative wird wahrscheinlich daran
eitern, daß das linke Zentrum und
radikale Linke, deren treibende
aft Loucheur ist, sich wahrschein-
weigern werden, an der Regierung
zunehmen, die dann keine Mehr-
haben würde. Der Einwand gegen
zweite Alternative ist, daß die
derheit der radikalen und sozia-
schen Republikaner — wahr-
einlich zwischen vierzig und fünf-
Mitglieder — als nicht zuverlässig
ug in ihrer Unterstützung der Re-
ung gilt, da sie sehr häufig gegen
Regierung mit den Sozialisten und
mmunisten stimmte und das Ka-
ett bei einer ähnlichen Gelegenheit
stürzen könnte. Unter diesen Umständen hat Poincaré beschlossen, die Union Nationale beizubehalten, die jedoch keinerlei Aussicht auf Dauer hat. Man nimmt allgemein an, daß sie höchstens über die Sommerferien hinaus bestehen würde. Sie mag sich bis zum Jahresschluß halten, aber kaum länger. Das Ergebnis der Wahlen wird keinen Einfluß auf die Außenpolitik haben, da sich darin alle Parteien, mit Ausnahme der kommunistischen Partei, einig sind. Es mag Meinungsverschiedenheiten über Einzelheiten geben, aber keine über die grundlegenden Prinzipien: die Erhaltung des Bündnissystems, die Unantastbarkeit der Friedensverträge und die Kristallisierung des europäischen status quo. Einzelne Politiker, darunter wahrscheinlich Briand, und eine Gruppe von jungen Leuten am Quay d'Orsay wissen, daß eine solche Politik unheilvoll ist, aber sie haben keine Hoffnung, sie ändern zu können. Und doch kann sie geändert werden. Die Sache liegt in den Händen der britischen Regierung, denn von dem Entschluß der britischen Regierung hängt der Erfolg oder Mißerfolg des Kellogg-Paktes ab." Dell weist darauf hin, wie stark Sir Austen Chamberlain von Frankreich beeinflußt wird. Er schreibt boshaft, alle Beziehungen Briands zu Sir Austen Chamberlain gingen von der Voraussetzung aus, „Nie an seiner Treue zweifeln, immer an seiner Intelligenz zweifeln", und Briand hat gefunden, daß die Beziehungen auf dieser Basis sehr zufriedenstellend sind. Es scheint, daß bei dem Vorschlag der Juristenkommission Sir Austen Chamberlain auf eine französische Anregung zurückging. Wenigstens sagte Pertinax, bevor er wußte, daß Sir Austen Chamberlain eine solche Kommission vorgeschlagen hatte, daß das Quai d'Orsay diesen Gedanken vertrat, der jedoch an der Opposition Japans scheiterte. „Wenn Sir Austen Chamberlain sich eine Situation geschaffen hat, die der von Lord Grey im Jahre 1914 gleicht,

so läßt sich das darauf zurückführen, daß er die französische Psychologie nicht kennt. Dies ist schon aus seiner Äußerung ersichtlich, daß er „Frankreich liebe, wie man eine Frau liebt". Ein Verliebter kann keine objektive Meinung über die Psychologie der Geliebten haben, hauptsächlich wenn sie die Klügere von beiden ist. Sir Austen Chamberlain ist sich sicherlich nicht dessen bewußt geworden, wie seltsam solche sentimentalen Aussprüche eines Staatsmannes den Franzosen berühren. Wenn ein französischer Außenminister öffentlich erklären würde, daß er England liebe, wie man eine Frau liebt — eine ganz unwahrscheinliche Hypothese —, würde er nicht vierundzwanzig Stunden im Amte verbleiben und könnte noch von Glück sprechen, wenn man ihn nicht beschuldigte, daß er von der britischen Regierung bezahlt werde. Selbst der mißtrauischste aller Sterblichen könnte Sir Austen Chamberlain nicht verdächtigen, und so schließen die Franzosen, daß er eine Wurzen ist, und sie nutzen es auch weidlich aus. Ich zweifle, ob die ungeheure Bedeutung des Problems, das Kellogg aufgerollt hat, in irgendeinem Lande so voll begriffen wird wie in Frankreich. Man weiß, daß Kellogg den latenten Konflikt der letzten neun Jahre zwischen der französischen und britischen Auffassung des Völkerbundes und seiner Funktionen zur Entscheidung gebracht hat. Di französische Auffassung ist, daß di Hauptfunktion des Völkerbundes di Wahrung der Friedensverträge un des europäischen status quo, selbs um den Preis eines Krieges, ist; wi Bainville in einem seiner Artikel be merkte: „wenn die Franzosen vo Sicherheit sprechen, dann meinen si die Sicherheit der Friedensverträge. Die britische Auffassung, die zwa bis heute eher negativ als positi ausgesprochen wurde, ist, daß di Hauptfunktion des Völkerbundes di Erhaltung eines dauernden Friedens selbst um den Preis einer Abände rung der Friedensverträge und de status quo ist, falls eine solche sic als notwendig erweisen sollte." De weist darauf hin, daß das französisch Mißtrauen gegen die anglo-sächs sche Welt, wie man sie in Frankreic nennt, eine Verständigung in de Frage des Kellogg-Paktes erschwer und daß die Methoden Sir Auste Chamberlains das französische Mi trauen noch verstärken. „Die U sache unserer doppelsinnigen Ha tung ist darin zu suchen, daß wir u noch an die besondere Entente m Frankreich klammern. Würden w eine entschiedene europäische Polit besitzen, selbst wenn sie in Opp sition zu der französischen stünde, würde man uns in Frankreich nic so mißtrauen, wie es heute d Fall ist."

Antonina Vallentin.

Herausgeber: Prof. Dr. *Ludwig Stein*,
Berlin W 10, Lützow-Ufer 5a. Fernspr. Kurfürst 6308.

Verantwortlicher Redakteur: Frau *Antonina Vallentin*,
Berlin W 62, Landgrafenstr. 11. Fernspr. Kurfürst 6350.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: *Paul Wolff*, Berlin W 8, Mauerstraße 44.
Gedruckt bei *Julius Sittenfeld*, Berlin W 8.

Der Kellogg-Pakt und der Frieden Europas.

Von Dr. *Edvard Benesch,*
tschechoslowakischer Außenminister.

Das Entstehen des Kellogg-Antrages ist bekannt. Minister Briand schlug im vorigen Jahre der Regierung der Vereinigten Staaten vor, sie möchte einen Pakt mit Frankreich abschließen, nach dem beide Staaten gegenseitig für immer auf den Krieg verzichten und sich verpflichten, künftighin alle ihre Meinungsverschiedenheiten ausschließlich durch Arbitrage und das Vergleichsverfahren zu lösen. Nach gewissen Diskussionen über das Wesen und den Charakter dieses Vorschlages erweiterte Kellogg seinen Antrag zu einem allgemeinen Pakt über Kriegsverhinderung überhaupt, dem vorerst alle Großmächte und später eventuell auch andere Staaten beitreten würden. In der Diskussion gelangte man zu einer Einigung in dem Sinne, daß der Antrag allen Mächten vorgelegt werden und daß Frankreich ihnen die eigenen Vorschläge zugleich mit dem Standpunkt der Pariser Regierung zu dem amerikanischen Vorschlag unterbreiten sollte. Dies ist auch geschehen, und heute befinden wir uns in dem Stadium des Meinungsaustausches der einzelnen Mächte über den amerikanischen Pakt.

Der amerikanische Entwurf verfolgt die gleichen Ziele wie das Genfer Protokoll; er verlangt, daß alle Staaten auf den Krieg als Instrument ihrer Politik verzichten und der Arbitrage- und konziliatorischen Erledigung aller ihrer Streitigkeiten beistimmen. Er ist kurz und einfach formuliert, worin sein Vorteil gegenüber dem Genfer Protokoll besteht, aber er enthält keinerlei Sanktionen gegen diejenigen, die den Pakt verletzen würden. Er soll also vor allem durch sein moralisches Gewicht wirken — die ganze Konzeption zeigt, daß er vor allem angelsächsischer Psychologie und angelsächsichem Milieu entsprungen ist.

Wie bei allen ähnlichen Vorschlägen entstand auch hier im ersten Augenblick eine Reihe von Zweifeln, Kritiken, Mißverständnissen, unrichtigen Interpretationen und Unklarheiten. Dies führte zum gemeinsamen vorläufigen Meinungsaustausch der einzelnen Mächte über den amerikanischen Vorschlag. In charakteristischer Weise wurde auf diese Zweifel in der Antwort Frankreichs hingewiesen, die wiederum eine Entgegnung Kelloggs (in seiner Rede vom 26. April 1928) zur Folge hatte, in der Kellogg die wichtigsten Bedenken zerstreute. Ein weiterer Beitrag zu dieser Diskussion war die Antwort Chamberlains vom Ende Mai 1928, in der einige französische Reserven hervorgehoben, andere

gemildert wurden, sodaß es scheint, als bestünden heute in dies Sache zwischen Amerika und den übrigen Mächten keine größere Meinungsverschiedenheiten mehr über den Sinn und den Inhalt d Friedenspaktes. Es verbleiben vorderhand gewisse Differenzen weg des Verfahrens, das zur definitiven Klärung des Standpunktes über d Formulierung des Paktes anzuwenden ist, damit der Sinn sämtlich Artikel seitens aller Signatare übereinstimmend aufgefaßt werde.

Aus den Diskussionen zwischen den Großmächten über den Fri denspakt ergibt sich heute bereits klar, daß dies im Falle der Unte zeichnung bedeuten würde:

a) Daß die Großmächte und die übrigen Staaten, die sich a schließen würden, auf den Krieg als Mittel zur Beilegu ihrer eigenen Streitigkeiten verzichten werden;

b) Daß auch fernerhin alle Verpflichtungen erfüllt werden, d sich für die Mitglieder des Völkerbundes aus ihrer Mitglie schaft ergeben, d. i. falls der Völkerbundsrat auf Grund d Artikels des Paktes über die Sanktionen beschließen würd gegen eines seiner Mitglieder mit militärischen oder wi schaftlichen Sanktionen (Blockade) aufzutreten, dies nicht a Verletzung des Friedenspaktes betrachtet wird;

c) Daß die Verpflichtungen, welche jene Staaten, die in Locar die bekannten Abkommen unterzeichneten, übernommen habe unberührt bleiben und daß sie, wenn sie darnach handeln, d mit den neu unterzeichneten Friedenspakt nicht verletzen;

d) Daß falls einer der Signatarstaaten den Pakt verletzen würd die übrigen Signatare sich nicht mehr als gebunden fühle

e) Schließlich müßte nach den französischen Reserven noch ei Formel gefunden werden, nach der auch die Verpflichtung aus anderen internationalen Verträgen, sofern sie dem Völke bundpakte nicht widersprechen, unberührt bleiben.

In diesem Stadium befindet sich heute die ganze Verhandlung üb den Kelloggschen Friedenspakt. Ich weiß, daß auch dieser Antr Kelloggs entschieden kritisiert werden und daß man an seiner pra tischen Wirksamkeit zweifeln wird. Viele werden ihn auch als gefäh lich ansehen.

Ich will von ihm nicht mehr erwarten, als er zu geben imstande i namentlich für die Sicherheit Europas, und ich würde niemals auf ande Sicherheitsgarantien und auf unsere eigenen Abwehrmittel verzichte nur deshalb, weil dieser Antrag unterzeichnet wurde. Dies verlan aber auch niemand von uns. Es wäre meiner Ansicht nach ein Fehl die Initiative Briands und den aus ihr hervorgegangenen Antrag Kellog zu unterschätzen. Wenn nicht besondere Komplikationen eintreten, ka mit allergrößter Wahrscheinlichkeit angenommen werden, daß d Kellogg-Pakt unterzeichnet werden wird — die bisher eingegangen

Antworten, die französische, englische, deutsche, italienische und die japanische, lauten im großen ganzen günstig.

Die Folgen dieser Annahme wären überaus groß. Vor allem würden die Vereinigten Staaten Europa wesentlich näherkommen. Mit Rücksicht darauf, daß der Völkerbund in seiner Funktion für seine Mitglieder unangetastet bleiben soll, wäre dies eine indirekte Annäherung an den Völkerbund in einer Form, wie sie den Vereinigten Staaten heute einzig möglich ist. Dies würde eine Stärkung der Friedensarbeit des Völkerbundes und eine moralische Stützung aller Aktionen bedeuten, die heute den Krieg unmöglich machen wollen. Den bisherigen Status Europas würde der Pakt in keiner Weise tangieren. Die Vereinigten Staaten würden zwar durch Unterzeichnung des Paktes keinerlei Verbindlichkeiten hinsichtlich der europäischen Verhältnisse, der Verträge und des heutigen Standes Europas übernehmen, aber sie würden diese auch nicht tangieren und würden durch ihre große moralische Garantie nur dazu verhelfen, die europäischen Streitfälle nicht durch Krieg, sondern friedlich beizulegen.

Aus diesen Gründen sehe ich den Kelloggschen Friedenspakt als günstig an. Ich betrachte die ganze französisch-amerikanische Initiative als einen überaus bedeutsamen Schritt in dem Kampfe um den Frieden Europas und wünschte, daß er verwirklicht würde.

Ich weiß, daß dies nicht leicht sein wird, aber es ist bereits ein großer Fortschritt in den Verhandlungen erzielt worden, und wenn diese in gleichen Tempo weitergehen, wird der Plan offenbar verwirklicht werden. Die tschechoslowakische Regierung würde die Unterzeichnung eines solchen Paktes nur begrüßen und ihm nach Übereinkommen mit den interessierten Großmächten und ihren Freunden auch gerne beitreten.

Auf meiner Reise nach Paris, London, Brüssel und Berlin hatte ich Gelegenheit, unseren Standpunkt den betreffenden Regierungen auseinanderzusetzen, ebenso auch der jugoslawischen, der rumänischen und der polnischen Regierung, mit denen wir — wie ich mit Genugtuung feststellen kann — in dieser Sache einig sind. Zahlreiche politische Faktoren haben, als der Antrag formuliert wurde, befürchtet, er würde vielleicht den Völkerbund beeinträchtigen, weil er sich in gewissem Sinne über ihn stellt; andere wieder urteilten, er könnte die bisherige Friedenskonstruktion stören; noch andere befürchteten, er würde Locarno oder andere europäische Friedensverbindlichkeiten tangieren. In diesem Falle könnte er allerdings nicht realisiert werden. Ich glaube jedoch, daß dies nicht der Fall ist; nach meinen Informationen entspricht eine solche Auslegung durchaus nicht den Intentionen der Regierung der Vereinigten Staaten. Ihr einziges Ziel ist, den Frieden zu sichern und zu festigen. Eine endgültige Klarstellung dieser Frage wird sich noch im Verlauf der weiteren Diskussion ergeben.

Jakubowski und der Einheitsstaat.

Von Staatsminister *Dr. Dr. Freiherr von Reibnitz.*

Duplizität der Fälle. Vor dem Fall Jakubowski hat schon einma ein Vorgang, der sich in Mecklenburg-Strelitz, einem der kleinste deutschen Gliedstaaten, abspielte, eine Volksbewegung im ganze Deutschen Reiche entfacht. Die Klage, die eine Geliebte des vorletzte Strelitzer Großherzogs gegen seine Erben auf Auszahlung einer Rent anstrengte, die Ansprüche dieser Erben gegen den Freistaat Mecklen burg-Strelitz auf Erstattung dieser Rente, führten zu dem Volksentschei vom 20. Juni 1926. Noch nicht zwei Jahre sind seitdem vergange und zum zweitenmal nimmt eine deutsche Volksbewegung ihren Ur sprung in dem kleinen Lande. Die freilich noch nach jeder Richtun hin ungeklärte Affäre Jakubowski ist der Ausgangspunkt einer weit Kreise mitreißenden Agitation gegen die Todesstrafe.

Merkwürdigerweise hat sich die durch den Fall Jakubowski be wirkte Aufrüttelung der Gemüter auf den Kampf gegen diese Straf beschränkt und zwei andere wichtige durch den Fall aufgeworfen Fragen beiseite gelassen, die Verreichlichung der Justiz und die An gliederung der kleinen Länder an große Gebiete, da nur diese eine gut und reibungslose Verwaltung gewährleisten. Beweis: die mancherle justiz- und polizeitechnischen Schwierigkeiten, die im Falle Jakubowsk entstanden sind.

Eins der wichtigsten Momente gegen den Weiterbestand kleine Länder liegt auf dem Gebiete der Verwaltung; verhängnisvoll vor alle ist der häufig vorkommende Fall, daß Beamte, die zwar disziplinarisc nicht zu fassen sind aber in einer bestimmten Richtung versagen ode bei der Mehrheit der Bevölkerung das Vertrauen verloren haben, nich versetzt werden können, da andere Stellungen mit gleichem Gehalt ode gleichem Range zum Austausch bezw. zur Versetzung fehlen. Es bleib also nichts anderes übrig, als solche Beamten zum Schaden des Ganze weiter amtieren zu lassen oder aber mit vollem Gehalt bis ans Lebens ende spazieren zu schicken.

Also heran an Preußen oder Mecklenburg-Schwerin, werden enragierte Einheitsstaatler wie der Demokratenführer Koch-Weser dem kleinen Strelitz ermunternd zurufen. So einfach liegt die Sache indessen nicht. Gerade die Frage des Einheitsstaates muß äußerst behutsam angefaßt werden, besser gesagt, die Bevölkerung der Länder muß erst allmählich an den Gedanken eines solchen Staates herangebracht, d. h. zu ihm erzogen werden. Und jede Partei, der diese Behutsamkeit fehlt, wie die demokratische, wird dafür an Wählerstimmen einbüßen müssen. Beweis die Tatsache, daß die demokratische Partei bei den letzten Reichstagswahlen im Wahlkreise Mecklenburg-Lübeck, der aus drei Kleinstaaten besteht, nämlich den beiden Mecklenburg und Lübeck, seit 1924 40% ihrer Wähler verlor. Kein Wunder, denn eine Volksabstimmung in den genannten drei Ländern würde sicher das Ergebnis haben, daß rund 90 % der Bevölkerung für die Aufrechterhaltung der Selbständigkeit wären.

Die Gründe für diesen fanatischen Partikularismus sind verschieden. In Lübeck ist es Hanseatenstolz, in beiden Mecklenburg die Stammeseigenschaft des Eigensinns in beiden Bedeutungen des Wortes. Dazu kommt in Mecklenburg-Strelitz ein starkes Besitzgefühl, das darauf beruht, daß drei Fünftel des Landes, das 3000 qkm groß ist und 110 000 Einwohner zählt, dem Staate gehören. 72 Domänen (zusammen 77 000 ha) und 45 000 ha Wald sind sein eigen, und dieser große Besitz, der Mecklenburg-Strelitz zu dem im Verhältnis zu seiner Größe und Einwohnerzahl reichsten deutschen Lande macht, wird keinem Nachbarn gegönnt, auch nicht dem stammverwandten großen Bruder Mecklenburg-Schwerin. Sicherungen aber, die dieses Land oder Preußen im Falle der Verschmelzung anbieten würden, steht man mißtrauisch gegenüber.

In diesen Wein „Marke Föderalismus" gießt freilich das Reichsfinanzministerium jedes Jahr etwas mehr Einheitsstaatswasser, sodaß von dem Wein in wenigen Jahren nicht mehr viel übrig bleiben wird. Auf Grund des § 35 des Reichsfinanzausgleichsgesetzes zahlt nämlich das Reich den beiden Mecklenburg, die als Agrarstaaten ein unter dem Reichsdurchschnitt liegendes Aufkommen an Einkommensteuern haben, zurzeit jährlich 6 Millionen, 5 Millionen an Mecklenburg-Schwerin, 1 Million an Mecklenburg-Strelitz. Beide Staaten stehen also in nicht allzu langer Zeit von selbst vor der finanziellen Notwendigkeit, Anlehnung an einen reichen Staat zu suchen. Aber dieser Staat wird voraussichtlich nicht Preußen, sondern Hamburg sein.

Da Preußen sich nicht in Reichsprovinzen auflösen will — der Grund, der bisher dagegen sprach, die Gefährdung der deutschen Republik, deren Bollwerk Preußen ist, dürfte nicht mehr stichhaltig sein, denn die Republik steht fest und sicher —, bleibt den mittleren und kleineren Ländern nichts anderes übrig, als sich als Gegengewicht

gegen die Großmacht Preußen zu großen Gebilden zusammenzu schließen. Sachsen und Thüringen stehen schon in Unterhandlunge hierüber, Baden, Württemberg und Hessen werden folgen, und in nich allzu ferner Zeit werden auch die nordwestdeutschen Staaten eine Ver schmelzung besprechen. Es sind dies:

Hamburg	1,152	Mill. Einwohner
Mecklenburg-Schwerin .	0,674	„ „
Oldenburg	0,545	„ „
Braunschweig	0,502	„ „
Bremen	0,339	„ „
Lippe	0,164	„ „
Lübeck	0,128	„ „
Mecklenburg-Strelitz . .	0,110	„ „
Zusammen	3,614	Mill. Einwohner

Waldeck geht am 1. April 1929 in Preußen auf, Schaumburg-Lipp wird binnen kurzem folgen, und da Anhalt ganz von preußischem Gebi umgeben ist, kann es seine Selbständigkeit auch nicht mehr allzu lang aufrechterhalten, wenn es auch finanziell besser dasteht als die meiste anderen kleinen deutschen Staaten und keinerlei Zuwendungen a Grund des § 35 des Finanzausgleichsgesetzes bekommt.

Solche Zuwendungen werden für das neue Gebilde, das im Norde Deutschlands entstehen wird, nennen wir es Nordwestland, nicht nöt sein. Bremen, vor allem aber Hamburg, das auf den Kopf der B völkerung einkommensteuerreichste aller deutschen Länder, werde einen Ausgleich zu den einkommensteuerarmen Ländern, vor alle den beiden reinen Agrarstaaten Mecklenburg-Schwerin und Meckle burg-Strelitz, bilden. Daß Hamburg die Hauptstadt von Nordwestlan wird und die führende Rolle in dem neuen Gebilde spielt, ergibt sic vor allem aus der Tatsache, daß es die meisten Einwohner hat, d reichste der sich zusammenschließenden Länder ist und ihnen a größter deutscher Ein- und Ausfuhrhafen große wirtschaftliche Vorte bietet.

Dazu kommt (Imponderabilien spielen gerade in Deutschland ei große Rolle) die allen Ländern verwandte Stammesart, ein Mome das in bezug auf die beiden Mecklenburg noch dadurch verstärkt wi daß Hamburg die größte mecklenburgische Stadt ist. Wohnen do in der Hansastadt mehr Mecklenburger als in Rostock, das mit 80 00 Einwohnern die größte mecklenburgische Stadt ist.

Das zukünftige Großdeutschland würde also nach der Angliederu Österreichs, nach dem Zusammenschluß der drei süddeutschen Staat außer Bayern, nach der Verschmelzung der obenerwähnten nordwe deutschen Staaten und nach der Fusion Sachsen-Thüringen a folgenden Ländern bestehen:

Preußen	39,2	Mill.	Einwohner
Bayern	7,5	„	„
Mittelland (Sachsen-Thüringen) . . .	6,6	„	„
Österreich	6,5	„	„
Südland (Württemberg, Baden, Hessen)	6,2	„	„
Nordwestland	3,6	„	„
Zusammen	69,6	Mill.	Einwohner

Das Ideal des dezentralisierten deutschen Einheitsstaates, bestehend aus 13 bis 14 Reichsprovinzen, stellt diese Lösung zweifellos nicht dar. Sie ist eine faute de mieux, solange Preußen sich nicht in Reichsprovinzen auflösen will. Es hierzu zu zwingen, hat niemand die Macht. Die berühmte „Macht der Verhältnisse“ aber erwartet niemand, der sich mit diesen Dingen ernsthaft beschäftigt, wenigstens nicht in absehbarer Zeit.

Lateinamerikanische Probleme der Gegenwart.

Von Prof. Dr. *Ernesto Quesada,*
Honorarprofessor an der Universität Berlin.

Lateinamerika, der Erdteil der unbegrenzten Möglichkeiten — de 18 spanisch-amerikanische Republiken, die brasilianische, die portugie sische und die der Antillen französischen Ursprungs umfaßt —, ist heut und wird während des ganzen 20. Jahrhunderts die in wirtschaftliche Beziehung für Europa wichtigste Region bleiben, sowohl als Absatz gebiet für dessen industrielle Überproduktion wie als Einkaufsmarkt fü die Rohprodukte, deren die europäischen Industrien bedürfen. Die euro päische Lage der Nachkriegszeit kann schwerlich wieder ins Gleich gewicht kommen, weder in den besiegten noch in den Siegerländern wenn es dem südamerikanischen Handel nicht gelingt, einerseits dies Überproduktion aufzusaugen und andererseits den europäischen Indu strien die nötigen Rohstoffe zuzuführen. Das heißt, daß das Lebe Europas jeden Tag mehr von Lateinamerika abhängig wird; könne doch die anderen Kontinente kaum in gleicher Weise in Frag kommen: die Vereinigten Staaten und Kanada haben nicht die gleich wirtschaftliche Bedeutung; Afrika noch weniger; Asien nur in bestimm ten Zweigen; während Australien auf Grund einer traditionellen Polit der „weißen britischen Rasse" nur einen Faktor von relativer Wich tigkeit für England darstellt. Europa würde — wenn Lateinamerik nicht existierte oder aber durch irgendeine Ursache von außen verhinde wäre, seinen Standard als Import- und Exportmarkt aufrecht zu e halten —, in eine so tiefe und unheilbare Krise hineingeraten, da sie einer wahren Katastrophe gleich käme. Hier wurzelt das auße ordentliche, jeden Tag betontere Interesse, um nicht zu sagen die Sorg mit denen Europa sich mit Lateinamerika beschäftigt. Die kontinentale Staatsmänner, vor allem die deutschen — für die unter dem Damokles schwert des Dawes-Plans die wirtschaftlichen Probleme so sehr zu Lebensfrage geworden sind, daß sie alle übrigen von internationalpoli schem Charakter überwiegen — geben sich klare Rechenschaft vo dieser Weltkonstellation. Sie sehen, daß Lateinamerika, ehedem mehr oder minder lediglich als exotisch überseeische Faktorei betrachte heute als der springende Punkt für ganz Zentraleuropa studiert werde

nuß, als der unentbehrliche Markt, ohne den der Dawes-Plan nicht zu rfüllen ist.

Die wirtschaftliche und damit auch die politische Weltlage hängt lso heute von der gesunden Entwicklung Lateinamerikas ab, und zwar o sehr, daß jede Politik, die diese Märkte für Europa schmälern oder chließen würde, ganz Zentraleuropa in wirtschaftlicher Beziehung in ine Sackgasse bringen müßte.

Dieser riesige Kontinent hat aber auch seinerseits vitale Probleme ufzuweisen, die die glückliche Entwicklung seiner politischen und irtschaftlichen Möglichkeiten beeinflussen. Und da diese glückliche ntwicklung seine Import- und Exportfähigkeit zu steigern berufen ist, at Europa das lebhafteste und berechtigteste Interesse daran, alles zu tudieren, was Lateinamerika betrifft, um ihm zu helfen, alles aus einem Wege zu räumen, was seine natürliche Entwicklung und seinen Wohlstand beeinträchtigt. Wenn man nun schon seine geographische age und seine Bevölkerungsprobleme betrachtet, so begreift man, daß ie grundlegende Bedingung einer vorteilhaften Entwicklung einfach ine Frage der dichteren Bevölkerung ist, das heißt, eine Frage seines ufnahmebedürfnisses von Menschen und Kapitalien. Hier aber zeigt as Problem bereits so schwere Verwicklungen, daß es nicht ernsthaft ntersucht werden kann ohne den Mut, den Finger auch auf offene Wunden zu legen, beziehungsweise zu sagen, was wenige gern sagen nd noch wenigere gern hören.

Die Einwanderung von Menschen bietet keine Schwierigkeiten, hat och die überschüssige Bevölkerung Europas in diesem Augenblick ein geeigneteres Ziel. Die Vereinigten Staaten, die im Laufe des 9. Jahrhunderts das große Sammelbecken für den europäischen Bevölkerungsüberschuß waren, rechnen heute in diesem Sinne kaum mehr mit, haben sie doch der Einwanderung fast sämtliche Türen verschlossen. Afrika kann, sowohl in den dem Mandat der Völkerliga nterstellten wie in den Distrikten der europäischen Kolonien nur nen Bruchteil dieses Überschusses aufnehmen. Australien, mit all einen Einwanderungsbeschränkungen, kommt nicht in Betracht. Asien idet in allzuviel Ländern selbst an Menschenüberfluß. Es bleibt gentlich nur Lateinamerika mit seinen riesigen Gebieten, seinen unschlossenen Reichtümern, und einer so geringen Bevölkerung, daß es ach Einwanderung geradezu schreit.

Aber wenn die Einwanderung von Menschen Erfolg haben und cht zur Geißel sowohl für den Einwandernden wie für das Einwandeungsland werden soll, so ist dazu nicht nur gutes Land im Überfluß, ndern auch — *ante omnia* — das entsprechende Kapital erforderlich, um dieses Land zu erschließen. Bis zum Kriege kamen diese Kapitalien aus Europa, vor allem aus England. Aber die Nachkriegsentwicklung hat die ehedem flüssigen Gelder, die in den Geldmarkt von London einmündeten und von dort aus arbeiteten, sei es in Form von

Anleihen an fremde Regierungen, sei es in Form von Anlagen i großen Unternehmungen, nunmehr in den Vereinigten Staaten kon zentriert: das Geld der ganzen Welt sammelt sich nun in New Yor und sucht von dort aus seine Anlage! Vom finanziellen Standpunkt au haben die Vereinigten Staaten den Krieg gewonnen, während Englan ihn noch mehr verloren hat als Deutschland, hat doch London sein Stellung als Weltmarkt des Geldes an New York abgeben müssen!

Sowohl für Lateinamerika wie für Europa aber ist diese Verschie bung von ganz grundlegender Wichtigkeit: der Londoner Markt der Vor kriegszeit war ausschließlich ein Geldmarkt ohne politischen Einschlag Der New Yorker Markt der Nachkriegszeit aber ist gleichzeitig finan ziell und politisch, und zwar derart, daß in Lateinamerika die politisch Färbung überwiegt. Das aber schließt die allerernstesten Gefahren fü die Zukunft ein und kompliziert die Lösung des Problems ganz außer ordentlich, sodaß Europa, wenn auch indirekt, hier in seinen vitalste Interessen mitbetroffen wird.

Denn die Vereinigten Staaten entwickeln, auf Grund ihrer beide Idiosynkrasien — der elastischen „Monroedoktrin" und der „Dolla politik" —, auf dem amerikanischen Kontinent einen plutokratische Imperialismus, der umso schwerer lastet, als er ohne Gegengewicl sowohl in politischer als auch in wirtschaftlicher Beziehung bleibt. Ebe weil sie hier die absoluteste Bewegungsfreiheit anstrebten, verlangte sie, daß der Völkerbund die Monroedoktrin außerhalb seiner Einflu zone belassen solle, und sie trennten sich vom Völkerbund, damit dies in amerikanischen Angelegenheiten nicht das leiseste Einspruchsrech geschweige denn Einmischungsrecht, erhalten könne. Der ganze Re des amerikanischen Kontinents wird dadurch zu einem ungeheure „Hinterland" für die Vereinigten Staaten, wovon die europäische Staatsmänner sich offenbar keine genügende Rechenschaft ablegten, a sie den Völkerbund gründeten, während die mitarbeitenden Yanke politiker gerade diesen Punkt beständig im Auge behielten.

Auf wirtschaftlichem Gebiet sind die Vereinigten Staaten d gefährlichste Konkurrent Europas, da sie sich doch in der gleiche Lage einer industriellen Überproduktion befinden und wissen, daß il Überschuß nicht in Europa abgesetzt werden kann, das ihn nic braucht, sondern vielfach selbst besser und billiger herstellt. Er mu also, im wesentlichen, die lateinamerikanischen Märkte suchen. Es i daher ein hervorstechender Zug der Nachkriegszeit, daß der nordame kanische Handel die lateinamerikanischen Märkte überschwemmt, w ihm zunächst leicht wurde, weil der deutsche Handel während d Kriegs ausgeschaltet war, während der englische sich zurückzieh mußte, um die Kriegsbedürfnisse decken zu können. Alles in alle hat indessen die nordamerikanische Industrie noch eine irrige Au fassung von Lateinamerika: es behandelt Südamerika vielfach etwa w Zentralamerika, dessen kleinen Republiken gegenüber es sich angewöh

atte, minderwertige Waren zu teuren Preisen und zu Bedingungen von nzweifelbar gutem Glauben zu liefern. Hier ist der Grund zu suchen, arum im Verhältnis zur Normalisierung der Weltlage sowohl der eutsche wie der englische Handel ihre Vorkriegsstellungen zurückrobern konnten und nun bereits miteinander wetteifern, um das zu proizieren, was die lateinamerikanischen Länder brauchen, wobei die eutschen stets bestrebt waren, gute Ware zu mäßigem Preis und ünstigen Zahlungsbedingungen zu liefern. Dieser Wettbewerb würde lle Aussicht haben, sich wie vor dem Kriege zu entwickeln, und eutschland würde die Möglichkeit haben, sich mit der Zeit die erste telle im lateinamerikanischen Handel zu erobern — wenn nicht ein törender Faktor dazwischen träte.

Dieser störende Faktor ist aber leider bereits in drohender Form rhanden, und zwar im finanziellen Element, in den Anleihen der Reierungen und in der Unterhaltung von Unternehmungen aller Art. lles das kommt jetzt von New York. Aber hinter den Anleihen acht sich die Dollarpolitik fühlbar. Der Yankeeimperialismus tritt in ktion: in den zentralamerikanischen Ländern gleichzeitig auf politichem wie auf wirtschaftlichem Gebiet, in den südamerikanischen mit r Tendenz, sich aller Quellen des Wohlstandes zu bemächtigen, sei der Mineralschätze hier, sei es der Viehzucht, sei es der Landwirtchaft dort: „noch", also, auf rein wirtschaftlichem Gebiet, ohne vorufig in die Politik überzugreifen — aber das alte „fürchte die Danaer d ihre Geschenke" wiederholt sich hier wie vordem...

Für Europa liegt der Ernst der Lage in der Drohung, in Zukunft n den lateinamerikanischen Ländern verdrängt zu werden. Heute hon spielen die nordamerikanischen Banken die erste Rolle, sichtlich e englischen zurückdrängend, die sich mit der zweiten Linie begnügen üssen. Die deutschen können ebensowenig dagegen ankommen. Die auptquellen des Wohlstandes gleiten geräuschlos in die Hände nordnerikanischer Unternehmungen über — wie es beispielsweise in rgentinien mit der Fleischproduktion geschah. Heute ist die mächtige gentinische Gefrierfleischindustrie in den Händen nordamerikanischer ndikate. Armour und Swift diktieren dem argentinischen Fleischarkt von Chicago aus ihren Willen, wie die New Yorker Firma Dreyß dem argentinischen Getreidemarkt. Europa kauft Fleisch und Geide in Argentinien. Aber gehandhabt wird letzten Endes das Geshäft in Chicago und New York... Ähnlich ist die Lage der Zucker- d der Tabakindustrie von Cuba. Mehr oder minder das gleiche kann an in den Minen von Bolivien und Chile beobachten, bei den troleumvorkommen in Mexiko, Venezuela und Kolumbien, oder auf m Kaffee- und Gummimarkt von Brasilien usw. usw.! Die Yankeeternehmen — riesige Polypen, die ihre Fangarme über den ganzen ntinent ausstrecken — verfügen über ungeheure Kapitalien. Sie verängen erbarmungslos jeden Rivalen oder saugen ihn auf und gehen

geradenwegs auf das Monopol der Produktion los. Dabei steht die R gierung des Weißen Hauses mit ihrer Dollarpolitik stets hinter ihne sie wissen, daß man von Washington aus schlimmstenfalls den b rühmten Degen des Breno in die Wagschale wirft. Siehe die allmächti United Fruit Company, die das Wirtschaftsleben Zentralamerikas „ko trolliert", und die Politik der Vereinigten Staaten, von der gegenwärtig Intervention in Nicaragua bis zu dem Umstande, daß sie *de facto* d ganze politische Leben der meisten lateinamerikanischen Republik des Caribischen Meeres „kontrollieren"; oder die Standard Oil und d nordamerikanische Politik in Mexiko.

Der durchschnittliche nordamerikanische Politiker ist innerlich d von durchdrungen, daß dem „auserwählten Volke" von Nordameri die politische und wirtschaftliche Hegemonie über den ganzen Erdt schicksalsmäßig zukommt, nicht im Sinne von Landeroberungen daher der ewige puritanische Protest gegen Annexionen, der sich müh los erklärt, wenn man bedenkt, daß territorialer Erwerb für die Ve einigten Staaten nur unnützer Ballast wäre — sondern im Sinne wi schaftlicher Ausbeutung und Oberherrschaft. Ist diese einmal erreic fällt ihnen alles übrige von selbst zu — der Yankeeimperialism verwandelt jedes so „kontrollierte" Gebiet ungesäumt in wirtschaftlich Hinterland. Die Monroedoktrin ist aber wundervoll zu gebrauchen: ih verblüffende Elastizität erlaubt ihr, sich jeder Lage anzuschmiegen, je Begierde moralisch zu begründen, sich mit vollendetem Pharisäertu allen durch Zeit und Ort veränderten Verhältnissen anzupassen. Imm suchte und sucht sie jede Einmischung Europas auf amerikanische Boden auszuschalten, zuerst mit bezug auf territoriale Besitzergreifu gen, nun, indem sie sich mit steigendem Nachdruck bemüht, seine Te nahme am wirtschaftlichen Leben Lateinamerikas auszuschalten. V dem Krieg konkurrierten die Vereinigten Staaten noch nicht sehr weser lich außerhalb des Landes, weder im Handel noch in den Finanzen, war sie doch noch zu sehr von ihrer eignen Entwicklung in Anspruch g nommen. Sie besaßen nicht einmal eine eigene Handelsflotte. Ab nachdem sich als Ergebnis des Krieges alles Geld der Welt in ihr Händen angehäuft hat, nehmen sie den Kampf mit echt yankeemäßig Herausforderung auf: sie maskieren ihre Absichten nicht, sie gehen ei fach auf die Monopolisierung des lateinamerikanischen Wirtschaf lebens los! Diese klare Tendenz des nordamerikanischen Imperialism sollte aber den Staatsmännern Europas nicht gleichgültig sein, droht s doch in naher Zukunft ihren Ländern den lateinamerikanischen Ma zu rauben.

Alles das weiß man in Amerika in den maßgebenden Kreisen re gut, wenn auch der Mann von der Straße sich vielleicht noch kei Rechenschaft davon gibt. Aber sowohl Nord- wie Südamerikaner v meiden es, öffentlich darüber zu reden, als ob es gälte, etwas Una ständiges zu verschweigen.

Diese nackte Schilderung der internationalen Lage in Amerika beweckt keinerlei Kritik der Vereinigten Staaten. Wenn hier jemand zu itisieren wäre, so wären es eher die lateinamerikanischen Länder, ichnet sich doch diese Tendenz der „schicksalhaften Bestimmung" itens der Yankee schon lange und deutlich genug ab, mit ihrem „big ick" und ihrer „Monroedoktrin", steht sie doch klar genug hinter ihrer Dollarpolitik" und ihrer Neigung zu wirtschaftlich-militärischen Interntionen, wie in den Fällen von Haiti, San Domingo und Nicaragua. e übrigen Republiken Amerikas hätten sich also beizeiten vorsehen üssen, indem sie ihre Verwaltungen verbesserten, ihre Bevölkerungsffern erhöhten, ihre Reichtümer methodisch ausbeuteten und indem e eine Solidarität pflegten, die ihnen im Augenblick des unausbleibhen Konflikts gegenseitigen Schutz verbürgte. Aber bisher haben es e meisten unterlassen. Es fehlt an gesunder internationaler Politik; man chte nicht an morgen, man verbrauchte — außer in den bekannten illen ehrenvoller Ausnahmen — seine Kräfte in der Dorfpolitik mit sernenhofrevolutiönchen und Operettenregierungen, ohne an Bevlkerungspolitik zu denken, ohne die vorhandenen Reichtümer auszuuten, die oft genug für ein Linsengericht hergegeben wurden — ohne sh überhaupt um die Zukunft Sorge zu machen, sodaß man das gnze 19. Jahrhundert mit verworrenen innerpolitischen Zänkereien vlor... Der unvermeidliche Zusammenstoß mit dem Yankeeimperiasmus war schon fast seit dem ersten Drittel des verflossenen Jahrhnderts vorauszusehen, als nämlich die atlantischen Staaten anfingen, sh bis an den Golf von Mexiko und in den Fernen Westen auszudhnen, als sie nach dem enormen Biß in mexikanisches Gebiet in d Mitte des Jahrhunderts bis an die Küste von Kalifornien kamen. Hute, nach der Überstürzung aller Entwicklungen durch die Ergebnse des Weltkrieges sehen sich die lateinamerikanischen Länder plötzlin überrascht und wehrlos diesem gewaltigen Ungeheuer gegenüber, vl von großen Städten, Industrien, Menschen und Energien, voll berhtigter Ehrgeize, mit dem obersten Recht des hoffnungslos Stärkeren — ohne daß sich irgend etwas zeigte, das seine Wucht aufhalten oder e verhindern könnte, seine Krallen nach dem ganzen Erdteil auszstrecken, einfach *„Tuia nominor leo"!* Die nächstbedrohten lateinaerikanischen Länder schreien laut um Hilfe und hoffen, daß irgend jeand ihnen die Kastanien aus dem Feuer hole, nachdem sie selbst di rechtzeitige Verteidigung versäumt haben. Ihre schlimme Lage ist le er vielfach so sehr selbst verschuldet, daß ihnen wahrscheinlich nichts üig bleiben wird, als den Schierlingsbecher bis auf die Neige zu leeren, d der „große Bruder im Norden" ihnen durch seine Seesoldaten sevieren läßt... In Europa gibt es keinen Staatsmann, der daran dähte, und sei es auch nur indirekt, der Yankeepolitik in die Zügel zu fan, und dem Völkerbund in Genf bleibt nichts übrig, als sich keusch in rgendeinen schamhaften Schleier zu hüllen, um nicht zu sehen, was

er nicht verhindern kann. — Die „alliierten und associierten" Mächt die Sieger im großen Kriege, werden nichts gegen einen der ihrige unternehmen, am wenigsten den, dessen Hilfe den Krieg entschied. De besiegten Ländern fehlt die Macht zu einer aktiven Politik. Und überdie *last not least*, sind heute die einen wie die andern, Sieger und Besiegt Schuldner der Vereinigten Staaten und dem angelsächsisch-amerikan schen Koloß tributpflichtig! So, daß vermutlich keiner ein Wort gege den Vormarsch des Yankeeimperialismus in Amerika einzuwende wagt, obwohl mehr als einem europäischen Staatsmanne die Haare z Berge stehen müssen angesichts der wirtschaftlichen Folgen, die die Unterjochung der Neuen Welt für die Alte wieder haben muß.

Die lateinamerikanischen Länder spielen dabei, wie gesagt, d Rolle des Kaninchens, das, fasziniert vom aufgesperrten ungeheure Rachen der Riesenschlange, erstarrt sitzen bleibt und ihr erlaubt, in all Ruhe heranzukommen und es ohne die leiseste Gewalt hinunterz würgen. Es ist das alte Lied vom Stärkeren und vom Schwächeren, v dem die berechtigteste Frage verhallt und dem gegenüber Worte zwec los sind. Hier könnten nur Taten helfen, und die sind, in solcher Lag höchstens von einem ganz ungewöhnlich genialen Staatsmann zu e warten. Aber vorläufig läßt er noch auf sich warten. Nicht alle Ta werden Leute vom Schlage eines Bismarck oder eines Lenin gebor — und nur Leute dieses Ausmaßes könnten den Bann angesich der Boa Konstriktor brechen. Darf man auf die Erscheinung ein solchen Mannes hoffen? Ich meinerseits habe immer noch einen tief Glauben an die Zukunft und an das Gewissen der lateinamerikanisch Republiken. Die Lage erscheint heute fast hoffnungslos. Aber kann d ersehnte Staatsmann nicht erscheinen, wenn man ihn am wenigsten e wartet? In Deutschland ahnte man nichts von Bismarck und bekämp ihn erbittert, bis die Tatsache der Reichsgründung ihm recht gab. W wußte im zaristischen Rußland von dem Unbekannten, der in d Schweiz saß und den Sturz des russischen Kolosses vorbereitete? W sagt das Sprichwort: Nur die Hoffenden leben! Und es ist mein Erachtens nicht Pessimismus, wenn man sich eine Lage schonungsl klar macht: in der klaren Erkenntnis steckt schon der Keim d Hoffnung!

Natürlich fallen die großen Männer nicht vom Mond. Sie müss aus dem Boden ihrer Länder hervorwachsen. Aus diesem wie aus viel anderen Gründen, ist die Einwandererfrage für Lateinamerika von einschneidender Bedeutung. Lateinamerika sollte versuchen, aus d augenblicklichen Lage Europas den größtmöglichen Nutzen zu zieh und zwar durch eine aktive Einwandererpolitik, statt sich, wie bish auf die passive zu beschränken — abgesehen höchstens von der ma riellen Hilfe, die z. B. Argentinien in den ersten Tagen denen leis die dort von sich aus ins Land kommen. Es ist notwendig die E wanderung zielbewußt zu fördern, nicht durch das längst diskreditie

Mittel der freien Überfahrt, sondern einmal durch zweckmäßige Verteilung der Emigranten auf die Territorien und ferner durch bewußte Organisation ihrer Arbeit, vor allem aber durch zielbewußte Auswahl. Es gibt stets unerwünschte Elemente, die von den eigenen Ländern ausgespieen werden und in irgendeinem anderen Lande der Welt die Luft vergiften würden, oder aber solche, die lediglich Material für Gefängnisse und Krankenhäuser sind. Was Lateinamerika braucht, sind junge, gesunde Menschen, die entschlossen sind, ihr eigenes Leben kräftig aufzubauen und die eine Befruchtung und eine Bereicherung ihrer Adoptivländer bedeuten. Die Möglichkeit der schnellen Zunahme einer arbeitsfrohen, gesunden Bevölkerung bildet den einzigen Weg, um die lateinamerikanischen Länder zu stärken und ihnen die Mittel in die Hand zu geben, ihre Reichtümer auszunutzen. Ihre Staatsmänner müssen in diesem Punkte eine kräftige nationale Politik betreiben, handelt es sich doch hier um eine Frage von Leben und Tod. Sie müßten ihre Kirchturmsstandpunkte und ihre schwächenden innenpolitischen Zänkereien vergessen. Wenn ihnen das nicht gelingt, liegt ihr Fall verzweifelt. In solchen Fällen kann man nur noch traurig das alte klassische Wort zitieren: *quos Jupiter vult perdere prius dementat* . . .

Selbstverständlich befinden sich nicht alle lateinamerikanischen Republiken in der gleichen Lage. Einige haben in den letzten Dezennien ungeheure Fortschritte gemacht, wie z. B. Argentinien. Andere haben bis heute offenbar ihre koloniale Siesta noch nicht ausgeschlafen. Einige haben sich — wie z. B. Uruguay — politisch entwickelt bis zu Einrichtungen, die sich dem schweizer Typus der Demokratie nähern, allerdings ohne die Tradition der Kantone, die das Rückgrat der schweizer Regierung ist. Wieder andere befinden sich in voller Diktatur à la Bolivar mit väterlich doktrinärem Charakter, wie z. B. Venezuela, oder aber sie kleiden den cäsaristischen Charakter ihrer Regenten à la Mussolini in konstitutionelle Formen, wie etwa Peru und Chile. Aber ohne hier die Regierungsweisen aller dieser verschiedenen Länder analysieren zu können oder zu wollen: einen gemeinsamen Zug haben alle, und das ist ihr Aufgehen in der inneren und das mangelnde Verständnis für eine international-kontinentale Politik. Mehr noch: die letztere wird als Utopie betrachtet, und das Land, das bisher durch die Tat gezeigt hatte, daß es eine traditionelle internationale Politik besaß, Brasilien, scheint entschlossen zu sein — *nemine discrepante* —, allen Weisungen des Weißen Hauses in Washington zu folgen. Vielleicht schmeichelt es sich damit, auf diese Weise wenigstens die Rolle eines Statthalters der Vereinigten Staaten in Südamerika spielen zu können... In alle Fälle, und das ist das, worauf es hier ankommt, existiert keine sichtbare Solidarität unter den lateinamerikanischen Ländern. Das bestehende zahlreiche diplomatische Korps beschränkt sich offenbar darauf, die „guten Beziehungen zu erhalten", die sich ver-

mutlich auch ohne diesen Mörtel nicht wesentlich verändern würden.. Es fehlt die geschlossene internationale Orientierung, obgleich auf de andern Seite alle unterschiedslos das Vorhandensein gemeinsamer un spezifisch amerikanischer Fragen anerkennen, so sehr, daß man scho eine besondere Lehre für amerikanisches Völkerrecht aufgestellt ha und nur um diese gemeinsamen Fragen zu regeln oder für di gemeinsamen Probleme Lösungen zu finden. Aber noch fehlt die Bi dung eines „Lateinamerikanismus" gegenüber dem „Angloamerikanis mus" Niemand kümmert sich um die Solidarität des Kontinents. E herrscht in dieser Hinsicht noch eine verblüffende Gleichgültigkeit, so daß die Riesenschlange ganz gemütlich einen nach dem andern ver schlingen kann, wie es ihr am besten paßt; d. h. daß die Vereinigte Staaten das wirtschaftliche Leben jedes einzelnen Landes aufsauge können, ohne sich um die Lokalpolitik zu bekümmern, solange dies ihren finanziellen Imperialismus nicht stört. Hierfür hoffen sie in de einzelnen Ländern vielleicht jeweils einen haitianischen Borno od einen nicaraguenischen Chamorro zu finden, dem man dann nac Bedarf, wie im Falle des letzteren, den bekannten Eselstritt gib Das weitere übernimmt die Wallstreet mit Hilfe des Weißen Hause All dies ist, wie gesagt, vorauszusehen, wenn nicht beizeiten in eine der in Frage kommenden Länder ein Staatsmann allergrößten Forma ersteht . . .

Bei all diesen amerikanischen Problemen trägt, wie man sieht, d Völkerbund nicht einmal eine Kerze in der Prozession: trotz der auc in leitenden Stellen zahlreichen Lateinamerikaner können diese nic mehr als den rein persönlichen Einfluß ausüben, den sie ihren individ ellen Eigenschaften verdanken; im übrigen sind sie zu einer re dekorativen Rolle verurteilt. Der Völkerbund beschäftigt sich nie m politischen Angelegenheiten Amerikas: unsere Diplomaten haben al in Genf kaum eine andere Möglichkeit als die, den Hintergrund d Bildes zu füllen. Mit Bezug z. B. auf Argentinien stimmt das um genauer, als sich dieses in Befolgung der klugen Außenpolitik d Präsidenten Irigoyen von Genf zurückzog, weil man dort seine Ford rung des gleichen Rechts für alle — für Sieger und Besiegte — un des gleichen Rechts der Mitarbeiterschaft in der Liga nicht anerkann. Heute hat die Hinzuziehung Deutschlands der damaligen Poli Argentiniens recht gegeben, das respektvoll mit allen zu verfahr wünschte, auch zu einer Zeit, in der nicht wenig Nationen den Kf verloren. Die Nichtzugehörigkeit der Vereinigten Staaten, der beid großen atlantischen Staaten Südamerikas: Argentiniens und Brasilie und anderer amerikanischer Republiken aber schließt den Völkerbu als wichtigen Faktor in amerikanischen Konflikten aus. Andererse besitzt ganz Amerika — das angelsächsische wie das lateinische — se Jahren in Washington eine Panamerikanische Union, die aber, wie e letzte Konferenz in Habana gezeigt hat, keinen politischen, sond

vorwiegend wirtschaftlichen Charakter hat. Die hier skizzierten Probleme gehen jedenfalls weit über den Rahmen ihrer Wesensart und ihrer Aufgaben hinaus.

Auf den ersten Blick bliebe also zunächst nur die eine Möglichkeit, die eine Lösung, die die politische und wirtschaftliche Unabhängigkeit von 20 lateinamerikanischen Republiken retten könnte: die Erscheinung eines Staatsmannes von solchem Format, daß er der außerordentlichen inneren und äußeren Schwierigkeiten Herr würde. Das ist eine Möglichkeit — aber gewiß keine Wahrscheinlichkeit.

Es muß also eine Lösung des Problems auf anderem, wenn auch langsamerem, so doch sicherem und hoffnungsvollerem Wege angestrebt werden, d. h. auf dem Wege einer Neuorientierung der Mentalität der betreffenden Völker, einer Stärkung ihres Glaubens an sich selbst und an ihre Zukunft. Die führenden Geister Lateinamerikas müssen daher versuchen, ohne Verzug alle geistigen Energien zu wecken und sie aus der fatalistischen, vielleicht etwas tropischen Schläfrigkeit aufzurütteln, die geneigt ist, alle Verantwortung einfach auf das Schicksal zu schieben. Sie müssen versuchen, auf dem Wege der öffentlichen Erziehung zu wirken, und zwar der Erziehung von Jung und Alt, um dem Gehirn dieses Kontinents die Energie, die Ausdauer, das bewundernswerte „Durchhalten" anderer Rassen einzupflanzen, beispielsweise der germanischen, die trotz allem etwa vorhandenen Romantizismus realer und ernsthafter durchdenken und bei denen die Ideale ihrer Denker und Dichter durch ihre Staatsmänner hier im Auge behalten werden. In den an sich ausgezeichneten Teig der lateinamerikanischen Rassen würde ein Einschlag germanischer Mentalität zweifellos die nötige Hefe hineinbringen, den Gärstoff, die Bewegung, deren sie bedürfen, um die etwas mittelalterliche koloniale Siesta zu beenden, in der sich einige von ihnen immer noch zu gefallen scheinen; sie würde ihnen den Begriff beibringen, der ihnen so bitter Not tut, nämlich: daß Gott nur denen hilft, die sich selber helfen — den Begriff, daß man entschlossen selber Hand anlegen muß, um Nationen aufzubauen, die den Anspruch auf eine glänzende Zukunft erwerben wollen.

Natürlich braucht eine solche gegenseitige Befruchtung Zeit. Der Weg ist kein kurzer. Aber er bietet mehr Gewähr für Sicherheit. Für Lateinamerika würde eine solche Evolution seelisch und materiell von der weittragendsten Bedeutung sein — für Zentraleuropa würde es die engste Annäherung an die einzige Region der Welt bedeuten, die seine eigene Unabhängigkeit, Selbständigkeit und seinen Wohlstand verbürgen könnte, nachdem die Wiedergeburt seiner Industrien und seines Handels auf den gesicherten und wachsenden Wohlstand eines unabhängigen Lateinamerika angewiesen ist.

Es handelt sich hier also nicht um einen Appell an Gefühle oder um schöne Träume, sondern sehr einfach und nüchtern um ein beider-

seitiges Lebensinteresse zweier Kulturen, die vom Schicksal *nolen volens* so eigenartig verknüpft sind, daß es der größte aller Fehler sei würde, dieser Tatsache die Augen zu verschließen. Um aber gemeinsam handeln zu können, müßten auch die europäischen Staatsmänner sich ein klares Bild von der lateinamerikanischen Mentalität machen. Das aber ist nur möglich, wenn man die bisherige, etwas einseitige Art der Information belebt und ausdehnt. Niemals ist eine einzelne Klasse, ein einzelner Beruf fähig, über die Mentalität eines ganzen Erdteils ein klares Bild zu geben. Eine allzu einseitige Information aus schließlich durch die Berufsdiplomatie läuft Gefahr, die praktisch kaufmännischen Gesichtspunkte aus dem Auge zu verlieren. Die rein praktisch kaufmännisch oder finanziell eingestellten Kreise — z. B. von Zentraleuropäern in lateinamerikanischen Ländern — sehen in Lateinamerika allzu leicht einfach nur eine überseeische Faktorei, etwa im Stil von Kleinasien oder des Fernen Ostens. Die Mentalität Lateinamerikas, das sich teils als Miterbe der alten Mittelmeerkulturen, teils als direkter Erbe der sehr alten präkolumbianischen Kulturen empfindet, verlangt aber eine individuellere Behandlung. Aus diesem Grunde ist hier ein taktvolles kulturelles Einleben, eine Fühlungnahme mit dem seelischen und geistigen Leben dieser Nationen ganz unerläßlich, und zwar eine Einfühlung ohne schulmeisterliche Tendenzen. Das auf der Basis der „Quesada-Bibliothek" projektierte „Deutsch-lateinamerikanische Institut" in Berlin könnte mit dem größten Nutzen einen Teil dieser Aufgabe übernehmen. Es könnte Staatsmänner und führende Geister von hüben und drüben miteinander in Fühlung bringen, Aufklärungen vermitteln, vor allem aber mit dem einem solchen Institut zur Verfügung stehenden Material methodisch die Kenntnis der beiderseitigen geistigen Erzeugnisse und damit der beiderseitigen Mentalität fördern.

Auf diese Weise würde auf der granitnen Basis soliden Wissens und genauer gegenseitiger Kenntnis eine Lösung der Probleme angestrebt werden können, die hier nur teilweise und nur flüchtig skizziert werden konnten; eine vielleicht langsame Lösung, die aber Aussicht auf Erfolg haben würde — und das ist das, was wir alle wünschen. Inzwischen aber ist die ganze Frage von so außerordentlicher Wichtigkeit sowohl für Lateinamerika wie für Zentraleuropa, daß hier gewiß das Wort am Platze ist:

Caveant consules!

Um die deutsch-französische Verständigung.

Von *Albert von Baligand.*

Wer neue Wege geht, kann nicht erwarten, daß alle ihm sogleich lgen. Er muß willens sein, gegen den Strom zu schwimmen; er muß er auch die Überzeugung in sich tragen, daß schließlich im Ringen r Geister seine Idee sich durchsetzt.

Im Falle der Politik, die mit dem Memorandum vom 9. Februar 925 eingeleitet wurde, hat man in Deutschland vielfach geglaubt, daß r der *deutsche* Außenminister zu solchem Gegen-den-Strom-schwimen, zu solchem Ringen um die Durchsetzung seiner Idee im eigenen ande genötigt war. Wer schärfer zusah, konnte freilich von Anfang die grundsätzlichen Widerstände, mit denen auch die französischen xponenten der Locarno-Politik in ihrem Lande zu rechnen hatten, cht unterschätzen. Selten ist aber vor deutschen Lesern diese grundtzliche Gegnerschaft und die ihr zugrunde liegende Auffassung von n deutsch-französischen Beziehungen überhaupt in so harter Klarheit twickelt worden, wie in dem Aufsatz, den im Juniheft von „Nord d Süd" einer der berufendsten Wortführer aus dem Lager der franzsischen Locarnogegner veröffentlicht hat.

Der Kern dieser Ausführungen ist: Nicht der Streit um Elsaß-thringen ist der Angelpunkt des deutsch-französischen Gegensatzes, ndern die letzten Wurzeln dieses Gegensatzes liegen in dem deutshen *Drang nach dem Osten,* liegen darin, daß Deutschlands Geschichte bisher im großen und ganzen ein Kolonisierungsunternehmen gewesen ist, ein geschichtliches Phänomen, das Frankreich nötigt, nen Ring um den deutschen Osten zu ziehen, um nicht von einem ch Osten gewaltig erweiterten Deutschland erdrückt zu werden.

Man ist zunächst versucht, daran zu erinnern, daß in den Jahrzhnten der jüngsten Vergangenheit, in denen Elsaß-Lothringen zu eutschland gehört hat, kein irgendwie maßgebender französischer litiker die Wurzel des Gegensatzes zu Deutschland anderswo als r erblickte, sodaß man sich allerdings fragen möchte, ob die Verlgung dieses Gegensatzes in die Gegenden zwischen Oder und Donau ht sozusagen ex post erfunden ist, um diesen Gegensatz selbst, ein odukt aus Ressentiment und Hegemonialstreben, zu verewigen. Man

kann diese Frage aber auch auf sich beruhen lassen, da uns der ge
schickte Verfechter der These des nationalistischen Frankreichs j
belehrt, daß es kurzsichtige und zur Passivität geneigte Regierunge
seines Landes waren, die ihren Blick ausschließlich auf Rhein un
Mosel richteten. Hiervon ganz abgesehen wird sich die deutsche Politi
jedenfalls darüber klar sein müssen, daß die Zwangsvorstellung vo
deutschen Hegemonialbestrebungen im Osten in einem Teil der fran
zösischen öffentlichen Meinung heute ebenso eine Realität ist, wie e
früher nur das Streben nach der Rheingrenze war. Obwohl der deutsch
Standpunkt in dieser Hinsicht seit Locarno schon wiederholt in ver
bindlichen Kundgebungen der Deutschen Regierung unzweideuti
niedergelegt worden ist, mag es deshalb doch nicht überflüssig sein
ihn noch einmal so klar wie möglich zu kennzeichnen und zu begründen

Dabei will ich hier nicht näher eingehen auf handgreifliche ge
schichtliche Irrtümer und Widersprüche tatsächlicher Art, wie sie i
dem Aufsatz des französischen Politikers zutage treten. Etwa wen
Königgrätz, wo das Habsburger Reich seine Vormachtstellung in
Deutschen Bunde einbüßte, in die Reihe der Vorstöße des „Pan
germanismus" gegen das Slawentum eingeordnet und dann doch wiede
das Habsburger Reich als „Werkzeug des Pangermanismus" bezeichne
wird. Oder wenn zu den Objekten „pangermanistischer Kolonisierungs
bestrebungen" *Russen* und *Tschechen* gezählt werden, von denen di
einen unter Ausnutzung des Bündnisses mit Frankreich das baltisch
Deutschtum zusammen mit den gleichen Nationen, deren Bestan
jetzt die „Wurzel des deutsch-französischen Problems" bilden so
rücksichtsloser Russifizierung aussetzten, während die anderen in
Habsburger Reich der Vorkriegsjahrzehnte staatsrechtlich und faktisch
eine Stellung einnahmen, die sie heute den Sudetendeutschen in dere
ureigensten Stammessitzen aufs entschiedenste verweigern.

Zwei geschichtliche Tatsachen aber können nicht scharf genu
betont werden: Einmal, daß die deutsche Ostwanderung des späte
Mittelalters, wenn man die großen geschichtlichen Zusammenhäng
überschaut, nur ein Rückströmen in Gebiete bedeutet, in die einig
Jahrhunderte vorher slawische Stämme den germanischen Wanderer
in einer übrigens höchst dünnen Siedelungsweise, nachgefolgt ware
Zweitens, daß die Versailler Grenzziehungen im deutschen Osten ni
geschichtlicher oder ethnographischer Gerechtigkeit nicht das Mindes
zu tun haben, sondern lediglich auf die Verstümmelung des deutsche
Volks- und Wirtschaftskörpers abgestellt sind.

Deshalb ist es auch eine ganz falsche Fragestellung, ob Deutsc
land sich mit der „neuen Ordnung der Dinge abgefunden" hat. Ke
Volk der Erde wird sich damit „abfinden", daß man mitten aus seine
Staatsgebiet willkürlich ein Stück herausschneidet und die dort se
Jahrhunderten ansässigen Staatsgenossen aus den Gebieten, die ihn

öchste Blüte verdanken, zu Hunderttausenden vertreibt. Nich auf das Sich-Abfinden" kommt es an, sondern auf die Einsicht, daß selbst egenüber solchen Mißgriffen der Machtpsychose die Korrektur nicht urch den Appell an die Waffen gesucht werden darf, soll nicht das lte Europa in fortgesetzter Selbstzerfleischung sicherem Untergang ntgegentreiben.

Diese Einsicht steht im Mittelpunkt der heutigen deutschen Politik. ie ist es im letzten Grunde, die Deutschland zum Abschluß der Locarno-erträge, zum Eintritt in den Völkerbund, zum Ausbau seines Schieds-esens, zu einem entsagungsvollen Ringen um die wirtschaftliche Ver-ständigung mit Polen bewogen hat, wie sie es ist, die Deutschland eranlaßt, im Interesse aller Nationen immer wieder auf die Inangriff-ahme der allgemeinen Abrüstung zu dringen, in den Sicherheits-estrebungen die Kriegs*verhütung* in den Vordergrund zu stellen und or der verhängnisvollen Politik der Sonderbündnisse und Sanktions-rohungen zu warnen.

Der Glaube, daß diese Einsicht nach so furchtbaren Erfahrungen nd im Angesicht der grauenerregenden Fortschritte, die die Zer-örungstechnik seit dem Weltkriege schon wieder gemacht hat und glich weiter macht, sich nicht nur im deutschen Volke, sondern in nz Europa schließlich durchzusetzen vermag, hat nichts zu tun mit gen Illusionen oder trügerischen Formeln, die der französische ationalist — nicht gerade sehr dankbar gegenüber der amerikanischen affenhilfe — als „Wilsonsche Metaphysik" zu bezeichnen beliebt. ieser Glaube zieht seine Kraft vielmehr aus der durch die Geschichte cht widerlegten Überzeugung, daß die Völker, wenn sie auch keines-egs instinktmäßig ihren wahren Nutzen erfassen, doch durch die zähe rbeit verantwortungsbewußter Führer zu einer höheren Stufe des Ver-ndnisses für ihre gemeinsamen Interessen gebracht werden können. r pessimistische Fatalismus, der den Selbstzerfleischungswahn der opäischen Nationen für ebenso naturgesetzlich und unkorrigierbar t wie die Reflexbewegungen des Laubfrosches, kann im Zeitalter der twicklungsjahre nur als ein heilloser Anachronismus bedauert rden.

Gewiß, niemand wird heute schon die Behauptung wagen, daß die len Konflikte, welche die sogenannte „neue Ordnung der Dinge" rückgelassen oder aufgeworfen hat, alle beteiligten Völker bereit den werden, unter unbedingtem Verzicht auf kriegerischen Austrag r Wege gegenseitiger Verständigung nach gütlicher Lösung zu suchen. U so mehr aber ist es höchste Pflicht der politischen Führerschicht allen Ländern, das Denken und Fühlen ihrer Volksgenossen in diese htung zu lenken. Und einem Manne wie Briand wird es eine zu-nftige Geschichtsschreibung gewiß zu höchstem Verdienste anrech-n, daß er sich dieser Aufgabe als Führer der Nation, die Gambetta

als die kriegerischste Europas bezeichnete, unerschrocken unter zogen hat.

Was aber das *deutsche Volk* betrifft, so liegt es sicherlich zum großen Teil an jener merkwürdigen Scheu weiter französischer Kreise sich ernstlich und durch eigene Anschauung von den Wandlungen der deutschen Seele zu überzeugen, daß man diesem Volke nicht die geistige Kraft zutraut, den Ausweg aus den furchtbaren Nöten der Zeit anders als auf den verwüsteten Pfaden alter Machtpolitik zu suchen. Das deutsche Volk, grüblerisch veranlagt und in zahllose Meinungen auseinanderstrebend, nimmt neue Ideen oft nur zögernd auf; aber wenn es sich im Laufe der Jahrhunderte langsamer gewandelt hat als zeitweise manche andere Nation, so ist es so *tiefgehender* Wandlungen fähig gewesen, wie nur irgendein Volk in der Geschichte. Es hat sich aus der Anarchie des Territorialstaatensystems zum festgefügten und nun in schwersten Erschütterungen bewährten Reichskörper zusammen gefunden. Es hat sich aus der geistigen Verarmung und Erschöpfung in die es der 30jährige Krieg geworfen hatte, in stiller Arbeit zu der Sonnenhöhe der klassischen Bildungsepoche Goethes, Humboldts und Schillers emporgerungen. Aus dem schwärmerisch-verträumten Biedermeiervolke ist es zur Nation der Hochöfen und Kasernen, der straff organisierten Millionengewerkschaften und des weltumspannenden Handels geworden. Und eben noch war die Welt Zeuge, wie es aus hoffnungslos scheinendem Wirtschaftsverfall, durchwühlt von den Fieberschauern wirtschaftlich-sozialer Wahnideen, unter Übernahme nie gehörter auswärtiger Lasten zu einer für die ganze Weltwirtschaft bedeutsamen Konsolidierung in Finanzen und Wirtschaft gelangt ist.

Wer diesem Volke von vornherein die Fähigkeit zur Beschreitung neuer Wege auch im internationalen Leben abspricht, *der kennt es nicht*. Freilich, kein Volk kann solche Wege *allein* gehen. Nur wenn die Einsicht in die Richtigkeit, ja Notwendigkeit der grundsätzlichen Neuorientierung Gemeingut der Nationen, vor allem der auf das Zusammenwirken mit Deutschland im eigenen Interesse angewiesenen Völker wird, läßt sich ein erfolgreiches Vorwärtsschreiten erhoffen. Äußere Umstände und psychologische Hemmungen mögen den Schritt hier oder dort verzögern; um so gebieterischer tritt überall an alle, die von der Richtigkeit des Weges überzeugt sind, die Pflicht heran, mit allen Kräften um die Gefolgschaft der eigenen Nation zu werben. Hier gilt es, die trostlose These, die eine schöpferische Entwicklung im Leben der Völker ablehnt, durch die Tat zu widerlegen und das tiefe Wort zu bekräftigen, das der Verfasser der „Ideen zur Geschichte der Menschheit" geprägt hat: Männer schaffen Zeiten.

Das Wesen des Journalismus.

Aus der Werkstatt eines Praktikers.

Von *Jules Sauerwein.*

Ich möchte die Untersuchung nach dem Wesen des Journalismus nit der Frage beginnen, ob er eine Kunst, eine Wissenschaft oder nur ein Handwerk ist. Wir haben es hier nicht mit einer Geistesdisziplin zu un, die sich im Laufe der Jahrhunderte methodisch herausgebildet hat. Der Journalismus ist weder eine Logik noch eine Metaphysik, er ist noch weniger eine exakte Wissenschaft. Er ist keine Kunst wie Musik der Malerei, in der seit einer langen Reihe von Jahrhunderten schöpferische Menschen ihr Genie und ihr Talent ausspielten, Schulen bildeten, n denen die Kunst des Schaffens neuer Werte den Vorteil besaß, sich uf eine Tradition alter, mannigfaltiger Werke stützen zu können, die n jeder Zivilisation und jeder Epoche zur Vollkommenheit heranreiften.

Der Journalismus ist etwas vollkommen Neues. Aber wir müssen ns zuerst über den Begriff des Journalismus klar werden. Der Journalismus, den ich meine, stützt sich in erster Linie auf die Information, as heißt auf den Kontakt mit der Wirklichkeit. Er ist in weitem Maße ie Tätigkeit, die man mit dem Wort englischen Ursprungs als Reportage ezeichnet, da man in keiner anderen Sprache ein Äquivalent dafür ndet. Ich bin weit davon entfernt, die anderen Formen des Journalisus, zum Beispiel die in der Stille eines Arbeitszimmers langsam hernreifenden Betrachtungen über Tagesprobleme, die man dann in den spalten einer Zeitung entwickelt, als weniger wichtig zu bezeichnen. ch will auch nicht den gelegentlichen Journalismus ausschalten, den taatsmänner, Führer der Bankwelt und der Industrie, selbst militärische erühmtheiten ausüben, wenn sie zur Feder greifen, um ihre Meinung ber dieses oder jenes Problem darzulegen. Aber ich bin gezwungen, ne Unterscheidung zwischen dieser Art von Journalismus, der letzten ndes eine konzentrierte Form des Zeitschriftenartikels oder einer istorischen Arbeit ist, selbst wenn er von Kommentaren rein politischen harakters begleitet wird, und dem großen Informationsjournalismus zu

treffen. Der Journalismus, wie ich ihn verstehe, ist durch die Tatsache gekennzeichnet, daß er als tagtägliche Berufsarbeit ausgeübt wird. Es handelt sich darum, einem mehr oder minder großen Publikum darzulegen, was sich am Vorabend ereignet hat, und sich ganz und gar dieser Beschäftigung zu widmen. Der Journalismus als Beruf ist ziemlich jungen Datums, obwohl es große Zeitungen gibt, wie das Organ der City, die „Times", die seit mehr als hundert Jahren existiert, das „Journal des Débats" en France, das fast auf eine ebenso lange Dauer des Bestehens zurückblickt und andere. In Wirklichkeit sind erst im deutsch-französischen Kriege 1870 amerikanische Blätter auf den Gedanken gekommen, Berufsjournalisten auf das Schlachtgebiet selbst zu entsenden, statt sich, wie es früher der Fall war, mit Nachrichten zu begnügen, die dem Publikum von den Regierungen aufgezwungen wurden.

Wenn man die Definition gelten läßt, daß der Journalismus darin besteht, sich selbst davon zu überzeugen, was in der Welt vorgeht und es dann in den Spalten eines Blattes zu beschreiben, muß man auch zugeben, daß diese Prägung sich auf alle Ereignisse anwenden läßt, über die man Bericht erstatten soll. Ein großes Verbrechen mit unvorhergesehenen Komplikationen und unerforschten Geheimnissen — eine große Katastrophe, Krieg, Epidemie oder Erdbeben — die ergreifende Odyssee einer bedeutenden Persönlichkeit, die von einem romantischen Geschick verfolgt wird — dies alles gehört ebenso zum großen Journalismus wie internationale Konferenzen, Wahlen oder Interviews mit führenden Persönlichkeiten der Stunde. Wenn man im diplomatischen Journalismus eine möglichst gründliche Allgemeinbildung braucht, ist sie in der sogenannten Lokalreportage nur eine Ergänzung, ohne die man auskommen kann. Aber die technischen Fähigkeiten des Journalisten selbst bleiben ungefähr die gleichen. In dem Augenblick, in dem die Arbeit darin besteht, zu hören und zu beobachten, die Eindrücke zu sichten und ein klares, rührendes oder packendes Bild zu entwerfen, bietet die Materie selbst, mit der man zu tun hat, keine wesentliche Schwierigkeiten. Ich selbst beschäftige mich seit mehr als fünfzehn Jahren fast ausschließlich mit der Außenpolitik, aber früher mußte ich z. B. einen zum Tode Verurteilten im Gefängnis von San Remo interviewen, zwei Monate lang durch ganz Europa die unglückliche Louise von Belgien verfolgen und sogar den Präfekten der Pariser Polizei begleiten, als er mit Hilfe eines Zuavenregimentes mit Stickgasen und Dynamitbomben das kleine Haus in Nogent sur Seine belagerte, wohin sich die gefährliche Bande von Bonnot flüchtete, die sogenannte Automobilistenbande, die ein Dutzend Morde auf dem Gewissen hatte. Ich muß dabei sogar ein Geständnis machen. Die Fragen, die mich seit dem Kriege beschäftigen, sind so kompliziert und schwierig, die politischen und wirtschaftlichen Probleme so verwickelt und dem breiten Publikum

) schwer darstellbar geworden, daß ich manchmal mit einem gewissen edauern an diese Reportage denke, deren einziger Reiz in dem bestand, as die Engländer human interest nennen. Und wenn ich mich manchal in den amerikanischen Zeitungen mit ähnlichen Themen beschäftige, empfinde ich eine Art moralischer Befriedigung, wie sie ein ünstler fühlen muß, wenn er ein Werk nachschaffen soll, das aller ahrscheinlichkeit nach ins Herz der Menschen dringen wird, und war nicht nur der Intellektuellen, sondern des breiten Publikums, das ich aus Frauen und Kindern besteht.

Wenn ich mir die Frage stelle, welches Element in der journalistichen Arbeit vorherrscht, — Wissen, das man sich aneignet, Kunst er Handwerk — so komme ich zu der Schlußfolgerung, daß die größte Rolle der Kunst zukommt. Der Journalismus ist in erster Linie ine Kunst, weil die angeborenen Eigenschaften eine viel größere Rolle pielen als die Methoden oder die Technik, die erlernbar sind. Ich will doch damit nicht sagen, daß ich die Bedeutung der journalistischen usbildungsarbeit unterschätze. Sie ist ebenso nützlich wie die heaterschule oder das Musikkonservatorium. Man hat noch nie aus jnandem einen Musiker gemacht, der nicht eine angeborene Veranlgung dafür hatte. Aber in dem Augenblick, in dem das natürliche Talnt vorhanden ist, muß es durch die technische Schulung ergänzt rden. Selbst wenn ein Komponist die schönsten melodischen Einfle hat, muß er außerdem noch die Harmonielehre und den Kontrapnkt kennen. Der Pianist muß sich die ganze Technik aneignen, um d Werke auf seinem Instrument wiedergeben zu können, und er muß sinen Anschlag und seine Sicherheit in langen Jahren der Übung vervllkommnen. Aber bevor ich diese Feststellungen auf das Gebiet des Jurnalismus übertrage, möchte ich die Eigenschaften festhalten, die unugänglich notwendig sind, und die sich durch keine Schulung ersetzen lsen. Die erste dieser Eigenschaften kann folgendermaßen formulirt werden: Der Journalist, dessen Ziel und Funktion es ist, tagtäglich dn Publikum eine leichte und interessante Darstellung aktueller Erenisse zu bieten, muß in erster Linie alles festhalten und niedersureiben können, was ihm auffällt. Ich versuche vergeblich, in einem ezigen Worte diese Veranlagung zusammenzufassen, die man vielleht eine ewige Verjüngung der Auffassungsgabe nennen könnte. Der Jurnalist muß sich in erster Linie einen ganz frischen, unbefangenen Bck bewahren, und wenn er eine Reihe von Ereignissen sich abspelen sieht, muß er die Blasiertheit ausschalten, die die Gewohnheit sleicht mit sich bringt. Der Völkerbund zum Beispiel hält viermal im Jre seine rein politischen Tagungen ab und kommt noch außerdem mdestens viermal jährlich zusammen, um über Fragen von größter Bleutung zu beraten. Die Journalisten, denen die Aufgabe zufällt, die Abeiten des Völkerbundes zu verfolgen, sind seit dem Kriege mindtens 35- bis 40mal in Genf gewesen. Es ergibt sich daraus, daß

ihnen die Fähigkeit fehlt, auf die ich eben hingewiesen habe; s werden leicht von einer furchtbaren Müdigkeit ergriffen und neigen daz in abstrakter, beinahe automatischer Weise die Vorgänge darzustelle sich von Worten und Formeln hinreißen zu lassen. Sie haben fast nic mehr den Mut, die Menschen, die sie so oft gesehen haben, oder d Probleme, die so häufig an ihre Ohren geklungen sind, plastisch u unbefangen darzulegen. Hier muß man sich Mühe geben, jede Tagu zwar nicht in vollkommener Ahnungslosigkeit, die verhängnisvoll wä aber gefühlsmäßig, mit den Augen eines Neulings zu betrachten. E solcher Journalist muß sich jeden Augenblick sagen: Hier ist dies u jenes neu, das ganze Schauspiel ist höchst interessant, und wenn i nichts Neues und Interessantes entdecken kann, so ist es meine Schu und ich darf dann nichts darüber schreiben, denn wenn man sell gelangweilt ist, wird man auch andere langweilen.

Wenn ich den Gedanken weiter fortspinne, komme ich zu der Fe stellung, daß man im Journalismus wie bei den antiken Weihefesta zugleich vergessen und sich erinnern muß. In den eleusinischn Mysterien ließ man den Neugeweihten zwei symbolische Getränke reichen, das eine, um das Gedächtnis zu stärken, das zweite, um s auszulöschen. Diese Fähigkeit, sich soweit an die Vergangenheit u erinnern, wie sie zur Erklärung der Gegenwart dient, und die V gangenheit zu vergessen, um der Gegenwart Leben und Interesse u verleihen, diese doppelte geistige Einstellung, die scheinbar wid spruchsvoll ist, läßt sich philosophisch aus dem Bewußtsein der E lution erklären. Die ewige Erneuerung der Dinge, die im Grunde u verändert bleiben, ist eben das Wesen der Evolution. Der Journa muß von diesem Gefühl der Evolution durchdrungen sein. Er darf nit zu viel daran denken, was er in den früheren Artikeln geschrieben lt. Ich will damit nicht sagen, daß er sich widersprechen und chaotisch seinen Beruf betreiben soll, aber er muß seinen Lesern den Eindruk vermitteln, daß heute nicht gestern und morgen nicht heute sein kan. Wenn seine Urteilskraft fest und sicher genug ist, wird er das geistge Chaos vermeiden.

Diese Urteilsfähigkeit ist absolut unentbehrlich. Man neigt leiht dazu, in den technischen Universitätskreisen und selbst in dem meto dischen und überlegenen Bürgertum den Journalisten gering zu achn, weil er über eine Reihe von Sachen schreibt, die er nicht kennt. Aer ein Journalist, der gründlich alle Fragen kennen würde, über dieer schreibt, wäre ein unvorstellbares Phänomen, ein Pico della Miranda, der im Laufe eines Jahrhunderts vielleicht nur einmal geboren wd. Außerdem würden seine Artikel wahrscheinlich unlesbar sein. Was man bei einem Journalisten Sachkenntnis nennt, darf nicht mit er Sachkenntnis eines Staatsmannes, eines Finanzsachverständigen der Wirtschaftspolitikers verwechselt werden. Es ist nicht das Ziel es Journalismus, die Völker zu leiten oder abstrakte Probleme zu lön.

Seine Mission ist viel bescheidener, ohne dadurch viel bequemer zu ein. Er muß für alles, was vorgeht, ein großes Publikum interessieren, von dem man wohl, ohne anmaßend zu sein, behaupten kann, daß es aus Unwissenden besteht. Ich habe in meinem Leben die Gründung einer ganzen Anzahl von Zeitungen erlebt, die sich zur Anlockung des Publikums die bedeutendsten Sachverständigen für viele Rubriken sicherten. Ihre interessanten Aufsätze wurden von einer gewissen Anzahl von Lesern, die sich in die Fragen vertiefen wollten, eifrig verfolgt, aber da Leser dieser Art nur eine ganz geringe Minderheit bilden, konnten sich diese Zeitungen nicht lange halten. Was verlangt denn ein Leser, wenn er seine Zeitung in die Hand nimmt? Er will billig und schnell informiert werden und einige angenehme Augenblicke bei der Lektüre verschiedener ergreifender Geschehnisse verbringen, und dabei spreche ich schon gar nicht von jener sehr zahlreichen Kategorie der Leser, die selbst die am farbigsten dargestellte Wirklichkeit zu schal finden und sich mit dem Feuilleton und dem Roman begnügen. Man soll daher beim Journalisten keine universelle Bildung suchen, sondern nur eine genügend entwickelte Urteilsfähigkeit, damit er nicht — oder höchstens nur im Ausnahmefall — eine Dummheit begeht.

Man braucht sich nur die sogenannten „Menschen der Gesellschaft" anzusehen, die „anständigen" Menschen, wie man sie im 18. Jahrhundert nannte. Diese Gattung stirbt in unseren Tagen aus. Ihr größtes Talent war ihre Lebenskunst und ihre Beherrschung des Salongesprächs. Sie kamen jeden Tag zusammen, und zwar nicht unter Spezialisten, sondern im Gegenteil unter Menschen, die keinen besonderen Beruf hatten und die im Notfall über alle Fragen schreiben konnten. Die französische Literatur verdankt ihnen manche reizvolle Seite. Ihre Gespräche, ihre Korrespondenz, ihre philosophischen Werke, die sich bis auf unsere Tage erhalten haben, bilden eine besonders anregende Lektüre. Zu einer gewissen Zeit haben sie sich Enzyklopädisten genannt, eben deshalb, weil sie etwas von allem und nichts gründlich wußten. Sie wären ausgezeichnete Journalisten geworden, und in Wirklichkeit haben sie in den langen Briefen, die sie sich gegenseitig oder an interessante Frauen schrieben, Journalismus getrieben. Es gibt keine besseren journalistischen Artikel als die Briefe der Madame de Sévigné an ihre Tochter Madame de Grignan und keine glänzendere Reportage als die Briefe Voltaires. Sie beherrschen die Kunst, über alles zu urteilen, ohne jemals pedantisch oder anmaßend zu werden, sie haben diese allgemeine Kultur, die den Geist leicht und beweglich macht, ohne ihn überreichlich zu möblieren, und die ihnen erlaubte, für alles und jeden eine geistreiche und manchmal sogar tiefe Prägung zu finden. Ihre Haupteigenschaft war ihre Urteilsfähigkeit, und diese Gabe brauchen Menschen, die über die ernstesten Dinge in hundert Zeilen berichten sollen und ihre Schilderungen schwerwiegendster Ereignisse in dem ihnen zugewiesenen Raum konzentrieren müssen.

Da ich nun einmal von der klassischen Epoche spreche, in der di Kunst der Prägung und Darstellung viel vollkommener war als e heute der Fall ist, möchte ich darauf hinweisen, daß diese Mensche der Gesellschaft noch eine andere Eigenschaft besaßen, die für de Journalisten von heute sehr wichtig ist: sie nennt sich heute Psychologi oder Lebensgewandtheit, das heißt, die Kunst, mit Menschen der ver schiedensten Kreise zu verkehren und mit ihnen vertrauensvolle un angenehme Beziehungen anzuknüpfen. Ein Journalist, der sich m einer Umfrage beschäftigt, verbringt die meiste Zeit des Tages im Ge spräch — die ernsten Menschen nennen es sogar Geschwätz — m verschiedenen Menschen. Er spricht mit seinen Kollegen, mit Staats männern, Diplomaten, mit dem und jenem, dessen Meinungen oder In formationen für ihn nützlich sind. Er darf nicht schweigend zuhören und nur im Kino sieht man Journalisten die Augen aufreißen und ei Notizbuch aus ihrer Tasche ziehen, um sich stenographische Aufzeich nungen zu machen. Ich habe in meinem Leben eine große Anzahl de verschiedensten Interviews gehabt. Ich hätte einen vollkommene Mißerfolg erlebt, wenn ich mein Notizbuch gezückt hätte. Da Notizbuch eines Reporters ist ein beunruhigendes Werkzeug, desse man sich nur im Notfall und so selten wie möglich bedienen darf. Er wenn das Interview vorbei ist, das heißt, wenn die ganze psychologisch Arbeit des Näherkommens beendet ist, kann man zu seinem Bleisti greifen, und auch dann ist es besser, sich auf sein Gedächtnis zu verlasse und den Augenblick abzuwarten, in dem man allein ist, um sich Notize zu machen. Sobald wir zum Notizbuch greifen, wird unser Gegenüb verschlossen. Er war im Begriff, mit einem Menschen zu sprechen den er als angenehmen Plauderer, manchmal sogar als Freund b trachtete und mit dem er in aller Freiheit Meinungen austauscht Man darf nicht den Fehler begehen, ihm in Erinnerung zu rufen, da das, was er einem erzählt, morgen in Millionen Exemplaren gedruck sein wird und jeder Kritik, jeder Diskussion unterworfen werden kann Bevor ein Interview geschrieben wird, muß es langsam heranreifen und dies kann nur im vollen Vertrauen geschehen. Es ist für eine Journalisten unbedingt notwendig, persönliche Beziehungen zu habe und den Menschen, mit denen er verkehrt, so oft wie möglich gewiss Dienste zu leisten. Er darf das, was man die Gesellschaft nennt, nic verachten, das heißt jene Salons, in denen man auf neutrale Gebiet Politiker und Diplomaten trifft, die dorthin kommen, um sic zu zerstreuen, ein gutes Essen zu genießen und mit schönen Frau zu flirten. Wenn man in einer Ecke eines Salons einen Minister trif von dem man gern gewisse Informationen haben möchte, darf ma nicht auf ihn zustürzen und ihn sofort in ein politisches Gespräch ver wickeln. Man muß vorsichtig sein und Geduld haben. Man muß m ihm von allen möglichen Dingen sprechen und am liebsten ein Them anschlagen, das ihm Spaß macht. Er wird einem für ein Gespräc

ankbar sein, in dem man ihn nicht wie einen Minister, sondern wie inen Menschen behandelt. Er wird mit Freude den Anekdoten uschen, die man ihm erzählt, er wird Gefallen an einem finden, und n dem Tag, an dem man mit ihm eine wirklich ernste Frage zu esprechen hat, wird man mit Freude feststellen, daß man ihm irklich näher gekommen ist, indem man vermieden hat, ihn von nfang an mit ernsten Fragen zu langweilen. Und vor allen Dingen rf man nie, abgesehen von unvermeidlichen Ausnahmefällen, Interiews veröffentlichen, die dem Betreffenden Unannehmlichkeiten verrsachen können. Ich weiß, daß einige meiner Kollegen beim Lesen eser Zeilen lächeln werden, denn ich habe in meinem Leben mein ewissen mit einigen Interviews belastet, die die Betreffenden nachher dauert haben. Aber man kann nicht alles voraussehen, und ich rate cht, die Selbstentäußerung so weit zu treiben, um päpstlicher als der apst zu sein und eine sensationelle Erklärung unter dem Vorwand rückzuweisen, daß man im voraus wisse, wie falsch sie gedeutet wern könnte, sondern ich behaupte nur, daß diese Fälle eine Ausnahme den müssen. Es gibt keine allgemeinen Regeln im Journalismus, und n muß je nach der Situation die Entscheidung treffen. Man fährt am sten dabei, wenn man die Persönlichkeiten, mit denen man zu tun t, in zwei Kategorien einteilt; denjenigen, mit denen man beruflich duernd zusammenkommt und durch gewisse freundschaftliche Bande rknüpft ist, muß man jede Unannehmlichkeit ersparen. Es kommt ufig vor, daß der Betreffende sich in der Hitze des Gesprächs zu ner Äußerung hinreißen läßt, selbst wenn er sonst in der Öffentlichkit die größte Vorsicht übt. Auch die Eigenliebe kann häufig die nschen dazu treiben, sich durch eine Erklärung, die am nächsten ge in der ganzen Welt bekannt sein wird, eine auffallende Reklame z verschaffen. Der Journalist kann manchmal die Situation besser beeilen als die Betreffenden selbst, und wenn er sich ihr Vertrauen d ihre Freundschaft erhalten will, muß er sich von Zeit zu Zeit ein fer auferlegen. Die zweite Kategorie umfaßt die gelegentlichen erviews mit Menschen, die man in der Stunde selbst sprechen lassen ß, die man nie wieder sieht und die am Morgen schon vom ersten n der Aktualität verschwinden. In diesen Fällen braucht man sich stverständlich nicht von derselben Rücksicht leiten zu lassen.

Man wird mir einwenden, daß dies alles in gewissem Sinne eine rbereitungsarbeit darstellt. Sobald sie vollendet ist, findet man sich der Schreibmaschine, der Sekretärin oder dem Telephon, und nun innen die Schwierigkeiten der Darstellung. In diesem Augenblick ucht man meiner Erfahrung nach zwei Eigenschaften, und zwar rheit und Schnelligkeit. Man darf nicht den Ehrgeiz haben, eine rarische Arbeit zu leisten oder soll wenigstens nur die literarischen alitäten herauszuarbeiten suchen, die dem Journalismus eigen sind. nn man auf den Stil Wert legt, wenn man die rhetorischen Blüten

pflegt und sich bemüht, die gewählte Prosa großer Schriftsteller z schreiben, wird man viel kostbare Zeit verlieren und nicht viel dam erreichen. Wenn man auf alle Einzelheiten und alle Nuancen eingehe will, wird man einen schlechten Artikel schreiben. Es ist besser, ein einfache Idee zu haben als zehn Gedanken, zu deren Präzisierung d Zeit nicht ausreicht. Dann spielen auch die Notwendigkeiten d Berufs und der Stunde eine besondere Rolle im Leben des Reporter Ich erinnere mich an einen dramatischen Moment meiner journalist schen Existenz. Nachdem Karl von Habsburg den ersten Putsch Ungarn gemacht hatte — es war im April 1921 —, war es mir dur meine nützlichen Beziehungen gelungen, von der Schweizer Grenze b Luzern, wo ihn die Bundesbehörden zurückhielten, in seinem Salo wagen zu reisen. Wir kamen gegen Mitternacht in Luzern an. I war sehr zufrieden, da ich annahm, daß kein anderer Journalist so vo Glück begünstigt war. Ich hatte eine Fülle von Informationen und Ei drücken in mich aufgenommen und rechnete damit, daß ich eine Stun Zeit vor mir hatte, um alles niederzuschreiben, bevor ich mich tel phonisch mit Paris in Verbindung setzte. Plötzlich, als ich in die Hot halle trat, sah ich an einem Tisch zwei sehr geschickte und begab französische Kollegen. Sie waren zwar insofern im Nachteil, als s nicht im Salonwagen gereist sind, aber sie waren mir darin überlege daß sie bereits an einem Artikel schrieben. Ich habe nicht ein Augenblick gezögert. Ich trat in die Telephonzelle und verlang eine Verbindung mit Paris. Es war eine schreckliche Zelle, und sowo die Portiers wie die Reisenden konnten alles hören, was ich sagte. I mußte drei Spalten diktieren, ohne eine einzige Notiz vor mir zu habe mußte schreien, damit man mich in Paris hörte und fürchtete, zu la zu reden und in Luzern gehört zu werden — man kann sich vo stellen, daß ich mich dabei weder um Stil noch um Nuancen kü mern konnte. Das Messer saß mir an der Kehle, aber der „Matin" k kam seine drei Spalten, und ich muß gestehen, daß ich mich wie d Reporter von Michael Strogoff noch dreiviertel Stunden länger als nög in der Zelle aufhielt und über tausend unwesentliche Kleinigkeiten sprach. Der Artikel, der bei jener Gelegenheit entstand, hatte selb verständlich keinerlei literarischen Wert, und als ein Stück fran sischer Prosa hätte er jeden großen französischen Schriftsteller disk ditiert. Aber es war trotzdem ein ausgezeichneter Zeitungsartikel, a er aus drei Spalten präziser Details über ein Ereignis von größ Bedeutung, das sich am Vorabend abgespielt hatte, bestand. Die gan Welt fragte sich, was in der Seele Karls von Habsburg vorgegangen sein mochte, warum er den Putsch unternommen hatte, warum er nach Luzern zurückkehrte, welche Zukunftspläne er hatte, auf welchen Weg ihn die Kaiserin Zita drängte usw. Nun brachte ich den Bericht üb eine Reise mit Karl, über lange Gespräche und war imstande, auf jed dieser Fragen zu antworten. Ich bin sicher, daß dieser Artikel, wen

:h ihn einige Wochen später in aller Muße vor meinem Schreibtisch
tzend, die Sätze langsam ausfeilend, geschrieben hätte, in jeder Hin-
icht besser geworden wäre. In jeder Hinsicht? Nein; denn vom jour-
alistischen Standpunkt aus hätte er überhaupt keinen Wert mehr gehabt.

Je mehr ich in meinen journalistischen Erinnerungen krame, desto
larer wird es mir, wie schwer es ist, bestimmte Regeln aufzustellen.
s gibt Dinge, die man nicht prinzipiell festsetzen kann und bei denen
an sich größtenteils von seiner Inspiration leiten lassen muß. Dazu
ehören Kunst und Liebe, und wenn ich noch den Journalismus hinzu-
chne, so habe ich ihn in keine schlechte Gesellschaft gebracht.

Eine Methode, die einem einmal Erfolg gebracht hat, kann sich
nter anderen Umständen als vollkommen unwirksam herausstellen,
nd so ernsthaft man ein politisches Problem behandeln muß, darf beim
urnalismus nicht ein gut Teil Schalkhaftigkeit fehlen. Ich möchte
er zwei Anekdoten einfügen: Eines schönen Tages — es war ein Jahr
ach dem Tode des großen Belgierkönigs Leopolds II. — hatte sich
ine Tochter, die unglückliche, herumirrende Louise von Belgien ent-
hlossen, am Grabe ihres Vaters zu beten, obwohl sie keine sehr
rtliche Erinnerung an ihn bewahrte. Die Geschichte spielte sich gegen
chs Uhr abends in der Kirche von Laeken ab, in der Gruft, in der
e Herrscher des Landes beigesetzt werden. Der Bischof hatte tausend
chwierigkeiten gemacht und behauptet, daß Louise durch ihr abenteuer-
hes Leben und ihr ganzes Verhalten ihrer Familie gegenüber sich
jlen Anspruch auf kindliche Pietät verwirkt habe. Was mich betrifft,
s hatte ich nur das eine Ziel vor Augen, und zwar mit ihr in die Gruft
habzusteigen, ihrem Gespräch mit dem Bischof beizuwohnen und den
otographen des „Matin", der eine Blitzlichtaufnahme machen sollte,
i die Krypta hineinzuschmuggeln. Es gab nur ein einziges Mittel, um
ine Absicht auszuführen, und ich zögerte nicht, es anzuwenden.
h setzte mir einen Zylinder auf und ging, mit dem Zylinder in der
nd, mit dem Ausdruck feierlichster Würde neben der Prinzessin her.
s man an den Eingang der Krypta kam und der Bischof sich endlich
schloß, das Tor zu öffnen, drehte ich mich zu den zahlreichen
llegen um und sagte mit fester Stimme: „In erster Linie keine Jour-
nisten; die Prinzessin wünscht es nicht", und stieg mit dem feierlichen
Cfolge hinterher. Mein Photograph schlich sich mit mir ein. In dem
genblick, in dem wir wieder heraufzusteigen begannen, ließ mein
otograph plötzlich das Blitzlicht aufflammen, und dem Munde des
chofs entrangen sich die schönsten Flüche, die je über die Lippen
es Kirchenfürsten kamen.

Ich habe diese kleine Anekdote nur erzählt, um zu zeigen, daß der
porter, obgleich er die Pflicht hat, um der Sache willen, der er sich
met und zur Erhaltung seiner Beziehungen als Gentleman zu han-
n, doch manchmal genötigt ist, zu Tricks zu greifen, die eines
ntleman nicht immer würdig sind. Ich erinnere mich auch, daß ich

eines Tages, trotz der großen Achtung, die ich für ihn empfinde, de König von Italien einen Streich gespielt habe. Es war im Septemb des Jahres 1918, als mich der König in seiner kleinen Villa in Batt glia in der Nähe von Padua empfing. Wir führten ein langes, ziemli sprunghaftes Gespräch über viele Themen. In dem Augenblick, in de ich mich verabschiedete, stellte ich dem König die Frage: „Erlaubt n Eure Majestät, einige Zeilen über unser Gespräch zu veröffentlichen Es war eine große Kühnheit, weil erstens der König nie Interviews g und durchaus keine Lust hatte, mir eins zu gewähren, und zweiten weil unser Gespräch, das vom Hundertsten ins Tausendste ging, si sehr schwer in die Form einer überlegten Erklärung einfangen li Der König antwortete mir lächelnd: „Wenn Sonnino nichts dageg hat, tun Sie es meinetwegen."

Sonnino galt als der verschlossenste aller Menschen. Vict Emanuel war sicher, daß es mir nie gelingen würde, ihm die Erlaubn zur Veröffentlichung eines Interviews mit dem König zu entreißen. Und doch habe ich es erreicht. Ich muß sagen, daß ich mir keine Mü gab, mich an das Gespräch mit dem König zu erinnern, sondern na meiner Rückkehr in das Hauptquartier versuchte, mir aus den seltenen Reden und den diplomatischen Communiqués Sonninos seine genaun Meinungen über die großen Probleme der Stunde zu rekonstruieren ud ein Interview zusammenstellte, in dem jedes Wort seinen Intentionn entsprach. Die Veröffentlichung in dieser Form wurde gebilligt, ud der König sah acht Tage später mit Staunen, daß er mir die wichtigsn Enthüllungen über das Ende des Krieges, die Zustände in Österrei, die Haltung der Jugoslawen, und in erster Linie über die Rolle er Tschechoslowaken, die sich damals in einer Stärke von zwei Divisionn im italienischen Heere befanden, gemacht hatte.

Ich erzähle diese kleinen Geschichten, um den Wert der Anpassug an die Umstände im journalistischen Beruf zu betonen. Wie weit ene solche praktische Anpassung notwendig ist, will ich durch ein Beispel erläutern. Wir mußten uns seit dem Kriege mit schwierigen Problenn beschäftigen, die früher in das Gebiet der Zeitschriften und der tenischen Zeitungen fielen. Die Vorkriegsreporter waren nie gezwungn, über so komplizierte Fragen wie Reparationen, Stabilisierung, Inflaon oder Aufwertung zu schreiben. Wir mußten uns an diese Probleme heranwagen, und ich für mein Teil habe einmal ausgerechnet, daß ch seit den Friedensverhandlungen mindestens 350 Artikel über dise trockenen und schwierigen Fragen geschrieben habe. Wir waren ür diese Aufgabe nicht vorbereitet. Wir mußten uns die Kenntnisse mhsam aneignen. Unsere Arbeit wäre viel leichter gewesen, wenn ir uns mit diesen Fragen systematisch beschäftigt hätten, bevor wir en Beruf ergriffen. Aber ich weiß nicht, ob es vom rein journalistischen Standpunkt aus nicht doch besser für uns gewesen ist, daß wir m Anfang ganz unwissend waren und uns erst langsam, ebenso wie as

Publikum, das wir informieren sollten, in diese Probleme hineinarbeiten mußten. Wir haben häufig den Beweis einer solchen Naivität erbracht, daß den Wirtschaftspolitikern und Finanzsachverständigen die Haare zu Berge standen. Wir haben uns langsam gebildet und dem großen Publikum diese Probleme erklärt, ohne uns das Wissen der Gelehrten anzumaßen. Wir haben uns die elementarsten Kenntnisse angeeignet, und der Vorteil dieser Methode ist, daß viele unter uns tagtäglich mit Leichtigkeit 150 bis 200 Zeilen über unentwirrbare Rätsel schreiben können, von denen sich ein Journalist früher nicht einmal träumen ließ und die nach der Ansicht von Sachverständigen nur in mehreren Bänden zu behandeln sind.

Die praktische Übung, die für den Journalisten von größtem Nutzen ist, ließe sich meiner Ansicht nach auch auf eine folgende Weise verwirklichen: Man gibt dem Betreffenden erst ein Thema zur Behandlung, das heißt etwas zu sehen, zu hören oder zu lesen. Es kann eine parlamentarische Sitzung, ein großer Prozeß, eine Volksdemonstration sein, und es muß auch von Zeit zu Zeit ein komplizierteres Dokument, wie zum Beispiel ein Teil der Locarnoverträge, ein Beschluß des Völkerbundes oder das Londoner Zahlungsabkommen vom Mai 1921 sein. Dann muß man dem jungen Journalisten sagen: „Sie haben etwas gesehen, gehört, gelesen. Hier haben Sie Tinte und Papier, eine Schreibmaschine, oder, wenn Sie es vorziehen, einen Stenographen. Sie haben eine halbe Stunde für eine Spalte, eine Stunde für zwei Spalten usw." Diese Arbeit des Journalisten muß vom rein beruflichen Standpunkt aus beurteilt werden, das heißt — da es sich um Journalismus handelt — muß das Urteil von einem Mann der Straße, irgend einem unbefangenen Leser abgegeben werden, oder von einem Professor des Journalismus, der sich für fähig hält, sich in die Mentalität des Mannes von der Straße zu versetzen.

Ich behaupte nicht, daß meine Auffassung vom Journalismus für alle Länder zutreffend sei. Je nach den Rassen, den Breitegraden, dem Milieu, stellt das große Publikum verschiedene Ansprüche an seine Zeitung, und der Journalist muß sich der Mentalität seines Milieus anpassen. Die Ideen, die ich eben darlegte, beziehen sich auf eine Zeitung mit einer großen Auflage, deren Artikel in fast allen Ländern gelesen und kommentiert werden.

Als ich im letzten Jahre meine Weltreise machte, schrieb ich zugleich für den „Matin" und für 32 Zeitungen in Amerika, in Canada und Australien, für den Telegraaf von Amsterdam, die Neue Freie Presse in Wien, den Corriere della Sera in Mailand und manchmal für die Vossische Zeitung in Berlin. Ich mußte für alle Blätter denselben Artikel schreiben, denn meine Zeit war mehr als beschränkt, und ich erinnere mich, daß mir diese Arbeit, die vielleicht vom ethischen Standpunkt zur Gewinnung einer gesunden und strikten Objektivität aus-

gezeichnet war, in beruflicher Hinsicht sehr schwer fiel, denn in Wirk-
lichkeit gibt es in jedem Lande eine andere journalistische Technik und
Methode. In Amerika teilt sich die journalistische Arbeit folgender-
maßen ein: Es gibt in erster Linie die news, das heißt die Nachrichten,
das, was meine Kollegen im beruflichen Jargon „den Nagel für eine
Geschichte" nennen. Die Geschichte selbst, die story, wird um die
news herumgruppiert, die in dem ersten Satz in der sensationellsten
Form gebracht wird. Je länger dieser Satz ist, je mehr er alle Elemente
der story in sich einschließt, desto zufriedener ist der Leser. Im allge-
meinen wird dieser Satz als fette Überschrift gedruckt, während
die weitere Darlegung für Menschen, die sich mehr für diese Frage
interessieren, in kleinem Druck erscheint, und das Ende der Geschichte
— für diejenigen, die viel Zeit zu verlieren haben — in einer Fort-
setzung auf der zwölften oder fünfzehnten Seite zu finden ist. Die
news darf — abgesehen von Agenturen — nicht allein gebracht werden.
Ein amerikanischer Journalist, der diesen Namen wirklich verdient, darf
nur zur Feder greifen, wenn er auch wirklich etwas zu schreiben hat.
Wenn es keine news gibt, wird die story als „feature story" bezeichnet,
das heißt, daß sie aus einer Reihe von unbestimmten Bemerkungen über
verworrene Dinge besteht, die sehr umständlich entwickelt werden
müssen. Schließlich gibt es einen Redakteur, der sich das ganze Jahr
lang nicht von seinem Schreibtisch rührt, dauernd Leitartikel schreibt,
in denen er die Nachrichten kommentiert, die ihm aus dem In- und
Auslande von seinen Mitarbeitern übermittelt werden, und der sich dann
„editorial writer" nennt. Auf diese Weise ist die ganze journalistische
Arbeit eine Auswalzung der news, aber die beiden Gruppen der Bericht-
erstatter und der Leitartikler sind scharf voneinander getrennt (obwohl
es heute schon weniger der Fall ist als früher). Diese Arbeitsteilung
eignet sich für ein Land, in dem die Menschen Zeitungen von einem
riesenhaften Ausmaße haben wollen, deren Lektüre, wenn man sie
gewissenhaft fortsetzen wollte, den größten Teil des Tages in Anspruch
nehmen würde, und die zugleich sich in einigen Minuten über alles
was in der Welt vorgeht, orientieren können. Es gibt daher in der
amerikanischen Presse etwas, was in Europa unbekannt ist, und zwar
die Sonntagszeitungen von ungeheurem Ausmaße. Der Chefredakteur
der Sonntagszeitung ist häufig der bestbezahlte des ganzen Redaktions-
stabes; er muß in seinem ungeheuren Blatt (das sich häufig auf
160 Seiten erstreckt) alle Gebiete menschlicher Betätigung, die das
Interesse der Leser beanspruchen: also Sport, Theater, Mode, Handel,
Finanzen, Technik berücksichtigen — jeder dieser großen Zweige be-
sitzt eine Sonderbeilage im Sonntagsblatt, und ich erinnere mich, daß
ich mir im vorigen Jahre bei meiner Abreise von Washington an einem
Sonntagmorgen die „New York Times" kaufte, sie während meiner ganzen
Reise bis New York, das heißt sechs Stunden lang, las und mit wach-
sender Verwunderung feststellte, daß ich sie noch nicht beendet hatte.

ls ich am Nachmittag am Bahnhof ankam. Dem Sunday Editor ällt die besondere Aufgabe zu, eine Zeitung zusammenzusetzen, ie nicht nur von den Menschen gelesen wird, die sie in aller Eile in en Zügen durchfliegen oder ihr nur mitten in ihrer Arbeit einige Minuten widmen können, sondern auch von den Menschen, die vor hrem üppigen Frühstückstisch sitzen oder am Nachmittag in ihrem itting-room viele Stunden totschlagen müssen. Es ergibt sich daraus ie Notwendigkeit, daß die Geschichten lang sein müssen, und zwar icht so, wie es beim Wochenblatt der Fall ist, wo die news von Anfang n so dargelegt werden, um einem das Lesen der Fortsetzung zu erparen, sondern die story wird mit einem großen Aufwand von Phanasie wie ein Roman von Dumas-Vater gedehnt, damit jedes Lokalreignis, jede politische oder sportliche Nachricht samt den schönen llustrationen, Photographien oder Zeichnungen mindestens eine Seite üllt. Diese Zeitungen, die ähnlich wie die englischen Blätter über in ungeheures Inseratenwesen verfügen, erfreuen sich einer vollkomenen finanziellen Unabhängigkeit und müssen nicht, wie es häufig in en kleinen europäischen Ländern der Fall ist, mit dem Raum sparen. ie „New York Times" zum Beispiel, bei der die Anzeigen einen Dollar o Zeile kosten, verdienen jährlich ungefähr dreißig Millionen Dollar n der Reklame. Sie sind ein demokratisches Blatt, weil man irgendne politische Färbung haben muß, aber es wäre lächerlich, anzuehmen, daß ein solches Unternehmen es nötig hätte, von Interessentenruppen oder politischen Parteien unterstützt zu werden.

Meine italienischen Kollegen haben im allgemeinen eine ganz ndere Auffassung. Ich möchte nichts Paradoxes sagen, aber mir heint, daß die Artikel in den italienischen Zeitungen literarische mbitionen haben und damit rechnen, daß sie laut vorgelesen werden. e werden wie Kapitel aus der Arbeit eines großen Schriftstellers aufbaut. Die Sprache eignet sich besonders gut dazu. Das Lesen eines lchen Artikels ist eine wahre Freude. Die abstrakten Darlegungen rden manchmal durch malerische Beschreibungen überwuchert, und ufsätze wie die meines Freundes Barzini aus der Zeit, wo der „orriere della Sera" noch kein Katechismus war, scheinen mir Musterispiele dieser Art. Man muß immer an die Gewohnheiten des Lesers nken, der sich die Zeitung kauft. Es gibt Länder, in denen man die itung auf der Straße liest. Dies ist der Fall in Frankreich und bei n Anglosachsen. Wenn man gegen halb neun Uhr früh in eine Lonner Untergrundbahn einsteigt, hat fast jeder Mensch die „Daily Mail", n „Daily Expreß" oder den „Daily Telegraph" in der Hand; die Ernstfteren lesen die „Times". Wenn man dagegen durch die Straßen von en bummelt — es trifft, obwohl in geringerem Maße, auch für Berlin z — ist die Zahl der Menschen, die eine Zeitung in der Hand haben, sr gering. In den Caféhäusern dagegen häufen sich die Zeitungen

auf allen Tischen. Es ist ein großer Unterschied, ob man für diejenigen schreibt, die in aller Eile auf dem Wege in ihr Büro ihre Zeitung durchfliegen, oder die anderen, die sie in aller Ruhe am Cafétisch studieren, während sie ihre Melange schlürfen. Die Technik des Journalismus will den einen Zeit ersparen, den anderen ihre Zeit totzuschlagen helfen, und der Journalist darf nie dieses Ziel aus den Augen verlieren.

Ich habe in Japan eine wunderbare Ausbreitung des Journalismus gesehen. Ich glaube, daß Japan das Land ist, in dem man am meisten Zeitung liest. Es gibt fast keine Analphabeten. Die Volksbildung, die erlaubt, sich über die Nachrichten in den Tageszeitungen zu informieren, ist fast allgemein verbreitet. Wenn man um die Mittagsstunde über eine Landstraße in Japan geht, trifft man Straßenarbeiter in ihren dunkelblauen Kimonos, auf denen in großen Buchstaben der Name des Unternehmers verzeichnet ist, und man sieht mit Erstaunen, daß sie ihre Arbeitspause dazu benutzen, um fast ohne Ausnahme ihren „Assahi" oder „Mainichi" aus der Tasche zu ziehen. Sie finden dort die politischen Informationen, aber da sie auch Zerstreuung brauchen, speist man sie mit der ausführlichen Geschichte des letzten Verbrechens, des Erfolges dieser oder jener Geisha, die einen reichen Freund gewann, dem genauen Bericht über die Nationalfeiertage und riesigen Sportrubriken, da sich selbst der bescheidenste Mann vom Volke leidenschaftlich für den Sport interessiert.

So ändert sich unser Beruf je nach Klima, Sprache und Rasse. Wenn man jedoch ein Vierteljahrhundert in diesem Beruf gesteckt hat, der verlangt, daß man jeden Tag etwas anderes, etwas Neues bringt, wenn man der guten Sache dienen und das Interesse einer möglichst großen Leserschaft erwecken will, fühlt man in sich ein neues Gefühl erstehen, das man sich zur Lebensregel machen muß; und zwar das Gefühl der Verantwortung. Man schreibt einen Artikel, der an demselben Abend in drei oder vier großen Blättern der ganzen Welt erscheint und am nächsten Tage in hunderten von Zeitungen zitiert wird. Man merkt, daß ein solcher Artikel imstande ist, diese geheimnisvolle Woge zu entfesseln, die man die öffentliche Meinung nennt, und man wird sich dessen bewußt, daß man sich einer Waffe bedient, die von ungeheurer Tragweite ist und sich verhängnisvoll auswirken mag. Ich kann dieses alte Schlagwort von der Heiligkeit der Presse nicht leiden, weil es jeden Journalisten mit einer pontifikalen Würde umkleidet und ihn auf den Gedanken bringt, daß jedes seiner Worte von Bedeutung ist. Und trotzdem kommt es in gewissen Augenblicken vor, daß der wirkliche und unmittelbare Einfluß eines Artikels größer ist als selbst der politischen Reden und hindernd oder fördernd in eine diplomatische Aktion einzugreifen vermag. Ich bin seit einigen Jahren manchmal in die Lage

gekommen, in der ich mir dieser Verantwortung voll bewußt wurde. Es handelte sich für mich zum Beispiel darum, mir darüber klar zu werden, ob es meine Pflicht sei, der deutsch-französischen Annäherung zu dienen, oder, was viel einfacher gewesen wäre, der nationalistischen Meinung zu schmeicheln und die Ungeschicklichkeiten auszunutzen, die die Rechtsparteien in Deutschland immer wieder begehen. Ich mußte mich auch entscheiden, ob ich auf die häufig so lächerlichen Angriffe der italienischen Presse in demselben Stil antworten oder mich zurückhalten und nach einer ernsthaften Prüfung der italienischen Zustände versuchen sollte, alles zu vermeiden, was zwischen den beiden Ländern zu einem Konflikt führen könnte. Da ich vollkommen unabhängig bin und das absolute Vertrauen der Herausgeber meiner Zeitung besitze, habe ich den Weg der Mäßigung eingeschlagen, der häufig viel weniger glanzvoll und ruhmreich ist, jedoch einem Menschen, der der Idee des Friedens leidenschaftlich ergeben ist, als einzig möglich erscheint. Es gab aber auch Umstände, unter denen ich es für meine Pflicht hielt, mit aller Kraft gegen skandalöse Mißbräuche aufzutreten. So habe ich mich zum Beispiel im Dezember des Jahres 1925 nach dem Haag begeben, um dem Prozeß der ungarischen Fälscher beizuwohnen. Dank meinen kostbaren Freundschaften konnte ich in den Besitz wichtiger Dokumente, wie zum Beispiel des Notizbuches von Jankowitsch, gelangen, und ich hielt es für meine moralische Pflicht, alles zu veröffentlichen. Einige Monate später, als ich in Budapest war, fand ich mich von allen Seiten bedroht und mußte mich von Detektiven umgeben lassen, die mir Graf Bethlen zur Verfügung stellte, um mich gegen Attentate zu schützen. Meine ungarischen Kollegen haben mich trotzdem gewarnt, daß dieser Schutz nicht genügend sei. In jenem Augenblick war es offensichtlich meine Pflicht als Journalist, meine Leser nicht nur zu unterhalten oder zu interessieren, sondern mich unter Einsatz meiner ganzen Existenz der Erfüllung der Aufgabe, mit der ich betraut wurde, zu widmen. Ich habe mir damals den vollkommen falschen Ruf eines geschworenen Feindes Ungarns zugezogen, und doch bin ich zwei Jahre später, als die unglückliche Geschichte der Waffentransporte auftauchte, nicht davor zurückgeschreckt, meinen ganzen Einfluß dazu zu benutzen, um den Völkerbund zum Einschreiten zu bewegen. Ich erwähne dies nur, um zu zeigen, daß es in diesem journalistischen Beruf, so angenehm und interessant er mich scheinen mag, Momente gibt, in denen die Arbeit aufhört, ein Vergnügen zu sein und zu einer wirklichen Mission wird.

Ich habe im Anfang die Frage gestellt: Ist der Journalismus eine Kunst, eine Wissenschaft oder ein Handwerk? Dies ist die Antwort, die ich jetzt geben kann; daß der Journalismus viel gewinnt, wenn er von einem gebildeten und wissenden Menschen ausgeübt wird, daß

er jedoch an sich eher eine Kunst ist, und daß das Handwerk, das heißt die von Tag zu Tag gewonnene Erfahrung, zu seinen wesentlichen Elementen gehört. Ich möchte jedoch noch eine Antwort auf eine Frage hinzufügen, die ich nicht gestellt habe, und zwar, daß für einen Mann der sich seiner Pflicht bewußt ist, der Journalismus manchmal zu einer wirklichen Mission wird und daß man dann nicht eine Zeile schreiben kann, ohne sich der Wirkung bewußt zu werden, die sie hervorrufen wird. In einem Beruf, in dem es hauptsächlich darauf ankommt, den Leser aufzuklären und zu packen, kann sich manchmal die unbedingte Notwendigkeit ergeben, das breite Publikum auf ein bestimmtes Ziel hinzuführen. In diesem Moment muß man sich selbst ausschalten, und dies ist die schönste Krönung unserer ganzen Arbeit.

Der Kellogg-Pakt als Prüfstein.

Von *Robert Dell.*

In dem Augenblick, in dem ich diese Worte schreibe, ist das Schicksal des Kellogg-Vorschlages, eines zwischen mehreren Staaten geschlossenen Paktes zur Ausschaltung des Krieges, noch unsicher. Wenn Kellogg an seinem Standpunkt festhält und sich weigert, Veränderungen in seinen ursprünglichen Vertragsentwurf aufzunehmen, wird wahrscheinlich die britische Regierung nachgeben und den Vertrag in seiner heutigen Form unterzeichnen. In diesem Falle wird Frankreich zweifellos gezwungen sein, dem britischen Beispiel früher oder später zu folgen. Wenn andererseits Kellogg sich bereit erklärt, die britischen und französischen Einwände im Vertrag zu berücksichtigen, wird der Pakt, wie Pertinax offen gesagt hat, „nutzlos und absurd" werden, und es wäre besser, überhaupt auf ihn zu verzichten.

Der große Vorteil dieses Vorschlages war seine Einfachheit. Kellogg schlug den Völkern vor, eine neue Methode auszuprobieren, und zwar auf den Krieg als Mittel zur Regelung internationaler Streitfragen zu verzichten, indem sie ihn einfach aus ihrer ganzen Denkweise ausschalten. Wenn die Völker — selbst nur die Großmächte — darauf eingehen würden, könnte man sich in kurzer Zeit von der Gewohnheit, den Krieg als einen Ausweg aus Streitigkeiten zu betrachten, befreien und sich an die Selbstverständlichkeit gewöhnen, die Streitfragen auf friedlichem Wege zu regeln, ebenso wie es bei normalen Bürgern der Fall ist, die nicht daran denken, einen Streit mit dem Nachbarn dadurch zu beenden, daß sie ihm einen Schlag auf den Kopf versetzen. Wir legen uns, glaube ich, nicht vollkommen Rechenschaft davon ab, wie weit wir Gewohnheitstiere sind. Ein von Zeit zu Zeit ausbrechender Krieg ist nur unvermeidlich, weil wir an der Gewohnheit festhalten, ihn als unvermeidlich oder wenigstens möglich anzusehen. Wenn nur die Vereinigten Staaten, Deutschland, Frankreich und England beschließen würden, daß es keinen Krieg mehr geben solle, so wird es keinen Krieg mehr geben. Denn selbst wenn einer der kleinen Staaten einen Krieg anfangen wollte, würde er es nur mit der Zustimmung oder

der Unterstützung eines der großen Staaten tun. Man gibt sich daher keiner Täuschung hin, wenn man glaubt, daß der Kellogg-Plan in seiner heutigen Form wirklich zu einer Ausschaltung des Krieges führen kann. Wenn jedoch die französischen und britischen Einwände in irgendeiner Form berücksichtigt werden sollten, wird er mehr als nutzlos sein, denn er kann zu einer großen Enttäuschung führen. Das Ziel dieses Planes ist, wie Kellogg in seiner Rede in New York im Juni gesagt hat, eine Verewigung des Friedens und nicht des Krieges. Aber als die britischen und französischen Regierungen aufgefordert wurden, auf den Krieg zu verzichten, kamen sie mit der Antwort: „Sicherlich, aber was wird mit dem Krieg?" Sie wollen den Kriegsverzicht damit beginnen, daß sie reichlich für den Krieg vorsorgen. Jeder, der den französischen Vertragsentwurf sorgfältig liest, wird sehen, daß der einzige Krieg, auf den er verzichtet, unter den modernen Bedingungen auch unmöglich ist und daß er dagegen jede Kriegsmöglichkeit, die nur vorhanden ist, zuläßt. Ich für mein Teil ziehe ein offenes Geständnis, daß ein Kriegsverzicht unmöglich ist, der heuchlerischen Haltung der britischen und französischen Regierungen vor. Der Kellogg-Pakt hat — ob er mit einem Erfolg oder mit einem Fehlschlag enden wird — jedenfalls einen sehr nützlichen Zweck erfüllt: er hat als ein Scheinwerfer, oder, um eine andere Metapher zu gebrauchen, als ein Prüfstein gewirkt. Er hat die Wirklichkeiten der internationalen Lage enthüllt. Die, die Augen haben, um zu sehen, haben den Charakter und die Ziele der französischen und britischen Politik verstanden, die entgegengesetzten Auffassungen von den Funktionen des Völkerbundes und die Gefahr — ich wähle dieses Wort mit Absicht — begriffen, die die Völkerbundssatzungen in ihrer jetzigen Form bergen.

Die französische Politik ist in den letzten Jahren vollkommen konsequent geblieben und hat sich im Grunde nicht geändert, weil sie immer auf feststehenden Grundsätzen aufgebaut war. Es ist ein Irrtum anzunehmen, daß es irgendeinen wesentlichen Unterschied zwischen der Politik von Herriot und der von Poincaré gab. Poincaré hat die Ruhr besetzt und Herriot hat sie geräumt, — zum großen Teil widerwillig und unter dem Druck der amerikanischen Finanzleute — aber die Politik der beiden ging von denselben Grundsätzen aus, und zwar daß die Friedensverträge von 1919 und der territoriale status quo von Europa etwas Ewiges sind und nie revidiert oder verändert werden können. Briand hat mit Hilfe einer kleinen Gruppe einsichtiger Männer im Qai d'Orsay ehrlich versucht, die französische Politik zu ändern — Thoiry war wirklich ein neuer Anfang — aber sein Versuch ist fehlgeschlagen, und er hat sich mit diesem Fehlschlag abgefunden.

Die britische Politik seit 1919 schien oder war vielleicht viel weniger konsequent als die französische. Aber unter der scheinbaren Inkonsequenz lag ein konsequenter Grundsatz, und zwar die Erhaltung

einer besonderen Entente mit Frankreich. Die Entschlossenheit des Foreign Office, diese Entente auf jeden Fall zu erhalten, war der Grund der Doppelsinnigkeit der britischen Politik und ließ sie häufig als nicht ehrlich erscheinen. Es war für England unmöglich, konsequent die französische Politik zu unterstützen. Der Zusammenstoß der beiden politischen Richtlinien, der bei der Friedenskonferenz begann, war unvermeidlich, wie manche von uns schon beim Beginn des Krieges voraussahen. Ich erinnere mich an einen Sonntagnachmittag im Oktober 1914, als einige von meinen Freunden in meiner Wohnung in Paris zusammenkamen und wir die künftigen Friedensbestimmungen besprachen. Drei oder vier Nationalitäten, mit Einschluß der Engländer und Amerikaner, waren dabei vertreten, aber an diesem Tage waren zufällig — was sehr selten vorkam — keine Franzosen dabei. Wir waren uns alle darüber einig, daß im Falle eines vollkommenen Sieges der Alliierten die Wege Englands und Frankreichs sich unvermeidlich trennen werden, da Frankreich nur den einen Wunsch haben wird, Deutschland vollkommen zu vernichten, und England sich weigern wird, es zuzulassen, wie es sich weigerte, der Vernichtung Frankreichs im Jahre 1815 zuzustimmen. Ich habe dasselbe immer wieder meinen französischen Freunden während des Krieges wiederholt, und einer der wenigen, die mir Recht gaben, war Anatole France, der selbst das rachsüchtige Temperament seiner Landsleute fürchtete. Es war immer die englische Politik, Freundschaft mit dem besiegten Feinde zu schließen und den Sieg nicht zu übertreiben, nicht weil die Engländer besonders tugendhaft sind, sondern weil sie es für den vernünftigsten und vorteilhaftesten Weg halten. Auch die Römer waren nach Livius derselben Meinung. Eine andere Ursache des unvermeidlichen Konfliktes war die französische Tendenz, — die Poincaré so deutlich repräsentiert —, alles von einem rein juristischen Standpunkt aus anzusehen. In Frankreich zählt nur „le droit", der Buchstabe des Rechts. Die englische Rechtsprechung ist auf Gesetz und Gerechtigkeit basiert. Dieser Unterschied trat in allen Diskussionen über das internationale Schiedsverfahren zutage. Die französische Auffassung geht dahin, daß das Schiedsverfahren rein juristisch sein soll, — daß die einzige Pflicht der Schiedsrichter darin besteht, nach dem Buchstaben des Gesetzes zu handeln, und unter dem Gesetz verstehen sie im internationalen Schiedsverfahren die Friedensverträge. Die Engländer fassen das Schiedsverfahren als ein Ausgleich der Interessenkonflikte und der entgegengesetzten Ansichten auf, um zu einem praktisch wirksamen Kompromiß zu gelangen. Obgleich England nicht immer imstande war, die französische Politik zu unterstützen, hat es immer wieder nachgegeben, wenn es galt, den Bruch der Entente zu verhindern. Von den vielen Beispielen dieser Schwäche sind zwei am auffallendsten, und zwar die der Genua-Konferenz von 1922 und der Besetzung des Ruhrgebietes. In Genua

hatte Lloyd George einen Augenblick lang Frankreich vollkommen iso liert — selbst seine Verbündeten standen auf dem entgegengesetzte Standpunkt. Die französische Delegation hat nach den Instruktionen vo Poincaré gedroht, die Konferenz zu verlassen, und Lloyd George gal nach, obwohl diese Drohung aller Wahrscheinlichkeit nach nicht aus geführt worden wäre, und selbst wenn es der Fall gewesen wäre, hätt dies nur höchstens Frankreich geschadet. Später war die britisch Regierung der Ansicht, daß die Ruhrbesetzung eine Verletzung de Versailler Vertrages war — Lord Curzon hat es selbst ausgesprochen allerdings etwas spät am Tage. Und doch hat Bonar Law, nachden er vergeblich versuchte, Frankreich die Annullierung seiner Schuld a England anzubieten, falls Poincaré den Ruhrmarsch unterlassen würde unter Protest zugestimmt, um sich nicht der Gefahr eines Bruchs de Entente auszusetzen. Das Motiv, das das britische Foreign Office sic so fest an die Entente zu klammern veranlaßt, ist zweifellos die Angs vor Frankreich. Gegen wen baut Frankreich seine ungeheure Flott von Flugzeugen und Unterseebooten? Es kann offensichtlich nu gegen England sein, jedenfalls soweit die Unterseeboote in Frag kommen. Das Ziel ist ohne Zweifel nicht Krieg, sondern Einschüchte rung, und bis jetzt haben sie es immer erreicht. Die Furcht bild eine schlechte Basis für die Politik, und die Ergebnisse der Politi des Foreign Office, die auf Furcht basiert ist, waren verhängnisvol Die britische Politik wird selbstverständlich mißverstanden, und Eng land begegnet in Frankreich einem größeren Mißtrauen, als wenn e sich konsequent der französischen Politik widersetzen würde. Bei de Franzosen, hauptsächlich bei denen der Linken, ist die Ansicht ver breitet, daß es das Ziel der britischen Politik seit dem Waffenstillstan war, Frankreich und Deutschland voneinander fern zu halten, — al ob die beiden sich nur danach gesehnt hätten, einander in die offene Arme zu stürzen.

Bei zwei wichtigen Gelegenheiten war jedoch England gezwunge sich offen gegen die französische Politik aufzulehnen. Die britisch Labour-Regierung hat das gegenseitige Schutzbündnis abgelehnt. Di jetzige konservative Regierung hat das Genfer Protokoll abgelehnt, un obwohl Ramsay MacDonald dieses Dokument in Genf angenomme hat, zweifle ich sehr, ob England es ratifiziert hätte, selbst wenn e im Amt geblieben wäre. In beiden Fällen standen sich zwei entgeger gesetzte Auffassungen der Funktionen des Völkerbundes gegenübe Die französische Auffassung ist, daß die Hauptfunktion des Völke bundes die Erhaltung der Friedensverträge und des europäische status quo, selbst, falls notwendig, um den Preis eines Krieges is Die britische Auffassung läuft darauf hinaus, daß es die Hauptfunktio des Völkerbundes ist, den Krieg zu vermeiden, selbst, falls es no wendig wäre, um den Preis einer Revision der Verträge und ein Änderung des status quo. Sowohl das gegenseitige Schutzbündnis w

das Genfer Protokoll verfolgten dasselbe Ziel: eine Revision der Friedensverträge und eine Änderung des status quo zu verhindern, „indem man die Lücken der Völkerbundssatzungen ausfüllte" — wie es hieß — und die französische Auffassung vom Völkerbund England aufzwang. Die Völkerbundssatzungen erlauben den Mitgliedern des Völkerbundes, unter gewissen Umständen zum Privatkrieg als dem letzten Ausweg zu greifen. Das gegenseitige Schutzbündnis und das Genfer Protokoll hätten jedem Mitglied des Völkerbundes verboten, einen Krieg anzufangen, wenn es nicht auf Befehl des Völkerbundes geschah, — sie hätten den Völkerbund zum bedrohlichsten Instrument des Krieges gemacht, das die Welt bis jetzt gekannt hat. Alle internationalen Streitfragen sollten durch das Schiedsverfahren geregelt werden, — das an sich etwas Ausgezeichnetes ist, — aber der Zweck des Schiedsverfahrens wäre die Durchführung der Friedensverträge und die Erhaltung des status quo von heute. Das gegenseitige Schutzbündnis und das Genfer Protokoll waren nicht Instrumente des Friedens sondern des Kollektivkrieges, als „Sicherheitstrust" verkleidet. Sie hätten die Entwaffnung unmöglich gemacht, denn die Sicherheit, die zur Entwaffnung führen sollte, war nur durch Aufrüstung zu erreichen. Diese französische Lehre der Unabänderlichkeit und ewigen Gültigkeit der Verträge ist etwas ganz Neues. Ein Vertrag ist nach der klassischen Definition nur eine formelle Anerkennung der vorhandenen Umstände und kann revidiert werden, sobald sich die Umstände ändern. Jeder Vertrag in der Geschichte ist früher oder später revidiert worden. Belgien verdankt seine Existenz der Revision des Wiener Vertrages, die es mit Waffengewalt durchsetzte. Frankreich hat sich bei Ausbruch des Krieges im Jahre 1914 über den Frankfurter Vertrag hinweggesetzt, und dieser einseitige Vertragsbruch ist durch den Versailler Vertrag sanktioniert worden. Der Versailler Vertrag, an dem die Schweiz nicht beteiligt war, hat den Vertrag zwischen Frankreich und der Schweiz, soweit er sich auf die „Freien Zonen" bezog, revidiert. Poincaré, der den Deutschen das Recht verweigert, selbst eine „arrière-pensée" an die Revision des Versailler Vertrages zu haben, hat im Jahre 1920 geschrieben, daß die Hoffnung auf die Revision des Frankfurter Vertrages die einzige Daseinsberechtigung seiner Generation war. Aber kein deutscher Gambetta darf sagen: „N'en parlons jamais. Pensons-y toujours." Die Verträge sind in dem Augenblick für alle Ewigkeiten diktosankt geworden, als es im Interesse Frankreichs lag.

Unglücklicherweise läßt sich die französische Auffassung der Hauptfunktionen des Völkerbundes mit den Völkerbundssatzungen in Einklang bringen, ist vielleicht die selbstverständliche Deutung der Satzungen. Wenigstens lassen die Völkerbundssatzungen eine Revision der Verträge schwieriger erscheinen, als es früher der Fall war. Vor der Existenz des Völkerbundes haben Staatsmänner, wenn sie erkannten, daß ein Vertrag den Zeitumständen nicht mehr entsprach oder ge-

fährlich war, selbst Schritte unternommen, um seine Revision durch-
zusetzen, oder haben auch, falls es notwendig war, zu diesem Zweck
einen Druck ausgeübt. Nach den Satzungen hat nur der Völkerbund
die Macht, die Verträge zu revidieren. Da jedoch jede Revision der
einstimmigen Beschluß aller Mitglieder erfordert, muß sich dieses
Bestimmung der Satzungen als wertlos und unwirksam erweisen. Der
Artikel 10 der Völkerbundssatzungen ist ein Hindernis jeder Verände-
rung des territorialen status quo. Dies ist die Gefahr, auf die ich bereits
hingewiesen habe, und zwar eine besonders ernste Gefahr. Meiner
Ansicht nach sind zusätzliche Bestimmungen zu den Völkerbunds-
satzungen notwendig, um eine Revision und Anpassung in den erforder-
lichen Fällen zu erreichen, und insbesondere muß das Prinzip der Ein-
stimmigkeit geändert werden, ebenso wie das sinnlose Prinzip, daß alle
Völker gleich sind und daher gleiche Berechtigung und gleiche Stimme
bei den Entschließungen des Völkerbundes haben sollen. Die Völker
sind nicht gleich, und man versucht vergeblich, es vorzutäuschen, und
die Analogie zwischen einem Volk und einem Individuum ist voll-
kommen fehlgegriffen. Es ist auch nicht demokratisch, Luxemburg
oder Haiti eine gleiche Stimme in der Vollversammlung mit Frank-
reich oder Deutschland zu geben. Es wäre ebenso demokratisch, Berlin
und dem kleinsten deutschen Dorf je einen Vertreter im Reichstag zu
geben. Kein Fetzen Papier, ob es der Völkerbundspakt oder das Pro-
tokoll ist, wird die Auswirkung organischer Kräfte verhindern, und
jeder Versuch, diese Kräfte einzudämmen, kann nur zur Katastrophe
führen. Wenn der Völkerbund ein Instrument zur Verhinderung einer
Veränderung der Friedensverträge und einer Kristallisierung des
status quo wird oder bleibt, wird er Schaden anrichten und früher oder
später daran scheitern. Wir brauchen Biegsamkeit und nicht eiserne
Definitionen, die jede Veränderung unmöglich machen.

Alle diese Fragen sind durch den Kellogg-Pakt aufgerollt worden.
Gerade weil dieses Projekt in die französische Auffassung des Völker-
bundes und die ganze französische Politik einschneidet, ist es in Frank-
reich von allen Kreisen feindselig aufgenommen worden. Der Einwand,
daß der Kelloggsche Entwurf sich mit den Verpflichtungen der Mit-
glieder des Völkerbundes nicht in Einklang bringen läßt, ist unehrlich.
Ich bin durchaus nicht der Ansicht, daß die Völkerbundssatzungen die
Mitglieder des Völkerbundes zwingen, unter jeden Umständen Krieg zu
führen — das ist eine der Lücken, die das Protokoll ausfüllen wollte —
aber selbst wenn es der Fall sein sollte, so hat Kellogg, als er Briand
eigenen Satz vom „Krieg als einem Instrument der nationalen Politik"
borgte, den Kriegsverzicht auf Privatkriege beschränkt. Ein Krieg, der
zur Durchführung der Entscheidungen des Völkerbundes unternommen
wird — oder selbst durch England und Italien als Konsequenz des Ver-
trages von Locarno — würde kein Privatkrieg, kein „Instrument der

nationalen Politik" sein. Als Briand den Vorschlag machte, daß Frankreich und die Vereinigten Staaten zwischen sich einen Pakt schließen sollten, der auf den Krieg als Instrument der nationalen Politik verzichten würde, muß er den Satz mit Absicht gewählt haben, um die sich aus den Völkerbundssatzungen ergebenden Verpflichtungen Frankreichs zu berücksichtigen. Er hat sicherlich nicht die Absicht gehabt, im Falle einer Androhung von Sanktionen gegen die Vereinigten Staaten durch den Völkerbund, wie sie nach den Völkerbundssatzungen durchaus zulässig ist, sich der Beteiligung an diesen Sanktionen zu entziehen. Wenn ein multilateraler Vertrag ohne Einschränkungen, der auf den Krieg als Instrument der nationalen Politik verzichtet, sich mit den Völkerbundssatzungen nicht verträgt, so gilt dasselbe auch für einen bilateralen Vertrag.

Der Krieg als Folge eines Bündnisvertrages würde jedoch ein Krieg als Instrument der nationalen Politik sein, und deshalb hat der ursprüngliche Kellogg-Vorschlag das ganze französische Bündnissystem unterminiert. Man setzte sich keiner Gefahr aus, als man mit den Vereinigten Staaten einen bilateralen Vertrag schloß, der Frankreich nie in Konflikt mit seinen Verbündeten gebracht hätte, aber bei einem multilateralen Vertrag ist es etwas ganz anderes. Auf diese Weise hat Kellogg Frankreich gezwungen, sein Spiel aufzudecken und zu bekennen, daß es auf einen Privatkrieg nicht verzichten will. Dies war allen Europäern immer klar — Frankreich hat sich geweigert, seine Bündnisse selbst dem Protokoll zuliebe aufzugeben, das die ganze Welt mit Ausnahme der Vereinigten Staaten und Rußland zu einem Krieg zur Verteidigung des polnischen Korridors mobilisiert hätte — aber es ist gut, daß dies nun auch den Amerikanern klar gemacht wurde. Der französische Generalstab wird eine Einbuße der Bündnisse nicht dulden, weil sie die Basis der französischen Hegemonie bilden, und ebenso wie der Generalstab vor dem Weltkriege Rußland zu seiner Hilfe rief, hat man jetzt Polen zur Unterstützung herangeholt.

Der Kellogg-Plan trifft auch die französisch-polnische Auffassung des Völkerbundes, denn obwohl er nicht das Recht des Völkerbundes, gegen „Sanktionen" gegen den „Angreifer" zu schreiten, schmälert, öffnet er den Verhandlungen über vertragliche Revisionen und territoriale Neuerungen Tür und Tor. Aus diesem Grunde hat Zaleski erklärt, daß Polen den vorgeschlagenen Plan nicht unterzeichnen kann, bevor nicht ausdrücklich vorausgesetzt wird, daß keine Bestimmung der Friedensverträge in Frage gestellt oder in das Schiedsverfahren einbezogen werden darf.

Auch die britische Politik ist ebenso bloßgelegt worden wie die französische. Hier haben wir einen Vorschlag, der einerseits den ungeheuren Vorteil einer amerikanischen Zusammenarbeit mit Europa bietet und andererseits vollkommen im Einklang mit der britischen Auf-

fassung des Völkerbundes steht. Man hätte denken sollen, daß es ab gesehen vom Interesse des internationalen Friedens im Interesse Eng lands liegen müsse, den Kellogg-Pakt in seiner ursprünglichen Forn zu unterzeichnen. Aber Sir Austen Chamberlain hat sich in Genf in März verpflichtet, die französischen Einschränkungen zu unterstützer und entledigte sich seiner Verpflichtung in seiner Antwort an Kellogg der er noch außerdem eine Einschränkung in Form einer britischer Version der Monroedoktrin hinzufügte. Ohne Zweifel spielt Sir Auster Chamberlains sentimentale Bindung an Frankreich eine gewisse Roll in dieser bedauernswerten Haltung. Aber außerdem steht noch dahinter die Entschlossenheit des Foreign Office, die Entente mit Frankreich un jeden Preis zu erhalten.

Die britische Regierung hat sich eine schwere Verantwortung auf geladen, denn man hat allen Grund zu fürchten, daß ihr Schritt einer Vorschlag zum Scheitern bringen wird, der zum erstenmal die Hoff nung auf einen dauernden Frieden bringt. Die anglo-französische En tente war eine der Hauptursachen des Krieges — vielleicht der ent scheidende Grund, denn Lord Grey of Fallodon hätte den Krieg ver meiden können, wenn er nicht an Frankreich gebunden gewesen wäre Jetzt ist es klar geworden, daß sie eines der Haupthindernisse der dauernden Friedens ist.

P. S.

Seitdem dieser Artikel geschrieben wurde, hat Kellogg eine neue Note mit einem Vertragsentwurf überreichen lassen, dessen Text mi dem früheren Entwurf identisch ist. Nur die Präambel ist verändert und enthält die Erklärung, daß „wenn eine der Signatarmächte zur Förde rung ihrer nationalen Interessen zum Kriege schreitet, sie der Vorteil dieses Vertrages verlustig gehen soll". Diese Bestimmung berück sichtigt nicht die englischen und französischen Bedenken. Belgien Polen und die Tschechoslowakei sind ersucht worden, den Pakt zu unter zeichnen. Kellogg tritt für die Annahme des Entwurfs ohne Einwänd und Einschränkungen ein. Die Franzosen scheinen die Absicht zu haben, die Verhandlungen hinzuziehen, und sie werden versuchen, ein Methode zu finden, um die französischen Einschränkungen durchzu setzen, ohne daß sie in den Text des Vertrages übernommen werden Da Deutschland wahrscheinlich bereit sein wird, den Vertrag in seiner heutigen Wortlaut anzunehmen, wird die britische Regierung, wie de „Temps" betonte, zum entscheidenden Faktor werden. Vielleicht werde die Dominions einen Druck auf Sir Austen Chamberlain ausüben un ihn zwingen, diesmal der französischen Politik die Unterstützung z verweigern. In einem solchen Falle wird die Sache des Friedens eine großen Gewinn zu buchen haben.

Die Olympischen Spiele.

Von *Dr. Th. Lewald,*
Vorsitzender des Deutschen Olympischen Ausschusses und Mitglied des Internationalen Olympischen Komitees.

In der Kette der Bestrebungen, ein besseres Verstehen zwischen den Nationen der Erde zu erzeugen und so eine neue Gesinnung wachzurufen, bilden die Internationalen Olympischen Spiele ein starkes und bedeutungsvolles Glied, und unter den Männern, die es verdienen würden, mit dem Friedenspreis Nobels ausgezeichnet zu werden, steht mit an erster Stelle der Baron Pierre de *Coubertin,* der Neubeleber und Schöpfer der modernen Olympischen Spiele.

Die Geschichte der alten Welt ist durch mehr als ein Jahrtausend von den in sagenhafter Vorzeit begründeten Spielen beherrscht gewesen. Sie waren das einigende Band, das alle griechischen Stämme am Mittelmeer vereinte. In dem Jahre, in dem die Spiele stattfanden, ruhte Zwist und Kampf, Gottes Frieden wurde verkündet und der Bruch wurde mit Waffengewalt und unter Androhung schwerer religiöser Bußen gestraft und gesühnt. In der Blütezeit der Spiele vereinten sich nicht nur die Wettkämpfer um den schlichten Zweig vom wilden Ölbaum, der in dem heiligen Tempelbezirk von Olympia wuchs, sondern auch die Männer, die noch heute als Leuchten griechischen Geistes unvergänglichen Ruhm bewahrt haben. Pindar verherrlichte mit seinen Gesängen die Sieger im Lauf oder Ringkampf, Äschylos las seine Tragödien vor den zusammengeströmten Griechen vor, Perikles eilte von seinen Siegen über die Perser nach Olympia, und später war es Demosthenes, der dort zu seinen Landsleuten sprach. Das Heiligtum des Zeus mit seinem durch die deutschen Ausgrabungen wieder ans Licht geförderten Giebelschmuck, und die Gold-Elfenbein-Statue des Gottes, von Phidias geschaffen, schuf höchste künstlerische und religiöse Weihe. Das einzig beglaubigte Werk von Praxiteles Hand, der „Hermes mit dem Dionysos-Knaben", ist auf olympischem Boden uns erhalten geblieben.

Durch 1170 Jahre, von 776 vor Chr. bis 394 nach Chr., wo Theodosius der Große die Spiele aufhob, bestimmte das klassische Altertum den Zeitablauf nach Olympiaden. Die Namen der Sieger aus dieser

Zeitspanne, die, wenn man sie von heute rückwärts verlegen wollte bis zu den Tagen Pipins des Kleinen zählen würde, sind uns zum großen Teil erhalten und bilden wichtige Grundlagen für die Chronologie der alten Welt. Für ihre Durchdringung mit griechischem Geist für die Ausbreitung der künstlerischen Ideale des Griechentums in Architektur, Skulptur und Malerei, in Dichtkunst und Wissenschaft waren die Olympischen Spiele der stärkste und wirkungsvollste Hebel und erst der Sieg des Christentums mit einer völlig anderen Einstellung zu allen Lebens- und Menschheitsfragen brachte sie zum Erliegen.

In dem ganzen Mittelalter und selbst in der Renaissance war der Name und die Bedeutung Olympias nahezu vergessen. Winkelmann war es, der mit leidenschaftlichen und eindringlichen Worten auf seine Bedeutung für die griechische Kultur hinwies und Ausgrabungen anregte. Seine Ermordung in Triest auf der Heimreise von Italien nach Deutschland brachte diese Pläne auf lange zum Erliegen.

Mit dem Aufkommen des Hellenismus des 19. Jahrhunderts griffen Engländer und Franzosen den Gedanken wieder auf. Der heilige Bezirk von Olympia, durch den von Ost nach West strömenden Alpheios und den von Norden in ihn einmündenden Kladeos mit Schlamm und Lehm bedeckt, wurde in seinen Umrissen richtig erkannt. Aber dem Deutschen Ernst Curtius, dem begeisterten und begeisternden Freund und Erforscher griechischer Geschichte und Kunst, war es vorbehalten den alten Plan, Olympia der Welt wiederzuschenken, zur Verwirklichung zu bringen. Im April 1874 wurde in Athen der Staatsvertrag zwischen dem Deutschen Reich und Griechenland abgeschlossen, der Deutschland die Durchführung der Ausgrabungen übertrug. Der Vertrag bedeutete etwas völlig Neues in der Geschichte wissenschaftlicher Unternehmungen. Alle Ausgrabungen früherer Zeit, die von Engländern oder Franzosen ausgeführt wurden, dienten neben der Erkenntnis des Altertums in erster Linie der Bereicherung der eigenen Museen. Hier war es zum ersten Male, wo allein der ideale Gedanke, unser Wissen vom Altertum zu fördern, die Regierung eines großen Landes bewog, bedeutende Mittel für archäologische Zwecke auszugeben, ohne daß hierfür irgendein Eigentumsrecht an den Schätzen, die die Ausgrabungen ans Tageslicht brachten, erworben wurde. So völlig neu erschien dieser selbstlose Gedanke, daß seine loyale Durchführung in Griechenland skeptischen Zweifeln begegnete. In fünfjähriger mühevoller Arbeit wurde das große Werk zu Ende geführt, das uns heute gestattet, den heiligen Bezirk und die Kampfstätten in allen Einzelheiten zu kennen und das mit den Giebelfiguren des Zeustempels eine der herrlichsten Schöpfungen griechischer Kunst der Phidiaszeit uns überliefert hat.

Ward so der Name „Olympia“ durch wissenschaftlich-archäologische Forschung und Grabung wieder in das Gedächtnis der Mitlebenden gerufen, so zeigte in den 80er und 90er Jahren des vorigen

Jahrhunderts nach dem Vorbild Englands und Amerikas der kontinentale Sport ein rasches Vorwärtsschreiten — gewiß nicht zufällig, sondern als eine Folgeerscheinung der zunehmenden Industrialisierung und Mechanisierung der ganzen Lebensverhältnisse. Der Sport ist nicht mehr ein Vorrecht einzelner privilegierter, durch Glücksgüter ausgezeichneter Klassen, sondern ein Lebensbedürfnis für die durch die Mechanisierung der Arbeit ermüdeten und körperlich einseitig ausgebildeten Massen. So entstanden vor mehr als 30 oder 40 Jahren die ersten großen nationalen Sportvereinigungen und begannen einige hervorragende kontinentale Sportsleute in das klassische Land des Sports England zu reisen, um sich dort mit den Altmeistern zu messen. Diese Entwicklung bereitete den Boden für den geistvollen und glücklichen Gedanken Baron *Coubertins,* eines leidenschaftlichen Bewunderers des Griechentums und eines Mannes, der in dem modernen Sport nicht nur ein Heilmittel für manche materielle Schäden der gesundheitlichen, seelischen und sittlichen Entwicklung des modernen Menschen, sondern in seiner Ausweitung über die Grenzen der einzelnen Nationen ein starkes Bindeglied für die national auseinanderstrebenden Gedanken und Anschauungen der Völker erblickte. Mit Zustimmung der französischen Regierung berief er 1894 in die Sorbonne, also auf klassischen, wissenschaftlichen Boden, den ersten internationalen Sportkongreß, zu dem Deutschland zwar eingeladen war, aber keinen Vertreter entsandte, weil man in amtlichen Kreisen Deutschlands mit der Einladung zu einem Sportkongreß, die mangels einer anderen geeigneten Stelle an den Militärattaché bei der Deutschen Botschaft in Paris gerichtet war, nichts anzufangen wußte. Man kannte bei uns wohl Pferderennen, aber von einer Förderung oder auch nur von einer Kenntnis des Sports wußten amtliche Kreise nichts. Das Turnen nach Jahnschen Gedanken war an feststehende Regeln gebannt, neue Ideen wurden von ihm ferngehalten, wozu also sollte man sich „international" über Sportfragen verständigen? — Bei der Berufung des Kongresses schwebte *Coubertin* von vornherein der Gedanke vor, die Olympischen Spiele des Altertums aus ihrem anderthalbtausendjährigen Schlafe in neuzeitlicher Form zu erwecken. Paris hatte die Vorbereitungen zu der Fin-de-Siècle-Ausstellung von 1900 begonnen, und Coubertin plante, die ersten Olympischen Spiele mit dieser Ausstellung, die die ganze Welt auf den Plan rief, zu verbinden. Indessen war die Begeisterung der Griechen für diese neuen Olympischen Spiele nicht genügend in Rechnung gestellt. Sie forderten, daß die ersten Spiele in Athen, in dem neuzuschaffenden Stadion, der einstigen Stätte der panathenäischen Spiele, stattfinden sollten und fanden die Zustimmung des Kongresses. Es gelang ihnen auch in bewunderungswerter Weise, die finanziellen Schwierigkeiten zu überwinden; ein in der Levante reich gewordener griechischer Landsmann gab die Mittel für den Ausbau des Stadions, ein griechisches

Komitee unter dem Vorsitz des Kronprinzen Konstantin lud alle Völker zur Teilnahme an diesen ersten Olympischen Spielen ein. In Deutschland waren es nur ganz wenige Männer, die Sinn und Bedeutung dieser Veranstaltung verstanden. Unter ihnen verdient immer wieder Dr. *Gebhardt* hervorgehoben zu werden, der mit Begeisterung und Organisationskraft eine, wenn auch nur bescheidene, Teilnahme Deutschlands durchsetzte. Denn merkwürdig genug, gerade die Hüter klassischer Erziehungsideale, die alten Völker mit entwickeltem Turn- und Sportbetrieb, standen den olympischen Plänen Coubertins zunächst ablehnend und kühl gegenüber. Die Länder, in denen der Sportbetrieb seine ersten Keime zeigte, sprangen ihm begeistert bei, England aber blieb kühl bis ans Herz hinan, und wenn es auch bei Olympischen Spielen stets zur Stelle war, hat es doch eine gewisse Zurückhaltung immer bewahrt. In Deutschland stand der älteste und größte Verband, die Turnerschaft, abseits und hat bisher nur einmal 1908 in London teilgenommen, wird aber zu den Olympischen Spielen Amsterdams 1928 eine Reihe ihrer besten leichtathletischen Kämpfer entsenden. Das hervorragendste Merkmal der bisherigen Olympischen Spiele war die große Überlegenheit Amerikas, die schon in Athen 1896 und bei den späteren Spielen wie eine gewaltige Überraschung hervortrat. 1912 in Stockholm, bei den bisher bestorganisierten und durchgeführten Spielen, traten zum ersten Male neben dem veranstaltenden Lande Schweden die Finnen als eine Sportnation ersten Ranges hervor, um diesen Platz auch bei den späteren Spielen zu behaupten. Die zähe unverbrauchte Kraft, die harte Energie dieses durch ein rauhes Klima abgehärteten Bauernvolkes, in dem aber immer hohe Kulturideale, insbesondere künstlerischer Art, rege und lebendig waren, — man brauche nur an den finnischen Pavillon auf der Pariser Weltausstellung von 1900 zu denken —, wurde eine Schule und ein Vorbild für alle sportlich strebenden Nationen. Es ist kein Märchen, sondern Wahrheit, daß die überraschenden Siege eines Nurmi und Ritola auf sportlichem Gebiete in Amerika dem jungen selbständigen Staate Finnland nicht nur die Sympathien, sondern die wirksame materielle Hilfe der Finanz der Vereinigten Staaten zuführte und daß damit für die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung Finnlands Großes erreicht wurde.

In bewundernswerter Erkenntnis späterer Entwicklungen hatte Baron *Coubertin* die Satzungen für die Olympischen Spiele gleich zu Beginn festgelegt und damit ein Grundgesetz geschaffen, das sie bis heute bis in alle Einzelheiten regelt, ohne daß es nötig gewesen wäre von Kleinigkeiten abgesehen, Änderungen vorzunehmen. Der Grundgedanke der Olympischen Spiele ist die Hochhaltung des Amateurbegriffs und die völlige und radikale Ausscheidung des Berufssporttums. Wer je für Geld einen Sport ausgeübt, darf niemals an Olympischen Spielen teilnehmen! Mit diesem Grundgedanken stehen und

fallen die Olympischen Spiele, und es ist daher begreiflich, daß bei der ungeheuren Entwicklung, die gerade auf manchen Gebieten der Berufssport genommen, und bei den Steigerungen der Leistungen im Amateursport, die ein fast nie aussetzendes Training erfordern, Entwicklungen sich vorbereiten, die ernste Besorgnisse wegen eines Abgleitens des Amateursports in den Berufssport erwecken. — Um so notwendiger sind die Olympischen Spiele mit ihren unerschütterlichen Amateursportvorschriften. Der Tempelhüter des Amateursports ist das Internationale Olympische Komitee, dessen Aufgabe es ist, die regelmäßige Feier der Spiele alle vier Jahre sicherzustellen, die Feier immer vollkommener zu gestalten, würdig der Vergangenheit und im Einklang mit den Ideen, die die Wiedererwecker der Spiele erfüllten, und alle Maßnahmen zu ergreifen, die geeignet sind, die neuzeitlichen Leibesübungen in die richtigen Bahnen und Wege zu lenken und sie damit zu hohen Kulturwerten zu gestalten.

Das Internationale Olympische Komitee ist eine dauernde Einrichtung. Es ergänzt sich selbst aus mindestens einem, höchstens drei Mitgliedern jedes vertretenen Landes. Als Länder gelten nicht nur die Staaten, sondern auch innerhalb der Staaten die selbständigen auf politischer Grundlage beruhenden Kolonien oder Territorien. In ihm sind heute 53 Länder vertreten, von denen die größten drei, die mittleren zwei, die kleineren ein Mitglied entsenden. Das Komitee ergänzt sich selbst durch Zuwahl von Persönlichkeiten, die als Führer des Sports ihres Landes gelten. Ihre vornehmste Aufgabe ist, die Gedanken des olympischen Sports in ihrem eigenen Lande zur Geltung zu bringen. Das Internationale Olympische Komitee führt eine eigene Flagge, die auf weißem Grunde ohne Verzierung in der Mitte fünf ineinandergreifende Ringe (blau, gelb, schwarz, grün, rot — der blaue Ring rechts oben) führt. Die Ringe stellen die fünf Erdteile dar, die Grundfarben alle Kombinationen staatlicher Farben. Ein Zerimoniell regelt die Eröffnungsfeier, die von dem Staatsoberhaupt verkündet werden muß. Trompetensignale und Kanonendonner setzen ein, während die Olympische Flagge am Mittelmast gehißt wird und Brieftauben in alle Richtungen auffliegen. Kirchliche Feiern sind vorgesehen. Ein Sportsmann des die Spiele veranstaltenden Landes leistet für alle Teilnehmer den Olympischen Schwur, umgeben von den Fahnenträgern aller übrigen Länder. Der Schwur lautet: „Wir schwören, daß wir uns bei den Olympischen Spielen als ehrenhafte Mitbewerber zeigen und die für die Spiele geltenden Bestimmungen achten wollen. Unsere Teilnahme soll in ritterlichem Geiste zur Ehre unseres Vaterlandes und zum Ruhm des Sports erfolgen." Auch für die Schlußfeier sind feste Regeln vorgesehen. Nach dem Dank an das Gastland wird die Jugend aller Länder in die Stadt eingeladen, die als Ort der nächsten Olympischen Spiele vom Internationalen Olympischen Komitee festgesetzt

ist, und der Präsident dieses Komitees erklärt: „Möge die neue Olym piade in Frohsinn und Eintracht verlaufen und so die olympische Flagg durch alle Geschlechter leuchten, zum Wohle einer immer höher stre benden gütigen und reinen Menschheit.“ — Die Spiele dürfen nicht z staatlichen Veranstaltungen werden. Das veranstaltende Land dar daher anläßlich der Spiele keine besondere Abordnung eines teilneh menden Landes empfangen. — Die Mitglieder des Internationale Olympischen Komitees, die Präsidenten der Nationalen Olympische Ausschüsse und die Präsidenten der Internationalen Sportverbände bilden den Olympischen Senat und nehmen nach dem Landesoberhaup und seinem Gefolge die ersten Plätze ein.

Nach griechischem Vorbild müssen mit den Spielen künstlerische und literarische Darbietungen, die in ihrem Rahmen passen, vereinig werden. So hat das Niederländische Olympische Komitee Kunstwett bewerbe für die bildenden Künste, für Literatur und Musik, ausgeschrie ben, soweit diese Schöpfungen in Verbindung mit dem Sport stehen Unter der Leitung des Reichskunstwarts Dr. *Redslob* ist eine Deutsch Olympische Kunstausstellung zusammengebracht, die am 11. Juni 1928 sowie die zahlreicher anderer Nationen, in Amsterdam eröffnet wurde

Obligatorisch sind folgende Zweige des Sports: Leichtathletik Turnen, die Kampfsports (Boxen, Ringen, Fechten), die Wassersport (Schwimmen, Rudern, Segeln), die Reitsports und der moderne Fünf kampf (Pentathlon), der aus Übungen im Fechten, Reiten, Schwimmen Laufen und Schießen besteht und dessen in der Zahl begrenzte Teil nehmer das Ideal eines modernen Sportsmannes verkörpern sollen. Di Mannschaftssports, Fußball und Hockey, sind fakultativ zugelassen, di Wettkämpfe finden aber gesondert und vor den Hauptspielen statt. Ma kann annehmen, daß Fußball zum letzten Male in Amsterdam im Rahmen einer Olympiade vertreten gewesen ist. Dagegen sind al wesentlicher Bestandteil der Spiele die Winterspiele: Skilauf und -sprung, Eishockey, Eislauf, Bob- und Skeletonfahren hinzugetreten die aus klimatischen Gründen wohl immer zeitlich und räumlich von der Hauptspielen getrennt, aber mit ähnlichem Zeremoniell wie diese, ab gehalten werden.

Die Olympischen Spiele setzen voraus, daß für jede der olym pischen Sportarten allgemein anerkannte internationale Regeln bestehen und sie haben dahin geführt, daß seit der Erweckung der Spiele sich für alle großen Sportarten internationale Föderationen gebildet haben, di sich womöglich aus Vertretern aller Sportländer der Erde zusammen setzen und deren Regeln allgemeine Gültigkeit besitzen. Heute bestehe 27 derartige, durch ein ständiges Büro untereinander verbundene inter nationale Föderationen, die für jede Sportart technische Regeln fest setzen. Von ihnen kommen rund zwanzig für die Olympischen Spiel in Betracht. Hiermit ist ein internationales Band und eine internationa

Gesetzgebung und Verwaltung von vorbildlicher Kraft geschaffen, die auf keinem anderen Kulturgebiete, weder in der Wirtschaft, noch in Wissenschaft und Kunst, in ähnlicher Weise besteht. Während man sich auf wirtschaftlichem Gebiete müht, gemeinsame Regeln für den internationalen Verkehr, für den Warenaustausch, zu schaffen, die Zollbestimmungen zu regeln, internationale Frachtabkommen zu schließen, internationales Privatrecht ins Leben zu rufen, ohne daß es gelungen wäre, eine wirtschaftliche Einheitlichkeit herzustellen, hat sich die internationale Sportwelt ein internationales Gesetzbuch geschaffen, das einen Vergleichspunkt eigentlich nur findet in der weltumspannenden Organisation der römischen Kirche. Wenn bei den diesjährigen Olympischen Spielen das Los dahin entschieden hat, daß Portugals und Jugoslawiens Fußballwettbewerbe unter der Leitung eines deutschen Schiedsrichters stattfinden, so braucht keiner der 11 Südslawen oder der 11 Portugiesen oder der deutsche Schiedsrichter auch nur ein Wort der Sprache dieser olympischen Kämpfer zu kennen, die Regeln sind für alle die gleichen. Die unbedingte Autorität des Schiedsrichters wird von niemandem bestritten, sein Spruch ist endgültig und unterliegt keiner Prüfung. — Und wie beim Fußball ist es bei allen anderen Sports. Die internationalen Föderationen treten zusammen, schaffen ein internationales Verständnis für die einzelnen sportlichen Ausdrücke, ohne daß es etwa eines besonderen Wörterbuches hierfür bedarf, und die Kämpfer, durch Rasse, Religion, Sprache, Land und Vorbildung noch so geschieden, werden als olympische Kämpfer anerkannt, soweit das Nationale Olympische Komitee ihre Amateureigenschaft beglaubigt und die Verantwortung dafür dem Internationalen und dem veranstaltenden Olympischen Komitee gegenüber übernommen hat.

In dem geistvollen Aufsatz, den der Preußische Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, Professor Dr. *Becker,* in dem Aprilheft von „Nord und Süd" geschrieben hat, führt er aus, daß der internationale Gedanke nur aus letzter nationaler Freiheit geboren werden könne und daß echter internationaler Geist aus der gleichen Quelle stamme, wie die soziale und religiöse Toleranz. Nur wenn der Mensch in dem anderen Menschen, welcher Nation, Klasse und Religion auch immer, das Ewige und Göttliche anerkennt, das er in sich selbst erlebt und für das er den Respekt der Mitmenschen fordert, sei die seelische Voraussetzung geschaffen, auf der der Tempel einer neuen Menschheit sich erheben könne. Ein internationaler Geist könne nur aus einer neuen Gesinnung zwischen Mensch und Mensch erwachsen. Man müsse den Mut aufbringen zu einer seelischen Haltung, die jedem anderen das zubillige, was man für sich selber fordere. Er bemerkt weiter, daß der Wunsch, den internationalen Gedanken zu pflegen, an die Basis der nationalen Erziehung überhaupt führe. — Nun, diese Gedanken, daß aus nationaler Erziehung internationale Werte entstehen und erwachsen, findet seine erste und man darf wohl sagen schon bis

zu einer gewissen Vollendung gediehene Verwirklichung in den Olym pischen Spielen. Olympische Kämpfe und olympische Siege entstehe nicht daraus, daß einzelne Persönlichkeiten zu sogenannten Höchs oder Rekordleistungen gedrillt werden, sie sind lediglich die Folge eine hohen nationalen Körperkultur, die die weitesten Massen der Bevölke rung, Männer wie Frauen, Knaben wie Mädchen, zu umfassen un auf der Grundlage mühsam gewonnener nationaler Erziehungs- un Ausbildungsideale immer weitere Kreise der Bevölkerung dem kultu rellen Ziel eines edlen, schönen, kraftvollen, gesunden Körpers als de Tempels — um ein Wort des Apostel Paulus zu gebrauchen — für ein entsprechende Seele zu gewinnen sucht. — Dasjenige Land, das in de nationalen körperlichen Erziehung das Höchste und Beste leistet, wir auch die höchste Zahl olympischer Wettkämpfer stellen können un damit den Anspruch auf Olympia-Sieger gewinnen. Die internationa Sportgemeinschaft und Sportgesinnung, die ihren höchsten Ausdruck i den Olympischen Spielen findet, schafft den Boden für eine gegenseitig Anerkennung, Wertschätzung und eine neue seelische und gedanklich Einstellung zu den Gliedern anderer Volksgemeinschaften, die jede einzelnen zu dem macht, was Nietzsche, ohne dabei die neue Welt od den Osten auszuschließen, als gutes Europäertum bezeichnet hat.

Als bei dem Abschluß der Hockeyspiele, aus denen Britisch Indien, Holland und Deutschland als Sieger hervorgingen, die Fahne dieser Länder an den Masten des Stadions emporstiegen, ihre Nationa hymnen gespielt wurden, die 40 000 Zuschauer, die vielleicht zehn od mehr Nationen angehörten, sich einmütig erhoben, die Männer ihre Hü lüfteten, der Text der Hymnen vielfach mitgesungen wurde, da wird jedem, der diesen Vorgängen beigewohnt, ein starkes Erlebnis gewese sein, und wir Deutschen, deren neue Nationalhymne „Deutschlan Deutschland über alles" noch wenige Jahre vorher Spott, Angriffe ur Mißdeutung aller Art erfahren hatte, sahen mit besonderer tiefer Be wegung, wie hier Kriegsstimmungen überwunden und Friedensgesi nungen erzeugt wurden.

Mag der rein geistig oder rein künstlerisch Eingestellte es beklage so ist es doch eine nicht wegzuleugnende Tatsache, daß nur sportlich Kämpfe so gewaltige Massen vereinigen, ein solches Maß von nati nalem Hochempfinden erzeugen und ein Echo in der ganzen We wecken. Niemand ist heute bekannter oder populärer als ein groß Läufer oder Schwimmer, und der Name des jungen Athleten, der i August 1928 im Amsterdamer Stadion den Ersten Preis im 100-m-La oder im Marathonlauf von 42 km erringt, ist wenige Minuten später, w man fast ohne Übertreibung sagen kann, in allen Orten des Erdballs b Millionen bekannt. Mag es nun ein Finne, ein Deutscher, Engländ oder Amerikaner sein, die Jugend aller Völker der Erde wird auf ihn a den Erfüller einer großen Leistung nicht nur körperlicher, sondern auc idealer Art blicken. Die Schärfe, mit der bei der Leidenschaftlichk

des Kampfes an sich vielleicht entschuldbare Verfehlungen und Temperamentsausbrüche verfolgt und geahndet werden, ist ein weiterer Beweis für die Stärke der internationalen Gesinnung und eines neuen Geistes, der durch die Olympischen Spiele erzeugt ist.

Und ein Weiteres ist für die Wirkung der Olympischen Spiele im Sinne internationaler Verbundenheiten von größter Bedeutung, daß in ihnen die *Jugend* aller Völker sich vereint, junge Männer und nun auch in geringerer Zahl junge Frauen, kaum über die Mitte der zwanziger Jahre ihres Lebens hinaus. Je tiefer in die Herzen dieser Jugend das Samenkorn wahren olympischen Geistes, wie er dem Schöpfer der Olympischen Spiele vorgeschwebt, nämlich des Friedens und des Verständnisses unter den Völkern, des Fortschritts zu höheren körperlichen, sittlichen und seelischen Entwicklungsstufen gesenkt wird, um so reicher und voller wird die Saat aufgehen und die Jugend aller Länder zu einem Hort neuer, friedlicher, internationaler Gesinnung, Gesittung und Verständigung machen.

Die Stabilisierung des Franken.

Von *Georges Bonnet,*
ehemaliger Finanzminister, Mitglied des Staatsrates.

Die Stabilisierung des Franken ist nun eine vollzogene Tatsache Herr Poincaré hat in der französischen Kammer ausführlich und genau die Gründe dargelegt, die ihn zur Stabilisierung bewogen haben.

Herr Poincaré war im Anfang ein entschiedener Anhänger der Revalorisierung des Franken. Er hat es nicht verheimlicht. „Wenn mir einer gesagt hätte", meinte er mit einer gewissen Traurigkeit „daß ich eines Tages gezwungen sein würde, von der Kammer die endgültige Entwertung des Franken um drei Viertel seines früheren Wertes zu verlangen, wäre ich sehr erstaunt gewesen." Herr Poincaré ist durch seine Herkunft und seine geistigen Tendenzen ein vollkommener Vertreter dieses französischen Mittelstandes, für den die Amputation des Franken eine moralisch unerträgliche Verminderung des Volksvermögens darstellt.

Aber Herr Poincaré war gezwungen, sich den Ereignissen zu beugen, die stärker waren als sein Wille. Er hat sie ehrlich ausein andergesetzt. Die schnelle Hausse des Franken hatte einen Rückfluß der Bankguthaben zur Folge, die viele Franzosen vorher im Ausland angelegt hatten. Die Spekulation fing an, à la hausse zu spielen, wie sie früher à la baisse gespielt hatte. Um eine weitere Revalorisierung des Franken aufzuhalten, deren nachteilige Wirkungen nicht weniger peinlich gewesen wären als die der Devalorisierung, hat der französische Staat mit der Bank von Frankreich die berühmte Konvention geschlossen, die die Bank autorisierte, Noten in einer Höhe zu emittieren, die den im Austausch angebotenen Devisen entsprach. Diese Maßnahme hatte einen Zustrom von Kapital zur Folge, der jedoch keine Inflation verursachte, weil die neu emittierten Banknoten durch die in Gold konvertierbaren Devisen gedeckt waren. Aber die Erhöhung des Notenumlaufs konnte nicht bis in alle Ewigkeit fortgesetzt werden, ohne auf die Lebenshaltungskosten zurückzuwirken.

Nachdem die Bank von Frankreich gezwungen war, zur Verhinderung der Revalorisierung des Franken mehr als 45 Milliarden Devisen einzukaufen, begann der Preisindex des Detail- und Großhandels sei

drei Monaten unaufhaltsam in die Höhe zu klettern. Diese Bewegung mußte unbedingt aufgehalten werden. Man hätte ohne Zweifel eine Teilrevalorisierung des Franken versuchen können, aber das hieß sich einer besonders schweren Krise aussetzen, deren Auswirkungen unsere Finanzwirtschaft erschüttert hätten. Selbst wenn man das Pfund nur auf 100 Franken heruntergebracht hätte, würde man einen Teil unserer Industrie lahmgelegt haben; die Steuerlast wäre unerträglich geworden, man wäre gezwungen gewesen, von den Beamten und Arbeitern eine neue Gehalts- und Lohnherabsetzung zu fordern und hätte damit unzählige Schwierigkeiten heraufbeschworen. Es war auch mit großen Streiks zu rechnen, da die Arbeiterschaft sich die Lohnherabsetzung nicht hätte gefallen lassen. Aus diesen Umständen ergab sich die Notwendigkeit, zu einer Stabilisierung zu schreiten, die sich ungefähr auf der Höhe des bereits seit achtzehn Monaten geltenden Kurses hielt. Diese Notwendigkeit zwang auch Herrn Poincaré zu seinem Entschluß, der vom Parlament gebilligt wurde.

Ich für mein Teil bin so häufig und so nachdrücklich für eine Stabilisierung eingetreten, daß ich mich heute nur darüber freuen kann, daß das französische Geld endgültig allen Angriffen der Spekulation entzogen ist. Den Gegnern der Stabilisierung, die sie als einen Bankerott bezeichnen, kann man nur antworten, daß die Nichterfüllung der vom Staate übernommenen Verpflichtungen bereits an dem Tage begonnen hat, an dem man eine bestimmte Kurshöhe festsetzte und die Bank von Frankreich aufhörte, die ihr vorgelegten Banknoten in Gold einzulösen. Man wird ohne Zweifel viele Klagen über das Los der Rentenbesitzer hören. Aber man darf nicht vergessen, daß viele der im Augenblick der Emission in Goldfranken gekauften Renten längst ihren Besitzer gewechselt haben. Außerdem wird man gewisse Entschädigungen für die Altbesitzer ins Auge fassen müssen. Viele der Rentenbesitzer sind auch zugleich Steuerzahler. Was nutzt es diesen Rentenbesitzern, wenn sie selbst einen Franken Zinsen mehr für den Coupon ihrer Rente bekommen, falls sie dafür zwei Franken mehr Steuern zahlen müssen? Ich habe eines Tages auf der Parlamentstribüne die Antwort zitiert, die Thiers gab, als man ihn ersuchte, auf einen Plan zu verzichten, der zu einer Amputation der Renten führte: „Ich liebe zwar sehr den Rentenbesitzer, aber ich habe Mitleid mit dem Steuerzahler!“

Dies sind Gründe, die eine Stabilisierung vollkommen rechtfertigten. Aber es wäre ein Irrtum, und zwar ein besonders schwerwiegender, wenn man glauben würde, daß sie allen unseren Schwierigkeiten ein Ende bereiten wird. Es ist zu befürchten, daß die Preissteigerung, die seit drei Monaten eingesetzt hat, auch nach der Stabilisierung nicht gleich aufhören wird. Man ist zwar der Ansicht, daß die Stabilisierung zu einem Kurs, der bereits seit achtzehn Monaten gehalten wurde, eine Preissteigerung nicht hervorrufen würde, aber man

darf das psychologische Element nicht vergessen — den Glauben, da jede Stabilisierung zu einer Hausse führen muß. Dieses psychologisch Element wird sich zweifellos auswirken, umsomehr da ein Verbot de ungesetzlichen Spekulation fehlt. Und dann wird noch die Änderun der Mieten, die heute kaum das Doppelte der Friedensmieten betrage einen erheblichen Einfluß auf die Lebenshaltungskosten ausüben.

Alle diese Schwierigkeiten könnten jedoch leicht überwunde werden, wenn die Kammer über eine Mehrheit verfügen würde, d bereit ist, ein bestimmtes Programm in die Tat umzusetzen. Dies i jedoch heute leider nicht der Fall. Die Wahlen, die nach dem Syste der Arrondissementwahl vollzogen wurden, sind abseits von alle politischen Parteigruppierungen, ausschließlich um lokale Streitfrage und um einzelne Persönlichkeiten ausgefochten worden. Sie haben z einer Kammer geführt, deren Abgeordnete zwei Monate lang nicl wußten, in welche Gruppe sie sich einschreiben sollten. Nach de Zusammentritt der Kammer zeigte sich, daß die Deputierten Herr Poincaré keine allzu große Dankbarkeit entgegenbrachten, trotzdem si sich während ihrer Wahlkampagne ununterbrochen auf seine Verdienst beriefen . . .

Es scheint daher, daß unsere kommenden Kabinette keine leicht Aufgabe haben werden, und die künftigen Schwierigkeiten scheine sich eher aus politischen als aus rein finanziellen Gründen zu ergeben

Britische Gesellschaft und soziale Unzufriedenheit.

Von Marquis *von Tavistock.*

Die Leere und Nutzlosigkeit der meisten Funktionen unseres gesellschaftlichen Lebens läßt sich nicht leugnen. Ich selbst, der ich bekennen muß, daß ich mich eines nicht erarbeiteten Einkommens erfreue, werde oft durch die Art und Weise zur Verzweiflung gebracht, in der der sogenannte „smart set" meiner eigenen Gesellschaftsklasse sein ganzes Leben in Vergnügungen und Zerstreuungen verbringt.

Diese Zeitverschwendung scheint mir umso furchtbarer, als die Welt aus Mangel an Mitarbeitern und Kämpfern für die Sache der Menschheit zugrunde geht. Und selbst, wenn man sich sagt, daß diese Geldausgaben für den Lebensluxus so vielen Arbeitern Beschäftigung gewähren, bleibt eine solche Geldverschwendung unverzeihlich, da wir in einer Zeit leben, in der es so vielen Menschen kaum gelingt, ihr nacktes Leben zu fristen, und große Aufgaben am Mangel an Geldmitteln scheitern. Und in einer solchen Zeit rühren diese Müßiggänger, diese Vergnügungssüchtigen des „smart set" keine Hand, um den Armen zu Hilfe zu eilen und weigern sich, einen beträchtlichen Teil des Geldes zu opfern, das sie mit so geringen Vorteilen für sich selbst verschwenden. Und doch muß man auch hier gerecht sein. Glücklicherweise besteht nicht die ganze Gesellschaft aus dem smart set. Ich kenne Männer und Frauen meiner eigenen Gesellschaftsschicht, die sich in der Arbeit für die weniger glücklichen Mitglieder der Allgemeinheit aufreiben. Sie können sich nicht einmal eine Erholungspause und legen sich Entbehrungen auf, von der hoffnungslosen Wucht einer Arbeit belastet, die sie allein leisten müssen, statt daß sich viele Hunderte an dieser Aufgabe beteiligen.

Aber zwischen diesen beiden Gruppen steht die Mehrzahl der gesellschaftlichen Kreise, die, abgesehen von ihrer besonderen Stellung, den Menschen jeder anderen sozialen Schicht gleichen. Wir müssen die Lockungen und Verführungen, denen jedes Mitglied der sogenannten besseren Gesellschaft, Mann oder Frau, ausgesetzt ist, berücksichtigen, und bevor wir sie verurteilen, müssen wir ein gewisses Verständnis für sie aufbringen. Ich weiß aus meiner eigenen Erfahrung, daß die schein-

bare Gleichgültigkeit, mit der die Gesellschaft dem schweren Leben de Ärmsten der Armen gegenübersteht, sich viel weniger auf eine zynisch Überheblichkeit als auf eine wirkliche Unwissenheit zurückführen läß Das Leben, das die meisten Mitglieder der Gesellschaft führen, die Um gebung, in der sie sich abschließen, trennen sie von dem unmittelbare persönlichen Kontakt mit den Armen, denen sie nie als Gleichgestellt begegnen.

Diese mangelnde Kenntnis des Lebens der Armen läßt die gedan kenlosen Mitglieder der Gesellschaft zum Opfer vieler falscher Vor stellungen werden. So stellen sich die meisten vor, daß alle Arbeitslose auch unverwendbar für die Arbeit sind, daß die Arbeitslosenunter stützung genügt, um davon zu leben und daß alle, die keine Arbei haben, selbstverständlich die Unterstützung bekommen. Sie stellen sich auch vor, daß, wenn man die Bewohner der Armenbezirke aus ihren Slums in anständige Häuser bringen würde, sie bald ihre saubere Wohnungen verkommen und verwahrlosen lassen würden.

In Wirklichkeit ist, wie ich bereits gesagt habe, diese „bessere" Gesellschaft im großen und ganzen weder besser noch schlechter al Menschen aus anderen Klassen. Sie ist egoistisch, vergnügungs süchtig, sträflich blind gegen die Sorgen anderer Menschen, aber die selben Fehler treffen wir auch in anderen Schichten der Bevölkerung Der einzige Unterschied liegt darin, daß unsere Aristokratie mehr in Rampenlicht steht als die große Masse des Volkes. Ihre Ausbildung und Erziehung enthält viel schlechte Elemente, aber die Vergnügungs sucht, die Hetzjagd nach Zerstreuungen, die Gier nach dem Neuen, um dem Leben einen stärkeren Reiz und eine größere Intensität zu ver leihen, sind Laster, die nicht nur den Reichen eigen sind. Der einzige Punkt ist der, daß ihre Stellung im Leben ihnen besondere Erleichte rungen für die Befriedigung ihrer Vergnügungssucht verschafft, die die meisten auch im vollsten Maße ausnutzen.

Die höheren Gesellschaftsschichten sind durchaus nicht, wie man cher glaubt, von der Idee durchdrungen, daß ihre verschiedenen Be tätigungen notwendig sind, um das soziale und moralische Gewebe des Landes zusammenzuhalten. Sie haben manchmal das Gefühl, daß eine gebildete Aristokratie ein notwendiges Element im sozialen Ge webe ist. Es läßt sich viel zugunsten dieser Vorstellung sagen, aber sie ist gewöhnlich von dem mangelnden Verständnis für die Tatsache be gleitet, daß es für uns dringend notwendig ist, alle Menschen zu gebilde ten Aristokraten im besten und edelsten Sinne des Wortes zu erziehen, daß es keine andere Aristokratie gibt als die des Charakters, und daß Reichtum, Vorteile und Macht ungeheure Verantwortungen auferlegen.

Man muß noch einen anderen Standpunkt berücksichtigen. Wenn man einen Knaben in eine höhere Schule in der Nachbarschaft von Windsor schickt, wo ihm vollkommen falsche Wertbegriffe beigebracht

werden, wird er die öffentliche Meinung als seinen Gott anbeten, wird Vorteil, Macht und materiellen Erfolg auf das höchste bewerten und sich über Selbstlosigkeit, Toleranz, Demut und den Dienst an der Allgemeinheit hinwegsetzen. Er wird auf diese Weise kaum in der Lage sein, später seine Pflichten als Staatsbürger zu erfüllen und wird die falschen Wertbegriffe auch seiner Umgebung, seiner Frau und seinen Kindern vermitteln.

Die Verlockungen des reichen Mannes sind größer als die, denen ein Armer ausgesetzt ist. Der Arme, der nie davon träumen konnte, ein Pferd zu besitzen, kann es kaum verstehen, wie stark für einen reichen Mann, der Pferde liebt und ein leidenschaftlicher Pferdezüchter ist, die Lockung ist, das Geld, das er für soziale Zwecke verwenden müßte, für den Ankauf schöner und teurer Tiere für seine Zucht zu verschwenden.

Wir müssen uns auch dessen bewußt werden, daß nicht alle Aristokraten Müßiggänger sind und keinen Instinkt für nützliche Arbeit haben. Einige unserer Aristokraten leisten angestrengte intellektuelle Arbeit. Andere wieder opfern sich für die soziale Tätigkeit auf, aber das Schlimme ist, daß sie nie in ihrer Gesamtheit als Gesellschaftsschicht begriffen haben, daß bloße Wohltätigkeit kein soziales Übel zu heilen vermag, und sich deshalb der Erkenntnis verschließen, daß die Ursachen der Armut und der sozialen Ungerechtigkeit an der Wurzel behandelt werden müssen. Sobald sie jedoch die Lage einmal erkannt haben, erwacht häufig in ihnen der Wunsch, zu helfen und mitzuarbeiten und nimmt manchmal sogar rührende Formen an.

Wie soll man dem „smart set" diese Erkenntnis beibringen? Liegt in dem Luxus des „smart set" und seiner Verschwendungssucht die Hauptursache der Armut und Not? (Ich möchte dabei noch hinzufügen, daß ich nie in den Häusern der wirklichen Aristokratie einen solchen Luxus gesehen habe wie in denen der reichen Familien, die sich aus einem kleinen Milieu heraufgearbeitet haben und zu Vermögen gelangt sind.) Sie mögen dafür mitverantwortlich sein. Die reichen Leute verhindern zweifellos in gewissen Fällen, daß die natürlichen Mittel des Landes zum Vorteil der Rasse ausgenutzt werden. Aber der Luxus und die Vergnügungssucht der Reichen und des „smart set" bilden keineswegs die Hauptursache unseres nationalen Elends. Wie können wir am besten der Verschwendung der Gesellschaft steuern? Keineswegs durch Luxusgesetze, die die Anzahl der Dienstboten, die man in seinem Hause beschäftigen darf, die Zahl der Häuser, die man besitzen oder die Zahl der Gänge, die man bei Tisch servieren kann, begrenzen wollen. Luxusgesetze haben sich nie bewährt. Weder Mißbrauch noch Denunziation werden wirksame Heilmittel sein. Wenn man den Reichen das verwöhnte Rennpferd und das Schoßhündchen verbieten will, werden sie auf das Fußballspiel der Arbeiter und ihr Interesse am

Hunderennen hinweisen. Wenn man der Gesellschaft sagt, sie müß sich ihres Luxus und ihres Müßiggangs schämen, wird man den Ei wand hören, daß die Armen ebenso müßig und verschwenderisch se würden, wenn sie nur einmal dazu in der Lage wären.

Es hat keinen Sinn, mit Steinen zu werfen, da jede Gesellschaft schicht in Glashäusern von derselben Zerbrechlichkeit lebt. Aber d gebildeten Männer und Frauen der Gesellschaft, die einen Begriff v dem Dienst an der Allgemeinheit bekommen haben, müssen daf sorgen, daß der „smart set" sich seines nutzlosen Luxus schämt. S erreichen dies Ziel am besten, indem sie ihm ein Beispiel durch i eigenes Leben setzen: durch eine mutige aber richtige und taktvol Verurteilung der Verschwendung von Zeit, Kraft und Geld, durch d Bloßstellung der Lügen, die Proklamierung der Wahrheit und die Übe brückung der Kluft, die zwischen den Klassen gähnt, auf dem We freundlicher Auseinandersetzungen und eines persönlichen Kontakte. In ihren Grundfesten bleibt die Menschheit immer dieselbe, ohne Rüc sicht auf Schicht oder Klasse, und sie ist weniger herzlos a gedankenlos.

Das Schauspiel einer Arbeiterfamilie, die in grauenhafter Not le und sich trotzdem bemüht, freundlich zu sein, höflich zu bleiben oh jede servile Demut, kann mehr Eindruck auf diejenigen machen, d dieses Bild einmal zu sehen bekommen, als die pathetischen Ausführu gen der Volksredner und bedeutend mehr zum Sieg der sozialen G rechtigkeit beitragen. Es ist leichter, einen Mann die Ungerechtigk einsehen zu lassen, wenn man ihn dazu bringt, sich zu schämen, a wenn man ihn durch harte Schmähungen bekehren will.

Die Gesellschaft wie auch die anderen Schichten im Staat sollt am Dienste an der Allgemeinheit beteiligt sein. Die Reichen würd in dem wirklichen nationalen Dienst der sozialen Wohlfahrt und d Volkserziehung eine große Wirkungssphäre finden. In diesen Tag der allgemeinen nationalen Arbeit müssen von allen Klassen d gleichen Opfer gebracht werden. Der nutzlose Luxus und der Müßi gang müssen sich den Interessen der leidenden Arbeitslosen unte ordnen. Der soziale und wirtschaftliche Fortschritt ist unmöglich, s lange irgendeine Klasse an nichts anderes als an ihre eigenen Ve gnügungen und Zerstreuungen denkt. Und diese Erkenntnis müss wir der Gesellschaft beibringen.

Völkerbündnisse und Völkerbund.

Eine geschichtliche Betrachtung

von Dr. *Friedrich Stuhlmann,*
Oberstleutnant a. D.

Bündnisse und Allianzen haben in der Geschichte Völker und Staaten geschlossen oder zu schließen versucht, wenn sie vor einem Kriege standen. Auch während eines solchen haben sie, zumal wenn sie kriegerische Erfolge hatten, Bundesgenossen geworben und solche gewonnen. Das zeigen die verschiedenen Bünde, Ligen, Koalitionen und Allianzen; diese haben also meist den Charakter von Offensiv- oder Defensiv-, Schutz- und Trutzbündnissen, die in beiden Richtungen wirksam waren.

Weit seltener aber sind Bündnisse, die nach einem beendeten Kriege, besonders wenn er von langer Dauer war, abgeschlossen wurden. In ihnen kommt das menschlich so sehr verständliche Verlangen zum Ausdruck, die Schrecken des Krieges in Zukunft möglichst zu vermeiden. Der ideelle Gedanke ist gut, seine Ausführung aber stößt auf entgegenstehende Wünsche und Forderungen der Völker und Staaten. In der Neuzeit sind solche Bündnisse hauptsächlich nach dem 30jährigen Kriege, nach den Kriegen der napoleonischen Zeit und nach dem Weltkrieg 1914—18 geschlossen worden, alle als Folgeerscheinung langer Kriege und beseelt von dem Wunsch, Kriege in Zukunft zu vermeiden.

Wenn auch der 30jährige Krieg durch den Frieden zu Münster und Osnabrück seinen Abschluß fand, so waren doch eine große Zahl politischer und militärischer Fragen vorhanden, die ihre Lösung auf mehreren Kongressen in den folgenden Jahren finden sollten. Mehrere Schutzbündnisse schlossen die Staaten miteinander, um sich die im Westfälischen Frieden festgesetzten Rechte zu gewährleisten und um zukünftigen Angriffen vorbeugen oder ihnen wirksam entgegentreten zu können. In den Jahren 1650—70 wurden solche Bündnisse zwischen deutschen Staaten und Fürsten untereinander, auch mit Schweden und Frankreich, geschlossen, deren Anfang die im August 1650 geschlossene Defensivverbindung des oberrheinischen Kreises war; ihr traten im

folgenden Jahre die drei geistlichen Kurfürsten bei. Im Jahre 16
schlossen mehrere norddeutsche Fürsten eine Allianz, ebenso En
1654 die rheinischen Fürsten untereinander und 1655 der Kurfür
Friedrich Wilhelm von Brandenburg mit den braunschweigische
Herzögen. Nebeneinander und auch ineinander übergreifend war
also diese drei Bündnissysteme geschaffen worden, welche Fein
seligkeiten vermeiden sollten. Nachdem 1655/56 von kaiserlicher Sei
vergeblich der Versuch gemacht worden war, zusammen mit Bayer
Sachsen und anderen protestantischen Reichsständen dem Bündnis d
rheinischen Fürsten beizutreten und dadurch die Leitung in die Han
zu bekommen, begannen bald darauf auf Anregung des Kurfürsten v
Mainz die im Bündnis zusammengetretenen rheinischen Fürsten Unte
handlungen mit mehreren nord- und mitteldeutschen protestantische
Reichsständen, auch mit Schweden und Frankreich, die 1658 zu eine
gemeinsamen Bündnis führten. Brandenburg gehörte ihm wegen sein
Bruches mit Schweden nicht an. Die Mitglieder dieses Bundes ve
pflichteten sich zu gegenseitiger Hilfe und zur Aufrechterhaltung d
Westfälischen Friedens. Eine Bündnisarmee, zu der jedes Mitgli
eine bestimmte Truppenzahl stellen sollte, war in Aussicht genomme
In den Jahren 1658—66 traten noch mehrere Fürsten und Länder v
Mittel- und Süddeutschland dem Bündnis bei. Die auf drei Jahre a
geschlossene Allianz wurde 1660 und 1663 auf drei weitere Jahre ve
längert, zuletzt bis 1667. Der König von Frankreich, der selbst Mitgli
des Bundes war, bemühte sich ohne Erfolg, eine Erneuerung der rhe
nischen Allianz zu erreichen; wohl gelang es ihm, mit einzelnen Tei
nehmern neue Verträge abzuschließen. Diese sollten ihm aber z
Vorbereitung neuer Eroberungen dienen. Diese rheinische Allianz, d
sich in diesen Jahren nach dem 30jährigen Kriege allmählich heraus
gebildet hatte, war wohl zuerst theoretisch von menschlich verstän
lichen ideellen Gesichtspunkten geleitet, konnte aber dann doch in d
Praxis Zwistigkeiten, Streitigkeiten und Kriege in den folgenden fü
Jahrzehnten nicht verhindern.

Zu Anfang des 18. Jahrhunderts kam der Gedanke an eine Völke
vereinigung auf. Denn auf der Utrechter Friedenskonferenz 1712/1
entwickelte der Abbé Karl Irenäus Castel de St. Piere den Vorschla
zu einem Völkerbund, der einen Bundesrat und einen Schiedsgerichtsh
umfassen sollte. Zur Ausführung gelangte damals nichts.

Mehr Erfolg als diese hauptsächlich unter deutschen Fürsten a
geschlossenen Bündnisse versprach die im September 1815 zwische
dem König von Preußen und den Kaisern von Österreich und Rußlan
abgeschlossene Heilige Allianz. Sie trug zunächst mehr einen religiöse
Charakter, denn die drei Gründer, die Vertreter der drei Hauptforme
der christlichen Religion, wollten diese als Grundsatz für ihre inne
und äußere Politik nehmen. Neben diesem ideellen Zweck hatte sic
die Allianz dann zu einem Bunde der Großmächte entwickelt, der üb

ie Aufrechterhaltung der bestehenden Ordnung und über die Sicherheit
uropas wachen sollte. Alle europäischen Staaten mit Ausnahme von
ngland, dem Papst und der Türkei traten auf Einladung bei. Wieder-
olte Zusammenkünfte sollten zur Befestigung und Ausbreitung der
llianz dienen.

Auf dem zuerst 1818 in Aachen stattfindenden Kongreß wurde zu-
ächst Frankreich in den Bund aufgenommen. Dann wurden im allge-
einen die Grundsätze der Heiligen Allianz festgelegt, deren Hauptkern
arin bestand, daß zwar nicht jeder Bruch des Friedens, jede Berufung
uf die Waffen verhindert, jedoch unbedingt sehr erschwert werden
ollte. In gemeinschaftlichen Beratungen sollten solche störenden An-
elegenheiten besprochen werden. Die einzelnen Punkte der Heiligen
llianz wurden vertraglich festgelegt; dem Aachener Vertrag trat auch
ngland bei. In den folgenden Jahren fanden noch folgende Kongresse
tatt: 1820 in Troppau, 1821 in Laibach und 1822 in Verona. Auf den
eiden ersteren wurden die neapolitanischen Angelegenheiten beraten;
it Österreichs Hilfe wurden die in Italien ausgebrochenen Revolutionen
iedergeschlagen. Es hatte also den Anschein, als ob die Fürsten-
ongresse erfolgreich waren. Auf dem Kongreß in Verona 1822 wurde
ber die Entwicklung der Dinge in Spanien verhandelt. Die auf
eschluß der drei Hauptmächte durch Frankreich 1823 in Spanien
rfolgte Intervention stellte die monarchische Ordnung wieder her. Eine
rößere Aufgabe aber stand der Allianz, nachdem sie in Italien und
panien Erfolge gehabt hatte, im Osten bevor. Bei den Erhebungen
er christlichen Bevölkerungen in der Türkei, bei den Aufständen in
en Donaufürstentümern und in Griechenland und den sich daraus
ntwickelnden Kämpfen traten jedoch die Interessen der einzelnen
Mächte schon mehr in den Vordergrund; zunächst hielten diese noch
twas zusammen, schließlich trennten sie sich. Die durch die Kon-
resse vertretenen Grundsätze hatten sich nicht behauptet. Wenn auch
ie Politik Preußens, Oesterreichs und Rußlands noch bis auf weiteres
usammenhielt, so ging doch alles allmählich in die geschichtlichen
reignisse über, ohne nach den Prinzipien der Heiligen Allianz zu
ragen. Diese ging an den widerstrebenden Interessen der einzelnen
Mächte auseinander und endete mit einer Niederlage der Politik
Metternichs.

Bei einem Rückblick auf die Heilige Allianz muß anerkannt werden,
aß sie immerhin einige Erfolge gehabt hat, Erfolge, die aber nicht von
Dauer waren.

Der dritte große Völkerbund der neueren Zeit ist nach dem Welt-
rieg 1914—18 entstanden und schließt fast alle Völker der Welt ein.
Seine Entstehung reicht in den Weltkrieg hinein und erfolgte haupt-
ächlich durch die Feinde der Mittelmächte. Die Kundgebungen für
hn wuchsen immer mehr an, erreichten ihren Höhepunkt im Jahre
919 und haben dann infolge der Enttäuschungen nachgelassen. Die

Grundlage für den Zusammenschluß der Völker bildeten die 14 Punk Wilsons; dieser wollte den Völkerbund unabhängig von den Frieden verträgen machen und ihn über diese stellen. Dies gelang ihm nich Die Pariser Friedenskonferenz trat im Januar 1919 zusammen, auf d auch der Völkerbund geschaffen wurde. Er war zunächst ein Bur der sogenannten Sieger des Weltkrieges, der dann durch Aufnahm weiterer Staaten zu einer Bürgschaftsvereinigung für den Raub d Alliierten erweitert wurde. Dann traten auch neutrale Staaten hinz denen später die Mittelmächte folgten. Der Völkerbund besteht seit de 10. Januar 1920, seit Ratifikation des Versailler Vertrages durc Deutschland und drei Hauptstaaten; er begann aber seine Tätigke bereits am 5. Mai 1919. Er ist im wesentlichen nur eine Fortsetzun der Pariser Friedenskonferenz, ein Organ zur Durchführung d Friedensverträge.

Die allgemeinen Aufgaben des Völkerbundes haben als die beide Hauptziele: Die Zusammenarbeit der Nationen zu fördern un den internationalen Frieden und die internationale Sicherheit zu gewäh leisten. So ideal diese Grundsätze auch sind, so lassen sie sich doc mit dem Fortbestehen der fünf Pariser Friedensschlüsse nicht in Ein klang bringen. Denn diese sollten, was überhaupt der Hauptzwec eines jeden Friedens ist, die Wunden des Krieges ausheilen. Da Gegenteil aber wurde erreicht, denn sie ließen eine große Anzahl neue Konfliktsmöglichkeiten entstehen, was ja die letzten Jahre und di Gegenwart täglich vor Augen führen. Die Völkerbundssatzung krank an dem Hauptfehler, daß sie sich einseitig zugunsten der Hauptmächt auf die ungerechte, auf die Dauer unmögliche Gebietsverteilung de Pariser Friedensschlüsse aufbaut.

Sehr lehrreich ist eine Betrachtung über diese drei für die Ent wicklung Deutschlands so wichtigen Bündnissysteme, in denen alle der Wunsch nach einer Sicherung des eben abgeschlossenen Frieden zum Ausdruck gekommen ist. Und dieser Betrachtung reiht sic unwillkürlich ein Vergleich an, der die größte Berechtigung bei de Heiligen Allianz und dem Völkerbund hat.

Der Umfang der Bündnisse hat sich der Entwicklung der Ge schichte entsprechend vergrößert; zuerst umfaßten sie in der Hauptsach die Länder und Fürsten Deutschlands, dann die Europas und schließlic die wichtigsten der Welt. Ihren Hauptzweck — Vermeidung vo Kriegen — haben sie nicht oder nur auf kurze Zeit erreicht. Di Allianzen nach dem 30jährigen Kriege haben den Erfolg gehabt, zu Klärung der politischen Verhältnisse in Deutschland beigetragen un den deutschen Fürsten wenigstens zum großen Teil vor Augen gefüh zu haben, daß ihre Hauptfeinde außerhalb Deutschlands waren, welch die Uneinigkeit aufrechtzuerhalten und zu vermehren suchten. Immer hin ist in diesen Bündnissen die Entstehung der Grundsätze für eine

Völkerbund zu erkennen, wie sie nach dem Utrechter Frieden zum Ausdruck kamen.

Mehr Anhaltspunkte für einen Vergleich bieten die beiden späteren Bündnisse.

Bei der Heiligen Allianz waren die Träger des Gedankens die Fürsten und Kabinette, den Völkerbund haben die Völker, die öffentlichen Meinungen abgeschlossen.

Zur Teilnahme an der ersteren wurden alle Völker Europas mit Ausnahme des Papstes und der Pforte eingeladen. Außer England, das nur den Aachener Abmachungen zustimmte, traten ihr alle bei; auch der besiegte Gegner Frankreich wurde 1818 aufgenommen. Den Völkerbund bildeten zuerst die sogenannten Siegerstaaten, dann folgten andere und die neutralen Staaten, endlich die Mittelmächte unter bestimmten Bedingungen; die Vereinigten Staaten von Nordamerika blieben abseits. Diese wollen sich in ihren lebenswichtigen Weltfragen nicht Fesseln anlegen lassen, wie es auch England 1815 nicht getan hat. Das war politisch weitblickend von England, wie es aller Voraussicht nach auch für Nordamerika in der weiteren Weltentwicklung sein wird.

Die Heilige Allianz war von den Friedensverträgen getrennt, der Völkerbund nicht, er ist sogar ein Organ zu ihrer Durchführung. Die erstere richtete sich gegen die imperialistisch-revolutionären Gedanken Frankreichs, der letztere will die Entwicklungsmöglichkeit Deutschlands auf den Gebieten, wo es ihm gefährlich werden kann, hemmen und niederhalten.

Gemeinsam haben beide, daß sie die Herrschaft der siegreichen Hauptmächte für dauernd erklären sollten. Sie wollten wohl die Kriege unter sich ausschalten, jedoch eine Art Bundesexekution durch Krieg gegen diejenigen ausführen lassen, die sich ihrem Willen nicht fügten.

Im allgemeinen betrachtet bilden beide Vereinigungen der Völker unter einer Leitung neben manchen Vorzügen eine große Gefahr für den, der sich nicht fügt oder sich lossagt. Wenn er sich gegen die Ordnung auflehnt, verfällt er Strafmaßnahmen oder Ächtungen. Dies ist aber keine Freiheit mehr im Leben der Völker, diese liegt vielmehr in der selbständigen, nicht durch Fesseln gehemmten Entwicklung. Wenn auch Abmachungen auf manchen, zumal wirtschaftlichen Gebieten für viele Völker von Vorteil sein können, so werden doch Entscheidungen des Völkerbundes in lebenswichtigen Fragen, welche die Existenz einzelner Völker bedrohen, niemals Anerkennung finden. Die Heilige Allianz löste sich infolge des Zwiespaltes der Mächte in der griechischen Frage auf. Und der Völkerbund? Jetzt lebt er noch, wenn auch schon manche Risse aufweist. Abzuwarten bleibt seine Haltung, wenn Lebensfragen der herrschenden Hauptstaaten bedroht werden.

Die Frau in Ägypten.

Von Lady *Grace Drummond Hay.*

In Ägypten fällt der Schleier — langsam aber sicher. Ägyptisch Frauen beginnen schmetterlinghaft aus ihrer jahrhundertealten Ver puppung aufzusteigen. Mit jedem Jahr wird der Musselinstreifen, d jetzt als Schleier dient, dünner und durchsichtiger, und wenn nicht al Zeichen trügen, so wird es nicht mehr lange dauern, bis die gazelle äugigen Hanums Ägyptens selbst diese letzte, schattenhafte Täuschun einer Verschleierung aufgeben und kühn auf die Bühne des Leber treten werden, mitten in das volle Starren der Menge, wie es in d Türkei der Fall ist. Das Haremsystem in Ägypten bröckelt fast schwe gend aber unaufhaltsam ab. Zwischen der radikalen Befreiung d Türkei und dem Freiheitsgeist der amerikanischen und europäische Frauen ist der Gesichtsschleier des ägyptischen Frauentums bis a das dünnste Gewebe zerfasert worden. Es bedarf kaum eines Win hauchs, um ihn vollkommen wegzublasen. In sehr fortgeschritten Kreisen ist der Schleier bereits zum Anachronismus geworden, obwo er in Hofkreisen und in der konservativen Gesellschaft als ein bloß Symbol der Ehrbarkeit beibehalten wird.

Ägypten ist weder Morgenland noch Abendland. Ägypten ist d Orient der Romantik, der Operette und Legende. Ich habe in Ägypt lange Jahre in der Täuschung gelebt, daß ich in das Leben des Morge landes Einblick bekam, und erst auf meinen letzten Reisen in die Lä der östlich vom Suez-Kanal — China, Japan, Indien usw. — gewan ich die wirkliche Perspektive und das Verständnis für das moder Ägypten, dieses Tor zweier Welten, wo Ost und West sich in ihre besten und schlimmsten Sinne begegnen. Der gelegentliche Besuch ist nicht imstande, den aufreizenden Zauber des Lebens im Lande d Sphinx zu erkennen. Die Sphinx weigert sich noch immer, ihr Räts preiszugeben, obwohl der Einsichtige die Zeichen der Zeit aus dem ew

wechselnden Panorama der Menschheit, die sich auf der Straße vor dem Shepheard oder dem Continental Savoy Hotel bewegt, erkennen kann. Den elementarsten Anschauungsunterricht bietet die Evolution des Schleiers, wie sie von den vorbeitrippelnden Frauen unbewußt demonstriert wird, die freudig an einem vorbeistreifen, ohne eine Ahnung von den Leiden und Freuden, den Vorteilen und Sorgen ihrer unbekannten Schwestern zu haben. Emanzipation, Freiheit, Gleichheit der Rechte sind noch nicht als Kampfrufe in das ägyptische Frauentum gedrungen und werden nur von den wenigen gefordert, die von dem berauschenden Trank des westlichen Freudenbechers gekostet haben. Ich muß leider sagen, daß mit wenigen Ausnahmen sowohl Männer wie Frauen in Ägypten ihre Vorstellung vom westlichen Leben, der Freiheit westlicher Frauen und ihrer Reaktion auf diese ersehnte Befreiung auf den Erfahrungen aufbauen, die sie in Paris, in Deauville, am Lido und in anderen kosmopolitischen und ebenso künstlichen Vergnügungsstätten, die während der Saisondauer von den reichen, müßigen und häufig wertlosen Vertretern der verspielten Menschenklasse bevölkert werden, gewonnen haben. Das wirkliche Leben der amerikanischen und europäischen Völker im weitesten und schönsten Sinne bleibt dem Ägypter verschlossen wie das ägyptische Haremleben dem Touristen.

Die Straßen der ägyptischen Städte waren nie farbiger, nie aufreizender als heute. Ich kann mich erinnern, daß noch vor kurzem meine Haremsfreundinnen ihre Röcke bis zu den Knöcheln trugen, den Kopf mit den alles verbergenden Haberas, die bis zum Gürtel herabfielen, umhüllten und daß nicht eine Haarlocke sich den strengen, schwarzen Falten entwinden durfte, während wirkliche dichte Schleier ihre schönen Gesichter verbargen. Die Frauen aus frommen Familien trugen den dreifachen Schleier, durch den man keinen einzigen Gesichtszug erkennen konnte. Meine jüngeren Freundinnen nahmen den dichten, weißen Schleier um, der die großen, fließenden, vom Kohl umrandeten Augen frei ließ. Aber durch keinen, weder durch den weißen noch durch den schwarzen Schleier, konnte man die Züge erkennen, und ich bin selbst häufig in Eingeborenenkleidung unerkannt an meinen besten Freunden vorbeigegangen. Es war alles höchst geheimnisvoll und wahrscheinlich höchst aufregend für den Fremden in diesem Land der verschleierten Frauen, die von ihrer Schönheit nur das Versprechen ihrer herrlichen Augen preisgaben.

Heute, wo Versprechen und Geheimnis geringer geworden sind, verleihen Verwirklichung und enthüllte Schönheit selbst den schmutzigsten Straßen einen besonderen Zauber. In der Öffentlichkeit, in der Oper, im Theater, bei den herrlichen Kostümbällen, für die Kairo und Alexandrien mit Recht berühmt sind, sieht man die schönsten und

verführerischsten Frauen der Welt, die von den Haremlogen auf einen hinunterlächeln und vor dem neugierigen Starren des Publikums nur durch Netz oder Holzschnitzerei geschützt sind. Entblößte Schultern, juwelenbehängte Dekolletés, wunderbar gepflegtes Haar, Hände und Teint, prunkhaft reiche pariser Kleider, leuchtende Mäntel kennzeichnen die ägyptische Haremdame. Es fehlt ihr nichts, — weder Erziehung noch Kultur, Raffinement, Witz, Lebensfreude oder Freiheit. Das mag paradox klingen: eine Haremdame, die sich der Freiheit erfreut. Ägypten ist jedoch das Land der Paradoxe, und seine abgeschlossenen Haremfrauen kennen das ganze Alphabet der Freiheit.

Ich will an der Spitze der gesellschaftlichen Leiter anfangen und einige meiner aristokratischen Freundinnen erwähnen. Der Reichtum bietet ihnen alles, was eine Frau nur ersehnen kann, die beste Erziehung französischer oder englischer Gouvernanten, ein Jahr oder zwei in europäischen Schulen, jede Möglichkeit, sich der modernsten Schönheitskultur zu bedienen, einen Überfluß an Kleidern und Juwelen, von dem westliche Frauen nur träumen können, Häuser von unerhörtem Luxus, Sommer in den Vergnügungsstätten Europas, wo sie unghindert mit Männern und Frauen zusammenkommen. Die sogenannte Ägypterin sieht pariserischer aus als die Pariserin selbst, denn die Frauen in den hohen Gesellschaftsschichten sind fast ohne Ausnahme türkischen Ursprungs, mit heller Haut und gelegentlich auch hellem Haar. Sie sind fast in jeder Hauptstadt zu Hause — sie haben eine außerordentliche Sprachbegabung —, und wenn man sie in den europäischen Restaurants, Ballsälen und Salons sieht, kann man sich schwer an den Gedanken gewöhnen, daß sie, sobald ihre Füße den ägyptischen Boden berühren, den französischen Hut mit dem Turban und dem Schleier vertauschen und ihre gesellschaftliche Aktivität auf den Familienkreis und die Privathäuser beschränken. Vor einigen Jahren konnte man vielleicht noch Mitleid mit ihnen empfinden, aber der durchmessene Weg des Fortschritts ist so groß, daß die Idee des Schleiers und der Abschließung im Harem zum bloßen Symbol geworden ist. In Ägypten veranstalten die fortschrittlichen Damen Empfänge in ihren eigenen Häusern wie jede amerikanische und europäische Hausfrau. Einladungen ergehen an Männer und ihre Gattinnen und werden angenommen, obwohl formell solche Empfänge nicht anerkannt werden und fast immer im engsten Freundeskreise stattfinden. Die Damen besuchen die Oper und erwarten von ihren reichen Männern, daß sie ihnen eine Loge für die Saison zur Verfügung stellen. Sie besuchen Theater, Konzerte, Vorträge, spielen Tennis untereinander, machen Besorgungen, geben sogar Tanzgesellschaften, — aber nur für Frauen. Sie haben ihre Klubs, die ebenso modern sind wie die Frauenklubs in England und Amerika. Soweit die wirklich fort-

chrittlichen Frauen in Frage kommen, ist das Geheimnis des ägyp-schen Haremlebens vollkommen verschwunden.

Als ich einmal mit der Frau eines ägyptischen Diplomaten sprach, er eben um seine Entlassung gebeten hatte, bedauerte ich die Tat-ache, daß sie jetzt gezwungen sein würde, wenigstens den Winter in gypten zu verbringen, wo sie sich die Abgeschlossenheit, die in Hof-reisen gefordert wird, gefallen lassen muß. Meine blasierte Freundin igte mir: „Gott sei Dank, daß wir wenigstens einige Monate lang uhe haben. Ich werde endlich Zeit haben, meine wirklichen Freunde Ägypten zu sehen, werde meinem Manne helfen können, einige mpfänge im engsten Kreise zu veranstalten. Ich bedaure nicht, daß ich is Leben nicht fortsetzen kann, zu dem ich in Europa gezwungen war. en Sommer über werden wir unterwegs sein, werden uns wirklich nüsieren können. Die Vergnügungen von Kairo sind ja nur etwas ir die Touristen. Ich selbst ziehe Paris, Deauville, Biarritz und den ido vor." So sehen die Opfer des Haremlebens aus!

Einen ganz anderen Standpunkt vertrat die junge Frau eines ägyp-schen Konsuls. Sie sehnte sich nach Ägypten, wo sie nicht gezwungen ar, mit langweiligen Menschen zusammenzukommen. „Ich bedaure re westlichen Frauen", erklärte sie mir. „Ich habe mehr als genug n dem, was ihr Freiheit nennt. Für mich bedeutet es, jedem lang-eiligen Menschen ausgeliefert zu sein. Ich hasse es, wenn ich mich ben einen vollkommen fremden Menschen setzen muß und Konver-tion mit jemandem führen soll, der mir in tiefster Seele unsympathisch i. In Ägypten führt mein vorurteilsfreier Mann einige Freunde in ser Heim ein, sodaß ich genug Menschen sehe, um geistig inter-siert zu bleiben, mich jedoch nie langweile und nie die Nähe eines enschen erdulden muß, der mir unangenehm ist. Wenn eure Freiheit n Hetzen nach Autobussen und Straßenbahnen, die körperliche Nähe derlicher Menschen, den Einbruch uninteressanter, unwillkommener iste in euer eigenes Heim bedeutet, so ziehe ich schon mein Harem-en vor." Nicht alle Frauen nehmen diesen philosophischen Stand-nkt ein, und vor einigen Jahren hörte man mehr Klagen über die geschlossenheit des ägyptischen Winters nach der Freiheit des Som-rs, als es heute der Fall ist. Während meines letzten Besuches in gypten bin ich viel in die Häuser vornehmer Damen eingeladen rden, wo Frauen und Männer, allerdings immer im engsten Freun-skreis, zusammenkamen, da die Sitte großer Diners und Empfänge, denen Männer und Frauen eingeladen werden, sich noch nicht rchgesetzt hat. Ich hörte nur wenige Klagen über die Aussicht auf nen Haremwinter. In dieser Gesellschaftklasse wird man kaum zufriedenheit oder den Kampf um Freiheit finden.

Das Beispiel, das Mustapha Kemal Pascha in der Türkei gab, hat

einen großen Einfluß auf die Haltung der ägyptischen Frauen aus geübt, obwohl darüber nicht viel gesprochen wird. Die Tatsache, da Mustapha Kemal den Schleier verbot, das Haremleben aufhob, die tü kischen Frauen, ob sie es wollten oder nicht, mit einemmal emanz pierte, hat die Einbildungskraft vieler Frauen in Ägypten angefeuer hauptsächlich der Frauen türkischen Ursprungs, die noch eine Ver bindung mit dem Lande ihrer Vorväter haben und dort Verwandte b sitzen. König Fuad, der seit dem Tode von Zaghlul Pascha die füh rende Persönlichkeit in Ägypten ist, begünstigt nicht die revolutionär Frauenemanzipation, aber er tut sein möglichstes, um eine Evolutio zu beschleunigen. Der wirkliche Charakter und die Tätigkeit des ägyp tischen Königs sind zu wenig bekannt. Er ist eine bemerkenswer Persönlichkeit, und seine Haltung wird für Ägypten ausschlaggeben sein. Man hat oft den Wunsch ausgesprochen, der König möge d Königin entschleiern und emanzipieren. Oberflächlich gesehen, ma dies sehr vernünftig erscheinen, aber diejenigen, die das Land und d Mentalität des ägyptischen Volkes gut kennen, sind der Ansicht, da König Fuad es mit Recht vermeidet, den Hof zum Vorkämpfer d Frauenemanzipation zu machen. In orientalischen Ländern, die se Jahrhunderten an eine autokratische Regierung gewöhnt sind, nei man leicht dazu, dem Herrscher für alles, was im Lande schief geh die Schuld zuzuschreiben. Die Plötzlichkeit, mit der Kemal Pascha d türkischen Frauen emanzipierte, hat zu manchen unerfreuliche Konsequenzen geführt und ist von den Frauen, denen die neue Fre heit auf eine so revolutionäre Weise aufgezwungen wurde, häufig mi braucht worden. König Fuad will, soweit ich verstanden habe, die Konsequenzen in Ägypten vermeiden, um den Weg durch die Erziehun der Frauen zur Verantwortung, Emanzipation und Freiheit vorzub reiten. Der König, dessen Ehrgeiz es ist, eine politische, wirtschaf liche, industrielle und soziale Renaissance der Macht Ägyptens im Orie herbeizuführen, begünstigt besonders die Frauenerziehung im Lan und sorgt dafür, daß das Analphabetentum bei den Frauen verschwind Ein von ihm entworfenes Erziehungsprogramm wird jetzt durc geführt, und man hofft, daß es in fünfzehn Jahren kein Analphabetentu in Ägypten mehr geben wird. Mehr als tausend neue Grundschulen sin seit 1925 in Ägypten eröffnet worden. Die Emanzipation der Frau in Ägypten, dem konservativsten Land des Orients, wird von der we gehendsten Wirkung auf die Lockerung der alten Bande der Frauen i ganzen Osten und hauptsächlich in Indien sein. Erst vor kurzem hab die Frauen von Damaskus öffentlich vor dem Regierungsgebäude d monstriert und ihre Emanzipation vom Schleier und Harem gefordert. Bezeichnend dafür, wie weit der westliche Geist der Frauenfreiheit Zentralasien, dem Bollwerk des Konservativismus in Frauenfrage Platz gegriffen hat, ist die Tatsache, daß der König von Afghanist

eine europäische Frau dafür gewann, den Hof in Kabul zu modernisieren und der Königin und den Hofdamen westliche Sitten beizubringen.

Die ägyptischen Frauen haben ihre Führer, ihre Zeitungen, ihre Organisationen und Programme. Frau Hoda Charoui hat einen Weltruf als Vertreterin der Frauenrechte in Ägypten. Eine der einflußreichsten politischen Tageszeitungen ist im Besitz einer Frau. Die Klasse, die wirkliche Reformen und eine größere Freiheit braucht, ist der Mittelstand, in dem die Haremtraditionen noch lebendig sind und wo der Schleier wirklich dazu dient, das Gesicht zu verbergen. Die oberen Klassen haben sich kaum zu beklagen. Die niedrigeren Bevölkerungsschichten der Fellachen und Arbeiter sind nicht imstande, die Haremregeln einzuhalten. Die Frauen müssen auf den Feldern mit ihren Männern arbeiten, die Märkte besuchen und zum Lebensunterhalt der Familie beitragen. Bei dieser Lebensweise kann von einer Abgeschlossenheit nicht mehr die Rede sein. Die Frauen der Fellachen tragen in der Regel keinen Schleier. Die Frauen der entsprechenden Schichten in den Städten tragen einen derben Spitzenschleier, der mit einem Stück Bambusrohr am Kopftuch befestigt ist.

Die Frauen, die Vorkämpfer brauchen, gehören dem Bürgertum an, in dem sie wirklich unter dem Haremsystem leiden. Sie leben in Häusern ohne Gärten, sind nicht reich genug, um sich einen Wagen zu leisten und ins Land herauszufahren, sind nicht gewöhnt, auf den Straßen zu gehen, und so führen Tausende solcher Frauen ein sitzendes, ungesundes Leben. Ich kenne persönlich Ägypterinnen, die kaum ihre Häuser verlassen, höchstens wenn sie eine Freundin oder eine Nachbarin besuchen.

Ich habe mit ägyptischen Mohammedanern viele Gespräche geführt, die sich um die Frage der Emanzipation der Frauen drehten. „Die Frauen sind noch nicht reif dazu," war die gewöhnliche Entschuldigung. „Sie müssen langsam vorbereitet werden." Erst ein junger, mohammedanischer Journalist war ehrlich genug zuzugeben, daß seiner Ansicht nach die ägyptischen Männer nicht reif genug seien, um in die Gesellschaft der raffinierten ägyptischen Frauen zugelassen zu werden. „Ich lade meine Freunde nicht in mein Haus ein, weil ich mich nicht auf sie verlassen kann." Frauen, die keinen Schleier tragen, werden, wie man mir sagt, immerzu auf den Straßen belästigt. Der Schleier, so dünn er auch sein mag, gilt noch immer als ein Zeichen der Ehrbarkeit, und die mutigen Mädchen, die Vorkämpferinnen der Emanzipation, die ihren Schleier aufgeben, fordern die Aufmerksamkeit der müßigen jungen Effendis und boshaften Studenten heraus. Wenn alle Frauen entschleiert wären, würde es selbstverständlich nicht auffallen. Es gibt wahrscheinlich keine Stadt der Welt, in der eine europäische Frau freier und ungefährdeter spazieren gehen kann als in Kairo, und es gibt keinen höf-

licheren, korrekteren und zurückhaltenderen Gentleman als den Durchschnittsägypter gegenüber einer europäischen Frau. Es scheint kaum glaubhaft, daß es so schwierig sein sollte, die Schranke zwischen der modernen ägyptischen Frau mit ihrer Ausbildung, ihrem Intellekt, ihrem Niveau und dem verwestlichten ägyptischen Mann abzutragen. Aber es wird immer wieder gesagt, daß eine solche gesellschaftliche Mischung in weiten ägyptischen Kreisen unmöglich ist. „Ein kameradschaftliches Verhältnis zwischen Mann und Frau, wie man es im Westen kennt, ist hier nicht vorhanden," sagte mir einer der heutigen Kabinettsminister. „Wir haben uns noch nicht an die Idee gewöhnt. Ich könnte mit einer Ägypterin nicht so sprechen wie mit Ihnen," fügte er hinzu. „Warum?" fragte ich unumwunden. Nach einem gewissen Zögern antwortete er: „Wir sind an ein kameradschaftliches Zusammensein nicht gewöhnt. Zwischen Männern und Frauen kann nach ägyptischem Gefühl nur ein erotisches Verhältnis bestehen. Ich besuche oft meine Kollegen in ihren Häusern und treffe dort ihre Frauen. Aber ich würde nicht daran denken, mich mit einer dieser Frauen im europäischen Sinne anzufreunden, so fortschrittlich sie auch sein mögen. So weit sind wir noch nicht gekommen."

Ich habe immer wieder versucht, diesen Standpunkt zu ergründen. Ich habe viele gute Freunde und Freundinnen — bezaubernde ägyptische Frauen, kultivierte ägyptische Männer. Warum können sie nicht zusammenkommen? Die trennende Schranke scheint mir ihre Auffassung vom westlichen Leben zu sein. Jeder, den ich gefragt habe, antwortete mir, daß die Frauenemanzipation notwendig sei, daß jedoch die Freiheit nur bis zu einem gewissen Grade gewährt werden dürfe. „Warum?" fragte ich. „Sie sehen ja, was die Freiheit für die Frauen in Paris bedeutet," war die unvermeidliche Antwort. „Das westliche Leben ist sehr verdorben. Sehen Sie sich die Anzahl der Scheidungen in Amerika an, nehmen Sie als Beispiel das Leben, das wir im Sommer in Europa beobachten. Wenn wir unsere Frauen emanzipieren könnten, ohne daß sie zu trinken, tanzen, flirten anfangen und ihre Frauentugenden einbüßen, würden wir es sofort tun, aber wir können uns nicht von dem Gedanken befreien, daß die Emanzipation Hand in Hand mit den Mißbräuchen geht, die wir überall im Westen treffen. Sehen Sie, was sich zuerst in der Türkei ereignete, nachdem Kemal Pascha die Freiheit der Frauen proklamiert hatte. Wir wollen unsere Lehren nicht aus bitteren Erfahrungen ziehen. Wir wollen lieber aus den Erfahrungen anderer lernen. Bei uns gilt in erster Linie die Tugend unserer Frauen, und ihre Bescheidenheit bildet den Stolz unseres Volkes. Die Zeit wird noch früh genug kommen..."

Ich habe vergeblich versucht, meinen eigenen Kreis ägyptischer Freunde davon zu überzeugen, daß das, was sie in Paris und anderswo auf dem Kontinent sehen (und wahrscheinlich mit Freude genießen), eine Ausnahme und nicht die Regel des westlichen Lebens ist und daß das

eben der schwer arbeitenden amerikanischen und europäischen Frauen es Mittelstandes so sauber, ehrbar und tugendhaft — wenn nicht mehr – als das des ägyptischen Prototyps ist.

Den ägyptischen Frauen steht ein harter Kampf bevor, aber der önig ist ihr Vorkämpfer, obwohl er sich vielleicht nicht nach außen ls solcher zu erkennen gibt. Das Ägypten von heute ist noch eine eite aus Tausendundeiner Nacht, noch immer ein Stück romantisch lühenden Orients, noch östlich genug, um aufreizend zu sein, und chon westlich genug, um ein bequemes Leben zu ermöglichen und uns erständlich zu sein. Morgen? Morgen kann es schon neben der ürkei oder einem der anderen Staaten stehen, die die farblosen Bannerräger des Fortschrittes und des Materialismus sind.

Die Angleichung der Bevölkerungsdichten durch internationale Wanderungen.

Von Prof. Dr. Ernst *Schultze*, Leipzig,
Direktor des Weltwirtschafts-Instituts der Handelshochschule Leipzi

Schon lange hat es das Erstaunen der Menschen erregt, wie b deutend die Siedlungsdichte verschiedener Erdgebiete voneinander a weicht. Stärksten Anhäufungen auf einigen Flächen steht eine auße ordentliche Menschenarmut anderer gegenüber. Jeder statistische Ve gleich der Einwohnerzahl auf einer bestimmten Fläche enthüllt die Verschiedenheit. In England und Wales kommen nach der Volkszählu von 1921 auf 1 qkm 251 Menschen, in Sowjetrußland (nach der von 192 nur 18. Aber auch die Siedlungsdichte der Erdteile weicht gewaltig vo einander ab; während in Europa heute auf einen Geviertkilometer 45 Menschen wohnen, sind es in Asien nur 24,4, in Amerika 4,6, Australien und Polynesien vollends nur 0,9, in Australien allein sog nur 0,7.

Allein gerade diese starken Abweichungen haben Wanderbew gungen hervorgerufen, die eine Angleichung der Siedlungsdichten herbe zuführen streben. Leerer Raum lockt, falls er nicht ganz unergiebig i Als Voraussetzung zu einer Angleichung der Siedlungsdichten h indessen nicht nur die Möglichkeit des Aufenthaltswechsels zu e schwinglichen Kosten zu gelten, sondern zugleich die Hoffnung, in d neuen Heimat ein besseres Auskommen zu finden. Vor dem Wagn einer Auswanderung nach Übersee pflegen nur solche Menschen nic zurückzuschrecken, die für den hohen Einsatz, der meist aus nich Geringerem als dem ganzen Eigenvermögen und dem vollen Leben schicksal besteht, durch ein sehr viel besseres Auskommen belohnt werden hoffen, als sie es daheim fanden. Nun haben freilich auf d einen Seite politischer, religiöser und sozialer (insonderheit feuda stischer) Druck, auf der anderen Seite die fast unglaubliche Illusion fähigkeit des menschlichen Geistes viel dazu beigetragen, sowo einzelne wie ganze Gruppen zu Wanderungen anzutreiben, für der wirtschaftlichen Erfolg die Vorbedingungen objektiv kaum gegeb

waren. Gar manche Auswanderergruppe ist zugrunde gegangen, viele andere (ich nenne als Beispiel die Pilgerväter in Nordamerika und die deutschen Kolonisten im Wolgagebiet) haben erst Fuß gefaßt, nachdem sie in den ersten Jahren erhebliche Einbußen an Kopfzahl erlitten hatten. Im ganzen jedoch hat sich, zumal nachdem die Dampfschiffahrt den Atlantischen Ozean aus einer Wasserwüste in eine Wasserbrücke verwandelt hatte, die Wanderbewegung unter dem Einfluß der weltwirtschaftlichen Kräfte zu einer Stärke entwickelt, die eine Angleichung der Siedlungsdichten in schnellem Zeitmaße wenigstens anzubahnen begonnen hat.

Kein Land hat bis in die unmittelbare Gegenwart eine so große Zahl von Einwanderern angezogen wie die Vereinigten Staaten von Nordamerika. Auch heute noch ist ihre Fassungskraft keineswegs erschöpft, haben sie doch einstweilen erst eine Volksdichte von 13,49 Menschen auf 1 qkm erreicht. Trotzdem sträuben sie sich gegen die weitere Zuwanderung.

Stellen wir nebeneinander *die Großraumgebiete der Erde,* d. h. solche, die eine Fläche von mindestens 3 Millionen qkm zu einem Staate zusammenfassen, und fügen wir Europa als ganzen Weltteil hinzu, obwohl es ja weit entfernt von einer politischen und wirtschaftlichen Vereinheitlichung ist, und obwohl wir Rußland daneben besonders aufführen müssen, so ergibt sich folgende Reihenfolge:

I. Fläche in qkm:

1. Russisch-Asien	15 047 000
2. Europa	11 100 000
3. China	11 081 000
4. Kanada	9 659 832
5. Brasilien	8 485 824
6. Vereinigte Staaten (ohne Alaska)	7 839 064
7. Australien	7 703 867
8. Europäisches Rußland	5 232 000
9. Britisch-Indien	4 668 821

II. Volkszahl:

1. Europa	470 000 000
2. China	433 000 000
3. Britisch-Indien	319 130 055
4. Vereinigte Staaten	105 710 620
5. Europäisches Rußland	81 696 541
6. Brasilien	30 635 605
7. Russisch-Asien	18 796 513
8. Kanada	8 788 483
9. Australien	5 435 734

III. Volksdichte auf 1 qkm:

1. Britisch-Indien	68,35
2. Europa	42,30
3. China	39,08
4. Europäisches Rußland	15,61
5. Vereinigte Staaten	13,49
6. Brasilien	3,61
7. Russisch-Asien	1,25
8. Kanada	0,91
9. Australien	0,71

Die größte Volksdichte weist demnach unter den Großfassungsraumgebieten Britisch-Indien auf. Hier ist also die *Übervölkerung* am ärgsten spürbar. Aller Fleiß vermag der großen Masse des Volkes dort kein genügendes Auskommen zu schaffen, die Not ist bei ihr ein häufiger Gast. Kein Wunder, daß die Inder in hellen Scharen auszuwandern suchen. Allein, sie stoßen fast überall auf Schranken, die ihnen den Eintritt in fremde Gebiete verwehren, und zwar auch in andere Teile des britischen Weltreiches. Weder Südafrika, noch Australien oder Kanada läßt sie als Einwanderer zu, sie werden an den Grenzen zurückgewiesen. Soweit sie schon früher eingewandert sind, unterstehen sie (namentlich in Britisch-Südafrika) einschränkenden, zum Teil erniedrigenden Bestimmungen, gegen die sie immer wieder protestieren. Im Kampfe gegen sie ist Gandhi groß geworden, der lange in Natal gelebt hat.

Die zweitstärkste Volksdichte weist Europa auf, die dritte China, während alle übrigen Großraumgebiete weit unter diesen Ziffern stehen. *Britisch-Indien, Europa und China* sind daher *bevölkerungsmäßig* die eigentlichen *Hochdruckgebiete* der Erde. Aus ihnen möchte die überschüssige Bevölkerung abströmen, in die menschenarmen Gebiete hinein.

Unter den Großraumgebieten, die *Einwanderer* aufnehmen könnten, scheidet sowohl das europäische wie das asiatische Rußland aus, solange dort der Bolschewismus herrscht. Es bleiben mithin übrig: die Vereinigten Staaten, Brasilien, Kanada und Australien. Unter ihnen nimmt aber nur Brasilien, ähnlich wie die übrigen Staaten Süd- und Mittelamerikas, Einwanderer ohne Hemmung auf. Dagegen sind die USA und Australien der Einwanderung nur unter gewissen Voraussetzungen hold. Die Australier wünschen ein weißes oder vielmehr ein angelsächsisches Australien, sehen aber auch die Zuwanderung von Proletariern aus Großbritannien ungern. Die eigene Bevölkerungszunahme ist ins Stocken geraten, die Zahl der Einwanderer aber, die auf Zulassung hoffen dürfen, nicht sehr groß. Die Angleichung der australischen Siedlungsdichte an die der anderen Erdräume wird dadurch unterbunden. Der Menschenmangel dort macht sich in einer sehr hohen

Bewertung der Arbeitskraft geltend sowie in einer politischen und wirtschaftlichen Macht der Arbeiterklasse, die der Angleichung die größten Hemmnisse bereitet. — Kanada ist (gegenüber weißen Zuwanderern!) entgegenkommender.

Einwanderungshemmend wirkt zudem die Furcht der organisierten Arbeiter vor Unterbietung durch Zuwanderer mit bescheideneren Lebensgewohnheiten. In den Vereinigten Staaten sind schon in der Mitte der achtziger Jahre mehrere Gesetze erlassen worden, welche die Einwanderung von Kontraktarbeitern verbieten, mit der weltwirtschaftlich sehr bedeutsamen Folge, daß fortan die Zuwanderung gelernter Arbeiter fast ganz unterblieb, während die der ungelernten zu unerhörten Ziffern emporstieg. Zur selben Zeit aber, da im Osten der USA, durch deren Seehäfen die europäischen Einwanderer hereinströmten, die Agitation für den Erlaß gesetzlicher Kontrakteinwandererverbote ihre Wellen schlug, erhob sich im äußersten Westen, in Kalifornien, wo Chinesen in größerer Zahl eingewandert waren, eine erbitterte Bewegung für das gänzliche Verbot der Chineseneinwanderung. Sie gelangte mit dem Erlaß des zunächst auf zehn Jahre befristeten Chinesen-Ausschlußgesetzes von 1862 zum Siege, das zehn Jahre darauf um dieselbe Zeit, 1902 auf unbestimmte Zeit verlängert ward.

Ähnlich sind Kanada, Australien, Südafrika verfahren. Ursprünglich schloß man nur die Chinesen aus. Als aber die Japaner seit der Jahrhundertwende ebenfalls in größerer Zahl in fremden Staaten erschienen, richtete sich gegen sie, zumal in den angelsächsichen Ländern, dieselbe Feindschaft, auf Einwanderungsverbote oder gleichwertige diplomatische Vereinbarungen drängend. In der einen oder anderen Form haben sowohl die USA wie die britischen Dominien seither auch die Japaner von der Einwanderung ausgeschlossen.

Damit ist ein *Weltwirtschaftsproblem erster Ordnung* entstanden. Für die Zukunft ist daher ein *Kampf um die Angleichung der Siedlungsdichten* zu erwarten. Das Genfer Protokoll, das in der Versammlung des Völkerbundes im Herbst 1924 zustande kam, ist ein erstes Anzeichen dafür, wie diese Angleichungskämpfe sich gestalten dürften. Das Problem ist dies, daß es noch heute Staaten gibt, die über unermeßliche, erst mangelhaft oder gar nicht bebaute Flächen verfügen und trotzdem das Recht in Anspruch nehmen, diese Ländereien jedem Ausländer zu sperren — selbst wenn, wie in Australien, die eigene Bevölkerungsvermehrung fast zum Stillstand gekommen ist —, während andere nicht eben weit entfernte Länder (wie China) keineswegs nur in objektivem Sinne als übervölkert gelten können, so daß ihre Bevölkerung über die Ränder zu fließen droht. *Ist es gerecht* — so fragt man —, daß die menschenarmen Staaten mit teilweise noch unbenutztem Boden sich beliebig gegen Zuwanderung abschließen?

In der Wirtschaftspolitik der überwiegenden Mehrzahl der Einzelstaaten hat sich im letzten Menschenalter mit erstaunlicher Kraft der

Gedanke zur Tat durchgerungen, daß es ein nicht zu duldendes Unrecht bedeutet, wenn Einzelpersonen über große Flächen Landes willkürlich verfügen und anderen, raumbedürftigen, die Siedlungsmöglichkeit versperren. Die Gesetzgebung hat sich fast überall bemüht, dem naturrechtlichen Anspruch des kleinen Mannes auf Erwerb einer eigenen Scholle gegenüber dem Großgrundbesitzer, zumal gegenüber dem Latifundien-Eigentümer, zu Hilfe zu kommen. Logischerweise kann man diese Lösung nicht volkswirtschaftlich in fast allen Einzelstaaten durchführen, weltwirtschaftlich aber verhindern oder gar verbieten wollen. So ist die *Forderung nach Umgestaltung des Völkerrechts* entstanden, damit die landbedürftigen Millionen übervölkerter Staaten nicht in Hunger oder Halbhunger dahinzuleben brauchen, während es auf dem Erdball noch ausgedehnte ungenutzte Flächen gibt.

Rundschau

Der Kellogg-Pakt.

Die letzte Nummer der „Round ible" enthält einen umfangreichen rtikel, der sich mit der Vorschichte und der praktischen Beutung des Kellogg-Paktes beschäft. Der anonyme Autor dieses Arels stellt die Frage, ob dieses plötzliche Angebot des größten Reches und mächtigsten Staates der elt, das den meisten Menschen erraschend kam, eine idealistische este ohne viel Bedeutung sei oder es wichtigste internationale Ereigs seit der im Jahre 1920 erfolgten eigerung der Vereinigten Staaten, t den anderen Mächten im Völkerund zusammenzuarbeiten. Er erlärt das Angebot aus dem in den reinigten Staaten immer wacher rdenden Gefühl, daß die ungeheure sdehnung der Rüstungen, zu der nach dem Fehlschlag der Genfer ottenabrüstungskonferenz gezwungen sind, nicht mit der Weigerung er Zusammenarbeit an allen politchen Versuchen zur Organisierung s Weltfriedens gepaart sein kann. weist dann auf die Probleme hin, bei einer Ächtung des Krieges gerollt werden würden: „Innerlb des Staates hat man die Anwenng von Gewaltmitteln erfolgreich rhindert, weil man sie durch eine thode der Regelung durch Gesetze d Gerichte ersetzte, und weil Polizkräfte vorhanden sind, um die htung vor dem Gesetz zu erzwingen. Was wird das Äquivalent in der ternationalen Sphäre sein? Obwohl der Privatkrieg innerhalb eines Staates unmöglich gemacht wurde, muß man immer wieder auf die ordnungerhaltenden Kräfte zurückgreifen. Das Gesetz würde schnell jede Macht einbüßen, wenn nicht die Polizei vorhanden wäre. Die Anwendung der Kraft wird auch weiterhin in der internationalen wie in der nationalen Sphäre eine Rolle spielen. Wie soll die Kraft angewandt werden? Wie kann man die berechtigte Anwendung von Gewaltmitteln vom Kriege unterscheiden? Wie soll man die Grenzen festsetzen, wer soll die Bewachung durchführen, und welche Sicherheit wird uns gegeben, daß ein Vertrag zur Ächtung des Krieges und zur Anwendung friedlicher Mittel gehalten und geachtet werden wird? Der Staat zwingt den einzelnen, friedliche Mittel anzuwenden. Aber der Zwang, den der eine Staat auf den anderen oder auf eine Gruppe von Staaten ausübt, heißt Krieg."

Er hebt dann mit Recht hervor, welch eine Rolle der Krieg in den Völkerbundssatzungen spielt. „Wenn wir zu Locarno kommen, ist die Kriegsatmosphäre noch betonter. Auf der einen Seite haben sich Frankreich und Deutschland, Deutschland und Belgien, Deutschland und Polen, Deutschland und die Tschechoslowakei verpflichtet, keinen Krieg miteinander zu führen. Andererseits wird der Hauptvertrag von Locarno dadurch wirksam gemacht, daß Großbritannien und Italien vereinbart haben, unter gewissen Voraussetzungen Krieg zu führen, falls

sie dazu gezwungen werden. Wenn das Rheinland unter Bedingungen angegriffen wird, die der Völkerbundsrat als eine Verletzung der Verträge betrachtet, sind Großbritannien und Italien verpflichtet, mit Waffengewalt einzuschreiten. Mit anderen Worten: der Krieg steht als Sanktion hinter den Verträgen, die den Krieg ausschalten und ihn durch pazifistische Methoden ersetzen wollen. Dies gilt noch mehr für Frankreichs Verträge mit Polen und der kleinen Entente. Es sind in Wirklichkeit militärische Garantien für eine vollkommene Erfüllung der Friedensverträge." Der Verfasser trifft dann die interessante Unterscheidung zwischen der Auffassung des Friedens, die in England und der, die in Frankreich geläufig ist. „Wenn die englisch sprechende Welt das Wort Frieden sagt, so denkt sie an eine Ordnung der Dinge, in der es nicht nur keinen Krieg gibt, sondern in der die politische Struktur das Ergebnis einer allgemeinen Übereinstimmung ist und nicht nur angenommen wird, weil eine force majeure dahinter steht. Es ist eher eine moralische als eine gesetzliche Lage. Wenn Frankreich über „la paix" spricht, so meint es eher die durch die Friedensverträge geschaffene politische Lage. Es ist eher eine gesetzliche als eine moralische Situation. Wenn wir in Großbritannien vom Völkerbund als einem Mittel zur Friedenserhaltung sprechen, so halten wir ihn für ein Instrument, das gute und freundliche Beziehungen zwischen seinen Mitgliedern aufrechterhält, Klagen beseitigt, Streitfragen friedlich, gerecht und auf dem Wege der Vereinbarungen regelt und die Anwendung oder selbst die Drohung der Anwendung von Gewalt aus den internationalen Beziehungen fast vollkommen ausschaltet. Wenn die Franzosen vom Völkerbund und Locarno sprechen, so denken sie an eine Organisation, ein Vertragssystem, das Frankreich und Europa durch die volle und unantastbare Erhaltung der Versailler Regelung Frieden ur Sicherheit zu geben vermag." Auc er zitiert die Fragestellung von Ja ques Bainville: „ Ist der Völkerbur ein Instrument zur Ausschaltung d Krieges oder ein Mechanismus z Organisierung eines Kollektivkrieg in Verteidigung der bestehenden Ve träge und des territorialen stat quo?" Bei der Untersuchung der B deutung des Kellogg-Paktes für d einzelnen Länder schreibt die „Rou Table": „Auf den ersten Blick könn es scheinen, daß Frankreich die ur verselle Ächtung des Krieges b grüßen und Deutschland dageg Einwände erheben müßte. In der T hat jedoch die deutsche Regieru diesem Vorschlag sehr schnell zug stimmt. Die Gründe liegen auf d Hand. Deutschland ist keineswe mit dem Versailler Vertrag einve standen. Es sieht den polnisch Korridor als eine Verletzung sein Einheit, die Teilung Schlesiens a eine Ungerechtigkeit an. . . . . Ab Deutschland hat trotzdem formell a den Krieg als Instrument zur Wiede gutmachung des ihm zugefügten U rechts verzichtet. Es tat dies erste aus der Erkenntnis heraus, daß e neuer Krieg seinen eigenen Wiede aufbau gefährden würde, daß jed Versuch, auf kriegerischem Wege seinem Recht zu gelangen, fehlschl gen müßte, und auch, weil es er schlossen ist, eine Auswirkung d friedlichen Methoden abzuwarte Es verzichtet nicht darauf, den Ve sailler Vertrag abzuändern, aber ist bereit, dies nicht auf kriegerische sondern auf friedlichem Wege zu e reichen. Man hat keinen Grund, der Ehrlichkeit dieses Versprechen zu zweifeln, weil es in Einklang m seinen wirklichen Interessen ste Aber wenn die friedlichen Method sich in zwanzig oder dreißig Jahr als unfähig erweisen würden, den si ewig verändernden Nöten Europ gerecht zu werden, würde es oh Zweifel einen bewaffneten Aufsta gegen die als unerträglich erschi nende Ungerechtigkeit erheben, eb

so wie es von Zeit zu Zeit einen Aufstand gegen eine unerträglich scheinende Ungerechtigkeit eines Staates gibt. Die fundamentale Auseinandersetzung, die durch den Kellogg-Pakt aufgerollt wurde, spielt sich zwischen der französischen Ansicht ab, daß die Vertragsregelung heilig ist und daß der Frieden nur erhalten werden kann, wenn diese Regelung durch eine Kriegsdrohung verstärkt wird, und der Ansicht, zu der sich zuerst Deutschland in Locarno bekannte und die jetzt von den Vereinigten Staaten unterstützt wird, und zwar daß keine Vertragsregelung heilig ist und daß nur der Krieg als Mittel zu ihrer Änderung zugunsten rein friedlicher Mittel ausgeschaltet werden muß. . . . Die britische öffentliche Meinung mag nicht die Emphase, mit der Frankreich und einige andere Mächte die Sanktionen als das vitalste Element der Völkerbundssatzungen betonen... Man hat daher instinktiv sowohl in Großbritannien wie jenseits des Ozeans den Kellogg-Pakt als eine große Unterstützung der pazifistischen Methoden in internationalen Beziehungen begrüßt. . . . Es gibt jedoch einige Fragen, die sich den Engländern aufdrängen. Die erste lautet: ‚Man kann wohl auf den Krieg verzichten, aber wird man dadurch auch verhindern können, daß schwierige internationale Probleme von größtem Ernst in allen Teilen der Welt auftauchen? Es gab religiöse, demokratische, freiheitliche, rassenmäßige, Grenz- und Wirtschafsprobleme, die in der Vergangenheit zu Kriegen geführt haben. Es werden ebenso lebenswichtige Probleme in der Zukunft auftauchen, in dem Maße, in dem Wissenschaft, Erziehung und Fortschritt die Mentalität und die Lebensumstände der Menschen ändern. Einige dieser neuen Probleme dämmern bereits am Horizont auf. Sie beziehen sich auf Einwanderung, Minoritätsrechte, Selbstverwaltung in gewissen Ländern, Ausschluß Asiens, die Beziehungen zwischen fortgeschrittenen und rückschrittlichen Ländern, Handel, Absatzgebiete und Rohstoffe. . . . Wie kann ein bloßer vertragsmäßiger Kriegsverzicht den Ausbruch eines Krieges infolge ähnlicher Konflikte in der Zukunft verhindern? . . . . Die Hälfte der Kriege der Vergangenheit haben sich aus Lagen ergeben, die nur durch einen Krieg gebessert werden konnten. Wenn man auf den Krieg und die Kriegsdrohung verzichtet, wird man keine Mittel — mit Ausnahme unwirksamer Proteste — besitzen, um die Völker von Handlungen zurückzuhalten, die ihre Nachbarn schädigen oder benachteiligen, und man wird nicht in der Lage sein, diesen Zustand von Frieden und Gerechtigkeit zu sichern, wie er in jedem Staat während der Untersuchung und Regelung durch juristische Mittel herrscht.‘ Die Befürworter der Kriegsächtung haben eine sehr einfache Antwort bereit: Die Schaffung eines effektiven Mechanismus für friedliche Regelung der internationalen Streitfragen und die Erstarkung einer echten Bereitschaft, diesen Mechanismus zu benutzen und sich seinen Entschlüssen zu beugen, ist ebenso bedeutend wie der Kriegsverzicht. Der Kellogg-Vorschlag kann sich nur auf den Glauben stützen, daß es möglich ist, wenigstens den sechs Großmächten zu vertrauen, daß sie die feierliche Pflicht, auf Anwendung der Gewalt in internationalen Beziehungen zu verzichten und eine pazifistische Prozedur für die Regelung ihrer Streitfragen zu schaffen und zu achten, erfüllen werden. . . . Aber es gibt noch eine andere Schwierigkeit. Wie kann man die Grenzlinie zwischen der berechtigten Anwendung der Kraftmittel und dem Krieg ziehen? Die Verfechter des Kriegsächtungsgedankens antworten, daß es einen offensichtlichen Unterschied zwischen Krieg und Polizeiaktion, zwischen Bürgerkrieg und der Anwendung der Militärgewalt zur Niederdrückung von Aufständen und Unruhen gibt. Es handelt sich um eine bloße Polizeiaktion, wenn ein oder mehrere Völker einen Staat

daran hindern, das Gesetz in seine eigenen Hände zu nehmen und ihn zwingen, die Entscheidung in irgendeiner Form der friedlichen Lösung zu suchen. Ein anderes schwieriges Problem ergibt sich aus den Beziehungen zwischen fortgeschrittenen und rückschrittlichen, starken und schwachen Völkern. Wie kann man die rückschrittlichen und schwachen Völker gegen Ausbeutung schützen? Die Antwort lautet, daß, wenn sich die Völker einmal daran gewöhnt haben, regelmäßig zusammenzukommen, um ihre gemeinsamen Probleme zu besprechen, sich schnell ein Kodex ergeben wird, dessen Kern bereits in dem Mandatssystem vorhanden ist. Die Höhe der Rüstungen wird den Regierungen anheimgestellt werden, soweit sie nicht freiwillig einschränkende Abkommen miteinander treffen. Der Kriegsverzicht sollte zu einer schnellen Herabsetzung der Rüstungen führen. Aber die Einschränkungen werden im direkten Verhältnis zu dem zunehmenden Vertrauen in die Bereitschaft der Mächte, den Krieg auszuschalten, stehen. Welche Garantie besitzen wir, daß die Völker die in einem Kriegsächtungspakt übernommenen Verpflichtungen erfüllen? Keinerlei rechtliche Garantie mit Ausnahme des Glaubens, daß die großen Völker der Welt, sobald sie einmal einen solchen Vertrag unterschrieben haben, ihn nicht wie einen Fetzen Papier behandeln werden."

Die „Round Table" hebt hervor, daß dieser Kellogg-Pakt in Wirklichkeit darauf abzielt, in der ganzen Welt dieselben Bedingungen zu schaffen, wie sie heute innerhalb des britischen Commonwealth vorhanden sind. Obwohl zwischen England und den Dominions kein Vertrag unterzeichnet wurde, stützt sich das ganze Commonwealth auf die Tatsache, daß ihre Mitglieder den Gedanken aufgegeben haben, ihre Streitfragen durch Krieg zu regeln. Dieses System hat sich bei einem Viertel der Erdbevölkerung, die jetzt Bürger des britischen Commonwealth sind, als wirksam erwiesen. — „Wir hoffen, daß keine Einschränkungen irgendwelcher Art in den endgültigen Text hineinkommen werden. Wenn die Kriegsächtung wirksam sein soll, darf der Vertrag nichts enthalten, was irgendeinem der Völker die leiseste gesetzliche Handhabe gibt, um den Krieg als Mittel zur Erreichung seiner Ziele zu benutzen. Der vollkommene und absolute Verzicht auf den Krieg als ein Instrument der nationalen Politik ist ein sine qua non des Erfolges, ebenso wie der vollkommene und absolute Verzicht auf das Recht der Anwendung der Gewalt als Instrument der persönlichen oder Gruppenpolitik die Grundbedingung einer Staatsordnung ist. Aber selbst wenn, wie wir hoffen, die Verträge in der nächsten Zeit unterzeichnet werden sollten, muß man ihnen Zeit zu ihrer Auswirkung lassen. Sie sind ein Anfang und kein Ende."

Ägypten und England.

Die „Round Table" enthält einen interessanten Aufsatz über die Geschichte der englisch-ägyptischen Beziehungen. England hatte zuerst durchaus keine Lust, Ägypten zu besetzen. Es hatte zweimal die diesbezüglichen Vorschläge Bismarcks und des Zaren zurückgewiesen, aber es konnte infolge der Bedeutung des Suezkanales nicht die Möglichkeit der Besetzung durch eine andere Macht außer acht lassen. Seit dem Jahre 1882, als England Ägypten besetzte, haben britische Staatsmänner wie ägyptische Nationalisten ausgerechnet haben, 64mal versprochen Ägypten zu räumen. Aber die Verhältnisse haben immer die Erfüllung dieses Versprechens verhindert. Lord Cromer fand unbeschreibliche Zustände im Lande vor. Er mußte erst einen Staatsdienst schaffen, um die Ägypter zur Selbstverwaltung zu erziehen, mußte er Schulen gründen und die Eingeborenen durch das Versprechen gewisser Vorteile dazu

zwingen, sie zu besuchen. Als beim Eintritt der Türkei in den Weltkrieg das lose Band, das Ägypten an das ottomanische Reich knüpfte, zerrissen wurde, hat Großbritannien ein Protektorat über Ägypten übernommen, dessen Bedingungen nie klar umrissen wurden, das jedoch, wie man den Ägyptern zu verstehen gab, nur als Kriegsmaßnahme gedacht war, die nach Friedensschluß wieder aufgehoben werden sollte. Neun Jahre lang herrschte im Lande, das durch den obersten Befehlshaber regiert wurde, der Ausnahmezustand. Dadurch hat sich das Problem der Verwaltung beträchtlich vereinfacht, da der oberste Befehlshaber nicht wie die ägyptische Regierung durch die Grund- und Freiheitsrechte der privilegierten Ausländer behindert war. Als bei Kriegsausbruch die jüngeren Verwaltungsbeamten das Land verließen oder in das Heer eingezogen wurden, mußten sie durch ägyptische Beamten ersetzt werden. In der Hauptstadt arbeitete die Verwaltungsmaschine ziemlich glatt, aber in der Provinz wirkte sich die Willkür der einzelnen Beamten aus, die nach der Abreise der englischen Inspektoren von der Bevölkerung Abgaben forderten, die in ihren eigenen Taschen verschwanden. Nach Kriegsende haben die vierzehn Punkte Wilsons auch in Ägypten die Hoffnung erweckt, daß das Protektorat aufgehoben werden würde. Zaghlul Pascha hatte die Absicht, mit zwei Kollegen nach England zu fahren und diese Frage mit der britischen Regierung zu besprechen. Seine Bitte wurde jedoch nicht erfüllt, und als der Premierminister Rushdy Pascha sie für seine Person wiederholte, gestützt auf seine offizielle Lage und sein loyales Verhalten während des Krieges, wurde sie auch ihm abgeschlagen. In der Zwischenzeit hatte sein juristischer Berater, Sir William Brunyate, den Entwurf einer Konstitution vorbereitet, deren Bestimmungen, hauptsächlich die Forderung, daß auch die Ausländer in der Regierung vertreten sein sollten, Rushdy Pascha derart in Verzweiflung brachten, daß er den Entwurf veröffentlichte, und, nachdem man ihm die Zusammenkunft in London verweigerte, seine Demission einreichte. Die Propaganda der Nationalisten wurde immer heftiger. Zaghlul sprach immer drohender, bis er im März 1919 aus Ägypten ausgewiesen wurde. Im ganzen Lande kam es zu ernsten Unruhen und Aufständen. Schließlich wurde Lord Milner mit einer Kommission abgesandt, um die Lage zu untersuchen. Lord Milner trat für die Unabhängigkeit Ägyptens unter der Voraussetzung gewisser Sicherheiten für britische und ausländische Interessen ein. Seine Vorschläge gingen weit über die ägyptischen Hoffnungen hinaus, aber die Nationalisten, vom Erfolg geblendet, forderten eine uneingeschränkte Unabhängigkeit. Im Sommer 1921 versuchte Adly Pascha, mit Lord Curzon zu verhandeln, um eine Lösung innerhalb der Richtlinien des Milnerschen Vorschlages zu erreichen. Als die Verhandlungen scheiterten und es sich herausstellte, daß kein ägyptischer Staatsmann bereit war, ein Abkommen zu unterzeichnen, das seinem Lande nicht die volle Unabhängigkeit gewährte, sandte Lord Curzon eine scharfe Note nach Ägypten, die zur Demission des Kabinetts führte, das durch kein anderes ersetzt werden konnte. Die britischen Beamten sahen sich vor eine sehr schwierige Aufgabe gestellt. Sie mußten mit einem Stab arbeiten, der ihnen passiven Widerstand entgegensetzte, in einem Lande, das immer wieder von Unruhen und Aufständen aufgewühlt wurde. Schließlich erklärte sich am 28. Februar die britische Regierung bereit, die Souveränität Ägyptens zu proklamieren. Ein Kabinett unter Sarwat Pascha wurde gebildet, und man verwandte das erste Jahr darauf, für das neue Königreich eine Verfassung zu entwerfen, die von den Bestimmungen der belgischen Kon-

stitution beeinflußt war. Im August 1923 fanden die Wahlen statt, deren Ergebnis ein überwältigender Sieg der Wafds (der Nationalisten) war, und im Januar 1924 konnte Zaghlul, der im April 1923 von seiner Verbannung zurückkehren durfte, das erste Kabinett bilden, das dem ägyptischen Parlament verantwortlich war. Ende Oktober jedoch wurde das Parlament nach der Ermordung Sir Lee Stacks, des Generalgouverneurs von Sudan und Sirdar der ägyptischen Armee, aufgelöst, und Großbritannien stellte ein Ultimatum. Einige Monate später, im Jahre 1925, wurde ein neues Parlament gewählt, das am Tage seines Zusammentritts vom König aufgelöst wurde. Erst im Frühjahr 1926 fanden die Neuwahlen statt, und eine Kammer mit einer überwältigenden Mehrheit für die Wafds und Zaghlul wurde gebildet. Dieses Parlament ist heute noch vorhanden, und trotz der Reibungen der jüngsten Zeit versucht es, die Stabilität der konstitutionellen Regierung zu erhalten. In diesen sechs Jahren, die seit der Erklärung der Unabhängigkeit verflossen sind, hat man sich in Ägypten nach Kräften bemüht, die Verhältnisse zu bessern. Die Steuern werden jetzt regelmäßig und reibungslos eingetrieben, und die Zollverwaltung, die größte der Einnahmequellen, zählt jährlich elf Millionen Einnahmen. Eisenbahnen, Telegraphen und Post arbeiten mit wunderbarer Präzision und schließen mit einem Gewinn ab. Im ganzen Lande wurden Wege gebaut, für die öffentliche Gesundheit wird entsprechend gesorgt, und die ägyptische Universität, die sich zuerst durchaus nicht bewährte, kann jetzt auf eine ernste Arbeit zurückblicken. In politischer Hinsicht sind die Dinge weniger reibungslos verlaufen. Nach der Ermordung des Sirdars Lee Stack mußte Zaghlul, — obwohl es kaum wahrscheinlich ist, daß er irgendwie in die Sache verwickelt war — nach Erhalt des britischen Ultimatums seine Demission einreichen. Sein Nachfolger, Achmed Ziwar Pascha der den größten Mut bewies, als er das Amt übernahm, hat dem König geraten, das Parlament aufzulösen und Ägypten fand sich wieder einmal unter der Regierung eines Geschäftskabinetts. Die wichtigste Konsequenz der Ermordung des Sirdars war die Vertreibung der ägyptischen Armee aus dem Sudan und die Schaffung einer sudanischen Verteidigungstruppe, die den Treueid dem Generalgouverneur statt dem König von Ägypten leistete. Die ägyptische Flagge wird noch neben dem Union Jack gehißt, aber das im Jahre 1899 begründete Condominium scheint ein für alle Mal beendet zu sein. Bis zur Ermordung des Sirdars schien es, als ob nun, nachdem Ägypten seine Selbstverwaltung bekommen hatte, die politischen Morde aufgehört hätten. Die letzten Statistiken, die von der Regierung veröffentlicht wurden, zeigen, daß die Fälle von Verbrechen und Gewalt im Zunehmen begriffen sind, obwohl sie noch unter den Ziffern von 1921 und 1922 liegen. Im Jahre 1927 ist die Zahl der Verbrechen noch weiter gestiegen. Diese Steigerung wird auf die durch die Abnahme der Baumwollpreise verursachte wirtschaftliche Depression zurückgeführt. Es ist jedenfalls ein gesundes Zeichen, daß die ägyptische Regierung keinen Versuch macht, die Tatsachen zu verschleiern. Die Beziehungen zwischen Ägypten und Großbritannien sind durch immer neue Zwischenfälle erschwert worden. Während des offiziellen Besuches des Königs Fuad in London hat sich eine Atmosphäre der Verständigung herausgebildet, die Verhandlungen zwischen der ägyptischen und der britischen Regierung ermöglichte, deren Ergebnis ein Bündnisangebot Großbritanniens an Ägypten war. Dieser Vertrag schien über alles hinauszugehen, was Großbritannien bis dahin angeboten hatte. Das britische Heer sollte zehn Jahre in Ägypten bleiben, und dann sollte der Völkerbund die Entscheidung über

ıssen werden, ob sein längeres Verleiben notwendig sei. Die britische Regierung verpflichtete sich, ihren anzen Einfluß geltend zu machen, um ie Änderung der Grund- und Freiheitsrechte durchzuführen und Ägypn die Aufnahme in den Völkerbund u sichern. Ägypten sollte sich einerseits verpflichten, kein Abkomnen mit einer anderen Macht zu trefn, das den britischen Interessen abräglich wäre. Im Falle eines Krieges ollte Großbritannien ihm zu Hilfe ilen, und falls Großbritannien sich n Krieg befinden sollte, müßte Ägypn, selbst wenn seine Rechte und nteressen durch diesen Krieg nicht erührt würden, seine Häfen, Hanars und Verkehrsmittel England zur Verfügung stellen. Das Kabinett Sarats hat jedoch diesen Vertrag abelehnt, und Sarwat reichte daraufin seine Demission ein. Bevor sie ngenommen wurde, schickte die brische Regierung am 4. März ein Memorandum, in dem es Ägypten vor er Verabschiedung eines Gesetzentwurfes, der die Interessen und die icherheit der in Ägypten ansässigen Ausländer gefährden könnte, warnte. Dieser formelle Protest wurde von ir Austen Chamberlain erst in letzr Stunde abgeschickt, weil er bis ahin gehofft hatte, die Verhandlunen würden zu einem Vertrag führen nd eine neue und bessere Atmophäre schaffen. Der Gesetzentwurf urde am 20. Dezember der Kammer nterbreitet und hatte bereits am . Januar sein legislatives Endtadium erreicht. Als die Note vom . März ankam, hat der noch amerende Sarwat ihren Empfang beätigt und die Beantwortung Nahas ascha, der einige Tage später ein abinett bildete, überlassen. Der neue remierminister protestierte gegen ie Einmischung in die ägyptische nnenpolitik, die das legislative Recht es Parlamentes paralysieren würde. Das britische Kabinett stützte sich uf die Erklärung vom Jahre 1922 nd stellte ein Ultimatum. Die ägypsche Regierung gab dann die Versicherung, daß das Gesetz in dieser Session nicht verabschiedet werden würde. Auf diese Weise wurde die Krise beigelegt.

Nach ehrlichen Versuchen, zu einer Regelung zu gelangen, finden sich die beiden Länder wieder in der alten, unbefriedigenden Lage mit der Aussicht auf eine Reihe periodischer Krisen. Die „Round Table" warnt vor der Vorstellung, daß die Ablehnung des Vertrages das Werk extremer nationalistischer Gruppen sei. Ganz Ägypten sei sich in diesem Punkte einig gewesen. Die britische Regierung könne nicht mit der Sicherheit des Empire spielen, und nachdem es die Monroedoktrin für Ägypten erklärt hat, hat es gegenüber den dort wohnenden Ausländern moralische Verpflichtungen übernommen, deren sie sich nicht ohne weiteres entledigen kann. Sie soll jedoch die Tatsache nicht übersehen, daß Ägypten ein sich dauernd entwickelndes Land ist. Ein Risiko, das im Moment noch so groß erscheint, kann sich morgen als vollkommen gerechtfertigt erweisen. Das Tor zu Vereinbarungen soll nicht als geschlossen betrachtet werden.

Kaiser Wilhelms Geschichtsdeutung.

In der „Century" vom Juni schreibt der ehemalige Kaiser über „Das Geschlecht der Nationen". Er macht sich die Theorie von Frobenius zu eigen, die er den Amerikanern ausführlich entwickelt und versieht sie mit seiner eigenen Deutung der Geschichte. „Nicht nur Individuen, sondern auch Rassen und Völker haben ihr eigenes Geschlecht. Es gibt ausgesprochen maskuline und feminine Kulturen. Der Konflikt zwischen den beiden belebt die Sitzungen des Völkerbundes. Er war auch die Ursache des Weltkrieges. Der Weltkrieg war so ungeheuer, weil er Völker zu Feinden machte, die Verbündete hätten sein müssen und Vertreter ausgesprochen antagonistischer Kulturen zu Bündnissen trieb. Deshalb

die Verwirrung, die nach dem Kriege folgte, deshalb die noch verwirrenderen Möglichkeiten neuer Kriege." Kaiser Wilhelm ist der Ansicht, daß wir uns im Anfang einer neuen Wissenschaft befinden, die uns ermöglichen wird, allgemeine Richtlinien der nationalen Entwicklung zu erkennen, zwischen homogenen und heterogenen Kulturelementen, die nicht assimiliert werden können, zu unterscheiden. Die Völker sind gewissen kulturellen Gesetzen unterworfen, die uns erlauben, bestimmte Entwicklungen mit annähernder Sicherheit vorauszusagen. Ein auffallendes Beispiel einer femininen Kultur ist für Kaiser Wilhelm Frankreich. Ein Exponent der maskulinen Kultur ist Deutschland. Feminine Kulturen und Länder werden in hohem Grade von den instinktiven Strömungen der öffentlichen Meinung beherrscht. Bei den maskulinen Kulturen steht der Führer an der Stelle der Massen. Einzelne Persönlichkeiten reißen die Herrschaft an sich. Die französische Geschichte bietet seiner Ansicht nach eine klare Bestätigung dieser Theorie. Die französische Kultur wird innerhalb gewisser scharf umrissener Grenzen von zentripetalen Kräften, die nach dem Schwerpunkt Paris tendieren, der zugleich Herz und Hirn Frankreichs ist, beherscht. Die Geschichte Deutschlands hingegen zeigt die Entwicklung klar betonter zentrifugaler Tendenzen, die logischerweise zu einer Föderation einer großen Anzahl individueller Staaten mit unzähligen getrennten Kommunaleinheiten führen. Frankreich zieht fremde Kulturen an und assimiliert sie. Deutschland hat nie eine Rasse assimiliert oder absorbiert, deren Ursprung außerhalb seiner Kultursphäre lag (und die slawischen und wendischen Stämme in Preußen?). In der zentripetalen oder femininen Kultursphäre liegt die Führung in den Händen der Massen. In der zentrifugalen oder maskulinen Kultursphäre kommen einzelne Persönlichkeiten empor, die zu den anerkannten Führern des Volkes werden. Die zentri petalen oder femininen Staaten en wickeln parlamentarische Regierung formen, die eine Vertretung all Klassen sind. In den maskulin Staaten wird der Führer nicht dur die Stimmen der Massen erwählt. D Führerschaft stellt sich als individ elles, organisches Wachstum, als ei Evolution der Persönlichkeit dar. „ früheren Jahrhunderten, bevor w fremde und unverdauliche konstituti nelle Formen aufgenommen hatte waren die Führer in Deutschlan fähige Männer, die durch die En wicklung der Gemeinschaft, in d sie eine Rolle spielten, zu einer hohe Stellung gelangten. Das maskulin germanische System wurde durch de ungeheuren Einfluß des feminine französischen Klassenparlamentaris mus überschwemmt. Diese feminin zentripetale Auffassung steht i Gegensatz zu der zentrifugalen Stru tur des deutschen Staates. Sie ric tet Verwirrung in den Herzen de Deutschen an und schafft Regierung formen, die mit dem Genie des deu schen Volkes unvereinbar sin Solche Formen sind notwendige weise nur vorübergehender Natu Ein nicht deutsches System kann sic nicht für alle Ewigkeit in Deutsch land halten. — Im Lichte dieser E klärung wird die Rolle, die die Vo sehung den Königen, Fürsten un Prinzen in Deutschland zuwies, un mißverständlich klar. Die Regierun war Laufbahn, Beruf und Berufun der Fürsten... Der Zustrom zentr petaler femininer Institutionen, d unserem Boden fremd sind, hat scho zu einer Bastardisierung unserer R gierungsform geführt, die noch durc die Ausschaltung der Gruppen, d die Regierung als Berufung ausübte die Ausschaltung der Führer de Staaten par excellence, der Fürste verschärft wurde. Diese Bastard sierung unserer Regierung, unsere Kultur, wird von allen nachdenk lichen, philosophischen Geistern i Deutschland tief empfunden.. Deutschland ruft dauernd nach de

Führer. Leider macht die Unterbrechung seines organischen Wachstums durch heftige Unruhen das Volk politisch unfähig, Führer hervorzubringen. Deshalb werden gleichgültige, unvorbereitete Menschen durch Stimmen der Massen und der Klassen emporgetragen und in führende Stellungen des Staates hineingezwungen. Die Fürsten, die zum Herrschen erzogen und vorbereitet wurden, sind verschwunden. Deshalb die gähnende Kluft, aus der kein Führer emportaucht. Diese Lage erfüllt jeden nachdenklichen Deutschen mit unsagbarer Angst und Sorge". Kaiser Wilhelm folgt Frobenius sogar in der Verurteilung seines berühmten Vorfahren Friedrichs des Großen, der das Land mit westlichen französischen Ideen, französischer Sprache, französischem Geist vergiftete. Sowohl im Jahre 1848 wie am 9. November 1918 hat die Durchsickerung der westlichen femininen Kulturelemente in das östliche maskuline System unheilvolle Folgen für Deutschland gehabt. Kaiser Wilhelm beschränkt sich in seinen Ausführungen nicht nur auf Deutschland. Der Aufsatz ist ja für Amerika geschrieben, und deshalb beschäftigt er sich mit den Zuständen in den Vereinigten Staaten und in Lateinamerika. Auch hier folgt er Frobenius in seiner Behauptung, daß die anglosächsische Kultur weder rein maskulin noch rein feminin ist, sondern hermaphroditische Eigenschaften zeigt. Die Kultur der Vereinigten Staaten ist nach Kaiser Wilhelm anglosächsisch, aber die Quellen dieser Kultur sind germanisch. Die geistige Reaktion, die auf eine stürmische Periode einer materiellen Expansion folgen kann, mag die Kulturwerte auf die Oberfläche bringen, die germanisch in ihrem Ursprung sind und die der Amerikaner, ob er damit einverstanden ist oder nicht, in seinem Blute trägt. Dieses Phänomen mag zu einer neuen Kulturrenaissance in den Vereinigten Staaten führen. Aber diese Renaissance kann auch einen sozialen Umschwung mit sich bringen, falls Amerika die Gesetze der Rassenhygiene vernachlässigt." Viel unfreundlicher ist die Haltung des Kaisers gegenüber Lateinamerika, das seiner Ansicht nach alle Kennzeichen einer gefährlichen Mittelmeermischung der Rassen zur Schau trägt. Lateinamerika hat im Unterschied zu Nordamerika noch keine stabile und einheitliche Kultur entwickelt. Diese Tatsache erschwert sowohl für Europa wie für die Vereinigten Staaten die Beziehungen zu Lateinamerika. Von Spengler hat Kaiser Wilhelm das Wort von dem unsichtbaren Heer übernommen, das Napoleon nach der Schlacht von Jena auf deutschem Boden zurückließ. Die Niederlage Deutschlands im Jahre 1806 führt der Kaiser darauf zurück, daß Preußen damals mit den Voltaireschen Ideen und französischen Einflüssen saturiert war. „Ein Volk muß sich auf seine tiefsten Instinkte verlassen. Es kann nicht solchen französischen Auffassungen wie „der Weltgeist" oder „das Weltbewußtsein", diesen Schibbolets der deutschen Demokraten, vertrauen. Der tiefste Instinkt eines Volkes schreibt ihm eine intuitive Achtung vor dem eingeborenen, ungeschriebenen Gesetz seiner eigenen kulturellen, geschichtlichen und traditionellen Sphäre vor. Es kann dieses Gesetz nicht verletzen, wenn es am Leben bleiben will... Die Regierungsformen sind Produkte des Wachstums und nicht der reinen Vernunft. Die Logik Wilsons und die Logik Lenins sind gleichermaßen erschreckend. Wilson mußte den Fehlschlag erleben, weil er das Problem Europas wie ein mathematisches Beispiel lösen wollte. Sein Beharren auf definitiven Formeln hat ihn unnötig grausam gemacht. Er hat Deutschland und die Menschlichkeit einer Gleichung geopfert... Die Regierungsformen sind zum großen Teil von denselben geographischen Bedingungen abhängig. Es gibt ein Gesetz für den Osten und ein Gesetz für den Westen." Die Deutschen sind nach der Meinung Wilhelms ein ausge-

sprochen östliches Volk. Sie sind das nach dem Osten gekehrte westliche Gesicht, der westliche Vorposten der eurasischen Kontinentalkultur. Sie gehören in dieselbe Kultursphäre wie die Holländer, die Skandinavier, die Finnen, die Türken, die Ungarn und die Bulgaren. „Die Deutschen haben häufig das Gesetz ihrer eigenen Kultursphäre verletzt, indem sie westlichen Ideen, atlantischen Einflüssen erlaubten, ihre Regierungsform zu vernichten. In jedem Falle wurden sie schwer bestraft. Mein eigenes persönliches Schicksal ist nur zufällig in die Katastrophe hineingezogen worden, die sich aus solchen Übergriffen ergab."

Italien und Jugoslawien.

Der frühere „Times"-Korrespondent Gedye schreibt in den „Foreign Affairs" über „Die Nerven in Mitteleuropa". Die Beunruhigung, die jetzt in den mitteleuropäischen Ländern herrscht, geht auf die Aktivität der italienischen Politik zurück. „Man ist der Ansicht, daß das Ziel der italienischen Politik Jugoslawien ist. Man macht jetzt in Jugoslawien eine schlimme Nervenkrise durch, die sich nur mit der, die man dort nach dem Pakt von Tirana erlebte, vergleichen läßt. Jugoslawien leidet unter dem „Einkreisungskomplex" (wie man zugeben muß, nicht ohne eine gewisse Berechtigung seiner Ängste), wie Deutschland es vor dem Kriege tat. Ohne daß man sich den alarmierenden Standpunkt von Belgrad zu eigen macht, muß man sich das Ergebnis der Vernachlässigung dieses Komplexes im Vorkriegsdeutschland gegenwärtig halten. Kaum ein Tag vergeht, ohne daß man von Belgrad einen neuen Beweis antiserbischer Machinationen erbringt. Heute heißt es, daß geheime Waffenlieferungen von Italien nach Rumänien und Ungarn geschickt werden, morgen hören wir von der Sperre der albanischen Grenze, die den albanischen Kommitatschis die Möglichkeit geben soll, Serbien anzugreifen, am nächsten Tag wird dasselbe Gerücht in Griechenland ausgesprengt und dann wieder ein Beweis gegen Bulgarien erbracht. In allem, was geschieht sieht Jugoslawien die Hand Italiens. Diese eingebildeten Intrigen sind zum großen Teil das Ergebnis des serbischen Nervenzustandes. Die Tatsachen, auf die man sich in Belgrad stützt, sind folgende: Mussolini hat eben eine Versöhnung zwischen Griechenland und Rumänien erreicht, nachdem er in Rumänien festen Fuß gefaßt hatte. Er hat sich mit der ungarischen Regierung, (die ebensowenig wie er an die parlamentarische Regierungsform glaubt), verbündet. Es ist ihm jetzt das Meisterwerk gelungen, die bitteren Feinde, die Türkei und Griechenland, zu versöhnen (so daß man in der nächsten Zeit das Zustandekommen eines Vertrages erwarten kann). Außerdem hat der polnische Außenminister Zalesky einen Besuch in Rom gemacht, und Titulesco ist trotz der Schwierigkeiten der innerpolitischen Lage von Duca, der neben Titulesco die einzige Persönlichkeit in dem rumänischen Kabinett ist, in Italien besucht worden. Wenn man noch das sich immer wiederholende Gerücht hinzurechnet, daß der Erbe des bulgarischen Thrones in der nächsten Zeit Rom besuchen soll, um das italienische Protektorat in Albanien zu besprechen, wird der Ursprung des jugoslawischen Komplexes klar." Die neuen italienischen Bündnisse stützen sich zuerst auf Länder, die wie Italien ein mehr oder weniger antiparlamentarische Regierungsform oder eine Diktatur besitzen. In Mittel- und Osteuropa geht eine Umgruppierung der Staaten vor sich. „Der treibende Faktor ist finanzieller Natur. Frankreich, der ‚Zahlmeister der Kleinen Entente', wie zynische Gegner Frankreichs das Land nannten, war seit langem nicht in der Lage, selbst wenn es dies gewollt hätte, seine Satelliten zu finanzieren. Mit der Regelung im Weste

ıd der Besserung der deutsch-fran-ösischen Beziehungen ist die Not-endigkeit der Erhaltung des Bünd-ssystems, das ausgesprochen anti-eutsch war, verschwunden. Man hat Polen, Jugoslawien, der Tschecho-owakei und Rumänien seit langem das efühl, daß Paris sich abkühlt und in ıanzieller und militärischer Not sich s ein schwankes Rohr erweisen ürde. Man stellt sich die Frage, ı Italien die finanziellen Wünsche r Staaten, die sich ihm jetzt an-ihern, zu befriedigen vermag oder ı es sie durch Versprechungen einer äteren Befriedigung anderer und eniger harmloser Art hinhalten ird. Eine andere Frage ausschlag-ebender Natur, die man sich in ittel- und Osteuropa stellt, lautet: Wird Italien auf die Unterstützung ondons rechnen können?"

Erdöl.

In einigen ausländischen Zeit-hriften wird zu gleicher Zeit das rdölproblem aufgerollt. Der polnische Przeglad Polityczny" widmet eine nze Nummer den politischen und irtschaftlichen Auswirkungen des rdöls. Unter den Aufsätzen inter-siert besonders eine genaue atistische Darlegung der polnischen rdölproduktion. Wir bekommen die nauen Daten über den Reichtum r polnischen Erdölquellen, ihre Aus-utung, ihre Aussichten und ihre raussichtliche Lebensdauer. Auch e Verteilung der Produzenten und teressenten an den polnischen Erd-vorkommen wird ausführlich dar-legt. Nach dieser Aufstellung ist s französische Kapital mit 42 v. H. den Aktiengesellschaften inter-siert, das amerikanische Kapital mit 9 v. H. und das englische mit 2 v. H.

Im Widerspruch zu dieser Aufstel-ng steht ein Aufsatz in der „Revue France" vom 15. Juni von Le Cour randmaison unter dem Titel „Frank-ich und das Erdöl". Der Autor dieses umfangreichen Aufsatzes be-hauptet, daß es Frankreich nicht ge-lungen sei, sich die Finanzkontrolle über die polnischen Erdölvorkommen zu sichern, daß das französische Kapital mehr als eine Milliarde Franken in Polen verloren hat und es trotzdem den Franzosen nicht ge-lungen ist, sich in den Besitz der polni-schen Erdölquellen zu setzen. In dem sehr interessanten Aufsatz schildert Le Cour Grandmaison die Geschichte der französischen Erdölpolitik. Schon seit dem Jahre 1865 hat man viel Mühe und große Kosten aufgewandt, um das Land nach Petroleumvor-kommen abzusuchen, jedoch mit einem vollkommen negativen Ergebnis. Auch die Durchforschung der Kolonien nach Petroleumvorkommen ist fast gänzlich erfolglos geblieben. Trotz des negativen Ergebnisses hat es Frankreich von Anfang an versäumt, sich ausländische Petroleumquellen zu sichern. Es ließ sich sogar eine wunderbare Gelegenheit entgehen, als im Anfang des Jahrhunderts Persien, das gerade in großen Geldnöten war, Frankreich, dem Land, das damals als das reichste galt, die Konzession der reichsten Petroleumquellen anbot. Die persische Delegation wandte sich daher an London, und dort wurde unter dem Einfluß der britischen Admiralität die Anglo-Persian Oil Company gegründet. Frankreich be-gnügte sich eine Zeit lang mit der Rolle des Verteilers, während die Standard Oil, die Royal Dutch und als dritte die Anglo-Persian Oil Com-pany die Weltproduktion an sich rissen. Erst nach dem Kriege hat man in Frankreich die Bedeutung des Erd-öls begriffen, und um der Gefahr der früheren Fehlschläge zu entgehen, hat man eine besondere Stelle, l'Office national des combustiles liquides, ins Leben gerufen. Frankreich hat im Jahre 1927 zwei Millionen Tonnen Erdöl in jeder Form verbraucht, und in den nächsten Jahren wird mit einem Verbrauch von vier Millionen Tonnen gerechnet. Um diesem großen Verbrauch zu begegnen, hat man

nochmals den mißlungenen Versuch der Durchforschung des Landes und der Kolonien unternommen. Die geringen französischen Quellen ergeben jedoch höchstens 10 v. H. des nationalen Verbrauchs. Frankreich kann mit der Zufuhr aus Rumänien rechnen, aber da die gesamte rumänische Produktion sich auf zwei Millionen Tonnen beläuft, kann sie nur einen Bruchteil des französischen Verbrauches decken. Nachdem die Franzosen so törichterweise auf die persischen Konzessionen verzichtet hatten, gaben sie auch zuerst die reichen Irak-Quellen aus der Hand. Das englisch-französische Abkommen von 1916 hat Mossul der französischen Zone zugerechnet. Aber zwei Jahre später verlangte die englische Regierung die Einbeziehung Mossuls in die englische Zone, und die Franzosen gingen auf diese Forderung ein. Erst im Jahre 1924 gelang es der französischen Diplomatie nach langer Mühe, im Pakt von San Remo Mossul zurückzugewinnen. Dieser Vertrag gab Frankreich eine Beteiligung von 25 v. H. an der Ausbeutung der Erdölquellen in diesem Gebiet. Nachdem durch die englische Sequestrierung der Aktien der deutschen Bank die Beteiligung der Deutschen beim Turkish Petroleum ausgeschaltet war, trat Frankreich an die Stelle der deutschen Gruppe. Jetzt meldeten aber auch die Vereinigten Staaten ihre Ansprüche an und mußten ebenfalls an den mesopotamischen Quellen beteiligt werden. Die von der Turkish Petroleum ausgebeuteten Bezirke verheißen eine jährliche Produktion von neun Millionen bis zehn Millionen Tonnen. Der französische Anteil, der sich jetzt auf 23 v. H. beläuft, muß also ungefähr dem heutigen Verbrauch entsprechen. Aber bevor Frankreich zur richtigen Ausnutzung dieses Petroleums gelangen kann, muß erst die geplante riesige Pipe-line beendet sein. Man macht jetzt in Frankreich fieberhafte Versuche, um einen anderen flüssigen Brennstoff zu finden. Man hat sich auf die Verwendung von Alkohol geworfen. Ein neues, in Lens gebaute Werk, das seit dem Monat Oktobe in Betrieb ist, liefert 500 Kilogram täglich. Frankreich erwartet noch da Ergebnis des deutschen Experimente der Kohlenverflüssigung in Mers burg. Der Verband der französische Grubenbesitzer wird, sobald sich d deutsche Erfahrung bewährt hat, a die Konstruktion ähnlicher Fabrike herangehen.

In der „Review of Reviews" schi dert Wickham Steed die Geschich des Ursprungs und der Entwicklun der Anglo-Persian Oil Company, d im Jahre 1909, nachdem William Kno d'Arcy Persien nach Öl abgesuch hatte, mit einem Kapital von zw Millionen Pfund Sterling gegründ wurde. Er bringt sehr interessan Einzelheiten mit aufschlußreiche Bildern der ersten Bohrungen un der Transportschwierigkeiten, d wissenschaftlichen Ausbeutung, d Arbeitsverhältnisse usw. Die Angl Persian Oil Company beschäfti heute 50 000 Arbeiter, davon fa die Hälfte Engländer. Sie verfügt üb 800 englische Meilen der Pipe-lin hat neun Raffinerien, von denen d größte und neueste sich in Llandar in South Wales befindet. Sie besit 200 Meilen Eisenbahnen mit dem en sprechenden Material, 2000 Lastaut mobile und eine Flotte von mehr a 400 Schiffen. Die Persian Oil zah der persischen Regierung jährlic 1 Million Pfund und verbrauch außerdem 2,5 Millionen im Lan selbst für Löhne und Lebensmittel.

Herbert Hoover.

Der „New Statesman" vom 23. Ju enthält einen Artikel über d künftigen amerikanischen Präsident Herbert Hoover. Die Gründe, die z seiner Nominierung durch die republ kanische Partei führten, sind dreie lei: erstens die Tatsache, daß si Hoover am besten zum Nachfolg Coolidges in einer Verwaltung, die a nationalen Wohlstand basiert i

gnet, zweitens, daß die Wahlen rch die industriellen Staaten des tens entschieden werden und die publikanische Partei daher keine icksicht auf die Feindseligkeit der rmerstaaten des Westens zu nehmen aucht, und drittens, daß Hoover der ste republikanische Kandidat ist, r dem Gouverneur „Al" Smith, den Demokraten wahrscheinlich nomi- ren werden, gegenübergestellt wer- n kann. Der große Erfolg Hoovers der einstimmigen Nominierung ist so beträchtlicher, da er noch vor igen Monaten als ein unerfahrener d häufig fehlgreifender Politiker lt. Hoover ist Hugenott. Er mmt von den Quäkern ab und ist n Beruf Bergbauingenieur. Er ist Jova, im Herzen des ländlichen ttelwestens, geboren, ist in Kali- nien aufgewachsen und hat sich durch schwerste Arbeit die Mög- keit einer Collegebildung errungen. begann zuerst als Grubenarbeiter, d erst nach Jahren der Not gelang ihm, Bergbauingenieur zu werden. hatte bald große Erfolge zu ver- chnen. In Australien, Afrika und ina wurde ihm die Leitung großer ternehmungen anvertraut; die ßte davon scheiterte während des Boxeraufstandes im Jahre 1900. Er h sich schnell ein Vermögen ge- affen, verlor es dann, um es wieder gewinnen. Im Jahre 1914 haben die Unternehmungen, deren Leiter er w, 150 000 Arbeiter beschäftigt. Bei sbruch des Krieges war Hoover in ndon als einer der einflußreichsten erikaner in Europa bekannt. Es rde ihm die große Aufgabe der ganisierung der Lebensmittelver- gung des besetzten Belgiens anver- t. „Man kann ruhig sagen, daß e Versorgung Belgiens im Kriege das nach dem Kriege organisierte swerk für Mittel- und Osteuropa eine große Unternehmen in diesen weren Jahren ist, auf das die erikaner, wie auch ihre Haltung Kriege und zu den Verträgen mag, mit ungetrübter Befriedi- g zurückblicken können. Der Name Herbert Hoover wurde bei Millionen von Menschen in dem vom Krieg verwüsteten Europa zum Exponenten des Mitleids und der Wohltätigkeit Amerikas. Als die Vereinigten Staaten in den Krieg eintraten, wurde Hoover vom Präsidenten Wilson zum Lebensmitteladministrator ernannt, und vier Jahre später, nachdem seine Aufgabe als Direktor des europäischen Hilfswerkes beendet war, trat er in das Harding-Kabinett als Handelsminister ein und blieb auf diesem Posten bis zu diesem Jahr, in dem er sich an der Präsidentschaftskampagne zu beteiligen begann. Die Arbeit, die Hoover als Handelsminister leistete, war außerordentlich. Er hat seine Organisationsgabe auf den Aufbau des Handelsministeriums angewandt, und es gelang ihm in sieben Jahren, das Department of Commerce zu einem der wichtigsten amerikanischen Ministerien zu machen. Als Kabinettsmitglied hat Hoover einen Einfluß ausgeübt, der weit über seine eigentliche Wirkungssphäre hinausging. Sein wissenschaftlich-realistischer Geist empörte sich gegen die amerikanische bürokratische Art, wie er sich auch immer gegen das Verhalten der Politiker auflehnte. Er ist ein typischer Amerikaner in seinem Unwillen gegen die Einmischung der Regierung in das Geschäftsleben, aber seine Erfahrung hat ihm eine neue Technik der Zusammenarbeit der Regierung mit der Industrie und dem Handel beigebracht." Hoover hat seinen Einfluß dazu benutzt, um eine beträchtliche Vereinfachung der Massenproduktion in der Industrie herbeizuführen, jeder Verschwendung zu steuern, und er hat dem Handelsministerium die besten Informationsquellen im Ausland eröffnet, indem er die Handelsattachés in den amerikanischen Vertretungen des Auslands unter die Kontrolle des Handelsministeriums stellte. Diese Maßnahme hat ihn im diplomatischen Dienst sehr unpopulär gemacht, und darauf ist es zurückzuführen, daß er bisher

nicht Staatssekretär geworden ist. In der letzten Zeit gab ihm die große Mississippiüberschwemmung die Gelegenheit, seine Organisationsfähigkeit im Hilfswerk für eine leidende Bevölkerung noch einmal zu beweisen. Er kann heute mit den Stimmen in einem Gebiet rechnen, das bisher jeden republikanischen Kandidaten abgelehnt hat. Hoover hat sich bis jetzt nur als wissenschaftlicher Organisator und Verwalter bewährt. Es muß sich erst herausstellen, ob er auch staatsmännische und politische Fähigkeiten besitzt. Im Jahre 1920 trat er für den Völkerbund ein, denn sein Wirken in internationalen Organisationen hat ihn den Wert der internationalen Zusammenarbeit e kennen lassen. Später bekämpf Hoover die Politik der uneing schränkten amerikanischen Anleih an Europa. Aus seiner Erfahru der Kriegsjahre und der unmittelbar Nachkriegszeit heraus beurteilt er d Rolle Amerikas in Europa eher a die eines reichen Wohltäters de als eines ebenbürtigen Partners. Jede falls wird Hoover der erste Vertret der Industrie sein, der an die Spit einer großen Regierung gestellt wi der erste wissenschaftliche Orga sator, dem die große Gelegenheit z teil wird, sich in der Verwaltung u in der Politik zu bewähren.

Antonina Vallentin.

Bücher-Rundschau.

Das Spektrum Europas.

Von Graf *Hermann Keyserling.*

Niels Kampmann Verlag, Heidelberg.

Über dies Buch wurde seit seinem Erscheinen schon viel geschrieben. Mehr Ablehnendes als Zustimmendes. Es enthält ausgezeichnete Stellen, so über das Verhältnis der Engländer untereinander und zu anderen Völkern, über die allgemeinverständliche Harmonie von Mensch und Umwelt in Paris, über des Österreichers Kultursupremati gegenüber dem Reichsdeutschen, über das Ungebrochene im Spanier, über die Minoritäten als Wegbereiter eines neuen Europas und vieles mehr. Auch über ganz Allgemeines, z. B. die Absurdität der nationalen Selbstverherrlichung und den Segen der sozialistischen Welle kann man nicht leicht besser Gesagtes finden. Im Kapitel über Ungarn steht man hingegen dem Satz vom aristokratischen Geist, „der heute *nur noch* Ungarn als Volk belebt", in Erinnerung an Frankenfälschung und Waffenschiebungen skeptisch gegenüber. Einige, dem Verfasser nahestehende, sicher in jedem Sinn aristokratische Persönlichkeiten ließen ihn da ganz gewiß zu optimistisch sehen. Was er aber im gleichen Kapitel über magyarische und russische Zigeunermusik sagt, ist wieder wunderschön. Es strömt in diesem Passus eigenstes inneres Erleben und turanische Blutsverwandtschaft des baltisch-russischen Autors.

Um all dieser guten und schönen Teile willen müssen wir jene Stellen beklagen, die dem Buche soviel scharfe Kritik zuzogen. Es handelt sich dabei im wesentlichen um des Verfassers subjektive Stellungnahme zu den Schweizern, Holländern, Schweden und auch teilweise zu den Deutschen. Man kann sich dem Eindruck nicht entziehen, daß da mit beißendem Witz Ressentiments ihren Niederschlag finden. Der Verfasser bestätigt das mittelbar selbst in seiner „Einführung" u. a. mit den Worten: „. . . . . in Wahrheit sind die Bilder der Völker, die ich zeichne, vollkommen spontane Gestaltungen meines Unbewußten." Das Unbewußte in uns ist aber nur Verdrängtes, einst Bewußtes, das wieder bewußt wird. So hat die Dämonie dieses aufsteigenden Neu-Bewußten — Unbewußten — dem Verfasser doch recht eigentlich einen Streich gespielt. Er spricht z. B. von der Häßlichkeit der Schweizer, von ihrer pharisäerhaften Selbstzufriedenheit, und daß kaum ein repräsentativer Europäer auf den Gedanken kommt, mit Schweizern zu verkehren. Daß die Schweden Phäaken und triebhaft bis zum Tierischen sind, und daß die niederländische Kultur eine Kultur der häßlichen Norm sei, wird neben anderem, weniger Scharfen, über diese Nationen festgelegt. Der Verfasser sieht und charakterisiert in diesen Fällen *Typen,* die wohl so auch vorhanden sind, mit denen er aber der Vielheit einer Nation nie gerecht werden kann. Das Wertvolle in dem Buch würde harmonischer erklingen und immer noch differenziert genug, wenn sich der Verfasser entschließen könnte, diese lauten, dissonierenden, ja fast sensationellen Stellen in weiteren Auflagen zu streichen.

Margarete Driesch.

Quell des Wissens. Eine deutsche Volkshochschule in vier Bänden. Herausgegeben unter wissenschaftlicher Leitung der Lessing-Hochschule, Berlin. 2400 Seiten mit 1500 Abbildungen im Text und auf Tafeln, sowie Vierfarbendruckbeilagen. Allgemeine Deutsche Verlagsanstalt Berlin, und Eigenbrödler Verlag Berlin.

Unsere Zeit ist das Zeitalter des Spezialismus. In Wissenschaft und Praxis hat sich mehr und mehr die Einengung der Arbeit auf immer kleinere Umkreise der Betätigung durchgesetzt. Man sucht wirklich im kleinsten Punkt die größte Kraft zu sammeln. Bei der heutigen Ausdehnung und Vertiefung wissenschaftlicher Forschungen und ihrer Anwendungen auf alle Gebiete des praktischen Lebens wäre es auch ganz unmöglich, selbst bei der größten geistigen Beanlagung, daß ein einziger Geist eine umfassende Kenntnis oder gar selbsttätige Förderung dieses geistigen Universums in Anspruch nehmen könnte. Er muß sich begnügen, sich auf einem kleinsten Bereich anzusiedeln und diesem Früchte abzugewinnen. Aber diese Einengung der Arbeit darf nicht zu einer Enge des Geistes selbst werden. Der gespannte Blick auf die nächsten Dinge darf uns nicht zur Kurzsichtigkeit verkümmern lassen, das Geistesauge sucht Erholung in der Schau ins Weite bis zum fernsten Horizont. Das gilt für den wissenschaftlich Interessierten so gut wie für jeden, der sich vom brausenden Strom unseres von ungeheuren Gewalten getriebenen Lebens ergriffen fühlt.

Das vorliegende große Werk versucht nun, unterstützt durch ein außerordentlich reiches, vorzügliches Bildmaterial, diesem Streben nach einer allgemeinen Umschau und Überschau zu dienen und hat dieses Ziel trefflich erreicht. Der verdienstvolle Herausgeber ist seiner schweren Aufgabe erfolgreich gerecht geworden, indem es ihm geglückt ist, mit sicherem Blick solche Mitarbeiter zu gewinnen, die auf ihren Einzelgebieten jene tiefe und lebendige, auf eigenem Forschen gegründete Einsicht besitzen, die allein Gewähr dafür gibt, auch dem Fernerstehenden in großen Linien die Grundzüge wissenschaftlicher Arbeit und Erkenntnis ebenso reizvoll wie allgemeinverständlich sichtbar zu machen. 48 Professoren und Fachkundige haben sich vereint, um in 48 Einzelabhandlungen eine Enzyklopädie der modernen Zeit zu geben. Geschichte, Kulturgeschichte, Staat, Recht, Gesellschaft, Presse, Wirtschaftsleben, Technik, Verkehr, exakte Naturwissenschaften, Geographie, Geologie, Biologie, Botanik, Zoologie, Anthropologie, Physiologie, Psychologie, Pädagogik, Philosophie, Religion, Literatur, Bildende Kunst, Musik, Theater und Tanz sind die Hauptkapitel, die sich dann in 48 Unterabteilungen gliedern. So umschließen diese Bände eine Fülle von Belehrung und Anregungen, die es zu einem genußvollen, lebensbereichernden Handbuch des Menschen der Gegenwart machen.

Dr. Heinz Apel.

Herausgeber: Prof. Dr. *Ludwig Stein,*
Berlin W 10, Lützow-Ufer 5a. Fernspr. Kurfürst 6308.

Verantwortlicher Redakteur: Frau *Antonina Vallentin,*
Berlin W 62, Landgrafenstr. 11. Fernspr. Kurfürst 6350.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: *Paul Wolff,* Berlin W 8, Mauerstraße 44.
Gedruckt bei *Julius Sittenfeld,* Berlin W 8.

Die Zukunft des Zionismus.

Von *Emile Vandervelde,*
ehemaliger belgischer Außenminister.

Auf Einladung der zionistischen Organisation habe ich mich vor kurzem nach Palästina begeben. Ich habe versucht, die Dinge und die Menschen zu sehen wie sie sind, ohne Voreingenommenheit, aber auch ohne Vorurteile. Ich schreibe in diesem Augenblick ein kleines Buch, in dem ich meine Eindrücke zusammenfassen will. Aber ich möchte schon heute meine Ansichten über die nächste Zukunft des Zionismus darlegen.

Während unseres Aufenthaltes in Kairo bekam ich den Besuch eines sozialistischen Juden aus Haifa, der Korrespondent verschiedener deutscher Blätter ist. Er erzählte mir ausführlich über den Zionismus, die Krise, die Palästina durchmachte und die zum großen Teil in Tel Aviv lokalisiert wurde und den Anzeichen der Besserung, die überall ersichtlich sind. Seiner Ansicht nach ist die zionistische Bewegung an einem Wendepunkt angelangt. Die messianistische Phase, die durch den vorherrschenden Einfluß der Ostjuden gekennzeichnet war, naht ihrem Ende. Die heroischen Zeiten sind abgeklungen. Der anglosächsische Realismus tritt immer mehr an die Stelle des jüdisch-slavischen Mystizismus. „Der Zionismus," sagte er mir, „verbürgerlicht sich. Er paßt sich der Stellung einer nationalen Minorität in einem britischen Palästina an. Er hat sich entschlossen, mit den Engländern an der Entwicklung des Landes zusammenzuarbeiten, nach den Prinzipien eines weitsichtigen, vernünftigen, kolonialen Imperalismus. Eines der äußeren Kennzeichen dieser Umstellung der zionistischen Idee war die Verschiebung des Schwerpunktes, wie sie im Laufe des letzten Jahres in der Leitung der zionistischen Partei vor sich ging. Die Ostjuden mußten den Anglosachsen weichen. Die politische Vertretung der zionistischen Organisation in Palästina besteht heute aus den Herren Sacher und Fitch, englischen Juden, und der Miß Stolz, einer amerikanischen Jüdin. Nichts ist kennzeichnender für den Übergang vom orientalischen Romantizismus zum angloamerikanischen Realismus. Der angelsächsische Einfluß wird auch in den großen Vorschlägen zur Aus-

nutzung des Landes ersichtlich. Die Finanzierung des Rutenberg-Unternehmens ist einer englischen Versicherungsgesellschaft anvertraut worden. Eine englische Gruppe mit dem Strohmann Nowomeysky bemüht sich augenblicklich um die Konzession der Mineralschätze des Toten Meeres. Andererseits ist die „Haifa Bay Developpment Company" die Terrains mit großen Zukunftsmöglichkeiten in der Nähe des künftigen Hafens von Haifa besitzt, im Begriff, in die Hände einer Gruppe an deren Spitze der jüdische Bankier von New York, Warburg, steht, überzugehen. Ähnliche Tendenzen werden auch in der Landwirtschaft ersichtlich. Im vorigen Jahre (1927) sind große englische und amerikanische Kapitalien in den Apfelsinenplantagen des Hafengebietes investiert worden. Diese neue Orientierung der zionistischen Politik in Palästina wird noch durch die sich mildernde Opposition der Araber gefördert, die sich bemühen, mit den Engländern und den Juden zu einer Verständigung auf der Basis der Achtung der gegenseitigen Rechte zu gelangen. Die Erfahrung der letzten Jahre hat die Angst der Effendis und der arabischen Bourgeoisie vor der Überflutung durch die jüdische Einwanderung zerstreut. Die arabischen Gutsbesitzer beginnen, sich dessen bewußt zu werden, daß sie durch die Entwicklung des Kapitalismus in Palästina und die Zusammenarbeit mit den Juden nur gewinnen und nicht verlieren können. Die breiten Volksmassen sind noch für lange Zeit jeder Einflußnahme auf die politischen und wirtschaftlichen Ereignisse unfähig, wie groß auch ihr Einfluß in einer fernen Zukunft sein mag."

Soweit ich mir darüber Rechenschaft ablegen konnte, liegt in dieser Auffassung der Dinge, der ich übrigens in einem Artikel der „Germania" vom Januar 1926 begegnete, ein Teil, aber auch nur ein Teil der Wahrheit, oder sagen wir besser eine richtige, aber einseitige Beurteilung der Lage.

Bis jetzt hat der Kapitalismus wirklich nur eine sekundäre Rolle bei der Kolonisierung Palästinas gespielt. Er hat sich zwar philanthropisch betätigt, aber von großen geschäftlichen Unternehmungen zurückgehalten.

In einem Artikel im „Mercure de France", der in letzter Zeit erschienen ist, sagt Herr Kadmi Cohen mit Recht, daß es in Palästina viele alte, fromme Juden gibt, die nach Jerusalem kommen, um dort zu sterben, eine übergroße Zahl kleiner Händler und Kaufleute, die von der Krise der Jahre 1925/26 besonders schwer betroffen wurden, einige tausend Kolonisten und künftige Kolonisten, die in der Landwirtschaft, im Baugewerbe oder in den öffentlichen Arbeiten beschäftigt sind; aber im großen ganzen ist dort kaum eine Industrie, und noch viel weniger eine kapitalistische Industrie vorhanden.

In dieser Hinsicht beginnt sich jedoch jetzt die Lage zu ändern. Der Bericht der „Jews Agency" über die Entwicklung Palästinas in den Jahren 1926 und 1927 stellt fest, daß es in diesen Jahren im Land

592 Fabriken mit einem Anlagekapital von 2 Millionen Pfund Sterling und einem Personal von 5711 Arbeitern und Angestellten gab. Nur ein Teil dieser Arbeitskräfte war in wirklich kapitalistischen Unternehmungen wie der Lodzia, der Schokoladenfabrik Lieber in Tel Aviv, den großen Mühlen der Betonfabrik von Haifa (mit 350 Arbeitern) und den elektrischen Kraftwerken von Jaffa und Haifa beschäftigt. Aber in den kommenden Jahren muß man, wie mir der Journalist in Kairo sagte, mit einer beträchtlichen Entwicklung im kapitalistischen Sinne rechnen.

Herr Sacher, Mitglied der zionistischen Exekutive, den wir in Jerusalem kurz vor unserer Abreise trafen, hat eine folgende Schilderung der Lage gegeben: „In achtzehn Monaten werden die hydroelektrischen Arbeiten von Rutenberg beendet sein. Gegen Ende des Jahres 1928 werden die Arbeiten im Hafen von Haifa in Angriff genommen werden. In derselben Zeit werden sich auch die Pläne an der Küste des Toten Meeres zu verwirklichen beginnen. Man nimmt an, daß man zu dieser Zeit zu einer Entscheidung in der Frage der Pipe Line von Mossul gelangen wird, und wenn man, wie wir hoffen, Haifa als Endpunkt wählen sollte, wird man den Bau einer Eisenbahn von Haifa bis Bagdad ins Auge fassen müssen. Eine solche Entwicklung würde Palästina zum Mittelpunkt einer bedeutenden chemischen Industrie machen und Haifa zu einem der größten Erdölhäfen der Welt, wie auch zum Hafen für einen beträchtlichen Teil Mesopotamiens und Persiens“ [1]).

Solche Perspektiven haben nichts Fiktives an sich. Man kann sich nur die Frage stellen, welchen Einfluß ihre Verwirklichung auf die Zukunft des Zionismus ausüben wird.

Wir dürfen dabei nicht vergessen, daß die zionistische Organisation sich infolge der Krise der letzten Jahre in einer schwierigen Finanzlage befindet, daß das Defizit für das letzte Finanzjahr sich auf 56 000 Pfund Sterling belief, daß die Einnahmen des Keren Hayessod, hauptsächlich in den Vereinigten Staaten, gefallen sind und erst die großen amerikanischen Gruppen wie Strauß und Warburg eingreifen mußten, und daß andererseits das Kapital zur Finanzierung der neuen Unternehmungen fast ausschließlich in England und in den Vereinigten Staaten gezeichnet wurde.

Unter diesen Umständen ist es nicht verwunderlich, daß der angelsächsische Einfluß sich in dem Maße, in dem das jüdische und nichtjüdische Kapital aus England und Amerika nach Palästina hereinströmt, als immer mächtiger erweist. Die Arbeiten im Hafen von Haifa sind vom zionistischen Standpunkt aus von besonderem Interesse, da sie einer großen Zahl von Arbeitern, darunter auch vielen Juden, Beschäftigungsmöglichkeiten bieten werden. Aber wenn die „Haifa Bay Developpment

[1]) Sacher: The position in Palestine. The New Judea. 30. März 1928.

Company" auf ihren Grundstücken Arbeitshäuser bauen will, wird sie auch ohne Zweifel hohe Mieten fordern. Es unterliegt ebenso keinem Zweifel, daß Nowomeysky und Sir Alfred Mond, die sich um die Konzession für Kali- und andere Mineralsalze im Toten Meere bemühen glühende Zionisten sind. Aber wenn man jeden Augenblick hört, daß die englischen Parlamentsmitglieder die Regierung interpellieren, ob nicht deutsches Kapital in dem Geschäft steckt, ob es auch sicher sei daß alle Aktionäre Engländer sein werden, kann man es verstehen warum der Korrespondent der „Germania" zu der Schlußfolgerung kommt, daß der zionistische Idealismus durch eine solche Wendung der Dinge nicht viel gewinnen kann.

Bei der Konzession Rutenberg sah es — wenigstens im Anfang — anders aus. Der Ingenieur Rutenberg, ein russischer Jude, ein früherer Revolutionär-Sozialist, ist einer der Vertrauensmänner des Zionismus. Für ihn bedeutet das Kapital keine Sicherung künftiger Gewinne, sondern ein bloßes Aktionsmittel. Die zionistische Organisation hat die Aufsicht über sein Unternehmen. Sie besaß bis zur letzten Zeit die Hälfte der Aktien im Betrage von ungefähr 75 000 Pfund Sterling. Die Rutenbergschen Pläne sind von einem gewaltigen Ausmaß. Es handelt sich darum, den Jordanstrom vom Tiberiassee bis zu seiner Mündung in das Tote Meer, an zwei Bergkämmen entlang, die das Tal einrahmen, mit Hilfe großer Dammarbeiten abzulenken. Diese Ablenkung würde bei dem Höhenunterschied zu dem Meeresspiegel, der sich auf einer Entfernung in der Luftlinie von 100 Kilometern auf 400 Meter beläuft, eine genügende elektrische Energie liefern, um ganz Palästina mit Elektrizität zu speisen. Andererseits könnte das Wasser dieser Schleuse das ganze Jordantal bewässern, das auf diese Weise eine ungeheure Fruchtbarkeit gewinnen würde [2]).

Man versteht nun, warum der Zionismus einen so großen Wert auf die Durchführung dieses Planes legt. Aber um ihn verwirklichen zu können, braucht man nicht einige tausend, sondern einige hundert tausend Pfund Sterling. Deshalb mußte die „Palestine Electricity Corporation", die im Jahre 1926 gegründet wurde, neue Obligationen von 650 000 Pfund Sterling emittieren. Sie hat sich außerdem um eine Anleihe von 250 000 Pfund Sterling bemüht, und bisher scheinen die meisten Zeichner Engländer oder Amerikaner zu sein. Die großen Aktienpakete befinden sich in den Händen von zehn oder zwölf Menschen — wahrscheinlich Juden — anglosächsischen Ursprungs.

Was wird unter diesen Umständen mit den im Anfang so gut gesicherten Rechten der zionistischen Organisation? Der Erfolg des Rutenberg-Unternehmens wird ohne Zweifel den Reichtum und die Bevölkerungszahl des Landes erhöhen. Aber das Monopol der Elektri-

[2]) Siehe den bereits erwähnten Artikel von Kadmi Cohen im „Mercure de France" im Juni 1928.

zitätsversorgung läuft Gefahr, — falls man nicht rechtzeitig Vorsichtsmaßregeln trifft — in den Händen einiger Magnaten konzentriert zu werden.

Es gibt außerdem noch einen anderen Punkt, den Kadmi Cohen, ler, obgleich selbst Zionist, ein leidenschaftlicher Gegner der heutigen zionistischen Methoden ist, nicht mit Unrecht in seinem Aufsatz im „Mercure de France" hervorhebt. Die Bewässerung des Jordantales und seines Nebenflusses Ermuk) wird das Ufergebiet, das heute eine unbestellbare Wüste ist, beträchtlich im Werte steigern. Sobald auch nur eine teilweise Durchführung des Rutenberg-Planes gesichert ist, wird sich die Spekulation dieses Bodens bemächtigen. Bis jetzt hat die Mandatsmacht, trotz der Bemühungen der zionistischen Organisation, keine Maßnahmen getroffen, um die Rechte der Allgemeinheit zu wahren.

Vielleicht ist es heute noch Zeit, das Versäumte nachzuholen und dem Jüdischen Nationalfonds wenigstens einen Teil dieses „toten Bodens" zu sichern, der heute nur einigen Beduinenherden als Weide dient. Wenn dies nicht gelingen sollte, wird man dieselben Mißbräuche — nur auf einer größeren Skala — erleben, die die Entwicklung von Tel Aviv begleiteten und die sich heute in den Apfelsinenplantagen in der Gegend von Jaffa wiederholen.

In der „New Judea" vom 27. April 1928 lesen wir:

„Vor einigen Wochen hat Herr Dr. Weizmann, der einer unserer weitsichtigsten Staatsmänner ist, erklärt, daß ihm die finanziellen Schwierigkeiten von heute weniger Sorge bereiten als die sozialen Folgen der neuen Konjunkturblüte, die er für Palästina voraussieht. Die Erfahrungen haben seine Befürchtungen bestätigt. Wir sehen dieselben fieberhaften Symptome, die sich in Tel Aviv in den Tagen des vierten Aljieh gezeigt haben. Der Wettstreit um den Boden hat sein Objekt gewechselt, die Spekulation hat sich statt der Bauterrains der Apfelsinenplantagen bemächtigt, aber das Übel bleibt dasselbe. Wir hören von Juden, die sich auf Kosten anderer Juden bereichern sollen, von Optionsintrigen, die von Agenten eingefädelt werden, die auf die Dummheit oder die Kauflust der Zionisten spekulieren. Man spricht nur von Geschäften, und eine ganze Anzahl leichtsinniger Menschen läßt sich noch einmal durch die Lockung eines schnell zu erwerbenden Vermögens verführen."

Aus diesen wie auch aus anderen Tatsachen kann man zweifellos folgern, daß Palästina jetzt die Anfänge einer kapitalistischen Entwicklung erlebt — auf die mich auch der Journalist in Kairo hinwies —, die zweifellos im Widerspruch zu den Idealen, den Zukunftsbildern des ursprünglichen Zionismus steht.

Aber das ist nur eine Seite der ganzen Frage.

Wenn die wichtigsten stillen Gesellschafter des Zionismus heute Anglosachsen sind und einige davon Kapitalisten, die den natürlichen

Wunsch haben, ihre Ideen, ihre Methoden und ihre Formeln durchzu-
setzen, bestehen die zionistischen Arbeiter weiterhin aus Ostjuden, di
nicht den geringsten Hang zur Verbürgerlichung zeigen, an dem Idea
eines „Wiederaufbaus durch Arbeit ohne Ausbeutung" festhalten un
nicht auf die Konzessionspolitik gewartet haben, um sich politisch ode
gewerkschaftlich auf dem Boden des Klassenkampfes zu organisieren
Schon heute scheint das Kennzeichen der gegenwärtigen Etappe de
zionistischen Evolution weniger der Übergang vom jüdisch-slavische
Romantizismus zum anglo-sächsischen Realismus als das wachsend
Übergewicht sozialer Fragen über die rein nationalistischen Richtlinie
zu sein.

Im Anfang träumte man von der Gründung eines jüdische
Staates, der über eine Mehrheit verfügen sollte, und um diese Mehrhei
zu erlangen, kümmerte man sich mehr um die Zahl als um di
Qualität der neuen Einwanderer. Heute setzen sich andere Ideen durch
Man will nicht nur einen jüdischen Staat schaffen, sondern einen Staa
oder wenigstens eine jüdische Heimstätte, die auf der sozialen Gerech
tigkeit basiert wäre; andererseits sieht man im Innern des Zionismu
oder des palästinensischen Yishub sich den zwangsläufigen Klassen
antagonismus entwickeln, den die Rassengemeinschaft zu mildern
aber nicht aufzuheben vermag.

Man kann die Schlußfolgerungen zusammenfassend voraussagen, daß
die bevorstehende Entwicklung des Zionismus in Palästina sich zum
Teil — und ohne Zweifel zum großen Teil — unter dem Zeichen de
Kapitalismus vollziehen wird. Es ist sehr bedauerlich. Man kann sich
die Frage stellen, ob ein langsameres Wachstum durch Zusammen
arbeit und Arbeit ohne Ausbeutung nicht vorzuziehen gewesen wäre
aber dies wird die Grundstücksgesellschaft nicht daran hindern, zu
spekulieren, die Grundbesitzer, Orangenplantagen anzulegen, die Kapi
talisten, ob Juden oder Nichtjuden, die Erdöl- und Kaligeschäfte un
die Elektrizitätswerke zu finanzieren.

Als ich Herrn Sacher sagte, daß ich sehr daran zweifle, ob es in
Palästina oder in anderen Kolonialländern möglich sein wird, den
kapitalistischen Übergang zu vermeiden, und durch Zusammenarbei
von primitiven sozialen Formen zu komplizierteren zu gelangen, er
widerte er mir: „Halten Sie einen Verzicht auf das kapitalistisch
Stadium für möglich?"

Ich bin zu sehr Marxist, um es zu glauben. Ich habe im Gegen
teil die Überzeugung, daß alles, was geschieht, notwendigerweise ge
schehen mußte. Der Kapitalismus wird sich in Palästina wie übera
auf der Welt entwickeln. Aber im Gegensatz zu dem, was überall vor
gegangen ist, wird er in den Gewerkschaften und Genossenschafte
den Arbeiterkolonien eine mächtige und *schon im vorhinein* organi
sierte Elite finden.

Wie wird sich das Parallelogramm der Kräfte zwischen Geld und Arbeit herausbilden, zwischen der kapitalistischen und der kooperativen Wirtschaft, dem Utilitarismus der Finanzleute und dem Ideal der Halutzim, dem positiven Geiste des praktischen Zionismus und den messianistischen Bestrebungen eines Zionismus, der in erster Linie darauf gerichtet war, in Eretz Israel der sozialen Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen? Es lassen sich schwer bestimmte Voraussagen treffen, aber man wird das Ergebnis mit einem leidenschaftlichen Interesse verfolgen müssen.

II.

Die internationale Zeitschrift „Palestine", die in Paris unter dem Protektorat der Association Franco-Palestine herausgegeben wird, hat in letzter Zeit einen ausführlichen Aufsatz über die sozialistische Arbeiteraktion im Rahmen des Zionismus veröffentlicht.

Im Anfang der Bewegung war diese Aktion noch verhältnismäßig belanglos. Seit jener Zeit hat jedoch das Eindringen des Kapitalismus in die jüdischen Kreise eine sehr beträchtliche soziale Differenzierung durchgeführt. Es kamen dort alle Klassen zusammen, das Bürgertum, das große, das kleine und das mittlere, Handwerker, Lohnarbeiter, Angestellte und Intellektuelle der freien Berufe.

Aber in Österreich, in Rußland, in den Ghettos Polens, Galiziens und der Ukraine kamen jüdische Land- und Lohnarbeiter nur in einem geringen Prozentsatz vor. Die Judenschaft setzte sich aus häufig sehr armen Kleinbürgern, Handwerkern und Handelsleuten zusammen, die nichts von der Landwirtschaft verstanden, denen körperliche Arbeit fremd war. Diese Juden waren von der sie umgebenden Bevölkerung durch Tracht, Sprache, Religion, Sitten getrennt und lebten im Schatten des Kreuzes wie in einem fremden Lande [3]).

Unter allen sozialen Klassen ist das Kleinbürgertum in allen Ländern der nationalistischen Propaganda am zugänglichsten. Es ist daher nur natürlich, daß der Zionismus Herzls, der in erster Linie nationalistisch war und trotz seiner liberalen Einstellung viele konservative Tendenzen wahrte, die Mehrzahl seiner Anhänger in den Zwischenschichten der Bevölkerung fand. Mit seltenen Ausnahmen haben sich die Juden der führenden Schicht feindlich oder gleichgültig zum

[3]) Der Artikel in der Zeitschrift „Palestine" enthält die folgende statistische Tabelle über die Verteilung der Juden nach den sozialen Gruppen in Rußland (im Jahre 1897) und in Österreich, im Lande Herzls (1900):

	Rußland	Österreich
Händler und Zwischenhändler	1 957 000	430 000
Handwerker und Lehrlinge	1 794 000	351 000
Lohnarbeiter	365 000	67 000
Angestellte	201 000	38 000
Freie Berufe	265 000	80 000
Landarbeiter	179 000	140 000

Zionismus gestellt. Das Proletariat unter dem kosmopolitischen Einfluß von Marx, der, selbst Jude, mit sechs Jahren getauft, mit zwanzig Antisemit geworden war, strömte dem Sozialismus des Klassenkampfes, dem Sozialismus der Internationale zu. Zwei entgegengesetzte Tendenzen machten sich daher im Zionismus bemerkbar. Wir haben einerseits gesehen, daß in gewissen anglo-sächsischen Kreisen der integrale Zionismus zu einem praktischen oder opportunistischen Zionismus wurde, der den jüdischen Staat für ein utopisches Reich hält, sich im Augenblick mit einer Nationalen Heimstätte unter britischem Protektorat begnügt, und zur Schaffung dieser Heimstätte mehr auf die Aktion der Hochfinanz als die freie Arbeit und Hilfe einiger Tausende von Halutzim rechnet. Dieser Zionismus geht von der Ansicht aus, daß man die wirtschaftlichen Kräfte mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln entwickeln muß und das übrige sich dann von selbst ergeben wird.

Aber andererseits hat sich parallel dazu in den proletarischen Kreisen ein anderer Zionismus herausgebildet, der die Nationale Heimstätte auf der Basis der sozialistischen Prinzipien gründen will. Er macht sich den Standpunkt des Klassenkampfes zu eigen. Er verteidigt das auf der kooperativen Arbeit basierte System der Kolonisierung. Er bemüht sich mit einem Wort, zu einer Synthese des Zionismus und des Sozialismus zu gelangen, indem er zugleich der zionistischen Organisation und der Internationale angehört und sich sowohl als ein Teil des jüdischen Volkes wie auch als ein Teil der Arbeiterklasse der ganzen Welt fühlt.

Viel mehr als die vergeblichen Versuche einer Rückkehr zu Herzl, das heißt zu einem integralen und ausschließlichen Nationalismus, ist dieser sozialistische Zionismus, der durch die Partei des Poale-Zion vertreten ist, geeignet, als mächtiges Gegengewicht gegen die finanzielle und kapitalistische Umformung zu dienen. In ihm verkörpert sich am besten dieses Ideal eines sozialistischen Messianismus, der eher von Moses Hess, dem Freunde Marx', als von Herzl stammt, und der es weniger darauf absieht, einen jüdischen Mehrheitsstaat zu schaffen, als den Juden der ganzen Welt eine gemeinsame Heimat zu geben, ein sicheres Asyl, das zwar Ausdruck der nationalen Individualität wäre, aber vor allem zum Zentrum der Kultur und zum Reich der Gerechtigkeit werden sollte. Nahum Sokolow hat in seiner ausgezeichneten Geschichte des Zionismus erzählt, wie bei dem Wiener Kongreß von 1913 die alten, in den Traditionen befangenen Delegierten voller Unruhe das Aufkommen der neuen Elemente, der Studenten und Intellektuellen, der Mitglieder der Gesellschaften für die Wiedergeburt des Hebräischen betrachteten, die in krassem Widerspruch zu dem kleinbürgerlichen und engnationalistischen Geiste standen [4]).

[4]) N. Sokolow, History of Sionism II Chapter XLIXc London 1919.

Auf dem damaligen Kongreß hat man sich auf die folgende Reso-
ıtion geeinigt:

„Wir sind uns darüber klar, daß die Kolonisierung Palästinas nur
in langsamer Prozeß sein kann und daß sie nicht von heute auf morgen
ie jüdische Frage in ihrem ganzen Ausmaß zu lösen vermag. Wir
aben nur die Absicht, in Palästina die Energien unseres Volkes zu
ɔnzentrieren, dort die Jüdische Heimstätte zu gründen, die jedoch
ıgesichts der Lage der jüdischen Auswanderer und der wirtschaft-
chen Verhältnisse in Palästina nicht imstande sein wird, in der
ächsten Zukunft die Gesamtheit oder auch nur die Mehrzahl der Juden
ıfzunehmen. Die Schaffung einer solchen Heimstätte wird dazu bei-
agen, den Wunsch nach einer engeren nationalen Solidarität im
ıdentum zu erhalten. Sie wird das Judentum der ganzen Welt auf
n höheres wirtschaftliches wie auch kulturelles Niveau heben ...“ [5]).

Die Schaffung der kulturellen und sozialen Institutionen, die den
ıden aller Länder ein Vorbild, ein Beispiel werden sollten, war die
ichtigste Sendung, zu der sich der Zionismus, unter dem mittelbaren
der unmittelbaren Einfluß der Sozialisten des Poale-Zion, in dieser
merkenswerten Resolution bekennt; und da dieser Einfluß seither nur
wachsen ist, lebt jenes Ideal bei der ungeheuren Mehrzahl der
ılästinensischen Arbeiter ungebrochen fort.

Der Organisation des Poale-Zion (Achduth Haavodah) ist es zwar
lbst in Palästina nicht gelungen, auf dem politischen Terrain die
esamtheit der Arbeitskräfte zu organisieren. Neben ihren 5000 Mit-
iedern finden wir 2000, die einer anderen Partei (Hapoel Hazeir) an-
hören, die ebenfalls den Wiederaufbau durch Arbeit ohne Ausbeutung
erkennt, jedoch nicht der Internationale beigetreten ist. Es gibt auch
ne geringe Anzahl von Kommunisten oder den mit dem Kommunis-
us Sympathisierenden und eine Gruppe religiöser Arbeiter (Hapoel
Iamisrachki).

Aber wenn auch die politische Einheit der Arbeiterklasse noch
cht vollzogen ist — und es wäre sehr erwünscht, wenn die beiden
chtigsten Parteien sich verbinden würden —, so besteht doch heute
hon eine gewerkschaftliche Einheit. Mit Ausnahme von zwei- oder
eihundert Bolschewisten und einigen Arbeitern aus den Armen-
rteln von Haifa oder Jerusalem sind alle jüdischen Arbeiter in der
gemeinen Arbeiterorganisation (Histadruth Haklalith) vereinigt, die
i Jahre 1921 auf die Anregung von Poale-Zion gegründet wurde, und
se mächtige Vereinigung wird sowohl auf dem gewerkschaftlichen
we auf dem genossenschaftlichen Gebiete zum wichtigsten Gegen-
gwicht gegen die künftige Beherrschung des Erdöls, des Kalis und

[5]) Zitiert von G. Batault in einem Artikel des „Mercure de France“, in dem er
die Tendenz des Judentums geißelt, die ehrlichen Wege eines legitimen Nationalismus
zu verlassen, um sich auf die Irrwege eines nichtjüdischen Internationalismus zu be-
geben.

der elektrischen Kraft. Die Histadruth, die im Anfang 5000 Mitglieder zählte, umfaßt heute 25 000. Diese Ziffer ist umso gewaltiger, wenn man berücksichtigt, daß Palästina erst im Anfang seiner Industrialisierung steht, daß die reine Industrie nicht mehr als 5000 Arbeiter beschäftigt, daß die Mehrzahl der anderen Arbeiter entweder aus Mitgliedern der landwirtschaftlichen Kolonien oder aus jungen Leuten, den Halutzim, besteht, die auf die Stunde warten, in der sie in einer genossenschaftlichen Bewegung Platz finden.

Nirgends in der Welt findet man einen verhältnismäßig so großen Teil der industriellen und landwirtschaftlichen Arbeiter, die sich lieber von den gewerkschaftlichen Verbänden als von den kapitalistischen Privatunternehmungen beschäftigen lassen.

Die Volkszählung von W. Preuß für das Jahr 1926 enthält Ziffern die sehr charakteristisch in dieser Hinsicht sind. Zu jener Zeit waren in den Produktionsgenossenschaften 2472 Arbeiter in den Städten und 4834 auf dem Lande beschäftigt [6]).

Wir haben hier mehr als 7000 Arbeiter, also mehr als ein Viertel der gesamten Arbeitsbevölkerung, die sich der Isoliertheit oder der kapitalistischen Herrschaft entziehen und sich im Einklang mit dem zionistischen Ideal bemühen, eine Nationale Heimstätte „durch Arbeit ohne Ausbeutung" zu gründen. Sie bleiben deshalb, selbst wenn sie sich „emanzipieren", Mitglieder der allgemeinen Arbeiterorganisation. Die Halutzim, die sich in Heïdera oder in Petak-Tichwa aufhalten, die kommunistischen Arbeiter von Dagania oder Ain Harod oder die Individualisten von Nahalal vereinigen sich dort mit den Handwerkern und Arbeitern von Haifa und Tel Aviv. Siedler und Arbeiter stehen auf demselben Standpunkt und versuchen durch verschiedene Mittel, ihre Unabhängigkeit zu wahren. Sie gehören den genossenschaftlichen Institutionen an, die von der Histadruth abhängen: der Hamachbir, der Kupath Holim, der Vidath Halarbuth, die sich um die Ernährungs- oder Approvisionierungsgenossenschaften, Krankenversicherungen, Gesellschaften zur Gründung von Schulen, Krippen, Abendkursen, Bibliotheken oder literarischen Verlagen gruppieren. Wenn man die Jüdische Heimstätte als einen Staat im palästinensischen Staate be-

---

[6]) Preuß: Census of Jewish Labour in Palestine, Tel Aviv, 1927:

Die in den genossenschaftlichen Gruppen beschäftigten Arbeiter:		
1. Industrielle Produktionsgenossenschaft	588	75
2. Kommunistische Gruppen und Bauindustrie	1064	2000
3. Pioniergruppen zur Vorbereitung des bestellbaren Landes (Charuroth)	19	453
4. Kommunistische Gruppen der landwirtschaftlichen Kolonisierung mit verschiedenen Unterabteilungen in der Stadt und auf dem Lande (Kibuzim Artziem)	495	983
5. Pioniergruppen, die noch nicht in den Kolonien leben (Irgunim Hityashvutim)	306	85
6. Landwirtschaftliche Genossenschaften auf individualistischer Basis (Mahsve Ovdim)	—	1238
	2472	4834

zeichnen kann, so ist Histadruth eine Heimstätte der Kultur, der gegenseitigen Unterstützung, der Befreiung durch gemeinsame Arbeit innerhalb der Nationalen Heimstätte.

Um dieser autonomen Bewegung der Befreiung ein Maximum an Wirksamkeit zu geben, bemühen sich die zionistischen Arbeiter, den palästinensischen Arbeiterfonds zu entwickeln (Palestine Workers Fund), der in der Arbeiterorganisation eine ähnliche Rolle spielt wie die Keren Hayessod in der allgemeinen zionistischen Organisation. Diese Institutionen können sich in die Arbeit teilen, sich an die verschiedenen sozialen Kategorien wenden, die eine an die Bürger, die andere an die proletarischen Kreise, aber sie stehen in keinem Wettstreit miteinander, da sie ein gemeinsames Ziel haben: auf freiem Boden freie Menschen arbeiten zu lassen, die die Früchte ihrer Arbeit voll genießen können. So groß auch einst die Bedeutung des palästinensischen Arbeiterfonds sein könnte, geben sich die zionistischen Sozialisten nicht der Täuschung hin, daß die jüdische Nationale Heimstätte einzig und allein durch ihre Bemühungen aufgebaut werden könne und daß der Kapitalismus nicht eine immer größere Rolle in der Kolonisierung Palästinas spielen werde. Deshalb beschränkt sich die Histadruth nicht darauf, das genossenschaftliche Wesen zu fördern. Sie widmet den Hauptteil ihrer Aktivität der gewerkschaftlichen Organisation und vernachlässigt nichts, was die Erhaltung und Entwicklung des Lebensniveaus der Lohnarbeiter sichern kann.

Man kann sagen, daß sie bis jetzt im großen ganzen erfolgreich gewesen ist. Nach der Volkszählung im Jahre 1926 ist der Achtstundentag in den landwirtschaftlichen Gruppen und Kolonien, in den Fabriken und im Baugewerbe obligatorisch eingeführt worden, und nur bei den kleinen Heimarbeitern, den Schustern und den Schneidern zum Beispiel, wird diese Grenze überschritten. Die Löhne der großen Mehrheit der in den Städten beschäftigten Arbeiter schwanken zwischen 16 und 36 Piaster, während sie sich bei den arabischen Arbeitern im allgemeinen auf 5 bis 15 Piaster belaufen. Weniger günstige Umstände herrschen in den Plantagen wie in Petah-Tichwa vor, wo in den Jahren von 1922 bis 1926 die Konkurrenz der eingeborenen Arbeiter die Löhne der jüdischen Arbeiter beträchtlich herabdrückte [7]). Dabei sind seit zwei Jahren die Löhne der jüdischen Arbeiter infolge der Arbeitslosenkrise gefallen. Aber das hindert nicht, daß man in den konservativen zionistischen Kreisen die Politik der allgemeinen Arbeiterorganisation als eines der größten Hindernisse der Entwicklung der palästinensischen Kolonisierung betrachtet.

Kadmi Cohen schreibt zum Beispiel im „Mercure de France":

„Man erlebt heute das unvorstellbare Schauspiel eines Landes, das dreizehn Jahrhunderte türkischer Verwaltung vollkommen ruiniert

[7]) Preuß, zitiert oben Seite 674.

hatten und das die Forderung nach hohen Löhnen bewilligt, den Achtstundentag und eine ganze Anzahl arbeitsfreier Tage einführt. Dadurch wird jeder großzügige Arbeitsplan zur wirtschaftlichen Hebung des Landes verhindert und jede fruchtbare Privatinitiative durch die hohen Arbeitskosten im vorhinein gehemmt [8]).

Dies scheint jedoch nicht die Ansicht der jüdischen Industriellen der Lodzia und der Nesher, wie auch Rutenbergs, Monds und Warburgs zu sein, die in diesem Augenblick Pläne entwerfen oder bereits durchführen, deren Großzügigkeit nichts zu wünschen übrig läßt.

Auch der Optimismus der palästinensischen Regierung steht in auffallendem Gegensatz zu dem Pessimismus Kadmi Cohens. In ihrem offiziellen Bericht für das Jahr 1927 lesen wir: „Die Arbeitsverhältnisse haben sich entschieden gebessert, und die Zahl der Bankerotterklärungen ist im Verhältnis zum Jahre 1926 geringer geworden. Die Zahl der in den industriellen Unternehmungen beschäftigten Arbeiter ist gestiegen, und viele Fabriken mußten Tag und Nacht mit vollem Ertrag arbeiten, um den Bedarf der Binnenmärkte wie auch der Auslandsmärkte zu befriedigen, in denen die palästinensischen Industrien Fuß zu fassen beginnen. Diese Besserung läßt sich zum Teil auf die freie Einfuhr der Rohstoffe und den Schutzzoll auf importierte Waren zurückführen."

Trotzdem diese Schutzzollpolitik uns keineswegs sympathisch berührt, stellen wir mit Befriedigung die Frage: Wo bleibt der allgemeine Bankerott, den Kadmi Cohen vorausgesagt hat? Welchen Sinn hätte überhaupt die Schaffung einer Jüdischen Heimstätte, wenn die armen Teufel dort durch ihre Brüder so behandelt werden sollten, wie man in den Fabriken von Bombay und Shanghai die indischen oder chinesischen Kulis behandelt?

Kadmi Cohen, der sich Zionist nennt, fordert, daß man zum „Wiederaufbau des Zionismus" allmählich die Schulunterstützungen aufheben, den kommunistischen Kolonien die Hilfe verweigern soll — hat man sie überhaupt bis jetzt in irgendeinem nennenswerten Ausmaße geleistet? — und daß man der Solidaritätspropaganda unter den Juden der Diaspora ein Ende bereiten und an die Stelle einer Arbeit ohne Ausbeutung eine Arbeit mit Ausbeutung zugunsten der „auf ernster Basis organisierten Unternehmungen" setzen soll.

Für ihn ist heute der Zionismus nur eine „auf Bettelei aufgebaute Ideologie", als ob es nicht das heiligste aller Barmherzigkeitswerke wäre, zu fordern, zu betteln, wie er es nennt, um den Enterbten die Möglichkeit zu geben, ihr Leben zu fristen, kein Leben des Müßiggangs, sondern ein arbeitsreiches Dasein. Er will diesen Zionismus durch einen, wie er ihn nennt, „wirtschaftlichen Zionismus" ersetzen, durch einen finanziellen oder kapitalistischen, der imstande wäre, die „un-

[8]) Kadmi Cohen: Der Bankerott des Zionismus. „Mercure de France", 1. Juni 1928.

nützen Studenten", diese Halutzim, die einen „fast krankhaften" Wissensdurst besitzen, diese Träumer, die Palästina zu einem Laboratorium sozialistischer Experimente machen wollen, diese Arbeiter, die den tollen Anspruch erheben, nur eine bestimmte Zeit zu arbeiten und sich an ihre gewerkschaftlichen Tarife zu halten, zur Vernunft zu bringen.

Wenn man seine Gedankengänge verwirklichen würde, könnte man dann mit Recht von einem Bankerott des Zionismus sprechen, denn man würde damit seine ganze Schönheit, seine Kraft, seine Herrschaft über die Seelen töten.

Ein solcher Bankerott ist jedoch nicht zu befürchten. Man darf sich aber nicht verheimlichen, daß die kapitalistische Entwicklung, deren Vorzeichen wir in Palästina sehen, die großen Schwierigkeiten der heutigen Stunde verschärfen kann, die sich aus dem Vorhandensein zweier Arbeitsgruppen ergeben: der einen, die nur die mittelalterlichen Arbeitsbedingungen kennt, und der anderen, die die des zwanzigsten Jahrhunderts, ja sogar die des einundzwanzigsten Jahrhunderts verwirklichen will. Es ist zu erwarten, daß die jüdischen Unternehmer aus zionistischer Solidarität weiterhin ihre Arbeiter unter dem Gesichtspunkt ihrer Zugehörigkeit zu demselben Volke wählen und sich nicht ausschließlich um die Herstellungskosten kümmern werden. Diese jüdische Solidarität ist einmal durch einen Ausspruch von Palmerston gekennzeichnet worden: „Wenn ein englischer Jude in Lissabon zwei Konkurrenten, einen englischen Christen und einen portugiesischen Juden trifft, wird er sicherlich dem Portugiesen helfen." Man hat es häufig in Palästina erlebt und sieht es auch heute noch, daß ein jüdischer Arbeitgeber oder Grundbesitzer, dem das Angebot jüdischer und arabischer Kräfte zur Verfügung steht, die jüdischen Arbeiter vorzieht. Man muß außerdem mit der Histadruth rechnen, die im Notfalle einen Druck auf die Arbeitgeber ausübt. Aber man findet auch Beispiele, sogar skandalöser Art, eines entgegengesetzten Verhaltens, und diese Beispiele werden sich noch mehren, wenn es sich nicht um Privatarbeitgeber, sondern um unpersönliche Organisationen, um Unternehmungen handeln wird, die von Gesellschaften mit beschränkter Haftung finanziert werden und sich ausschließlich um einen hohen Ertrag kümmern.

Die arabischen Arbeiter unterscheiden sich zwar von den Juden nicht nur durch ihre Forderungen, sondern auch durch ihre Leistungsfähigkeit, und es wird immer Arbeitszweige geben, in denen sie die Konkurrenz mit qualifizierten Arbeitern nicht aushalten können. Außerdem darf man sich nicht der gefährlichen Täuschung hingeben, daß es auf lange Sicht gelingen wird, eine wasserdichte Scheidung zwischen den beiden Kategorien der palästinensischen Arbeiter beizubehalten.

Schon heute treffen sich Araber und Juden auf dem Arbeitsmarkte, beim Eisenbahnbau, in den Plantagen, in den Unternehmungen der

öffentlichen Arbeiten, und wenn unter diesen Bedingungen die neuen Einwanderer nach Palästina nicht aus den Betrieben oder den Orangenplantagen ausgeschaltet werden wollen oder sich dagegen wehren, daß ihre Lebenshaltung auf das Niveau der Araber herabgedrückt wird, müssen sie den Arabern helfen, ihr eigenes Lebenshaltungsniveau den ihrigen anzugleichen. Dieses Ziel hat sich auch die Allgemeine Arbeiterorganisation gesetzt und verfolgt es mit großer Aktivität.

Man hat uns in Petah-Tichwa erzählt, daß die Araber mit vier Piaster weniger pro Tag bezahlt werden, obwohl sie ebenso gute landwirtschaftliche Arbeiter sind wie die Halutzim, denen jede landwirtschaftliche Erfahrung fehlt. Aber im vorigen Jahr betrug der Unterschied noch acht Piaster. Andererseits hat die Histadruth die arabischen Arbeiter in den Städten unterstützt, als sie sich gegen die skandalösen Arbeitsbedingungen empörten und zu streiken begannen, und sie werden es ihr nicht vergessen. Ungefähr 200 arabische Arbeiter, die am Eisenbahnbau neben den jüdischen Arbeitern beschäftigt werden, sind heute schon der allgemeinen Arbeiterorganisation beigetreten.

Diese Tatsachen sind an sich von geringer Bedeutung. Sie sind jedoch kennzeichnend für die neuen Verhältnisse, die sich langsam herauszuschälen beginnen. Ich will nicht ihre Bedeutung unterschätzen, ich will sie auch nicht übertreiben. Man muß schon eine starke Dosis von Optimismus aufbringen um zu glauben, daß sich in Zukunft alles bessern wird, und ich besitze sie nicht in diesem Ausmaße. Die Kolonisierung Palästinas war nie ein reines Idyll. Ich kann mich der Befürchtung nicht erwehren, daß sie es noch weniger sein wird, sobald sich das Großkapital daran beteiligt. Das an sich furchtbare Arbeitsproblem wird umso komplizierter in einem Land, in dem ungleiche Zivilisationen aneinanderstoßen, in dem dem Arbeitgeber das Arbeitsangebot von Beduinen, die sich mit 5 Piastern begnügen, von Fellachen, die 10 bis 15 verlangen, und von modernen Arbeitern, die 30 fordern, zur Verfügung steht. Wie werden sich unter diesen Umständen die Dinge entwickeln? Werden die großen sich vorbereitenden Unternehmungen jüdische Arbeiter anstellen oder werden sie sich mit den von Aufsehern bewachten billigen Arbeitskräften der Eingeborenen begnügen? Wird die Entwicklung der Industrie und der Plantagen die Zahl der jüdischen Bevölkerung steigern oder die arabische Bevölkerung den neuen Formen der Ausbeutung unterwerfen? Wird man in Zukunft eine Annäherung und Zusammenarbeit zwischen den Söhnen Israels und den Söhnen Ismaels erleben oder werden sie sich im Gegenteil in feindliche Massen spalten, um ihre gemeinsamen Herrscher von diesem Konkurrenzkampf profitieren zu lassen?

Das sind Fragen, die heute für den Zionismus Tod oder Leben bedeuten. Mit meiner ganzen Glut sozialistischer Überzeugung glaube ich an endgültige glückliche Lösungen, weil ich der Energie, der Klassensolidarität, der Macht des Ideals dieser Pioniere vertraue, die

ich an der Arbeit sah und die, in Leid und Schmerz aufgewachsen, durch die Flammen einer großen Revolution hindurchgegangen sind und in ihrem täglichen Kampfe gegen feindliche Kräfte genügend gehärtet sind, um den Sieg davonzutragen.

Ich komme nun zu der Schlußfolgerung: Ich bin nach Palästina mit einer gewissen Voreingenommenheit für den Zionismus hingegangen, jedoch fest entschlossen, mich nicht vom Schein blenden zu lassen, die noch unentschiedenen Erfahrungen nicht mit Erfolgen und die Zukunftsaussichten nicht mit Wirklichkeiten zu verwechseln. Ich habe mich auch im vorhinein durch die Kritik der Gegner, die, wie man feststellen muß, unter den Juden zahlreicher sind als unter den Nichtjuden, gegen die vielen Illusionen gewappnet. Man sagte mir, daß der Zionismus bankerott sei oder sich an der Schwelle des Bankerotts befinde, daß die Landwirtschaft in den Kolonien sich durch ausländische Unterstützung am Leben erhalte, daß die heranwachsende Industrie gelähmt sei, daß die Arbeitslosigkeit, diese schmachvolle Krankheit des Kapitalismus, Palästina ins Elend stürze und daß jeden Monat Tausende ruinierter und entmutigter Menschen den undankbaren Boden verlassen, auf dem sie nur Enttäuschungen erlebt haben.

Meine Erfahrungen im Lande selbst haben jedoch diese Ansicht nicht bestätigt. Der Zionismus hat eine schwere Krise durchgemacht, die, so ernst sie auch gewesen sein mag, langsam überwunden zu sein scheint. Die landwirtschaftlichen Kolonien, die arg unter dem Krieg gelitten haben, sehen den Moment herannahen, in dem sie endlich Selbstversorger sein werden, und in der Zwischenzeit ist ihre Bevölkerungszahl im Wachsen begriffen. Die Industrie schlägt immer tiefere Wurzeln. Große Pläne werden entworfen. Die Arbeitslosenunterstützungen sind aufgehoben worden. Die gesamte jüdische Bevölkerung ist durch die Zahl der in den Jahren 1926 und 1927 abgereisten Einwanderer um 3000 Menschen vermindert worden. In diesem Jahre wird die Einwanderung die Auswanderung um ein geringes übersteigen, und in den folgenden Jahren erwartet man eine neue Alijieh, eine neue Einwandererwelle.

Dies sind feststehende Tatsachen, die leicht nachzuprüfen sind. In bezug auf die Zukunft werde ich mich jedoch vor Prophezeihungen hüten. Ich habe gezeigt, wie einerseits der Kapitalismus in Palästina auftaucht und wie andererseits die Arbeitskräfte sich organisieren, sich entwickeln und einen bewunderungswürdigen Versuch unternehmen, das Ideal des Zionismus, „freie Arbeit auf freiem Boden", zu verwirklichen.

Welche von diesen beiden Kräften wird das Spiel gewinnen?

Ich wette auf den Sieg der Arbeiter!

Das Kabinett Müller.

Von *Dr. Rudolf Breitscheid,* M. d. R.

Das parlamentarische Regierungssystem zeigt in den verschi denen Ländern, in denen es gilt, ein verschiedenes Gesicht. Seine Wesen nach will es allenthalben den in den Parlamentswahle zum Ausdruck kommenden Volkswillen zur Grundlage und zu Ausgangspunkt der Bildung des Staatswillens machen. Aber d Methoden, nach denen der Wille des Volkes mit Hilfe der Wahlen fes gestellt wird, sind mannigfaltig, und ebenso mannigfaltig sind in de Volksvertretungen selbst die Voraussetzungen für das Zustandekomme der die Regierung tragenden Mehrheiten. Geschichte, Tradition, Volk charakter, soziale und wirtschaftliche Gruppierungen spielen dabei ih differenzierende Rolle.

Vergleichen wir des Beispiels halber die Verhältnisse in Deutsch land mit denen in England und Frankreich. Was Deutschland, vo anderem abgesehen, von England unterscheidet, ist die zum kleine Teil aus seinem Wahlrecht, zum größeren aus den historischen Beding heiten zu erklärende Vielzahl der Parteien und ihre stärkere Bindu an Doktrin und Programm. Wenn Sidney Low in seinem geistreiche Buche über die Regierung Englands den Geist des englischen Parte lebens viel mehr in der Treue gegen Personen als in der gegenüb den Prinzipien sieht, so wissen wir, daß die Dinge bei uns umgekeh liegen. Und was auf der anderen Seite unsere parlamentarische Zustände von denen Frankreichs unterscheidet, ist — wenn wir d französischen Sozialisten und Kommunisten ausnehmen — die wesen lich straffere Organisation und Disziplin der Fraktionen und Parteie Der einzelne Abgeordnete bei uns ist aufs engste verbunden mit sein parlamentarischen Gruppe, und die wieder hängt von dem Gesam verband im Lande ab. Für ein Mitglied des Reichstags ist es sel schwer, ja fast unmöglich, einen politischen Entschluß zu fassen, b dem er nicht durch die Zustimmung seiner Parteifreunde gedeckt is

Diese Tatsachen muß man sich vor Augen halten, wenn man d Schwierigkeiten, die bei jeder Regierungsbildung in Deutschland e wachsen, einer kritischen Beurteilung unterziehen will. Es gibt für ein geschlagene und abtretende Regierung nicht ohne weiteres eine Alte native. Es steht nicht eine einzelne Partei bereit, um an die Stel

der besiegten zu treten, und es ist weiter unmöglich, daß der mit der Regierungsbildung beauftragte Parlamentarier eine Reihe von Persönlichkeiten für die Aufstellung seines Kabinetts um sich sammelt, ohne daß diese die Einwilligung ihrer Parteien eingeholt hätten, die auch wieder nur gegeben wird, wenn man der Erfüllung sachlicher Vorbedingungen sicher zu sein glaubt.

Das charakteristische Merkmal der Wahlen vom 20. Mai war die Niederlage der Deutschnationalen und der Sieg der Sozialdemokratie. Daß jene aus der Regierung ausscheiden und diese eintreten müßten, schien die gebotene Konsequenz. Aber neben den Deutschnationalen hatten in dem alten Kabinett die Deutsche Volkspartei, die Bayrische Volkspartei und das Zentrum gesessen. Sie waren gemeinsam für die Politik des „Bürgerblocks" verantwortlich gewesen, gegen den die Sozialdemokratie und die Demokraten in der Opposition gestanden, und den sie in der Wahlkampagne bekämpft hatten. Die Sozialdemokratie eroberte 22 Mandate, aber sie war auch mit den Demokraten zusammen von einer Mehrheit weit entfernt, und sie hätte sie selbst dann nicht erreicht, wenn die Kommunisten hinzugestoßen wären, die im übrigen ohnedies nach ihrem eigenen Willen für eine Regierungsbildung nicht in Frage kommen. Ein Kabinett, das ein anderes Gesicht trüge als der Bürgerblock, war ohne die Mitwirkung von Parteien, die an diesem Bürgerblock beteiligt gewesen waren, nicht denkbar. Auch mit dem Zentrum allein war eine Majorität nicht zu schaffen, zum mindesten die Bayrische Volkspartei hätte zugezogen werden müssen, und beide zeigten wenig Neigung, ohne Mitarbeit der Deutschen Volkspartei das Spiel zu wagen. So mußte der Versuch mit der sogenannten großen Koalition gemacht werden, das heißt mit einer Verbindung, zu der drei Parteien der alten Regierung gehörten.

Daß unter diesen Umständen die Verhandlungen über das Programm und die Grundlagen des neuen Kabinetts von vornherein außerordentlich dornenvoll sein mußten, liegt auf der Hand. Die Sozialdemokraten verlangten mit gutem Recht eine erkennbare Auswirkung ihres Wahlerfolges auf die Gestaltung der nun zu treibenden Politik, die andern in dem Bewußtsein ihrer Unentbehrlichkeit hemmten und bremsten, und namentlich die Deutsche Volkspartei war darauf aus, das Ganze nur als eine Veränderung des Firmenschildes anzusehen, die den Charakter der Geschäfte nicht berühre. Die Besprechungen endeten mit einem Mißerfolg. Die große Koalition scheiterte an unvereinbaren Forderungen von rechts und links, aber das Ende war schließlich die Schaffung eines unter sozialdemokratischer Führung stehenden Kabinetts, dessen Mitglieder zwar den Parteien der großen Koalition angehören, die sich aber, wie es hieß, nur als Einzelpersonen zur Verfügung stellten.

Eine nach Lage der deutschen Parteiverhältnisse sehr künstliche und etwas gewaltsame Konstruktion! Sie kam schließlich nur zu-

stande, weil irgend etwas zustandekommen mußte und weil auf anderer Basis kaum eine Mehrheit zu finden gewesen wäre. In Wirklichkeit stehen die Minister, auch wenn sie als „Persönlichkeiten" in die Regierung eingetreten sind, unter der Autorität ihrer Fraktion, und in Wirklichkeit ist das Experiment nur gemacht worden in der sicheren Erwartung, daß bis zum Herbst aus den Persönlichkeiten wieder offizielle Vertreter der Parteien werden, will sagen, daß bis dahin die in Frage kommenden Fraktionen sich untereinander und der Regierung gegenüber verpflichtet fühlen.

Den Verlauf der Entwicklung und den einstweilen prekären Stand der Dinge spiegelt auch die von dem Reichskanzler Müller-Franken verlesene Regierungserklärung wieder. Was an ihr auffällt, ist eigentlich nicht sowohl ihr Inhalt, der selbstverständlich in jedem Punkte die mühevolle Arbeit des Kompromißabschlusses verrät, sondern ihr Umfang. Sie behandelt eine große Menge von Problemen und steigt vielfach tief in die Einzelheiten hinein. Damit will sie sicher zum Ausdruck bringen, daß die Regierung sich selbst nicht als ein Gebilde von kurzer Dauer betrachtet, sondern entschlossen ist, in der gegenwärtigen oder einer ähnlichen personellen Zusammensetzung die Geschäfte auf lange Zeit zu führen. Indessen der Umfang der Erklärung ist auch noch aus einem anderen Umstande zu begreifen. Eben weil die Parteien rechts von den Demokraten aus verschiedenen Gründen sich zunächst abwartend verhalten und den Schein erwecken möchten, als seien ihre Hände völlig frei, galt es, ihnen zum mindesten durch Aufzeigen der Fragen, mit denen sich das Kabinett beschäftigen werde, darzutun, daß ihnen die Anwesenheit der Sozialdemokratie nicht ohne weiteres die Aufgabe von Prinzipien zumute, und daß positive Mitarbeit für sie also nicht nur möglich, sondern auch vorteilhaft sei. Ob freilich dieser Zweck erreicht und im Herbst die eigentliche Koalition an die Stelle der jetzigen loseren Verbindung treten wird, ist eine Frage, die noch nicht unbedingt mit ja beantwortet werden kann.

Die größten Widerstände liegen zweifellos bei der Deutschen Volkspartei. Sie verlangt vor allem als Preis für ihre Mitwirkung im Reich den Eintritt in das preußische Kabinett. Die preußischen Regierungsparteien wollen, obwohl sie dem Gedanken nicht grundsätzlich ablehnend gegenüberstehen, den von der Volkspartei konstruierten Zusammenhang zwischen den Erfordernissen der preußischen und der Reichsregierung nicht anerkennen. Sie erinnern daran, daß die Volkspartei seinerzeit, um die Fühlung mit den Deutschnationalen nicht zu verlieren, das Kabinett verlassen habe, und sie lehnen es ab, jetzt einen Druck auf sich ausüben zu lassen. Das kann noch allerlei Schwierigkeiten geben. Aber auch wenn sie zu überwinden sind, ist die Bahn für die Reichspolitik noch keineswegs von Hindernissen befreit.

Die Koalition wird unter allen Umständen eine Art von Notgemeinschaft sein und bleiben, denn die Gegensätze unter den Parteien

die sie bilden, sind nicht aus der Welt zu schaffen. Sie traten ja auch schon hervor bei den Gesetzesvorlagen, mit denen sich der Reichstag in seiner kurzen Sommertagung befaßt hat. Entweder kam es, wie bei der Amnestie, nur mit Mühe und Not zu einem Kompromiß, oder es stimmten, wie bei der Ermäßigung der Lohnsteuer, die Regierungsparteien gegeneinander. Und in der Frage des Nationalfeiertages schließlich war eine Einheitlichkeit so wenig zu erzielen, daß die Vorlage des Reichsrats einstweilen im Ausschuß begraben wurde. Den verschiedenen Problemen gegenüber werden sich die Parteien verschieden gruppieren. Am häufigsten und am stärksten aber wird ganz naturgemäß der Antagonismus zwischen der Sozialdemokratie und der Deutschen Volkspartei in die Erscheinung treten.

Hier stehen gegeneinander die Vertretung der Arbeiter- und der Kapitalinteressen, und es wird großer taktischer Geschicklichkeit und eines sehr ausgeprägten politischen Sinnes bedürfen, um einen, wenn auch nur vorübergehenden Ausgleich zu finden. Die hin und wieder angewandte Formel: hie Sozialismus, hie Liberalismus, ist deshalb fehl am Platze, weil es einen eigentlichen Liberalismus nicht mehr gibt. Der Kampf geht nicht mehr um die Aufrechterhaltung des Grundsatzes der wirtschaftlichen Freiheit des einzelnen. Sie ist längst beseitigt sowohl durch die Eingriffe der öffentlichen Hand wie durch die Kartell- und Trustbildungen. Es handelt sich heute zunächst um eine im Interesse der Arbeitnehmenden aufzurichtende staatliche Kontrolle des privaten Monopols, und damit um einen weiteren Schritt auf dem Wege zu einer von der Allgemeinheit getragenen Organisation der Wirtschaft. Die Kräfte des Kapitalismus und des Sozialismus befinden sich zurzeit in einem Gleichgewichtszustand. Aus ihm kann man soziologisch die Notwendigkeit eines Kooperierens der die einander widerstrebenden Interessen vertretenden Parteien ableiten und erklären, aber die Reibungen sind damit nicht aus der Welt geschafft. Das, was man den Klassenkampf nennt, bleibt bestehen, und die Koalition bedingt nur die Anwendung anderer Mittel zu seiner Austragung.

Es ist begreiflich, daß es der Deutschen Volkspartei bei ihrer ganzen Struktur nicht leicht wird, auf ihren Wunsch nach einer Vereinigung aller bürgerlichen Gruppen gegen die Sozialdemokratie Verzicht zu leisten. Aber die Aufgabe, die die Sozialdemokratie übernimmt, ist noch schwerer. Neben ihr stehen die Kommunisten, die in ihrer Presse und noch mehr in den die Arbeiter zusammenballenden Betrieben ihre angebliche Prinzipientreue und ihren Radikalismus gegenüber dem „Verrat“ und dem „Opportunismus“ der Sozialdemokratie preisen. Die Sozialdemokraten haben so einen Kampf gegen zwei Fronten zu führen. Sie müssen bemüht sein, die Widerstände ihrer Koalitionsgenossen gegen berechtigte Arbeiterforderungen zu brechen und gleichzeitig die Angriffe der Kommunisten abwehren.

Hätten sie sich ausschließlich von parteiagitatorischen Erwägungen leiten lassen, oder hätten sie Rücksicht auf ihre politische Bequemlichkeit genommen, so würden sie den Weg der großen Koalition nicht beschritten haben. Was sie veranlaßte, ihn zu gehen, war der Wille für die Arbeiterklasse herauszuholen, was sich unter den gegebenen Machtverhältnissen herausholen läßt. Indem sie sich zum Parlamentarismus und zur Demokratie bekennen, suchen sie parlamentarische Mehrheiten für Forderungen zu finden, die nicht ihre letzten sind, deren Verwirklichung aber auf dem Wege zu ihrem Ziele liegt. Was sie weiter bestimmt, ist die Tatsache, daß ihr Versagen in diesem Augenblick den Parlamentarismus in Deutschland in die größten Gefahren gebracht und dem Fascismus verhängnisvolle Möglichkeiten eröffnet hätte. — Endlich aber sind sie überzeugt, daß diese Regierung, wie sie ist und wie sie sich gestalten kann, die sicherste Garantie für eine Außenpolitik bietet, die sich auf der Linie des Friedens und der Verständigung hält und die von Deutschland aus die Voraussetzungen für die Bereinigung der Fragen schafft, deren Ungelöstheit Gefahren für die Ruhe Europas birgt. Von Deutschland aus — ob die Gegenseite, ob insbesondere Frankreich aus der veränderten deutschen Situation die notwendigen Schlußfolgerungen ziehen wird, ist freilich einer der zahlreichen Zweifel, die sich an das Zustandekommen der großen Koalition knüpfen.

Was so das Kabinett Müller innen- und außenpolitisch zu leisten vermag, muß die Zukunft lehren. Es ist ein großangelegter Versuch, ein gefährlicher Versuch möglicherweise, aber einer der gemacht werden muß, einer, zu dem die Verhältnisse zwingen. Guten und ehrlichen staatspolitischen Willen auf allen Seiten vorausgesetzt, wird er innerhalb des ihm durch die Natur der Dinge gezogenen Rahmens seine Erfolge zeitigen. Einsichtslosigkeit und krasser Parteiegoismus können ihn zum Scheitern bringen. An einem solchen Ausgang aber würden nur die grundsätzlichen Gegner des gegenwärtigen Staatswesens und seiner gesetzmäßigen Entwicklung ihre Genugtuung finden. Eine gewaltsame Störung dieser Entwicklung mag den Extremen von recht und links eine freudige Hoffnung sein, aber weder die einen noch die andern sind in der Lage, auch nur mit einiger Sicherheit vorauszusagen, zu wessen Vorteil das Abweichen von den Wegen der Demokratie ausschlagen würde.

Politische Parallelen: Japan in China und Italien auf dem Balkan.

Von *Graf Sforza,*
Senator, ehemaliger italienischer Außenminister.

Während meiner Reise, die mich im Laufe des letzten Jahres durch China führte, blieb ich viel länger in der Mandschurei, als ich ursprünglich beabsichtigt hatte. Mein besonderes Interesse an der Mandschurei wurde durch Beobachtungen geweckt, die sich nicht nur auf das chinesische Problem bezogen, mit dem ich mich überall in China beschäftigte, sondern auch darüber hinaus mir als Italiener Rückschlüsse aufdrängten, die sich auf wirklich ernste — und nicht nur künstlich geschaffene — Probleme anwenden ließen, die die Zukunft meinem eigenen Volke vorbehält.

Es ergaben sich tiefe Analogien zwischen dem japanischen Problem, das die Mandschurei beschäftigt, und dem Problem der italienischen Überbevölkerung. In den beiden Ländern sind wunderbare Naturschönheiten vorhanden, aber mit Ausnahme einiger begünstigter Zonen ist der Boden verhältnismäßig unfruchtbar; in den beiden Ländern gibt es einen überwältigenden Geburtenüberschuß; in beiden Ländern herrscht der äußere Anschein eines militaristischen und reaktionären Nationalismus vor, während für diejenigen, die sich von der theatralischen Aufmachung nicht blenden lassen, in den Urtiefen der Seelen ein wesentlich demokratisches Volksbewußtsein sichtbar wird.

Wie in Italien gibt es in Japan Gruppen, die hoffen, mit Hilfe eines vorübergehenden militaristischen Rausches die autokratische Macht trotz der Opposition der breiten Volksmassen beibehalten zu können. Allerdings wird in Italien nur davon gesprochen; aber es schien zu gefährlich, ein Volk zu bewaffnen, das in eine so schwierige Lage gebracht worden war. In Japan hat man es gewagt. Die Militärexpedition nach Shantung, — die zum Teil gerechtfertigt war, wenn man die Bedeutung der japanischen Interessen auf dieser Halbinsel, die Metzeleien von Nanking und Hankau im Frühjahr 1927 wie auch den Präzedenzfall der britischen Expedition nach Shanghai im vorigen

Jahr berücksichtigt — läßt sich eigentlich nur aus dem militaristischen und „patriotischen" Charakter der an der Macht befindlichen Regierung erklären, die keinen Kontakt mit der Seele des Landes hat und sich zu einem dieser Gewaltexperimente verführen ließ, die für solche Abenteuerregierungen notwendig sind.

Keines der Völker, die am Weltkrieg teilgenommen haben, hat vielleicht besser als das japanische die tiefe Lehre begriffen, die sich aus einem solchen Kriege ergibt — und zwar daß er mit einer Niederlage sowohl für Besiegte wie für Sieger endet. Für die Japaner bedeutete übrigens der Krieg nicht nur eine unkomplizierte Militäraktion gegen die Deutschen in Tsingtau, sondern auch eine wirkliche Militäraktion im großen Stil — es war ein blutloser, aber mit der ganzen Brutalität geführter Krieg, wie ihn dieselben Machthaber, die noch heute Japan regieren, im Jahre 1915 China mit einem Ultimatum von 21 Punkten erklärten.

Die Schäden, die der damals einsetzende chinesische Boykott den japanischen Handel zufügte, haben Japan zwei Prinzipien klar gemacht: erstens daß nur ein zum Exportationsgebiet der japanischen Industrie gewordenes China die wachsende Bevölkerung des Reiches der aufgehenden Sonne ernähren kann; zweitens daß in einem solchen Falle der Wohlstand Chinas im Interesse Japans liegt und man deshalb aufhören muß, seine eigenen Kunden totzuschießen.

Um gegen diese sich allgemein verbreitende Volksstimmung anzukämpfen, versucht das Kabinett Tanaka, das — man darf es nicht vergessen — eine Minderheitsregierung ist, die patriotischen Saiten immer von neuem erklingen zu lassen; es wird ihm dabei höchstens gelingen, dieses heilige Gefühl in Mißkredit zu bringen — wie es in allen Ländern geschieht, in denen einzelne Gruppen, um an der Macht zu bleiben, vor der Lästerung nicht zurückschrecken, sich mit der Idee des Vaterlandes zu identifizieren.

Aber in Japan ist die Presse frei, und sie antwortet einstimmig auf die flammenden Tiraden der offiziellen Organe durch Artikel, deren Titel besonders charakteristisch sind. „Seien wir vorsichtig!" — „Das chinesische Wespennest" — „Kurzsichtige Politik" — „Gefährden wir nicht die Zukunft" — usw.

Das Kabinett Tanaka ist bereits im Begriff einzusehen, daß es nicht so leicht ist, eine dieser Volksbewegungen nationalistischer Begeisterung zu entfesseln, die ein so leidenschaftliches Volk wie das japanische so oft erschüttert haben.

Aber obwohl die heute an der Macht befindliche Regierung in Japan keineswegs — wie ich bereits gesagt habe — als Exponent der neuen Strömungen im japanischen Volke aufgefaßt werden kann, ist es sehr zweifelhaft, ob selbst die Nationalisten des Kabinetts Tanaka

die Rückkehr zu der Politik einer brutalen Intervention, wie man sie im vollen Rausch des Krieges im Jahre 1915 trieb, im Ernst für etwas anderes halten, als eine dramatische Geste oder einen diplomatischen Bluff, der dazu dienen soll, die besonderen und unbestreitbaren Interessen Japans in der Mandschurei sicherzustellen.

Was den Streich von Shantung betrifft wie auch andere Schritte, die die Zukunft vielleicht uns Europäern als Überraschung vorbehält, darf man nicht vergessen, daß diese Manifestationen der japanischen Politik — wie nicht weiter verwunderlich ist — manchmal eine Wendung annehmen, die für die Mentalität Nippons charakteristisch ist. Die japanische Mentalität, die in dieser Hinsicht mit der chinesischen identisch ist, läßt eingestandene oder verschleierte Widersprüche zu, die unserer arianischen Logik unfaßbar erscheinen. Man begegnet häufig einem Japaner, der nach seinem religiösen Glaubensbekenntnis zugleich Shintoist und Buddhist ist. Als Shintoist vergöttlicht er Japan mit einer Treugläubigkeit, die den Camelots du Roy des Herrn Maurras, die Frankreich vergöttlichen, fremd ist und auch den italienischen Nationalisten fehlt, die sich die Erfindung dieses französischen Journalisten zu eigen gemacht haben. Als Buddhist schwebt er mit seiner universellen Seele über allen Grenzen. Ebenso kann man sich im Reiche der aufgehenden Sonne ehrlich dessen bewußt sein, daß eine Politik des Friedens und der Verständigung mit China möglich ist, ohne daß dadurch heftige militärische Interventionen ausgeschaltet werden.

Der Chinese seinerseits, obwohl er diesem Gewaltakt zum Opfer fällt, zieht daraus nicht, wie wir es tun würden, absolute, endgültige Konsequenzen. Er enträtselt das Geheimnis einer Logik, die der seinen gleich ist. Er hat letzten Endes, trotz allem, weniger Abscheu vor den Japanern als vor diesen elenden Europäern, die ihm mit präzisen Ideen, mit logischen Programmen, mit unerbittlichen Schlußfolgerungen kommen. Denn es ist in erster Linie unsere *forma mentis*, die den Chinesen am meisten ärgert und ermüdet.

In der asiatischen Politik muß man die langen Wellen auffangen, wie letzten Endes in jeder Politik, und muß sich nicht von den kurzen Wellen irreführen lassen. Die langen Wellen sagen uns, daß trotz des in Shantung vergossenen Blutes, trotz anderer selbst ernster Zwischenfälle, die sich noch ereignen mögen, alle Wahrscheinlichkeit dafür spricht, daß es Japan in einer verhältnismäßig nahen Zukunft gelingen kann, offiziell die Rolle eines „Freundes Chinas" zu übernehmen. Ich würde sogar so weit gehen und dies als ganz sicher bezeichnen, wenn nicht noch Zweifel über die einzige Frage vorhanden wären, in der ganz Japan — und nicht nur das falsche Japan der Nationalisten — entschlossen zu sein scheint, sich auf keine Kompromisse einzulassen, und zwar die wirtschaftliche Vorherrschaft in der Man-

dschurei, die übrigens eine vollkommene, durch ehrliche Garantien sichergestellte Wahrung der chinesischen Interessen voraussetzt.

II.

Die historischen und geographischen Parallelen sind selbstverständlich immer ein wenig künstlich aufgebauscht, wenn man sie zu weit verfolgen will. Ebenso wie es nie zwei historische Situationen gibt, die sich auf eine identische Weise wiederholen, gibt es auch keine vollkommene politische Parallele.

Ich habe schon zu Beginn eine dieser Analogien zwischen den Zuständen in Japan und in Italien hervorgehoben.

Vom politischen Standpunkt aus gibt es eine auffallende Analogie zwischen dieser Politik der Spaltung Chinas in Norden und Süden, die die reaktionären japanischen Gruppen seit dem Jahre 1915 verfolgten und die im Augenblick vom Kabinett Tanaka mit dem Gewaltakt von Shantung im Mai und Juni 1928 wieder aufgenommen worden zu sein scheint, und der Spaltungspolitik in den Balkanländern, die die österreichisch-ungarische Monarchie mit so großer Geschicklichkeit und mit einem so tragischen Ausgang trieb, und die jetzt von der fascistischen Diplomatie wieder aufgegriffen wird. Diese Behauptung ist keine böswillige Verleumdung, da die Presse, die in italienischer Sprache veröffentlicht wird, das heißt die ganze offizielle Presse, sich dessen rühmt, daß sie jede ideelle Triebkraft aus der politischen Aktion ausschaltet.

Das feudalistische und aristokratische Österreich-Ungarn mit seinen fünfzig Millionen Untertanen und seinen neun verschiedenen Sprachen wiegte sich in der Täuschung, daß seine Sicherheit durch die dauernde Eifersucht der Rassen, die sein Völkergemisch bildeten, gewährleistet wurde: Kroaten gegen Ungarn, Ungarn gegen Serben, Slovenen gegen Italiener, Deutsch-Österreicher gegen Ungarn. Aber das genügte noch nicht. Der Ballplatz war ununterbrochen am Werke, die Uneinigkeit zwischen, sagen wir, Bulgaren und Serben oder Rumänen und Bulgaren immer von neuem zu entfachen. Ein echter und wirklicher Frieden auf dem Balkan schien den hochgeborenen Herren von Wien eine Gefahr für die Aufrechterhaltung ihrer Autokratie. In dieser sterilen Oligarchie der Höflinge und Bürokraten, die die Basis der Doppelmonarchie bildete — eine Oligarchie ohne jede geistige Weltsendung —, war vielleicht nur ein einziger vorhanden, der die Möglichkeit einer neuen Mission Österreichs, jenseits von Spaltungspolitik und von Haßgefühlen, erkannte. Dieser Mann war der Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand, der in Serajewo ermordet wurde. Er haßte Italien und die Italiener, aber ein Italiener kann eine genügende Objektivität aufbringen, um sich darüber klar zu werden, daß Franz Ferdinands politische Erkenntnis den Habsburgern eine neue Existenzberechtigung in der europäischen Politik zu geben vermoch

hätte. Aber Italien mit seinen 500 000 Kriegsgefallenen kann nicht an dem Sturz dieses Österreich, in dem es kurz nach dem Erdbeben in Messina einem Conrad möglich war, einen Angriff auf Italien zu planen, gearbeitet haben, um als einziges Ergebnis dieses Kampfes sich das Motto des gestürzten Hauses anzueignen: Divide et impera.

Nur durch wirklichen Frieden, nur durch die Gewinnung eines solchen Vertrauens bei den, trotz ihrer Irrungen und Schwächen erstarkenden Demokratien des Balkans, kann Italien die große Stellung erlangen, auf die es in Osteuropa einen Anspruch hat.

Das waren die politischen Grundsätze, nach denen ich mich richtete, als ich die Außenpolitik meines Landes leitete. Italien wird diese Stellung nie gewinnen, wird nur künstliche und vorübergehende Erfolge, wie sie Österreich beschieden waren, erringen, wenn es gegen den Strom der Geschichte seines liberalen Risorgimento schwimmt. Mazzini, der in so vielen Punkten eine wirklich prophetische Sehergabe bewies (hatte er nicht schon vor 90 Jahren die deutsche Einheit, die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands, die Zerstörung Österreichs, die Auferstehung der östlichen Nationalitäten vorausgesagt?), zeichnete in dem italienischen Programm einer künftigen Balkanpolitik Richtlinien ein, die noch heute unser Evangelium bilden sollten: immer die Einheit, den Frieden, den Fortschritt der heranwachsenden Völker auf dem Balkan fördern, mit einem Wort einen Gegensatz zu der kurzsichtigen und egoistischen Politik Wiens schaffen.

III.

Wenn selbst Japan allmählich zu der Erkenntnis gelangt, — und sogar die sich an der Macht befindlichen Reaktionäre, die dort mehr Patrioten als Parteianhänger sind, scheinen sich schließlich dessen bewußt zu werden —, daß man mit der verzerrten Maske eines historischen Samurai die Interessen Nippons in China keineswegs zu fördern vermag, ist es umso offensichtlicher, daß Italien nicht in der Lage sein wird, sich auf dem Balkan die Position zu schaffen, die ihm die Geschichte und die Natur einräumen, wenn es nicht die militaristische Maske abwirft, die so wenig zu seinem natürlichen Genie paßt, und sich nicht von einem Programm befreit, das von einem Machiavelli dritten Ranges geborgt zu sein scheint.

Wenn man auf dem Balkan versucht, jenes geheimnisvolle Schachspiel zu spielen, das auf eine Aufpeitschung der Eifersüchte und der Streitigkeiten hinsteuert, arbeitet man an der Verelendung und Unfruchtbarmachung des einzigen großen benachbarten Absatzgebietes, in dem ein arbeitsames und ruhiges Italien von neuem seine Kraft wiedergewinnen kann, wie ich in einem Buch auseinandergesetzt habe, das in diesen Tagen erschienen ist: *L'Enigme Chinoise* (Payot, Paris). Dieses Buch ist mit einer komischen, eingedrillten Einmütigkeit von

der in Italien erscheinenden Presse angegriffen worden, als ob man die Rückschlüsse verstanden hätte. Japan wird, wie ich sagte, die Kraft finden, sich durch die Professionellen und Ausbeuter eines „militaristischen Patriotismus" der Schwäche beschuldigen zu lassen und dadurch seinen Söhnen, die für seine Insel viel zu zahlreich sind, eine neue Ära in dem großen Reservoir China eröffnen.

Soll Europa, unserem armen Europa, das der Krieg verwüstete — dieser Krieg, der an einem Nachmittag des verhängnisvollen August 1914 drei Menschen, die gemeinsam an der Mauer von Peking spazieren gingen, Jordan, Maltzan und mir, — und sei es auch nur für einen Augenblick lang —, furchtbar wie ein Bürgerkrieg erschien, auch diese politische Einsicht aus den Tiefen Asiens kommen?

Verfassungstag.

Von *Herbert v. Hindenburg,*
Gesandter z. D.

Hier in Bayreuth, wo robuste Gestalten mit dem Eisernen Erster auf dem Sommeranzug promenieren und der General von Epp eine Versammlung abhält, in die Juden nicht gehen dürfen, erscheint es fast vermessen, den Verfassungstag zu erwähnen. Aber da mich die liebenswürdige Chefredakteurin darum bittet, so sei es in Kürze gewagt.

Nichts ist in Deutschland so schwer zu erreichen, als das Selbstverständliche. Zum Beispiel sollte es sich von selbst verstehen, daß wir die verfassungsmäßig festgelegten Reichsfarben ehren. Ob wir sie mögen, ob wir Schwarz-Weiß-Rot, Schwarz-Weiß oder Blau-Weiß vorziehen, sollte nicht ausschlaggebend sein. Schwarz-Rot-Gold ist das Symbol, unter dem die schwer gefährdete Einheit erhalten blieb und der Wiederaufbau sich vollzieht. Eine Änderung kann nur auf verfassungsmäßigem Wege erfolgen. Natürlich steht es Privatleuten frei, die Fahne zu zeigen, die ihnen gefällt; aber diese Buntscheckigkeit schädigt unser Ansehen. Das Ausland lacht darüber, es folgert aus dem nie aufhörenden Flaggenstreit, daß die Deutschen in politischer Hinsicht Kinder sind und es bleiben wollen. Selbstverständlich ist es auch, daß das Regime die Bürger in eindrucksvoller Form an seine Existenz erinnert. Während Germania vor dem Krieg in schimmernder Wehr durch alle Gassen zog, geht sie jetzt in nüchterner Hausfrauentracht allzu unscheinbar einher. Es sollte einen Tag für alle im Jahr geben, an dem sie sich im Festgewande zeigt. Die Engländer sind klug, wenn sie ihren König in goldstrotzendem Rahmen zur Parlamentseröffnung fahren lassen, und ebenso die Franzosen, wenn sie das tanzende Paris am 14. Juli in ein Meer von Trikoloren tauchen.

Auch wir brauchen einen Tag, der uns alle einigt, und das kann nur der Tag der neuen Verfassung sein, die vielleicht verbesserungsfähig, aber doch nun einmal die magna charta aller Deutschen ist. Indem wir sie feiern, ehren wir uns selbst und zeigen, daß es über Parteien, Kasten, Konfessionen ein brüderlich empfindendes deutsches Wesen gibt.

Ich denke mir einen Amerikaner, der in einigen Jahren, wenn der Reichstag bis dahin einen Entschluß gefaßt haben sollte, am 11. August nach Deutschland kommt und das Treiben sieht. Er fragt was los ist, und man sagt ihm: Constitution Day! Er lächelt und versteht. Die Deutschen sind geschlagen worden, sie arbeiten sich wieder hoch und feiern ihre Republik. Das ist eine augenfällige Tatsache. Sie zeigt dem Amerikaner ein Volk, das einen Willen hat, das ohne Sentimentalität einen bestimmten Weg gehen will. Auf diesem Wege schritt ihm sein größter Staatsmann [1]) voraus, der eine neue Blüte Deutschlands als Republik prophezeit hat.

Es ist alles so selbstverständlich und einfach, und doch so unendlich schwer für unser eigenbrödlerisches Volk. So zanken wir uns denn vorläufig munter weiter!

[1]) Bismarck an Frau Spitzenberg.

Der Dichter und die Parteipolitik.

Ein Gespräch mit einem Interviewer.

Von *André Gide.*

„Politik, mein Herr! Wie ist es möglich, sich nicht mit ihr zu beschäftigen? Sie belauert uns allenthalben und drängt sich uns auf. Auch ohne es zu wollen, und ohne es zu wissen treibt man Politik. Ganz unwillkürlich nehmen unsere Gedanken, je nach ihrer Prägung, rote oder weiße Färbung an; man tut nichts dazu, doch ist jeder gezwungen, an der Seite der Roten oder der Weißen Platz zu nehmen. Solange man nicht sitzt, macht jeder und alles uns daraus einen Vorwurf. Man setzt sich anfangs nur widerstrebend. Sitzt man aber, so beginnt das Übel. Schon nach Verlauf von kurzer Zeit ist es der Sitz, der die Meinungen vorschreibt, und nicht mehr die Meinungen, die die Wahl des Sitzes bestimmen. Man kommt, und nur allzuschnell, dahin, die Ideen der anderen, seine eigenen Ideen nach der Farbe zu beurteilen, in der man sie sieht. Man sagt angesichts eines Kunstwerks: es ist rot, also ist es schlecht; es ist weiß, also ist es gut; oder umgekehrt. Das mag einer Partei zum Vorteil gereichen, aber es trübt das Urteil.

In den letzten Zeiten wurde indessen die Frage aufgeworfen: ist eine Partei, sobald man sie als die richtige erkannt hat, nicht wert, daß man ihr — sogar mit getrübtem Urteil — dient?

Wer wird mir zudem sagen, daß nicht schon das Urteil getrübt war, als man die Partei als die richtige wertete? Ich wiederhole, man wählt nicht seine Partei; man nimmt da seinen Platz, wohin uns die Farbe der Gedanken weist."

„Eine unbescheidene Frage nebenbei: Sitzen Sie?"

„Ich glaube nicht. Ich hoffe nicht. Säße ich, würde mir unbehaglich zu Mute sein. Wie bequem auch der Sitz wäre, ich würde die Unruhe pachten; nur gehend fühle ich mich leben."

„Das ist es ja, was Ihre Feinde, Ihre Freunde sogar, als ein Zögern, eine Unschlüssigkeit bezeichnen. Sollten Sie vielleicht bloßer Dilettant sein?"

„Ich hoffe nicht . . ."

„Mit einem solchen Schwanken leisten Sie niemandem einen Dienst. Da keine Partei sich auf Sie berufen kann, können Sie keiner von Wert sein."

„Ich glaube, daß Sie sich hierin täuschen. Ein uneigennütziger Gedanke hat, glaube ich, mehr tatsächlichen Nutzen als jener, den man durchschaut, den man von vornherein von einer Partei vorgeschrieben weiß. Und übrigens erscheint mir dies unwesentlich. Das Wesentliche für mich ist, meinen Gedanken freien Spielraum zu lassen."

„Sagten Sie nicht soeben, daß unsere eigenen Gedanken uns infolge der ihnen eigentümlichen Färbung dazu treiben, uns auf die Seite zu schlagen, der sie sich anpassen können? Erheben Sie vielleicht den Anspruch, nur farblose Gedanken zu haben?"

„Farblos sind einzig die Gedanken, die keine Dauer haben. Ich empfinde mit Freuden die meinen als stark gefärbt. Aber . . . sie stehen mir in jeder Farbe zur Verfügung."

„Das muß Ihnen recht lästig sein."

„Wenn es sich um Erörterungen handelt, zweifellos; und aus diesem Grunde bin ich kein sonderlicher Freund von Auseinandersetzungen. Bei der ersten Abweichung des Gesprächs lasse ich mich selbst im Stich; in welchem Grade rot oder weiß der andere auch sein mag, ich warte ihm sogleich mit seiner eigenen Farbe auf. — Aber sobald man wieder allein ist, setzt man sich mit sich selbst auseinander; das Zwiegespräch stellt sich ohne jede Absicht ganz selbstverständlich ein. Und ebenso selbstverständlich gestaltet es sich zum Roman, zum Schauspiel. Und das ist das einzig Richtige . . ."

„Das einzig Richtige? . . . Aber warum? Welchen Nutzen hat es denn?"

„Verzeihen Sie . . . ich verstehe Ihre Frage nicht recht."

„Ich bin nicht imstande, mich deutlicher auszudrücken: Worin beruht, Ihrer Ansicht nach, der Nutzen des Romans, des Dramas, der Literatur in einem Wort?"

„Welchen Standpunkt nehmen Sie ein?"

„Den Standpunkt der Mehrzahl, des Volkes, des Landes, der Kultur."

„Es ist gleichsam als fragten Sie mich, von welchem Nutzen für den Baum die Früchte seien, die er trägt. Es fällt mir recht schwer, das Kunstwerk anders anzusehen als eine Erfüllung. Und es will mir sogar scheinen, der Kritiker dürfe es nicht anders betrachten. An seinen Früchten sollt Ihr den Baum erkennen."

„Was soll Ihrer Meinung nach die vorherrschende Fähigkeit des Kritikers sein?"

„Der Geschmack."

„Ich gestehe, daß mich Ihre Worte verwirren. Ich fürchte, Sie werden damit in unserer Zeit keinen Anklang finden."

„Ich fürchte es auch; was ist aber da zu tun? Soll ich mir beim Sprechen des größeren oder geringeren Widerhalls bewußt sein, den meine Stimme haben wird?“

„Und wenn Sie sich dessen bewußt wären?“

„Nichts beeinflußt so sehr den Ton der Rede. Um frei denken zu können — sagt Renan an irgendeiner Stelle — muß man überzeugt sein, daß das, was man schreibt, zu keiner Nutzanwendung führen wird.“

„Bewundern Sie diesen Ausspruch?“

„Von ganzem Herzen.“

„Ich für meine Person betrachte ihn als bloßes Paradoxon. Renan wußte im Gegenteil besser als jeder andere, daß das, was er schrieb, zu einer Nutzanwendung führen würde.“

„Aber er schrieb nicht um der Nutzanwendung willen. Und darauf kommt es ja an.“

„Sie gestehen mir wenigstens zu, daß das Kunstwerk, — und genauer noch, das geschriebene Werk — Wirkungen haben kann...“

„Wirkungen von langer Dauer, die bedeutsamsten, einschneidendsten Wirkungen; ich gebe sogar zu, daß der Künstler in der Lage ist, sie vorauszusehen; aber ihretwegen seine Gedankenrichtung zu ändern, das ist die große Sünde wider den Heiligen Geist, die niemals vergeben wird...“

„Sie lehnen es also ab, das Kunstwerk anders als eine Erfüllung zu betrachten?“

„Als eine Frucht, aus der die Zukunft hervorgehen soll. Diese wenigen unumgänglichen Prolegomena sollten sich eigentlich von selbst verstehen. Es erscheint mir beschämend, sie wiederholen zu müssen. Sie sind es, der mich dazu zwingt. Denn heute will man uns einen Apollo nach *Ihrem* Bilde aufdrängen, mit dem sanftmütigen, von Mitleid erfüllten Blick, mit der gebändigten Stimme, dem geneigten Rückgrat — Apollo ist der stolzeste der Götter, — und darum strömt er Licht aus — Finden Sie meine Äußerung nicht zeitgemäß? Und doch halte ich die Epoche, in der wir leben, für höchst bedeutsam. Es ist eine bewundernswürdige Epoche . . . und weshalb sollte ich gerade die Epoche, in der ich lebe, nicht bewundernswürdig finden, anregender als die anderen, weil sie die zunächstliegende, die letzte ist, aber gerade deshalb doch minder bewundernswürdig und vielleicht minder anregend als die, die folgen wird, die, die mir vorschwebt.

Unterbrechen Sie mich nicht; ich weiß, was Sie sagen werden; Ihr Lächeln kann mich nicht beirren. Ja, ich verlange, daß es mir erlaubt sei, meine Zeit auf dieselbe Art zu lieben, wie Barrès seine Heimat Lothringen liebte, und meiner Liebe durch ebensolche Scheingründe, wie die seinen es waren, Nachdruck zu verleihen. Ich kann nichts daran ändern: hier lebe ich und jetzt lebe ich. Ich gehöre meiner Zeit an und bin der Sohn meines Landes; da ich mich dem nicht zu

entziehen vermag, bin ich auch nicht so ungeschickt, nicht eines wi
das andere sowohl zu lieben wie zu bewundern."

„Wollen Sie damit sagen, daß, zu welcher Zeit Sie auch geleb
haben würden und in welchem Lande Barrès auch geboren wäre, Si
und er ebenso gedacht und gesprochen hätten?"

„Ich könnte mich unmöglich in einer anderen Epoche denken
ebensowenig wie Barrès in irgendeinem anderen Lande. Lassen wi
die Spitzfindigkeiten. Machen Sie sich nur klar, daß, da es weder ein
Epoche noch ein von den Individuen unabhängiges Vaterland gibt, ihr
Größe sich an der Inbrunst ermessen läßt, die sie in den Menschen
erwecken. Ich meine nur, daß unsere Epoche unserer Inbrunst reich
Nahrung bietet."

„Reiche Nahrung . . .?"

„Lächeln Sie nicht darüber. Diese Nahrung mag Gift für Si
sein, weil sie eine ganz neuartige ist und es eines neuen Magens bedarf
um sie zu verdauen. Ich dagegen — das ist nun einmal nicht anders —
empfinde sie als die einzig richtige. Ich habe Hunger, und die Speisen
meiner Väter besitzen nicht genügenden Saft mehr für mich. Aber
alten Herren und auch zahlreichen mit altem Magen geborenen junge
Leuten widersteht die neue Nahrung, und sie ziehen es vor, sich trostlo
zu gebärden, wenn die wiedergekäuten Worte, die sie hervorholen, nich
mehr über diese Nährkräfte verfügen, die ihnen zur Zeit ihrer blühen
den Jugend zu eigen waren. Umso schlimmer für sie! Wehe denen
die nicht gerade auf das Gericht Hunger haben, das die Zeit ihne
auftischt."

„Ich kann mich nicht damit abfinden, daß eine Sache einfach
deshalb gut genannt wird, weil sie neu ist, und daß das letzte Gerich
unbedingt das schmackhafteste sein muß."

„Sie haben ja die Möglichkeit, stehenzubleiben, um sich alle
recht gründlich zu überlegen. Die schönsten Überlegungen verhinder
es jedoch nicht, daß der, der zu spät kommt, zugrunde geht. Selbs
wenn unsere Überlegungen falsch sein sollten, haben wir, die wir lebe
wollen, die Empfindung, daß wir uns vorwärtsbewegen."

„Der Hohn, mit dem Sie mich überschütten, wird Ihnen nicht vie
helfen. Sie kommen dadurch nicht besser vorwärts. Ich glaube nich
an das Neue, das Sie verkünden. Die Welt fängt immer wieder vo
vorne an. Ich denke wie Salomo: es gibt nichts Neues unter de
Sonne, und wiederhole mit La Bruyère: „Man kommt immer zu spät
und „Alles ist bereits gesagt worden".

„La Bruyère lebte zu einer Zeit, in der sich die Kultur auf eine
engen Raum beschränkte. Die Methoden des richtigen Lebens un
richtigen Denkens waren vorhanden. Wir hatten von den Römern di
Vorstellung vom Menschen übernommen, die als richtig und schö
schien und uns als das Vorbild diente, nach dem wir uns bildeten, ohn
uns dessen bewußt zu werden, daß unser Gehalt sich nicht völlig dari

erschöpfte; das Vorbild war nun einmal vorhanden, und wir hielten uns daran, und da in unserem Lande der Geist niemals ruht, wandte man alle Bemühungen darauf an, sich zu vervollkommnen und zu verfeinern. Vom Auslande nahm man nur das an, was dieser Vorstellung gemäß war. Man kannte Spanien, Italien. Man fühlte sich von gleicher Rasse. Man pflegte vertrauten Umgang. Das übrige, das uns umgab, war in Dunkel gehüllt. Man hatte die Empfindung, als ob man beim bloßen Kennenlernen seinen Geist durch die Finsternis besudeln könnte.

Ja, im Verlaufe der siebentausend Jahre, in denen es denkende Menschen gab, ist alles bereits gesagt worden, — aber von den grauen Zeiten her, da es Geschöpfe gab, die nicht dachten, die überhaupt noch nicht gedacht hatten, was blieb da alles noch zu sagen übrig! Denn wir hatten andere Vettern: die Barbaren, die sich endlich zum Sprechen durchrangen, die kaum zu stammeln begannen. Als man nicht mehr fürchtete, sich zu besudeln, streckte man diesen Geschwisterkindern die Hand entgegen. Um es zu wagen, durfte man selbst vielleicht nicht allzu reine Hände haben. Die Rüpel des XVIII. Jahrhunderts gingen bereitwillig darauf ein. Sie waren unser erster schlechter Umgang . . . Seitdem hatten wir noch ganz anderen!"

„. . . durch den wir langsam den so geduldig und wohlweislich erworbenen Sinn für Würde, für Klarheit, für die Eigenart unserer Rasse verloren. Das ist es gerade, was gewisse einsichtige Menschen von heute beklagen."

„Ich kann diese Trauer nicht mitempfinden. Wo Sie in Ihrem Eigensinn nichts als Einbuße sehen, bin ich überzeugt, eine Bereicherung zu finden. Es ist nicht meine Aufgabe, Sie darüber zu belehren, daß das, was Sie unsere Rasse nennen, ein bloßes Gemisch ist. Dies ist es auch, was dem französischen Geist seine Geschmeidigkeit, seine Kühnheit, seine Besonderheit verleiht; es haftet ihm an, was Frankreich gewesen ist: ein Sammelplatz, ein Kreuzpunkt. So ist es nicht weiter verwunderlich, daß aus den verschiedenen Elementen, die uns bilden, das lateinische Element, das einzige, das schon den Ausdruck gefunden hatte, sich als erstes zurechtfand, sich auf sich selbst besann, zum Bewußtsein seiner Eigenart gelangte und mit Hilfe des zu anderen Zeiten und an anderen Orten gefundenen Ausdrucksvermögens schnell und fast mühelos wieder das Wort ergreifen konnte. Die einzigen schwer zu sagenden Dinge sind die, die noch nicht gesagt wurden. Aber beschränken Sie, uns zuliebe, unser Frankreich nicht auf das, was es bereits gesagt hat; glauben Sie doch nicht, daß das, was ihm zu sagen bleibt, weniger französisch sei, wenn es auch weniger lateinisch sein sollte.

Offen gesprochen, betrachte ich den tiefen Genius unserer Rasse ganz anders als gewisse oberflächliche Kritiker, die gewöhnlich als

französischen Geist eine Art von Firnis zu bezeichnen pflegen, de abgenutzte Gedanken aufpoliert. Man könnte ihn nur höchstens de volkstümlichen Geist nennen. Sowenig volkstümlich Laforgue, Rim baud, Mallarmé gewesen sein mögen, halte ich sie für ebenso voll kommen französisch wie Lavedan, Donnay und Rostand. Der Aprioris mus und die Uneigennützigkeit oder, wenn Sie es vorziehen, die Zweck losigkeit der drei von mir genannten Dichter, scheinen mir sogar Eigen schaften von wesentlich französischerer Art als alle anderen, in jeden anderen Lande unvorstellbaren. Werden wir Maurice Barrès al weniger französisch betrachten, weil er so spezifisch spanische Eigen schaften darstellt? Dieser Duft, diese Krankhaftigkeit, diese Liebe z der dem Tode verschwisterten Leidenschaft, dieser abgehackte Ryth mus, dieses ein wenig gespreizte Gehaben, diese anfangs schön Straffung, auf die ein plötzliches Sichgehenlassen folgt, dieses bloß Lippenlächeln, diese Schatten, die an Zurbaran, dieses Schmachter das an Murillo erinnert . . . Werden wir ihn weniger lieben, wenn e von Toledo, von Venedig oder von Wladikaukas spricht und sie z besingen die schönsten Klänge findet? Wird er uns mit einem Mal französischer erscheinen, wenn er von Lothringen spricht? Es is nicht schwierig, einen Boylesve, einen Régnier, einen France als Fran zosen anzuerkennen, doch muß man einen Claudel ebenso als solche gelten lassen und ihn als von bedeutsamerer, da neuerer Art, empfinde

Der französische Genius bildet sich, bereichert sich und verfeine sich mit jedem Tage. Wenn wir heute von ihm behaupten würde „So ist er", und nichts mehr, so würde das zu gleicher Zeit bedeute „Er ist gewesen."

Aus der Praxis der internationalen Wirtschaftsverständigung.

Von *Dr. Meinhardt,*
Vorsitzender des Direktoriums der Osram-Gesellschaft.

Seit sich der Völkerbund und seine Organe der wirtschaftspolitischen Vorgänge auf internationalem Boden mit besonderem Nachdruck angenommen haben, ist das Problem der zwischenstaatlichen Wirtschaftsverständigung in ein neues Stadium getreten. Wenn die Wirtschaftsführer der einzelnen Länder bisher nur aus eigener Initiative, aus eigener Kraft ihre Ziele haben durchführen müssen, wenn es galt, Fäden anzuknüpfen, Vereinbarungen zu schließen und dabei Widerstände mancherlei Art in der Heimat zu überwinden, so werden ihre Bemühungen jetzt durch die Zusammenarbeit der verschiedenen Regierungen innerhalb des Völkerbundes leichter gemacht. Denn in ganz anderer Weise als früher wird die Mentalität der in Frage kommenden Kreise für derartige Bestrebungen dadurch beeinflußt. Infolgedessen ist der Boden, in den der Wirtschaftsführer sein Samenkorn streut, jetzt zur Aufnahme weit besser vorbereitet als zu der Zeit, da nach dem Kriege die Einleitung und Durchführung von Verhandlungen insbesondere an den deutschen Industriellen eine Reihe von Anforderungen stellte, die heute zum guten Teile als überwunden gelten können.

Freilich wäre die Ansicht verkehrt, nun dürften die Wirtschaftsführer ruhig die Hände in den Schoß legen und brauchten nur abzuwarten, bis die Lage der Weltwirtschaft durch die Tätigkeit der offiziellen Stellen wieder ins Gleichgewicht gebracht worden sei. Wohl wird eine Anzahl von Fragen, mit denen sich die Weltwirtschaftskonferenz Mai 1927 beschäftigt hat, z. B. auf dem Gebiete der Handelspolitik, vornehmlich Sache der dafür zuständigen Behörden bleiben, aber es wird, ganz abgesehen von der nur allmählich fortschreitenden Entwicklung, bei anderen auch in Zukunft im wesentlichen von einzelnen oder Gruppen von Privatpersonen abhängen, ob ihre Lösung möglich ist oder nicht.

Im Gesamtkomplex aller Arbeiten, die zur internationalen Wirt schaftsverständigung führen, spielt *das Problem der sogenannten In dustriekartelle* eine sehr beachtenswerte Rolle. Gewiß stellen sie keines wegs, wie der Bericht der Weltwirtschaftskonferenz ausdrücklich hervor hebt, eine Organisationsform dar, die allein aus sich heraus geeigne ist, die Ursachen der Schwierigkeiten zu beseitigen, unter denen di Weltwirtschaft leidet. Deshalb ist es auch eine müßige Überlegung ob zunächst die handels- und zollpolitischen Fragen geregelt werde müßten, bevor die internationale Kartellierung zu fördern sei, oder o zunächst die weltwirtschaftliche Lage und ihre Bedürfnisse durch di privatwirtschaftliche Verständigung beeinflußt werden müsse, so da dann sich auch in der Handelspolitik von selbst die Beziehungen de Staaten untereinander auf eine gesunde Grundlage stellen würde Selbstverständlich ist die Priorität dieser Regelung nebensächlich, viel mehr soll man das eine tun, ohne das andere deswegen zu vernach lässigen. Im übrigen wird zweifelsohne die eine Seite der Verständi gung durch die andere wechselseitig unterstützt. Auch wenn der denk bar beste Zustand auf dem Gebiet der Handels- und Zollfragen erreich werden sollte, wird es immer noch genug andere Aufgaben geben, fü deren Lösung das privatwirtschaftliche Zusammenarbeiten auf breiteste Grundlage erwünscht oder notwendig bleibt.

Gerade sie ist diejenige Form der zwischenstaatlichen Wirtschafts verständigung, bei der durch *die Persönlichkeit der Wirtschaftsführe* Fortschritte erzielt werden, die manche Schäden der Nachkriegszei schneller geheilt oder wenigstens abgeschwächt haben, als es jemal möglich gewesen wäre, wenn der einzelne Industrielle auf sich allei angewiesen wäre, oder auf direkte Hilfsmaßnahmen der betreffende Regierung hätte warten müssen. Mit Rücksicht auf die Bedeutun dieser industriellen Vereinbarungen hat die Weltwirtschaftskonferen empfohlen, daß der Völkerbund die Form der industriellen Zusammen arbeit und ihre Wirkung mehr verfolgen und das Material darüber ver öffentlichen solle.

Diesem Beschluß ist der vom Völkerbund eigens zu dem Zwec eingesetzte Beratende Wirtschaftsausschuß, die Durchführung de Empfehlungen der Wirtschaftskonferenz zu verfolgen, in seiner erste Sitzung im Mai d. J. beigetreten und hat den Völkerbundsrat aufgefordert für eine Prüfung dieser Fragen in folgender Richtung Sorge zu tragen

1. Gegenstand und Wesen von Industrieabkommen und von inter nationalen Kartellen sowie deren Bedeutung vom internationale wirtschaftlichen Standpunkt;
2. Satzung und juristische Formen dieser Industrieabkommen un Kartelle sowie die Gesetzgebung, der sie unterliegen;
3. die Art ihrer Behandlung in der Öffentlichkeit.

Daraus erkennt man, daß die internationalen Industrieabkomme durchaus in ihrer Bedeutung für die gesamte Weltwirtschaft offiziel

gewürdigt werden. Die Dinge sind in Fluß, und die Zahl der Vereinbarungen wächst von Tag zu Tag. Denn wie nach dem bekannten Ausspruch Kartelle Kinder der Not sind, so natürlich nicht nur die nationalen, sondern vielleicht noch mehr die internationalen Kartelle. Weil sie einen praktischen Weg zeigen, der aus der Zerrüttung der Weltwirtschaft in der Kriegs- und Nachkriegszeit mit der Sperrung und Kontrolle der Grenzen, ihren Einfuhr- und Zollschranken, mit dem ganzen überspannten Wirtschaftsprotektionismus und Nationalismus einer Reihe von Staaten, mit der Vernichtung des ausländischen Besitzstandes, der Auslandsmärkte, der Kaufkraft u. a. m. herausführt, und weil durch Zusammenschluß auf horizontaler Grundlage ein Teil dieser Hemmungen überwunden wird, deshalb erfreut sich diese Organisationsform eines ständig steigenden Interesses. Hier ist für einen großen Kreis von wirtschaftlichen Unternehmungen der verschiedensten Zweige ein gangbarer Weg, eines der gangbarsten Mittel überhaupt gegeben, aus eigener Kraft durch Zusammenarbeit die Auswüchse und Keime der genannten Krankheitserscheinungen zu beseitigen und zu einer Steigerung der Prosperität zu gelangen.

Gewiß hat es bereits vor dem Kriege eine Anzahl von internationalen Kartellen — man schätzt sie auf etwa 40 — gegeben. Aber weder war damals dieses System weltwirtschaftlicher Verständigung so notwendig wie heute, weil die damalige Wirtschaftslage eine andere war, noch ihrem Inhalte nach von so fortschrittlichem Charakter. Erst die Nachkriegszeit ließ den Ruf nach Zusammenschluß in verstärktem Maße erklingen, wie sich andererseits Ziele und Formen von wesentlich neuer Art mehr und mehr durchsetzen.

Als sich *die deutsche Glühlampenindustrie* anschickte, die Verluste der Kriegs- und Inflationszeit wieder wettzumachen, mochte es manchem als ein fast waghalsiges Beginnen erscheinen, mit der Auslandskonkurrenz zuzsammenzugehen. Und doch wurde dieser Entschluß gefaßt, vorbereitet und zum glücklichen Ende geführt. Denn eins von beiden kam überhaupt nur in Betracht, um die verlorenen Auslandsmärkte wiederzugewinnen: *Kampf gegen die Konkurrenz, oder aber Verständigung mit ihr.* Man wählte den zweiten Weg, da der erste, wenn überhaupt, so jedenfalls nur mit großen Opfern zum Ziele geführt hätte.

Zu diesem Zwecke galt es, zunächst die eigene Industrie stark zu machen. Kontrahenten, die nichts zu bieten haben, können auch von der Gegenseite nichts verlangen. Bereits im Jahre 1919 gelang die Einigung zwischen den drei führenden Glühlampenfabriken Deutschlands, indem die Glühlampenwerke der *AEG.*, der alten *Auergesellschaft* und der *Siemens & Halske A.-G.* sich zur *Osram-Gesellschaft* zusammenschlossen, um durch Ausschaltung des bisherigen Streits in die Führung alle Kräfte zu sammeln und neuen Aufgaben zuzuwenden. Daneben erwarb die *Osram-Gesellschaft* in den folgenden Jahren Beteiligungen an anderen Glühlampenfirmen, knüpfte neue

Beziehungen mit der ausländischen und inländischen Konkurrenz ode nahm frühere wieder auf. Auf diesem Unterbau erstand die umfassend *Glühlampen-Weltgemeinschaft,* die Ende 1924 ins Leben trat.

Grundlegend gegenüber der Mehrzahl der bis dahin geschaffene internationalen Wirtschaftsverbände ist die Tatsache, daß die Glüh lampen-Weltgemeinschaft entweder direkt oder indirekt geradezu *di ganze Welt* umfaßt. Denn erstens gehören zu ihr alle Fabrikante von Rang, selbst wenn als unmittelbare Vertragsteilnehmer nicht all Länder erscheinen, in denen Glühlampenfabriken bestehen, und zweiten kommt hinsichtlich der Produktionskraft und wirtschaftlichen Bedeutun am Weltmarkt nur ein kleiner Kreis von Außenseitern in Betrach Dadurch ist die Möglichkeit gegeben, die mit dem Zusammenschlu erstrebten Ziele gleichmäßig zu vertreten, ohne daß sie von irgend einer Seite, irgendeinem Lande in maßgeblicher Form durchkreuz werden könnten. Infolgedessen läßt sich eine Stetigkeit der Verbands geschäfte durchführen, die jedes Moment der Ungewißheit, Störunge usw. ausschaltet und eine Politik auf lange Sicht ermöglicht.

Diesen allgemeinen Grundsätzen ist ein weiter Spielraum ein geräumt, wie aus dem Wortlaut des entsprechenden Paragraphen her vorgeht: *„Der Zweck und die Absicht dieser Vereinbarungen ist, di Zusammenarbeit aller Vertragsparteien sicherzustellen, zur Vorsorg für eine vorteilhaftere Ausnutzung ihrer Fabrikationsmöglichkeiten be der Herstellung von Lampen, Sicherung und Aufrechterhaltung eine gleichmäßig hohen Qualität, Verbesserung der Wirtschaftlichkeit be der Verteilung des Absatzes und Steigerung der Wirksamkeit elek trischer Beleuchtung und Erhöhung des Lichtverbrauches zum Vorte des Verbrauchers."* Auch die im besonderen gesteckten Ziele ent sprechen dem weitgehenden Charakter, den schon die allgemeine Grundsätze tragen, auch sie stellen insofern eine bedeutsame Neuerun dar, als sie in wesentlichen Punkten fortschrittliche Maßnahmen be dingen und auch kartellfeindlicher Kritik sehr wohl die Spitze bieten

Als oberster Grundsatz ist *das Prinzip der Bestleistung* aufgestell wissenschaftliche und technische Erfahrungen, Erfindungen un Patente sollen gegenseitig ausgetauscht, die Produktion soll standar disiert und vereinfacht werden. Durch diese Bestimmungen, für dere Durchführung ganz genaue Vorschriften erlassen sind, wird eine weit gehende Fabrikationsgemeinschaft erzielt, eine bessere, billigere un einheitlichere Erzeugung, eine Qualitätslampe erster Ordnung ange strebt, da Doppelarbeit vermieden wird, Überraschungen ausgeschlosse sind und eine Angleichung der Herstellungskosten sämtlicher Mi glieder erfolgt. So ist einerseits der technische Fortschritt gewähr leistet, also die im allgemeinen sonst mit der Einschränkung de Konkurrenz drohende Verlangsamung der Rationalisierung nicht z befürchten, andererseits aber durch die Gemeinschaft der Paten benutzung und Fabrikationsmethoden die Erringung einer Monopo

stellung für jedes Mitglied ausgeschlossen. Gleichzeitig wird, da die Gestehungskosten aller Mitglieder ungefähr gleich sind, die Preisresultierende aus den Gestehungskosten aller Firmen keine großen Unterschiede gegenüber den günstigsten und ungünstigsten Einzelkosten aufweisen. Hier wäre also der Vorwurf, der durch die Kartellkritik oft erhoben wird, wirklich zu ertragen, daß die Gestehungskosten des am schlechtesten arbeitenden Werkes der Preisgestaltung zugrundegelegt werden.

Das Prinzip der Bestleistung erstreckt sich auch auf *die Verteilung der Produktion,* den Absatz. Durch eine Kontingentierung aller Verkäufe wird die Produktion nur indirekt geregelt, und auch diese Beschränkung bedeutet keine engherzige, etwa Produktion und Konsumtion rigoros drosselnde und das Angebot ungebührlich verknappende Politik, sondern eine gewisse Überschreitung der Verkaufsmengen ist sehr gut möglich, und die vorgesehenen Strafzahlungen zugunsten der Unterschreitenden gewinnen erst von einer bestimmten Grenze ab prohibitiven Charakter. Dadurch ist die Gewähr gegeben, daß jedes Mitglied auch wirklich seine Produktion absetzen und seinen Anteil am Weltgeschäft wahren kann, ohne sich weder nach oben noch nach unten starren Schranken unterwerfen zu müssen. Das Kontingent ist also bis zu einem gewissen Grade veränderlich. Mit anderen Worten: auch durch die Beschneidung der ungehemmten Konkurrenz ist an Stelle des Kampfes um den Kunden keineswegs der Kampf um die Quote getreten, und dies umso weniger, als durch die ständige Entwicklung des Geschäftsumfanges der ganzen Welt jedem Mitglied ein Zuwachs seines Anteils zugute kommt.

Mit dieser Kontingentierung ist *eine bestimmte Organisation der Märkte* verbunden, um die gegebenen Verkaufsmöglichkeiten am besten auszunutzen und die nationalen Interessen mit den internationalen so zu verbinden, daß das Recht der einzelnen Firma, des einzelnen Landes mit dem der übrigen Mitglieder, der übrigen Länder in Einklang gebracht wird. Deshalb sollen den Fabrikanten, die in bestimmten Teilen der Welt besonders für die Entwicklung des Geschäftes tätig gewesen sind, auch die Vorteile dieses Aufschwunges zuteil werden. Durch diese sachgemäße Aufteilung der Märkte erhält jedes Mitglied die Möglichkeit, mit den denkbar geringsten Vertriebsspesen seine Ware zu vertreiben. So wird gleichzeitig durch die Berücksichtigung aller wirtschaftlichen und natürlichen lokalen Notwendigkeiten erreicht, daß die einzelnen Volkswirtschaften aus der weltwirtschaftlichen Verflechtung und Zusammenarbeit die stärkste Förderung erhalten.

Im übrigen sind die Mitglieder *im Verkaufsgeschäft völlig unbehindert,* was natürlich nicht ausschließt, daß es ihnen freisteht, falls ein Bedürfnis dazu vorliegt, in einem Land oder in einer Reihe von Ländern den Absatz syndikatsmäßig durchzuführen. Selbst bezüglich der Preise sind keine festen Vorschriften erlassen. Vielmehr bleibt eine Ver-

ständigung von Fall zu Fall denjenigen Firmen überlassen, die an dem Verkauf in einem bestimmten Lande interessiert sind. Es handelt sich hier also weder um generelle Anweisungen, die im Vertrage niedergelegt sind, noch um Beschlüsse, die von der Mitgliederversammlung gefaßt werden, sondern lediglich um sorgfältige Würdigung aller Tatsachen durch einen kleinen Kreis von Produzenten, der mit den einschlägigen Verhältnissen des betreffenden Absatzgebietes aufs innigste vertraut ist.

Damit komme ich zum dritten Punkt, der dem Glühlampen-Weltvertrag einen bemerkenswerten Charakter verleiht: Maßnahmen zur Entwicklung des Geschäfts im engeren Sinne, zur *Erweiterung der Absatzmärkte für eine gesteigerte Güterproduktion.* Wie bereits ausgeführt, ist die Kontingentierung dadurch aller Kritik entzogen, daß durch wesentliche Steigerung des Bedarfs für eine organische, dem technischen Fortschritt wohlweislich Rechnung tragende Ausweitung der Produktionsgrundlagen Sorge getragen wird. Sie wird nicht nur begünstigt durch die ständig zunehmende Elektrifizierung, sondern bewußt gefördert durch die *gemeinschaftliche Entwicklung der Lichtwirtschaft.* Eine solche Aufklärung, die gemeinsame Gedankenarbeit und Aufbringung erheblicher Geldmittel erforderlich macht, ist nur durch weitgehende internationale Übereinkunft möglich, zumal die beste Ausnutzung des elektrischen Lichts an sich und nicht eine bestimmte Marke propagiert wird.

Gerade an dieser Stelle zeigt sich, wie die Maßnahmen der Glühlampen-Produzenten ebensosehr zugunsten der Verbraucher wie der Erzeuger ausschlagen, und wie sie neben den privatwirtschaftlichen Interessen den volkswirtschaftlichen zu ihrem Rechte verhelfen. Denn der Verbraucher, der Großverbraucher sowohl wie der Einzelhaushalt, soll lernen, das Licht wirtschaftlich anzuwenden. Nicht, daß er nur die Lampen kauft, ist einziges Prinzip, sondern daß er sie auch vorteilhaft mit der größtmöglichen Ökonomie benutzt, kurz *der Dienst am Kunden* geht Hand in Hand mit dem eigenen Gewinnstreben.

Es ist selbstverständlich — und das ist der vierte beachtenswerte Punkt —, daß zur Durchführung derart bedeutsamer Ziele, welche die Freiheit der Unternehmungen beeinflussen, rechtsverbindliche Bestimmungen durchgreifender Art getroffen sind. Denn wirtschaftliche Fortschritte, wie sie mit dem Glühlampen-Weltvertrag erstrebt werden, lassen sich nur erreichen, wenn *völlige Sicherheiten zur Inkraftsetzung der Bestimmungen* gegeben sind, während noch so vollkommene Programme zwecklos sind, wenn sie nicht oder nur zum Teil eingehalten werden. Deshalb ist der Organisation, die neben dem die *Beziehungen der Parteien* zueinander regelnden Vertrage geschaffen ist, auch eine Macht gegeben, die es ermöglicht, die vorbezeichneten Wege mit Erfolg zu beschreiten. Da der Vertrag zunächst auf 10 Jahre bindend ist, bleibt auch das Moment der rechtlichen Unbeständigkeit ausgeschlossen, und

es sind aus diesem Grunde etwa herrührende Bedenken gegen den beabsichtigten Erfolg gegenstandslos.

Zum Träger aller Rechte der einzelnen Mitglieder gegeneinander wurde *eine besondere Aktiengesellschaft* mit dem Sitz in Genf gegründet, und für die gegenseitigen Rechte und Pflichten der Vertragsteilnehmer ist die Anwendung des Schweizer Rechts gewährleistet. Alle sich in Verbindung mit dem Weltabkommen ergebenden Streitigkeiten kommen vor ein Schiedsgericht, das gleichfalls in Genf zusammentritt und an dessen Spitze der bekannte Jurist Prof. *Borel* steht.

Die Erfahrungen, die während der dreieinhalb Jahre des Bestehens gemacht worden sind, haben bewiesen, daß der Glühlampenverband seinen Zweck erfüllt. Endgültig scheint die Zeit des anarchischen Wirtschaftsindividualismus, da jeder Industrielle am liebsten für sich allein sein wollte, vorbei zu sein und anstelle der Isolierung das kollektive Prinzip in den Vordergrund zu treten. Noch gar nicht so lange ist es her, daß führende Männer im Wirtschaftsleben den Gedanken des Zusammengehens mit anderen weit von sich gewiesen haben. Wer aber die Gegenwart meistern und die Zukunft gewinnen will, der weiß, daß sich die Bewegung zugunsten der neuen Wirtschaftsideen nicht aufhalten läßt. *Der wirtschaftliche Fortschritt verlangt neue Ziele, schöpferische Gedanken,* wie sie in dem Bestreben hervortreten, die divergierenden Interessen der nationalen Wirtschaften in einem großen Gebilde auf horizontaler Grundlage harmonisch zu vereinigen. Sofern die leitenden Männer sich ihrer Aufgabe bewußt bleiben, werden sie mit voller Entschlußkraft den Gemeinschaftssinn im wirtschaftlichen Denken weiterentwickeln, nicht um auf bequemere Weise einen sicheren Gewinn in die Tasche zu stecken, sondern um durch Potenzierung der Kräfte im Rahmen der Weltwirtschaft die eigenen nationalen Geschäftszweige ohne Gefahr zu entwickeln. Es ist zu wünschen, daß auch die breite Öffentlichkeit diesem weit gesteckten, der Wohlfahrt aller Nationen dienenden Wirtschaftsgeiste verständnisvoll gegenübertritt und dadurch die Aufbauarbeit des Einzelnen unterstützt.

Brasilien und Portugal vor dem Völkerbund.

Von *Antonio Sergio de Souza,*
ehem. portugiesischer Minister, Gründer der Akademischen Liga des Völkerbundes.

Das politische System eines Staates (autokratisches Regime oder Form der öffentlichen Meinung) und seine Eigenschaft als Mitglied des Völkerbundes werden von diesem als Dinge betrachtet, die zwei voneinander unabhängigen Gebieten, zwei vollständig getrennten Tatsachenkreisen angehören. Die politischen Ursachen oder Gründe internationalen Rechts, die die Staatsmänner zur Anerkennung eines solchen Grundsatzes bewogen haben, sind für uns schwer begreiflich; es scheint uns jedoch, daß dieses in der Theorie unlogisch erscheinende Postulat in der Praxis Lügen gestraft wird. In der Tat muß eine diktatorische Regierungsform, auf Grund ihrer Natur selbst, dem Völkerbund Schwierigkeiten schaffen oder sich mit ihm entzweien.

Halten wir uns heute nicht bei den allzu offensichtlichen theoretischen Widersprüchen zwischen dem demokratischen und pazifistischen Geiste, der die Versammlung von Genf schuf, und den autokratischen, nationalistischen oder militaristischen Regierungsformen mancher Staaten auf, die dieser Versammlung angehören; begnügen wir uns damit, darauf hinzuweisen, wie zwei Schwesterstaaten, Brasilien und Portugal, eben durch die Tatsache, daß sie einem Regime der Diktatur unterworfen wurden, in gespannte Beziehungen zum Völkerbund gerieten.

*

Brasilien zog sich im Jahre 1926 vom Völkerbund zurück. Die Zeitungen haben kürzlich berichtet, daß es trotz der Einladung, die ihm im verflossenen März zuging, nicht nach Genf zurückkehren wird.

In einem außerordentlich gut geschriebenen und von einem hohen Ideal der Gerechtigkeit beseelten Buch: „O Brasil e a Sociedade das Naçones" („Brasilien und der Völkerbund"), bemerkt der hervorragende brasilianische Diplomat José Carlos de Macedo Soares, nachdem er eine Skizze des diktatorischen Vorgehens des Expräsidenten Bernardes entworfen hat, folgendes über dessen Entschluß, Brasilien aus dem Völkerbund austreten zu lassen: „Die Atmosphäre der Innen-

politik war erstickend geworden, und der Diktator suchte nach einer mühelosen und widerhallenden Ableitung für die Schwierigkeiten, an denen er die Schuld trug. Dies die Genesis des brasilianischen Zwischenfalles bei der Krise des Völkerbundes im Jahre 1926. Der Präsident der Republik verfügte über alle positiven und negativen Hilfsmittel zur Bildung der öffentlichen Meinung in Brasilien. Sein Programm bestand darin, durch eine großartige Haltung auf der Weltbühne den radaupatriotischen Gefühlen des Pöbels zu schmeicheln und gleichzeitig die nationale Eitelkeit der gebildeteren Klassen zu erwecken, Beifall zu erregen, die öffentliche Mißbilligung, der er sich ausgesetzt hatte, abzuschwächen und seinen Rücktritt bei Ablauf seiner Präsidentschaft vorzubereiten." Indem er für Brasilien einen dauernden Ratssitz forderte und dem Eintritt Deutschlands in den Völkerbund sein *Veto* entgegensetzte, „nahm er die hochmütige Haltung ein, die seinem Prestige im Lande dienen sollte . . . Das getäuschte Land sollte in seiner unerschütterlichen Geste die Kraft seines Patriotismus erblicken. Das Gewicht der ganzen in Genf versammelten Welt genügte nicht, um die Kühnheit und den Mut zu brechen, mit denen er die heilige Ehre Brasiliens verteidigte!"

Dies geschah im Jahre 1926 in dem großen Lande portugiesischer Sprache in Südamerika. Und der gleiche Gedankengang, das gleiche Spiel, die gleiche Absicht, die gleiche Geste waren auch im vorigen März nach den Genfer Verhandlungen für eine internationale Anleihe bei den militärischen Diktatoren Portugals zu beobachten. Der Völkerbundsrat schlug als Anleihebedingung finanzielle Reformen vor, die den Diktatoren nicht zusagten. Zur Ablehnung gezwungen, waren sie alsdann — um dem Lande diese Absage zu erklären und ihren Mißerfolg zu verschleiern — genötigt, eine Szene des Patriotismus zu spielen. Ebenso wie der Expräsident Brasiliens mußten sie „eine mühelose und widerhallende Ableitung für die Schwierigkeiten, an denen sie selbst die Schuld trugen", suchen. So begannen denn die der Regierung geneigten Zeitungen, den Völkerbund mit Erlaubnis der Zensur anzugreifen und forderten gleichzeitig den Rücktritt Portugals aus dem Völkerbunde; die Diktatoren ließen sich für ihre hochmütige Haltung vor dem Genfer Rat von ihren Anhängern auf den Straßen lärmend bejubeln; mit einem Wort, sie suchten den Anschein zu erwecken, als ob „das Gewicht der ganzen in Genf versammelten Welt nicht stark genug wäre, um die Kühnheit und den Mut zu brechen, mit denen sie in dieser Angelegenheit die heilige Ehre Portugals verteidigten . . ."

Man glaube nicht, daß die Gleichartigkeit dieser beiden Haltungen — die des brasilianischen Exdiktators und der portugiesischen Diktatoren — auf reinem Zufall beruhte. Sie geht aus der Gleichartigkeit der beiden Regierungssysteme hervor, die sich — wie alle Gewaltregierungen — gezwungen sehen, zu theatralischen Gesten zu

greifen und großsprecherische Reden zu führen, um ihr Prestige zu wahren.

Wenn auch der Völkerbund verkündet, daß er die Art der Regierungsform eines jeden Landes — System der Autokratie oder Ausdruck der öffentlichen Meinung — niemals in Erwägung ziehen dürfe, wird er sich doch manchmal der Unannehmlichkeiten eines solchen Grundsatzes bewußt, wenn er gewissen konkreten Tatsachen gegenübersteht. Gemäß Punkt 5 der von der Kommission internationaler Kredite vorgeschlagenen und von der vom Völkerbundsrat einberufenen internationalen Finanzkonferenz vom Jahre 1920 in Brüssel einstimmig angenommenen Beschlüsse wird die internationale finanzielle Unterstützung „nur jenen Ländern wirksam gewährt werden können, die in guten Beziehungen zu ihren Nachbarn stehen, auf gegenseitigen Beistand rechnen können und bestrebt sind, *im Lande selbst eine aufrichtige Zusammenarbeit zwischen allen Bevölkerungsschichten*" herbeizuführen. Dadurch erscheint also der Grundsatz der Gleichgültigkeit gegen die Art der Innenpolitik, die die Regierung jedes Landes treibt, verworfen — und zwar mit gutem Recht. Einer tyrannischen Regierung, die sich nur mit Waffengewalt aufrechterhalten läßt, kann niemals das Bestreben zugesprochen werden, eine aufrichtige Zusammenarbeit zwischen allen Bevölkerungsschichten herbeizuführen; diesem 5. Beschluß gemäß würde es folglich dem Völkerbund nicht an Gründen fehlen, um sich der Befürwortung von Anleihen für Länder, die einer Regierung der Gewalt unterworfen sind, zu enthalten.

Uns scheint, daß dieser 5. Beschluß hätte genügen sollen, um die portugiesischen Militärdiktatoren davon abzuhalten, den Völkerbund um Unterstützung ihres Anleiheersuchens zu bitten. In der Tat hat sich noch niemals ein Ministerium weniger bestrebt gezeigt, die Zusammenarbeit aller Gruppen von Staatsbürgern zu verwirklichen; niemals war eine Regierung in solchem Maße der Feind so vieler Gesellschaftsklassen, noch auch derart gehaßt und verachtet wie die gegenwärtige Diktatur in Portugal. Obgleich sie eine Militärregierung ist, hat sie eine große Anzahl der hervorragendsten Offiziere unserer Armee, darunter den General Norton de Matos (den hervorragenden Organisator der portugiesischen Bemühungen während des Krieges), den General Sousa Dias, den General Gomes da Costa, den die Diktatoren selbst zum Marschall beförderten — dem einzigen, den wir seit einem Jahrhundert besaßen — nach Afrika, in eine ungesunde Gegend, verbannt. Die Professorenverbindungen wurden aufgelöst, die Direktoren der Lehrervereiniungen sämtlich gefangengesetzt. Alle Professoren der Rechtsfakultät von Lissabon reichten ihre Demission ein, um gegen die Abschaffung gewisser Universitätsfakultäten Protest zu erheben, und die Studenten der Hochschulen unternahmen einen Proteststreik gegen das Ministerium. Professoren der Universität von Coimbra wurden ins Gefängnis geworfen; der Allgemeine Arbeitsbund

wurde aufgehoben, sein Sitz von Leuten, die im Solde der Regierung standen, geplündert und zerstört. Schriftsteller, wie Jaime Cortesao, Raul Proença, Aquilino Ribeiro, Pina de Morais, Vitor Falcao, wurden geächtet oder verbannt. Allwöchentlich werden in den Hauptstädten des Landes Dutzende von Bürgern aller sozialen Klassen (ehemalige Minister, Professoren, Ärzte, Schriftsteller, Industrielle, Kaufleute, Advokaten, Arbeiter) eingesperrt; viele Liberale halten sich versteckt, um nicht eingekerkert zu werden, und die Häftlinge werden mit Peitschen geschlagen, bis sie halbtot liegenbleiben. Die Pressezensur geht soweit, daß sie es verbietet, gewisse klassische Schriftsteller anzuführen und Auszüge aus dem offiziellen Blatt abzudrucken. Die Briefzensur schreckt vor keiner Untat zurück, selbst davor nicht, die Absender von Briefen, bei denen sie einen doppelten Sinn vermutet, einzusperren; Soldaten unter der Führung eines Anhängers der Diktatur wurden zum Oberstleutnant Americo Olavo, dem ehemaligen Kriegsminister, entsandt, drangen mit Gewalt in sein Haus ein und schossen ihn nieder. Es ist schwer möglich, daß Regierungen dieser Art nicht schließlich ihre Unvereinbarkeit mit dem Geist der Genfer Versammlung erweisen sollten. Macedo Soares, der brasilianische Schriftsteller, den wir erwähnt haben, sagt in seinem Buch mit Recht, daß die Aufhebung der öffentlichen Freiheiten in den durch Gewalt regierten Staaten den Bestand selbst des Völkerbundes gefährde.

Man mag einwenden, daß das Bestehen einer Diktatur von der Majorität des Landes geduldet wird und dadurch eine Art von Gesetzmäßigkeit verliehen bekommt; es ist jedoch offensichtlich, daß dieser Beweis die ausschlaggebende Bedeutung des Kriegsmaterials bei den heutigen Kämpfen übersieht. Eine Minderheit ehrgeiziger Militärs, denen es gelingt, sich in den Besitz von Kanonen, Luftschiffen, Gewehren, Maschinengewehren zu setzen und sich auf Kosten des Staatsschatzes reichliche Geldmittel zu verschaffen, kann sehr leicht — für kürzere oder längere Zeit — die ganze Bevölkerung eines Landes beherrschen. Ein französischer Journalist, der einer Militärparade in den Straßen Lissabons beiwohnte, schreibt: „Man hatte den Eindruck, als ob man feindliche Truppen in einer eroberten Stadt sähe: die Besiegten gingen mit gebeugtem Kopf umher." Das portugiesische Volk ist heute ein besiegtes Volk, das von einem Teil seiner Armee ausgeplündert und ausgebeutet wird.

Bei den Verhandlungen um die Anleihe, die die portugiesische Diktatur im verflossenen März mit dem Völkerbundsrate führte, ergab sich eine weitere Schwierigkeit. Gemäß der Verfassung Portugals (die selbst die Diktatur nicht offiziell aufzuheben wagt), kann eine Anleihe ohne Zustimmung des Kongresses nicht durchgeführt werden. Im Dezember 1926 unterschrieben die führenden Ausschüsse der großen republikanischen Parteien eine Erklärung, in der sie die eventuellen Anleihezeichner davon verständigten, daß gemäß Artikel 26 der Ver-

fassung jede Anleihe, die ohne vorherige Zustimmung des Parlaments aufgelegt wird, das Land in keiner Weise verpflichtet. Auf Grund dieser Erklärung erhielt der Finanzminister der diktatorischen Regierung von den ausländischen Bankiers eine Absage. Daraufhin erwog die Diktatur die Möglichkeit, diese Skrupeln zu zerstreuen, indem sie sich unter die Fittiche des Völkerbundes begab. Sie wandte sich an Genf mit der Bitte um Befürwortung. Wenn die Anleihe auf diese Weise zustande gekommen wäre, hätte der Völkerbund eine eigentümliche Rolle gespielt, denn er würde dazu beigetragen haben, das portugiesische Volk unter das Joch der Diktatur zu beugen und es zu zwingen, den seinen Rechten angetanen Schimpf zu ertragen. Außerdem würde sich, falls es der Diktatur gelungen wäre, die Anleihe dank der Intervention des Völkerbundes zu erhalten, späterhin — wenn Rechtszustände wieder hergestellt worden wären — zwischen der portugiesischen Regierung und den Anleihezeichnern ein Konflikt ergeben: der Völkerbund selbst hätte einen Zustand geschaffen, von dem sich nach Möglichkeit fernzuhalten ihm seine Satzungen gebieten; er wäre für die Entstehung einer Lage verantwortlich, die in einer empfindlichen Weise die internationalen Beziehungen gestört und das gute Einvernehmen zwischen den Nationen, von dem der Frieden abhängt, gefährdet hätte (Artikel II). Der Grundsatz der Gleichgültigkeit gegenüber den Regierungsformen scheint sich in der Praxis schwer aufrechterhalten zu lassen.

Der Völkerbund will den Frieden. Der wirkliche Frieden ist jedoch weit eher ein Ergebnis der Verwirklichung eines Gerechtigkeitsideals als das Ideal selbst. Man kann ihn aus Liebe zur Menschheit erstreben; doch ist er nur zwischen freien Völkern möglich. Die Freiheit ist eine Vorbedingung der Würde, und „Menschenliebe ist Liebe der menschlichen Würde", nach einem Ausspruch eines portugiesischen Schriftstellers, des Historikers Oliveira Martin. Die Erfahrung zeigt, daß immer ein Augenblick kommt, in dem eine tyrannische Regierung den inneren Schwierigkeiten mit Hilfe einer internationalen Verwicklung zu entkommen sucht. Für Volksgemeinschaften wie für Individuen ist der innere Friede eine wesentliche Vorbedingung des Friedens mit den andern. Heute ist jedoch der bequemste und zugleich der am wenigsten gefährliche Ort zur Aufrollung einer internationalen Frage sicherlich das Ufer des Genfer Sees . . .

Entsprechend dem Ideal, das den Völkerbund beseelt, und gemäß den Grundsätzen, die er verkündet, will er zu einem Bund von Völkern werden; nach der Methode jedoch der Vertretung der Völker ist er eher ein Bund von Regierungen; ein Volk ist aber mehr als sein Minister. Daher die Schwierigkeiten, die Widersprüche, die Mißverständnisse, die sich, wie mir scheint, aus dem Beispiel Brasiliens und Portugals unzweideutig ergeben.

Die Interparlamentarische Union.

Von *Ludwig Stein.*

Am 23. August wird die Reichshauptstadt die Interparlamentarische Union, die zuletzt in Paris und Washington getagt hat, in ihren Mauern als Gäste willkommen heißen. Unsere deutschen Parlamentarier haben in der Nachkriegszeit, besonders an der Tagung in Amerika und auch zuletzt in Paris, lebhaften Anteil genommen und über ihre Eindrücke in Berlin berichtet. Die Interparlamentarische Union verdankt ihre Entstehung dem französischen Pazifisten Senator *Frédéric Passy* und dem englischen Parlamentsmitglied *Randolph Cremer.* Die ersten Zusammenkünfte der Interparlamentarischen Union fanden in London, in Rom, im Haag und in Brüssel statt. Der belgische Staatsmann Descamps hat schon an der Tagung in Brüssel den Entwurf eines internationalen Schiedsgerichtsvertrages durchgesetzt, der später als Grundlage für die beiden Haager Schiedsgerichtskonferenzen gedient hat. An dieser Brüsseler Konferenz hat der ungarische Staatsmann Graf Albert Apponyi im Auftrage seiner Regierung teilgenommen und die fünfte Tagung nach Budapest offiziell eingeladen. Von Anfang an war Generalsekretär der Interparlamentarischen Union das schweizerische Mitglied des Nationalrats *Dr. Albert Gobat,* bernischer Erziehungsdirektor (Kultusminister), der bis zur Tagung der Interparlamentarischen Union in Berlin im Jahre 1908 das Generalsekretariat innehatte, um es nachher dem Sekretär der Nobelstiftung Dr. Christian Lange abzutreten, der noch heute die Interparlamentarische Union als Generalsekretär vertritt und beim Völkerbund sein ständiges Büro unterhält.

Die Interparlamentarische Union hatte schon in der Vorkriegszeit einen halbamtlichen Charakter. Sie wurde von verschiedenen Regierungen unterstützt und dehnte ihren Umkreis nach und nach auf mehr als 1000 Parlamentarier aus. An der Berliner Tagung vom Jahre 1908 nahmen meiner Erinnerung nach nicht weniger als 1100 Parlamentarier aller Länder teil, darunter etwa 100 deutsche Abgeordnete unter Führung des Prinzen Heinrich von Schönaich-Carolath und des Landtagsabgeordneten Professor Eickhoff aus Remscheid. Diese Berliner Tagung hat eine kleine Vorgeschichte, die anläßlich der jetzigen Zusammenkunft der Parlamentarier aller Länder in Berlin als

charakteristischer Beitrag zur damaligen Zeitgeschichte an dieser Stelle zum erstenmal erzählt werden soll.

Seit den beiden Haager Konferenzen, an denen zuletzt Botschafter von Marschall das Deutsche Reich, die Senatoren Léon Bourgeois und d'Estournelles de Constant Frankreich vertraten, war von parlamentarischer Seite der Gedanke aufgetaucht, daß eine Einladung der Interparlamentarischen Union nach Berlin die politische Krönung dieser Institution bedeuten würde. Als an der zweiten Haager Konferenz die Vertreter des Deutschen Reiches mit ihrem Sachverständigen Prof. Zorn aus Bonn und den beiden französischen Senatoren Bourgeois und de Constant in starke Meinungsverschiedenheiten gerieten, befand ich mich zu Besuch des Fürstenpaares v. Bülow in Norderney. Da d'Estournelles de Constant, der französische Vertreter, auch dem Bureau International de la Paix in Bern angehörte, dessen permanente bernische Mitglieder der Generalsekretär der Parlamentarischen Union Dr. Gobat und ich waren, lag es nahe, diese persönlichen Beziehungen zu einer Schlichtung der Gegensätze oder Angleichung der Auffassungen zwischen den Hauptträgern der II. Haager Schiedsgerichtskonferenz, Deutschland und Frankreich, zu versuchen. Ich begab mich noch in derselben Nacht, als in Norderney die Depeschen Marschalls aus dem Haag eintrafen, nach dem Haag, und es gelang mir im Laufe eines Vormittags, mit den beiden französischen Delegierten und von Marschall, dem damaligen Botschafter in Konstantinopel, eine Formel zu finden, die zwar zu keiner Lösung führte, jedoch eine Brücke zwischen beiden Auffassungen herzustellen vermochte. Bei diesem Anlaß möchte ich feststellen, daß der Fürst Bülow es mit der II. Haager Konferenz aufrichtig gemeint hat und nicht etwa, wie man ihm von gegnerischer Seite vorwirft, diese Konferenz bewußt sabotiert hat. Aus diesem Vermittlungsversuch erwuchs später die Anregung zur Einladung der deutschen Regierung an die Interparlamentarische Union, die im Jahre 1908 zum erstenmal in Berlin tagte.

Die Vorgeschichte dieser Einladung entbehrt nicht eines pikanten historischen Reizes, da sie ein Schlaglicht auf die Geheimdiplomatie der Vorkriegszeit wirft. Dr. Albert Gobat, der Generalsekretär der Union, hatte nämlich sein Bureau im selben Hause wie unser Bureau International de la Paix, am Kanonenweg in Bern. Beide Institutionen hatten durch die Personalunion mit Gobat enge Fühlung miteinander. Auch das Berner Friedensbüro, dessen österreichische Vertreterin Baronin von Suttner und Dr. Fried, Träger des Nobelfriedenspreises waren, erhielt von mehreren Regierungen jährliche Subventionen, darunter auch von der Schweiz, und wurde als offizielles Organ der Friedensbewegung anerkannt.

Dieses Berner Friedensbureau hielt jedes Jahr in den Hauptstädten der Welt Friedenstagungen ab, ähnlich wie die I. U. Nur galt es als stille Vereinbarung, daß die beiden Weltkongresse niemals im gleichen

ahre in derselben Stadt tagen sollten, sondern hintereinander. 1907 agte nun die Interparlamentarische Union in London, wurde von König Eduard feierlich empfangen, und der damalige liberale Ministerräsident Campbell Bannermann gab zu Ehren der parlamentarischen Union ein großes Bankett. Als Dr. Gobat aus London zurückkehrte nd mir den großen Erfolg der Parlamentarischen Union schilderte, egte er mir den Gedanken nahe, durch Vermittlung des deutschen esandten in Bern, Baron Alfred von Bülow, des Bruders des Reichsanzlers, eine Einladung der deutschen Regierung an die Interparlamentarische Union nach Berlin zu erwirken. Ich machte Dr. Gobat, er Welschschweizer war, den Vorschlag, zuerst nach Paris zu reisen nd durch unsere Freunde Frédéric Passy, Léon Bourgeois und 'Estournelles de Constant Unterschriften französischer Parlamentarier u sammeln, die sich bereit erklärten, den Berliner Weltkongreß der nion zu besuchen, falls eine offizielle Einladung der deutschen Reierung erginge. Berlin galt nämlich als der Hauptwiderstand gegen ie Idee der Interparlamentarischen Union. Wäre dieser Widerstand ebrochen, so gäbe es kein Hemmnis für die Weiterentwicklung der nion.

Die Psychologie des Kaisers den Franzosen gegenüber war mir icht unbekannt. Hatte doch der Kaiser auf der Yacht des Fürsten n Monaco, der selbst Pazifist war, auf Anregung des Berner Büros f der Rückseite eines Menüs ein Emblem für die Pazifisten entorfen, das noch im Berner Bureau als Andenken aufbewahrt wird. Der djutant des Fürsten, der französische Kapitän Gaston Moch, der an r Pazifistenversammlung in Berlin im vorletzten Jahre teilgenommen t und damals Mitglied unseres Berner Bureaus war, hat dem Kaiser n Wunsch unseres Bureaus unterbreitet. Der Kaiser hat impulsiv ein mblem mit der Inschrift „Pax" entworfen. Der Kaiser legte großen ert auf ein besseres Verhältnis zu Frankreich. Wenn man ihm klarachte, daß auf eine deutsche Einladung französische Parlamentarier großer Anzahl nach Berlin kämen, so würde er, wie ich vermutete, ner solchen Einladung seine Zustimmung nicht versagen. Dr. Gobat m mit Unterschriften von 220 Parlamentariern zurück. Wir legten e Listen dem deutschen Gesandten Alfred v. Bülow vor, worauf eine nladung des Reichskanzlers von Bülow erfolgte, bei welchem Anlaß r. Gobat die französischen Unterschriften zeigte, und tags darauf hatte ülow beim Kaiser die Einladung an die Internationale Union nach erlin durchgesetzt.

Als ich mich im Jahre 1908 anschickte, die Adresse des Berner iros an König Edward zu überbringen und das Berner Büro an iserem Weltkongreß in London 1908 zu vertreten, erhielt ich unmittelr vor meiner Abreise einen Brief des mir befreundeten ungarischen aatsmannes Grafen Albert Apponyi, der Präsident der ungarischen teilung der Interparlamentarischen Union war. In diesem Briefe setzte

Graf Apponyi in beweglichen Worten auseinander, daß die Interparl mentarische Union mit ihrer Tagung in Berlin zu einem Echec vor d ganzen Welt verurteilt sei, weil weder der Kaiser, noch der Kronprin noch endlich der Reichskanzler von Bülow selbst ihr Erscheinen z gesagt oder auch nur eine offizielle Einladung hätten ergehen lasse was doch angesichts des feierlichen Empfanges im Vorjahre in Lond einer Brüskierung gleichkäme. Mit gleicher Post erhielt ich aus Lond die Einladung zur Überreichung der Adresse an König Edward pe sönlich, und als Mitglied des Berner Bureaus zu einem Bankett d Regierung, ganz ähnlich wie es im Vorjahr mit der Interparlament rischen Union in London gehalten wurde. Nach Verständigung m dem deutschen Gesandten Alfred von Bülow schickte ich den Bri Graf Apponyis sogleich an den Reichskanzler, dem ich anheimga mir nach London zu depeschieren, was zu geschehen habe, um Mi stimmungen und Ärgernisse aus dem Wege zu räumen. Bei mein Ankunft in London fand ich bereits Eilbriefe und Depeschen d Fürsten vor, in welchen der Reichskanzler mich ermächtigte, de englischen Führer der Interparlamentarischen Union Lord Wearda (früher Philip Stanhope) auseinanderzusetzen, daß weder Unachtsar keit noch böser Wille vorhanden sei, sondern ein fatales zeitlich Zusammentreffen der Tagung der Parlamentarischen Union mit d Zusammenkunft des Kaisers Wilhelm und des russischen Zaren den Schären, der er als Reichskanzler beiwohnen müsse. Sollte si aber die Interparlamentarische Union damit einverstanden erkläre, daß die Weltkonferenz um eine Woche verschoben würde, dann wer der Reichskanzler nicht bloß persönlich den Kongreß im Reichst eröffnen, sondern auch im Reichskanzlerpalais zu Ehren der I. U. u der gleichzeitig tagenden internationalen Pressekonferenz ein Garte fest geben. Mit diesen Dokumenten begab ich mich sogleich zu Lo Weardale und legte ihm elf Depeschenformulare vor, die am selb Tage noch mit Rückantwort an die elf führenden Mitglieder der I. abgehen sollten, ob sie auf den Vorschlag Bülows eingehen und d Kongreß vertagen würden. Am selben Abend waren zehn bejahen Antworten eingelaufen, und ich konnte dem Fürsten am gleichen Ta melden, daß seine Vorschläge einhellig angenommen seien.

Als ich mich von dem Londoner Weltkongreß der Pazifisten m Baronin von Suttner nach Berlin zur Sitzung der Parlamentarisch Union begab, bat mich der Reichskanzler dringend um sofortig Besuch, weil ein peinlicher Zwischenfall sich ereignet habe. Im letzt Augenblick schlug nämlich die französische Presse Lärm und wol die Konferenz dadurch sabotieren, daß den französischen Delegierte die sich schriftlich bereits verpflichtet hatten, dringend angeraten wur die Reise nach Berlin als politisch inopportun aufzugeben. Selbst uns Freund Baron d'Estournelles de Constant brachte den Mut nicht a der öffentlichen Meinung in Paris entgegenzutreten, trotzdem er d

eigentliche Initiator dieser Einladung war, und er sagte im letzten Augenblick telegraphisch ab. Das brachte den Fürsten Bülow in begreifliche Erregung, zumal er dem Kaiser gegenüber stark darauf gepocht hatte, daß die Franzosen in Berlin erscheinen würden. Ich wußte Rat. Ich telephonierte dem Senator Frédéric Passy, der trotz seiner Blindheit seinen politischen Mut nicht eingebüßt hatte, er möchte in Begleitung von Sohn und Tochter mit dem nächsten Zuge nach Berlin kommen, um die Situation zu retten. Passy begriff sofort die Sachlage, sagte zu, reiste in derselben Nacht nach Berlin. Als ich dem Fürsten Bülow die Ankunft Passys meldete, legte ich ihm nahe, in seiner französischen Ansprache im Reichstag den Nestor der Pazifisten, den mehr als 80jährigen ehrwürdigen Greis Passy, den er persönlich kannte und verehrte, zu apostrophieren, worauf Frédéric Passy im Namen der Union im Reichstag offiziell antworten werde. Der Schlag der französischen Nationalisten war damit ins Wasser gefallen; man sah und hörte den prominentesten französischen Pazifisten im Reichstag und merkte kaum, daß die anderen Franzosen gefehlt haben. Die Ansprache des Fürsten Bülow im Reichstag, in einem tadellosen pariserischen Französisch, war damals ein politisches Ereignis. Als Bülow sodann die Konferenzteilnehmer sowohl der parlamentarischen Union als auch der internationalen Presse in seinem schönen Garten in der Wilhelmstraße begrüßte, konnte er mit Genugtuung das Gelingen des Werkes der parlamentarischen Union in Berlin feiern.

Diese Kulissengeheimnisse der Diplomatie vieux jeu erzähle ich anläßlich der bevorstehenden Tagung, um die damalige Haltung des Kaisers und des Fürsten Bülow zu schildern. Der Kaiser hat nicht nur das Emblem für die pazifistische Bewegung gezeichnet, sondern auch den Schöpfer des Schiedsgerichtsgebäudes im Haag, Carnegie, auf eine betont bevorzugte Weise aufgenommen. Carnegie hatte nämlich anläßlich der Eröffnung des Carnegie-Gebäudes im Haag in meiner Monatsschrift „Nord und Süd“ einen offenen Brief an den deutschen Kaiser gerichtet, in welchem er Wilhelm II. als Friedenskaiser feierte. Der Kaiser hat daraufhin Carnegie nebst Frau und Tochter nach Berlin eingeladen, wo er die Familie Carnegie mit der Kaiserin zum Tee einlud und sich nahezu 1½ Stunden schlicht und einfach mit der Familie Carnegie über die Friedensfrage im positiven Sinne unterhielt. Ich sprach Carnegie, bevor er zum Kaiser fuhr, und gleich nach seiner Rückkehr vom kaiserlichen Palais. Carnegie, seine Frau und seine Tochter waren begeistert vom Kaiserpaar, und er selbst, Carnegie, versicherte, daß er mehr denn je an die ehrliche Friedensabsicht des Kaisers glaube.

Abgesehen von der geschichtlichen Reminiszenz, die hier aus dem Gedächtnis wiedergegeben wird ,aber Wort für Wort dokumentarisch belegt werden kann, hat diese Vorgeschichte der Tagung der Inter-

parlamentarischen Union in Berlin auch eine tief eingreifende politische Bedeutung. Sie beweist zur Genüge den guten Willen von Kaiser und Reichskanzler, mit der pazifistischen Bewegung in Fühlung zu kommen. Die Menschen glauben zu schieben, und werden doch vom Weltgeist dahin getrieben, wohin die Tendenzen aller Geschichte zielen. Solche Kongresse und festlichen Veranstaltungen haben weder den Krieg zu verhindern vermocht, noch werden sie in Zukunft entscheidende Beschlüsse fassen können, durch die die Regierungen festgelegt werden. Aber sie erzeugen die Stimmungen, aus denen heraus die Tendenzen eines Zeitalters erwachsen. Wie wenig die geheime Diplomatie die Strömungen unserer Zeit hat hintanhalten können, mag das hier vorgeführte Beispiel nach der negativen Seite illustrieren, zugleich aber positiv dartun, daß der Pazifismus dem heutigen Menschengeschlecht im Blute steckt. Selbst Kaiser und Kanzler konnten sich dieser Strömung nicht entziehen.

Der Zug unseres Zeitalters drängt unaufhaltsam zur friedlichen Beilegung und Schlichtung der politischen Gegensätze und wirtschaftlichen Interessenkonflikte unter den Völkern. Der Völkerbund ist nur das sichtbare Symbol dieser Tendenz unseres Zeitalters. Erst der Weltkrieg hat dem wahren Pazifismus die Zunge gelöst. Was der Prophet Sacharia einst seherisch aussprach: „Gott verkündet den Frieden den Völkern, und seine Herrschaft reicht von Meer zu Meer, von Strom zu Strom bis ans Ende der Erde", das beginnt in der Nachkriegszeit durch den Völkerbund und den Kellogg-Pakt Körper zu bekommen. Religionsstifter, Apostel, Propheten und Dichter antizipieren die Wirklichkeit in der Form von Ahnungen, Deutungen, Visionen und instinktiv richtiger Witterung des Kommenden. Ihre Sicherheit der Voraussage ist wie die der Nachtwandler und Somnambulen tief im Unterbewußtsein verankert. Und wenn auch Leibniz einmal spottet, der „ewige Friede" passe nur als Aufschrift auf Kirchhofspforten, denn nur die Toten schlagen sich nicht mehr, die Lebenden seien in anderer Stimmung, so läßt sich nicht verkennen, daß die Friedfertigkeit in der Nachkriegszeit geradezu Gemeinplatz geworden ist. Das Tempo des Staatsmannes freilich, der Geschichte macht, ist ein anderes als das des Philosophen, der sie erklärt. Aber was einst Dichter und Philosophen gepredigt haben, ist durch die physikalischen Entdeckungen und technischen Erfindungen eines Stephenson, Bell, Edison, Marconi, Zeppelin zum großen Teil schon verwirklicht.

Wir leben in der Nachkriegszeit in dem gemeinschaftlichen Versuch der Völker, ein Regulierungssystem der Weltwirtschaft ausfindig zu machen. Die Interparlamentarische Union in Berlin ist nur ein Schrittmacher und Wegebereiter dieser großen Bewegung. Die nationale Wirtschaftsregelung hat der Weltwirtschaft die Wege zu ebnen. Wer Ewigkeitsideen in sich trägt, läßt sich auch durch den Weltkrieg, dieses größte Erdbeben der Geschichte, nicht aus dem Gleichgewicht bringen.

Der Weg zum Paradiese führt nun einmal durch die Hölle. Am Zeitmesser des Weltgeschehens sind Jahrtausende nur ein einziger Pendelschlag. Herder bemerkt einmal sinnig, jedes Volkstum habe sein eigenes Kriterium des Rechts und seine eigene Formel der Glückseligkeit. Soll daher dereinst, wenn das Weltwirtschaftsproblem gelöst ist, in einer sozialen Weltsymphonie die Harmonisierung der gesamten Menschheit in mächtigen Akkorden ausklingen, so lautet das erste Erfordernis, daß jeder Mitwirkende an diesem von der Menschheit sehnsüchtig herbeigewünschten Weltkonzert ein Virtuose seines Instrumentes sei. Man kann von einer Nation nur heischen, daß sie zu jenem erträumten Weltkonzert dasjenige Instrument stelle und diesem wieder nur solche Töne abgewinne, wie sie sich aus den gesamten Kulturbedingungen des betreffenden Volkstums von selbst ergeben.

Der Fortschritt des Menschengeschlechts nach der Richtung der friedlichen Beilegung unvermeidlicher Zusammenstöße ist unverkennbar. Zuerst leben die Menschen in chaotischem Durcheinander in wilden Horden, Clans, Sippen, Tribus, Phratrien, Gaugenossenschaften, bis hinauf zu den Stadtstaaten. Von unbestimmter Gleichartigkeit schreitet die menschliche Gesellschaft fort zu bestimmter Ungleichartigkeit. Der kriegerische Typus, der im „Kampf ums Dasein", vollends im „Kampf um die Erde" sich herausbilden mußte, schweißt die Stämme und Sippen zu großen Verbänden und Gruppen, kurz zu staatlicher Ordnung zusammen. Die kleinen Stadtstaaten treten durch Bündnisse oder kriegerische Unterjochung zu größeren Staatengebilden zusammen, letzten Endes zu großen Staatenverbänden mit ausgeprägten Kultursystemen. Die Linie der Entwicklung führt geradeswegs von Staatenbündnissen zu Bundesstaaten. In demselben Maße aber, wie sich durch solche Machtkonzentration die Anpassung an äußere Daseinsbedingungen vervollkommnet hat, verliert der Krieg, der bisher ausschlaggebende Machtfaktor, seinen Sinn. Der heutige Krieg maskiert sich nicht mehr als religiöser Krieg (Kreuzzüge) oder als dynastischer Krieg (Erbfolgekriege), sondern er tritt schlank und blank als Wirtschaftskrieg auf. Er ist ein Kampf um die Bodenschätze (Kohle, Erdöl, Eisen, Kali). Ist aber der Zweck des Krieges, die Herstellung des politischen Gleichgewichts, erreicht, so ist das Mittel überflüssig geworden. An die Stelle des kriegerischen Typus des Menschengeschlechts tritt dermaleinst der industrielle, der Weltverkehr: Handel, Gewerbefleiß und Industrie. An die Stelle des politischen Krieges tritt der wirtschaftliche Wettbewerb. Der rote Saft der blutigen Fehde weicht dem schwarzen der staatlichen Verträge.

Die Staatenbündnisse, Ententen und Allianzen, unter deren politischen Zeichen wir vor Kriegsbeginn standen, haben aber den Gedanken der schiedsgerichtlichen Austragung schwebender Differenzen, denen keine vitalen Lebensfragen der Nation zugrundeliegen, gefördert. Die beiden Haager Konferenzen, das Rote Kreuz, die Wilsonschen

14 Punkte, das Institut des Völkerbundes in Genf, der Hardingsche Kongreß in Washington im November 1921, der Kellogg-Pakt sind offenkundige Anzeichen dafür, daß die Völkerbundidee, wie sie die Propheten des alten Bundes und die Stoa kündeten, in drei Jahrzehnten mehr Fortschritte gemacht hat, als in drei Jahrtausenden des geschichtlichen Erlebens. Es hieße die Augen vor der Wucht dieser Tatsachen gewaltsam verschließen, wollte man verkennen, daß in allen diesen Anzeichen eine innere Logik der Geschichte hervortritt. Man braucht diese Symptome nur nebeneinander zu stellen, um auch die grundsätzlich Widerstrebenden davon zu überzeugen, daß die Logik der sozialen Entwicklung mit immanenter Gesetzmäßigkeit beharrlich und unbeirrt, wenn auch nur langsam und auf scheinbaren Umwegen dem Endziele einer friedlichen Verständigung unter den Kulturvölkern entgegenstrebt.

Überall dort, wo neben den nationalen Lebensinteressen, die zuerst und zuhöchst gewahrt werden müssen, eine Interessensolidarität und ein Interessenkompromiß unter den Kulturstaaten besteht, wird man zu internationalen Verträgen übergehen müssen. Der von Grund aus veränderte Weltverkehr, der das Problem der Weltwirtschaft in den Vordergrund rückt, hat das Dogma vom isolierten Nationalstaat über den Haufen gerannt. Der Sinn der Geschichte ist der Völkerbund, gemäß dem Worte des Neuen Testamentes: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen. In diesem Geiste begrüßen wir die Interparlamentarische Union in Berlin und wünschen ihrer Arbeit Gedeihen. Die Tagung des Jahres 1928 steht ohne Zweifel unter einem günstigeren Sternbild als die vom Jahre 1908.

Die internationale Friedensarbeit der ehemaligen Kriegsteilnehmer.

Von Professor *René Cassin,*

Honorarpräsident der Föderalunion der Kriegsverletzten (Président honoraire de l'Union fédérale des Mutilés), französischer Delegierter zum Völkerbund.

Die internationale Konferenz der Verbände der Kriegsverletzten und er ehemaligen Kriegsteilnehmer, die Ciamac (oder Inako) genannt, oll vom 9. bis zum 12. August dieses Jahres in Berlin tagen. Zum rstenmal werden sich in Berlin Vertreter der zehn europäischen Völker ersammeln, die in beiden Lagern am Weltkrieg teilgenommen haben, Delegierte von zwanzig angeschlossenen Organisationen, die über mehr ls drei Millionen Mitglieder verfügen, ohne von den sehr wichtigen 'erbänden, wie z. B. das Reichsbanner, zu sprechen, die uns nahestehen.

Seit einigen Jahren gibt es eine solche Fülle von Sitzungen und ıternationalen Kongressen, daß selbst der informierteste Teil der öffentchen Meinung sich nur mühsam darüber klar wird, welche Bewegungen ne wirkliche Bedeutung besitzen. Aber gerade die Bewegung, die die iamac vertritt, verdient durch die Eigenschaft und Bedeutung der maiellen und geistigen Kräfte, die sie beseelen, wie auch durch den rnst und die Tiefe ihres Einflusses eine besondere Aufmerksamkeit.

Unmittelbar nach dem Kriege schien und war auch sehr schwer ne Begegnung zwischen denjenigen herbeizuführen, die sich noch estern wütend auf den Schlachtfeldern bekämpften. Barbusse hat einen utlichen Fehlschlag erlitten, weil er sich bemühte, über die Grenzen nweg eine großzügige aber vorzeitige Bewegung ins Leben zu rufen, e sich dann sehr schnell dem Kommunismus im Namen des gemeinmen Hasses gegen den Krieg anschloß. Die Internationale der üheren Kriegsteilnehmer, IAC., die im Jahre 1920 in Genf im ersten ufschwung der Begeisterung gegründet wurde, hat nach einem veringlichen Aufblühen in Ost- und Mitteleuropa Rückschläge und Spalngen erfahren, die zu ihrem schnellen Verfall führten. Ihr Einfluß uf Massen und öffentliche Meinung war vollkommen belanglos.

Die Führer der großen Verbände der Kriegsverletzten in Europ sind mit größerer Vorsicht (manche nannten es Zaghaftigkeit) vorg gangen. Aber dank ihrer Methoden haben sie allmählich die schwieri sten Hindernisse überwunden. Die Bewegung wurde häufig zum Stil stand verurteilt, aber sie hat keinen einzigen Rückschlag erlitten.

Die erste Phase bestand aus Begegnungen auf technischem Gebie In dem Bewußtsein, daß unter den aus dem Krieg hervorgegangene Institutionen die Internationale Arbeitsorganisation von größtem Inte esse für die Kriegsinvaliden war, haben die großen Verbände Deutsch lands, Österreichs, Frankreichs, Großbritanniens, Italiens und Polen sich zum erstenmal im September 1921 in Genf vereinigt, um ihre Info mationen auszutauschen, gemeinsam die neuen Probleme zu prüfen, d sich aus der Existenz der Millionen von Kriegsverletzten, Kriegswitwe und Kriegswaisen ergaben; Entschädigungsrechte, Berufsausbildun ärztliche Hilfe, Unterstützung, Überleitung in die verschiedenen Arbeits gebiete. Der Austausch der nationalen Erfahrungen hat die Aufstellun eines Arbeitsprogramms ermöglicht, mit dem sich zwei Konferenzen d Sachverständigen im März 1922 und im Juli 1923, beschäftigten, b denen man die Fragen der Prothesen, der ärztlichen Hilfe und d Unterbringung der Invaliden in den öffentlichen oder privaten Unte nehmungen behandelte.

Den Delegierten der großen Verbände zwang sich die Feststellun der Identität der Forderungen ihrer Mandanten auf, die gerade die vo der Inflation und der Lebensteuerung am grausamsten Betroffenen ware Daran knüpfte sich eine andere Wahrnehmung, und zwar daß alle da selbe Grauen vor dem Kriege empfanden und von dem Wunsch nac der Mitarbeit an der Organisierung des Friedens beseelt waren. De halb ergriff im Laufe des Sommers 1925 die Föderalunion der franz sischen Verbände der Kriegsverletzten und der ehemaligen Kriegstei nehmer die Initiative einer ersten internationalen Konferenz, die sic mit dem Problem des Friedens und der internationalen Beziehunge zwischen den ehemaligen Kriegsteilnehmern beschäftigen sollte.

Diese Konferenz, die im September 1925 nach einer sorgfältige Vorbereitung in Genf stattfand, hat in diesen beiden Richtungen eine vollen Erfolg erzielt. Die Kriegsverletzten und ehemaligen Kriegstei nehmer haben erklärt, daß der Frieden das höchste Ziel ihrer Bemühu gen darstelle, und in dem Wunsch, ihr Bekenntnis in eine positive Handlung umzusetzen, haben sie feierlich ihren Beitritt zu den inte nationalen Organisationen, dem Völkerbund, der Arbeitsorganisatio dem Internationalen Schiedsgerichtshof verkündet, um durch die Ve vollkommnung und Demokratisierung dieser Institutionen die dauernd Herrschaft eines vernünftigen, organisierten Friedens zu erzielen. Un den Sinn ihrer Bemühungen zu betonen, haben die Delegierten eine Besuch beim Völkerbund gemacht, wo sie von dem Präsidenten de Vollversammlung, dem Präsidenten des Völkerbundsrates und de

Generalsekretär empfangen wurden, und suchten auch den Präsidenten des Internationalen Arbeitsamts auf.

Wenn man sich überlegt, daß zu diesem Zeitpunkt die deutsche Regierung noch nicht Mitglied des Völkerbundes war, daß die Verhandlungen zwischen den Signatarstaaten von Locarno sich noch im Flusse befanden und der Ort der Konferenz noch nicht festgesetzt war, kann man den Delegierten der Verbände der Kriegsverletzten, die auf diese Weise ihren Regierungen zuvorkamen und ihnen die bedeutungsvolle Unterstützung breiter Volksmassen sicherten, weder eine gewisse Voraussicht noch einen gewissen Mut absprechen.

Nach dem Anfangsstadium, das aus dem Zusammenschluß um den Kern zweier einzelner Ideen, der Solidarität der materiellen Forderungen und der Entwicklung der Friedensinstitutionen bestand, wurde die zweite Phase der Herstellung regelmäßiger Beziehungen zwischen den Vereinigungen der verschiedenen Länder gewidmet.

Die bei dieser Aufgabe entstandenen Schwierigkeiten wurden nicht durch die Gruppen geschaffen, die bei der ersten Konferenz in Genf vertreten waren. Diese Verbände forderten im Gegenteil eine sofortige statutarische Regelung, die der Ciamac ihre endgültige Struktur gegeben hätte. Um jedoch den noch nicht vertretenen Ländern eine Beteiligung an der Formulierung dieser Statuten einzuräumen, mußte man die zweite Konferenz vom Jahre 1926 mit dieser Aufgabe betrauen, die sie auch zur vollen Zufriedenheit gelöst hat. Außerdem wurde das Sektretariat gebildet und das internationale Komitee gewählt.

Aber die zweite Konferenz war auch in vielen anderen Punkten erfolgreich. In Anbetracht der Tatsache, daß es eigentlich ihre erste Tagung war, hatte sie einen beträchtlichen Erfolg beim Völkerbund zu verzeichnen, bei dem sie eine Erhöhung der Pensionen der österreichischen Kriegsinvaliden durchsetzte, die bei der Sanierung der österreichischen Finanzlage auf ein lächerliches Niveau herabgedrückt worden waren. Andererseits hat die Konferenz ihr Friedensprogramm präzisiert, sich zu den Prinzipien des Schiedsverfahrens, der Sicherheit und der Entwaffnung, den Verträgen von Locarno und der Arbeit an der friedlichen Jugenderziehung bekannt.

Nachdem einmal das Instrument der internationalen Beziehungen festgeschmiedet worden war, schlug die Stunde, um nach außen hin den Wert ihrer Prinzipien und ihrer Aktion zu demonstrieren. Die dritte Konferenz fand im Jahre 1927 in Wien statt, bei der mit bemerkenswertem Erfolge der Aktivität der Ciamac ein neuer, bedeutungsvoller Weg gewiesen wurde: die unmittelbare Propaganda in den vom Kriege betroffenen Ländern.

Die Delegierten der Ciamac haben sich in Betonung ihres Friedenswillens zuerst nach dem Wiener Friedhof vor das Grabdenkmal begeben, das nur eine einzige Inschrift trägt: „Nie wieder Krieg!“ Dann suchten

sie die Behörden der österreichischen Republik auf, den Bundeskanzler, den Bürgermeister der Stadt Wien und kamen in erster Linie mit den Opfern des Krieges in einer Versammlung zusammen, die eine unvergeßliche Erinnerung darstellt.

Im Jahre 1928 wurde Paris zum Schauplatz zweier wichtiger Manifestationen anläßlich der Komiteesitzungen. Der Rat der fünf französischen in der Ciamac zusammengeschlossenen Verbände hat für die Delegierten der anderen Länder einen Empfang vorbereitet. Der französische Außenminister Briand, dem die Ciamac ihre Bewunderung und Dankbarkeit für sein Friedenswerk aussprach, hat das Komitee mit besonderer Wärme empfangen und dankte den ehemaligen Kriegsteilnehmern für ihre Bemühungen um die Annäherung der Völker.

Auch Deutschland hat bei verschiedenen Gelegenheiten einzelne Delegierte der Ciamac empfangen: im Jahre 1927 beim Kongreß des Reichsbundes in Hamburg; im Juli 1928 war Henri Pichot der Gast des Reichsbanners von Baden, und ich selbst habe am 15. Juli dem Kongreß des Reichsverbandes in Koblenz im Namen der Ciamac die Grüße der französischen Kriegsverletzten überbracht. Aber diese Besuche waren nur ein Vorspiel zu dem großen Kongreß, der in Berlin stattfinden wird, und der endgültig die Auswirkung der Ciamac im Herzen Europas bestätigen soll. Nach vier Jahren des Bestehens ist diese Organisation zu einer der wichtigsten unter den Institutionen geworden, die das Ziel einer dauernden Friedensherrschaft verfolgen. Sie muß den Völkern die Vorteile und Ergebnisse der von ihr gewählten Arbeitsmethode zukommen lassen, die, zwar an die Wirklichkeit gebunden, jedoch sicher zum Ziele führt.

Man braucht nur einen Blick auf den seit zehn Jahren durchmessenen Weg zu werfen, um sich des seit dem Kriegsende erzielten Fortschrittes bewußt zu werden und zu begreifen, welch eine ungeheure Aufgabe uns noch bevorsteht. Die Generation, die am Kriege teilgenommen hat und die den Preis für die durch den Krieg hervorgerufenen Verwüstungen zahlt, ist sich endlich ihres Interesses, ihres Rechtes, ihrer Pflicht, einen neuen Krieg zu verhindern, bewußt geworden. Ich spreche zuerst von ihrem Interesse. Es ist nur recht und billig, daß die Familien der Toten, der Invaliden und der früheren Kriegsteilnehmer durch produktive Arbeit und pekuniäre Entschädigungen, die ihnen die einzelnen Staaten für die erlittenen Schäden und Verluste schulden, ein genügendes Auskommen finden sollen, um ihre häufig so peinliche Existenz fortzufristen. Wenn schon der Weltkrieg mit seiner Fülle von Zerstörungen die vitale Substanz zerfressen, die mühsamen Ersparnisse der Generationen verschlungen hat, was würde den Völkern Europas bleiben, wenn ein neuer, allgemeiner Krieg ausbrechen würde? Es wäre der Tod für die schon betroffenen Opfer, durch die neuen Menschenverluste verschärft, die sie ihrer einzigen Stütze, der jungen Generation berauben würden.

Die Teilnehmer am Kriege haben sich durch ihre Opfer das mora-sche Recht erworben, in die ganze Welt hinauszuschreien: „Wir wollen eine blutigen Konflikte, die allzu häufig durch den materiellen Macht-unger oder Stolz entfesselt werden. Wir wollen keine Katastrophen, denen die Besten untergehen, während die schlechtesten Elemente us dem allgemeinen Leid skandalöse Gewinne ziehen und sich im egebenen Moment noch weigern, zum Wiederaufbau der betroffenen ölker beizutragen." Die Tatsache, daß sie im Laufe einiger Jahre r persönliches Interesse einem Ideal geopfert haben, verleiht ihnen n berechtigtes Prestige. Die Tatsache, daß man sich während des rieges bekämpft hat, ist zweifellos kein Titel, der jede Erfahrung und de Kenntnis des Verhaltens der anderen Völker erübrigt. Sie ist doch sicher ein Beweis der Energie und eine besondere Erfahrung des zialen Lebens. Wenn die Eigenschaft des früheren Kriegsteilnehmers ch zu anderen Verdiensten hinzukommt, erlaubt sie dem Führer der ölker, mit einer besonderen Autorität zu seinen Mitbürgern zu sprechen d sich in internationalen Zusammenkünften an die Staatsbürger aller änder zu wenden. Aber in erster Linie möchte ich jedoch die Pflicht r feuererprobten Generation hervorheben. Durch den Tod dezimiert, ausam verkrüppelt, haben die ehemaligen Kriegsteilnehmer die Sen-ng, den Völkern durch ihr Beispiel das Grauen des Krieges und ine praktische Nutzlosigkeit begreiflich zu machen. Sie müssen, bevor e Ruinen wieder aufgebaut werden und die jungen Generationen, e die Stunden der Metzeleien und Verwüstungen nicht miterlebt haben, n neuem den Krieg vergöttlichen, die Zeit, die ihnen bleibt, und alle räfte dafür verwenden, um aus diesen Opfern alle menschenmöglichen rgebnisse zu erzielen.

Man wundert sich vielleicht über die Eile, mit der diejenigen, die ch noch vor einigen Jahren die tödlichsten Wunden beibrachten, sich sammenschließen, um von neuem gemeinsam für den Frieden zu mpfen.

Die einen beschuldigen uns, daß wir unser sieghaftes oder besiegtes aterland verleugnen und unsere vergangene Größe vergessen. Andere eder machen uns den Vorwurf, daß wir uns in Dinge einmischen, die s nichts angehen, uns als Diplomaten oder Staatsmänner aufspielen d auf eine naive Weise die politischen Probleme von größter Be-utung lösen wollen.

Diese beiden Vorwürfe sind nicht im geringsten gerechtfertigt. Die iter der Verbände der Kriegsverletzten haben nie den gegenseitigen rzicht auf das pratriotische Gefühl gefordert. Sie haben sich nicht Schwierigkeiten verheimlicht, in erster Linie diejenigen psycholo-scher Art, die zum Zwist der Völker führen. Aber der Bankerott der heren diplomatischen Methoden war so auffällig, und das vom Prinzip r absoluten Souveränität der Staaten heraufbeschworene Unheil so chtlich, daß der Gedanke der Unterordnung der Sonderinteressen

jedes Landes unter die allgemeinen Interessen aller Völker von d unmittelbaren Opfern der früheren internationalen Anarchie mit all Glut vertreten werden muß. Eine Disziplin des Friedens mi allen Egoismen aufgezwungen werden. Wir brauchen ein System d Schlichtung und des Schiedsverfahrens zur friedlichen Beilegung d Konflikte zwischen den Staaten. Wir brauchen eine allgemeine Hera minderung der Rüstungen, ein System der internationalen Kontrol das die Durchführung der Abrüstungsabkommen gewährleistet, u letzten Endes ein Sicherheitssystem, das jedes Volk daran hinde seine Macht gegen die anderen zu mißbrauchen. Auf dem wirtscha lichen, finanziellen, intellektuellen und humanitären Gebiet muß ein äh licher Fortschritt erzielt werden, um eine rationelle Friedensorganisati zu schaffen.

Dieser Fortschritt läßt sich nur durch den Druck der öffentlich Meinung erzielen, die bewußt und mächtig in allen Ländern zu gleich Zeit fähig wäre, diese Idee der Friedendisziplin allmählich durchz setzen. Als die ehemaligen Kriegsteilnehmer sich an die Spitze dies Bewegung stellten, glaubten sie nicht, damit einem vergänglichen u scheinbar lockenden Interesse zu dienen, sondern dem dauernden, echt Interesse ihres Volkes.

Auch der Vorwurf eines Übergriffes in die Wirkungssphäre d verantwortlichen Regierungen ist jeder Berechtigung bar. Er wi übrigens von den Kreisen vorgebracht, die gewohnt sind, durch a möglichen Mittel einen gewaltigen Druck auf die Staatsleiter au zuüben, das dauernde Mißtrauen zwischen den Völkern zu nähren, d Feldzüge zu entfesseln, in denen diejenigen des Hochverrats beschuld t werden, die versuchen, durch loyale Abkommen die tausend Stre fragen des internationalen Lebens zu regeln, statt immer von neuem d Beziehungen zu vergiften.

Die nationale Gruppe der ehemaligen Kriegsteilnehmer, d aus allen Schichten stammen, und deren Organisation wie auch der Aktionsmittel in den demokratischen Ländern eine nicht verfassung mäßige Einwirkung auf die Führung der Politik ausschließen, hab durchaus nicht die Ansicht, sich als Staat innerhalb des Staates zu fühlen und zu internationalen Verhandlungen in diesen oder jen bestimmten Streitfragen zu schreiten. Ihre Führer wollen in ers r Linie eine geistige Einstellung schaffen. Auf die gründliche Kenntnis der Realitäten des internationalen Lebens gestützt, den Blick auf d s ihnen vorschwebende Ziel gerichtet, wollen sie Europa, die westlic Zivilisation, die weiße Rasse vor einem endgültigen Selbstmord schütz . Sie wollen auch die Staatsmänner, die Führer der verantwortlichen R gierungen, die Stresemanns und die Briands mit einer Atmosphäre d r Freiheit und des Vertrauens umgeben, die sie brauchen, um int r nationale Abkommen zu planen und durchzuführen, nicht im Hinblick auf einen vergänglichen, glänzenden Erfolg, sondern in dem Wunsc

nach einem dauernden, schwerwiegenden Ergebnis. Sie wollen auch die allgemeine öffentliche Meinung vorbereiten, damit sie die ehrliche Politik der internationalen Annäherung verstehe und fordere, damit sie das Aufsteigen der Strömungen verhindere, die in ihrer unvernünftigen Heftigkeit die nützlichen Initiativen lähmen, und die am Werke befindlichen Friedensarbeiter davonfegen können. Sie wollen die Rolle eines „Ferments" auf allen Gebieten des Familienlebens, des öffentlichen, staatlichen korporativen Lebens spielen und in erster Linie die Anleitungen der für die Erziehung der Jugend verantwortlichen Stellen überwachen.

Dieses Programm wird manchen allzu bescheiden erscheinen, denn neben denjenigen, die glauben, daß die Ciamac zu schnell und zu weit vorgeht, gibt es andere, die sie der Schwäche und der Zaghaftigkeit beschuldigen, aber wir haben eine ganz einfache Antwort bereit: Eine Prestigepolitik wird sicherlich den früheren Kriegsteilnehmern nicht ermöglichen, eine Rückkehr der Übel zu verhindern, die durch eine Prestigepolitik zwischen den Staaten hervorgerufen wurde. Nur durch die Methode, die Zähigkeit und die notwendige Disziplin wird es möglich sein, alle am Frieden arbeitenden Kräfte zusammenzufassen. Die wirkliche Größe der von der Ciamac übernommenen Aufgabe wird durch die Tatsache bedingt, daß sie nicht die Frucht einer isolierten Handlung ist, die von der Höhe eines neuen Berges Sinai aus von einzelnen Menschen geleitet wird, die keinen Kontakt mit den Völkern, die gelitten haben und wieder hoffen wollen, besitzen. Ihr wahres Verdienst ist, daß sie im Gegenteil der Ausdruck eines tiefen Strebens der Völker ist und daß sie fortschreitend auf immer weitere Schichten wirkt. Die Teilnehmer am Weltkriege wissen, daß der Frieden sich nicht improvisieren läßt. Der Frieden braucht sowohl einen Mystizismus wie eine Technik.

Sie haben in den Schützengräben bei dem Gedanken an den Tod ihrer Kameraden, bei der Aufopferung ihres eigenen Lebens, damit ihren Kindern der Krieg erspart bleibe, die vollkommene, mystische Offenbarung des Friedens erfahren.

Heute wollen sie alle an dieser Offenbarung teilnehmen lassen. Aber da sie auch die harte Erfahrung des Zusammenstoßes mit der Wirklichkeit erlebt haben, wollen sie aktiv an der Herstellung einer Technik des Friedens arbeiten. Seit dem Jahre 1918 haben sie schon um die zerbrechlichen Institutionen in Genf und im Haag Wache gehalten und alle ihre Hoffnungen auf die Organisierung eines kräftigen, harmonischen Völkerbundes gesetzt. Nur wenigen unter ihnen ist es bis jetzt vergönnt worden, diese Institutionen von innen aus zu verteidigen. Aber die Stunde naht, in der die Generation der Feuerprobe, die besser als jede andere dafür vorbereitet ist, ihren berechtigten Anteil an der Führung der Völker und der internationalen Institutionen eingeräumt bekommen müsse.

In Berlin wird sich die Ciamac nicht darauf beschränken, die drit Etappe ihrer Entwicklung zu krönen. Sie wird sich dafür einsetze daß die Regierungen aller am letzten Kriege beteiligten Länder in ihre Delegationen zum Völkerbund den qualifizierten Vertretern der eh maligen Kriegsteilnehmer einen Platz sichern.

Ist das Luftschiff verkehrsunfähig?

Von *Willy Meyer,* Hauptmann a. D.

„Probieren geht über studieren."

Eine Kette von Umständen, Maßnahmen und Unterlassungen, die ich hier nicht näher erörtern will, hat das deutsche Luftschiff stark in den Hintergrund geschoben. Alle unsere Luftschiffwerften, bis auf das Friedrichshafener Zeppelinwerk, das sich auch nur mühselig durchs Leben quält, sind zum Erliegen gekommen, obwohl unsere Leistungen auf dem Gebiete des Luftschiffbaues anerkanntermaßen unübertroffen in der Welt dastanden. Fast jedermann in Deutschland hält den Blick nur auf das Flugzeug gerichtet und meint, das Luftschiff, „die aufgeblasene Konkurrenz", sei auch für den Verkehr, ähnlich wie für den Krieg, erledigt. Dies Urteil dürfte verfehlt sein, zum mindesten ist es voreilig, es könnte erst gefällt werden, wenn man dem Luftschiff Gelegenheit gegeben hätte, sich im Verkehr zu bewähren und wenn es dabei dann technisch und wirtschaftlich versagt hätte. Ehe die Probe aufs Exempel in der Praxis nicht gemacht wurde, besteht um so weniger Recht zu abfälligen Urteilen über die Verkehrsverwendbarkeit des Luftschiffes, als nicht nur die bisherigen, (wenn auch geringen) praktischen Verkehrserfahrungen, sondern auch die theoretischen Erwägungen für das Gegenteil sprechen.

Von einem Verkehrsmittel verlangen wir folgende Eigenschaften: Sicherheit, Regelmäßigkeit, Schnelligkeit, Wirtschaftlichkeit, Komfort. Vergleichen wir nun kurz in bezug auf diese fünf Anforderungen Luftschiff und Flugzeug miteinander, da es wichtig ist, daß auch der Laie Einblick in diese technischen Grundfragen nimmt.

1. *Sicherheit:* Die Gefahr beim Start und vor allem bei der Landung ist beim Luftschiff geringer als beim Flugzeug, denn dieses verläßt mit etwa 100 Stundenkilometer Geschwindigkeit den Boden und nähert sich ihm bei der Landung unter Umständen fast mit ähnlicher Schnelligkeit. Beim Luftschiff aber ist die horizontale Start- und Landungsgeschwindigkeit meist

gleich Null. Versagt während der Fahrt bei einem einmotorigen Flugzeug die Kraftquelle, so muß es sofort landen. Ist der Boden ungünstig oder die See sehr unruhig, oder ist stockfinstere Nacht oder undurchdringlicher Nebel, so kann eine Vernichtung des Fahrzeuges die Folge sein. Versagt bei einem mehrmotorigen Flugzeug nur ein Teil der Motoren, so kann es sich zwar noch in der Luft halten, erreicht aber wegen der Verzögerung der Geschwindigkeit unter Umständen das Ziel nicht mehr (z. B. bei sehr heftigem Gegenwind) und muß vorzeitig landen, was bei Flügen über stürmisches Meer selbst für hochseefähige Großflugboote natürlich gefahrvoll ist. Fielen hingegen bei einem Luftschiff selbst alle Motore aus — ein gänzlich unwahrscheinlicher, ja unmöglicher Fall — so brauchte es nicht niederzugehen, sondern könnte sich als Freiballon treiben lassen, bis der Motorschaden repariert ist. Instandsetzungsarbeiten sind im Luftschiff ungleich leichter vorzunehmen als in dem beengteren Flugzeug; ein Faktor, der die Fahrsicherheit natürlich erhöht, ebenso wie die Tatsache, daß die Führung des Luftschiffes auf mehr Augen abgestellt ist, als die des Flugzeuges. Die Brandgefahr ist allerdings bei dem Luftschiff größer als bei dem Flugzeug, so lange ersteres nicht mit dem unbrennbaren Helium gefüllt ist. Ob Helium jedoch für Verkehrsluftschiffe überhaupt in Frage kommt, erscheint zweifelhaft. (Sehr hoher Preis, schwere Beschaffbarkeit, doppelt so großes spezifisches Gewicht als Wasserstoffgas.) Die Brandgefahr, ebenso wie die Blitzgefahr, wird aber meist übertrieben. Verschiedene Konstruktionsverbesserungen und Betriebsmaßnahmen haben diese Gefahren ziemlich gebannt. Gewittern wird das Verkehrsluftschiff stets zu entfliehen suchen. Im Krieg, wo ein Ausweichen vielfach nicht möglich war, sind einige Z-Luftschiffe vom Blitz getroffen worden, ohne Schaden zu nehmen; andere allerdings sind in Flammen aufgegangen. Im übrigen besteht die Blitzgefahr ja auch fürs Flugzeug, wenn auch in geringerem Maße.

2. *Regelmäßigkeit.* Darunter verstehe ich: Fliegen im Sommer und Winter, am Tage und in der Nacht, und zwar mit einer plan- und bahnhofsmäßigen Pünktlichkeit. Hierin kann das Luftschiff dem Flugzeug überlegen sein. Es kann, ohne besondere Gefahren heraufzubeschwören, auch bei Nebel starten, fliegen und landen, im Gegensatz zum Flugzeug, das durch Nebel noch sehr behindert wird. Ähnlich, liegen die Verhältnisse für das Flugzeug beim Nachtflug, der ja für die Verkehrswirtschaftlichkeit von ganz besonderer Bedeutung ist, denn ohne ihm ist eine Konkurrenz mit den Erd- und Wasserverkehrsmitteln kaum möglich. Für das Luftschiff aber ist die Nacht mit ihren gleichmäßigen Temperaturen günstiger als der Tag. Drehhallen und die von Engländern entwickelten Ankermasten machen das an der Erde befindliche Luftschiff immer mehr von den herrschen-

den Bodenwinden unabhängig, so daß im Gegensatz zu früher, Verzögerungen beim Abflug oder bei der Landung wegen ungünstigen Bodenwindes, der quer zur ortsfesten Halle steht, nur selten vorkommen werden.

3. *Schnelligkeit.* Hier ist das Flugzeug dem Luftschiff beträchtlich überlegen, weil dessen großer, gasgefüllter Körper viel Luftwiderstand bietet. Die Reisegeschwindigkeit des Flugzeuges kann man zurzeit etwa mit 150 km, die des Luftschiffes mit etwa 110 km in der Stunde ansetzen. Aber da das Luftschiff weniger oft zwischenlanden wird, gleicht sich dieser Nachteil bis zu einem gewissen Grade wieder aus. Ein viel diskutiertes Thema ist die Frage der Flugmöglichkeiten in großen Höhen, wo der Luftwiderstand gering und daher die Schnelligkeit des Fahrzeuges erheblich zunehmen muß (bei gleichbleibender Motorenleistung und verändertem Anstellwinkel des Propellers). Zurzeit liegt aber die praktische Durchführung solcher Höhenflüge auch für das Flugzeug noch in weitem Felde. Es muß jedoch zugegeben werden, daß beim augenblicklichen Stand der Technik das Luftschiff vermeidet, große Höhen aufzusuchen, weil es dabei zu viel Gas und damit Tragkraft verliert. Es bleibt aber abzuwarten, ob sich in Zukunft nicht Mittel und Wege finden werden, die auch dem Luftschiff gestatten, bedeutendere Höhen zwecks Geschwindigkeitszunahme aufzusuchen. Wenn man es allerdings einpökelt, ihm keine ausreichende Gelegenheit zur Betätigung und zu Versuchen gibt, dann wird man diese Mittel schwer finden. Das Ausland wird uns überflügeln und uns auf einem Gebiete schlagen, auf dem wir unzweifelhaft die Vorhand hatten. Heute ist das Flugzeug dem Luftschiff bei Überwindung hoher Gebirge noch überlegen.

4. *Wirtschaftlichkeit.* Ein Kubikmeter Wasserstoffgas trägt ungefähr ein Kilogramm. Ein Luftschiff von hunderttausend Kubikmetern Gasinhalt hat demnach einen Auftrieb von hunderttausend Kilogramm. Wenn die Strecke nicht allzu lang bemessen ist, kann in der Regel annähernd ein Drittel des Auftriebes (also etwa 33 000 kg) für verkäufliche Fracht Verwendung finden. Wie wenig reine Nutzlast dagegen vermag ein Flugzeug zu schleppen. (Bei wirtschaftlichem Aktionsbereich vielleicht bis zu 1500 kg verkäuflicher Ladung.) Vergrößern wir die Tragflächen eines Flugzeuges, so nimmt in höherem Maße, als diese Vergrößerung vor sich geht, das Baugewicht zu. Mit anderen Worten: die reine Nutzlast wächst längst nicht im Verhältnis der Vergrößerung. Dem Wachstum der Flugzeuge sind im Gegensatz zu dem der Luftschiffe somit ziemlich enge wirtschaftliche Grenzen gezogen. Bei Luftschiffen erzeugt eine Vergrößerung auch eine ziemlich adäquate Erhöhung der Leistungsfähigkeit, d. h. eine annähernd entsprechende Zunahme der reinen Nutzlast (verkäufliche Ladung). Zur Luft-

beförderung ist zweierlei nötig: Heben der betreffenden Last und Vorwärtstreiben. Beim Luftschiff geschieht das Vorwärtstreiben durch Motorkraft, das Heben aber mit einem Gas, das leichter als die Luft ist; beim Flugzeug hingegen wird auch die Hebewirkung durch die Arbeit der Motoren besorgt. Es leuchtet ohne weiteres ein, daß das Heben — weite Fahrstrecken zugrunde gelegt — mittels Gas, dessen Hebewirkung für die Dauer seines Vorhandenseins anhält, billiger ist als die Hebung der Flugzeuge mittels der Arbeit der Motoren, die fortgesetzt Benzin fressen. Auf diesen und anderen Tatsachen fußend, kann man dem Langstreckenverkehr des Luftschiffes eine günstige Rentabilität prophezeien. Die Rentabilität der Flugzeuge hingegen nimmt mit ihrer Vergrößerung, der unerläßlichen Verstärkung ihrer Sicherheit und mit der Länge der ohne Zwischenlandung zu bewältigenden Strecke relativ ab. Richtig ist, daß die Luftschiffe und ihre Häfen teurer sind als die Flugzeuge und ihre Häfen, und daß Luftschiffe zu ihrer Bedienung und Wartung mehr Mannschaften benötigen als Flugzeuge. Dafür tragen die Luftschiffe aber, wie bereits bemerkt, eine unvergleichlich größere Nutzlast, und haben wegen ihres längeren wirtschaftlichen Aktionsradius weniger Stationen und weniger Hilfstrupps nötig, so daß auch hier ein gewisser Ausgleich geschaffen ist. Auch bedürfen sie für Nachtfahrten längst nicht einer so umfangreichen Bodenorganisation, die bekanntlich teuer ist, wie die Flugzeuge.

Wir überblicken jetzt mehrere Jahre Flugzeugverkehr und stellen fest, daß er in Deutschland kaum 30% seiner Kosten deckt. Die Luftschiffer hingegen behaupten Stein und Bein, daß ein Verkehr mit Luftschiffen sich bestimmt rentabel gestalten würde. Sie haben ausgerechnet, daß das angelegte Kapital, nach Eröffnung des Betriebes (also etwa nach 1—2 Jahren) sogar eine sehr gute Verzinsung bringen würde. Es sind umfangreiche Kalkulationen aufgemacht worden. Ich verzichte darauf, sie hier wiederzugeben, weil ich sie zunächst nicht für beweisfähig halte. Die Schätzung des Einnahmefaktors (Passagen, Post, Fracht) ist zu ungewiß. Kein Prophet kann vorher sagen, wie lange die Einführungszeit währen wird und in welchem Umfange sodann die großen transozeanischen und interkontinentalen Luftschifflinien tatsächlich in Anspruch genommen werden. Ich persönlich glaube fest, daß die Beteiligung eine sehr rege sein wird, namentlich von Post und hochwertiger Fracht. Aber nur praktische Versuche können Gewißheit schaffen.

5. *Komfort.* Dieser ist natürlich beim Luftschiff unverhältnismäßig größer als beim Flugzeug. Das ist für weite Fahrten von erheblicherer Wichtigkeit, als manche vielleicht glauben. Auch wird man im Luftschiff bei schlechtem Wetter weniger schnell und weniger schwer seekrank bzw. luftkrank, als im Flugzeug. Auch das ist ein recht beachtlicher Vorteil, denn vergessen wir nicht, daß die Fahrgäste meist ziemlich

anspruchsvolle Leute sein werden, die nur dann gewillt sind, sich tagelang in einem Luftfahrzeug aufzuhalten, wenn ihnen Bequemlichkeiten geboten werden, die denen der Luxusdampfer nicht allzu sehr nachstehen.

In der Verkehrswirtschaft betätigen sich mit Erfolg die verschiedensten Kommunikationsmittel (Eisenbahn, Auto, Pferdefuhrwerk, Dampfschiff, Segelschiff). Die Frage darf nicht lauten: Luftschiff oder Flugzeug, sondern es muß heißen: Luftschiff und Flugzeug. Beide Arten dieser Verkehrsmittel haben ihre Berechtigung. *In der richtigen Anwendung und Ergänzung beider liegt die Lösung unseres Luftverkehrsproblems. Nicht in der Verdrängung des einen Fahrzeuges durch das andere, wie es scheinbar in Deutschland beabsichtigt ist.*

Wie werden sich Luftschiff und Flugzeug in den Verkehr teilen? Die Luftschiffe werden den Langstreckenverkehr, vor allem über See, die Flugzeuge den Zubringerverkehr und den Kurzstreckenverkehr übernehmen. Größere Non-Stop-Strecken als maximal 1500 km wird man einem Verkehrsflugzeug heutzutage nicht zumuten können, wenn der Flug noch einen wirtschaftlichen Verkehrswert haben und das Flugzeug nicht lediglich als Brennstoffträger sich betätigen soll. Die Überquerung des Nord- und Südatlantiks, des Stillen und des Indischen Ozeans, sowie auch der interkontinentalen Großstrecken, wie z. B. Berlin—Tokio, wird Aufgabenkreis des Luftschiffes und nicht des Flugzeuges sein. Wir vernachlässigen z. Z. unseren Luftschiffverkehr fast vollständig. Die Engländer sind hierin weitsichtiger. Sie haben augenblicklich zwei Schiffe von je 174 000 cbm im Bau, womit sie angeblich eine Probeverbindung mit Amerika herstellen wollen. Es wird höchste Zeit, daß wir beginnen, in Zusammenarbeit mit anderen Nationen, einen planmäßigen Luftschiffverkehr — vorsichtig und systematisch vorgehend — versuchsweise einzurichten. *Unsere bisherigen Leistungen befähigen uns zur Schrittmachung und Führung,* statt dessen bleiben wir müßig und stecken die Hände in die Hosentaschen. Viele Fragen, deretwegen wir uns die Köpfe erhitzen, ohne Einigung zu erzielen, können *nur durch die Praxis* gelöst werden. Also frisch ans Werk! Es sollten ein paar größere Starrluftschiffe und ein paar kleinere Prallluftschiffe gebaut werden und damit auf zwei Strecken (einer transatlantischen und einer interkontinentalen) regelmäßiger Verkehr betrieben werden. Z. B. Starrluftschiff: Hamburg—New York und Prallluftschiff: Berlin—Paris. Abends in Berlin ins Bett gelegt, frühmorgens nach gutem Schlaf und sorgfältigem Frühstück in der Stadt des Lichtes an der Seine gelandet. Wir stellen dieses Jahr etwa sechzig Millionen Mark aus Steuergeldern für den Luftverkehr mit Flugzeugen zur Verfügung. In bezug auf die Luftschiffe halten wir aber fast alle Taschen fest zu; das ist auf die Dauer ein unhaltbarer Zustand. Entweder wird für die Luftschiffe ebenfalls ein entsprechender Betrag bewilligt, oder

es muß in Zukunft eine entsprechende Summe von den Beträgen, di jetzt nur den Flugzeugen zugute kommen, zugunsten der Luftschiff abgezweigt werden. Wenn wir auch ein verarmtes Volk sind, da allen Grund hat, der bisherigen unsinnigen Verschleuderung von Staats geldern in energischster Weise Einhalt zu gebieten . . . für die große friedenfördernden Kulturaufgaben, die der Luftfahrt obliegen, muß da erforderliche Geld aus Staatsmitteln — natürlich nur für eine Über gangszeit — mobil gemacht werden. Die Hilfe wird sich lohnen un reichlich bezahlt machen. Man hebe das Verkehrsluftschiff in de Sattel! Reiten wird es von selber können!

Die Presse und die Kommune.

Von *Otto Ullrich,*

Pressereferent beim Preußischen Landgemeindetag West, Berlin.

Die Presse repräsentiert die öffentliche Meinung. Sie ist das öffentliche Gewissen, sie lobt und tadelt, bejaht und verneint, sie gibt wertvolle Anregungen auf allen Gebieten. Ihrem Einfluß kann sich heute weder die Regierung, noch die öffentliche oder private Wirtschaft entziehen. Hierfür liefert neben dem politischen insbesondere der Handelsteil der Presse, der gerade in den Jahren seit Friedensschluß ganz außerordentliche Ausgestaltung erfahren hat, den vollgültigen Beweis.

Leider gibt es auch bei der Presse noch immer ein Stiefkind: das ist der kommunalpolitische Teil. Ob nun die Verleger selbst noch nicht die eigentlich offenkundige Bedeutung der kommunalpolitischen Arbeit erkannt haben, oder ob auch heute noch der sogenannte kommunalpolitische Fachredakteur fehlt, — in jedem Fall werden Wert und Bedeutung der Kommunalpolitik nach wie vor von einem großen Teil der Presse bei weitem unterschätzt. Gewiß, die breite Öffentlichkeit mag sich im allgemeinen mehr für die sogenannten „großen" Fragen — sie sind in Wirklichkeit oft gar nicht so bebeutend, sie bieten nur mehr Gelegenheit zu dem leider gerade in jüngster Zeit verstärkt beliebt gewordenen Gebrauch von Schlagwörtern und sensationeller Übertreibung — interessieren, — ist damit aber auch der Beweisschluß geliefert, daß die Öffentlichkeit überhaupt nicht dafür zu interessieren ist? Empfängt sie denn z. B. durch eine regelmäßige kommunalpolitische Beilage in allen Zeitungen die erforderliche Unterrichtung und Belehrung, die Einführung in das weitverzweigte, kunstvoll und schwierig zugleich verästelte Gebiet der Kommunalverwaltung? Wird ihr fortgesetzt vor Augen geführt und damit wirklich sinnfällig zum Bewußtsein gebracht, daß von den Leistungen der Verwaltung auf ihren unzähligen und umfassenden Gebieten wesentlich die wirtschaftliche und kulturelle Leistungsfähigkeit der ganzen Bevölkerung abhängig ist? Ist und wird ihr Kunde gebracht von der gerade im Laufe der letzten Jahrzehnte ständigen und starken Entwicklung der Gemeindepolitik sowohl in Deutschland, als auch in den andern Ländern, von denen insbesondere Amerika eine vorbildliche

Berichterstattung auf diesem Gebiete aufzuweisen hat, wo die Zeitungen das kommunalpolitische Geschehen fast regelmäßig auf der ersten Seite zur Kenntnis ihrer Leser bringen?

Das ist bei uns offenbar noch nicht der Fall. Diese Feststellung enthält keinerlei Vorwurf; denn es ist ohne Zweifel, daß die journalistische Behandlung der Kommunalwirtschaft und Kommunalpolitik großen Schwierigkeiten unterworfen ist. Der Stoff erfordert auf Grund seiner umfassenden und schwierigen Beschaffenheit in erster Linie und unbedingt eingehendste Sachkenntnis, bzw. ein regelrechtes Einarbeiten und oft auch ist sein Charakter spröde, sowie, auf den ersten Blick gesehen, für die pressemäßige Behandlung undankbar. So mag es wohl gekommen sein, daß auch heute noch, trotz der großartigen Entwicklung der kommunalen Verwaltungspolitik, die Berichterstattung über diese, an sich schon herzlich gering, im sogenannten lokalen Teil der Zeitung verschwindet, wo sie natürlich in der Selbstmord- und Unfallchronik untergeht, mit anderen Worten, keine Beachtung findet.

Auf diese etwas „stiefmütterliche" Behandlung der Kommunalpolitik in der Presse ist es auch zurückzuführen, daß wir heute noch an verhältnismäßig vielen Stellen auf einen geradezu beklagenswerten Mangel an Verständnis und Interesse für das Wesen der Selbstverwaltung, ihre gewaltige ethische und ökonomische Bedeutung stoßen, ja daß man Ansichten, auch in maßgebenden Kreisen, antrifft, die einem Überflüssigsein der Selbstverwaltung in einem parlamentarisch regierten Staate das Wort reden und vielleicht gar noch eine angeblich billiger arbeitende Bürokratie als Ersatz propagieren. Bismarck wird sonst sehr gern zitiert, — daß derselbe Bismarck aber für seine bahnbrechende Reform der Verfassung wertvolle Anregungen aus der Domäne der Selbstverwaltung, nämlich dem Westen unseres Vaterlandes, geschöpft hat, wird vergessen! Gerade im Westen aber hat die Selbstverwaltung am stärksten und nachhaltigsten ihre lebendigen Kräfte entfaltet und zur Wirksamkeit bis auf den heutigen Tag gebracht und damit wohl recht eindrucksvoll den Beweis geliefert, daß zielbewußte Kommunalarbeit gleichbedeutend ist mit systematischer Arbeit an der Hebung des Lebens- und Kulturniveaus des gesamten Volkes, daß sie Steigerung der Qualität der Leistungen auf allen Gebieten wirtschaftlicher und kultureller Betätigung bewirkt, sowie insbesondere auch bei der Bevölkerung Freude und Interesse und so das Wertvollste, die positive Mitarbeit am kommunalen Leben, weckt und hebt, damit also beste staatsbürgerliche Erziehung ausübt.

Eine verstärkte Mitarbeit der Presse würde, ganz allgemein betrachtet, schon deshalb aufs wärmste begrüßt werden, weil die staatsrechtliche Position der Kommunen auch heute noch gegenüber der Vorkriegszeit geschwächt ist und diese insbesondere in jüngster Zeit starken, fast durchweg unberechtigten Anfeindungen gegenüber

stehen. Eine nur ein wenig liebevollere Versenkung der Presse in das Wesen und Wirken der Selbstverwaltung würde wohl sehr bald einen großen Teil derselben zum Anwalt der Selbstverwaltung machen. In diesem Zusammenhang sei den interessierten Fachredakteuren der dringende Rat gegeben, einmal hinaus auf das platte Land zu gehen, die Urzelle deutscher Kraft, die Hüterin der deutschen Selbstverwaltung in unmittelbarer Nähe in Augenschein zu nehmen und hierbei die alte, bewährte, rheinisch-westfälische Amtsverfassung in ihrem lebendigen Wirken zu beobachten und zu studieren, und es wird kaum einen geben, der sich dem achtunggebietenden und machtvollen Eindruck dieser erprobten Institution wird entziehen können. Das soll nicht etwa heißen: Kritik ist nicht erwünscht — im Gegenteil, objektive Kritik ist durchaus willkommen; denn diese schafft ja gerade eine geeignete Diskussionsgrundlage, auch für die Gemeindeverwaltungen und vermittelt fraglos wertvolle Anregungen; darüber hinaus aber und nicht zuletzt trägt sie auf diese Weise zur Beseitigung von Irrtümern und Vorurteilen, sowie zur Aufklärung von Mißverständnissen maßgeblich bei, ja sie wird bei ständiger Beschäftigung mit den kommunalen Problemen auch dazu übergehen, Angriffe auf die Verwaltung aus eigener Initiative und Überzeugung abzuwehren.

Wenn man heute aber in einem Teil der Presse immer noch nur Kritik und einseitige, abfällige dazu antrifft, so ist das tief bedauerlich und letzten Endes wohl weniger auf eine subjektive Einstellung der Presse in diesem Sinne zurückzuführen, als vielmehr auf die kommunalfeindliche Einstellung des überwiegenden Teiles unserer — zweifellos schwergeprüften — Wirtschaft, der selbstverständlich von den Kommunen der Nachweis geliefert werden muß, daß die Belastungen, insbesondere in steuerlicher Hinsicht, gerechtfertigt und nicht etwa willkürlich und übertrieben sind. Schon aus diesem Grunde haben die Gemeinden selbst das allergrößte Interesse an weitgehendster Publizität, und sie werden es nur begrüßen, wenn die Presse ihre Informationen nicht mehr überwiegend aus einseitig eingestellten Kreisen, sondern in erster Linie bei ihnen selbst, also an der Quelle dieses speziellen Fragenkomplexes, einholt; denn nirgends wird das ausgesprochene Bedürfnis der Presse an umfassender sachlicher Orientierung auf diesem Gebiet, gerade auch über die speziellen, von den einzelnen Organisationen betreuten Verwaltungszweige, besser befriedigt werden können, als von den leitenden Verwaltungsstellen und den Zentralen der einzelnen Organisationen selbst, wo naturgemäß alle Fäden kommunaler Verwaltungstechnik und -praxis zusammenlaufen. Dieser ständige persönliche Konnex aber, der selbst durch noch so vortreffliche gedruckte oder geschriebene Mitteilungen niemals ersetzt werden kann, wird andererseits auch dem Bestreben der Gemeindeverwaltungen und den Interessen der einzelnen Kommunalverbände Rechnung tragen, mit der Zeit in der Presse, der Schöpferin und dem Sprachrohr der öffent-

lichen Meinung, die gebührende objektive und lückenlose Berücksichtigung zu finden. Diesen Gedanken zu verwirklichen, würde sicherlich insbesondere auch die verstärkte Lektüre der angesehenen kommunalen Fachzeitschriften, sowie die regelmäßige Beachtung und Benutzung der von den einzelnen kommunalen Spitzenverbänden ständig herausgegebenen Pressekorrespondenzen zur Folge haben, erst recht, wenn, wie bereits angedeutet, die persönliche Fühlungnahme Rücksprachen und Aufklärungen ermöglicht; angesichts der Dezentralisierung der Verwaltung ist hierbei die führende Provinzpresse ebenso wichtig, wie die hauptstädtische Presse. Mit Recht und bewußt läßt es sich daher gerade auch der Preußische Landgemeindetag West in seiner Pressestelle aufs eifrigste angelegen sein, durch unausgesetzte, stofflich logisch verknüpfte Pressekorrespondenzen die Presse, insbesondere auch die Provinzpresse, zu orientieren. Trotz im allgemeinen erfreulicher Beachtung dieser Korrespondenzen durch die Presse muß leider festgestellt werden, daß die Anzahl der Veröffentlichungen hinter der Bedeutung und dem öffentlichen Interesse für diese Nachrichten noch immer, insbesondere in der hauptstädtischen Presse, weit zurücksteht.

Es war schon die Rede von dem Mangel an Verständnis für die große Bedeutung der Selbstverwaltung. Gerade im Westen, der Wiege und dem Hort des Selbstverwaltungsgedankens, wird diese Einstellung besonders schmerzlich empfunden, vor allem in letzter Zeit, in der die Eingemeindungsbestrebungen leider immer mehr und ohne auf die Belange der betroffenen Gemeinden in der Regel Rücksicht zu nehmen an Boden gewinnen. Diese Bestrebungen müssen in ihrer ausgesprochenen, scharfen Zentralisierungstendenz zur Vernichtung des kommunalen Eigenlebens auf dem platten Lande führen, und es ist allerhöchste Zeit, daß die starken Bedenken, die nicht etwa nur von den interessierten Landgemeinden und ihren berufenen Vertretungen den kommunalen Spitzenverbänden, sondern ebenso auch von der Allgemeinheit sowohl in ideeller, als auch in bevölkerungspolitischer Hinsicht erhoben worden sind, endlich die kommunalpolitische Presse finden, die ebenso objektiv wie dringlich die Dinge beleuchtet und gegen Übertreibungen ihre warnende Stimme erhebt. Auch den leider noch immer häufig anzutreffenden Gegensatz zwischen Stadt und Land zu beseitigen, wäre, in natürlicher Verbindung hiermit, eine äußerst dankbare und verdienstvolle Aufgabe der Presse, die sich damit zum Schrittmacher eines gesunden Aufbaues der Verwaltung gerade angesichts der bevorstehenden Verwaltungsreform machen, also Verwaltungspionierarbeit im besten Sinne des Wortes leisten würde.

In erster Linie kommt es also auf eine Behandlung der kommunalen Fragen im untrennbaren Zusammenhang mit den großen staatspolitischen Problemen an; damit aber rückt der kommunalpolitische Teil in der Presse von selbst an die Stelle, wohin er gehört, nämlich un

mittelbar an den politischen und wirtschaftspolitischen Teil heran, das heißt also in das Gebiet des Leitartikels.

In richtiger Erkenntnis der Dinge sind heute die Gemeindeverwaltungen, insbesondere natürlich die großen Städte, ebenso aber auch die kommunalen Spitzenverbände, wie schon kurz erwähnt, dazu übergegangen, eigene Pressestellen ins Leben zu rufen, deren erste Aufgabe es ist, die Beziehungen zwischen Presse und Verwaltung zu pflegen und mit der Zeit immer enger zu gestalten. Im Hinblick auf die auch heute noch oft zu hörende Klage der Presse, daß gerade die städtischen Pressestellen nicht die speziell von der Presse gewünschten Informationen zu vermitteln in der Lage seien oder nicht vermitteln wollten, sei daher die Presse an dieser Stelle nochmals vornehmlich auf die Pressestellen der kommunalen Spitzenverbände verwiesen, die gern bereit sind — und deren Bestreben es ja gerade ist — durch ständige und eingehende Informationen, durch gemeinverständliche Darlegung wirtschaftlicher und finanzieller Zusammenhänge, sowie der kommunalen Arbeit überhaupt dazu beizutragen, daß das allgemeine Verständnis für das kommunale Leben endlich das Ausmaß annimmt, das jenes auf Grund seiner machtvollen Entwicklung und angesichts seiner großen Zukunftsaufgaben beanspruchen muß. Damit würden auch die heute beinahe zum geflügelten Wort gewordenen Angriffe gegen die Politik und die Wirtschaft der öffentlichen Hand allmählich verstummen und einer objektiven und aller Wahrscheinlichkeit nach recht oft anerkennenden Würdigung der verantwortungsreichen kommunalen Arbeit Platz machen.

Unsere Zeit fordert gebieterisch die Zusammenfassung aller an der öffentlichen Arbeit beteiligten Kräfte; damit aber sind Presse und Kommunalpolitik in erster Linie hierzu berufen. Die Mühe ist gering, der Erfolg wird ungleich größer sein.

Rundschau

Das Ausland zu den deutschen Wahlen.

In der „Revue de Paris" vom 1. Juli finden wir einen anonymen Artikel, der sich mit den letzten Wahlen in Deutschland beschäftigt. Zur Orientierung der Franzosen versucht der sehr gut informierte Autor, die Struktur des deutschen parlamentarischen Lebens, die Parteigliederung, ihre wichtigsten Komponenten und die einzelnen Wahlergebnisse zu analysieren. Nach dieser für das Ausland sicher sehr aufschlußreichen Schilderung bringt er zusammenfassend einige Schlußfolgerungen. Er weist darauf hin, daß in den Jahren, die seit der Revolution bis zu den Wahlen von 1924 vergangen sind, die nachklingende Unruhe zu mehr zufälligen politischen Orientierungen geführt habe. „Nach vier Jahren der Stabilität, in denen die Wähler vor keinerlei politische Probleme von unmittelbarem Ernst gestellt wurden (denn nur in den Auslandszeitungen wird Deutschland vor die monarchistische Frage oder das Problem von Krieg oder Frieden gestellt), mußte sich unvermeidlich eine Umschichtung der Wahlkräfte ergeben, um den parlamentarischen Faktoren des deutschen politischen Lebens und hauptsächlich den sozialen Faktoren zur Wiedergewinnung ihres früheren Einflusses zu verhelfen... Der Fehlschlag der konservativen Partei geht jedoch auf tiefere Gründe zurück. Es ist nicht zweifelhaft, daß, selbst wenn die Nationalisten in der Opposition geblieben wären, sie empfindliche Verluste erlitten hätten. Die Zeit arbeitet gegen sie. Von Tag zu Tag sterben mehr konservative Wähler als die stimmberechtigte Jugend stellen kann. Außerdem beweisen die beträchtlichen Verluste der konservativen Partei und ihre Verteilung auf alle deutschen Provinzen die Tiefe und Regelmäßigkeit einer Bewegung, die heute Deutschland von der einzigen großen Partei sich abwenden läßt, die von dem Wähler (und manchmal sogar zu Unrecht, da sie auch erneuernde Elemente besitzt), als die Partei des früheren Regimes betrachtet wird. Es ist ebensowenig zweifelhaft, daß diese Bewegung nicht aufzuhalten sein wird, solange die nationalistische Partei nicht unmißverständlich ein Programm der Innen- wie der Außenpolitik formulieren wird, das zwar konservativ, aber nicht reaktionär sein darf. Die letzten Wahlen haben dies vollkommen zum Ausdruck gebracht. Hauptsächlich die Verluste, die die Partei in Ostpreußen erlitten hat, und die entsprechenden Gewinne der Sozialisten beweisen es über alle Zweifel hinaus, daß in den Großgrundgebieten die landwirtschaftlichen Arbeiter sich immer mehr dem Einfluß ihrer „Herren" entziehen. Der „Gutsherr" ist nicht mehr „Herr und Meister". Eine politische Ideologie, die einer feudalistischen Ordnung entstammt, hat immer mehr an Macht eingebüßt. Wir dürfen uns jedoch nicht der Tatsache verschließen, daß die nationalistische Partei im Rheinlande einen gewissen Erfolg zu verzeichnen hat. Wenn man

noch dazu den auffallenden Wahlsieg der Nationalsozialisten in der bayerischen Pfalz rechnet (wo es infolge der Besetzung zu den heftigsten Zwischenfällen kam), muß man feststellen, daß die Anwesenheit der fremden Truppen den Rechtsparteien die Gelegenheit zu einer Propaganda geboten hat, die selbst in den Gebieten, wo ihre Partei keine tieferen Wurzeln hat, nicht unwirksam geblieben ist." Der anonyme Autor dieses Artikels untersucht dann die Gründe, die für die Verluste des Zentrums verantwortlich sind. Er glaubt nicht, daß man auf eine betonte Abwanderung der katholischen Arbeiter zum Sozialismus schließen kann. Die wahren Gründe sieht er in der Schwächung der politischen Kraft der katholischen Ideen, in dem Aufgeben der rein klerikalen Einstellung, das sich bei der Masse der katholischen Wähler feststellen läßt. Dies ist hauptsächlich bei der Jugend ersichtlich, die den Führern des Zentrums die meiste Sorge macht. Er glaubt, daß bei den letzten Wahlen zahlreiche Zentrumswähler unsicher und schwankend geworden waren und sich daher von der Abstimmung zurückgehalten haben. Er neigt zu der Ansicht, daß auch die Verluste aller gemäßigten Parteien und die Gewinne jener Gruppen, die Vertretungen rein wirtschaftlicher Interessen sind, auf eine allgemeine Schwächung des dogmatischen Geistes und der politischen Glaubensbekenntnisse zurückzuführen sind, die noch durch die starren, bürokratischen Formen des deutschen politischen Lebens wie auch durch das System der Kompromisse und des Kuhhandels, auf die letzten Endes das parlamentarische Leben in Deutschland hinausläuft, verschärft wurde. Der deutsche Wähler, der das Bewußtsein hat, daß selbst bei einem Erfolg seiner Partei sein Wille sich nicht in klare, entscheidende Handlungen umsetzen wird, vernachlässigt die Theorie, denkt nur an die Verteidigung der beruflichen Interessen, während die Jugend sich um die großen Verbände wie den Stahlhelm, den Jungdeutschen Orden, das Reichsbanner, den Roten Frontkämpferbund schart. Über die politische Orientierung der neuen deutschen Regierung schreibt die „Revue de Paris": „Man muß in erster Linie feststellen, daß die deutsche sozialistische Partei einen wirklich konstruktiven Geist besitzt. Man kann sich auf ihre Klugheit und Besonnenheit verlassen. Sie hat Erfahrung in der Regierungstechnik. Sie besitzt einen Stab, der sich schon in der preußischen Regierung bewährt hat. Ihr theoretischer Marxismus ist elastisch genug, um sich den Notwendigkeiten einer Koalitionspolitik anzupassen. In den wirtschaftlichen und finanziellen Fragen wird sie sich von der Volkspartei bei der Durchführung allzu kühner Experimente bremsen lassen." Das Programm der Großen Koalition in der Innenpolitik ist nach der Ansicht des Autors dieses Artikels ziemlich farblos. Es wird sich auf einige symbolische Gesten beschränken, wird die Frage des Einheitsstaates zu lösen versuchen und gewisse zentralisierende Maßnahmen durchführen, ohne allzu einschneidend das Verhältnis zwischen Reich und Ländern zu ändern. Der Einfluß der sozialistischen Partei wird sich in der Sozialpolitik des Reiches bemerkbar machen und eine Bereinigung der Reichsverwaltung durchführen, wie sie in Preußen bereits verwirklicht wurde. Im großen ganzen wird die Innenpolitik einen dieser Kompromisse bilden, wie sie seit zehn Jahren in der deutschen Politik geläufig sind, nur daß es in diesem Falle vielleicht noch grauer und farbloser sein wird als sonst. „Der Leitgedanke, daß eine aktive Außenpolitik das Fehlen einer inneren Politik ausgleichen wird, bildet die Basis der Großen Koalition. Das künftige Ministerium wird sich um Stresemann als Mittelpunkt gruppieren. Wie wird sich diese Außenpolitik gestalten? Es wird die Politik sein, der die Mehrheit des deutschen Volkes ihr Vertrauen ausgesprochen hat, die Politik Stresemanns, die sich um die endgültige Regelung der Fragen bemüht, denen

der Friedensvertrag selbst einen provisorischen Charakter verliehen hat (Besetzung, die Saar, Reparationen und in geringerem Maße die Entwaffnung), die Politik, die einen Geist der Verständigung schaffen will und zu einer engen Zusammenarbeit mit Frankreich und einer Evolution der internationalen Beziehungen führen soll, und nach der Ansicht von Stresemann und aller konstruktiv denkenden Deutschen die Aufhebung der schreiendsten Ungerechtigkeiten des Versailler Vertrages zu gegebener Zeit erlauben wird. Soll das heißen, daß die Außenpolitik der nächsten Regierung die Außenpolitik der vorhergehenden wiederholen wird? Soll das heißen, daß wir Franzosen keinen Unterschied zwischen dem Deutschland der Linken und dem Deutschland der Rechten machen sollen? Ich meinerseits gehöre keineswegs der Kategorie der Franzosen an, die die französische Politik auf eine willkürliche Unterscheidung zwischen dem guten und dem bösen Deutschland basieren wollen. Kein Mensch kann heute glauben, daß die Beteiligung der Nationalisten an der Regierung Krieg bedeutet und die der Sozialisten eine bedingungslose Annahme der Friedensverträge, eine moralische Zustimmung zum Urteil von Versailles. Ich glaube jedoch, *daß vom Standpunkt der Außenpolitik die Beteiligung der Sozialisten an der Regierung eine neue Lage schafft, die Frankreich berücksichtigen muß.* Sie bringt uns zuerst — und zwar durch unsere eigene Schuld — in eine sehr schwierige moralische Situation. Selbst wenn man nicht an die Richtigkeit der allzu einfachen Unterscheidung glaubt, auf die ich oben hingewiesen habe, muß man anerkennen, daß diese Unterscheidung bei uns gemacht wurde, daß sie unsere Politiker beeinflußt hat und hauptsächlich auf die deutsche Innenpolitik zurückwirkte. Man hat in Frankreich allzuoft wiederholt, daß die Verlangsamung, die sich seit anderthalb Jahren in der Verständigungspolitik bemerkbar machte, auf die Beteiligung der Nationalisten an der Regierung und das berechtigte Mißtrauen, das diese Beteiligung bei uns hervorrief, zurückzuführen ist. Deutschland hat links gewählt mit dem Wunsch, einen Beweis seiner gemäßigten Politik zu geben und uns Vertrauen einzuflößen. Man würde heute eine ernste Enttäuschung in den tiefsten Schichten des deutschen Volkes hervorrufen und in seinen Augen den Beweis eines ausgesprochen bösen Willens erbringen, wenn man nicht der Veränderung Rechnung tragen sollte, die sich in der Zusammensetzung des Reichstages vollzogen hat. Und ist nicht die deutsche sozialistische Partei bis zu einem gewissen Grade des Vertrauens würdig, das sie von uns fordert? Wir glauben unsererseits, daß man die Frage bejahen muß, hauptsächlich in zwei wesentlichen Punkten, ohne von dem Geist der Verständigung und der Mäßigung zu sprechen, von dem die deutsche Linke offensichtlich beseelt ist. Die Beteiligung der Sozialisten an der Regierung gibt uns die Sicherheit, daß Deutschland den zwei großen Versuchungen widerstehen wird, vor die es sich tagtäglich gestellt sieht: die russische und die italienische Versuchung... Ein Deutschland, das eine Regierung hat, in der Stresemann mit den Sozialisten zusammen arbeitet, wird sich mehr als jedes andere Deutschland der Solidarität der europäischen Völker bewußt sein, wird sich westlich und dem Völkerbunde zu orientieren, das heißt ein Deutschland sein, das, wie auch jedes andere Deutschland, eine gewisse Anzahl von Forderungen stellen wird, die es notwendigerweise verteidigen muß, jedoch versuchen wird, sie durch eine loyale und vertrauenerweckende Politik siegen zu lassen. Dies sind die wichtigsten Ergebnisse der deutschen Wahlen. Sie stellen wieder einmal Frankreich vor eine Gelegenheit. Es ist jedoch notwendig, daß wir uns darüber klar werden, daß es eine Gelegenheit zum Handeln und nicht zum Abwarten ist."

In der „Contemporary Review" schreibt John H. Humphreys über die

deutschen Wahlen. Er betont die Vorteile der Verhältniswahl und meint, daß man den in Deutschland so häufig vorgebrachten Bedenken gegen das starre Listensystem Rechnung tragen könne, ohne an dem Prinzip selbst der Verhältniswahl zu rühren. Er weist auf das Beispiel Irlands hin, wo die Wahlkreise viel kleiner sind und eine geringere Zahl von Abgeordneten entsenden. Außerdem wird in Irland die individuelle Abstimmung angewandt; der Wähler stimmt für die Kandidaten und nicht nur bloß für die Listen, indem er die Kandidaten, die er vorzieht, mit den Ziffern 1, 2, 3 usw. bezeichnet. Die Wähler pflegen gewöhnlich nach den Richtlinien einer Partei zu wählen, können jedoch für den Kandidaten einer anderen Partei, der ihnen persönlich zusagt, stimmen. Humphreys schreibt: „Ich habe gefunden, daß man in Deutschland, selbst in der Berliner Hochschule für Politik, sehr wenig über die Verhältniswahl, wie sie in Irland angewandt wird, weiß, obwohl diese Methode den Deutschen die Bewegungsfreiheit geben würde, nach der sie suchen. Man müßte auf den Universitäten und den Hochschulen der politischen Wissenschaft viel mehr Aufmerksamkeit dem Studium der Wahlmethoden und ihrem Einfluß auf die politische Geschichte, an deren Formung die Völker heute begriffen sind, wie auf das Problem der Bildung einer Regierung in jedem Lande, in dem die öffentliche Meinung in mehr als zwei Parteien ihren Ausdruck findet, zuwenden. Die Verhältniswahl hat sich in dem größten republikanischen Lande in Europa bewährt, und ist auch in den Nachbarländern, der Schweiz, Österreich, Belgien, Holland, Dänemark, Norwegen und Schweden eingeführt worden. Die letzte Wahl in Frankreich bietet eine gute Vergleichsmethode zwischen der Majoritätswahl und dem Proportionalwahlrecht. Die offiziellen Ziffern für das gesamte Wahlergebnis in Frankreich, wie sie in Deutschland drei Tage nach den Wahlen veröffentlicht wurden, stehen heute noch nicht zur Verfügung, aber auf Grund der bis jetzt bekannten Zahlen können wir uns schon ein ungefähres Bild machen. In Deutschland hat die Mehrheit für die Mitte und die Linke gestimmt, und die Mehrheit des Reichstages wird aus den Mittelparteien und der Linken bestehen. In Frankreich schien auch die Mehrheit für die Mittelparteien und die Linke gestimmt zu haben, aber die Mehrheit in der Abgeordnetenkammer wird durch die Mittelparteien und die Rechte gebildet. Die Ziffern der beiden Parteien, der Sozialisten und der Kommunisten, zeigen, zu welchen Ergebnissen das französische Wahlrecht führen kann. Für die sozialistische Partei haben 1 790 000 gestimmt, und sie bekam 101 Sitze in der Kammer. Für die Kommunisten stimmten 1 060 000 Wähler, aber sie konnten sich nur vierzehn Abgeordnete sichern. Trotzdem es also den Kommunisten gelang, ungefähr ein Neuntel der gesamten Stimmen zu gewinnen, haben sie nur vierzehn Sitze von 612 bekommen. Die deutschen Kommunisten haben ebenfalls ein Neuntel der gesamten Stimmen gewonnen; sie haben sich auch ein Neuntel der Sitze sichern können. Die Tatsache, daß die französischen Wahlmethoden die Kommunisten um den ihnen zukommenden Anteil brachten, wird manchen als ein Vorteil dieser Methoden erscheinen. Aber diese Schlußfolgerung ist unzutreffend. Die französischen Kommunisten waren zwar nicht in der Lage, ihre eigenen Kandidaten durchzubringen, aber in Wahlkreisen, die einen Abgeordneten stellten, waren die anderen Parteien ihnen oft auf Gnade oder Ungnade ausgeliefert. Der sozialistische Abgeordnete in Alès führt seine Niederlage auf die Haltung der Kommunisten zurück, die bei der zweiten Abstimmung für die Konservativen gestimmt haben. Die Sozialisten, die nicht nur Blum und andere ihrer Führer verloren haben, mußten bei der zweiten Abstimmung die Hilfe der Liberalen in Anspruch nehmen. Von den 101 sozialistischen Abgeordneten sind nur 15 mit rein

sozialistischen Stimmen gewählt worden, die anderen sind bei der zweiten Abstimmung mit Hilfe anderer Parteien durchgekommen. In Deutschland waren die Sozialisten vollkommen unabhängig. Die Kommunisten konnten nicht das Wahlglück der Sozialisten oder der anderen Parteien bestimmen... Nicht weniger als zwei Drittel der französischen Deputierten sind bei der zweiten Abstimmung gewählt worden. In den meisten Fällen war der Sieg auf eine Koalition von zwei oder mehreren Gruppen zurückzuführen. Die Stellung der auf diese Weise gewählten Deputierten ist sehr schwierig. Georges Lachappelle, der eine ausführliche Darstellung der französischen Wahlen veröffentlicht hat, stellt fest, daß viele der Deputierten ‚nicht wissen werden, wohin sie gehören und für wen sie stimmen sollen'."

In der „Fortnightly Review" schreibt John Bell über die französischen und deutschen Wahlen. In dieser Zeitschrift, in der sich der Einfluß des Weißrussen Polliakoff (Augur), auswirkt, werden die Wahlen in Deutschland und Frankreich vom Standpunkt der bolschewistischen Gefahr aus betrachtet. „Die Lehre, die sich aus den französischen Wahlen ergibt, ist, daß trotz der Mehrheit, die sich für Poincaré aussprach, das revolutionäre Element im Lande im Wachsen begriffen ist. . . In Deutschland haben die Wahlen eine noch schlimmere Lage enthüllt, als sie in Frankreich vorhanden ist. Als ein Nachbar Rußlands ist Deutschland den Angriffen der III. Internationale noch mehr ausgesetzt als jedes andere Land. Auch die Lehre der deutschen Wahlen gibt uns allen Grund zur Unruhe, denn sie zeigt den ungeheuren Erfolg der bolschewistischen Propaganda in einem Volke, das als das disziplinierteste in Europa galt." John Bell stellt sich die Frage, ob der Sieg der 54 Kommunisten, die sich dank der großen finanziellen Unterstützungen Moskaus durchgesetzt haben, nicht durch die Kredite erleichtert wurde, die die deutschen Industriellen Rußland so großzügig einräumten.

Gustav Stresemann.

In der „Fortnightly Review" entwirft Bruce Lockhart auf Grund der Reden und Schriften Stresemanns, der kürzlich erschienenen Biographie sowie seiner eigenen Eindrücke ein Porträt des deutschen Außenministers. „Dem größten Teil seiner Landsleute gilt Gustav Stresemann als der Held, der sein Land aus der Wildnis herausführte und trotz des Hohnes der Nationalisten und Kommunisten Deutschland erlaubte, in der Gemeinschaft der Völker die Stellung zurückzugewinnen, die es durch seine historische Größe und Kultur beanspruchen darf. Dem deutschen Volke gilt Gustav Stresemann trotz aller Kritik an den heutigen Zuständen als der deutsche Benesch, der unentbehrliche Außenminister, dessen gemäßigte Anschauungen und dessen Aufrichtigkeit des Charakters das Mißtrauen der früheren Feinde Deutschlands entwaffnete und das Prestige der neuen Republik im Ausland steigerte. Die Deutschen würden seinen Rücktritt als eine nationale Katastrophe betrachten." Lockhart schildert auf Grund der Biographie den Werdegang Stresemanns, den er den Befürworter des fair play zwischen Kapital und Arbeitern nennt. Er weist auf seine Einstellung während des Krieges, seine Ablehnung des Versailler Vertrages und die sehr langsame Entwicklung seiner republikanischen Einstellung hin. „Seit 1919 hat mehr als ein Staatsmann, der sich während des Krieges einen europäischen Ruf sicherte, seinen Einfluß eingebüßt, weil er nicht in der Lage war, sich von den psychologischen Einflüssen des Krieges zu befreien. Es muß Stresemann hoch angerechnet werden, daß er, der bittere Gegner des Versailler Vertrages, den Übergang vom Kriege zur Nachkriegspsychologie gründlicher und vollkommener vollzogen hat als irgendein anderer

Deutscher seiner Klasse. Nach den ersten Monaten der Depression erkannte er, daß das Zusammenprallen der Klasseninteressen und der politischen Widersprüche das deutsche Volk zerstören mußte, falls es nicht gelingen würde, es zu einigen. Und er hat sich deshalb im Vertrauen auf das Organisationstalent seiner Landsleute an die Aufgabe gemacht, alles zu retten, was sich noch aus den Trümmern des Krieges retten ließ. Er hat seine Hoffnungen auf zwei Überzeugungen gesetzt: erstens auf den Glauben, daß der Kriegshaß der Alliierten, der in dem grausamen Wunsch, Deutschland in ewiger Unterwerfung zu halten, zum Ausdruck kam, nicht andauern könne und in seinen Auswirkungen gebrochen werden mußte. Die zweite Überzeugung stützte sich auf die Erkenntnis, zu der er bereits im Jahre 1919 kam, daß die wirtschaftlichen Konsequenzen des Krieges für die siegreichen Alliierten ebenso unheilvoll sein würden wie für Deutschland selbst, daß Europa und nicht nur Deutschland den Krieg verloren hat und daß er, um sowohl Europa wie Deutschland zu retten, nicht nur als Deutscher, sondern als Europäer handeln müsse. Der Wiederaufbau im Inlande und der Frieden und die internationale Zusammenarbeit im Auslande waren die Hauptstützen seines Programms. Sobald er sich darüber klar geworden war, verlor er keine Zeit, um seine Politik zu verwirklichen... Von jener Zeit bis heute gilt er als die Verkörperung der Evolution des neuen Deutschland — eines wieder aufgebauten, friedlichen, verhältnismäßig prosperierenden und republikanischen Deutschland, das volles Vertrauen in seine eigene Stärke und seine Fähigkeit der Regenerierung besitzt. Eine der Leistungen Stresemanns — und nicht die geringste — ist die außerordentliche Fähigkeit, die er bewiesen hat, als es ihm gelang, sowohl das Vertrauen seiner Landsleute als auch der früheren Feinde zu gewinnen. Um das Vertrauen der Alliierten und besonders der Franzosen zu gewinnen, war er gezwungen, Konzessionen zu machen, die einem so stolzen Volke wie den Deutschen außerordentlich schwer fielen. Wie weit es ihm trotz dieser Konzessionen gelungen ist, auch das deutsche Vertrauen zu erhalten, kann aus der Tatsache beurteilt werden, daß, als die erste Nachricht von der Krankheit, die er vor kurzem durchmachte, bekannt wurde, die Aktien an den deutschen Börsen eine plötzliche Baisse erfuhren... Es ist auch unwahrscheinlich, daß irgendein Deutscher dasselbe Vertrauen und dasselbe Prestige gewinnen könnte, deren sich Stresemann heute in jedem Lande in Europa erfreut. Seinem Wesen nach ist Stresemann der bescheidenste und ehrlichste aller Menschen. Er sagt, was er denkt und erwartet dieselbe Offenheit von den anderen. Sowohl in seinem politischen wie in seinem religiösen Bekenntnis hat er immer schon einen Horror vor dem Dogmatischen gehabt, und heute ist er der am wenigsten parteiisch eingestellte aller Deutschen. Sein Liberalismus, der jetzt in einer verständnisvollen Politik der pazifistischen internationalen Zusammenarbeit zum Ausdruck kommt, hat in den letzten fünf Jahren schnelle Fortschritte gemacht, und er ist heute seinen Ansichten nach der fortschrittlichste unter seinen Parteimitgliedern... Sowohl auf der Tribüne wie in der Privatunterhaltung spricht er wirksam und auf den Kernpunkt der Frage zusteuernd, ohne eine Spur von Maniriertheit, und obwohl er nicht das Feuer der slawischen und lateinischen Rassen besitzt, fehlt ihm nicht der persönliche Magnetismus, und hinter seiner äußeren Ruhe und dem etwas kühlen Exterieur fühlt man die latenten Reserven einer nervösen Energie, aus der er mühelos schöpfen kann und die ihm in den letzten fünf Jahren Wunder an Arbeit zu leisten erlaubte. Obwohl er die praktischste Mentalität besitzt, hat er sich im Unterschied zu seinen Landsleuten die Romantik seiner frühen Jugend erhalten, und auch heute ist er nur zu froh, wenn er über die wirtschaftlichen

Fragen hinaus das Gespräch auf seinen geliebten Goethe oder Napoleon lenken kann. Trotz seiner stämmigen Gestalt ist seine Gesundheit nicht allzu kräftig, hauptsächlich durch die fast übermenschlichen Anstrengungen, denen er sich aussetzte. Sein Familienleben ist ein Beispiel deutscher Gediegenheit, und er verdankt viel seiner bezaubernden Frau, die ihn mit hingebender Sorgfalt gepflegt hat. Er gibt sein Bestes im engen Familienkreise, wenn seine große Kultur und sein umfangreiches Wissen sich voll ausspielen können. Stresemann ist auch der treueste aller Freunde und vergißt nie Menschen, die ihm treu gedient haben... Obwohl das zeitgenössische Urteil als unzuverlässig gilt, ist es schwer zu glauben, daß in der Zukunft, wenn man die Ereignisse der letzten zehn Jahre aus der entsprechenden Perspektive betrachten kann, Stresemann nicht in der Geschichte seines Landes einen Platz neben Bismarck und von Stein finden sollte, als einer der größten Staatsmänner, den Deutschland je hervorgebracht hat.

Die elsässische Frage.

Die „Revue des Vivants" widmet ihr Heft vom Juli 1928 der Untersuchung der elsässischen Frage. Edouard Schuré schreibt über das innere Drama des Elsaß. „Unter dem inneren Drama des Elsaß verstehe ich das ewige Schwanken, das die elsässische Seele zwischen zwei feindlichen Rassen und zwei entgegengesetzten Zivilisationen hin und her gezerrt hat... Nach dem Kriege hat die triumphale Begrüßung der französischen Truppen klarer als jede Volksabstimmung den Zusammenhang zwischen der französischen und elsässischen Seele bewiesen. Nach zehn Jahren tauchen die Schwierigkeiten wieder auf, und alle dornigen Probleme einer doppelsprachigen, doppelrassigen Provinz werden wieder aufgerollt. Schuré stellt sich die Frage, ob das innere Drama der elsässischen Seele, das einmal abgeschlossen war, von neuem beginnen solle. Die Antwort auf seine Frage wird in einer Reihe von Artikeln, unter anderem auch in einem Aufsatz von René Schickele unter dem Titel „Legende und Wirklichkeit" gegeben, in dem er schreibt: „Wenn man einen vollkommen apolitischen Elsässer fragen würde, warum er bei den letzten Wahlen direkt oder indirekt für einen Autonomisten gestimmt habe, wird er ungefähr die folgende Antwort geben: ‚Ich will, daß die Verfolgung des Boche aufhört, denn mit dem Boche, den ihr verfolgt, meint ihr mich und nicht den jenseits des Rheins. Ich will, daß die Gesetze und Organisationen bestehen bleiben, die besser als die entsprechenden Gesetze und Organisationen sind, die es heute in Frankreich gibt, oder die dort fehlen. Ihr deutscher Ursprung ist noch kein Motiv, um meine Lage zu verschlechtern. Ich will Briefe aus Deutschland bekommen, ohne scheel angesehen zu werden. Tausende von Familien im Elsaß haben Freunde und Verwandte jenseits des Rheins... Französische Politiker, Gelehrte und Künstler können es sich leisten, den Beweis ihres pazifistischen Gefühls und ihrer Sympathie für Deutschland zu erbringen. Dieses Recht wird den Elsässern unter Androhung der schwersten Strafen verweigert. Persönlichkeiten wie Briand, Painlevé und Herriot suchen ohne jeden Hintergedanken eine Verständigung mit Deutschland, aber uns schließt man von pazifistischen Demonstrationen aus. Wir müssen laut unsere Abneigung gegen Deutschland und damit auch gegen das, was es in uns an deutschen Elementen gibt, herausschreien. Wir sollen die letzten sein, die sich an der Versöhnung der Völker beteiligen können'." Schickele weist darauf hin, daß die Assimilierung des Elsaß an Frankreich zwei Höhepunkte erfahren hat, den ersten zur Zeit der großen Revolution und den zweiten bei der Rückkehr zu Frankreich im November 1918. Jedesmal folgte die Enttäuschung, und jedesmal aus demselben Grund.

chickele schildert, wie die Jakobiner em Elsaß und allen deutschen Ele- enten im Elsaß den Krieg erklärten, nd wie dieselbe Offensive gegen les Deutsche oder angeblich Deutsche ieder nach dem Jahre 1918 ntfesselt wurde. Man griff zu ner Politik der Gewaltmaßnahmen, e man die direkte Methode nannte. iese Offensive gegen den elsässi- hen Boche, die einige Jahre dauerte, urde durch die elsässische Gegen- fensive gegen den „Pariser" beant- ortet. Diese Offensive dauert noch rt, und ihr Ende ist nicht abzu- hen. „Eines Tages," schreibt chickele, „könnte sich die fran- sische Verwaltung in derselben Lage den wie die deutsche Verwaltung inerzeit. Das Elsaß hat schon im nfang der Geschichte unter dem ruck der Umstände ein spezifisch ässisches Gesicht bekommen. Der storische und kulturelle Druck, der s Land formte, ist im Laufe zahl- cher Jahrhunderte unvermindert blieben. Das Elsaß hat im Laufe r vergangenen Jahrhunderte die ge einer doppelten Kultur be- mmen, die eine Mischung aus fran- sischem und deutschem Tempera- nt darstellt." Schickele stellt die age, ob diese doppelte Kultur, bst wenn sie sich nur in der Zwei- prachigkeit und ihren Konsequenzen ässert, es verdient, erhalten und rch Schule und Verwaltung er- ntigt zu werden. Er weist darauf h, daß man sich noch nie in Frank- ch in einem solchen Maße für das utsche geistige und wissenschaft- lie Leben interessiert hat. Paris empfängt festlich deutsche Dichter, Musiker, Schriftsteller. Alle Fran- zosen, die in den letzten Jahren nach Berlin kamen, waren von dem ihnen zuteil gewordenen Empfang begeistert. Warum versucht man in Paris, diese Masse der geborenen Vermittler aus- zuschalten, die Frankreich in den Be- wohnern von Elsaß-Lothringen, die in deutschen Schulen aufgewachsen sind und dank ihrer Ausbildung den deutschen Charakter in seinen guten und schlechten Seiten min- destens so genau kennen wie die Mehrzahl der französischen Germa- nisten, besitzt, statt sie zu seinem Vorteil auszunutzen? „Es ist selbst- verständlich, daß die jungen Genera- tionen Französisch sprechen und so- viel von Frankreich kennen sollen wie andere Franzosen, mit einem Wort Franzosen sein sollen. Kein Mensch will, daß das Elsaß als geistiges Ghetto gelten und als historisches Überbleibsel klassifiziert werden soll. Aber es kann und soll auch sein deutsches Erbteil behalten. Dieses Erbteil kann, wenn es intelligent ver- waltet wird, einen unerhörten Vorteil für Frankreich in dem modernen Wettstreit der Völker bilden... Wäh- rend der Führer der paneuropäischen Bewegung, Graf Coudenhove-Kalergi, in Paris mit Briand und anderen offiziellen Persönlichkeiten konferieren konnte, zerschmetterte der General- staatsanwalt von Kolmar einen Auto- nomisten mit der Beschuldigung, daß er „ein gefährlicher Paneuropäer" sei. Der frühere Reichskanzler Wirth frühstückte gemütlich mit den fran- zösischen Ministern, aber in Kolmar mußte Dr. Rickling schwören, daß er seit dem Waffenstillstand keine Be- ziehungen zu Deutschland mehr hatte, selbst nicht zu seinem alten pazi- fistischen Kameraden Dr. Wirth. Sind diese Beweise, die man zu Hunderten aufzählen könnte und die noch dazu aus den harmlosesten her- ausgegriffen wurden, nicht geeignet, auf eine tragikomische Weise die Situation zu beleuchten, in die die elsässischen Intellektuellen gebracht worden sind?" Dieser Aufsatz von Schickele wird in einem offenen Brief von dem elsässischen Abgeordneten S. Grumbach beantwortet. Grumbach wirft ihm vor, daß er die Begriffe ver- wirre, wenn er den Autonomismus, den Paneuropäismus, den Pazifismus, den Wunsch nach Annäherung zwischen Deutschland und Frank- reich auf denselben Plan stelle. Er bestreitet auch, daß eine gewaltsame Assimilierung durchgeführt wird, denn die deutsche Sprache auf den Vorschulen ist nicht ausgeschaltet

worden, wie es mit der französischen unter deutscher Verwaltung der Fall war. Man hat nur einige Fehler begangen, die sich jedoch nicht als Gewaltassimilierung bezeichnen lassen. Die Tendenz der Autonomisten, die Grumbach bekämpft, ist nicht eine Abwehr der sogenannten Gewaltpolitik, sondern die Bemühung, die Verschiedenheit beizubehalten, die das Elsaß von Frankreich trennen. Nach der Ansicht von Grumbach hat gerade der Autonomismus verheerend auf die Kreise der deutschen Linken gewirkt und die größten Hindernisse auf dem Wege der deutsch-französischen Annäherung aufgebaut. Grumbach stellt die Frage, ob die wichtigsten Antiautonomisten, die sozialistischen Arbeiter des Elsaß, als Chauvinisten bezeichnet werden können, sie, die zu den ersten Befürwortern der Politik von Locarno gehörten. Er weist darauf hin, daß Josef Rossé selbst in einer großen Versammlung in Kolmar im Jahre 1923 den Vorsitz führte, bei der Michel Walter mit den dem „Echo de Paris" entlehnten Argumenten die Notwendigkeit einer Besetzung des Rheinlandes vertrat, während Grumbach im Namen der sozialistischen Partei dagegen protestierte. Grumbach glaubt nicht, daß der Autonomismus der Ausdruck einer intellektuellen Verzweiflung ist. Er sieht in ihm eine Bewegung leidenschaftlicher, blinder Leute von einem lokalen Chauvinismus, der ebenso eng wie frenetisch und von einem provinziellen Größenwahn ist, und hauptsächlich die gigantische Hand der klerikalen Partei, die in neuer Form den jahrhundertealten Kampf gegen die französische Sprache, das Vehikel des Freiheitsgedankens, und die konfessionslose Schule wieder aufnimmt, die in ihren Augen die ethisch-intellektuelle und sogar materielle Vorherrschaft gefährden muß, die die konfessionelle Schule dem Klerus sichert. „Und weil ich ebenso wie du, lieber René, hoffe, daß Straßburg eines Tages der geistige Hafen für zwei große Kulturen, die sich dort begegnen, werden kann, weil ich d deutsch-französische Annäherung a strebe, weil ich den jungen elsäss schen Generationen den Zwiespalt e sparen will, unter dem wir zwische den Kriegen von 1870/71 und 1914/1 Aufgewachsenen so unsagbar gelitt haben, bin ich und bleibe ich e Gegner des Heimatbundes und d Autonomismus in allen sein Formen."

Das Ende des Dawes-Planes.

In der „New Republic" schreibt d bekannte amerikanische Publizi Frank H. Simonds über das Ende d Dawes-Planes. Simonds betont, d die Aussichten für die früheren Ve bündeten Amerikas viel schlecht sind als es selbst Keynes in seine pessimistischen Artikel darstellte. „ Wirklichkeit wird es sich wahrschei lich schon im Jahre 1929 und sich lich im Jahre 1930 ereignen, d unsere Verbündeten weiterhin ih Kriegsschulden bezahlen werden, wä rend sie gar nichts von Deutschla als Reparationszahlung bekomm Wenn man von der Revision s Dawes-Planes oder seiner Liquid rung spricht, so will man eigentli damit sagen, daß die Durchführu des Dawes-Planes die Täuschung s ganzen Reparationsbegriffes unbar herzig enthüllt hat. Man kann ni sagen, daß der Dawes-Plan s scheitert ist. Man muß im Gegen il behaupten, daß er mit einem v blüffenden Erfolg durchgeführt wur aber eben dieser Erfolg hat uns zeigt, daß Deutschland die Repa tionen nicht zahlen kann." Simo s zitiert die Ziffern der deutschen Reparationszahlungen, der Hand bilanz und der Anleihepolitik er letzten Jahre. Er schreibt: „Deuts land war nur durch Anleihen stande, Reparationen zu zahlen nd seine Einkäufe im Auslande zu finanzieren. Es hat die Reparationen nicht verdient. Es war nicht einmal in er Lage, genügend zu erzeugen, um s ne Einfuhrkosten zu decken, und da s ne

Investierungen im Auslande während des Krieges liquidiert wurden und die Beschlagnahme der Flotte die sogenannten unsichtbaren Einnahmen fast vollkommen aufgehoben hat, liegt seine Lage auf den ersten Blick klar vor uns. Die Revision des Dawes-Planes, das heißt die Herabminderung der jährlichen Zahlungen wird zu einer brennenden Frage, weil im nächsten Jahre die Zahlungen eine plötzliche Steigerung von 450 Millionen Dollar auf 625 Millionen Dollar erfahren werden. Da in dem laufenden Jahre wie in den vergangenen zwölf Monaten die deutsche Einfuhr die Ausfuhr bei weitem überstieg und die ungünstige Zahlungsbilanz sich auf diese Weise erhielt, kann Deutschland seinen Reparationsverpflichtungen nur nachkommen, wenn es sich weiterhin im Auslande Geld borgt... Die Herabsetzung der jährlichen Zahlungen wird jedoch die Lage nicht ändern. Tatsache ist, daß Deutschland nicht mehr zahlen kann. Wenn die Annuitäten auf ein Drittel herabgesetzt werden würden, wie Keynes vorschlägt, müßte man sich für die anderen zwei Drittel noch immer das Geld im Ausland borgen. Durch eine Herabsetzung wäre es möglich, das Ganze noch ein oder zwei Jahre am Leben zu erhalten, jedoch nur durch den Sauerstoff der ausländischen Anleihen. In Wirklichkeit hat man durchaus nicht die Absicht, das Reparationsspiel bis in alle Ewigkeiten fortzusetzen. Die früheren Alliierten hoffen, daß es möglich sein wird, die ganzen Forderungen und dazu die noch nicht abgelaufene Besetzungszeit des Rheinlandes für einen bestimmten Preis zu verkaufen. Sie hoffen, daß Deutschland bereit sein wird, die gesamten Forderungen durch eine gewaltige Emittierung von Obligationen zu liquidieren, die durch seine Staatseisenbahn, seine Industrie und seinen Staatshaushalt sichergestellt werden würden. Diese Obligationen würden auf dem Weltmarkte und hauptsächlich in den Vereinigten Staaten verkauft werden. Die Einnahmen würden an die Alliierten nach dem in Spa festgesetzten Verhältnis verteilt werden, und die ganze Reparationsfrage würde durch Beziehungen zwischen Deutschland und den privaten Zeichnern der Welt, die diese Obligationen besitzen, ersetzt werden. Dies war der Plan von Thoiry, der nicht geändert wurde, obwohl er aufgeschoben werden mußte... Während Deutschland bereit ist, einen Preis für die Evakuierung des Rheinlandes und die Beendigung der Kontrolle seiner Finanzen zu zahlen, ist der Preis, den man dafür glaubt zahlen zu können, so gering, daß die Alliierten nicht nur für ihre Kriegsschäden nichts bekommen würden, sondern auch mit den deutschen Zahlungen die amerikanischen Forderungen nicht decken könnten. Während der Zeit, die ich in Berlin im letzten Winter verbrachte, traf ich die prominentesten Bankleute wie die wichtigsten Politiker. Die Bankiers waren der Ansicht, daß Deutschland sich nicht verpflichten könne, mehr als vier Milliarden Dollar zu zahlen, während die Politiker drei Milliarden für das Maximum hielten. Aber das Kapital der britischen und französischen Schulden an die Vereinigten Staaten übersteigt acht Milliarden Dollar. Es würde schwierig sein, die Deutschen zu einer Zahlung von mehr als vier Milliarden Dollar zu bringen, aus dem einfachen Grund, weil letzten Endes dieses Geld von privaten Geldgebern kommen muß und die Erklärung Deutschlands, daß eine größere Last nicht tragbar ist, den Verkaufspreis der Obligationen herabsetzen würde... Die mannigfaltigsten Ursachen drängen auf eine schnelle Lösung; in erster Linie die Erwägung, daß der Preis der Evakuierung sich automatisch vermindert. Sie wird jedenfalls am 1. Januar 1935 beendet sein, während die zweite Zone schon fünf Jahre früher evakuiert sein wird. Die Besetzung ist für Deutschland unbequem, sie ist jedoch nicht untragbar, und das Ende naht heran. Durch die Transferklausel des Dawes-Planes geschützt, können die Deutschen ohne Sorge das Ende der Reparationszahlungen abwarten. Alle

Karten sind wirklich in ihren Händen. Außerdem hat der letzte Triumph der republikanischen Parteien in Deutschland dem Reich alle moralischen Vorteile gesichert. Die Fortdauer der Besetzung als militärische Maßnahme, als Sicherheitsgarantie ist unsinnig geworden. In Wirklichkeit ist man sich darüber klar, daß die Besetzung nichts anderes mehr ist als eine Bemühung, noch irgend etwas aus den zusammengeschrumpften Reparationsforderungen zu retten. Das friedliche, republikanische Deutschland erweckt zweifellos die Sympathien der Welt und hat einen gerechtfertigten Anspruch auf die Evakuierung im Jahre 1928 statt im Jahre 1935. Wenn es den Alliierten nicht gelingt, die Vereinigten Staaten in kurzer Zeit zu einer Änderung ihrer Schuldenpolitik zu bringen, kann die Krisis nicht aufgehalten werden. Der Dawes-Plan wird den Beweis erbringen, daß Deutschland die Reparationen nicht zahlen kann. *In der Zwischenzeit wird sich die Besetzung als nichts mehr und nichts weniger als eine legale Erpressung herausstellen.* Letzten Endes werden die Alliierten keine Reparationen mehr bekommen, aber die amerikanischen Verpflichtungen werden weiterhin bestehen. Durch eine schweigende Vereinbarung in Europa hat Deutschland eingewilligt, daß die Krisis bis nach der amerikanischen Präsidentschaftswahl hingezögert wird. Europa hofft auf eine Veränderung, wenn nicht der politischen Kontrolle, so doch mindestens der Außenpolitik. Das diesjährige deutsche Defizit wird, wie auch in den früheren Jahren, im Ausland gedeckt werden. Aber im nächsten Jahr, wenn die Dawes-Zahlungen steigen und Deutschland sich weigern sollte, weiterhin im Ausland zu borgen, wie es leicht möglich ist, oder der amerikanische Geldgeber ihm keine Anleihen mehr bewilligt, wird das Ende des Dawes-Planes gekommen sein."

In einem Artikel im „New Statesman" über die Lage Deutschlands schreibt der Berliner Korrespondent über den Dawes-Plan: „Es muß einmal offen gesagt werden, daß es für die deutsch-englische Zusammenarbeit verhängnisvoll wäre, wenn die Deutschen in dem Glauben belassen würden, daß sie mit Unterstützung dieses Landes eine wesentliche Herabsetzung ihrer Reparationsverpflichtungen oder selbst eine Modifizierung der heutigen Höhe der Reparationszahlungen erreichen können. Selbstverständlich wäre eine vollkommene Annullierung aller Kriegsschulden die beste Lösung der ganzen wirtschaftlichen Schwierigkeiten nicht nur Deutschlands, sondern auch aller anderen Teilnehmer am Weltkriege, aber das Verhalten der Vereinigten Staaten schließt diese Möglichkeit aus der Sphäre der praktischen Politik aus. Eine Modifizierung der deutschen Zahlungen kann ohne das Einverständnis aller Gläubigermächte nicht durchgeführt werden, und man kann sich unmöglich vorstellen, daß Frankreich oder England ohne eine entsprechende Konzession der Vereinigten Staaten sich damit einverstanden erklären würden. Unter den heutigen Umständen hat Deutschland keine andere Alternative, als seine Zahlungen fortzusetzen und dabei gute Miene zum bösen Spiel zu machen und sich seiner Verpflichtungen mit derselben Pünktlichkeit zu entledigen, wie es dies bis jetzt getan hat."

Amerikas Außenpolitik.

In der amerikanischen Zeitschrift „Foreign Affairs" vom Juli finden wir zwei interessante Darlegungen der amerikanischen Außenpolitik, und zwar vom republikanischen und vom demokratischen Standpunkt. Der Artikel des Republikaners Ogden L. Mills ist natürlicherweise eine Apologie der jetzigen Regierungspolitik, während der demokratische Artikel eine scharfe Kritik der letzten republikanischen Regierungen enthält. Während das vom Republikaner entworfene Bild aus lauter Licht besteht, betont der Demokrat die Schatten-

seiten der republikanischen Verwaltungen, und seine Einwände decken sich mit der Kritik, die Europa an der amerikanischen Politik in den letzten fünf Jahren geübt hat. Der Republikaner schreibt: Die kommende Präsidentschaftskampagne wird sich um die Entscheidung drehen, ob das Land seine traditionelle Politik der Unabhängigkeit in der Außenpolitik aufgeben und sie durch eine Politik ersetzen wird, in der unsere nationale Freiheit der Entscheidung anderer Völker unterworfen werden könnte." Der Republikaner betont, daß selbst während des Krieges die traditionelle Politik sorgfältig gewahrt wurde und daß Präsident Wilson, als er Amerika zum Eintritt in den Krieg brachte, darauf bestand, daß der bedingte Charakter dieser Beteiligung, der in der Bezeichnung „die alliierten und assoziierten Mächte" zum Ausdruck kam, gewahrt werde. Aber sobald die bestimmten Ziele, um derentwillen Amerika in den Krieg eintrat, erreicht worden waren, wurde das provisorische Bündnis gelöst, und die öffentliche Meinung bestand auf der Rückkehr zu der einzigen traditionellen Außenpolitik, die das amerikanische Volk bis jetzt gekannt hat." Der Republikaner weist darauf hin, daß Amerika dabei nicht schlecht gefahren ist. Trotzdem die Vereinigten Staaten sich weigerten, den Versailler Vertrag zu unterschreiben, haben sie mit Deutschland, Österreich und Ungarn Sonderverträge geschlossen, die ihnen alle Rechte und Vorteile einräumten, die ihnen der Versailler Vertrag gesichert hätte, ohne sie jedoch mit der damit verbundenen Verantwortung zu belasten. Trotz der Weigerung, in den Völkerbund einzutreten, hat sich Amerika an den Arbeiten des Völkerbundes beteiligt, nahm an der Genfer Konferenz im Jahre 1925, die sich mit dem Waffenhandel und dem Giftgaskrieg beschäftigte, und der Weltwirtschaftskonferenz vom Jahre 1927 teil. Der republikanische Autor dieses Artikels betont den staatsmännischen Weitblick der amerikanischen Regierung, die im November 1921 den Vorschlag der Konferenz in Washington einbrachte, bei der man sich auf eine Einschränkung der Flottenrüstungen einigte. Die amerikanische Politik sei nicht immer negativ und zurückhaltend gewesen. Die Erneuerung der Bryanschen Verträge, des Washingtoner Vertrages vom Jahre 1923 zwischen den Vereinigten Staaten und den fünf mittelamerikanischen Republiken, der Santiago-Vertrag von 1923 mit den fünfzehn lateinamerikanischen Staaten, und zum Schluß der Kellogg-Pakt seien Beweise der aktiven amerikanischen Politik. Amerika habe das größte Interesse an den europäischen Wirren bewiesen. Der Dawes-Plan, der eine endgültige Lösung der verwickelten Reparationsfrage brachte, muß jedenfalls auf das Konto dieser aktiven Politik gebucht werden. Auch die Regelung der interalliierten Kriegsschulden sei durchaus im Sinne der traditionellen amerikanischen Politik gewesen, denn durch die Weigerung, die Schulden zu streichen, wie von gewissen extremen Kreisen gefordert wurde, hat die Regierung den amerikanischen Steuerzahler geschützt. Ogden L. Mills zitiert die Worte des Senators Mellon, daß man „Europa am besten helfen könne, wenn unsere Finanzpolitik nicht von Gefühlen, sondern von der Vernunft diktiert werde und sich nicht um die Linderung der heutigen Not bemüht, sondern darauf gerichtet ist, die Grundlagen für eine künftige dauernde Prosperität zu schaffen". Auch die Politik auf dem amerikanischen Kontinent wird als ein Beweis für das hohe Verantwortungsgefühl der Vereinigten Staaten angeführt. Ebenso wie in Nicaragua und in Mexiko hat Amerika auch im Fernen Osten das Leben und das Eigentum der amerikanischen Bürger geschützt, und trotz der Vorwürfe, die man gegen sein Vorgehen in China erhob, hat es an der Politik festgehalten, die seinen Bürgern vollen Schutz gewährt, ohne die chinesischen Rechte zu verletzen. Amerika hat sich in den letzten Jahren als der beste Freund

Chinas erwiesen, denn die Entsendung der bewaffneten Kräfte nach China sei nur zum Schutz der Ordnung geschehen. Ogden L. Mills betont die Vorteile, die sich aus der Angliederung der Handelsattachés an die Botschaften und Gesandtschaften, die Sekretär Hoover zu verdanken ist, ergeben haben. Der amerikanische Außenhandel beläuft sich jetzt auf neun Milliarden Dollar jährlich, die Investierungen des amerikanischen Kapitals im Ausland auf zwölf Milliarden Dollar, und diese Summe steigert sich alljährlich um eine Milliarde Dollar. „Die Tage der Isolierung in der Weltpolitik sind für immer vorüber. Wir haben auch durchaus nicht die Absicht, auf einem Abseitsstehen zu beharren, das unter den heutigen Umständen nur fiktiv sein könnte. Wir schrecken nicht vor unserer Verantwortung als Weltmacht zurück, aber wir halten an unserem Recht fest, uns zu entscheiden, welche Verantwortungen wir übernehmen sollen und unter welchen Umständen wir unsere Machtmittel anzuwenden haben." Dieser Verteidigung der amerikanischen Politik setzt Franklin D. Roosevelt eine scharfe Anklage entgegen. „In den anderthalb Jahrhunderten unseres nationalen Lebens gab es Zeiten, in denen die amerikanische politische Führung Geist und Tat der ganzen zivilisierten Welt auf den Weg des Friedens und der Verständigung lenkte, und es gab andere, zum Glück seltenere Augenblicke, in denen die amerikanische Politik entweder negativ oder steril war und uns nur Abneigung, Furcht oder Hohn eintrug. Ich glaube, daß viele Millionen von Staatsbürgern in den Vereinigten Staaten meine Überzeugung teilen, daß die letzten neun Jahre auf die Debetseite unseres Kontos gebucht werden müssen. Seit dem Sommer 1919 mußte sich unser Land den Vorwurf gefallen lassen, daß in einer Zeit, in der große konstruktive Hilfe bei der Lösung der ernsten Probleme, vor die sich die ganze Welt gestellt sah, notwendig war, wir wenig oder nichts dazu getan haben, mit Ausnahme der Flottenkonferenz von 1921. Aber auch da ist es seit neun Jahren nicht gelungen, den gewonnenen Boden zu behalten. Die gebrachten Opfer wurden nicht produktiv gemacht, weil wir annahmen, daß eine bloße Unterschrift genüge. Man hatte versäumt, einen Mechanismus einzusetzen, um die Arbeit zu vollenden. Dies sind die negativen Vorwürfe. Was die positive Seite betrifft, müssen wir leider zugeben, daß uns das Ausland heute einstimmig weniger gut gesinnt ist als zu irgendeinem anderen Zeitpunkt. Diese Tatsache ist sehr ernst, falls wir uns nicht auf den Standpunkt stellen, daß das Volk der Vereinigten Staaten der Menschheit nichts schuldig ist und sich um die Meinung der anderen nicht zu kümmern braucht, solange unsere Seeküsten unzugänglich und unsere Taschen gefüllt bleiben." Der Demokrat bekämpft die Ansicht, daß dieser eigennützige Standpunkt dem wirklichen amerikanischen Geist entspricht. Schon die Unabhängigkeitserklärung fordert die Achtung vor der Menschheit. Nach dem Frieden von 1815 hat die neu gewonnene Unabhängigkeit der mittel- und südamerikanischen Staaten häufig Gelegenheiten zur Einmischung und Wiedereroberung geboten. Aber Amerika hat diesen Tendenzen die Monroedoktrin entgegengesetzt, die nicht nur als Schutz für die Vereinigten Staaten, sondern in weiterem Sinne als ein Streben nach dem Frieden auf dem amerikanischen Kontinent gedacht war. Die amerikanische Politik hat immer starke Tendenzen zur friedlichen Beilegung der Streitigkeiten gezeigt. Sie hat den Schwesterstaaten geholfen und sich die Achtung und das Wohlwollen der Welt gesichert. Im Anfang des neuen Jahrhunderts wurde Amerika zu einem Faktor von wachsender Bedeutung in der Weltpolitik. Es hat an der Organisierung des Haager Tribunals gearbeitet, und auf amerikanische Initiative hin haben Japan und Rußland den Frieden von Portsmouth geschlossen. Die aktive amerikanische Beteiligung an der

Frage von Marokko und der Algeciras-Konferenz bewies den Wert der moralischen Führung Amerikas in der rein europäischen Sphäre. „Im Jahre 1919 begannen vier Jahre, die als ein entschiedener Rückschlag in unserer liberalen Führung bezeichnet werden können. Die Dollardiplomatie, wie wir sie Präsident Taft und Sekretär Knox zu verdanken haben, hat die moralische Führung im Fernen Osten durch finanzielle Überlegenheit ersetzt. Diese Politik wurde auf Honduras und Nicaragua ausgedehnt, und die amerikanische Flotte, die im Jahre 1911 nach Nicaragua zur Unterstützung einer Bankintervention geschickt wurde, ist fast dauernd beibehalten worden... Im Jahre 1913 vollzog Präsident Wilson einen entschiedenen Bruch mit der Dollardiplomatie, indem er sich weigerte, die Sechs-Mächte-Anleihe in China zu unterstützen." Als Beweis dieser uneigennützigen Zurückhaltung der Vereinigten Staaten zitiert Roosevelt die Rede von Mobile im Oktober 1913: „Die Vereinigten Staaten werden keinen Fußbreit Boden durch Eroberung zu gewinnen suchen. Sie halten es für ihre freundschaftliche Pflicht, dafür zu sorgen, daß nirgends materielle Interessen der menschlichen Freiheit und dem nationalen Wohl vorgezogen werden." In den Jahren 1917 und 1918 hat Präsident Wilson die Hoffnung zum Ausdruck gebracht, daß die Welt in Zukunft durch einen Bund der Nationen die bewaffneten Konflikte vermeiden und die jahrhundertealte Lockung des Schwertes durch Vernunft und Kollektivaktion ersetzen kann. Der Völkerbund, der zuerst als ein interessantes Experiment angesehen wurde, ist selbst ohne amerikanische Beteiligung in den letzten Jahren zum Hauptfaktor bei der Regelung internationaler Streitigen, der konstruktiven Durchführung der Aufgaben, die eine internationale Lösung erheischen, und der Beseitigung von Mißbräuchen geworden. „Die jetzige Stellung der Vereinigten Staaten zur Weltpolitik datiert vom Jahre 1919, denn im Laufe der letzten zwei Jahre der Wilsonschen Verwaltung hat eine bittere Opposition im Senat jede konstruktive Aktion verhindert. Unser Volk, im Gegensatz zu Europa von jeder Nachkriegsnot frei, hat sich der inneren industriellen Entwicklung gewidmet und gab sich alle Mühe, die internationalen Fragen zu vergessen. Als daher im Jahre 1921 Harding das Amt übernahm, hat er die Stimmung des Volkes dahin gedeutet, daß es der internationalen Führeraufgabe müde sei und kein Interesse an den Bemühungen um die Schaffung einer neuen Ära habe, die es vor drei Jahren so enthusiastisch begrüßt hat. Der neue Präsident war in keiner Hinsicht ein Führer. Er hat sein Amt als politisches Tagewerk aufgefaßt. Seine Ideen waren so unbestimmt, daß er sich in der Präsidentschaftskampagne und in den Jahren seiner Verwaltung, hauptsächlich in Fragen der internationalen Politik die Unterstützung der amerikanischen Staatsbürger diametral entgegengesetzter Parteifärbung sichern konnte... Jeder einsichtige Amerikaner wird es bedauern, daß es der Vorsicht und der Kleinlichkeit der Mentalität des Präsidenten und der provinziellen Einstellung und der Unkenntnis seiner beruflichen politischen Berater gelang, die großen Fähigkeiten und die hohen Ideale des Staatssekretärs Charles Evans Hughes — abgesehen von einem Ausnahmefall — vollkommen zu unterdrücken. Diese Ausnahme bildete die Washingtoner Konferenz zur Einschränkung der Flottenrüstungen. Aber Hughes schlug ein kühnes und konkretes Programm eines Flottenverhältnisses zwischen den Seemächten, das sowohl auf Schlachtschiffe wie auf Schlachtkreuzer ausgedehnt werden sollte, vor. Dies war ein endgültiger und praktisch durchführbarer Schritt. Aber das Flottenabkommen erstreckte sich nur auf Schlachtschiffe und überließ zu viel einer späteren Erledigung." Roosevelt spricht von den Versuchen Coolidges, das Abkommen von 1921 durch die Flottenkonferenz in Genf zu ergänzen, die an der ungenügen-

den Vorbereitung der Konferenz scheiterten. Nach dem Fehlschlag der Konferenz hat die Coolidge-Regierung so gehandelt, als ob Amerika wieder in die napoleonischen Tage zurückversetzt wäre. Das Marineministerium hat einen feierlichen Vorschlag eingebracht, zweieinhalb Milliarden Dollar für die Schaustellung der amerikanischen Macht zu verschwenden. Dieser Vorschlag war so lächerlich, daß er erst auf anderthalb Milliarden, dann auf eine Milliarde ermäßigt wurde und schließlich vom Kongreß auf 740 Millionen herabgesetzt wurde, die auf die Erbauung von Schiffen, hauptsächlich von großen Kreuzern, innerhalb von acht Jahren verwendet werden sollen. „Der Flottenwettstreit ist heute das Ergebnis unserer verfehlten Diplomatie. Diese Schuld unserer heutigen Verwaltung mag für die unmittelbare Zukunft nicht sehr bedeutend erscheinen, aber die Lage an sich ist sehr ernst. Wir galten in der Vergangenheit als ein Volk, das ein Gegner von großen stehenden Heeren und Flotten war und alle Versuche, ihr Ausmaß und ihre Kosten einzuschränken, begünstigte. Jetzt haben wir uns auf ein Programm der Flottenausdehnung eingelassen, während unsere Lage in der Welt so sicher ist wie noch nie und keinerlei Schwierigkeiten zu erwarten sind... Die Zeit ist gekommen, in der man die Frage auf eine ganz andere Weise auffaßt. Es liegt letzten Endes keine Notwendigkeit vor, mehr als Polizeitruppen auf den Meeren der heutigen zivilisierten Welt beizubehalten... Die friedlichen Handelswege, die in Kriegszeiten offen gehalten werden müssen, bilden heute den einzigen Grund, um eine Erhöhung des Flottenbestandes zu rechtfertigen. Man muß sich daher bemühen, ein Abkommen zwischen den Völkern zu treffen, um die Frage der Handelsschiffe in Kriegszeiten zu regeln... Bis jetzt ist nichts getan worden, um die Seeprobleme, die der Krieg offen ließ, zu lösen. Man muß die Begriffe der Blockade und der Konterbande definieren, um die Methoden einer schnellen Schlichtung der Frage zwischen einem neutralen und einer kriegführenden Volk zu regeln.. Wir haben seit dem Jahre 1918 nicht unternommen. Es ist Zeit, jetzt dami zu beginnen, aber es muß darauf hin gewiesen werden, daß die ganze Frag mehr oder minder mit dem Verhalte der Vereinigten Staaten zu Europ und dem Völkerbund verbunden is Solange die Vereinigten Staaten nich Klarheit über ihr Verhalten geschaffe haben, werden sich die schwierige Marineprobleme immer mehr häufen. Roosevelt kritisiert es scharf, daß di Vereinigten Staaten bis jetzt zwe negative Schritte unternommen haben Sie haben die Beteiligung am Völker bund und am Weltgerichtshof abge lehnt. Die Mehrheit der amerikani schen Wähler war zweifellos gege eine Beteiligung unter den gleiche Bedingungen, auf die sich ander Völker geeinigt haben und die keine lei Gefährdung ihrer nationalen Sou veränität brachten. Man beginnt je doch immer mehr einzusehen, wi wirksam die Arbeit des Völkerbunde auf vielen Gebieten war, die auc Amerika betreffen — die internatio nalen Gesundheitsverhältnisse, di Besserung der Arbeitsbedingunge die Vervollkommnung des Erziehungs wesens, die Klärung der internatio nalen Gesetze, die Unterstützung de Welthandels. Roosevelt tritt für di Zusammenarbeit mit dem Völkerbun ein, die heute schon in vielen Fälle inoffiziell unterstützt wurde, wie auc für den Beitritt zum Weltgerichtsho „Sekretär Kellogg ist in diesem Auge blick im Hinblick auf die Wahlen i Begriff, einen Vorschlag zu verwirk lichen, der unserem Volke das Selbs gefühl seiner Rechtschaffenheit durc Ablehnung jedes Krieges geben sol Worte ohne Taten genügen jedoc nicht." Ein Licht in dieser Übersich der offiziellen amerikanischen Politi war die Intervention der drei Amer kaner, die den Dawes-Plan ausge arbeitet haben. Aber Roosevel schreibt, daß die Regierung vor ihre Abreise nach Paris betonte, daß e sich hier um ein vollkommen private

Unternehmen handle. „Als sie jedoch Erfolg hatten, haben viele Politiker mit Einschluß von Präsident Coolidge und Sekretär Hughes sich voll Stolz gebrüstet und ihre Verdienste für sich in Anspruch genommen." In der Frage der Schuldenregelung meint Roosevelt, daß es sich nicht nur darum handelt, daß man auf die Rückzahlung der zehn Milliarden dringt, für die man nach Ablauf der Jahre mit Zinsen 22 Milliarden bekommen wird, sondern darum, daß man neben dieser Forderung eine hohe Schutzzollpolitik beibehält, die es den Schuldnern doppelt erschwert, sich ihrer Verpflichtungen zu entledigen. Die offizielle Politik der Vereinigten Staaten auf dem amerikanischen Kontinent hat sie um die meisten Freunde gebracht. Die Vereinigten Staaten haben die Popularität in Kanada verloren; die Beziehungen zu Mexiko haben sich zwar dank der Bemühungen von Morrow und Col. Lindbergh im Verhältnis zum vorigen Jahr gebessert, aber in den sechszehn Republiken in Mittel- und Südamerika hat die offizielle Politik dazu geführt, daß das alte, eingewurzelte Mißtrauen zu Haß und Furcht wurde. Diese feindselige Einstellung trat in der letzten amerikanischen Konferenz in Havanna deutlich zutage. Das Fazit der amerikanischen Politik auf dem europäischen wie auf dem amerikanischen Kontinent ist gleich negativ. „Heute arbeitet unser Staatssekretär an einer von allen Seiten verherrlichten Erklärung der Kriegsächtung. Er hat die Bryanschen Verträge wieder entdeckt. Diese Versuche können kein Unheil anrichten. Wenn es ihm jedoch nicht gelingt, etwas konkret Gutes zu tun, mag er manch ernstes Streben durch fiktive Ergebnisse enttäuschen. Man muß sich dessen bewußt werden, daß sich der Krieg nicht allein durch Resolutionen aus der Welt schaffen läßt. Dies ist seit zweitausend Jahren mißlungen. Seit Anbeginn der Geschichte haben die Völker Verträge ewigen Friedens und ewiger Freundschaft geschlossen, aber immer wieder sind feierlich Vereinbarungen unterzeichnet worden, um an Mißverständnissen oder Machtsehnsucht zu scheitern. Die Ursache des früheren Versagens liegt im Fehlen eines entsprechenden Mechanismus zur Ausschaltung der Konfliktsgründe, bevor sie sich zu ernster Drohung auswuchsen. Ein praktischer Mechanismus muß entworfen und in Betrieb gesetzt werden. Der Plan von Sekretär Kellogg, selbst wenn er von den führenden Völkern angenommen werden sollte, versagt in zwei Punkten: er führt in Amerika zu dem falschen Glauben, daß wir einen großen Schritt vorwärts unternommen haben; er trägt nicht im geringsten zur Schlichtung der internationalen Streitfragen bei. Wir müssen eine Politik haben, die sich von der der letzten neun Jahre unterscheidet. . . In diesen Jahren sind wir stillgestanden und haben uns eine größere oder geringere Abneigung der anderen zivilisierten Völker eingetragen. Selbst das Fehlen eines guten Willens muß auf lange Sicht unseren Handel ruinieren, wie aus den letzten konkreten Beispielen in Argentinien ersichtlich ist. Weder vom Argument des finanziellen Gewinns noch von den gesunden Überlegungen der goldenen Regel aus kann man unserer Politik oder besser gesagt unserem Mangel an Politik zustimmen. Die Zeit ist reif, um ein neues Kapitel zu beginnen."

Die neue französische Kammer.

Die „Revue des deux mondes" enthält einen Artikel unter dem Titel „Das Geheimnis der neuen Kammer", der für Deutschland, wo man das Ergebnis der französischen Wahlen als einen Ruck nach rechts auffaßte, sehr aufschlußreich ist. Der anonyme Autor dieses Artikels beklagt sich bitter darüber, daß diese Kammer anscheinend ein anderes Gesicht trägt als es die französischen Nationalisten hofften. Er weist auf die Bedeutung der kommenden Jahre, in denen das Parlament über Probleme der Innen- und Außenpolitik zu entscheiden

haben wird, hin, von denen die Zukunft des Landes abhängt, wie die Währungsreform, die elsässische Frage, der Kampf gegen den Kommunismus, der Aufbau des Staates, das Verhältnis zu Deutschland. Trotzdem man nach den Wahlen hoffte, daß Poincaré und die Gruppe, auf die er sich stützte, das heißt die Gemäßigten, den Sieg davontragen würden, ist es durch geschickte Propaganda gelungen, zwischen den Revolutionären und den Gemäßigten eine gewaltige dritte Partei aufzubauen. Man hat die neuen Deputierten umworben und auch die alten umzustimmen versucht. „Man hat ihnen die Vorteile der Linkseinstellung vorgespiegelt. In unserem Lande, das den Ruf geistiger Freiheit besitzt, behalten die altmodischesten Vorurteile und die leersten Worte ein ungeheures Prestige. Links sein bedeutet eine Auszeichnung; links sein heißt von den Präfekten und der Verwaltung bevorzugt werden, heißt ein Versprechen auf Regierungsgunst, eine Anweisung auf den Posten eines Staatssekretärs oder Ministers zu bekommen." Trotzdem die neu gewählte Kammer so zuverlässig zu sein schien, hat sie zum Leidwesen der „Revue des deux mondes" eine bedenkliche Ähnlichkeit mit der Mehrheit vom 11. Mai gezeigt. „Diese Majorität eines wiedererwachenden Kartells hat kein Programm. Sie ist nur lebensfähig, wenn sie den Sozialisten gehorcht. Sie hat die Revolutionäre so verblüfft, daß sie sich fragen, ob sie nicht aus ihrer Isolierung heraustreten sollen. Sie haben gewisse Beschlüsse gefaßt in dem Glauben, daß sie keinerlei Wirkungssphäre in der neuen Kammer haben werden. Sie waren entschlossen, in der Opposition zu bleiben, rein sozialistische Maßnahmen vorzuschlagen und als eine Reserve zu erscheinen, die im Jahre 1932 triumphieren sollte. Aber mit einemmal kamen ihre Gegner, aus einem unvorhergesehenen Hang zur Kapitulation heraus, ihnen entgegen. Die Hälfte der radikalen Partei, die ihnen feindlich war, stimmte mit ihnen. In der radikalen Linken, die aus Deputierten, die mit gemäßigten Stimmen gegen die Sozialisten gewählt wurden, besteht, bekennt man sich zum kartellistischen Glauben... In drei Wochen hat die neue Kammer sowohl die nationale Union und, was noch schlimmer ist, die nationale Politik gefährdet. Die Formel der nationalen Union ist einer Revision unterworfen worden. Der anonyme Autor des Artikels fragt sich, wo sich eigentlich die Mehrheit dieser Kammer befindet und welche Regierungskombinationen möglich sind. In Wirklichkeit gibt es in der Kammer nur zwei klar umrissene Parteien, die eine der Anhänger des Sozialismus, unter denen die revolutionären Sozialisten den Kern bilden und die über mehr als 180 Sitze verfügt; von der anderen Seite die gemäßigte Partei, die eine nationale Politik verfolgt und ebenfalls über 180 Stimmen verfügt. Zwischen den beiden gibt es 200 Deputierte mit schwankenden Meinungen, und je nach der Evolution, den Launen oder dem Ehrgeiz der zwischen ihnen liegenden Gruppen sind zwei Mehrheiten möglich, eine, die von den Sozialisten, die andere, die von den Gemäßigten beherrscht würde. Poincaré wird um eine persönliche Intervention ersucht und beschworen, dieser schwankenden Kammer eine bestimmte Zielrichtung aufzuzwingen, seine aufgestörten Anhänger zu beruhigen, sich auf seine wirklichen Freunde zu verlassen. Es fragt sich nur, ob Poincaré imstande sein wird, diese nationale Mehrheit, die in der ersten Woche des Juni zersplittert wurde, von neuem aufzubauen. „Der Plan, den das neue Kartell heute verfolgt, ist sehr einfach. Poincaré wurde gedrängt, so schnell wie möglich zur Stabilisierung zu schreiten. Diese Eile geht nicht nur auf Beweggründe finanzieller oder technischer Art zurück. Sie wurde durch politische Hintergedanken diktiert. Für die Drahtzieher des radikalsozialistischen Spieles ist die Stabilisierung eine Transaktion, die in erster Linie den Vorteil hat, uns von dem

Finanzproblem zu befreien. Sie soll die Regierung und die Kammer der obligatorischen Weisheit entbinden, die ihnen die Frankenkrise aufgezwungen hat. Das Schatzamt verfügt jetzt über Geld. Alles ist in Ordnung. Es bleibt nichts anderes, als die Irrtümer von neuem zu beginnen, nach einem berühmten Wort, das im Jahre 1924 Herriot gesprochen hat: es ist jetzt Zeit zu der Politik zurückzukehren, wie man sie im Jahre 1914 verfolgte. Man will nicht mehr vom Kriege sprechen, auch nicht von den verwüsteten Gebieten, den verwüsteten Finanzen und den Kursschwankungen. Die Politiker können es nicht mehr erwarten. Die Stabilisierung ist für sie das Locarno des Franken. Platz dem Parlamentarismus!"

Antonina Vallentin.

Bücher-Rundschau.

Eduard Benesch, Der Aufstand der Nationen. Der Weltkrieg und die Tschechoslowakische Revolution. Übersetzt von Camill Hoffmann. Berlin 1928, Bruno Cassirer Verlag (755 S.).

Der Haupttitel der deutschen Ausgabe erweckt die Vorstellung einer geschichtlichen Darstellung der Befreiungskämpfe unterdrückter Völker von dem mißglückten Aufstand der Gallier gegen Julius Cäsar bis zu dem erfolgreichen Aufstand der Holländer gegen Spanien. Der Verfasser stellt jedoch nur die Erhebung *seines* unterdrückten Volkes der Tschechoslowaken dar. Aber er tut das in einer Weise, die Friedrich Hebbels Anforderung an die Kunst erfüllt, nämlich am singulären Fall die ewige Idee sinnlich zu gestalten. Bekannt ist das Wort eines Meisters der Staatskunst, Bismarcks, daß die Politik die Kunst des Möglichen sei. Hier liegt ein Beispiel vor, wie ein Schüler dieser Kunst an seinem Werke zum Meister heranwächst. Beneschs Buch ist ein Bericht dieses lebendigen Werkes: der Wiedergeburt der unabhängigen tschechoslowakischen Volksgemeinschaft. Wenn Kunst, also auch Menschenkunst, das *Schöpferische* voraussetzt und dieses nicht denkbar ist ohne einen wechselseitigen Befruchtungsvorgang, bei dem es keine Grade der Qualität gibt, so ist auch das hier gegeben. Benesch weiß, daß das lebendige Werk geschichtlicher Neugestaltung in gemeinsamer Arbeit des Kreises um Masaryk gezeugt ist. Wenigstens in diesem Kreis tritt nicht *die* Eigenschaft hervor, die er in den aufgezählten Eigenschaften der Selbstkritik seines Volkes „etwas ungesunde Eifersucht" nennt (S. 554).

Obgleich er als Student in Frankreich 1905 von extrem revolutionären Strömungen sich berauscht fühlte, ist er später kein Intransigenter. In diesem *nach* dem Kriege geschriebenen Buch bekennt er (S. 340), daß er es niemals für richtig gehalten hätte, einen Weltkrieg zu wünschen, um die nationalen Ziele der Tschechen zu verwirklichen. Er wird sich dadurch bei „tschechischen Nationalisten", von denen er ausdrücklich (S. 712) spricht, nicht beliebt machen. Noch am 26. Juli 1914 ist er der Meinung, daß die Wiener leitenden Kreise einen Weg zur Vermeidung des Krieges finden werden, „in ihrem eigenen Interesse". Als aber der Krieg doch begann, setzt er sich als Glied des Masarykkreises für die Befreiung seines seit 1620 sozusagen für Europa verschollenen Volkes ein. Nun aber ist er für keinen Frieden zu haben, ehe nicht das Ziel der vollen Unabhängigkeit des neuen Tschechengemeinwesens erkämpft ist. Er weiß, daß das den „Dolchstoß in das Herz der Habsburgischen Monarchie" bedeutet (S. 509). Für loyale Deutsche wird das erschreckend klingen, aber wieviel schlechtes Gewissen müßte es bei ihnen wecken, angesichts der Hoffnungen von 1918 und der Erfüllung seit zehn Jahren, wenn sie einen Satz vernehmen wie den, daß in „der Politik in den letzten Schlußfolgerungen stets nur Schwächlinge,

Egoisten, Eitle, Berechnende und Hasardeure unterliegen, keineswegs die starken Menschen, die Menschen der Prinzipien und des Ideals" (S. 342). Dagegen wird es deutschen Gemütern sympathisch sein, daß er Philosophie und wissenschaftliche Methode systematisch auf die politischen Probleme anwendet. Im letzten Abschnitt seines Werkes gibt er einen Abriß seiner Geschichtsphilosophie. Er behauptet, daß sie sein Rüstzeug schon vor und im Kriege war. Mit diesem geistigen Rüstzeug beginnt er schon 1914 seine hochverräterische Verschwörertätigkeit. Gleich Masaryk muß er fliehen. Am 3. September 1915 betritt er Schweizer Boden. In Paris beginnt er die Propagandaarbeit von einem Studentenzimmerchen im fünften Stock aus mit 120 Fr. Monatsetat. Da er keine offiziellen Beziehungen hat, hütet er sich, zur Unzeit in diese Kreise einzudringen. Sein Weg geht über die Kreise der Professoren, der Französischen Liga für Menschenrechte und der Sozialisten. Am 14. November 1915 veröffentlicht der „Tschechoslowakische Ausländische Ausschuß" sein erstes Manifest. Gleichzeitig beginnt die Zusammenarbeit mit Stefanik, einem evangelischen Slowaken, hervorragenden Astronomen in Paris, dann Fliegerleutnant und zuletzt Organisator der tschechischen Legionen, die aus Überläufern und amerikanischen Tschechoslowaken allmählich zu Armeen in Frankreich, Rußland, Italien heranwachsen. Ihre finanzielle Basis liegt in Amerika durch Masaryk.

Fast auf jeder Seite dieses Teils der Darstellung hebt Benesch hervor, daß man die Tschechoslowaken als Volk in Westeuropa und Amerika kaum kannte, daß die Entente nichts geschenkt hat, daß andererseits sein Volk sich nicht alles allein verdankt. Immer wieder werden die Propaganda und die Legionen als die beiden Werkzeuge dieser Revolution geschildert.

So wird aus dem „Ausländischen Ausschuß" im Februar 1916 der „Tschechoslowakische Nationalrat" und nach ihn (Benesch) menschlich aufs tiefste erschütternden Dingen — z. B. Frühjahr 1918 dem Tode von sieben Tschechen in der französischen Fremdenlegion — zuletzt die Provisorische Regierung, die am 14. Oktober 1918 in Paris einen Präsidenten, Minister und Gesandte aufstellt. Die Tschechoslowakei wird am 31. Oktober 1918 *als einziger von den neuen Staaten* zu den Waffenstillstandsverhandlungen zugelassen, nicht die Polen, nicht die Rumänen, nicht die österreichisch-ungarischen Südslawen! *Allein* das Volk aus der Herrschaft Österreichs, das am 8. November 1620 in der Schlacht am Weißen Berge seine staatliche Existenz verlor, konnte drei Jahrhunderte später seine Wiedergeburt so stark erleben, daß es *gleichberechtigt* neben die Ententestaaten trat. Dies war nur möglich gewesen dank der Folgerichtigkeit und der politischen Unbeugsamkeit des Masaryk-Kreises, dessen Losung von Anfang an hieß: die *Vernichtung*, nicht bloß die Besiegung der Habsburger Herrschaft.

Was sagen die Gegner? Denn ein Wort oder ein Werk muß von allem auch vor einem achtbaren Gegner bestehen können. Sehen wir ganz ab von dem Urteil der sozusagen politischen Konkurrenten, den Deutschen des Habsburgerkurses und den Ungarn. Ihre „Philosophie" der physischen Gewalt kann sich nur als tödlicher Haß gegen die Schöpfung des Masaryk-Kreises äußern.

Zunächst eine eigene Kritik.

Benesch wird nicht müde zu erklären, daß der Masaryk-Kreis von Anfang an zielbewußt auf die volle Souveränität seines Volkes zusteuerte, und zwar mit dem klaren Bewußtsein dessen, daß das die Vernichtung der Habsburger Herrschaft bedeutet. Er sieht im Weltkriege im ganzen die Auseinandersetzung zwischen Humanität und Demokratie einerseits und Barbarei und Feudalismus andererseits. Er ist sich auch bewußt, daß das zaristische Rußland im Kreise der Alliierten absolut nicht in diese

Formel hineinpaßt. Trotzdem will er den stammverwandten Polen, deren Schicksal noch leidensvoller als das der Tschechen war — da sie unter drei Gewaltherrschaften standen — nur eine Autonomie im Rahmen des politischen Machtsystems Rußlands zugestehen, also keine volle Souveränität. Benesch ist sich des Zwiespalts bewußt, aber er läßt ihn offen, ohne ihn zu lösen.

Aber es gibt auch scharfe Gegner Beneschs, die ebenso wie er wirkliche Demokraten, Sozialisten und Pazifisten sind. Einer von ihnen, ein sehr geschätzter Deutschböhme, Freund Frankreichs gleich Benesch, aber von diesem wegen Hochverrats verfolgt, wird unwirsch, wenn er von ihm spricht. Er löst Beneschs Charakter nach der Formel des „verschlagenen, nationalistischen und gewandten Slawen, Feind der Deutschen" auf. Aber ich weiß nicht, ob der „verschlagene Slawe" nicht besser die Interessen des freiheitlichen Deutschtums wahrnahm, als er gegen den *Widerspruch der deutschen Sozialdemokratie Böhmens 1920* die tschechoslowakische Armee gegen des unglücklichen Karl von Habsburg Restaurationsversuch in Ungarn mobilisieren ließ. Als freiheitlicher Reichsdeutscher kann man nur seufzend sagen, daß uns so ein „verschlagener" Mensch gefehlt hat — es hätte meinethalben ein Eskimo sein können — der die Horthybanden Deutschlands, die hier Claß und Ehrhardt heißen, davon abgehalten hat, nacheinander Liebknecht, Eisner, Haase, Erzberger, Rathenau und unzählige Namenlose, aber ebenso Wertvolle zu ermorden. Wir in Deutschland werden um eine letzte Auseinandersetzung mit diesen politischen Tollhaus-Kandidaten nicht herumkommen, solange diese noch in Rudeln in Deutschland herumlaufen und nur auf einen kritischen Augenblick der internationalen Lage warten, um mit bisher nie versagender Geschicklichkeit einen „nationalen" Köder für ganz andere Zwecke auszuwerfen. Für eine solche Stunde kann sich ein „anderes Deutschland" als das der offenen und der heimlichen Monarchisten und Reaktionäre nur beglückwünschen, wenn es dann in Europa solche Freunde findet, wie sie der Masaryk-Kreis fand.

In seinen „paar Schlußworten" sagt Benesch: „Es wäre unrecht zu verlangen, daß unsere kleine Nation durch irgendwelche Experimente den anderen den Wege zeige." Diese Bescheidenheit könnte beinahe wie Koketterie anmuten. Denn warum sollen die balkanisierten Völker der vier besiegten Autokratien des Weltkrieges — Deutschland, Rußland, Österreich-Ungarn und die Türkei — nicht lernen von dem Volk des Johann Hus, des Comenius, des Smetana (mit dessen Name Benesch schließt) und last not least des braven Soldaten Schweijk, der begonnen hat, den Weltmilitarismus durch Lächerlichkeit mehr zu töten, als es der Völkerbund bisher durch wirkungslose Beschlüsse tat? Warum sollen die Kranken nicht von dem wiedergeborenen Volk lernen, das Benesch zuletzt als ein „Volk der Bauern und Arbeiter" vorstellt? Hätte der Hochmut nicht die großmächtigen Europäer gehindert, von der kleinen Schweiz zu lernen, so wäre die Weltkatastrophe von Mord, Wahnsinn und Hunger nicht nötig gewesen, um „unterdrückte Nationen" in den „Aufstand" zu treiben. Und trotz meines geschätzten deutschböhmischen Freundes, der in Benesch nur den verschlagenen Slawen sieht, bin ich davon überzeugt, daß der Masaryk-Kreis sich ehrlich an die weitere Aufgabe setzt, mit den Deutschen, Ungarn, Ruthenen des neuen Staatswesens in eine Lebensgemeinschaft zu treten, die alle vorhandenen Konflikte nach den Grundsätzen lösen will, die Masaryk proklamiert hat und die die Schweiz und die skandinavischen Völker seit einem Jahrhundert sichtbar vor den Augen Europas betätigt haben.

Wie urteilt er über die Deutschen? 1908 in Berlin glaubt er „ihren unpolitischen Charakter" zu erkennen, den

„mangelnden revolutionären Geist im deutschen Sozialismus." Er will „niemals" das gegen Deutsche empfunden haben, was man das „Gefühl des Hasses gegen eine Nation" nennen könnte. Nach seiner Meinung hat Bismarcks Deutschland durch seinen wirtschaftlichen Wohlstand allen Idealismus ertrinken lassen. Deutschlands nationale Expansion wäre zu rechtfertigen gewesen, wenn die internationalen Friedensgrenzen geachtet und international unschädliche Mittel angewendet worden wären. Gegenüber dem Bismarckschen Vorkriegsdeutschland spricht er mit Freude von dem Deutschtum Herders, Lessings, Goethes, Schillers, Beethovens, Mozarts und der Humboldts.

Sein Urteil über Deutschlands zukünftige Entwicklung führt aus diesen Ätherhöhen geschichtsphilosophischer Liebenswürdigkeiten in die nüchternste Gegenwart und vielleicht nächste Zukunft. Es mag hier zum Schluß wörtlich folgen, weil es die mannigfachsten weltpolitischen Perspektiven eröffnet. Es lautet (S. 702):

„Es gab zweierlei Deutschland vor dem Kriege, wie es zweierlei Deutschland heute gibt. Sie rangen miteinander damals wie heute. Vor dem Kriege siegte das Deutschland der Kraft und Macht. Wird heute das Deutschland der Klassiker und Humanisten siegen? Man kann daran glauben und muß es hoffen — wenn man politisch auch auf das Gegenteil vorbereitet sein muß — denn eine Nation, die der Menschheit im 18. und 19. Jahrhundert in Wissenschaft, Literatur und Philosophie so viele hervorragende Köpfe und eine Musik gegeben hat, wie es die deutsche ist, ist eine große Nation."

Dr. Otto Lehmann-Rußbüldt.

Herausgeber: Prof. Dr. *Ludwig Stein,*
Berlin W 10, Lützow-Ufer 5a. Fernspr. Kurfürst 6308.

Verantwortlicher Redakteur: Frau *Antonina Vallentin,*
Berlin W 62, Landgrafenstr. 11. Fernspr. Kurfürst 6350.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: *Paul Wolff,* Berlin W 8, Mauerstraße 44.
Gedruckt bei *Julius Sittenfeld,* Berlin W 8.

Aus dem Inhalt der bisherigen Nummern:

Aus dem Juniheft 1928:

H. G. Wells. Die Verständnislosigkeit unseres Bankwesens

„Pertinax" (André Géraud). Die Wurzeln des deutsch-französischen Problems.

Dr. August Müller. Wandlungen britischer Wirtschaftsgesinnung.

Georges Cahen-Salvador. Der französische Wirtschaftsrat.

Arthur Ponsonby. Hat England eine Demokratie?

Dr. jur. h. c. Graf Manfredi Gravina. Kriegsschuld, -wille und -verantwortung.

B. Szilasi. Betriebsstoff-Fragen.

Franz Carl Endres. Gaskrieg.

Karl Spiecker. Die deutschen Wahlen.

J. G. Harbord. Rundfunk und Regierung.

Dr. Fernando Ganzina. Wem gehört das Souveränitätsrecht über die Mandatsgebiete?

Dr. Peter Supf. Paris als Flugstadt.

Aus dem Juliheft 1928:

Dr. Edvard Benesch. Der Kellogg-Pakt und der Frieden Europas.

Dr. Dr. Freiherr von Reibnitz. Jakubowski und der Einheitsstaat.

Prof. Dr. Ernesto Quesada. Lateinamerikanische Probleme der Gegenwart.

Albert von Baligand. Um die deutsch-französische Verständigung.

Jules Sauerwein. Das Wesen des Journalismus.

Robert Dell. Der Kellogg-Pakt als Prüfstein.

Dr. Th. Lewald. Die Olympischen Spiele.

Georges Bonnet. Die Stabilisierung des Franken.

Marquis von Tavistock. Britische Gesellschaft und soziale Unzufriedenheit.

Dr. Friedrich Stuhlmann. Völkerbündnisse und Völkerbund.

Lady Grace Drummond Hay. Die Frau in Ägypten

Prof. Dr. Ernst Schultze. Die Angleichung der Bevölkerungsdichten durch internationale Wanderungen.

Wo stehen wir?

Betrachtungen zur Entwaffnungsfrage.

Von Generaloberst *von Seeckt.*

Dem Winter unseres Mißvergnügens ist in der Entwaffnungsfrage kein glorreicher Sommer gefolgt. Es liegt daher die Frage nahe: Wo stehen wir? Eine Frage, die angesichts der bevorstehenden Völkerbundsversammlung dieses Jahres, auf der doch wohl in einer oder der anderen Form von Entwaffnung die Rede sein wird, doppelt berechtigt erscheint.

Daß bisher außer der leicht zu erreichenden zwangsweisen Entwaffnung der im Weltkrieg besiegten Staaten kein wirklich praktischer Schritt zur allgemeinen Entwaffnung, daß aber mancher Schritt zur Verstärkung der Bewaffnung getan ist, braucht nicht wunderzunehmen. Die allgemeine Unsicherheit der Lage, die Gegensätze der Interessen sind noch zu groß, um einen freiwilligen Verzicht auf politische Machtmittel verlockend oder auch nur zulässig erscheinen zu lassen. Die technischen Schwierigkeiten einer allgemeinen gerechten, d. h. den Interessen des Einzelstaates und der Gesamtheit in gleichem Maße entsprechenden Entwaffnung sind sehr groß; sie wären aber, wie alle technischen Schwierigkeiten, zu überwinden, wenn die ideellen oder besser gesagt, rein politischen Voraussetzungen vorlägen, ohne damit Ideen und Politik als gleichbedeutend hinstellen zu wollen. Die vorbereitende Abrüstungskommission hat nach der technischen Seite hin eine enorme Arbeit geleistet; leider wird man nicht sagen können, daß sie ebenso fruchtbar wie enorm ist. Sie hat die interessantesten und schwerwiegendsten Probleme militärischer Organisation aufgerollt und keines gelöst. Zu solcher Lösung war die Kommission auch gar nicht befähigt, eigentlich auch nicht berufen; ihr fehlte dazu die Autorität. Nur das Verdienst kann sie sich zusprechen, aufgezeigt zu haben, wie groß die technischen Schwierigkeiten sind. Ob damit allein dem Fortschritt der Entwaffnung gedient ist, ob durch dieses Verfahren nicht im Gegenteil einer Verständigung unbeabsichtigte, aber doch vielleicht manchem willkommene Steine in den Weg gelegt sind, erscheint zweifelhaft. Den Mitgliedern der vorbereitenden Kommission, am wenigsten ihren technischen Beratern, darf aus diesem Ausbleiben praktischer Ergebnisse kein Vorwurf gemacht werden; es liegt aber die Frage nahe, ob die bisher angewandte Methode die richtige war. So-

lange nicht klare Richtlinien vorlagen, die aus der ebenso klaren Erkenntnis von dem politisch möglichen und allen gemeinsamen Zie entsprangen, solange konnte von technischen Beratungen, bei dener die Teilnehmer von ganz verschiedenen Voraussetzungen, ganz gegensätzlichen Wünschen ausgingen und ganz verschiedene Ziele verfolgten, kein praktisch wertvolles Ergebnis erwartet werden. Die vorbereitende Kommission konnte Material sammeln, nichts weiter. Man wird zugeben, daß der immer wieder betonte, allgemein gehaltene Wunsch nach réduction et limitation des armements keine allzu strenge Richtlinie ist.

Die Frage liegt nahe, ob es nicht richtiger gewesen wäre und vielleicht noch heute richtiger ist, erst sich über das zu erreichende Ziel zu verständigen, ehe man an die Ausführung der technischen Einzelheiten geht. So sollte die Frage: Wozu sind Rüstungen notwendig? erst beantwortet werden, ehe die zweite Frage gestellt wird: Wie stark sollen sie sein? Die Entwaffnungsfrage hängt mit den allgemeinen Friedensbestrebungen eng zusammen und kann nicht allein für sich gelöst werden. Das hat die Ergebnislosigkeit der bisherigen Entwaffnungsverhandlungen klar bewiesen. Im nachstehenden sei daher versucht, die Bewaffnung mit den laufenden Bestrebungen zur Friedenssicherung in einen gedanklichen Zusammenhang zu bringen, aus denen sich praktische Folgerungen ergeben könnten.

Ein Anzeichen für die Erkenntnis des Zusammenhangs zwischen Entwaffnung und Friedenssicherung war die Einsetzung des Comité d'Arbitrage et de Securité; nur erscheint es nicht logisch, aber für die bisherige Arbeitsmethode bezeichnend, daß dieses Komitee in Abhängigkeit von der Commission Préparatoire gebracht wurde, gewissermaßen einen Unterausschuß für sie bilden sollte, der ihr Material für ihre Arbeiten zu liefern hatte, während umgekehrt das Komitee erst eine der Voraussetzungen für die Entwaffnung zu schaffen hatte. Die Ergebnisse der Arbeit des Komitees, die sich naturgemäß auf Anregungen und Vorschläge beschränken mußten, von denen es mehr als ungewiß ist, ob sie die Zustimmung der Regierungen im und außerhalb des Völkerbundes finden werden, haben auf die Entwaffnungsfrage einen unmittelbaren Einfluß nicht gehabt und konnten ihn auch nicht haben; denn nicht die Vorschläge und Vertragsentwürfe, die das Komitee der Kommission und über sie dem Völkerbund unterbreitete, konnten Unterlagen für Abmessungen von Art und Stärke der Rüstungen, also für die praktische Arbeit der Kommission, abgeben. Sie konnte in ihrer 5. Session auch kaum mehr tun, als mit einigen kühlen Worten von dem Stand der Arbeiten des Komitees Kenntnis nehmen und zusagen, den Bericht an alle Staaten weiterzuleiten, nicht ohne daß im Schoß der Versammlung einige sehr verschiedene Bewertungen der für die Friedenssicherung geleisteten Arbeit des Komitees laut wurden. Ein praktischer Wert der Beschlüsse für die En

waffnung *kann* sich ergeben, *wenn* alle oder die wichtigsten Staaten sie sich zu eigen gemacht haben und bereit sind, nach ihnen zu handeln. Dann *kann* in den Vorbeugungsmaßnahmen eine Erschwerung des Kriegsentschlusses und damit eine Erhöhung der allgemeinen Sicherheit gefunden werden, die zur Herabsetzung der Rüstung führen *kann*. Von Interesse ist bei der kurzen Behandlung, die der vom Komitee eingereichte Bericht in der Kommission fand, die Auffassung des russischen Vertreters, der in den Vorschlägen ein stärkere Bedrohung des Friedens und eine Fortsetzung der militärischen Allianzpolitik sieht, eine Ansicht, welche der unerbittlichen Logik des russischen radikalen Abrüstungsgedankens durchaus entspricht. Daß die Vorschläge neben Sicherungen des Friedens auch neue Kriegsmöglichkeiten in dem Begriff „assistance mutuelle", also des modernen Interventions- oder Sanktionskrieges, enthalten, ist nicht zu leugnen. Jedenfalls setzen die Vorschläge des Komitees das Vorhandensein von verwendungsbereiten Heeren voraus, denen sie, wenn sie ihre Stärke durch Friedensbindungen auf der einen Seite zu beschränken hoffen, auf der anderen Seite neue Aufgaben auf Grund internationaler Verpflichtungen zuweisen.

In diesem Zusammenhang muß eine militärische Betrachtung angestellt werden. Unter dem Eindruck des Weltkrieges neigen wir dazu, Kriege als Mittel zur Austragung großer nationaler Gegensätze, also als Volkskriege anzusehen; solche haben auch die Wehrverfassungen der meisten europäischen Staaten, soweit ihre Souveränität auf diesem Gebiet nicht beschnitten ist, im Auge, während der durch die neue Sicherungspolitik und ihre Abmachungen eingeschlagene Weg uns direkt wieder in das Gebiet der Kabinettskriege zurückführt. Wir werden uns bei Durchdenkung und Durchführung dieser Politik auf ganz andere Heere und auch auf eine andere Art der Kriegführung einstellen müssen. Die Begeisterung, mit der Deutschland und Frankreich 1914 in den Krieg zogen, werden beide Völker nicht aufbringen, um einem Paragraphen des Völkerbundsstatuts Geltung zu verschaffen, und selbst die beste Propaganda wird nicht ausreichen, für politische Polizeidienste freudige Selbstaufopferung zu erzielen. Mag sein, daß man als Vollstrecker des Völkerbundswillens in erster Linie an Flugzeuge denkt und unter „assistance mutuelle" das Intrümmerlegen der Städte und die Vergiftung ihrer Einwohner versteht. Zweckdienlicher als Volksheere werden für diese Politik wohl Berufsheere sein, wie sie einem neuen Zeitalter der Kabinettskriege entsprechen; doch auch bei solchen dürfte es sich für die politische Leitung empfehlen, sich auf ihren Wegen nicht allzu weit vom nationalen Denken und dem Empfinden ihrer Armee zu entfernen. Unpopuläre Kriege sind heute schwer zu führen.

Die Commission Préparatoire gelangte in ihrer 5. Session im März dieses Jahres, nachdem sie von dem Bericht ihres Komitees Kenntnis

genommen und den Stand ihrer eigenen Arbeiten allgemein besproche hatte, zu dem Beschluß, in eine zweite Lesung ihrer bisherigen Arbe nicht einzutreten, sondern sie auf die nächste Session, deren Zeitpunl nicht festgelegt wurde, zu verschieben. Dies Schicksal teilte ei deutscher Vorschlag auf größere Öffentlichkeit des allgemeine Rüstungsstandes. Daß die Mehrheit der Kommission sich scheute, i die zweite Lesung einzutreten, war begreiflich. Die erste hatte trot der in Einzelheiten geleisteten Arbeit in allen Hauptfragen zu keine Einigung geführt, und es war schwer abzusehen, wie solche bei eine zweiten Lesung erreicht werden sollte. Das Gefühl, daß vor weitere praktischer Arbeit erst neue politische Grundlagen geschaffen werde mußten, war vorherrschend. Die Session wäre demnach für die En waffnungsfrage völlig wertlos gewesen, wenn nicht der radikale russisch Entwaffnungsvorschlag zu nicht zu vermeidender Debatte gestande hätte. Konnte das Ergebnis dieser Debatte auch praktisch nur ei negatives sein, so war doch der Vorschlag und seine Behandlung ei Vorgang von welthistorischem Interesse. Das Schicksal des Vor schlages ist bekannt; er wurde als ungeeignet für die Behandlung durc die Kommission bezeichnet und abgewiesen, ein Eingehen auf eine zweiten russischen Eventualvertrag auf später verschoben. Man kan zu dem Inhalt der russischen Vorschläge sehr verschiedene Stellun einnehmen; aber man hat keinen Grund, ihn nicht vollkommen ern zu nehmen und muß gerechterweise seinen streng logischen Aufba und seine geschlossene Folgerichtigkeit anerkennen. Interessant wa nicht die Ablehnung, die der Vorschlag erfuhr, sondern die offen Feindschaft, der er begegnete, die sich bei dem englischen Vertrete zu weit über die Grenzen der Entwaffnung hinausgehendem Angri gegen die russische allgemeine politische Richtung, bei den Vertreter kleinerer Mächte zu fast unhöflichen Ausfällen steigerte. Hätte ma in dem russischen Vorschlag nur eine Utopie gesehen, so hätte ei höfliches Bedauern, daß die Welt für solche Ideale noch nicht reif se genügt; die Erbitterung aber, mit der dieser Vorschlag völliger En waffnung, der, durchführbar oder nicht, doch zweifellos einen Weg z einer praktischen und tatsächlichen Friedensgarantie aufwies, bekämp wurde, zeigt, wie fern der Mehrzahl der Staaten der Verzicht auf ihr staatlichen Machtmittel liegt. Es mag bei dieser Art der Abweisun noch manches hinzugekommen sein, so der Ärger, daß der russisch Vorschlag alle mit soviel Aufwand an Zeit, Mühe und Spitzfindigke geleistete Vorarbeit mit einer kurzen Bewegung beiseiteschob und ein ganz neue These aufstellte, mit der sich zu beschäftigen westeuro päischem Denken unbequem war; es fiel sogar das unfreundliche Wo von Sabotage, das, als den guten Willen zur Mitarbeit anzweifelnd, be solchen Verhandlungen zum mindesten ungebräuchlich ist. Von manche Seite ist der russische Vorschlag als eine Propaganda angesehen un bezeichnet worden. Vielleicht kommt man der Wahrheit am nächste

wenn man den Vorschlag vollkommener Entwaffnung als durchaus aufrichtig gemeint annimmt, weil Rußland glaubt, das Ziel seiner Politik, die Bolschewisierung der Welt, nicht durch Waffen, sondern durch Ausbreitung seiner Ideen zu erreichen. Sollten die Mächte, die sich dem russischen Vorschlag so feindlich entgegenstellten, etwa diesen Kampf auf geistigem Gebiet fürchten? Es ist kaum anzunehmen, daß Rußland mit der Annahme seiner Anträge gerechnet hat; die Gesamtlage zu klären lag eben durchaus im russischen Interesse. Das Ergebnis der Feststellung war jedenfalls, daß die Mehrheit der Mächte entschlossen ist, ihren Weg auf diesem Gebiet auch ohne Rußland weiterzugehen, und es kann nicht überraschen, daß man in Moskau den Schluß zieht: also auch gegen Rußland. Ob die 5. Session der Commission Préparatoire die Friedenssicherungen vermehrt und die Aussichten der Entwaffnung gefördert hat, erscheint zweifelhaft, sicher dagegen, daß das Entwaffnungsproblem nicht ohne Rußland zu lösen ist, freilich auch nicht auf dem russischen Wege.

Das zweite große Ereignis dieses Jahres auf dem Gebiet der Friedensbestrebungen war der amerikanische Vorschlag der Outlawry of War, der sogenannte Kellogg-Pakt. Seine Aufnahme seitens der europäischen Mächte war eine durchaus andere als die, welche der russische Entwaffnungsvorschlag gefunden hatte. Das lag nicht nur an der internationalen Stellung des Staates, von dem der Vorschlag ausging, und dem in der gleichen Form, mit der man Rußland behandelt hatte, zu begegnen doch nicht ratsam war, sondern mehr noch an dem Umstand, daß die Bestimmungen des amerikanischen Vorschlages keinerlei praktische Folgerung, keinen tatsächlichen Verzicht, ein Opfer verlangten, sondern sich durchaus auf ideellem Gebiet bewegten, ihre Wirksamkeit nicht in Tatbereitschaft umzusetzen zwangen, sondern sich an die internationale Gesinnung wandten. Das erleichterte die Zustimmung, die eigentlich zu einer internationalen Selbstverständlichkeit wurde. Deutschland beeilte sich, unumwunden Beifall zu rufen, wie es allen Bestrebungen zustimmt und zustimmen muß, die auch nur eine entfernte Aussicht auf Besserung seiner kläglichen machtpolitischen Lage bieten. Frankreich und England stimmten dem Wortlaut des Vorschlags bei, nachdem ihr „Wie ich ihn auffasse" gebührende Beachtung gefunden hatte. Der rein politische Wert des neuen Dokumentes soll hier nicht erörtert, sondern nur der Blick auf seine militärische Eigenart und seine etwaige Einwirkung auf die Entwaffnungsfrage gelenkt werden. In dem Vertrag wird auf den Krieg „als Werkzeug der nationalen Politik" verzichtet, aber das „Recht der Selbstverteidigung" in der gegebenen Auslegung ausdrücklich anerkannt. Es mag ganz selbstverständlich erscheinen, daß das Recht der Notwehr, wie es im Privatrecht anerkannt ist, auch im Verkehr der Völker untereinander Geltung hat. Dieses Recht auf Selbstverteidigung zu verwehren, erscheint moralisch und praktisch unmöglich, obwohl

der Versailler Vertrag und die ihm bei der Durchführung der Ent waffnung gegebene Auslegung Deutschland, wenn er ihm auch diese Recht nicht formell bestritt, doch an der Ausübung dieses Rechts mi allen Mitteln zu hindern strebte. Es ist vielleicht nicht ohne Wer festzustellen, daß der Kellogg-Pakt, den Deutschland unterschrieb, da Recht auf Selbstverteidigung anerkennt, also die Möglichkeit für si voraussetzt.

Der Vertrag wirft die Frage des „Angriffskrieges" erneut auf, wenn auch seine ausdrückliche Erwähnung im Vertragstext unterlassen ist Eine Lösung der Frage, eine Erläuterung des Begriffs bringt er nich und konnte er nicht bringen; er wäre, mit dieser Frage formell belastet auch wohl kaum zustande gekommen. Darüber, ob ein Krieg ein Angriffs- oder ein Verteidigungskrieg ist, entscheiden nicht völker rechtliche Untersuchungen vor, während oder nach dem Kriege, sondern der Ausgang. Die Verteidigung der Interessen eines Staates is doch wohl auch eine nationale Politik, es brauchen nicht immer di Grenzen zu sein, die bedroht sind, und Frankreichs von Amerika an genommener Vorbehalt zum Vertrag stellt ausdrücklich fest, daß jede Volk allein zu entscheiden hat, ob die Umstände es nötigen, zu seine eigenen Verteidigung zum Kriege zu schreiten. Nimmt man noch hinzu daß der Vertrag die sich aus den Völkerbundssatzungen und den be stehenden Sicherungs- und Bündnisverträgen ergebenden Rechte un Pflichten unberührt läßt, so ist scheinbar für den Augenblick und für den Stand der Dinge in Europa nichts geändert. Das Gewicht der im Vertra eingegangenen moralischen Bindung braucht nicht verkannt zu werden wenn man sich fragt, ob in der Zukunft sich diese Moral als stärke erweisen wird als das nationale Interesse, mag man es als Selbst verteidigung bezeichnen oder internationale Verpflichtung als Kriegs grund vorschieben. Auf die Beantwortung dieser Frage kommt es aber an, wenn der Vertrag praktische Folgen für die Entwaffnung habe soll. Der Vertrag selbst geht auf die Entwaffnung nicht ein; aber scho werden — und bezeichnenderweise von zwei Gegenpolen, Rußland un England, aus — Stimmen laut, welche die Ergänzung des Vertrages au diesem Gebiet fordern, freilich aus sehr verschiedenen Beweggründen Tatsächlich müßte der Vertrag, wenn man ihm eine Wirkung als frieden sichernd zuschreiben will, einen starken Anstoß zur Herabsetzung de Rüstungen geben, sonst könnte es den Anschein gewinnen, als ob durch ihn nur Amerika, das als Urheber und auch sonst doch wohl der stärkste Garant des Vertrages ist, ein Schiedsrichteramt in euro päischen Fragen erreicht hätte, und als ob künftig nur noch Krieg geführt werden dürften, die Amerika billigt. Daß man Rußland weder direkt noch indirekt herangezogen hat, sei nur nebenbei erwähnt; diplo matische Schwierigkeiten mögen neben innerer Abneigung bestehen aber doch ist Rußland der Charakter der Großmacht kaum abzustreiten und andererseits muß man zugeben, daß Friedenssicherungen un

Abrüstungsbestrebungen reichlich unvollkommen sind, solange man Rußland nicht an ihnen beteiligt. Ein Outlawry of Russia läßt sich auf die Dauer nicht mit dem Outlawry of War verbinden.

Ob das jüngste Ereignis, der englisch-französische Seekompromiß, auf die allgemeine Entwaffnung unmittelbar oder mittelbar einwirken wird, kann noch nicht beurteilt werden. Möglich wäre es, daß beide Mächte erst diese Verständigung abwarten wollten, ehe sie sich in besser geschlossener Front an den Arbeiten der vorbereitenden Entwaffnungskommission wieder beteiligten. Dann stände einer 2. Lesung ihrer Beschlüsse oder Nichtbeschlüsse ja nichts mehr im Wege, und damit kämen wir auch der Frage näher, ob und wann an die Einberufung der Entwaffnungskonferenz selbst zu denken ist.

Erhebt man nun die anfangs gestellte Frage: Wo stehen wir? noch einmal, so wird die Antwort lauten müssen: Da, wo wir vor einem Jahr und im wesentlichen seit 1918 standen, ohne daß ein klarer Weg nach vorwärts vor uns liegt. Es ist wohl eine Reihe von Vorgängen eingetreten, die zu Fortschritten in der Entwaffnungsfrage führen *könnten,* aber ob und gar wann sie zu ihnen führen *werden,* ist völlig ungewiß. Deutschland glaubt ein Recht auf eine Entwaffnung der anderen Staaten zu haben, und dieses Recht ist auch an sich von diesen anderen, wenn auch nur zögernd und eingeschränkt, anerkannt worden. Der Augenblick scheint für Deutschland gekommen, einzusehen und auszusprechen, daß es auf dem bisherigen Wege dieses Recht nicht finden wird. Die Forderung Deutschlands müßte nunmehr dahin gehen, daß zunächst einmal die Grundsätze der *Be*waffnung festgestellt werden. Daß an eine durchgreifende, die Kriegführung unmöglich machende Entwaffnung nicht zu denken ist, hat die Behandlung des russischen Vorschlags klar erwiesen. Daß die anderen Mächte sich nicht auf den Stand der deutschen Rüstung entwaffnen werden, z. B. auf die militärische Luftfahrt verzichten, ist klar und wäre auch mit den bestehenden und vom Kellogg-Pakt nicht berührten internationalen Kriegsverpflichtungen nicht vereinbar. Umso notwendiger ist es daher, klarzulegen, was die Mächte unter *Ent*waffnung verstehen, und die Grundsätze der Bewaffnung aufzustellen. Hierzu ladet der Kellogg-Pakt sowohl durch seine Feststellung des Verzichts auf Kriege als Werkzeug der nationalen Politik wie durch seine mittelbare Sanktionierung von Kriegsmöglichkeiten ein. Die Verpflichtung zum Verzicht auf den Krieg einerseits und die Verpflichtung zur Kriegführung andererseits sind beide vertragsmäßig festgelegt. Die Aufgabe ist es, den Umfang der Rüstungen festzustellen, der beiden Verpflichtungen entspricht.

Noch einmal sei daran erinnert, daß das Naturrecht zur Selbstverteidigung jeder Staat besitzt — auch Deutschland.

Das serbisch-kroatische Mißverständnis.

Von Dr. *Lazare Marcovitch,*
Abgeordneter, ehem. Justizminister, Delegierter zum Völkerbund.

Die Gestaltung der inneren Verhältnisse im Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen[1]) hat in letzter Zeit gewisse Formen angenommen, die weit über die gewöhnlichen parlamentarischen Kämpfe hinausreichen. In den ersten Jahren des Zusammenlebens, von 1918 bis 1925, standen sich Serben und Kroaten als unversöhnliche Gegner gegenüber, und es schien, als ob der Widerstand der Kroaten gegen die unitaristische Staatsverfassung noch Jahrzehnte dauern würde. Vergeblich versuchte man, auf serbischer Seite darzutun, daß gerade bei einer unitaristischen, also ausgleichenden Staatsorganisation alle Teile des Volkes, alle Provinzen und alle historischen Gebilde in gleichem Maße, auf gleichem Fuß und mit verhältnismäßig gleichen Mitteln ihren besonderen Wünschen, Ansichten und Bedürfnissen Geltung verschaffen können. Sichtliches Mißtrauen herrschte in Kroatien, und die Furcht vor der Hegemonie der Serben schien die kroatischen Geister in höchstem Grade zu beherrschen. Waren doch die Kroaten von ihrer kulturellen Überlegenheit fest überzeugt, und es ist kein Wunder, daß sie wenig Lust zeigten, sich diesem reellen oder vermeintlichen hegemonistischen Willen ihrer serbischen Brüder zu fügen. Alle serbischen Versicherungen der Gleichheit in der Union vermochten die Kroaten nicht zu überzeugen, daß sie damit eigentlich auch die kroatische Selbständigkeit und Freiheit erreicht hätten. Es blieb immer ein Nachgefühl auch bei den intelligentesten Kroaten, daß der am 1. Dezember 1918 eingeschlagene Weg zur Lösung der inneren Verhältnisse, mochte er sonst die größten Vorteile bieten, nicht den echten kroatischen Stempel trug. Die serbische Erwiderung, daß die Staatsorganisation auch keinen serbischen Stempel erhalten hat, blieb ohne Wirkung, weil das Problem auf der kroatischen Seite vielmehr als eine Gefühlssache empfunden wurde. Etwas Ähnliches hat sich seinerzeit auch in Deutschland und Italien ereignet, als die Freude über die Vereinigung aller nationalen Teile in

---

[1]) Vergleiche über serbo-kroatische Verhältnisse: *Le problème constitutionnel serbo-croate-slovène,* par le Dr. Lazare Marcovitch (Genève 1924) — Librairie Georg & Co.); *Aprés l'accord serbo-croate,* par Lazare Marcovitch, député, ancien ministre (Dans la „Revue des Balkans", Paris 1926).

einem neuen, großen und freien Staatsgebilde in gewissem Maße gestört wurde durch die Erkenntnis des Verlustes seiner, wenn auch prekären, so doch reellen Sonderlichkeit.

Das Problem der serbisch-kroatischen Verhältnisse war doch in seinem Wesen nicht nur ein politisches, sondern auch ein psychologisches. Nachdem aber einmal die unitaristische Staatsverfassung angenommen wurde, empfand man die Notwendigkeit, diese Organisation objektiv zu erproben und den Kroaten darzutun, daß dadurch ihre spezifischen Interessen ebensowenig wie die serbischen oder die slowenischen, gefährdet sind. Eine zielbewußte Politik hätte auch danach getrachtet, den neuen Staat nicht nur objektiv zu rechtfertigen, sondern ihn allen Volksteilen und allen Strömungen auch sympathisch zu machen. In diesem letzten Punkte hat die staatsmännische Kunst der Südslawen, und insbesondere die der Serben, leider versagt. Sie mußte hier versagen. Bekanntlich könnte man schwerlich den Staat finden, der die Kunst besitzt, sich die Liebe und die Sympathien seiner Bürger restlos zu verschaffen. Am schwersten war doch der Fall in Südslawien, wo der Staat unmittelbar nach der Vereinigung mit unzähligen organisatorischen, administrativen und wirtschaftlichen Problemen zu ringen hatte. Die Nachkriegszeit mit ihren spezifischen Aufgaben lastet heutzutage noch auch auf den alten, konsolidierten Staaten, deren Einwirkung aber auf die Gestaltung der inneren Verhältnisse im Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen so entscheidend war, daß sie von einem objektiven Beobachter nicht außer acht hätte gelassen werden dürfen. Eine Unmenge von komplizierten außenpolitischen, wirtschaftlichen, sozialen, technischen und organisatorischen Fragen stellte sich vor die überraschten südslawischen Politiker und nahm ihre ganze Zeit in Anspruch, sodaß die notwendigen Rücksichten auf die delikaten und feinen psychologischen Momente fast automatisch in den Hintergrund zurücktreten mußten. Man glaubte in Belgrad, daß es für den Staat die Hauptsache war, eine Lösung für jedes Problem zu finden, und man vernachlässigte die Art und Weise, wie man zu der Lösung kommen sollte und kümmerte sich wenig um die Öffentlichkeit, um die Aufklärung der Volksmassen über das Erreichte. Wenn man weiter bedenkt, daß parallel mit dem unvermeidlichen Zusammenstoß der serbischen und kroatischen Gesinnung und fast unabhängig von diesen mehr nationalen Tendenzen in Südslawien wie in jeder unentwickelten Demokratie ein wilder politischer Kampf tobte, der Kampf um die Mehrheit und um die Regierung, ein Kampf auch mit unehrlichen Mitteln, mit Denunziationen und Verleumdungen der politischen Gegner, so kann man sich ein Bild von den Verwicklungen der inneren Lage und den Übertreibungen und Exzessen machen, die überall in einer solchen Situation üblich sind. Und doch waren alle diese Erscheinungen nur Reflexe von politischen Irrungen und Fehlern, von unrichtigen Auffassungen und Annahmen, nicht aber die

Konsequenzen der tiefer eingreifenden Differenzen und Gegensätze, wie es die Gegner der südslawischen Einheit darzustellen bemüht sind.

Einen Beweis für die Richtigkeit dieser Behauptung kann man in der unbestreitbaren Tatsache finden, daß die unitaristische Staatsorganisation im großen und ganzen namhafte Fortschritte erzielt hat, gestützt auf die fast allgemein erkannte nationale Ideologie, daß Serben, Kroaten und Slowenen ein einziges Volk bilden und daß demnach jedwede partikularistische nationale Bewegung, weder serbische noch kroatische, noch slowenische, innerlich unrichtig und unberechtigt war. Die Vermengung von einzelnen Volksteilen macht in Südslawien praktisch eine Absonderung der Kroaten von den Serben fast unmöglich, sodaß allmählich jeder Separatismus im Bewußtsein der ganzen Nation als eine Art von Verrat und als strafbare Handlung gestempelt wird. Die öffentliche Meinung billigte es immer, wenn es die Staatsgewalt für notwendig hielt, gegen einzelne Separatisten vorzugehen. Eine Bestätigung dafür kann man auch in der Haltung des bekannten kroatischen Führers Stjepan Raditsch finden. Seine Opposition gegen die Vereinigung sowie gegen die unitaristische Staatsverfassung hatte niemals die Form des reinen kroatischen Nationalismus angenommen. Raditsch liebte es, die kroatische Passivität und Resistenz vielmehr als eine soziale Bewegung zu kennzeichnen, indem er vom kroatischen Staate als einem Bauernstaate mit genossenschaftlicher Organisation sprach. Außerdem kultivierte Raditsch die republikanische Idee im Gegensatz zum serbischen Monarchismus. Raditsch verteidigte sich entschieden gegen die Beschuldigung seiner Gegner, daß er Kroatien separieren wolle, und tatsächlich hatte seine Opposition gegen Belgrad in keinem Moment eine klare und deutliche separatistische Form angenommen. Es ist somit erlaubt, aus allen diesen Erscheinungen die Folgerung zu ziehen, daß die Idee nicht nur von der politischen, sondern auch von der nationalen Einheit der Serben, Kroaten und Slowenen im Bewußtsein der breitesten Volksmassen schließlich die Oberhand gewonnen hat. Als ihre unmittelbare Konsequenz konnte man sichtbares Abnehmen und Zurückziehen von allen partikularistischen Tendenzen feststellen. Diese Umwandlung fand ihren Ausdruck auch in der Haltung des Herrn Raditsch selbst sowie der kroatischen Bauernpartei im Jahre 1925, als das bekannte serbisch-kroatische Abkommen zustande kam. Stjepan Raditsch erklärte sich damals bereit, den Kampf aufzugeben, die bestehende Staatsverfassung anzuerkennen und im Rahmen dieser Verfassung und auf gesetzlichem Boden die Erfüllung der legitimen Wünsche des kroatischen Volkes zu erstreben. So kam es im Jahre 1925 zu der Versöhnung und zu einem Abkommen zwischen der kroatischen Bauernpartei und der serbischen radikalen Partei, an dessen Spitze der greise Staatsmann Paschitsch stand. Unmittelbar nach dem Abschluß dieses Abkommens wurde der des Hochverrats beschuldigte Stjepan Raditsch amnestiert, die Beschuldigung gegen die Abgeordneten

der Raditsch-Partei, daß sie mit den Bolschewisten und Kommunisten in Verbindung ständen, wurden fallen gelassen, und alle Mandate der Raditsch-Partei wurden im Parlament nach manchen Schwankungen ratifiziert. Die kroatische republikanische Bauernpartei ließ das Wort *republikanisch* aus ihrem Namen streichen und ward somit ebenso regierungsfähig wie die anderen politischen Parteien in der südslawischen Monarchie. Herr Stjepan Raditsch zögerte auch nicht, aus diesen Wandlungen alle nötigen Folgerungen zu ziehen, und im Herbst 1925 trat er mit seinen Freunden in das radikale Kabinett des Herrn Paschitsch ein, um damit seine Versöhnung mit dem unitaristischen Staate auch äußerlich zu manifestieren. Und nun, drei Jahre nach diesen epochalen Ereignissen, sahen wir wieder denselben Stjepan Raditsch an der Spitze einer neuen kroatischen Bewegung. Die kroatischen Abgeordneten, die früher nach Belgrad nicht kommen wollten, haben wieder Belgrad verlassen, und sie halten ihre Klubsitzungen in Zagreb ab. Vorher hatten sich in Belgrad am 20. Juni blutige Szenen im Parlament abgespielt, wobei zwei kroatische Abgeordnete von dem montenegrinischen Abgeordneten Punischa Ratschitsch erschossen und drei andere, unter ihnen der Kroatenführer Stjepan Raditsch selbst, schwer verwundet wurden. Ein serbischer Journalist wurde in Zagreb wegen seiner aggressiven und provokatorischen Artikel am 5. August ermordet. Stjepan Raditsch selbst erkrankte ernstlich noch im Laufe der Behandlung seiner Wunde und starb. So war in einem kurzen Zeitraum von drei Jahren das ganze Werk der serbisch-kroatischen Verständigung vernichtet, und heute stehen sich Serben und Kroaten wieder als Feinde gegenüber, und neue interne Kämpfe sind an der Tagesordnung. Wie man dazu gekommen ist und ob man dazu kommen mußte? Die Antwort auf diese Frage gibt auch den Schlüssel zum richtigen Verständnis der Ereignisse. Um alle diese Umwandlungen zu erfassen, muß man die Frage beantworten, aus welchen Gründen die kroatische Bauernpartei so kurze Zeit an der Regierung teilnahm und was eigentlich die weitere Mitwirkung und Mitarbeit der stärksten serbischen Partei mit der größten kroatischen Partei unmöglich gemacht hat.

Zwei Präliminarfragen sind dabei zu erörtern. Die erste betrifft Herrn Raditsch selbst und seine wahren Gefühle. Man fragt sich nämlich, ob Stjepan Raditsch 1925 freiwillig und aus Überzeugung den entscheidenden Schritt zur Versöhnung unternommen hat oder ob er dazu irgendwie mittelbar oder unmittelbar gezwungen wurde. Sollte die erste Hypothese von der freiwilligen, durch nichts erzwungenen Bekehrung für richtig gehalten werden, so wird die zweite Frage offen, die ebenfalls sehr viel diskutiert wurde, die Frage, ob Raditsch aufrichtig und innerlich die Versöhnung mit den Serben wünschte oder ob er vielleicht nur einen taktischen Zug machen wollte, indem er den Kampf vorläufig aufgab, um ihn später bei günstigeren Verhältnissen und mit

mehr Aussicht auf Erfolg wieder aufzunehmen. Was nun die erste Frage anbelangt, so kann ich aus meiner persönlichen Erfahrung, da ich selbst unmittelbar am Zustandekommen der serbisch-kroatischen Verständigung teilgenommen habe, mit Sicherheit feststellen, daß von irgendeinem Zwang nicht die Rede sein kann. Mehrere Politiker aus der radikalen Partei, unter ihnen auch der Autor dieser Zeilen, hatten nach den Wahlen von 1925 mit den Abgeordneten der kroatischen Bauernpartei Kontakt gewonnen, und auf beiden Seiten wurde der unzweideutige Wunsch zur Beilegung der bisherigen Kämpfe wahrgenommen. Stjepan Raditsch war damals in Haft, aber er billigte diese Gespräche und Verhandlungen, die spontan und aufrichtig geführt wurden. Menschlich wäre es wohl möglich und denkbar, daß die Hochverratsanklage sowie die Haft auf Stjepan Raditsch und seine Haltung eingewirkt hätten, bestimmend aber waren diese Momente nicht für seinen Entschluß, Frieden zu schließen. Es war damals kein Geheimnis, und Stjepan Raditsch selbst hatte davon Kenntnis, daß das Gericht in Zagreb, unter dem Druck der öffentlichen Meinung in Kroatien, Herrn Raditsch bestimmt freigesprochen hätte. Das Anklagematerial war zwar sehr umfassend, aber kriminalistisch nicht genügend präzisiert, um bei der gegebenen Stimmung der Kroaten die Grundlage für eine sichere Verurteilung zu bilden. Andererseits ist es wohl bekannt, daß Stjepan Raditsch eine Haft nichts Neues war, da er auch unter der österreichisch-ungarischen Regierung sehr oft verhaftet und verurteilt worden war. Raditsch war eine solche Natur, daß er schwerlich aus Furcht nachgegeben hätte. Auch seine neuerliche Opposition in den Jahren 1927—28, seine aggressive Haltung im Parlament, seine Leichtfertigkeit in Verleumdung und Beleidigung von Gegnern, ohne Rücksicht auf eine mögliche Berichtigung oder Zurücknahme, alles das schließt die Hypothese von irgendwelchem Zwang vollständig aus. Es muß also angenommen werden, daß Stjepan Raditsch 1925 die Versöhnung mit den Serben wollte, und zwar aus eigener Überzeugung und aus eigenen Motiven.

Wie steht es nun mit der zweiten Frage, der Aufrichtigkeit des Herrn Raditsch? Zwei bekannte südslawische Politiker zweifelten von Anfang an an der Aufrichtigkeit des kroatischen Führers. Der eine war Paschitsch, der an und für sich sehr mißtrauisch war. Nur mit Widerwillen und unter dem Druck seiner Freunde und anderer politischer Faktoren ließ sich Paschitsch bewegen, die Verständigung mit Raditsch zu akzeptieren und die nötigen Folgerungen daraus zu ziehen. Ein inniger Kontakt zwischen diesen beiden Staatsmännern wurde eigentlich nie hergestellt. Sie blieben einander fremd, zum größten Schaden für das große Werk der Versöhnung und der Verständigung. Hierin liegt einer der Hauptgründe, warum das serbisch-kroatische Abkommen von so kurzer Dauer war und fast ergebnislos verlief. Die Schuld für diese Entfremdung trifft beide Teile, Paschitsch und Raditsch. Raditsch

konnte dem serbischen Staatsmann nicht so leicht seine politische Niederlage verzeihen, während der greise und erfahrene Paschitsch die ganze Haltung von Raditsch nur als ein taktisches Manöver betrachtete. Wenn Paschitsch doch das Abkommen von 1925 öffentlich billigte, so tat er es in der Annahme, daß es sich nur um eine Episode handelte. Daß Raditsch in seiner neuen Politik ausdauern würde, daran glaubte Paschitsch nicht. Die Ereignisse haben Paschitsch recht gegeben, aber bemerken muß man dazu, daß Paschitsch selbst sich keine besondere Mühe hat geben wollen, um Stjepan Raditsch für den neuen Kurs ständig zu gewinnen. Als der Bruch kam, waren beide Volksführer zufrieden. Sie standen allzusehr unter dem Einfluß älterer, eingewurzelter Vorurteile, um die historische Bedeutung des serbisch-kroatischen Abkommens richtig zu erfassen.

Der zweite Politiker, der Stjepan Raditsch sein Vertrauen entgegenbrachte, war Swetozar Pribičević, der Führer der Serben in Kroatien. Pribičević hatte eine wilde Kampagne gegen Raditsch und gegen das Abkommen mit der Raditsch-Partei inszeniert. Er bereiste besonders diejenigen Landesteile, wo die Serben in der Mehrheit sind, und versuchte die serbischen Massen von der radikalen Partei abzuwenden, um sie gegen Raditsch und die Kroaten zu organisieren. Zwei Motive bestimmten die Stellungnahme von Pribičević. Es handelte sich zunächst um sein verletztes persönliches Gefühl, da Pribičević und seine kleine Gruppe auf Verlangen der Raditsch-Partei von der neuen Koalition ausgeschlossen waren. Die Radikalen hätten es vorgezogen, auch die Serben aus Kroatien mit Pribičević an der Spitze an den Verhandlungen mit den Kroaten teilnehmen zu lassen, davon wollten aber Raditsch und seine Freunde nichts hören. Es spielte aber bei Pribičević außer dieser verletzten Ambition noch ein anderes Moment die entscheidende Rolle. Pribičević fürchtete nämlich um das Schicksal der Serben in Kroatien, da er glaubte, daß nach dem Abkommen mit Raditsch diese Serben den Kroaten und ihrem guten Willen einfach ausgeliefert werden müßten. Für Pribičević bedeutete dies den politischen Tod. Zwei volle Jahre, von 1925 bis 1927, verwendete Pribičević darauf, in flammenden Reden das Abkommen mit Raditsch zu brandmarken und als verräterisch zu stempeln. Wenn man die damaligen Reden von Pribičević durchliest, so wird man betroffen von der Energie und Ausdauer, mit welcher dieser fanatische Politiker alten Stils seine zersetzende und zerstörende Tätigkeit entfaltete. Die größten Beleidigungen wurden im Parlament zwischen Raditsch und Pribičević und ihren Freunden ausgetauscht. Es war eine Abrechnung, bei welcher die Serben aus Serbien entweder auf seiten von Raditsch standen oder sich neutral verhielten. Wenn das Abkommen von 1925 in der serbischen öffentlichen Meinung und bei den serbischen Massen nicht so leicht populär werden konnte, trifft die Schuld dafür in erster Reihe Herrn Pribičević und seine Freunde. Vergeblich versuchen sie jetzt diese entscheidenden

Momente in der Entwicklung der serbisch-kroatischen Verhältnisse mit Stillschweigen zu übergehen. Hätten Pribičević und seine Freunde die Beilegung aller Mißverständnisse zwischen Serben und Kroaten angestrebt, so hätten sie sich nicht zur Zeit des serbisch-kroatischen Abkommens so ablehnend verhalten. Sie hätten auch nicht Stjepan Raditsch insultiert, verleumdet und auf alle mögliche Weise provoziert und insbesondere hätten sie nicht unter den Serben die bekannte Kampagne gegen Raditsch inszeniert und organisiert. Die stenographischen Berichte über die damaligen Diskussionen im Parlament lassen keinen Zweifel gerade über die Schuld des Herrn Pribičević an dem Scheitern dieses Verständigungswerkes. Wenn man weiter bedenkt, daß auch ein kroatischer Führer, Herr Trumbitsch, in kroatischen Massen sehr scharf das Abkommen bekämpfte und Raditsch sogar als Verräter der kroatischen Idee brandmarkte, so darf man sich nicht wundern, daß unter solchen Umständen das serbisch-kroatische Abkommen weder bei den Serben noch bei den Kroaten festen Boden gewinnen konnte. So geschah es, daß dieses Abkommen von 1925, entgegen allen Erwartungen, sich allmählich in das serbisch-kroatische Mißverständnis verwandelte, dank der zerstörenden Arbeit des Herrn Pribičević, aber auch infolge der Passivität oder der Ignoranz der serbischen Politiker. Was ich besonders zu betonen wünsche, ist eine für die Serben unerfreuliche Tatsache, daß alle unsere Fehler den Kroaten gegenüber nicht die Folge irgendeines Planes oder einer bestimmten antikroatischen Politik waren, — denn kein Mensch mit gesundem Verstand dachte daran — sondern einfach die logische und natürliche Konsequenz der Oberflächlichkeit und der Mediokrität der meisten serbischen Politiker der neueren Zeit. Als Beweis dafür, daß es sich um keine planmäßige Politik handelte, will ich nur anführen, daß weder vor 1925 noch im Zeitraum von 1925 bis zu dem blutigen Drama im Parlament im Juni 1928, ein legislativer oder administrativer Akt, oder eine Maßnahme irgendwelcher Art, die irgendwie mittelbar oder unmittelbar gegen das Kroatentum oder gegen die Kroaten gerichtet wäre, verzeichnet werden kann. Also nicht eine bestimmte, zielbewußte Politik zur Bekämpfung der kroatischen Interessen, sondern vielmehr der Mangel an irgendeiner positiven und konstruktiven kroatischen Politik im Königreiche der Serben, Kroaten und Slowenen hat die jetzige Krise heraufbeschwört. Hätte man auf beiden Seiten, in Belgrad und Zagreb, die richtige Erkenntnis besessen, so würde das Problem der serbisch-kroatischen Verständigung in einer bedeutend leichteren Form erscheinen, und es wäre nicht allzu schwer, die Basis für die Zusammenarbeit wiederzufinden.

Ich will in diesem Zusammenhange noch manches erwähnen, was nach meiner Ansicht die Situation erschwert und die Entfremdung zwischen Serben und Kroaten noch mehr verschärft hat. Ich muß feststellen, daß an und für sich die bloße Lösung der Koalition zwischen

der serbischen radikalen Partei und der kroatischen Bauernpartei nicht das ganze Übel verursacht hat. Es blieben nämlich andere Wege offen, um die Kroaten für das positive Wirken zu gewinnen und zu behalten. Besonders nach den letzten allgemeinen Wahlen im September 1927 war die Gelegenheit geboten, die gerissenen Fäden wieder anzuknüpfen und die kroatische Mitwirkung an der Regierung zu sichern. Es wurde indes nichts in dieser Richtung getan, und man beging sogar den Fehler, eine Haltung einzunehmen, als ob die Mitwirkung und Teilnahme der Kroaten an der Regierung und der Konsolidierung des Landes entbehrlich wäre. Der Wahlkampf aber war nicht gerade gegen Raditsch gerichtet. Er wurde vielmehr im Zeichen der internen Kämpfe bei einzelnen Parteien geführt, sodaß Raditsch mit seinen rein kroatischen Wahlparolen ohne Schwierigkeiten seinen bisherigen Besitz behalten konnte. Sein einziger Opponent bei den Wahlen war eigentlich Swetozar Pribičević. Pribičević rechnete bestimmt damit, nach zweijähriger Kampagne gegen Raditsch und gegen das serbisch-kroatische Abkommen von 1925 seine Partei mindestens verdoppeln zu können. Er täuschte sich aber über die Stimmung der Serben den Kroaten gegenüber, und er konnte nichts gewinnen; die Zahl seiner Abgeordneten blieb dieselbe. Die Gelegenheit war also günstig, mit Stjepan Raditsch eine Verständigung zu versuchen, aber dafür fehlte das Verständnis bei den maßgebenden serbischen Politikern. Man überließ die Dinge ihrem eigenen Schicksal, und so geschah das Unglück.

Nach den Wahlen formierten sich im südslawischen Parlament drei Gruppen. Die erste bildeten die Radikalen, die Demokraten, die slowenische Volkspartei und die bosnischen Muselmanen, insgesamt 210 Abgeordnete oder zwei Drittel des ganzen Hauses. Die übrigen zwei Gruppen formierten sich um Raditsch und Pribičević. Die vierfache Koalition bildete die Regierungsmehrheit. Es war eine Mehrheit, die numerisch und qualitativ die Kraft besaß, die Staatsgeschäfte zu leiten. Die Schwäche dieser Kombination lag aber in der Opposition der kompakten kroatischen Gruppe unter der Leitung des Herrn Raditsch. Außer Raditsch befand sich in der Opposition auch Pribičević mit seinen Freunden. Nun geschah etwas, was für europäische Begriffe schwer verständlich war. Pribičević und Stjepan Raditsch, die bisherigen unerbittlichen Feinde, versöhnten sich plötzlich, und Herr Pribičević schloß sich ohne Reserve Herrn Raditsch an in seinem Kampf gegen die Regierung. Diese Bekehrung Pribičević' rief großes Aufsehen hervor, aber da sie das numerische Verhältnis der Parteien nicht änderte, blieb sie praktisch ohne Wirkung. Für Raditsch selbst war es die größte Satisfaktion, daß nun auch Pribičević in seine Gefolgschaft kam, aber politisch und parlamentarisch hat diese Koalition zwischen Raditsch und Pribičević den Kroaten nur geschadet. Sie hat nämlich die Situation kompliziert und erschwert, da Herr Raditsch nicht mehr die Hände frei hatte für eventuelle Verhandlungen mit den

Radikalen oder mit den Demokraten. Entweder unter dem Einfluß von Pribičević oder aus eigener Initiative kam Stjepan Raditsch auf die nicht ganz glückliche Idee, die Demokraten unter Ljuba Davidovitsch von der Regierungskoalition loszureißen und mit ihnen einen neuen Block gegen die Radikalen zu bilden. Parlamentarisch wäre diese Kombination wohl möglich gewesen, und da sie numerisch die Mehrheit darstellte, so wurde sie von Raditsch und Pribičević eifrig angestrebt. Wenn dieser Block zustandegekommen wäre, so hätten sich im Parlament zwei Gruppen von ziemlich gleicher Kraft gebildet. Auf der einen Seite wären die Radikalen und die slowenische Volkspartei mit einigen kleineren Gruppen, ungefähr 140 Abgeordnete, auf der anderen Seite der neue demokratische Block mit 160 Abgeordneten gewesen. Praktisch war diese Lösung deshalb problematisch, weil sie Serben und Kroaten wieder in zwei Lager spaltete. Wenn es schon nicht ratsam war gegen die Kroaten die Mehrheit zu bilden, so war es umso weniger ratsam, eine solche Mehrheit gegen die Serben zu richten. Die Vernunft empfahl, solche Lösungen zu suchen, die die Zusammenarbeit der Serben und Kroaten gesichert hätten, aber die Politik hat leider, besonders hier bei uns, sehr wenig mit der Vernunft zu tun. So hatten Raditsch und Pribičević andere Ziele vor Augen, und sie wollten nicht den Weg der Verständigung betreten. Sie zogen es vor, sich an eine Kombination anzuklammern, die, auch wenn sie gelungen wäre, eigentlich nur zu neuen Kämpfen zwischen Serben und Kroaten hätte führen müssen. Die Kombination gelang eben nicht, da Herr Ljuba Davidovitsch, der Führer der Demokraten, als Opportunist sich nicht entschließen konnte, die sichere Koalition mit der radikalen Partei, die wohl für die Demokraten sehr nutzbringend war, gegen eine problematische Kombination mit Raditsch und Pribičević umzutauschen. Stjepan Raditsch war über diese Haltung von Davidovitsch sehr enttäuscht und er sah schon alle seine Pläne gescheitert. Als der Mißerfolg dieser Kombination Davidovitsch augenscheinlich wurde, verlor Raditsch sein ohnehin nicht ganz sicheres Gleichgewicht. Anstatt nun den Ausgang in anderer Richtung zu suchen und an einem Kontakt mit den Radikalen zu arbeiten, beging Raditsch, wahrscheinlich den Suggestionen von Pribičević folgend, wieder einen neuen Fehler. Er entschloß sich zu einem völlig aussichtslosen technischen Kampf im Parlament, für den Kampf mit allen Mitteln und sogar mit der Obstruktion. Ich will aber zugeben, daß auch die Radikalen ihren Anteil an diesem Fehlgriff haben, denn sie haben ihrerseits nichts getan, um die Annäherung an Raditsch und Pribičević zu erleichtern. Die kroatische Obstruktion war somit die psychologische Folge der Isolierung von Raditsch, da diese Isolierung vom kroatischen Standpunkte aus wie ein Aufopfern und Ignorieren des Kroatentums aufgefaßt wurde. Nur so kann man psychologisch die Aufregung der Kroaten im Parlament erklären und ihre Handlungsweise, wenn nicht billigen, so doch

verstehen. Schamlose Szenen spielten sich tatsächlich in der Skupschtina ab, und die vulgärsten Beleidigungen fielen von beiden Seiten und auf beiden Seiten. In einer solchen erhitzten Atmosphäre geschah auch das schreckliche Verbrechen des montenegrinischen Abgeordneten Punischa Ratschitsch, dessen Folgen jetzt das ganze Land tragen muß.

Alle diese traurigen Ereignisse und insbesondere der Tod von Stjepan Raditsch haben natürlich in den kroatischen Massen eine besondere Psychose geschaffen, die für die Einheit des Staates und die Harmonie zwischen einzelnen Volksteilen nicht gerade erfreulich ist. Diese Stimmung wird aber allmählich anderen Gefühlen Platz machen müssen, und dann wird man auch auf kroatischer Seite objektiver und vernünftiger urteilen können. Die jetzige Krise trägt ausgesprochen den Charakter eines Mißverständnisses, und dieses Mißverständnis zu beseitigen wird die erste Aufgabe aller Faktoren auf beiden Seiten sein. Ich kann hier nicht im einzelnen erörtern, wie, wann und unter welchen Bedingungen die serbisch-kroatischen Kontroversen beigelegt werden könnten. Nach meiner Überzeugung können sie beigelegt werden, ohne daß die Staatseinheit und der politische Unitarismus irgendwie gefährdet oder daß die Entwicklung der einheitlichen Nation der Serben, Kroaten und Slowenen auf partikuläre Bahnen geleitet wird. Es kann aber schon jetzt erklärt werden, daß man bei uns künftig die parlamentarische Praxis nicht nur numerisch, sondern auch gewissermaßen völkisch wird orientieren und dirigieren müssen, sodaß sich in keinem Moment irgendein Teil der Nation als verlassen oder geopfert fühlen kann.

Andererseits steht dem Staate das ganze Feld der Administration und der Verwaltung offen, sodaß hier alle möglichen Reformen, nicht nur in der Richtung der Lokalverwaltung als einer autonomistischen Administration, sondern auch bei der Verteilung der Agenden im Sinne der Dekonzentration der Behörden möglich und ausführbar sind. So könnte man praktisch die Dezentralisation zur besseren Befriedigung der praktischen Bedürfnisse der Bevölkerung durchführen, ohne irgendwie die Einheit des Staates zu tangieren. Eine gut durchdachte, zielbewußte und den speziellen Verhältnissen des Landes angepaßte innere Politik wäre also imstande, die Wunden zu heilen und die entfremdeten Volksteile wieder zur harmonischen Einheit zusammenzubringen.

Stjepan Raditsch selbst, der kompetenteste Fürspecher des Kroatentums, hat noch in den letzten Tagen seines tragischen Lebens immer wieder betont, daß die Kroaten sich mit den Serben und Slowenen einig fühlen, daß sie sich nicht gegen den Staat der Serben, Kroaten und Slowenen sträuben, sondern gegen die innere Organisation des Landes. Konkrete Vorschläge oder Forderungen hat Raditsch nicht gestellt, und auch nach seinem Tode hat die kroatische Bauernpartei

ein präzises politisches Programm noch nicht fixiert. Man hat somit auf kroatischer Seite genug Zeit, alle Elemente der Situation zu erwägen und zu berücksichtigen, um nachher nur das Erreichbare und für die Serben und Slowenen Annehmbare zu verlangen. Die Interessen des kroatischen Volkes sollten dabei allein und ausschließlich maßgebend sein, die richtig erfaßten und gut abgemessenen praktischen Interessen, die doch in Kroatien den Vorzug vor der lärmenden Demagogie der professionellen Politikanten und der Unzurechnungsfähigkeit der unheilbaren Fanatiker, der prinzipiellen Gegner der serbo-kroatischen Einheit, haben müßten. Der beste Weg und das einzig vernünftige Mittel, dahinzukommen, ist nicht der Kampf, nicht das Hetzen gegen die Serben und Slowenen, sondern die Verhandlungen eben mit diesen Gegnern. Ohne Verhandlungen ist eine Verständigung zwischen Serben und Kroaten nicht möglich. Die Kroaten haben vorläufig die Auflösung des Parlaments und Neuwahlen verlangt. In dieser Frage könnte man sich einigen. Die Schwierigkeit liegt aber in dem weiteren Verlangen der kroatischen Bauernpartei, daß die Wahlen von einer neutralen Regierung durchgeführt werden, und daß erst nach diesen Wahlen die kroatische Bauernpartei mit ihren politischen Forderungen, insbesondere in bezug auf die Verfassungsänderungen, herauskommen solle. Eine solche Methode wird schwerlich angenommen werden können. Abgesehen davon, daß eine neutrale Regierung dem Geiste der bestehenden Staatsverfassung widersprechen würde, wäre es auch für die kroatische Bauernpartei viel vorteilhafter, die Auflösung des Parlaments grundsätzlich zu beschließen, die Verständigungsaktion aber noch vor den Wahlen einzuleiten. Wenn die Verhandlungen zu einem positiven Ergebnis führen sollten, wie ich fest überzeugt bin, wenn man also zu einem Kompromiß käme, und insbesondere, wenn man sich mit der serbischen radikalen Partei verständigte, so könnte man dann sofort die Wahlen ausschreiben und den erreichten Kompromiß als Plattform dem Volke zur Entscheidung unterbreiten. Die neue Mehrheit könnte dann alle nötigen administrativen und anderen Reformen durchführen.

Es handelt sich also bei uns nicht um eine Staatskrise, wie die oberflächlichen Beobachter glauben könnten, sondern um einen allerdings schweren Fall eines Mißverständnisses zwischen zwei Teilen einer und derselben Nation. Das Mißverständnis wurde durch politische Fehler auf beiden Seiten hervorgerufen, und es zu beseitigen heißt jetzt die politische Kunst zu bezeugen. Ob man an allen kompetenten Orten und auf beiden Seiten sich dessen bewußt sein wird, ist eine Frage, auf die man nicht mit Gewißheit positiv antworten kann.

Der Völkerbund und Ungarn.

Von Dr. Graf *Albert Apponyi,*
ehemaliger ungarischer Unterrichtsminister.

Wenn es sich bei einer Sammlung von Äußerungen Beteiligter zur zehnten Jahreswende der Völkerbundtätigkeit um eine Festschrift handelt, die eitel Lob und Anerkennung bringen soll, so muß ich, als langjähriger Vertreter Ungarns, abseits stehen und könnte im besten Falle schweigen. Ist aber die Stimme der Kritik gleichfalls zugelassen, so bin ich gern bereit, ihr Laut zu geben.

Mein Glückwunsch an den zehnjährigen Völkerbund kann nur lauten: Hoffentlich wird es in den weiteren Jahrzehnten besser gehen als im ersten. Gerade als aufrichtiger Freund des Völkerbund-*gedankens* kann ich ehrlicherweise nicht anders sprechen, denn wir Ungarn haben keine besonders guten Erfahrungen gemacht.

Es sei anerkannt, daß uns in unserer schweren finanziellen Sanierungsarbeit wertvolle Unterstützung zuteil wurde, wenn auch in geringerem Maße als Österreich. Damit ist aber der ganze Bogen der Aktivposten erledigt.

Uns interessieren direkt zwei Fragen, in denen der Völkerbund eine entscheidene Rolle spielt: die Minoritätenschutz- und die Abrüstungsfrage. In beiden hat der Völkerbund vollständig versagt. Beides aber sind für uns Lebensfragen, zugleich auch Wertmesser der Aufrichtigkeit der Völkerbundarbeit.

Was die erstgenannte Frage für uns bedeutet, ist aus der Tatsache ersichtlich, daß der Trianon-Vertrag 3,3 Millionen Magyaren von uns abgetrennt hat, mit einer entsprechenden Menge kultureller Institutionen. Die Minoritätenschutz-Verträge sollten diesen grausamen Schlag mildern; das Wachen über ihre Durchführung wurde dem Völkerbundsrat anvertraut. Tatsächlich sind diese Verträge toter Buchstabe geblieben; in schamloser Weise wird in den Nachfolgestaaten der Vernichtungskrieg gegen ungarische Kultur geführt, und nicht eine einzige der beim Rate eingereichten Klagen fand Berücksichtigung. Ist es vernünftigerweise anzunehmen, daß keine einzige begründet war? Unbefangene fremde Zeugen enthüllen für jene, welche sehen *wollen* — zu diesen zählt aber der Völkerbund nicht —, die unglaubliche Lage,

in der sich unsere vom Mutterlande losgerissenen Volksgenossen befinden.

In welcher Weise die allgemeine Abrüstung, diese in den uns auferlegten Friedensverträgen feierlich gemachte Zusage, im Völkerbund sabotiert wird, wie wir dadurch für unabsehbare Zeit im entwürdigenden Zustande völliger Wehrlosigkeit gehalten werden, das brauche ich in einer deutschen Zeitschrift nicht zu erörtern. Das ist ein uns mit Deutschland gemeinsames Schicksal.

Ich will nicht eingehend das Spiel charakterisieren, das der Völkerbund seit anderthalb Jahren im siebenbürgischen Optantenstreit treibt. Statt die in Trianon klar festgesetzte Pflicht der Sorge für Ergänzung des zuständigen Gemischten Gerichtes zu erfüllen — das einzige, was wir von ihm verlangen —, übt er an der rumänischen Auflehnung gegen diesen Vertrag eine väterliche Nachsicht, welche uns gegenüber der Rechtsverweigerung gleichkommt. Er fällt der internationalen Gerichtsbarkeit in die Arme, sobald es den Anschein hat, daß ihr Ausspruch uns günstig sein könnte. Weiter will ich mich hierüber nicht äußern, da das letzte Wort in dieser Angelegenheit noch nicht ausgesprochen, die Hoffnung nicht aufgegeben ist, daß der Rat sich doch endlich seiner vertragsmäßigen Verpflichtungen und der furchtbaren Verantwortung entsinnen wird, die er auf sich lädt, wenn er das Prinzip der Unantastbarkeit der internationalen Gerichtsbarkeit durchbricht und damit die Fundamente der Völkerbundinstitution ins Wanken bringt.

Alles in allem ist der Völkerbund noch weit davon entfernt, ein unparteiisches Forum der Völkerverständigung zu sein, noch allzusehr stellt er einfach die Fortdauer der Kriegsallianz der Siegermächte und ihre diktatorische Gewalt vor. Mit dem Eintritt Deutschlands ist allerdings eine leichte Besserung in dieser Lage eingetreten, aber eine durchgreifende Änderung nicht, und in allerletzter Zeit zeigt sich eher eine rückläufige als eine zum Besseren fortschreitende Bewegung. Es ist von jenen, die unter diesem Zustande leiden, nicht zu erwarten, daß sie sich zur Gratulationscour melden; es wäre geradezu würdelos, wenn sie es täten. Daran aber, daß es anders werde, wollen wir gerne mitarbeiten, wenn wir in diesem Bestreben, dem Druck gegenüber, der dort auf jeder freien Regung lastet, nicht ganz und gar isoliert bleiben. Man soll nicht Zufriedenheit heucheln, aber auch die Hoffnung soll man nicht aufgeben.

Der holländisch-belgische Streit.

Von Graf *Henri Carton de Wiart,*
Staatsminister, ehemaliger belgischer Ministerpräsident.

Die Frage der Beziehungen zwischen Holland und Belgien nimmt immer mehr die loyale und aktive Aufmerksamkeit aller Kreise in Anspruch, die mit ganzem Herzen an der Herrschaft eines dauernden Friedens zwischen den Völkern interessiert sind. In Wirklichkeit ist dieses Problem nicht neu. Es ist sogar eines der ältesten der europäischen Politik. Kaum glaubt man sich auf dem Wege der Befriedung, so wird es wieder von neuem aufgerollt. Die Gesundung der Völker wird leider ebenso wie die der Individuen durch plötzliche Rückfälle gefährdet, die manchmal viel verhängnisvoller werden, als es die Krankheiten selbst waren. Diesmal handelt es sich um einen dieser ernsten Rückfälle.

Das holländisch-belgische Problem greift so tief in die Vergangenheit zurück, daß die Neulinge im politischen Leben es kaum kennen und nie daran gedacht haben, sich in die Frage zu vertiefen. Es reicht bis in die großen Revolutionen zurück, die die Niederlande im sechzehnten Jahrhundert erschüttert haben und die plötzlich die Gebiete trennten, die in offensichtlicher geographischer Solidarität verbunden waren und die von den Herzögen von Burgund und ihrem Nachfolger Karl V. unter demselben Zepter vereinigt worden sind. Von dem Tage an, an dem die nördlichen Provinzen unter der Führung von Wilhelm dem Schweigsamen sich zu einer unabhängigen Republik organisierten, schienen ihnen die südlichen Provinzen, die ihren Erbprinzen treu geblieben waren, als der Besitz einer feindlichen Macht. Die Holländer haben keine Feindschaft gegen die flämische oder wallonische Bevölkerung empfunden. Aber da sich diese weiterhin unter die Souveränität der spanischen Habsburger, dann der österreichischen Habsburger stellte, setzte sie ihr Schicksal den Schlägen aus, die die junge Republik gegen ihre Herrscher führte. Alles, was diese Republik der Bevölkerung, sei es an Gebiet, sei es an wirtschaftlichen Gewinnen entreißen konnte, schien gut und durch das Kriegsglück gerechtfertigt. Waren es denn nicht alles Siege, die man über den Feind davontrug? Deshalb versuchten die Holländer nach ihrem Siege über Spanien, den Handel von Antwerpen zu lähmen, indem sie im Vertrag von Münster die Schelde annektierten. Man braucht nur einen Blick auf die Landkarte zu werfen. Die Grenze, die die beiden Ufer des belgischen Flusses stromabwärts von Antwerpen dem holländischen Gebiet hinzufügt, ist das auffallendste Beispiel einer sogenannten Grenze des Besiegten.

Der Zusammenschluß der nördlichen und südlichen Niederlande, Hollands und Belgiens unter Napoleon machte diesen widernatürlichen Zuständen ein Ende. Nach 1814 wollte der Wiener Kongreß seinerseits ihr Aufleben verhindern und zu gleicher Zeit ein Bollwerk der europäischen Sicherheit schaffen. Er kam deshalb auf den Gedanken, ein gemeinsames Reich unter der Herrschaft Wilhelms I. zu gründen. Die Lösung wäre durchführbar gewesen, wenn nicht König Wilhelm so viele Fehlgriffe begangen hätte. Nach der Revolution von 1830 beschränkte sich die Londoner Konferenz auf die Anerkennung der Unabhängigkeit des jungen belgischen Staates, dem sie im Interesse Europas die Pflicht einer dauernden Neutralität unter der Garantie der Mächte aufzwang. Aber sie rührte kaum an die Frage der Gewässer der unteren Schelde, deren ausschließliche Souveränität Holland weiterhin für sich in Anspruch nahm. Zu gleicher Zeit hat die Londoner Konferenz — vielleicht in dem Bestreben, Preußen eine Art von Sicherheitspolsterung gegen einen eventuellen Angriff Frankreichs zu geben — trotz des Einspruchs der Bevölkerung dieses alten limburgischen Gebietes Holland die alte Stadt Maastricht zugesprochen, die an der belgischen Revolution teilgenommen hatte. Auf diese Weise wurde die nordöstliche Grenze von Belgien gebildet, diese Art von Anhang, den Holland militärisch nicht zu verteidigen vermag. Die Verletzbarkeit dieser „Tasche" von Maastricht, des früheren *Mosoe Trajectum* der Römer, wurde offenbar, als nach dem Waffenstillstand vom 11. November 1918 das siebente deutsche Armeekorps nicht zögerte, diesen Weg einzuschlagen, um seinen Rückzug zu beschleunigen. Daraus ergibt sich, daß die ganze Frage für die untere Schelde eine in erster Linie wirtschaftliche Bedeutung hat, während sie für Maastricht eine hauptsächlich militärische Bedeutung zu haben scheint. Aber wenn man sich in die beiden Fragen vertieft, merkt man, daß es politische Probleme sind, die die Aufmerksamkeit Europas verdienen.

Die Unterhändler des Versailler Vertrages haben diese Fragen aufgegriffen, als nach dem Weltkrieg der Vertrag von London hinfällig wurde und sich die Notwendigkeit einer Neuordnung des internationalen Status Belgiens herausstellte. Die alliierten und assoziierten Mächte haben daher feierlich erklärt, daß der Vertrag von London revidiert werden müsse, um „die sich aus ihm ergebenden Gefahren und Hindernisse für den allgemeinen Frieden aufzuheben". Aber bevor sie zu dieser Revision geschritten sind, forderten sie die beiden interessierten Mächte, Belgien und Holland, auf, eine Verständigungsformel zu suchen, die „jede Übertragung der Souveränität oder jede Schaffung einer internationalen Abhängigkeit vermied". Diese Vereinbarung zwischen den beiden Regierungen ließ sich nur sehr schwer erreichen. Belgien hat damals seine Nachgiebigkeit und Bereitschaft zu Konzessionen bewiesen. Es suchte in erster Linie, um eine Erleichterung des Hafens von Antwerpen zu sichern, bequemere und gute Verbin-

dungen mit dem Rhein, die ihm schon im Jahre 1839 versprochen wurden. Es erklärte sich mit der Sperre der Schelde in Kriegszeiten einverstanden und forderte nur eine bessere Stromverwaltung, die einen besseren Lotsendienst, eine bessere Beleuchtung und Bojenanlegung sichern würde. Die holländische Regierung mußte anerkennen, wie gemäßigt diese Bedingungen waren und unterzeichnete im April 1925 das Protokoll dieser Vereinbarung, das der schon so lange dauernden Spannung ein Ende bereiten und die Annäherung der beiden Völker sichern sollte. Nachdem dieses Abkommen von dem belgischen Parlament ratifiziert und von der zweiten Kammer der Niederlande genehmigt wurde, ist es durch die erste Kammer der Generalstaaten abgelehnt worden. Auf diese Weise tauchte diese Frage wieder auf dem diplomatischen Tapet auf.

Die Belgier können sich nicht mit dem status quo zufriedenstellen, soweit es den Zugang zu ihrem großen Hafen betrifft. Um zu verstehen, wie paradox und unerträglich eine solche Situation ist, müßte man sich vorstellen, daß die Mündung der Themse auf Gnade und Ungnade den Franzosen, die der Seine den Engländern, die der Elbe oder der Weser einer anderen Macht auf Gnade und Ungnade ausgeliefert werden sollte. Soweit es die Schelde betrifft, so ist es das Tor selbst des belgischen Flusses, dessen Schlüssel Holland für sich behalten will, ohne daß es die geringsten Vorteile daraus zieht, abgesehen vielleicht von der Absicht, die man kaum zu gestehen wagt, die Handelskonkurrenz, die Antwerpen für Rotterdam bedeutet, zu unterbinden.

Man versteht nun, warum der holländisch-belgische Streit sich zu einem internationalen Problem auswächst, wie es die Mächte selbst schon im März 1919 erkannt haben. In diesem Augenblick haben sie begriffen, daß das Interesse des allgemeinen Friedens mit der Unterdrückung der Gefahren und Hindernisse der Londoner Verträge von 1831 und 1839 eng verbunden ist. Diese Gefahren und Hindernisse sind noch heute vorhanden. Der Vertrag von Locarno hat nicht viel daran geändert, und da jedenfalls Holland nicht zu den unterzeichnenden Mächten gehört, wird durch dieses Abkommen in keiner Weise das Gebiet von Maastricht gegen die Möglichkeit eines Angriffs gesichert. Durch das Fortdauern der Gefahren und Unstimmigkeiten wird ein verhängnisvoller Zustand der Spannung zwischen den beiden Nachbarstaaten geschaffen, die ihre wirtschaftlichen und selbst intellektuellen und politischen Bemühungen so nutzbringend verbinden könnten, jedoch jetzt von neuem die Mächte zwingen, sich mit diesem schwierigen Problem zu beschäftigen. Wenn die bloßgelegte Wunde heute nicht mit Sorgfalt und Vorsicht behandelt wird, kann sie zu eitern anfangen und eines Tages die Atmosphäre der freundschaftlichen Beziehungen vergiften.

Das erwachende Asien.

Von Dr. *Wilhelm Filchner.*

Das tibetische Hochland und das Pamir sind im Verhältnis z ihrer gewaltigen Ausdehnung sehr dünn bevölkert. Im Tiefland hin gegen und in den stromdurchfurchten Gebirgszügen finden sich be trächtliche Menschenreservoirs, so in Indien, Russisch- und Chinesisch Turkestan, ferner in den chinesischen Provinzen Kan-su, Szetschua und Yünnan. Hier, im Herzen Asiens, branden die Wogen mannig facher politischer und wirtschaftlicher Interessen gegeneinander. Da durch wird zuweilen eine hochgespannte Atmosphäre geschaffen, di sich nach allen Richtungen der Windrose über den Kontinent hin aus wirkt. Die Reflexe solcher Erschütterungen haben sich bereits wieder holt in dem in seiner alten Kultur scheinbar festgefügten Abendland recht unerwünscht bemerkbar gemacht. Daran läßt sich erkennen, da nicht allein Rassenunterschiede, Bekenntnisunterschiede oder Unter schiede der Nationalität den Gang der großen Weltenuhr bestimmen sondern daß vornehmlich die Kräfte der Opportunitätspolitik, bei de zuletzt auch der Welthandel eine hervorragende Rolle spielt, das Schick sal der Völker ausschlaggebend bestimmen.

Der Weltkrieg hat in seinen Folgeerscheinungen bei allen Na tionen der Erde ein mächtiges Freiheitsbedürfnis erwachen lassen, da gleichzeitig dem Selbstbestimmungsrecht Raum gibt. Der Weltkrieg ha aber auch, selbst in den entlegensten Winkeln Asiens, dem bisherige europäischen Prestige ungeheuren Abbruch getan. Durch die Verwen dung farbiger Truppen im Kriege hat der Asiate die europäische Zivi lisation von einer ganz neuen Seite kennengelernt. Infolgedessen ha sich im letzten Jahrzehnt von dem geistig-kulturellen Europa eine Ab kehr vollzogen: die Völker des Orients begannen sich zu emanzipieren mit anderen Worten, sie wurden mündig. Die politische Rückwirkun dieser Emanzipation offenbart sich z. B. in der großen nationalen Be wegung, die den Zusammenschluß und die Einigung des Reiches de Mitte anstrebt. Vor dieser Bewegung tritt jede politische Annäherun oder jede Abkehr zu den fremden Mächten in den Hintergrund. Dies Strömungen kennen nur ein Ziel: die politische und geistige Erneue rung Chinas! Der oberste Grundsatz für China lautet: Alles für China Gewinnt es wirklich einmal den Anschein, als ob sich einzelne Teil

des Volkes für russische oder englische Interessen erwärmen würden, so ist das eine Täuschung! Der Chinese kennt kein anderes Kampfziel als ein freies, geeintes und nationales China.

In ganz ähnlicher Form vollzieht sich das Erwachen andrer Völkerstämme Asiens, wie z. B. in Tibet, in Indien, in der Mongolei u. a. Die Schlagworte und Phrasen über Freiheit und Selbstbestimmungsrecht geben der ganzen Bewegung hier noch eine besondere Färbung; sie ist sowjetfreundlich und fördert indirekt allrussische Pläne. Aber weiterhin befehdet diese Bewegung nicht nur allgemein alles Fremdartige; sie richtet sich besonders gegen Europa und Amerika. Und hier sind es wieder die Nationen mit Kolonialbesitz, die durch diesen Prestigeverlust am empfindlichsten getroffen worden sind; an erster Stelle England.

Bei der britischen Beweglichkeit und Anpassungsfähigkeit will es mir scheinen, als ob die Engländer diese Prestigeeinbuße, die sich vor allem in China sehr deutlich zeigt, doch überwinden würden. Wie keine andere Großmacht Europas versteht sich England auf die individuelle Behandlung der Völker des Ostens. Aus diesem Grunde halte ich alle Kassandra-Rufe von der Gefährdung der britischen Weltmacht für falsch. Aber große Schwierigkeiten sind zweifellos zu überwinden; denn das politische Barometer in ganz Asien zeigt auf „Sturm". Es ist lediglich eine Frage der Zeit und der stoßkräftigen Propaganda, diesen Sturm zu entfesseln.

Unter diesem Gesichtswinkel ist neben anderen auch das *tibetische* Problem zu betrachten. Der Sturz des zaristischen Rußlands hat dem englischen Weltreich in Tibet und im Pamir Erfolge gebracht, die Englands Weltgeltung in Asien, ganz besonders in Indien, gestärkt haben. Dennoch ist Albion keineswegs sorglos; es sieht der weiteren Entwicklung der Dinge und der Entladung des Gewitters am weltpolitischen Horizont, vor allem hinsichtlich seines indischen Besitzes, mit geteilten Gefühlen entgegen.

Tibet hat in der Vergangenheit bei seinen Interessenkämpfen zwischen England und Rußland bis auf den heutigen Tag eine ganz eigene Rolle gespielt. Gegenwärtig steht Tibet jedenfalls ganz unter englischem Einfluß. Der Sowjetrusse ist stark in den Hintergrund gedrängt worden.

Seit Beendigung des Weltkrieges und seit der Gründung des Völkerbundes sind die beiden größten Rivalen bei Vertretung ihrer Interessen auf dem asiatischen Kontinent wiederholt in Konflikt geraten. Diese Unstimmigkeiten werden sich in Zukunft ganz erheblich steigern; denn noch harren mannigfaltige Probleme recht delikater Art zwischen den Hauptbeteiligten ihrer Lösung.

Es ist durchaus nicht ausgeschlossen, daß der britische Einfluß in Tibet vorübergehend dem russischen Platz machen muß. Hier zeigt sich insofern eine Gefahr, als jede Schwächung der britischen Macht

in Tibet sich unmittelbar im britisch-indischen Besitz auswirken müßte. Gerade deshalb sind die Blicke der ganzen Welt gegenwärtig erwartungsvoll nach dem tibetischen Hochland, dem Hexenkessel Asiens, gerichtet.

Für die anglo-indische Regierung war es von entscheidender Bedeutung, sich in Tibet für ihre Auseinandersetzung an Indiens Nordfront ein wohlbefestigtes Glacis zu schaffen. England hatte seine Politik von Anfang an in Lhassa ganz unter diesem Gesichtswinkel eingestellt. Die englische Rechnung stimmte. Die anglo-indische Politik hat sich geschickt auf das Nationalbewußtsein des tibetischen Volkes, vor allem aber auf das religiöse Empfinden der vom Klerus zielbewußt geführten buddhistischen Bevölkerung eingestellt. In der Behandlung dieses Problems ist England den Sowjetrussen unbedingt überlegen gewesen. Gerade in diesem Zusammenhang möchte ich auf das Dorado des Buddhismus, auf die *Mongolei,* hinweisen. Die Mongolei ist sowjetrussische Interessensphäre. Deshalb gewinnt sie bei der Lösung des tibetischen Problems und bei der Schlichtung des englisch-russischen Zerwürfnisses ganz besondere Bedeutung. Hier ist aber auch eine andere Lösung möglich. Es ist denkbar, daß die Sowjets dem brüchigen buddhistischen Religionssystem in der Mongolei den Todesstoß versetzen und damit indirekt auch die Hochburg des Lamaismus ins Herz treffen.

Vielleicht ist der Zeitpunkt nicht mehr allzu fern, da die dem Buddhismus verschriebene Mongolei für Moskaus Politik das geeignete Operationsfeld darstellt: es eröffnen sich für diesen Fall zwei Möglichkeiten: entweder versucht man von hier aus eine Brücke nach Lhassa zu schlagen oder man zertrümmert Potala. Ich denke bei Erörterung dieser heiklen Frage an den Dalai-Lama, das kirchliche und weltliche Oberhaupt aller Buddhisten, an den außerordentlich gewandten und anpassungsfähigen Diplomaten, der es bisher stets geschickt verstanden hat, seinen Aufenthalt so zu wählen, daß der Schwerpunkt buddhistischer Macht vor aller Welt sichtbar zum Ausdruck kommt und überdies unter sicheren Schutz gestellt ist.

Die tibetische Frage ruht eigentlich niemals, wenngleich sie gegenwärtig in einem für England günstigen Sinne für längere Zeit geklärt zu sein scheint. Demgegenüber ist zu erwägen, daß die alten Interessenten, nämlich China und Sowjetrußland, ihre Ambitionen auf Tibet keineswegs aufgegeben haben. Die Vorgänge auf dem asiatischen Kontinent zeigen dem scharfsichtigen Beobachter, daß hier riesige Volksmassen in gärender Bewegung sind; der Drang nach Freiheit und Selbstbestimmung dieser Volksmassen stellt sich den Expansionsgelüsten gebietshungriger und übervölkerter Staaten hemmend in den Weg. Bereits in den letzten Jahren haben diese Freiheitsbestrebungen sichtbare Fortschritte gemacht und wesentliche Umgestaltungen hervorgerufen.

China, das während seines mehrtausendjährigen Bestehens manche schwere innere Krisis überwunden hat, will auch die ernsten gegenwärtigen innerpolitischen Probleme aus eigener Kraft lösen. Das Reich der Mitte ist aus der jüngsten, grundlegenden Umgestaltung seiner Verfassung erstaunlich rüstig hervorgegangen. Gerade dieser tiefgreifende Wandlungsprozeß wird China umso rascher politische Vorteile bringen, je gewandter es sich dem großen Weltgeschehen anzupassen weiß, und die Einfügung in das Konzert der Mächte, die der Entwicklungsprozeß gebieterisch fordert, ohne Gefährdung des Gesamtkörpers zu schaffen vermag. Das in starkem Nationalbewußtsein geeinte China wird aber seine Krallen auch in jene Gebiete einschlagen, die außerhalb seiner Landesgrenzen liegen und die es als Interessensphäre für sich in Anspruch nimmt.

Auch in dem Riesenreich der R. S. S. R. hat sich die Machtgruppe und deren Organisation steigend gefestigt. Das anfängliche Chaos ist der Ordnung und Sicherheit gewichen, und an manchen Stellen der ausgedehnten Südgrenze dieses neuzeitlichen Staatengebietes hat sich dessen politischer Einfluß bereits ausgewirkt. Fast gleichzeitig ist das Interesse an innerasiatischen politischen Problemen wieder erwacht.

Für die R. S. S. R., für England und für China wird in diesem Zusammenhang aber auch das islamische Problem für die Zukunft umso größere Aufmerksamkeit erfordern, je mehr die politische Hochspannung in dem orientalischen Einflußgebiet von Marokko bis Delhi und von Kairo bis Angora zunimmt, und je fester das Übergewicht Englands und Frankreichs die in Eintracht miteinander lebenden Stämme zusammenschweißt. Dabei ist die Erscheinung von ausschlaggebender Bedeutung, daß die einstigen Feinde — R. S. S. R. und die Türkei — bei Verwirklichung ihrer geistigen Ziele einander unterstützen und der bolschewistischen Bewegung dadurch einen neuen Antrieb eröffnen.

Was die *Ausbreitung des Bolschewismus* in China und Zentralasien anbetrifft, so glaube ich, daß es den Sowjets nicht leicht werden wird, ein Völkergemisch mit verschiedenen religiösen Bekenntnissen in ihrem Sinne zu beeinflussen. Zwischen Bolschewismus und Islam herrscht ein gewaltiger Gegensatz. Die Anhänger Mohammeds gewinnen in Zentralasien an Boden; sie betrachten in ihrem Fanatismus jeden Angriff gegen ihre Religion als Ursache zur Fehde. Der Islam ist eine Kampfreligion, die sich schon deshalb gegen den Bolschewismus feindlich einstellt, weil er die These verkündet: Religion ist Opium für das Volk!

Mancherlei Anzeichen deuten darauf hin, daß der Islam im Erwachen begriffen ist und sich anschickt, eine panislamische Bewegung ins Leben zu rufen, die auch in Europa mit Sorgfalt verfolgt werden sollte. Wir Deutschen standen im Weltkriege in Verbindung mit Afghanistan, der Hochburg des Islams. In jüngster Zeit hat der afgha-

nische König Aman Ullah Berlin besucht. Ganz Berlin war begeistert. Ein gebildeter Landsmann sprach mir gegenüber sogar seine Befriedigung darüber aus, daß für Deutschland jetzt endlich eine neue Zeit anbräche. Es ist doch zweifellos, so meinte er, daß Aman Ullah nur auf die Gelegenheit wartet, uns Deutschen zuliebe, an England in Indien Rache zu nehmen. Es ist höchst bedauerlich, daß sich in deutschen Köpfen ein solcher Unsinn überhaupt einnisten kann. Auch hat der m. E. etwas zu laute Beifall, mit dem Aman Ullah in Deutschland aufgenommen wurde, im Auslande teilweise zu Mutmaßungen geführt, die keineswegs zutreffen. Etwas mehr Zurückhaltung wäre vielleicht klüger gewesen. Mir ist bekannt, daß die amtlichen deutschen Kreise den Empfang dieses fremden Fürsten lediglich als einen Höflichkeitsakt aufgefaßt wissen wollten, und diese Einstellung begrüße ich auch.

Es erscheint mir nützlich, bei dieser Gelegenheit einmal auf die Gefahren des Islams an sich hinzuweisen. Es ist im allgemeinen nicht wünschenswert, daß sich Christen und Juden mit Moslems anzubiedern suchen. Wir sollten doch nicht vergessen, daß der Islam eine stark ausgeprägte Theokratie darstellt, in der das Religionsgesetz gleichzeitig Staatsgesetz ist. Der Muselman hält seine Religion für die allein wahre, ja, der Koran fordert gebieterisch, die ganze Menschheit dem Islam zu unterwerfen. Beugt sich der Ungläubige nicht freiwillig unter das Gesetz Allahs, so hat der Moslem die Pflicht, den „Dschihad", den Raub- und Religionskrieg auf dem Pfade Allahs zu beginnen, d. h. sämtliche Bewohner des angegriffenen Landes sind vogelfrei. Die Männer werden geschlachtet, Mädchen und Frauen geschändet und samt den Kindern in die Sklaverei geführt. Daraus ergibt sich, daß der gläubige Moslem niemals der Freund eines Ungläubigen sein kann. Er ist durch Allahs Gesetz zur schärfsten Opposition gegen die Ungläubigen *aller* Nationen verpflichtet; damit ist er zugleich ein erklärter Feind aller sonstigen Bekenntnisse. Von ganz besonderer Bedeutung aber ist es, daß keine muselmanische Instanz oder Behörde ein nichtmuselmanisches Staatengebilde anerkennt. Nach Allahs Gesetz darf der Muselman eine nichtmuslimische Obrigkeit nur *dulden;* in Wirklichkeit wartet er nur auf den gegebenen günstigen Augenblick, die geduldete Obrigkeit abzuschütteln und für den „allein wahren" Glauben zu gewinnen. Um dieses Ziel zu erreichen, sind alle Mittel recht!

Noch sind die Muselmanen der Erde nicht zu einem einheitlichen Block zusammengeschlossen; noch fehlt es an Führern und an einer straffen Organisation. Das ist für China und Indien ein großes Glück. Chinas und Indiens Landkarte würde sich grundlegend geändert haben, sobald die Muselmanen bei ihren Aufständen in Ost-Turkestan, Kan-su, Yünnan und in Indien unter einheitlicher Führung operiert haben würden.

Die Briten wissen ganz genau, daß sie in den Hindus insofern zuverlässige Bundesgenossen haben, als diese das Gegengewicht bieten

zu dem Machtwillen der Moslems zur Alleinherrschaft. Ganz allgemein ist der Moslem der internationale Feind *aller* Andersgläubigen, insbesondere aber der drei an Zentralasien am meisten interessierten Mächte: China, Rußland und England.

Die politischen Möglichkeiten in Asien sind von zwei Gesichtspunkten aus zu betrachten: *mikroskopisch* und *makroskopisch.* Die letztgenannte Einstellungsmethode ist m. E. die klügere, denn sie läßt uns die Hauptgefahren erkennen und zeigt uns den Weg des Friedens, den Weg zur Eintracht und zum Heil.

Nicht nur in Asien hat die Sehnsucht nach Freiheit und Selbstbestimmung das Kraftgefühl der Völker gestärkt. Auch in anderen Teilen der Erde rütteln die bisher so langmütigen Menschenmassen an den Ketten, um sie zu sprengen und das Sklavenjoch abzuschütteln. In diesem Zusammenhange sind die Worte symptomatisch, mit denen die Proklamation der ägyptischen Nationalversammlung im Jahre 1920 ihre Tagung beschloß; sie lautete: „Wir Ägypter fordern nicht nur ein befreites Ägypten, wie andere Völker die Befreiung ihrer Völker verlangen. Wir wollen uns einmütig zusammenschließen, wir Moslems, Ägypter, Marokkaner, Tunesier und Algerier, die wir eine Rasse sind, eine Sprache sprechen und ein Bekenntnis haben. Wir, die zukünftigen „Vereinigten Staaten von Nordafrika".

So hat alle Völker unseres Planeten ein Freiheitstaumel erfaßt, und man weiß heute nicht, was aus der ganzen Bewegung noch werden wird. Für Asien eine Prognose zu stellen, erscheint mir unmöglich. Es wäre ein sehr gewagtes Beginnen, wollte eine einzelne Macht auf so schwankem Boden ihr Programm aufbauen. Alterfahrene Asienkenner betonen einmütig, daß die Mentalität der asiatischen Völker eine ganz andere ist, als die unsrige. Sie behaupten, daß wir den Asiaten überhaupt nur selten ganz verstehen können. Erste Voraussetzung für ein solches Verstehen ist aber eine umfassende religionsphilosophische und historische Bildung, ohne die jene brennenden Fragen über das bunte Völker- und Religionsgemisch Asiens gar nicht zu lösen sind. Möchten wir uns in diesem Zusammenhang doch stets die Antwort Sir Robert Harts vor Augen halten, der nach vierzigjährigem Aufenthalt in China, als er nach seiner Meinung über das Wesen der Chinesen befragt wurde, die Antwort gab: „Wenn ich offen sein will, muß ich gestehen, daß mir der Chinese, heute nach vierzig Jahren, ein noch größeres Rätsel ist, als am Tage meiner Ankunft in China."

So spricht ein Mann von großer Erfahrung und von tiefem Wissen!

Auch diese Zeilen mögen zur Vorsicht und zur Zurückhaltung anregen in leichtfertiger Beurteilung politischer und religiöser Probleme Asiens.

Die junge französische Generation und der Völkerbund.

Von *Robert Lange,*
Präsident der Universitätsliga der Völkerbundsfreunde.

Die Jugend über alles? Wollen wir dies zu beweisen suchen? Nein, sicherlich nicht, und wir sind uns sogar in Erinnerung an die Vorwürfe, die unserer Generation gemacht wurden, daß sie realistisch, materialistisch und rein sportlich orientiert sei, der Vergeblichkeit eines solchen Versuches bewußt.

Die Jungen haben ihre Fehler. Die wenigen Seiten würden nicht genügen, um sie aufzuzählen. Einer dieser Fehler oder eine dieser Gewohnheiten, die man ihnen vorwirft, die sie jedoch zweifellos nicht besitzen, ist die traditionelle Kritik, die eine Generation an der vorherigen übt. Die Führer der Jugendbewegung pflegen häufig die Generationen anzugreifen, die ihnen vorangegangen sind. Ich glaube, daß man das Problem anders auffassen soll. Unsere Vorgänger waren keine Generation. Sie bestanden aus feindlichen Gruppen, und es fehlte ihnen vollkommen das Bewußtsein der Pflichten ihrer Epoche.

Die persönlichen und lokalen Streitfragen ließen sie häufig das allgemeine Interesse vergessen. Daher eine apathische und schlaffe Regierung. Daher auch das Fortbestehen veralteter und unvollkommener Institutionen, daher der Verfall der edlen Begriffe der Gleichheit und Gerechtigkeit, der Republik, der Demokratie und des Friedens. Unsere Vorgänger hatten Ideen, und das genügte ihnen.

Ich beschwöre meine Zeitgenossen, keine Ideen zu haben und ihre Energien der Verwirklichung dieser Reformen und jener Organisationen zu widmen, deren „Notwendigkeit zu empfinden" die Vorkriegsrepublikaner sich begnügten.

Bei uns soll ein Ereignis alle unsere Sorgen und Gedanken beherrschen: der Krieg. Wir waren nur die erschrockenen Zuschauer. Unsere Eltern haben ihn geführt, unsere Vorgänger haben ihn über sich ergehen lassen. Dieses Sich-Ergeben in das scheinbar Unvermeidliche wurde zur Grundlage der alten Politik. Es war die Politik des Rüstungswettstreites, der Geheimdiplomatie, der Zollschranken und der chauvinistischen Feldzüge. Es war auch die zaghafte Politik der Pazifisten, die sich bemühten, die militaristische Gefahr zu bekämpfen,

jedoch den Boden nicht zu finden wußten, um die Entscheidungsschlacht zu liefern. Sie haben nicht begriffen, daß man in einem organisierten Staat eine Aktion gegen die Regierung unternehmen muß. Sie haben isolierte Gruppen gebildet, die manchmal platonische, manchmal realistische Beschlüsse faßten, deren Anhänger jedoch aus kleinen Gruppen der schlecht organisierten äußersten Linken bestanden, die nicht in der Lage waren, ihren Ideen den praktischen Erfolg zu sichern. Und die Leute, deren Eitelkeit die katastrophale Erfahrung nichts anhaben konnte, geben die Träume eines Sektenkampfes um den Frieden nicht auf und ziehen den Ruhm ihres Vorkämpfertums dem Erfolg ihrer Ideen vor.

Wir Jungen, so traditionell gebunden wir auch sein mögen, haben den Beweis geliefert, daß wir in gewissen Dingen eine unserer Generation eigene Haltung einnehmen. Eine dieser charakteristischen Einstellungen ist die einstimmige Verbundenheit der Massen mit der Idee des Völkerbundes. Ich sage absichtlich Idee, um ganz objektiv zu sein. Wir dürfen uns die Enttäuschungen nicht verheimlichen, die uns häufig die Karenz verursacht, die die Großmächte dem Völkerbund auferlegen. Und unter dem Begriff der Jungen fasse ich auch die Generation derjenigen zusammen, die den Krieg führten und die ihre ersten Jugendschritte auf dem Anfangsweg des Völkerbundes lernten.

Wie hat sich die Jugend praktisch betätigt? Der Krieg hat bei den führenden Völkern zahlreiche Vereinigungen früherer Kriegsteilnehmer ins Leben gerufen, die unabhängig von ihren politischen Meinungsverschiedenheiten einig wie an der Front sind, um ihre gemeinsamen Ansprüche und Forderungen zu vertreten. 80% der Kriegsteilnehmer, die die große Prüfung überlebt haben, sind diesen Verbänden beigetreten, die auf jedes Eingreifen von politischer Färbung verzichtet haben und dank der Tatkraft einiger ihrer Führer sich von der ersten Stunde an der Propaganda für den Völkerbund widmeten. In allen französischen Departements sind Propagandavorträge organisiert worden, und die ehemaligen Kriegsteilnehmer sind den lokalen Völkerbundsligen beigetreten.

Die neueste Weihe gab dieser Bewegung die Bildung der nationalen Vereinigung der ehemaligen Kriegsteilnehmer (Confédération Nationale des Anciens Combattants), die 1 200 000 frühere Kriegsteilnehmer zählt, das heißt drei Viertel unseres gesamten Heeresbestandes, und die von der ersten konstituierenden Versammlung an einen klaren Beschluß gefaßt hat, der die deutlichste Verpflichtung einer Organisation von diesem Ausmaß und dieser Bedeutung darstellt:

„Die früheren Kriegsteilnehmer haben für die Erhaltung der Kultur und der westlichen Freiheit gekämpft. Sie wollen ein organisiertes Frankreich innerhalb eines organisierten Europa, innerhalb einer organisierten Welt. Im vollen Bewußtsein dessen, was der Frieden sie gekostet hat, wollen die früheren Kriegsteilnehmer den Frieden. Von

der internationalen Solidarität überzeugt, die keine Formel eines vagen Idealismus ist, sondern eine unbestreitbare wirtschaftliche und ethische Wahrheit, wollen die früheren Kriegsteilnehmer sich der Verwirklichung des Friedens widmen und den Völkerbund derart erstarken lassen, daß er ihnen folgende Sicherheiten zu geben vermag:

ein Sicherheitssystem, das die Rüstungseinschränkung vorbereitet;

ein Kontrollsystem, das die Durchführung der Entwaffnung sichert;

ein Schieds- und Vergleichsverfahren, das die internationalen Streitfragen zu regeln vermag;

ein Sanktionssystem, das die Achtung vor den Verträgen und den Schiedssprüchen aufzwingt.

In der Erkenntnis der Unentbehrlichkeit dieser technischen Vorbedingungen, die leider noch nicht erfüllt worden sind, wollen sich die ehemaligen Kriegsteilnehmer energisch der Arbeit an ihrer Durchführung widmen.

Jede Friedensinstitution wird nur dann wirksam sein, wenn die ehemaligen Kriegsteilnehmer aller kriegführenden Länder durch ihre entsprechend bevollmächtigten nationalen Organisationen in ihr vertreten sind."

Der Anschluß der jungen Franzosen an diese Bewegung kam häufig auf eine charakteristische Weise zum Ausdruck. In das Jahr 1922, das der Auftakt der Ruhrbesetzung war, fällt die Gründung der französischen Universitätsgruppe der Anhänger des Völkerbundes. Mitten im Ruhrkampf konnte sie den Fortschritt ihrer Aktivität und eine Erhöhung ihrer Anhängerzahl verzeichnen.

Ich will mich nur auf einige Tatsachen und einige Daten beschränken: Im Jahre 1923 haben Hunderte von Studenten den Vorträgen beigewohnt, die Lord Robert Cecil, Paul Hymans, Albert Thomas und andere in Paris hielten. Die Bewegung erstreckte sich auf die ganze Provinz, und es wurden zahlreiche Versammlungen organisiert, in der eine immer wachsende Zahl von Rednern wie Politis, Henri de Jouvenel, Loucheur usw. zu Worte kamen.

Unsere Gruppe hat in folgenden Fällen die Unterstützung der offiziellen Kreise erfahren: Die Minister für Volksbildung — Léon Bérard im Jahre 1923 und Daladier im Jahre 1925 — haben Instruktionen erteilt, daß in allen Erziehungsinstituten die Tätigkeit des Völkerbundes und der Universitätsgruppe entsprechend gewürdigt werde und daß die Direktoren aller öffentlichen Schulen, aller Lyceen und Hochschulen den Vertretern der Universitätsgruppe der Völkerbundsfreunde die Bewilligung geben sollen, in den offiziellen Gebäuden der Schulen und Universitäten Vorträge über den Frieden zu halten. Unter den Folgen dieses Beschlusses ist die Organisierung der zahlreichen Vorträge und der den Propagandisten des Völkerbundes gewährte Zutritt

zu den Universitäten zu erwähnen. Man muß andererseits auf den internationalen Charakter, den diese Bewegung angenommen hat, hinweisen, der zu einer Bildung einer internationalen Universitätsvereinigung für den Völkerbund geführt hat, die heute zweiundzwanzig nationale Organisationen aus drei Kontinenten umfaßt und sich in Europa hauptsächlich auf Deutschland, Großbritannien, Italien, Frankreich, Österreich, Ungarn, Bulgarien usw. erstreckt.

Aber ich wollte nur von der jungen französischen Generation sprechen . . . Hier möchte ich einen besonders symptomatischen Vorgang aus der jüngsten Zeit erwähnen: Die Bildung des Jugendverbandes für den Völkerbund. Das Festessen, das am 24. Mai in der Avenue de St. Mandé stattfand, wurde zu einem unvergeßlichen Eindruck. Oberst Picot, der Präsident der „Gueules Cassées", einer unserer glorreichsten Kriegsverletzten und eine der geachtetsten Persönlichkeiten unseres Parlaments, Vorsitzender dieser Versammlung, hat die Solidarität dieser jungen Generation, von der wir sprechen, betont. Er wies auch auf den ungeheuren Feldzug zugunsten des Friedens und des Völkerbundes hin, den die Jugend führt und der sich durch den Zusammenschluß der Vertreter der 300 000 jungen Franzosen zur Unterstützung der vom Völkerbunde verteidigten Ideale dokumentiert.

Unter diesen Vertretern war auch der Präsident der Universitätsgruppe, die sich jedoch nicht nur auf die jungen Studenten beschränkt. Auch die verschiedensten konfessionellen Gruppen, die ich noch näher präzisieren möchte, nehmen an dieser Bewegung teil, und zwar: der katholische Verband der französischen Jugend, der eine der mächtigsten Jugendorganisationen ist und Anhänger aus allen Klassen, Arbeiter, Angestellte, Studenten zählt, der republikanische Jugendverband, der sich ebenfalls aus den vielfältigsten, konfessionell nicht gebundenen Elementen zusammensetzt. Diese beiden mächtigen Organisationen, die zweifellos dank ihrer Mitgliederzahl und der Sphäre ihrer Wirkung die beiden wichtigsten Jugendorganisationen sind, waren bis jetzt gewohnt, sich zu bekämpfen statt zusammenzuarbeiten. Die Vertreter aller französischen Boyscouts, die protestantischen, die jüdischen Organisationen des Verbandes „Junge Republik" (Marc Sangier), der Demokraten (Champetiers de Ribes), der republikanischen und der sozialistischen studentischen Universitätsliga (Herriot, Léon Blum) waren ebenfalls bei diesem Bankett anwesend.

Dieser Tag war der Ausgangspunkt einer sehr wichtigen Aktion. Er wurde zu einer wunderbaren Bestätigung der Einheit unserer heutigen Generation. Der Wortlaut der prinzipiellen Erklärung war absolut unzweideutig. „Die Jugendgruppen verschiedener Meinungen und Tendenzen, seien es korporative Organisationen, seien es politische, konfessionelle oder zum Ziel der Volksbildung gegründete Verbände, die infolge ihrer Programme nicht allzu häufig Gelegenheit fanden, zusammenzuarbeiten, glaubten, dem Wunsche aller ihrer Mitglieder,

den großzügigen Traditionen Frankreichs und dem elementarsten Menschheitsgeiste Rechnung zu tragen, indem sie ihre Bemühungen zusammenfaßten, um der Organisation des Friedens zu dienen.

„Sie wollen sich nicht in einen Kampf der inneren Politik einmischen. Von dem gemeinsamen Wunsche nach Ersetzung der materiellen Kraft der Waffen in den internationalen Beziehungen durch Gerechtigkeit und die ethische Kraft des Rechts beseelt, glauben sie, daß die Existenz des Völkerbundes im Leben der Völker eine ganz neue Situation geschaffen hat, und deshalb fühlen sie die Pflicht, zur Verbreitung dieser Ideen beizutragen und der neuen Organisation die Unterstützung der französischen Jugend entgegenzubringen.

„Sie haben die Absicht, mit den entsprechenden Einigungsbewegungen in anderen Ländern, die ihre notwendige Ergänzung bilden, zusammenzuarbeiten.

„Sie wissen, daß die Völker den Krieg ablehnen, und da ein internationaler Mechanismus existiert, der durch sein Wirken imstande wäre, einen Krieg zu verhindern, wollen sie ihre glühendsten Bemühungen der Vervollkommnung einer Institution widmen, die schon heute große Dienste geleistet hat und noch viel aktiver werden kann, falls sie durch die internationale öffentliche Meinung unterstützt wird.

„Sie maßen sich nicht an, die einzigen Förderer der internationalen Friedensaktion zu sein, da sie sich nur für Hilfsarbeiter anderer Kräfte halten. Aber der Anschluß der Jugend an neue Institutionen ist eine Vorbedingung ihres Erfolges. Die junge Generation darf daher dem Völkerbund ihre glühende Beteiligung nicht verweigern.

„Die diese Erklärung unterzeichnenden Gruppen haben ihre patriotischen Überzeugungen geprüft und gefunden, daß der Völkerbund keineswegs im Gegensatz zu der französischen Auffassung des vaterländischen Gedankens, die den Stempel der Großzügigkeit trägt und von jeder Angriffslust und jedem Eroberungswunsch frei ist, steht, sondern daß sich im Gegenteil die beiden Auffassungen harmonisch ergänzen.

„Die internationalen Garantien, die der Völkerbund bietet, geben den Völkern die Gewißheit, daß ihre berechtigten Interessen Beachtung finden werden.

„Die unterzeichnenden Gruppen wenden sich an die Jugendorganisationen aller sozialen Klassen und aller Meinungen und bitten sie um Zustimmung zu dieser Resolution."

Die Bedeutung dieses Schrittes ist von allen Seiten gewürdigt worden. Ich habe Glückwünsche von Briand, Poincaré, Herriot, Cecil, Hymans, Benesch, Guani, dem Präsidenten der Vollversammlung des Völkerbundes und zahlreichen anderen Persönlichkeiten empfangen. Diese Beweise der Ermutigung und der Sympathie mit unserer Bewegung haben unsere Bemühungen nach Vereinheitlichung und tatkräftigem Eingreifen noch verstärkt.

Warum ist es in einer Generation, in der Einigkeit so schwer zu ereichen ist, dem Völkerbund gelungen, so widersprechende Tendenzen und so verschiedene Verbände zusammenzufassen? Weil, wie ich bereits gesagt habe, der Krieg, der uns noch allen gegenwärtig ist, von allen in tiefster Seele gehaßt wird.

Wie wäre es auch möglich, daß die, die zwischen 1914 und 1918 zehn Millionen Tote, eine Geburtenverminderung von 21 Millionen, eine Steigerung der Sterblichkeitsziffer um 6 Millionen, eine Bevölkerungsabnahme von 37 Millionen innerhalb von vier Jahren gesehen haben, die dieses ungeheure Leid miterlebten oder beobachteten, sich nicht als Verbrecher fühlen müßten, wenn sie nicht ihre ganzen Energien für eine dauernde, entscheidende Organisierung des Friedens vereinigen würden? Denn die, die den Krieg mitgemacht haben, denken voller Schrecken an seine Wiederkehr. Mein Großvater sagte mir: Es wird wieder einen großen Krieg geben, wenn die, die den Krieg von 1870 miterlebten, sterben oder an Einfluß einbüßen.

Der Krieg wird dadurch ermöglicht, daß bis heute die Kriegsopfer nicht vereinigt waren und ihren Kindern die Grauen des Krieges und die Pflicht ihrer Arbeit am Frieden nicht beigebracht haben.

Deshalb hat die Jugend bei uns versucht, eine Brücke zu schlagen, die Nutzlosigkeit eines Krieges allen einzuhämmern und die ständige Ausdehnung einer Bewegung zugunsten des Völkerbundes zu sichern.

Wenn diese Bewegung sich bei der Jugend in allen Ländern durchsetzt, wird die Sache des Friedens einen großen Fortschritt zu verzeichnen haben.

Man muß die Völker daran gewöhnen, ihre Konflikte friedlich zu regeln, sich dem Schiedsverfahren zu unterwerfen, die Sicherheit zu gewährleisten und die internationale Entwaffnung durchzuführen. Um das Grauen eines künftigen Krieges zu vermeiden, muß man die europäische Wirtschaft auf eine neue Basis stellen, das Problem der Rassen, der Minderheiten und der Einwanderung regeln, die sozialen Probleme schlichten, und selbst dann wird die ganze Aufgabe noch nicht gelöst sein.

Unsere Generation muß das Unheil gutmachen, das mehr als zwanzig Generationen, die an gegenseitigen Kampf gewöhnt waren, angerichtet haben. Sie braucht Energie, ungebrochenen Glauben und das ewig wache Bewußtsein der Wirklichkeit.

Große Forderungen werden an sie gestellt werden, und doch erscheinen sie nicht zu gewaltig, wenn man an die Opfer unserer Vorgänger denkt, die mit zwanzig Jahren ihr Leben lassen mußten.

Die neue Entente.

Von *Robert Dell.*

Ich hatte nicht erwartet, daß die Schlußfolgerungen meines Artikel in der Juli-Nummer von „Nord und Süd“ so bald eine so auffallend Bestätigung erhalten würden wie durch das englisch-französisch Flottenabkommen, das meiner Ansicht nach das wichtigste Ereignis i der internationalen Politik seit Beendigung des Krieges bedeutet. Diese Abkommen ist das Ergebnis von Verhandlungen zwischen der britische Admiralität und dem französischen Marinestab, die schon seit langer im Gange waren. Gerade vor Mitte Juni schien es, als ob sie im Be griff waren zusammenzubrechen. Aber vierzehn Tage später einigt man sich auf Bedingungen, die Leygues, der französische Marine minister, vorgeschlagen hatte, und der „Kompromiß“, wie er offizie genannt wird, ist am 28. Juli, am Tage der Ankunft Sir William Tyrrell auf seinem Posten als britischer Botschafter in Paris, unterzeichne worden. Die französische Presse hat dieses Zusammentreffen für ei günstiges Omen gehalten. Noch nie ist, meiner Erfahrung nach, de Botschafter einer fremden Macht so enthusiastisch empfangen worde wie Sir William Tyrrell durch die französische halboffizielle Presse Die Tatsache, daß er den Einmarsch in die Ruhr gegen Lord Curzo und die britische Regierung jener Zeit unterstützt hat, ist mit besondere Freude in Erinnerung gebracht worden.

Vom französischen chauvinistischen Standpunkt, den neun unte zehn Franzosen ohne Rücksicht auf ihre politische Etikette ver treten, ist dieser Enthusiasmus vollkommen berechtigt, denn e ist jetzt klar geworden, daß dieses Flottenabkommen einen Te einer allgemeinen Entente bildet, die sich auf die Richtlinien de Vorkriegsentente stützt, das heißt ein ungeschriebenes, unformelle Bündnis zwischen England und Frankreich, das aus Gründen, die Lor Grey of Fallodon im Jahre 1906 Cambon auseinandersetzte, vie besser — oder je nach dem Standpunkt viel schlechter — ist al ein formeller Bündnisvertrag. Wie ungewöhnliche Bindunge jeder Art, ist es in der Praxis nur bindend für einen Teil — den einer der gern gebunden werden will. Wie ein französischer Schriftstelle einmal gesagt hat: „dans l'amour il y a toujours l'un qui aime et l'auti qui est aimé“, und wir wissen, in welche Kategorie Sir Austen Cham berlain gehört, wenn es sich um Frankreich handelt. Die Politik vo Locarno ist beiseitegeschoben worden, und wir finden uns wieder i der Zeit von 1905 bis 1914. Sir Austen Chamberlain besitzt sowohl i intellektueller wie in moralischer Hinsicht eine große Ähnlichkeit m

Lord Grey of Fallodon. Keiner von beiden ist ein „Adler", wie die Franzosen sagen, und beide sind gottesfürchtige Männer von einer bewußten Rechtschaffenheit, die sie zu den besten Instrumenten einer macchiavellistischen Politik macht. Nur ein gottesfürchtiger Mann ist eines solchen Doppelspiels fähig, wie es Lord Grey von 1905 bis 1914 gespielt hat. Es ist daher nicht erstaunlich, daß Sir Austen Chamberlain haargenau die Vorkriegspolitik von Lord Grey wiederholt.

Sir Austen Chamberlain ist jedoch nur ein Instrument, und es ist möglich, daß der arme Mann sich garnicht aller Konsequenzen seiner Politik bewußt wird, in die ihn seine sentimentale Liebe zu Frankreich verwickelt hat. Der wirkliche Vater dieser Politik ist eben Sir William Tyrrell, und dieses Aufleben der Vorkriegsentente ist ein Triumph, der seiner Karriere die Krone aufsetzt. Er war imstande, das Foreign Office mit dem Bewußtsein zu verlassen, daß sein Werk vollendet ist, und er ist mit der Überzeugung nach Paris gekommen, daß seine Arbeit nicht rückgängig gemacht werden kann, und daß mindestens für eine Reihe von Jahren die Entente reibungslos arbeiten wird und vielleicht noch zu größeren Kombinationen führen kann. Sir William Tyrrell hat erfolgreich Sir Austen Chamberlains Liebe für Frankreich ausgenutzt, aber er teilt sie nicht. Die Vorkriegsentente war das Ergebnis der Furcht vor Deutschland; die Nachkriegsentente ist das Ergebnis der Furcht vor Frankreich, wie ich es schon im Juli gesagt habe. Sir William Tyrrell glaubt, daß die englische Macht im Sinken begriffen ist, daß Frankreich jetzt die stärkste Macht in Europa ist und es die Möglichkeit hat, England großen Schaden zuzufügen, daß eine Entente mit Frankreich die beste Politik für England und das einzige Mittel sei, um Frankreich daran zu verhindern, Unheil anzurichten. Die Alternative wäre eine Verständigung mit den Vereinigten Staaten, aber Sir William Tyrrell ist Antiamerikaner, und das britische Foreign Office ist noch in der napoleonischen Epoche steckengeblieben wie das Quai d'Orsay in der Ludwigs XIV. Die englisch-französische Vorkriegsentente hat sich unter Einbeziehung Rußlands zum Dreibund entwickelt, und es kann sein, daß Sir William Tyrrell bei der Übernahme seines Pariser Postens den Hauptzweck verfolgte, Frankreich und Italien zu versöhnen und einen „lateinischen" oder, besser gesagt, katholischen Block zu bilden — denn er würde sich selbstverständlich auch auf Polen erstrecken —, der von England unterstützt wäre. Wenn dies der Fall ist, zweifle ich, ob er Erfolg haben wird. Italien ähnelt der großen Dame des 18. Jahrhunderts, die empört war, als man sie fragte, ob sie ihre Tugend für 100 000 Franken opfern würde, jedoch versprach, sich die Sache zu überlegen, als man eine Million erwähnte. Ich zweifle, daß Frankreich bereit sein wird, den Preis zu zahlen.

Als Sir Austen Chamberlain am 30. Juli im Unterhaus verkündete, daß Frankreich und England in der Frage der Flottenabrüstung zu einem Kompromiß gelangt seien — eine Ankündigung, die der französischen

Regierung überraschend kam —, konnte man in der französischen halboffiziellen Presse Symptome der Erregung über diese Enthüllungen feststellen, die man als vorzeitig bezeichnete, wie auch über die einschränkende Darstellung des Abkommens. Das „Echo de Paris" schrieb, daß Sir Austen Chamberlain sich sicherlich dessen bewußt sein müßte, daß die ganze Wahrheit später durchsickern würde. Sie sickerte früher durch, dank der halboffiziellen französischen Presse. Es ist nicht leicht, die verblüffende Indiskretion dieser Presse und ihrer Drahtzieher zu erklären, die auf diese Weise die Katze aus dem Sack ließen, in dem Sir Austen Chamberlain sie zu halten versuchte. Den Franzosen fällt es zwar schwer, Dinge für sich zu behalten, hauptsächlich wenn sie, wie in diesem Fall, begeistert und triumphierend sind, aber sie waren vielleicht verstimmt über die Art und Weise, in der Sir Austen die Bedeutung der Frage zu verringern suchte und wollten ihn sofort auf seine ungeschriebenen Verpflichtungen festnageln.

Jedenfalls fing die französische halboffizielle Presse an auseinanderzusetzen, daß das Abkommen auf eine Zusammenlegung der französischen und britischen Flotte hinausläuft. Die britische Admiralität und die französische Marine sollen miteinander in Kontakt bleiben, häufige „Besprechungen" pflegen — um Lord Greys Lieblingsausdruck zu gebrauchen —, „ihre Bemühungen vereinigen und gemeinsam die Quote und das Tempo der Erneuerung der beiden Flotten regeln". Der oben zitierte Satz stammt aus dem Artikel eines maßgebenden Flottensachverständigen, René La Bruyère, im „Journal des Debats" vom 9. August, der sich am deutlichsten über diese Frage ausgesprochen hat. Er sagt, daß die Tonnage der in den beiden Ländern gebauten Kriegsschiffe zum gemeinsamen Schutz des Überseebesitzes der beiden Länder bestimmt sei, daß das Abkommen „eine strategische Kombination der Funktion sei, die bis auf den Namen der Flottenverschmelzung gleichkommt, die zwischen Frankreich und England vor dem Kriege vorhanden war", und daß „Umstände sich herausbilden könnten, die sie verpflichten würden, ihre Bemühungen zur Verteidigung ihres so teuer erkauften Besitzes zu vereinigen". Also kurz gesagt: eine Allianz bis auf den Namen.

Die französische halboffizielle Presse hat fernerhin gesagt, daß Frankreich sich „die vollkommene Konstruktionsfreiheit" in bezug auf „alle Schiffe, die für Frankreich von Interesse sind", vorbehält, wie auch freie Hand in bezug auf die Rüstungen zu Lande, da die britische Regierung sich ausdrücklich darauf geeinigt hat, keinen Einwand gegen die allgemeine Wehrpflicht zu erheben, die Frankreich unbeschränkte Reserven zur Verfügung stellt. Schließlich wurde erklärt, daß dieses Abkommen „der französischen Flotte wieder die erste Stellung innerhalb der Weltflotte zurückgibt".

Es ist besonders bezeichnend, daß diese Feststellung nur durch die

halboffizielle Presse gemacht wurde, die offensichtlich vom Quai d'Orsay oder vom Marineministerium oder von beiden inspiriert wird. Die Blätter der Linken, die Radikalen und die Sozialisten haben kein Wort über das Abkommen gebracht, mit Ausnahme von zwei oder drei Agenturtelegrammen aus London oder Washington. Dieses Schweigen über eine Sache von solcher Bedeutung ist vielleicht noch unheilverkündender als die Beredsamkeit der halboffiziellen Zeitungen. Wenn diese Erklärungen unwahr wären, wenn es keine Rechtfertigung für den Triumphgesang, der von allen chauvinistischen und militaristischen Blättern in Frankreich angestimmt wird, gäbe, würden sich die Blätter der Linken der Mühe unterzogen haben, die Tatsachen zu prüfen und die falschen Behauptungen zu widerlegen. Das Schweigen der Blätter der Linken beweist, daß sie die Behauptungen für zutreffend halten, und obwohl sie sich schämen, in den chauvinistischen Jubel einzustimmen, sind sie selbst zu chauvinistisch, um gegen das Abkommen anzukämpfen. Vielleicht hat ihnen auch Briand einen Wink gegeben, daß sie sich ruhig verhalten sollen. Er muß sich dessen bewußt sein, daß das englisch-französische Abkommen sich kaum mit dem Geist oder auch nur mit dem Buchstaben des Locarnovertrages in Einklang bringen läßt, und er wünscht zweifellos, seinen Ruf als Friedensapostel solange wie möglich zu erhalten, obwohl er durch seine Einstellung zum Kellogg-Pakt ein wenig an Glanz eingebüßt hat.

Am 11. August hat der „Matin" ein offensichtlich halboffizielles Kommuniqué veröffentlicht, das die Hauptbestimmungen des Flottenabkommens enthält, die vollkommen die Behauptungen der halboffiziellen französischen Presse bestätigen. Nach diesem Kommuniqué des „Matin" erstreckt sich das Abkommen nicht auf Schiffe von mehr als 10 000 Tonnen, die mit 8-Zoll-Kanonen ausgestattet sind, weil diese Schiffe bereits durch das Washingtoner Abkommen eingeschränkt sind und daher selbstverständlich nicht den neuen Einschränkungen anheimfallen können. Man ging von dem Prinzip der Einschränkung der einzelnen Kategorien aus, aber nur zwei Kategorien sollen herabgesetzt werden, und zwar Kreuzer, die nicht mehr als 10 000 Tonnen betragen und mit Kanonen von über 6 Zoll (155 mm) bis zur äußersten Grenze von 8 Zoll ausgerüstet sind, wie auch Unterseeboote von über 600 Tonnen. Eine Einschränkung der Kreuzer mit Kanonen von nicht mehr als 6 Zoll oder der Unterseeboote unter der Grenze von 600 Tonnen, das heißt der Schiffe, die für Frankreich „von Interesse" sind, ist nicht vorgesehen. Frankreich bekommt eine unbeschränkte Zahl von kleinen Unterseebooten und England seine unbeschränkte Zahl kleiner Kreuzer. Bei den beiden den Einschränkungen unterworfenen Kategorien ist eine vollkommene Parität den beiden Mächten zugesichert worden, sodaß Frankreich, wenn es ihm beliebt, so viele Schiffe bauen kann wie England und die Vereinigten Staaten und seiner Flotte „die erste Stellung innerhalb der Weltflotte" verschaffen kann. Nachdem

Frankreich das größte und stärkste Heer der Welt besitzt, kann es sich jetzt eine Flotte schaffen, die der jedes anderen Landes entspricht, mit Ausnahme der großen Schlachtschiffe. Die Geschichte liebt Wiederholungen. Man glaubt wieder den berühmten Ausspruch zu hören „Unsere Zukunft liegt auf dem Wasser". Minister Leygues hat es in den letzten Tagen, wenn auch mit anderen Worten, gesagt.

Dieses Abkommen ist offensichtlich ein zynischer Verrat im Kampf um die Entwaffnung. Die Bestimmungen über die Unterseeboote sind besonders abscheulich. Eine solche Waffe, die, abgesehen von jeder anderen Berücksichtigung, eine Todesfalle für die unglücklichen Opfer ist, die ihre Bemannung bilden, dürfte nur auf eine Art und Weise behandelt werden, und zwar müßte sie vollkommen aus der Welt geschafft werden. Dies war früher die englische Politik, und wenn man an ihr festgehalten hätte, hätte man zweifellos die amerikanische Unterstützung dafür gewonnen. Das Einverständnis mit der allgemeinen Wehrpflicht macht jede Entwaffnung der Landheere unmöglich. Kurz gesagt, der Zweck des ganzen Abkommens scheint offensichtlich die Sicherstellung einer gemeinsamen Herrschaft zur See und einer gemeinsamen Hegemonie in Europa mit geringeren Mitteln zu sein, und nicht eine Förderung der Entwaffnung. Es gab nur einen einzigen Prüfstein der Ehrlichkeit der britischen und französischen Regierungen in der Frage der Entwaffnung. Sind sie bereit oder nicht, die Bedingungen anzunehmen, die sie Deutschland aufzwangen? Die Frage ist jetzt beantwortet worden.

Es wird in England behauptet, daß dieses Abkommen bloß provisorisch ist, nur ein Vorschlag, der anderen Flottenmächten unterbreitet werden soll und hinfällig werden wird, falls sie sich weigern, es anzunehmen. Die Franzosen behaupten jedoch, daß, obwohl die anderen Mächte ersucht wurden, dem Abkommen beizutreten, es für Frankreich und England bindend sei, ohne Rücksicht auf die Stellung der anderen Länder. Dies klingt viel wahrscheinlicher, und obwohl das Foreign Office durch seine „diplomatischen Korrespondenten" in der Londoner Presse verkünden ließ, daß das Abkommen nur einen provisorischen Charakter trage, hat sie dies nie selbst kategorisch erklärt. Das Foreign Office hat bis jetzt den Erklärungen der halboffiziellen französischen Presse kein kategorisches Dementi entgegengesetzt und auch die französische Regierung nicht ersucht, diese Behauptungen zu widerrufen. Es hat sich immer wieder der anonymen diplomatischen Korrespondenten bedient, dieser nicht zu fassenden, professionellen Verfertiger von Dementis, die wir aus der Zeit von Lord Grey kennen. Das Foreign Office kann nach einem Satz aus dem Buche Lord Greys „Fünfundzwanzig Jahre" sagen, daß seine Dementis „vollkommen zutreffend" sind, jedoch nicht „die Fragen beantworten, die gestellt wurden". Es ist selbstverständlich zutreffend, daß es kein Bündnis in dem rein technischen Sinne des Wortes ist. Auch vor dem Kriege

war kein Bündnis vorhanden. Die Geschichte wiederholt sich wortwörtlich. Wenn die Darlegungen in der halboffiziellen französischen Presse unwahr wären, hätte man ein ganz einfaches Mittel, um diese Tatsache zu beweisen, und zwar die Veröffentlichung des Wortlautes des Abkommens. Aber es scheint, daß sich die britische Regierung der Veröffentlichung jedenfalls im gegenwärtigen Augenblick widersetzt. Es ist jedoch unwahrscheinlich, daß das Quai d'Orsay oder das Marineministerium absichtlich Illusionen ermutigt haben sollte, die man jeden Moment als unzutreffend widerlegen könnte. Ein so albernes Unterfangen hätte weder Zweck noch Sinn. Es ist vollkommen klar, daß die britische Admiralität sich nie mit einem solchen Abkommen einverstanden erklärt hätte, wenn es nicht eine Allianz bis auf den Namen wäre. Die Admiralität ist nicht sehr intelligent und ist in ihrer Entwicklung noch in der Epoche von Nelson steckengeblieben. Aber sie ist klug genug, um Frankreich nicht eine unbeschränkte Zahl von Unterseebooten zu bewilligen, wenn sie im Kriegsfalle gegen die britische Handelsflotte gerichtet werden könnten. In Wirklichkeit ließ sich die britische Admiralität von ihrer Furcht leiten und von den Franzosen so weit einschüchtern, daß sie schließlich nachgab. Wenn sie jedoch tatsächlich vor einem französischen Angriff Angst hätte, würde sie ein viel besseres Mittel zur Vermeidung der französischen Gefahr in einer Verständigung mit den Vereinigten Staaten und einer gemeinsamen Aktion zur Durchführung einer wirklichen Flottenabrüstung mit Einschluß einer vollkommenen Aufhebung der Unterseeboote gefunden haben. Das Foreign Office und Sir William Tyrrell insbesondere sind zweifellos für den Verzicht auf diese Methode verantwortlich. Die politische Einstellung des Foreign Office zum Kellogg-Pakt wird jetzt verständlich. Das Aufleben der Vorkriegsentente geht meiner Ansicht nach auf den Besuch des Präsidenten Doumergue und Briands in London im vergangenen Jahre zurück und hat seinen Ursprung in der irrsinnigen Politik des Foreign Office gegenüber Rußland. Es wollte durch diese Politik die französische Unterstützung erreichen oder wenigstens die Verpflichtung, daß Frankreich den britischen Bruch mit Rußland nicht dazu ausnutzen wird, um selbst Konzessionen von der russischen Regierung zu erwirken. Deshalb hat Sir Austen Chamberlain seine vorherige Theorie, daß der Locarnovertrag die alliierten Regierungen moralisch zur Räumung des Rheinlandes zwingt, aufgegeben. Nachdem er Frankreich freie Hand in dieser Angelegenheit gegeben hat, ist die französische Haltung gegenüber Rußland, obwohl es zu keinem Bruch der diplomatischen Beziehungen kam, allmählich immer ablehnender geworden.

Durch den Kellogg-Pakt ist die Entscheidung spruchreif geworden. Die Stellungnahme der französischen Regierung zu diesem Vorschlag zwang England, zwischen Amerika und Frankreich zu wählen. Es lag in der Hand Englands, durch die bedingungslose Annahme des

Kellogg-Paktes der Kontinentalpolitik Frankreichs, die das Haup hindernis eines dauernden Friedens ist, den Todesstoß zu versetze und zugleich England in engere Beziehung zu Amerika zu bringe Andererseits lag es in der Macht Englands, durch die Unterstützur Frankreichs den Kellogg-Pakt auf eine leere und heuchlerische Form zu reduzieren. Sir Austen Chamberlain und Sir William Tyrre haben den letzten Weg eingeschlagen. Von dem Augenblick an, in de Sir Austen Chamberlain am 6. März in Genf die französischen Ein wände unterstützte, war England an Frankreich gebunden. Der Kellog Pakt wurde zu einer leeren und heuchlerischen Formel, und Englan und Frankreich haben sich in der Tat gegen die Vereinigten Staate gegen die Abrüstung und selbstverständlich gegen Deutschland ve einigt. Die neue Entente ist ebenso entschieden antideutsch wie d alte. Ich meine damit nicht, daß England und Frankreich auch nu die geringste Absicht haben, Deutschland oder irgendeinem andere Lande den Krieg zu erklären. Meiner Ansicht nach ist ein Krieg i Europa in den nächsten 20 Jahren unwahrscheinlich, wenn auch nich unmöglich. Aber die neue Entente wird Frankreich und Deutschlan einander fernhalten, und Frankreich wird freie Hand haben, un Deutschlands Forderungen, hauptsächlich in bezug auf die Evakuierun des Rheinlandes, zurückzuweisen.

Ebenso wie die französische Haltung gegenüber Rußland nac Briands Besuch in London ablehnend wurde, ist auch Frankreich Stellungnahme zu Deutschland in letzter Zeit abweisender geworde Man kann eine betonte Verschlechterung in dieser Hinsicht in de französischen Presse, hauptsächlich in der Presse der Linken, fes stellen. In der heftigen Kampagne gegen den Anschluß ist kein Bla erbitterter und feindseliger gegen Deutschland gewesen als die radikale Zeitungen, und die Artikel in dieser Frage waren in einem so drohende Ton gehalten, wie ich ihn mindestens jahrelang in der französische Presse nicht bemerkt habe. Zweifellos ist diese Kampagne anfangs vo Prag inspiriert worden, und zwar mit Methoden, die gewöhnlich vo ausländischen Regierungen angewandt werden, um die französisch Presse zu beeinflussen. Aber ich bin überzeugt, daß das Quai d'Orsa den Blättern nie gestattet hätte, so weit zu gehen, wenn nicht die neu Entente mit England die französische Politik gegenüber Deutschlan beeinflußt hätte.

Meiner Ansicht nach tragen gewisse verständnislose frankophil Kreise in Deutschland einen Teil der Schuld an der jetzigen bedauerns werten Lage der Dinge. Es wurde zu viel von einer unmittelbare Verständigung zwischen Frankreich und Deutschland ohne, wenn nich gegen England gesprochen. Wir haben das groteske Schauspiel erleb daß das offizielle Organ der deutschen sozialistischen Partei Poincar als den wahren Freund Deutschlands bezeichnete und ihm Meinunge unterschob, für die er sich hüten würde, die Verantwortung zu über

nehmen. Die Deutschen werden so oft beschuldigt, daß ihnen das Verständnis für die Psychologie anderer Völker fehlt. In Wirklichkeit stehen sie nicht allein in dieser Hinsicht und sind sicherlich nicht schlimmer als die Franzosen. Aber die frankophilen Kreise in Deutschland scheinen mir vollkommen die französische Psychologie mißverstanden zu haben. Sie hätten wissen müssen, daß den Franzosen jede Vereinbarung mit einem anderen Volke gleichgültig ist, wenn sie sich nicht gegen ein drittes richtet, und daß neun Zehntel der Franzosen, die für eine deutsch-französische Verständigung eintraten, sie als Waffe gegen England gebrauchen wollten. Sie hätten immer eine Verständigung mit England gegen Deutschland vorgezogen, aber sie glaubten nicht an deren Zustandekommen. Der Vertrag von Locarno war und ist unpopulär in Frankreich, weil England sowohl Deutschland wie Frankreich schützte, weil es das Ziel verfolgte, die drei Länder einander anzunähern. Das war die einzige Methode, um eine französisch-deutsche Verständigung herbeizuführen, die nur durch englische Vermittlung möglich war. Locarno hat sein Ziel verfehlt, weil die Franzosen die englische Vermittlung ablehnten und die Deutschen sich nicht genug Mühe gaben, um ihre Fortdauer zu sichern. Ich spreche nicht von der deutschen Regierung — Dr. Stresemann ist der einzige europäische Außenminister, der konsequent in den letzten fünf Jahren eine richtige und vernünftige Politik verfolgt hat —, sondern von den deutschen Sozialisten und einer gewissen Gruppe von Demokraten. Wenn sie die Hälfte der Zeit und der Energie, die sie auf die Pflege der französischen Freundschaft verschwendet haben, dazu verwandt hätten, um mit der englischen Labour Party und den englischen Liberalen in Kontakt zu bleiben und sie in erster Linie auf dem Laufenden zu halten, wären wir wahrscheinlich nicht in diese Sackgasse geraten.

Unter den heutigen Umständen setzen wir unsere ganze Hoffnung, um Sir William Tyrrell schachmatt zu setzen und das von ihm angerichtete Unheil wieder gut zu machen, auf die Labour Party und die Liberalen, und auch diese Hoffnung ist keineswegs sicher, da sowohl die Labour Party wie die Liberalen gewöhnlich sehr schlecht über die kontinentalen Ereignisse informiert sind. Ich und meine Freunde in Paris versuchen, sie auf dem Laufenden zu halten, aber es ist eine sehr schwierige Aufgabe, und wir brauchen Hilfe. Diese Hilfe sollte von Deutschland kommen. Die Freunde des Friedens und der internationalen Verständigung in Deutschland sollten sich mit uns vereinigen, um von der Labour Party und den Liberalen die ausdrückliche Erklärung zu erwirken, daß sie, falls sie zur Macht gelangen sollten, sofort das Flottenabkommen rückgängig machen und mit der ganzen Politik, die zu diesem Ergebnis geführt hat, brechen werden.

Akademikeraustausch.

Von *Werner Picht,*
Leiter der Universitätsabteilung des Völkerbundsinstituts für geistig Zusammenarbeit.

In wenigen Wochen vollendet sich eine Dekade, seit wir die Heim kehr aus dem Weltkriege antraten, und wir bedenken unwillkürlich de langsamen und mühevollen Prozeß dieses Zu-sich-selber-kommens eine Welt —: ein weiter Weg, zu dessen Zurücklegung selbst diese zeh Jahre noch nicht genügt haben. Und dies, obwohl das Ringen ur Gesundung, die Sorge um Wiederherstellung oder Ersatz zerstörte Ordnungen, um die Sicherung einer friedlichen Lebensgemeinschaft de Völker die Welt seither in Atem hält und sie zusammenschließt z einer seltsamen Schicksalsgemeinschaft der von gemeinsamer Furch Befallenen. Von der Furcht, nichts gegen die dunklen Mächte zu ver mögen, wenn diese abermals der zivilisierten Welt zu einem regellose Tanze der Vernichtung aufspielen sollten.

Gegen dieses Gefühl der Ohnmacht sträubt sich der Geist, wenn gleich noch geschwächt durch das Bewußtsein, zu den Geschlagene des Weltkriegs zu gehören. Denn er ist dem Trug der Politiker gleicher maßen erlegen wie der Borniertheit der Militärs, wie dem Geschre der Menge, wie — was ihm am wenigsten Unehre brachte — de großen Leidenschaften des Für und Wider, welche die Katastrophe i jedem wahrhaft Beteiligten entfesselte. Dieser Bankrott des Geiste eben trägt die Schuld an dem schleppenden Heilungsprozeß der Wel

Aber man spürt, daß man seiner auf die Dauer nicht entrate kann. Der Politiker öffnet sich — zögernd zwar und mit Vorbehalte — der Einsicht in die Ohnmacht einer politischen Praxis, die nicht be dem denkenden und urteilenden Nicht-Politiker, bei dem „geistigen Menschen jeder Art, Unterstützung sucht. Eine Unterstützung, di dieser zu geben vermag. Denn die Politik ist im Unterschied zu de meisten anderen Disziplinen dem Verständnis des Laien nicht ver schlossen. Die schwierige und listenreiche Kunst ihrer Praxis ist zwa Geheimnis des Fachmanns, aber jeder denkende Beobachter des Welt

geschehens kann die gleiche Kompetenz in der Beurteilung des „Ganges der Handlung" im großen in Anspruch nehmen. In dem Grade, in dem diese Einsicht an Boden gewinnt, die Einsicht von der legitimen und unentbehrlichen Mitwirkung der „Träger des Geistes" bei der Bestimmung des politischen Geschehens, bemüht sich der Politiker um die Rekrutierung der Gebildeten.

Dem Gesagten entspricht es zum mindesten symbolhaft, wenn die höchste politische Instanz der Nachkriegszeit, der Völkerbund, im Laufe der Jahre sich veranlaßt sah, ein Internationales Institut für geistige Zusammenarbeit zu entwickeln. Es wird weiter und am deutlichsten belegt durch die zunehmende Bedeutung, welche die Regierungen kulturpolitischen Unternehmungen mit internationalem Vorzeichen einräumen. „Verständigung" ist das Motto der großen Politik, und hier scheint es allerdings auch ohne eigentlichen Glauben an den Geist auf der Hand zu liegen, daß, vom Politiker aus gesprochen, der Gebildete befähigt sein dürfte, sich nützlich zu machen. So werden mit Unterstützung der höchsten Stellen internationale Zeitschriften gegründet, durch Vorlesungen erster Kenner sucht man die Psychologie der Kriegsgegner einem größeren Kreise zu erläutern, man findet sich zusammen in der Feier der Geisteshelden eines Volkes.

Von allen diesen Bemühungen, über deren Tiefgang und praktische Wirksamkeit man verschiedener Meinung sein kann, soll hier weiter nicht die Rede sein. Vielmehr soll in kurzen Worten auf eine besondere Spielart dieser Verständigungsmethoden eingegangen werden: auf den Akademikeraustausch.

Das Wort wird heute vielfach in einem sehr weiten Sinne gebraucht und umfaßt so alles, was zur Förderung der Lehr- oder Lerntätigkeit von Akademikern im Ausland geschieht. Ein von mir bearbeitetes Handbuch aller dieser Einrichtungen in sämtlichen europäischen Ländern ist eben erschienen [1]). Es zeigt mit seinen über 300 Organisationen aufs deutlichste, welche Aufmerksamkeit dieser Frage seit dem Kriege geschenkt, welche Fülle von Energie und Mitteln hier investiert wird. Es zeigt freilich auch, in welchem erschreckenden Maße dem heutigen Leben die Fähigkeit fehlt, sich auf natürliche Weise zu regeln, und wie es auf Schritt und Tritt der Krücke der Organisation bedarf — die dann wieder ihrerseits den Menschen weder Zeit noch Raum zu spontaner Betätigung läßt.

Der civis academicus hat nicht — man wird sagen müssen: nicht mehr — ein Bürgerrecht in der gesamten akademischen Welt, kraft dessen er sich an jeder hohen Schule, die er zu beziehen wünscht, zu Hause fühlen könnte und eines herzlichen Empfanges gewiß wäre.

---

[1]) Akademischer Austausch in Europa. Ein Handbuch, herausgegeben vom Internationalen Institut für geistige Zusammenarbeit. Paris 1928. Deutsche, englische, französische Ausgabe. Vertrieb für Deutschland: Alfred Lorentz, Kurprinzstr. 10, Leipzig.

In dem Maße, in dem die Universitäten Ausbildungsanstalten für ein bestimmte Anzahl fest umschriebener und durch Examensvorschrifte geschützter Berufe geworden sind, und seit die Zahl der späteren Staats angestellten unter den Studenten die der Wissenschaftler um ein Viel faches übertrifft, ist auch der übernationale Charakter der Universitä aufgehoben. Denn nur soweit sie wissenschaftliche Bildungs- un Forschungsstätte ist, aber nicht als staatliche Funktionärschule kan sie durch das Ethos der übernationalen Wissenschaft bestimmt sein So ist es dahin gekommen, daß mit der Entwertung des Begriffe Student, mit der Ungleichwertigkeit der den verschiedensten Bedürf nissen dienenden Hochschulen Schutzmaßnahmen gegen die Zuwande rung beliebiger ausländischer Studenten nötig wurden, die zu so kom plizierten Aufnahme- und Berechtigungsvorschriften geführt haben, da ihre dringend erwünschte Kodifizierung bisher jedem Versuch ge trotzt hat.

Auf der anderen Seite wiederum führen die erwähnten „kultur politischen" — also ebenfalls gänzlich unakademischen — Gesichts punkte dazu, daß man sich, stellenweise unter kaum verhüllter Be teiligung der Außenministerien, um die Heranziehung ausländische Studenten, vor allem politisch wichtiger Länder, bemüht. Auch dami ist freilich höchstens sehr mittelbar einer die Nationen verbindende civitas academica gedient, für deren Nicht-Bestand, wenn es noch eines Zeugnisses bedarf, die konfliktenreiche Geschichte und de Mangel lebendiger Auswirkung der Confédération Internationale des Etudiants deutlicher Beweis ist.

Aus allen diesen Gründen also ist der ausländische Akademike an der Universität zunächst heimatlos, und es sind mannigfache An stalten zu treffen, um ihm in seiner Isolierung und Ratlosigkeit beizu stehen. Daß diese, die gegebenen Verhältnisse vorausgesetzt, ein so buntes Bild zeigen, ist dabei nicht unbedingt ein Mangel. Es fehlt nich an Anregungen zu organisatorischer Vereinheitlichung, und insbeson dere auf amerikanischer Seite stößt man immer wieder auf Befremdung einer solchen vermeinten Kräfteverschwendung gegenüber. Nun is es zwar richtig, daß wir soeben eine wahre Gründerperiode auf diesem Gebiet erlebt haben, die, während sie die Bedeutung der Ausländer fürsorge und des Studiums im Ausland ins Licht gerückt hat, auch manches Überflüssige zutage förderte. Aber aufs Ganze gesehen ist nicht zu vergessen, welcher Vielfalt von Bedürfnissen diese notwendig stark spezialisierte und individualisierte Arbeit zu entsprechen hat Auch wieviel wertvolle Impulse ethischer und religiöser Art in diesen Institutionen ihr Gefäß gefunden haben, dessen Zerstörung ihren Ver lust bedeuten würde — ein Verlust, der, nebenbei bemerkt, auch nicht ohne materielle Folgen wäre. Die Musterkarte des Austauschs ist bunt wie das Gesicht unseres alten Erdteils selbst. Europa hat, um mit Goethe zu sprechen, seine Basalte und muß damit rechnen.

Etwas aber ist für jeden Staat mit entwickeltem Hochschulwesen und Ausländerstudium zu fordern: eine Informationszentrale, die zugleich ein clearing-house für alle Austauschbestrebungen wäre. Aufgabe dieser Stelle hätte zu sein: 1. jeden Interessierten, insbesondere die ausländischen Akademiker selbst, vollständig und verläßlich über die für das Ausländerstudium wichtigen Bestimmungen und Einrichtungen des betreffenden Landes zu unterrichten; 2. unfruchtbare Konkurrenz und double emploi zwischen den Austauscheinrichtungen auszuschalten; 3. von den bestehenden Einrichtungen gelassene Lücken zu füllen.

In Deutschland ist in der Tat eine solche Einrichtung im Werden in der Deutsch-Akademischen [2]) Auslandsstelle des Verbandes der Deutschen Hochschulen, Dresden, Kaitzerstraße 2, deren endgültiger Ausbau in dem angegebenen Sinne in den nächsten Monaten erwartet werden darf.

Auch für den Austausch im engeren Wortsinn, die auf Gegenseitigkeit beruhende Einladung von Studenten und jungen Forschern, darf sich Deutschland einer vorbildlichen Einrichtung rühmen im Akademischen Austauschdienst [3]). Diese seit 1925 bestehende Organisation, die in Fühlung mit den Behörden, aber von diesen unabhängig arbeitet, pflegt in erster Linie den akademischen Austausch mit England, Frankreich und den Vereinigten Staaten. Grundprinzipien der Arbeit sind: strengste Qualitätsansprüche, also relativ kleine Zahlen (jährlich vergebene Freistellen zurzeit rund 10 für England, 5 für Frankreich, 10 für Amerika), und enges Zusammenwirken mit Schwesterstellen im Ausland (England: Anglo-German Academic Board, Frankreich: Office national des Universités et Ecoles françaises, Verein. Staaten: American-German Student Exchange beim Institute of International Education, New York). In dieser praktischen Zusammenarbeit mit autorisierten Vertretern der akademischen Welt eines anderen Landes wird ein wesentlicher moralischer Wert gesehen, ganz abgesehen von dem Vorteil des Auslandsstudiums für den einzelnen Stipendiaten.

Wenn man diese gesamte Tätigkeit überblickt, drängt sich das Bedürfnis auf, mit größerer Präzision, als es gemeinhin geschieht, nach Wert und Wirkung dieser Bemühungen zu fragen.

Die Antwort, die stets rasch bei der Hand ist, lautet: Verständigung, Befriedung der Welt durch Verstehen. In dieser Zielsetzung aber scheint sich uns ein allzu naiver Optimismus auszudrücken, ein aufklärerischer Optimismus, der wundernehmen muß bei einer Generation, die erfahren hat, daß weder Interessen noch Leidenschaften vor einem

---

[2]) Warum eigentlich dieser Zusatz? Es ist genau dies schwerfällige Zuviel mit einer gesinnungsmäßigen Überbetontheit, das als Wagner-Stil im Ausland gegen deutsches Wesen einnimmt.

[3]) Leiter: Oberregierungsrat Dr. Morsbach. Adresse: Berlin C 2, Schloß, Portal III.

Besser-Wissen haltmachen. Weiß man nicht, daß die durch deutsch Universitäten hindurchgegangenen Präsidenten amerikanischer Hoch schulen die ärgsten Deutschenfresser waren (vielleicht nicht unbeein flußt durch das Ressentiment, das die amerikanische Wissenschaft i einer Periode natürlichen Emanzipationsstrebens stellenweise an stärksten der deutschen Wissenschaft gegenüber empfindet, weil hie ihre größten Abhängigkeiten liegen)? Und ferner: glaubt man wirklich daß ein junger Mensch nach einjährigem Studium an einer ausländischen Universität ein fremdes Volk verstehen gelernt hat? Das wird wo nicht ganz ungewöhnliche Kräfte der Rezeption und des Urteils vorliegen, nur da denkbar sein, wo ein Verständnis gerade dieses Volkes in dem Betreffenden vorgebildet ist, also ebenfalls in Ausnahmefällen mit denen eine Organisation nicht rechnen kann. Ein wirkliches Verstehen fremden Wesens ist einem anderen Individuum wie einer anderen Nation gegenüber stets ein Phänomen. Und ungezählte Berichte von Austauschstudenten bestätigen stets aufs neue, daß, sobald der Schreiber sich von der Einzelbeobachtung löst, die sehr treffend und interessant sein kann, er in Gefahr ist, klischierten Urteilen zu verfallen, die nicht in den Kern des fremden Volkstums eindringen. Bewunderung und Ablehnung ist fast stets fühlbar durch die Bedürfnisse des Beobachters bestimmt.

Wir möchten also behaupten, daß, allgemein gesprochen, das Ziel des Verstehens einer anderen Nation für den Austauschstudenten — so sehr er darum bemüht sein soll — zu hoch gesteckt ist; und daß selbst wenn es erreicht würde, seine politische Auswirkung eine problematische bliebe.

Was also läßt sich erreichen?

Zunächst die Schaffung einer Atmosphäre von good will durch freundwillige Zusammenarbeit, Gewährung von Gastfreundschaft, Aufbringung von Mitteln im Interesse von Akademikern eines anderen Landes. Der Mensch kann kein Werk tun, ohne daß es ihn formt, am wenigsten, wenn das Werk ein Opfer ist, und sei es ein bescheidenes Solche Arbeit also trägt die Gewähr ihrer Wirkung in sich.

Sodann kann der Zerstörung von Vorurteilen, der Entgiftung der Welt allerdings durch ein Sichkennenlernen gedient werden. Als die ersten deutschen Austauschstudenten nach dem amerikanischen Mittelwesten und nach Kalifornien kamen, lohnte es sich schon, die Amerikaner durch den Augenschein davon zu überzeugen, daß wir nicht Halbwilde seien. Mag das auch keine entscheidende pazifistische Bedeutung haben, so handelt es sich doch nicht nur darum, Kriege zu verhüten, sondern die Welt im Frieden zu einem menschenwürdigeren Aufenthalt zu machen — eine wenn nicht politische, so deshalb nicht weniger hohe Aufgabe.

Endlich aber bedürfen Kultur wie Politik einer Führerschicht, die über eine vertiefte Kenntnis des Auslands verfügt. Trotz moderne

Verkehrs- und Nachrichtenmittel hat diese Auslandskenntnis, die zu einer nicht fernen Zeit selbstverständliches Bildungsgut einer nicht zu schmalen Oberschicht war, mit dem Verfall dieser Bildung selbst in gefährlichem Grade abgenommen, so sehr, daß die Lebensinteressen des Staates berührt werden. Hier bedarf es planmäßiger Abhilfe, um so mehr, als selbst wo das Bildungsstreben besteht, es sich heute mehr als früher durch den Mangel an Mitteln gehemmt findet.

Die Vorteile endlich, die der Wissenschaft aus wechselseitiger Befruchtung erwachsen, bedürfen keines Kommentars.

So wird auch ein vorsichtiges und der modischen Vorurteile sich enthaltendes Urteil zur Befürwortung des Akademikeraustauschs kommen — unter der Voraussetzung strenger Sichtung. Denn einmal kann gerade für den über Durchschnitt begabten, aufnahmefähigen, empfindsamen jungen Menschen der Aufenthalt im Ausland auch eine Gefährdung bedeuten, da ein eben in Bildung begriffenes Weltbild sich von anderen und oft entgegengesetzten Ordnungen und Wertungen in Frage gestellt sieht und vor eine bisweilen die Kräfte übersteigende Probe gestellt wird (die Erfahrungen mit Austauschstudenten mahnen zu großer Vorsicht). Und sodann ist nicht zu vergessen, daß der von einer verantwortlichen Stelle entsandte Akademiker, und zwar unter heutigen Verhältnissen gerade der Deutsche, im Ausland unter die Lupe genommen wird und Sympathien für seine Heimat gewinnen, aber auch verspielen kann.

Akademikeraustausch ist ebensowenig wie das Reisen überhaupt an sich fördernd für die Bildung des einzelnen oder für die Annäherung der Völker. Es bedarf des ‚Geistes, der da lebendig macht'. Daß er keine Angelegenheit der vielen ist und seine Resultate sich nicht messen lassen, sollte einer Würdigung seiner Bedeutung, als einer der wenigen wirklichkeitsnahen Methoden zur Pflege übernationaler geistiger Gemeinschaft, nicht im Wege stehen.

Was ist Goethe uns Engländern?

Von *Viscount Haldane of Cloan* †.

Was ist Goethe uns Engländern? Ich will versuchen, euch Deutschen diese Frage zu beantworten. Wir Engländer sind auf unsern Shakespeare stolz; sein Genius sucht in seiner Eigenart vergeblich in der Weltgeschichte seinesgleichen. Shakespeare ist unser ganz unser, ein treuer Sohn seines zeitgenössischen Englands. Indes nicht wenige unter uns sind ebenso stolz auf Goethe; die Zahl dieser Bewunderer wächst mit der Zahl der Kenner in England. Wir betrachten es als ein besonderes Privilegium, einer Rasse anzugehören, die einen solchen ragenden Genius hervorgebracht hat. Er war ein rechter Sohn Germaniens — kein anderes Volk als das germanische hätte ihn ins Dasein rufen können. Aber, wenn auch Vollblut-Deutscher, hat Goethe doch zu der ganzen Menschheit gesprochen; denn sein Genius ist wohl der umfassendste, der unter Menschen je zu Wirkung gekommen ist. Keinem andern war es so vergönnt, als Dichter und Denker zugleich unter den Ersten voranzustehen. Goethes Lyrik und vieles andere seiner Dichtung wird für alle Zeiten Geltung haben, denn, sobald einmal der Genius sein Höchstes in der Dichtung erreicht, wie etwa in Homer, Dante, Shakespeare und Goethe, spricht er nicht mehr zu der Zeit, sondern zu der Ewigkeit. Meinungen können wechseln, die Flut des Fortschritts kann zeitliche Werte verschlingen, aber diese gewaltigen Schöpfungen weniger Auserwählter bleiben in ihrer übermenschlichen Größe vom Sturm des Wechsels unberührt. — Im Ringen nach diesem Ewigkeitsleben steht der Künstler im Vorteil gegenüber dem Denker. Gewiß, auch die Geschichte des reinen Denkens hat große Vollbringungen des Genius aufzuweisen, die Generationen überdauern. Die fortschreitende Menschheit mag noch so vieles an den Lehren und Systemen eines Plato, Aristoteles, Kant und Hegel zu korrigieren gefunden haben — ihre Systeme als solche trotzen wegen ihrer inneren Größe und ihres Ausblicks ins Ewige allem Schlagen und Drängen der Zeitwellen. — Ein philosophisches System ist immer der Ausdruck des Zeitbewußtseins. Es entsteht also nicht, wie das Werk der Kunst, die aus sich selbst heraus erschafft. Vielmehr, wie feinsinnig bemerkt worden ist: Da Philo-

sophie ihr Grau auf Grau malt, wird durch sie wohl eine neue Erscheinungsform des Lebens bekannt; aber, da diese auf Grau erscheint, kann hier keine Verjüngung entstehen. „Die Eule der Minerva nimmt ihren Flug erst mit der einbrechenden Dämmerung auf", wie es bei Hegel heißt. Die Philosophie kann wohl niemals in dem Maße wie die Kunst Gemeingut des Volkes werden. Trotzdem ist Philosophie im weitesten Sinne, als Ausdruck eines Bedürfnisses und Strebens des Menschen, die Dinge vom Gesichtswinkel der Ewigkeit zu betrachten, oder eines Bedürfnisses nach einer Gesamtanschauung der Dinge, der Menschheit unentbehrlich. Der Denker, der groß genug ist, um den innersten Sinn des Daseins zu erfassen und diesen seinen Mitmenschen in einer ihnen zugänglichen Weise nahezubringen — ein solcher Denker schafft ebensoviel wie der Künstler, obgleich das mühevolle Werk nicht so von ewiger Dauer sein kann, wie das des andern. — Goethe war ein Philosoph dieser seltenen Art. Sein Genius ermöglichte ihm, die letzten Fälle der Metaphysik abzusuchen, ohne ins einzelne zu gehen. Ihm ging die Wahrheit auf, daß, wenn im Zeitalter der Naturwissenschaft Gott als lebend und unendlich anzusehen sein soll, er nur als immanent begriffen werden kann. Diese Lehre von der Immanenz tritt uns in kristallheller Klarheit in seinen Gedichten, wie „Vermächtnis" und „Eins und Alles", vors Auge. Gott war dem Auge des Künstlers Goethe gegenwärtig. Ein Mann seiner Art konnte aber an der künstlerischen Intuition allein nicht Genüge finden. Seine reifste Lehre ist im Faust-Prolog niedergelegt, in dem der Menschheit gewidmeten Lehrwort, das er die Gottheit sagen läßt:

„Das Werdende, das ewig wirkt und lebt,
Umfaßt euch mit der Liebe holden Schranken;
Und was in schwankender Erscheinung schwebt,
Befestiget mit dauernden Gedanken."

Die göttliche Immanenz soll nicht nur gefühlsmäßig empfunden, sondern auch durch die Vernunft erkannt werden. — Die große bestimmende Note in Goethe findet sich darin, daß für ihn, wie für seinen Zeitgenossen Hegel, das Wort gilt: „Was vernünftig ist, das ist wirklich, und was wirklich ist, das ist vernünftig." Dieses Wort ist oft mißverstanden worden. Es will nicht besagen, daß Begriffe allein wirklich sind, oder daß Erkenntnis in abstrakte Relationen unter Ausschaltung von Gefühl und Empfinden aufgelöst werden kann. Es besagt vielmehr, daß Gedanken- und Gefühlstätigkeit zusammen die Wesensteile einer Totalität des Geistes darstellen, in welcher kein Wesensteil ohne den andern existieren und wirken kann. Dieser Leitgedanke, in Goethes Eigengewand gekleidet, scheint mir wie ein roter Faden sich durch alle großen Werke Goethes zu ziehen. Mephistopheles unternimmt es, Faust ein Leben der Freude und des Genusses als das rechte aufzureden und im einzelnen zu rechtfertigen. Aber am Ende mißlingt's, und die Prophezeiung der Gottheit findet ihre Erfüllung. Faust er-

scheint dem Versucher zu groß. In der Vereinigung von End lichem und Unendlichem — dem Unendlichen, das das Endlich braucht, um sich in ihm zu verwirklichen, und dem Endlichen, welche seinen Quell in der Verbindung mit diesem Unendlichen hat, das e als die letzte Wirklichkeit selbst im täglichen Streben voraussetzt - findet Faust die Lebenswahrheit:

„Ja, diesem Sinne bin ich ganz ergeben,
Das ist der Weisheit letzter Schluß,
Nur der verdient sich Freiheit, wie das Leben,
Der täglich sie erobern muß" —

Erst da, wo ihm diese Wahrheit am Ende seines Lebens auf gegangen ist, versteht sich Faust auch auf den „Augenblick"

„Verweile doch, du bist so schön." —

Ich habe gerade zum vierten oder fünften Male die Lektüre eine Buches beendet, zu dem ich regelmäßig nach einigen Jahre immer wieder greife: „Wilhelm Meisters Lehrjahre". — Ich find immer neues Licht in diesem Buche, wohl weil ich nach den Pause immer neue Erfahrungen zum Lesen mitbringe. Dieses Mal bin ic *darum* von der Bedeutung dieses Buches so stark ergriffen worde weil ich in ihm unerwartet grade das in Rede stehende Motiv im klare Ausklang vorgefunden habe. Kein antiker oder moderner Schriftstelle hatte, wie Goethe, die Kraft, Philosophie und Kunst einheitlich zu kom binieren und so wirken zu lassen; kein anderer Schriftsteller war wi er mit dieser eigenartigen Doppelgabe von der Natur gesegnet worde Das ist es, warum die Welt ihm so stark verpflichtet ist und warur wir, wie es mir scheint, in kommenden Tagen ihm immer mehr un mehr werden verpflichtet werden mit einem Schuldtitel, der sich wol nie verringern wird. Das ist es, warum Goethe auch uns Engländer so viel bedeutet. Das ist zu vielen Gründen und Motiven noch ei Grund mehr, daß zwei Nationen wie die Deutschen und die Englände das gegenseitige Mißtrauen fallen lassen und vielmehr erkennen sollte daß ihre wirkliche Bestimmung sie darauf hinweist, zusammenzu arbeiten, um gemeinsam aus dieser unvollkommenen Welt eine besser zu machen.

*

Persönliche Erinnerungen an Lord Haldane.

Von *Ludwig Stein.*

Den obigen Aufsatz schrieb der vor wenigen Tagen im 72. Lebens jahr heimgegangene ehemalige englische Lordkanzler Haldane of Cloan mit dem mich eine nahezu 40jährige Beziehung verband, für die ir Juni 1912 erschienene Sondernummer von „Nord und Süd". Schon al ich im Jahre 1888 in Zürich gemeinsam mit meinem Lehrer Eduar

Zeller, mit Wilhelm Dilthey und Hermann Diels bei Georg Reimer in Berlin mein „Archiv für Geschichte der Philosophie" begründete, gehörte Lord Haldane zu meinen ersten Mitarbeitern. Das „Archiv" erschien nämlich deutsch, französisch, englisch und italienisch. Haldane war damals noch junger Privatdozent der Philosophie an der kleinen schottischen Universität St. Andrews. Er aspirierte auf einen Lehrstuhl der Universität Edinburg. Nach englischer Sitte brauchte er eine Sammlung von Zeugnissen über seine Befähigung zu diesem Amte. Er bat mich in meiner Eigenschaft als Herausgeber des „Archivs" um ein Gutachten über seine philosophische Befähigung. Haldane war mit der deutschen Philosophie gründlich vertraut, insbesondere mit Hegel, dessen Werke er ins Englische übertrug. Auch seine unverheiratete Schwester, die Haldane, der Junggeselle blieb, den Haushalt führte, hat sich eingehend mit Hegel befaßt und dessen Religionsphilosophie monographisch dargestellt. Auf die schriftliche Bitte Haldanes um ein „Testimonial" antwortete ich, daß ich noch zu jung sei, um ein solches Zeugnis mit Anspruch auf Geltung auszustellen, wohl aber meinen Meister, Eduard Zeller, darum bitten wolle. Zeller schickte auf Grund der Schriften des jungen Privatdozenten das gewünschte Zeugnis, was Haldane nicht hinderte, noch einmal an mich mit der Bitte um eine „Testimonial" heranzutreten, da er den Herausgeber des „Archivs" brauche. Diese beiden Zeugnisse erschienen in einem kleinen Sammelbändchen, das er der Universität Edinburg einreichte. Durch die wissenschaftliche Zeitschrift blieben wir mit Haldane in ständiger Berührung.

Haldane war sein Leben lang bemüht, eine deutsch-englische Annäherung auf Grund einer Angleichung der beiderseitigen Wirtschaftsinteressen herbeizuführen. Als Haldane im Jahre 1885 als liberaler Abgeordneter ins Unterhaus zog, ließ er es sich angelegen sein, seinem Gedanken der Annäherung die Wege zu ebnen. Im Jahre 1905 gelangte die liberale Partei, der er angehörte, zur Regierung, und Haldane, der ehemalige Philosophieprofessor, übernahm in diesem Kabinett das Kriegsportefeuille. Seine grundlegendere Reform der englischen Armee haben wir im Weltkriege in ihrer Auswirkung kennengelernt. Gleich nach seinem Amtsantritt machte Haldane eine Studienreise nach Deutschland, angeblich um die deutschen Heereseinrichtungen zu studieren, in Wirklichkeit aber, um in Übereinstimmung mit dem ihm persönlich nahestehenden deutschen Botschafter in London eine Basis für ein deutsch-englisches Abkommen über den Flottenbau herzustellen. Mit der nachtwandlerischen Sicherheit des seherischen Weltweisen fühlte Haldane instinktiv, daß der überhastete Flottenbau Deutschlands das Verhängnis eines Weltkrieges heraufbeschwören würde. Ganz im Sinne seiner Ideologie kam Haldane im Februar 1912 wieder nach Berlin, um ein weitgehendes Neutralitätsabkommen Englands als Kompensation gegen das von ihm angebotene Flottenbau-Feierjahr (Ship buildings holiday

year) anzubieten. An Tirpitz' Widerstand scheiterte der Plan Haldanes, dem der Kaiser nicht abgeneigt schien. Unverrichteter Dinge kehrte er nach London zurück, aber er setzte seine Bemühungen um die Herstellung einer deutsch-englischen Verständigung mit zäher Beharrlichkeit fort. Haldane schickte gleich darauf den damals liberalen, nunmehr sozialistischen Unterstaatssekretär Charles Trevelyan mit einem Einführungsschreiben an mich nach Berlin, um die zerrissenen Fäden wieder anzuknüpfen. Ich führte Trevelyan beim damaligen Reichskanzler von Bethmann-Hollweg ein, der den Haldaneschen Plänen geneigt war. Da „Nord und Süd" von Anbeginn meiner Leitung (1912) an grundsätzlich für Völkerverständigung eintrat, so ergaben sich die Berührungspunkte von selbst. Ich verabredete mit Trevelyan und dem Reichskanzler, daß ich in England eine Kampagne von „Nord und Süd" zugunsten einer deutsch-englischen Verständigung einleiten würde. Der damalige britische Botschafter in Berlin gab mir einen entsprechenden Brief an den jetzigen britischen Botschafter in Paris, Tyrrell, mit, der damals Privatsekretär des britischen Außenministers Sir Edward Grey war. Als ich Haldane bei einem Frühstück in seinem Hause meinen Aktionsplan auseinandersetzte, versprach er, nicht bloß selbst für „Nord und Süd" zu schreiben, sondern auch seinen ganzen Einfluß aufzubieten, damit meine Aktion gelänge. Haldane machte mich schon damals darauf aufmerksam, daß ich die Tory-Partei zu dieser Kampagne mindestens in gleicher Stärke heranziehen müsse wie die augenblicklich in der Regierung befindliche liberale Partei, zumal die Außenpolitik des britischen Imperiums seit Jahrhunderten traditionell von Tories, wenn auch hinter den Kulissen, dirigiert wurde. Ein Cecil ziehe immer die Fäden. Da Lord Arthur James Balfour ein Cecil sei, so müßte ich ihn zuerst begrüßen und seine Auslassung an die Spitze des englisch-deutschen Verständigungsheftes von „Nord und Süd" setzen. Haldane setzte sich sogleich telephonisch mit dem mit ihm auch als Philosophen persönlich befreundeten Balfour in Verbindung und kündete ihm ebenso wie dem konservativ gerichteten Lord Nathaniel Rothschild meinen Besuch an. Im Salon von Balfour, der ein glühender Verehrer deutscher Musik ist, fand ich gute Bilder und Stiche nahezu aller deutschen Tonsetzer von Rang an den Wänden. Als ich nun Balfour um einen Offenen Brief zugunsten einer englisch-deutschen Verständigung für „Nord und Süd" bat, wies er mit feinem Lächeln auf die Bilder an der Wand. In diesem Raum herrsche eine für die Verständigung mit Deutschland günstige Stimmung und Gesinnung, und so hat denn Balfour unter voller Wahrung des englischen Standpunktes mit staatsmännischer Ausgeglichenheit und Würde jenen Brief an mich veröffentlicht, der an der Spitze der Juninummer von 1912 von „Nord und Süd" erschien. Der zweite Aufsatz war das hier abgedruckte Bekenntnis Haldanes zu Goethe. Nach diesen Beiträgen war es mir ein leichtes, die „Representative Men" Englands aus allen politischen Lagern zu Offenen Briefen

im Sinne von Haldane zu gewinnen. Es ist für den englischen Geist bezeichnend, daß mir auch von den Konservativen geraten wurde, die Vertreter der „Labour Party", besonders den späteren Premierminister Ramsay Macdonald, zu Sympathiekundgebungen im Sinne Haldanes zu gewinnen.

Als ich im Herbst 1912 meine Aktion damit abgeschlossen hatte, daß ich auf die etwa 30 maßgeblichen englischen Stimmen entsprechende deutsche Antworten veröffentlichte (Juliheft 1912), darunter Briefe von Fürst Lichnowsky, der speziell Balfour antwortete, Vizekanzler Graf Posadowsky, August Thyssen, Walter Rathenau, Hugo Stinnes, Arthur v. Gwinner, Theodor Wolff und viele andere brachte, gaben Lord Haldane und Charles Trevelyan im englischen Unterhaus ein Essen zu meinen Ehren, an welchem neben den liberalen Kabinettsmitgliedern auch Ramsay Macdonald, Graf Reading u. a. teilnahmen. An diesem Abendessen gab mir Lordkanzler Haldane einen klugen Rat, den ich ihm über das Grab danke. Einige Tage vor diesem Abendessen fand nämlich ein Empfang bei Baron Leopold Rothschild statt, an welchem das Königspaar teilnahm. Ich wurde von Rothschild der Königin und dem König vorgestellt und erntete für meine Bestrebungen, mit denen das Königspaar sympathisierte, Dank. Die Königin sagte mir wörtlich: „Ich bin glücklich, Ihnen mitteilen zu können, daß die Periode der Mißverständnisse (das Wort ‚Mißverständnis' fügte sie noch deutsch ein) zwischen den beiden Ländern im Abebben begriffen ist." Sie sah dabei den König fragend an, und der König stimmte durch beifälliges Nicken zu. Der damalige österreichische Botschafter in London, Graf Mensdorf, ein Schwager des mir befreundeten ungarischen Staatsmannes Graf Albert Apponyi, war Zeuge des Gespräches. Als ich beim Abschied das Königspaar noch einmal frug, ob die Äußerung der Königin privater Natur und nur für mich bestimmt sei oder für die Öffentlichkeit, antwortete die Königin: „Ich denke, für die Öffentlichkeit", wobei sie den König ansah, der ebenfalls zustimmte. Graf Mensdorf, der beide Gespräche mitanhörte und meiner Aktion in England ebenso sympathisch gegenüberstand wie der deutsche Botschafter Graf Wolf Metternich, gab mir einen Wink und nahm mich beiseite. Er legte mir nahe, die Worte der Königin erst mit dem deutschen Botschafter (inzwischen war von Marschall an die Stelle von Graf Wolf Metternich getreten) zu besprechen, da verfassungsmäßige Bedenken gegen politische Äußerungen der Souveräne ohne Beisein des verantwortlichen Außenministers bestünden. Marschall teilte die Bedenken des österreichischen Botschafters und gab mir den Rat, die Angelegenheit mit Haldane zu besprechen. Um meiner Sache sicher zu sein, hatte ich nämlich dem Königspaar einen Brief geschrieben, in welchem ich den Wortlaut der Äußerung der Königin wiederholte und um die schriftliche Feststellung bat, ob die Worte der Königin richtig wiedergegeben seien. Nach zwei Stunden hatte ich bereits vom Kabinettchef Lord Stamfordham die Antwort, die eine Bestätigung des von mir nieder-

gelegten Wortlautes enthielt. Als ich Lord Haldane an dem genannte Abend den Brief aus Buckingham Palace zeigte, beriet er sich mit seine anwesenden Kabinettskollegen und bat mich, die Antwort an das Königs paar bis zur morgigen Kabinettssitzung, in welcher die Frage der Op portunität der Veröffentlichung vorgelegt würde, zu vertagen. An andern Morgen bat mich der jetzige britische Botschafter in Paris, Tyrrel im Namen des Kabinetts, auf die Veröffentlichung des Wortlauts gerad im Interesse der deutsch-englischen Beziehungen zu verzichten. Hal dane gab mir nun den Rat, dem Königspaar zu antworten, daß ich kei Tagesschriftsteller, sondern ein Geschichtsschreiber der Philosophi sei und darum das Königspaar um die Erlaubnis bäte, die Äußerung de Königin erst zu einem Zeitpunkt zu veröffentlichen, der mir als der ge eignete erschien. Die zustimmende Antwort, die mir den Zeitpunk überließ, traf sogleich ein. Am frischen Grabe Haldanes halte ich de psychologischen Augenblick für gekommen, die geschichtlich nicht un wesentliche Äußerung des englischen Königspaares im Jahre 1912 z veröffentlichen. Denn seit dem Weltkriege haben sich, dank den sechs jährigen Bemühungen des britischen Botschafters in Berlin, Lor d'Abernon, England und Deutschland wieder die Hände gereicht. Al Haldane in das sozialistische Kabinett Ramsay Macdonald wieder al Lordkanzler eintrat, wirkte er mit heißem Bemühen an der Verbesse rung der deutsch-englischen Beziehungen und leistete der Pionierarbei Lord d'Abernons Vorschub. Und so nehme ich denn nach 40jährigen wissenschaftlichen und politischen Zusammenarbeiten von diesem große Toten Abschied. Ave, pia anima. Der Mensch stirbt, seine Idee lebt

Eheberatung.

Von *Katharina von Kardorff.*

Es liegt im Geiste der Zeit, daß Vater Staat sich in Dinge mischt, die früher völlig dem eigenen Schalten und Walten der Bürger überlassen waren. Wir erleben dies im stärksten Maße auf dem Gebiete der Wirtschaft, die an allen Enden durch bürokratische Vorschriften eingeengt wird, obwohl es durchaus wünschenswert erscheint, daß die Initiative starker Führernaturen durch nichts gelähmt werde, besonders da schon die Zurückdrängung durch den unheimlich wachsenden Einfluß von Trusts und Kartellen genügend geschieht.

Es wäre falsch, diese staatliche Bevormundung als Staatssozialismus zu bezeichnen, denn die Geschichte lehrt uns, daß schon in der Zeit, in der das *Merkantilsystem* herrschte und in der man vom Sozialismus noch nichts wußte, das wirtschaftliche Tun und Treiben der Menschen genau geregelt war, bis schließlich der Umschwung erfolgte und durch die *Physiokraten* der Grundsatz des *laisser faire, laisser aller* durchgeführt wurde. Allerdings muß zugegeben werden, daß der Zusammenschluß in Handel und Industrie als die gegebene Folge des überhandnehmenden Kollektivismus in Arbeiter- und Angestelltenkreisen anzusehen ist. Erkennen wir aber, daß auf Zwang noch immer Freiheit folgt, so können wir, die wir an individuelle Werte glauben, getrost in die Zukunft blicken, die unsere Ideale freiester Betätigung aller Persönlichkeit in sich birgt. Das darf natürlich nicht bedeuten, daß wir Frauen die Hände in den Schoß legen.

Gerade wir Frauen leben ja nicht bloß der Zukunft, sondern mit ganzer Hingabe der Gegenwart; wir müssen daher die Zeit, der wir angehören, völlig erfassen und ihr die charakteristischen Züge unseres Wesens aufdrücken. Wir sind dazu nicht nur berechtigt, weil wir sind, weil wir die Mehrheit besitzen, wir sind dazu sogar verpflichtet, weil der Wiederaufbau Deutschlands alle Kräfte braucht, die männlichen und die weiblichen. Vor allem dürfen dabei die Mütter nicht fehlen. Mütter sind alle Frauen, in denen die mütterlichen Instinkte wach sind, die das Ziel haben: *Schutz dem Starken, dem Gesunden und Pflege des Schwachen, des Unterliegenden.* Mütterlichkeit bedeutet soziales Ver-

ständnis, soziale Tat, zugleich aber Ablehnung eines übertriebenen Bürokratismus, der die Leistungen sozialer Einrichtungen unverhältnismäßig stark mindert. Von diesem Gesichtspunkt aus sind wir Frauen auch verpflichtet, uns mit der Frage der *Eheberatung* zu beschäftigen.

Es nützt uns nichts, wenn wir uns innerlich dieser Profanierung entgegenstellen, daß in der persönlichsten Angelegenheit, die es gibt, der Ehe, eine Beratung stattfinden soll. Wir müssen dieses Sträuben als „atavistisch" vor uns selbst benennen, uns als reaktionär empfinden so lange, bis wir die Notwendigkeit der Eheberatung nicht nur verstandesmäßig, sondern auch gefühlsmäßig begreifen. Lehnten wir es ab, so schlössen wir uns freiwillig von einer Aufgabe aus, an die der Staat mit größtem Eifer gegangen ist. Wir finden immer, je eifriger der Staat an eine Sache herantritt, desto bürokratischer behandelt er sie, so auch die Eheberatung! Die Einrichtung von Eheberatungsstellen wird in Preußen durch einen Erlaß des Wohlfahrtsministers gefördert, der aus dem Jahre 1926 stammt. In den Richtlinien zu diesem Erlaß wird empfohlen, den Ehekandidaten auf folgende Organe und Krankheiten zu untersuchen oder zu befragen: Gehirn, Rückenmark und peripherisches Nervensystem, Geistesstörungen, Epilepsie, Basedowsche Krankheit; Atmungs-, Kreislauf-, Verdauungs-, Geschlechtsorgane; Stoffwechselstörungen, Diabetes, Gicht, Krankheiten des Blutes, der Haut, der Knochen und der Gelenke; Ohren- und Augenleiden; Gebrauch von Alkohol, Morphium, Kokain und anderen Rauschgiften, auch von Schlafmitteln; Berufskrankheiten usw. usw.

Bei der Aufzählung all dieser Krankheitszustände, welche zur Prüfung vorgeschlagen werden, kann man nur wieder feststellen, mit welcher preußischen bürokratischen Gründlichkeit hierbei vorgegangen worden ist. Der Zweck ist klar: man will *medizinisch eugenetische* Prinzipien verwirklichen, man will mit allen Kräften die *körperliche* Aufzucht des Volkes fördern, indem man körperlich kranken Elementen abrät zu heiraten.

Die Einseitigkeit, von der ich vorher sprach, besteht darin, daß es sich bei der Eheberatung nicht nur um eine medizinische Angelegenheit handeln darf, sondern daß sie sich auf alle Gebiete erstrecken soll, die für die Gestaltung der Ehe in Betracht kommen. Denn die Gefahr einer allzu gründlichen Untersuchung und Befragung wird auf viele abschreckend wirken, zumal wenn man bedenkt, daß sich unter den Ehekandidaten solche einfachen Standes befinden, die nicht verstehen können, daß es sich um Sammlung wissenschaftlich wertvollen Materials handelt. Der Besucher der Beratungsstelle wird nicht einsehen, warum seine Eignung für die Ehe davon abhängig sein soll, ob er Schlafmittel gebraucht oder nicht. Jeder, der selbst sich veranlaßt sah, solche zu gebrauchen, weiß, daß Schlaflosigkeit nur eine vorübergehend auftretende Erscheinung zu sein braucht und nichts zu besagen hat. Es geht auch zu weit, die Tätigkeit der Verdauungsorgane bei

der Eheberatung zu berücksichtigen; man kann auch bei schlechter Verdauung ein guter Ehegatte werden. So hoch geschraubten Anforderungen, wie sie in den Richtlinien des preußischen Erlasses enthalten sind, wird kaum ein Sterblicher genügen; ich glaube, auch dem preußischen Wohlfahrtsminister, der für den Erlaß und die Ausführungsbestimmungen verantwortlich ist, würde angst und bange werden, wenn er allen von ihm selbst veranlaßten Prüfungen standhalten müßte. Man spürt, wie hierbei am grünen Tisch gearbeitet worden ist und wie sich die Geheimräte gar nicht genug tun konnten, eine Krankheit nach der anderen aufzuführen. Es fehlt der gesunde Menschenverstand der Frau, welcher mit instinktsicherer Bestimmtheit zu entscheiden weiß, was wichtig und was unwichtig, was wesentlich und was unwesentlich ist. Bei dieser Sache sind die Grundlinien mit allzuviel Schnörkeln versehen, und es besteht die Gefahr, daß eine bürokratische Ausführung, die sich an die Buchstaben des Gesetzes hält, die ganze Einrichtung zu einem Fiasko macht. Darum dürfen die Eheberatungsstellen nicht nur beamteten Ärzten überlassen werden, sondern bedürfen der Mitarbeit erfahrener, mütterlich empfindender Frauen. Es kommt vor allem darauf an, die Ehe nicht vom Standpunkt eines Spezialisten zu betrachten, vielmehr als das, was sie wirklich ist: ein Komplex von menschlichen, wirtschaftlichen und rechtlichen Beziehungen.

Hinsichtlich der Auffassung der Ehe als der engsten Lebensgemeinschaft, die es zwischen Menschen überhaupt gibt, muß die Beratungsstelle den Standpunkt vertreten und verfechten, daß es sich nicht nur um eine flüchtige, auf kurze Sicht geschlossene Vereinigung zweier Menschenkinder handeln soll, sondern daß diese Institution eine dauernde ist und nur sein kann, wenn ihre Heiligkeit anerkannt wird. Man muß ihr mit wahrer innerlicher Religiosität gegenüberstehen und bemüht sein, die Erkenntnis des Göttlichen in ihr zu verkörpern. Nur dann wird es möglich sein, besonders dem Mann, schlechte Angewohnheiten von früher abzulegen und den Geist zu pflegen, der eine Ehe zur Gemeinschaft in jeder Beziehung macht. Aber es darf nicht übersehen werden, daß es sich bei der Ehe auch um eine *wirtschaftliche* Vereinigung handelt. Früher war die Regel, daß der Mann für das Einkommen, die Frau für das Auskommen zu sorgen hatte. Der Mann hatte durch seinen Beruf die Mittel zu beschaffen, deren Verbrauch in der Hauswirtschaft der Hausfrau oblag. Infolge der zunehmenden Frauenarbeit ist zu einem für die moderne Zeit charakteristischen Merkmal die doppelte Belastung der Frau durch Erwerbs- und Haushaltstätigkeit geworden, die dann noch erhöht wird, wenn Mutterpflichten hinzutreten. In den zahlreichen Fällen, in denen eine Heirat nur bei Berufstätigkeit der Frau möglich wird, kann und darf die Eheberatungsstelle nicht den Standpunkt von ehemals vertreten: „die Frau gehört ins Haus“. Andererseits soll nicht über die Schwierigkeiten hinweg-

gesehen werden, die der Frau bei dem jetzigen Stand der Haushaltstechnik bei einer Berufstätigkeit erwachsen. Es wäre geradezu verhängnisvoll, aus theoretischen Erwägungen heraus körperlich schwache Naturen zur Erwerbsarbeit zu bringen, die über ihre Leistungsfähigkeit hinausgeht. Wir müssen im allgemeinen den Standpunkt vertreten, daß die Haushaltsarbeit der beruflichen Tätigkeit entspricht und deshalb verdient, von Gesetz wegen geldlich seitens des Ehegatten bewertet zu werden. Die Eheberaterin — denn nur eine Frau kann das notwendige Verständnis gegenüber einer anderen Frau aufbringen — muß vor allem auch ihr Augenmerk darauf richten, durch ihre Ratschläge dazu beizutragen, daß bei der Einrichtung und Führung des Haushaltes möglichst rationell vorgegangen wird. Es muß genau ausgerechnet werden, wieviel von dem Gesamteinkommen überhaupt ausgegeben werden darf, wieviel zurückgelegt werden kann und in welchem Verhältnis die einzelnen Ausgaben zueinander stehen müssen. Die Regel muß sein, daß kein Haushalt ohne Voranschlag, ohne Budget ins Leben tritt. Wenn die Eheberaterin im praktischen Leben steht, außerdem aus den vom Statistischen Reichsamt herausgegebenen, als Muster geltenden Haushaltungsbüchern weiß, welcher Prozentsatz für Nahrung, für Kleidung, für Bildung und Vergnügen, für Wohnung vom Gesamteinkommen erfahrungs- und sinngemäß ausgegeben werden darf, so werden ihre Ratschläge mehr dazu beitragen, die Ehen glücklicher zu gestalten, als wenn festgestellt wird, ob die Ehekandidaten zu Schnupfen disponiert sind. Die Ratschläge sind desto wertvoller, je weniger schematisch sie sind. Es muß aus ihnen das große Einfühlungsvermögen, die intuitive Erfassung von Mensch und Lage sprechen, welche ja die unerreichbaren Vorzüge der weiblichen Wesenheit sind.

Die Ehe bedeutet auch den rechtlichen Zusammenschluß zweier Menschen. Aufgepaßt!, möchte man all den Frauen sagen, die, in Liebe entbrannt, den Fehler begehen, nicht durch einen notariellen Ehevertrag ihr Hab und Gut sicherzustellen. Gerade weil noch immer trotz unaufhörlicher Proteste von weiblicher Seite die für die Frauen so ungeheuer ungünstigen güterrechtlichen Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches bestehen, muß den Frauen dringend dazu geraten werden, nicht nur auf Gütertrennung zu bestehen, sondern auch auf Selbstverwaltung ihres Eingebrachten und Verdienstes. Es ist eine bedeutungsvolle Aufgabe der Eheberatungsstelle, den heiratenden Mädchen und Frauen klarzumachen, daß, wenn keine andere Vereinbarung getroffen wird, das von der Frau „eingebrachte Gut" der Verwaltung und Nutznießung des Ehemannes untersteht. Wissen denn die meisten Frauen, daß bei dem herrschenden Güterstand, der sogenannten Verwaltungsgemeinschaft, die aber in keiner Weise eine „Gemeinschaft" ist, der Ehemann über das eingebrachte Gut verfügen, es verschleudern kann, daß sie ohne seine Zustimmung keine gültigen Rechtsgeschäfte über das eingebrachte Gut abschließen dürfen? Sind sich die liebenden oder bloß

heiratslustigen Bräute darüber klar, daß sie in der Ehe nur mit Einwilligung ihres Mannes eine Tätigkeit als Schneiderin, Arbeiterin oder auch als Ärztin ausüben, ein Geschäft, eine Nähstube errichten können? In leicht verständlicher Weise muß den Ehekandidatinnen erläutert werden, daß bei dem sogenannten „Vorbehaltsgut" die Frau günstiger gestellt ist, daß sie allein darüber verfügen kann, daß dazu alle zum persönlichen Gebrauch der Frau bestimmten Gegenstände, wie Kleider, Schmucksachen, auch ihre Arbeitsgeräte, gehören sowie ihr Verdienst aus ihrer eigenen Erwerbsarbeit. Erben Ehefrauen von Verwandten und Freunden, so kommen ihnen die ererbten Gegenstände dann erst wirklich zugute, wenn sie ihr Vorbehaltsgut werden.

Eheberatung heißt Glücksberatung — Sehnsuchtserfüllung, die in jedem Menschen mächtig sich bewegt — Eheberatung bedeutet bei gutem Erfolge Steigerung der körperlichen und seelischen Arbeitskraft — Behaglichkeit in Ruhestunden herbeiführen — Tröstung für erlittenes Unrecht — Widerstandsfähigkeit schaffen gegen kleinliche Nadelstiche des täglichen Lebens. Lehren wir die Männer, Verständnis, Verantwortung, Achtung, Hilfe, Freundlichkeit zu haben für ihre Frauen in den Zeiten der Schwangerschaft. Diese Monate müssen gleichmäßig von Mann und Frau als ein heilige Zeit betrachtet und ausgewirkt werden.

Man bedenke, daß es Zeiten gab, wo der stolze Ehegatte seine Frau nur porträtieren ließ, wenn sich die Zeichen der Empfängnis am Körper seiner geliebten Frau zeigten.

Dieses natürliche, gesunde Empfinden der Menschwerdung zu wecken, sollten die Eheberatungsstellen in ihren Aufgabenkreis beziehen. Die Fruchtbarkeit der Frauen wurde und wird oft von den Männern vor der Ehe festgestellt, weil nur die gesicherte Nachkommenschaft viele Männer veranlaßte, den Ehestand zu gründen. Man wußte und hat es leider heute vergessen, daß bei größter Natürlichkeit aller erotischen Beziehungen die ruhigste Grundlage für die Erotik in der Ehe gefunden wird.

Auch erfahren wir auf unseren Eheberatungsstellen, wie groß nicht nur die Not der Jugendlichen ist vor und in der Ehe, sondern daß die schwierigsten Zeiten oft erst in jahrelangen Ehegemeinschaften sich herausbilden. — Wie oft hören wir, daß der Mann — im öffentlichen Leben stehend — sich aus einfachstem Milieu zum höheren Standard innerlich und äußerlich entwickelt hat und dadurch, daß er seine Frau an seiner Entwicklung nicht beteiligte oder beteiligen wollte, ein so krasser Bildungs- und Gefühlsunterschied entstand — verbunden mit besseren Manieren in Sprache, Bewegung, Anzug —, daß die seelische Not in der Ehe in einem Alter der Frau und des Mannes entsteht, wo oft auf seiten der Frau nicht mehr die Kraft vorhanden ist, ihr Zurückbleiben zu erkennen und nachzuholen, was versäumt worden war. Dabei kommt es oft vor, daß durch das größere Angebot der numerisch überlegenen Frauen den Männern gegenüber ein Kampf zwischen jungen

und älteren Frauen um den Mann entsteht, der das Entwürdigendste für Frau und Kinder bedeutet und *selten* für den Mann zum Glück ausschlägt. — In solchen tragischen Fällen kann durch Ratschläge vieles gesagt werden. Beide Ehegatten müssen auf ihre Pflichten aufmerksam gemacht werden, beide müssen sich disziplinieren im Interesse des höheren Zwecks — Kinder — soziale Stellung — Rücksicht auf den Schwächeren — also hier auf die alternde Frau —; dabei aber Nachsichtempfinden der Frau dem Manne gegenüber raten, den eine liebenswürdige Frau fast immer zurückerobert; eine verbitternde, keifende erobert den Mann niemals wieder.

Wie ist es bei der Jugend?

Beratungen in ausführlicher Form — bevor die Jugend selbst fragt — halte ich für unpraktisch. Das erotische Erwachen ist nicht nach dem Alter festzustellen, zur Erotik erwachen die Kinder in ganz verschiedenem Alter. Hier heißt es vorsichtig prüfen, ob sich die Jugend auf der abschüssigen Bahn der Vernachlässigung befindet, welche durch Unaufmerksamkeit ihrer Umgebung oder Mangel an Mitteln herbeigeführt wird, oder um medizinische Voll- oder Grenzfälle. — Nehmen wir hier kurz das Beispiel, das öfter vorkommt, wie viele Erzieher glauben:

Noch immer gibt es, besonders in den Kleinstädten, junge Mädchen, die sich nicht darüber im klaren sind, welche berechtigte Rolle die Erotik im Eheleben zu spielen hat. — Noch immer gibt es Frauen, die mit der Vorstellung groß geworden sind, daß körperliche Liebe etwas Erniedrigendes ist, die bei Tieren zwar natürlich, bei Menschen aber entwürdigend ist. Wenn zahlreiche Frauen die eheliche Liebe als — unvermeidliches — Übel ansehen, so ist dies noch eine Folge einer Jahrhunderte währenden Erziehung, welche die natürlichen Triebe schon in den Mädchenkörpern auszurotten bemüht war. — Diese traurigen Überreste mißverstandener Erotik müssen beseitigt werden, um nicht schon bei Beginn der zu gründenden späteren Ehe Konflikte heraufzubeschwören, die oft niemals später beseitigt werden können.

Junge Mädchen, die in aller Natürlichkeit ihre erotischen Triebe heranwachsen fühlen, empfinden eine heilige Scheu vor diesen Dingen und werden in kritischen Momenten genau wissen, worauf es ankommt, für sie selber und für ihre Zukunft.

Es bedeutet natürlich ein großes Glück für junge Mädchen, in dieser Zeit ältere weibliche Berater zu haben, die in verständnisvoller Weise helfen, die geistigen und körperlichen Probleme zu lösen. Junge Mädchen, die heute Geschlechtsverkehr ohne die Bindung einer Ehe ausüben, wissen sehr oft, welche Konsequenzen sie damit auf sich nehmen, und daß es auch für diese Beziehungen wichtig ist, ihren Partner auf Charakter und Gesundheit zu prüfen, denn die Natur der Frau weist auch das junge Mädchen schon darauf hin, daß, wie auch

die Folgen des Geschlechtsverkehrs sind, das junge Mädchen in hohem Maße die Lasten allein tragen muß.

Die jungen Mädchen müssen deshalb darauf aufmerksam gemacht werden, daß ihre neu zu erwerbende Stellung in der Öffentlichkeit nicht diejenige des jungen Mannes von heute und von früher sein darf, sondern daß sie die jungen Männer zu ihren höherstehenden Anschauungen, ihren ethischeren Lebensauffassungen der Erotik heranerziehen müssen, denn derjenige, der die Lasten der erotischen Beziehungen im Höchstmaße trägt, muß auch das Recht der Bestimmung und die Führung im erotischen Verkehr haben.

Es wird jetzt so viel von Zeitehe, Stufenehe, Versuchsehe geschrieben, — ich möchte fast sagen gefaselt —; es gibt nur eine Ehe, und das ist die von Natur aus begründete geistige und monogamische Zusammengehörigkeit zweier Menschen verschiedenen Geschlechts. — Wie lange diese Ehe monogamisch geführt werden kann, ist nicht zu sagen durch Gesetze, ist nicht zu bestimmen durch Zeitbegrenzung, — aber wenn Beziehungen angeknüpft werden, muß der Wille zur Monogamie bestehen, um erst eine wirkliche Ehe herbeiführen zu können.

Ich bedauere immer, daß in Deutschland nicht eine Sonntagsheiligung besteht wie in England. Denn ein Tag der Woche muß sein, wo die Familie für die Familie da ist, wo nicht durch Verbände — mögen sie heißen wie sie wollen — die Männer getrennt sind als Väter, Brüder, Vettern usw. von ihren Ehefrauen, Schwestern, Kusinen, — denn die wirtschaftlichen Belange trennen schon so oft Männer und Frauen voneinander, daß der Sonntag für Familienzusammengehörigkeit dringend erforderlich ist.

Wir Frauen können es nur begrüßen, wenn heute der Sport zwischen Frau und Mann sich teilt, besonders müssen wir Frauen stolz darauf sein, daß es drei Frauen sind, die uns den großen Sieg in Amsterdam einbrachten, denn im Sport wird die Frau dem Manne körperlich immer mehr gleichberechtigt und kann sich auch mit ihm zusammen messen und natürliche Beziehungen untereinander anknüpfen, — dagegen müssen wir dringend davon abkommen, daß jeder freie Moment von den deutschen Männern dazu benutzt wird, Soldatenspielen zu üben —, mögen die Verbände heißen wie sie wollen, — anstatt sich ihrer Familie zu widmen und geistige Zusammengehörigkeit zu pflegen.

Der deutsche Mann ist im Gegensatz zu dem Amerikaner und Engländer daran gewöhnt, die erotische Hingabe seiner Frau als etwas Selbstverständliches, etwas, was sein muß, ungefähr als die medizinische Pflicht der Ehefrau zu empfinden. Allerdings braucht die Dankbarkeit des Mannes nicht immer einen klingenden Geldwert zu haben, aber sie müßte sich mehr ausdrücken in der größeren Sicherstellung der Frau und in der gleichmäßigeren, freiheitlicheren Einnahme und dem Verfügungsrecht in materieller Hinsicht. — Ich will gewiß nicht der Amerikanerin restlos nachgestrebt sehen, die im Gegensatz

zur deutschen Ehefrau häufig auf dem Standpunkt steht, daß der Ehe mann nur dazu da ist, ihre materiellen Bedürfnisse zu befriedigen, un die sozusagen in der Ehe nichts ohne Geldentschädigung leistet. E entspricht eher unserem Ideal, eine auf Gegenseitigkeit beruhend Gemeinschaft herbeizuführen, wir wollen eben in der Ehe unsere frau liche Betätigung in der Liebe und Arbeit geben, aber nicht mehr in Sinne von Unterwürfigkeit und Abhängigkeit.

Gesunde und beglückende Verhältnisse in der ehelichen Gemein schaft herbeizuführen, gehört auch in das praktische Gebiet der Woh nungsfragen. Wie viele Fruchtabtreibungen mögen gemacht worde sein, weil die jungen Eheleute wirklich keinen Raum für ein Kin erhalten konnten. Ist es nicht eine Schande, daß in Berlin 250 000 Woh nungssuchende sind? — Liegt nicht in der scheinbaren Unlösbarkei dieser Not ein Versagen der führenden Männer, das jeder Beschreibun spottet? — Hätte die Frau nicht schon lange mit einem Gesetz ge brochen, das die gesunde Entwicklung des Wohnungsbaus verhinder wie das Wohnungszwangsgesetz?

Würde nicht durch Errungenschaftsgemeinschaft im Güterrecht also bei größerer Verfügung der Frau über die Geldeinnahmen, ei enormer Prozentsatz der sozialen Lasten des Staates und der Gemeinde fortfallen, weil eben die deutsche Frau den Willen hat, ihre Häuslichkei behaglich einzurichten, ihre Kinder und ihren Mann gut zu pflegen, gu anzuziehen. Dies sind alles Fragen, die mit der Eheberatung auf engste verknüpft sind. — Wenn hier die Ratschläge mehr für di Stellung der Frau als für die Stellung des Mannes gegeben werden so kommt das daher, daß nach meiner Meinung das Wohlbefinden de Mannes und des Kindes erst dann beginnt, wenn die Stellung der Frau eine wirklich gleichberechtigte mit der des Mannes ist.

Wir haben unseren privaten Eheberatungen recht oft eine Ar Heiratsvermittlung hinzugefügt und hoffen, damit Schule zu machen un den jungen Menschen zu dienen, die zu uns kommen.

Wir müssen angesichts der bestehenden großen Ehenot alle Mitte ergreifen, um die Ehen glücklicher, wirkungsvoller, zweckentsprechende zu gestalten. Ein wirksames Mittel kann die Eheberatungsstelle werden wenn sie richtig in die Wege geleitet und durchgeführt wird. Sie wir ihren Zweck nur erfüllen, wenn sie gänzlich frei von Bürokratismus un unter starkem, weiblichen Einfluß ist. Erst dann wird sie das Ver trauen der Bevölkerung erringen. Kein Amtszimmer mit Bergen vo Akten darf vorhanden sein. Der Amtscharakter muß gänzlich vermieden werden, soll keine abschreckende Wirkung eintreten. Wird die Ehe beratungsstelle zu einer Stätte, in der Mensch zu Mensch spricht, i der Offenheit und Vertrauen auf der einen Seite, liebevolles Verständni und kluge Beratung auf der anderen Seite dargebracht werden, so wir es ihr an Zustrom durchaus nicht fehlen.

Die Evolution des zeitgenössischen Spanien.

Von *Rafael Altamira,*
Professor der Rechtswissenschaft an der Universität Madrid,
Richter an dem ständigen internationalen Gerichtshof.

Beim Rückblick auf die Tatsachen, in denen der kollektive spanische Geist seit 1898 zum Ausdruck kam, möchte ich gleich zu Anfang die Unabhängigkeit betonen, die sich die kollektive Evolution Spaniens in mancherlei Hinsicht — wie im allgemeinen die kollektive Evolution jedes Volkes — gegenüber den Veränderungen der politischen Institutionen und noch mehr der Sondergeschichte der politischen Parteien bewahrt hat. Diese Unabhängigkeit, die man häufig in der modernen Geschichte trifft, bestärkt meiner Ansicht nach die von mir aufgestellte Behauptung, daß das sogenannte rein politische Leben eines Volkes viel oberflächlicher ist als die Gesamtheit des sozialen Lebens und häufig nur das Ergebnis einer geistigen Strömung darstellt, die sich im Schoße des Volksganzen auswirkt. Und deshalb ist es von besonderem Interesse, den Geisteszustand eines Landes und noch mehr den seiner bewußteren Gesellschaftsschichten kennenzulernen.

Das Jahr 1898 bedeutet das Ende eines Zeitraums der zeitgenössischen Geschichte Spaniens und den Beginn einer neuen Periode. Es ist das Ende unserer kolonialen Herrschaft, des Krieges mit Kuba, mit den Vereinigten Staaten.

Wie war in diesem Augenblick der Geisteszustand in Spanien? Der Krieg von 1898 hat trotz der Befreiung, die die Lösung des kubanischen Problems für die Mehrheit der Spanier bedeutete, eine sehr starke Niedergeschlagenheit in der Öffentlichkeit zurückgelassen. Diese Niedergeschlagenheit kam zuerst in einer Vertiefung des nationalen Pessimismus zum Ausdruck. Man glaubte nicht mehr an Spanien, und es waren die Spanier selbst, die den Glauben verloren hatten.

Diese Einstellung ist sicherlich nicht nur durch das Ergebnis des Krieges hervorgerufen worden. Sie wurde im Laufe von Jahren vor-

bereitet, und in erster Linie durch die liberale Meinung Spaniens. Und zwar aus folgenden Gründen: Die spanischen Liberalen haben während des ganzen neunzehnten Jahrhunderts darum gekämpft, die Spuren des früheren absolutistischen Regimes des achtzehnten Jahrhunderts zu verwischen. Der Kampf war sehr heftig und erbittert, und schließlich ging das Jahrhundert zu Ende, ohne daß man ein bestimmtes Ergebnis erreicht hatte. Diese Tatsache hat bei den spanischen Liberalen eine Stimmung hervorgerufen, die nicht nur an der Zukunft verzweifelte, sondern auch die Vergangenheit vollkommen leugnete. Man kannte damals noch sehr wenig jenen Zeitraum spanischer Geschichte, der in das Mittelalter fiel. Erst heute beginnen wir uns dessen bewußt zu werden, welche Arbeit der spanische Geist in den Jahrhunderten des Mittelalters geleistet hat. Aber im Jahre 1898 haben sehr wenige spanische Intellektuelle diesen Abschnitt unserer Geschichte gekannt, der eine solche Fülle von Initiative und bedeutenden Kulturwerten in sich birgt. Man kannte und sprach fast ausschließlich von der Epoche, die mit der absolutistischen Monarchie begann, das heißt mit Karl I. von Spanien. In den Augen der Liberalen war diese Epoche ein Zeitraum, in dem die politischen Institutionen das Volk in eine Situation gebracht hatten, die den konstiutionellen und liberalen Ideen des neunzehnten Jahrhunderts widersprach. Das politische Regime jener Zeit trug Schuld daran, daß der spanische Geist sich auf dem Gebiete der nationalen Aktivität nicht auswirken konnte. Es herrschte ein vollkommenes Dunkel. Zu der Verachtung der Vergangenheit kam noch eine tiefe pessimistische Auffassung der künftigen Entwicklung.

Dieser Pessimismus wurde noch durch die Katastrophe von 1898 vertieft. Man hatte das Gefühl, daß das Ende gekommen sei. Man glaubte an den Zusammenbruch des politischen Regimes und zugleich an das Ende unserer ganzen geistigen Entwicklung. Es war nicht nur die Regierung, der offizielle Staat, die die schwere Niederlage erlitten hatten, sondern das gesamte Volk. Man glaubte, daß dieser Sturz sich als eine endgültige Katastrophe auswirken würde, daß er nicht nur unseren unaufhaltbaren Verfall seit der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts bedeutete, sondern daß das spanische Volk sich nie wieder aus den Tiefen der Vernichtung würde erheben können. Es ist interessant festzustellen, daß diese Niedergeschlagenheit der öffentlichen Meinung infolge der Ereignisse von 1898 auch von den nichtliberalen Kreisen in Spanien geteilt wurde. Es war die allgemein herrschende Volksstimmung. Fast die Gesamtheit der gebildeten Spanier, der Spanier, die die führenden Kräfte unseres Volkslebens vertraten, war dieser ungeheuren geistigen Depression verfallen. In jene Zeit fällt die politische und soziale Literatur, die unter dem Namen der „Literatur von 1898“ bekannt ist, und die keinen Zusammenhang mit der schönen Literatur der Generation der Dichter, Schriftsteller und Kritiker hat, die zu jener Zeit noch sehr jung waren und kaum zu schaffen begonnen

hatten. Hier interessiert uns in erster Linie das Werk Costas und Macias Picavea.

Die Politik wurde von allen Seiten angegriffen. Es gab Männer, die ihre Angriffe hauptsächlich gegen die Fehler und Mängel der politischen Institutionen richteten, gegen diese Fehler und Mängel schrieben und an unserem politischen Leben scharfe Kritik übten. Der Feldzug war in erster Linie gegen die Politik der Koterien, gegen die Organisation der Cliquenwirtschaft, die das ganze Land beherrschte, gegen die Unmoral oder die politische und administrative Leichtfertigkeit gerichtet. Es war im Grunde genommen keine Kampagne gegen diese oder jene Regierungsform, sondern eher gegen das Verhalten der Politiker, in deren Händen bis jetzt die Führung der Staatsgeschäfte lag. Joaquin Costa, ein Jurist und Historiker und zugleich Staatsmann, obwohl er nie mit einem Amte betraut worden ist, war der damalige Exponent dieser Ideen und Gefühle. Costa hat in seinen berühmten Vorträgen im Ateneo in Madrid große Anklagereden gegen die damaligen Zustände gehalten. Er forderte einige Intellektuelle Spaniens und einige Universitätsprofessoren auf, eine Umfrage über die wirkliche Situation jenes politischen Regimes zu veranstalten, das im Dunklen wirkte und im Jahre 1898 zu so verhängnisvollen Ergebnissen geführt hatte. Costa prägte damals jenen Satz, der bei uns berühmt geworden ist: „Man muß endlich das Grab Cids mit zweifachem Schlosse absperren." Costa wollte damit sagen: „Wir müssen uns mit dem Ende unserer kolonialen Herrschaft abfinden. Wir müssen jetzt ein für allemal auf jedes Abenteuer dieser Art verzichten. Der spanische Imperialist ist tot. Wir wollen nur an unserem Glück im Inlande und an unserem Wiederaufbau arbeiten."

Zu gleicher Zeit versuchte er, allen Spaniern das Prinzip einzuprägen, das zu den Grundlagen des modernen Lebens gehört: man darf nicht alles von der offiziellen Unterstützung erwarten. Bis dahin glaubte man, daß jede soziale Bewegung aussichtslos sei, wenn die staatliche Unterstützung fehle. Man wagte nichts zu unternehmen, ohne von der Regierung Geld, moralische Unterstützung und manchmal sogar den Organisationsrahmen zu erbitten. Costa und die Männer von 1898 riefen dem Volke zu: Hütet euch vor diesen Prinzipien! Sie sind vollkommen verfehlt. In jeder sozialen Kollektivität gibt es Energien und Aktivitäten, die sich sehr gut ohne die Unterstützung des Staates entwickeln können. Wesentliche Unternehmungen in unserem modernen Leben sind häufig nicht verwirklicht worden, weil man zu ihrer Durchführung auf das Verständnis und die Unterstützung der leitenden Staatsmänner wartete. Dieses Verständnis ist jedoch ausgeblieben, und die fruchtbarsten Initiativen sind deshalb zum Fehlschlag verurteilt worden. Man muß den bis jetzt durchmessenen Weg noch einmal zurücklegen, man muß sich einen neuen Weg bahnen und sich an die Arbeit begeben, ohne auf den Staat zu rechnen.

Auf eine Tatsache muß noch hingewiesen werden, die nach dem

Tode Costas viel diskutiert worden ist. Obwohl Costa ein Liberaler war und im Grunde seiner Seele eine Liebe für die Eigenart gewisser staatlicher Institutionen seines Landes besaß, zweifelte er, ob in jenem Augenblick das spanische Volk in sich selbst die notwendigen Kräfte finden würde, um den ersehnten Wandel herbeizuführen. Deshalb griff er als auf ein rein temporäres Heilmittel auf die Diktatur zurück, die nur als ein Ableiter der Kräfte des Landes dienen sollte. Er war der erste, der bei uns von dem Bedürfnis nach der Diktatur in gewissen Ländern und zu gewissen Zeiten des Zweifels und der Schwäche sprach. Aber selbstverständlich war für Costa, den Juristen, die Diktatur rein juristischer Art. Er hat seiner Lehre die genaue Deutung gegeben, als die Frage im Ateneo in Madrid diskutiert wurde. Er ließ seiner Rede eine historische Untersuchung der römischen Diktaturen vorangehen. Ich hatte damals das Glück, ein Schüler Costas zu sein und entwarf für ihn diese historische Darlegung. Ich habe mich bemüht, den Spaniern zu zeigen, daß der Gedanke Costas in der juristischen Realität Roms verwurzelt war, daß es sich nur um ein historisches Heilmittel handelte, das vielleicht notwendig war, um Zustände zu revidieren, denen im Augenblick die spontanen Kräfte der Allgemeinheit nach der Ansicht Costas nicht gewachsen waren. Aber sobald diese damals noch gebundenen Kräfte befreit wurden, sollte die Diktatur ein Ende nehmen und das Land zu seiner gewöhnlichen Ordnung der Dinge zurückkehren.

Hier kommt noch ein neuer, charakteristischer Zug hinzu, der nicht nur die Lehre Costas, sondern auch die Lehre aller seiner Zeitgenossen kennzeichnet, und zwar die Europäisierung Spaniens, wie man sie damals nannte. Wollte man durch dieses Wort eine Änderung unseres nationalen Geistes bezeichnen? Costa glaubte im Grunde seiner Seele an einen spezifisch spanischen Geist, aber im Augenblick fand er ihn blaß und verwischt. Wollte er diesen spanischen Geist durch den Geist des modernen Europa ersetzen? Sicherlich nicht. Er wollte nur, daß man sich das Leben der kultiviertesten europäischen Völker zum Vorbild nehme, um zu sehen, wie sie mit den Problemen fertig geworden sind, vor die wir uns gestellt sehen, und von ihnen die Lösungen, die Mittel, die Organisationen, die in anderen Ländern Erfolg hatten, zu entleihen, sie nach Spanien zu importieren, das heißt unsere Fehler mittels dieser Anleihen zu berichtigen, unsere Seele im Kontakt mit den Seelen der Völker, mit denen wir eine oberflächliche Ähnlichkeit besitzen, umzugestalten, unsere Mängel auszugleichen und unsere Irrtümer gutzumachen. Costa glaubte, daß auf diese Weise die tiefen Kräfte der spanischen Wesensart einen neuen Impuls bekommen würden und daß unser Volksleben, nachdem es das Wesentlichste dieser Beispiele und dieser fremden Vorbilder in sich aufgenommen hat, den ihm eigenen Weg wieder einschlagen wird.

Man könnte sich die Frage stellen, ob es nicht in Spanien damals Männer gab, die an eine spanische Wesensart und an eine spezifisch

spanische Aktivität glaubten, die unvergeßliche Werte von großem Nutzen für die Weltgeschichte geschaffen hatten und in das damalige Leben Spaniens einbezogen werden konnten. Selbstverständlich waren solche Menschen vorhanden, und selbst einige der Pessimisten gaben manchmal zu, daß man bei der Beobachtung unserer Geschichte und unserer aktuellen Psychologie Elemente finden konnte, die sich zu einem neuen Aufbau verwenden ließen. Es gab in der Tat zwei große Strömungen, die in diese Richtung wiesen. Es war das zunächst der eher literarische und philosophische Nationalismus von Menendez y Pelayo. Er nahm eine Stellung ein, die im Gegensatz zu dem Pessimismus von 1898 stand, im Gegensatz auch zu der Stellung der Liberalen. Er war von dem wirklichen Wert und der wesentlichen Bedeutung eines großen Teiles der alten spanischen Geschichte für das Werk der Kultur überzeugt. Obwohl er die pessimistischen Vorurteile gegen den gegenwärtigen Zustand Spaniens in gewissem Maße teilte, war er doch zugleich ein Bejaher der Vergangenheit und der Zukunft. Aber er war kein Politiker. Er lebte nicht das aktive Leben, das sich für die aktiven Probleme des Tages interessiert und sich um ihre Deutung und Lösung bemüht. Er war in erster Linie ein Intellektueller, ein Mann des Studiums, der Archive, der Feder. Andererseits war sein Nationalismus den Liberalen verdächtig. Man glaubte, daß er bemüht sei, die Geschichte Spaniens gewissermaßen in den Rahmen der Ideen und Institutionen des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts einzuspannen.

Nach 1898 begann sich ein anderer Nationalismus zu entwickeln, der in gewissem Sinne ein Gegengewicht zu der Europäisierung Costas bildete, wie sie von der breiten Masse verstanden wurde. Es war der Nationalismus Unamunos, der in seinem Buche „En torno al casticismo" die Existenz einer spanischen Wesensart bejahte, einer Seele, die einen besonderen und sehr tiefen Charakter besitzt und die es nicht nötig hat, sich die Vorbilder außerhalb Spaniens zu suchen. Diese Lehre Unamunos, die sich damals erst in Umrissen abzuzeichnen begann und seither immer mehr zu einer Gesamtauffasung des spanischen Geistes geworden ist, wurde einige Jahre später von anderen Intellektuellen aufgegriffen. Ich möchte hier den Namen von Ganivet nennen, dessen Buch über den Idealismus Spaniens viel bekannter und weiter verbreitet war als das Buch Unamunos über dasselbe Thema, obwohl es nicht auf derselben Höhe stand. Andererseits war auch Gavinet gewissen liberalen Kreisen verdächtig, weil er einige politische Ideen teilte, deren Ursprung man aus dem Gedankenkreise von Menendez y Pelayo und seiner Umgebung herleiten konnte.

Ich selbst habe in dieser Bewegung eine Rolle gespielt, als ich im Jahre 1898 meinen Glauben an Spanien zum Ausdruck brachte.

Heute beweist die gegenwärtige Lage in Spanien, daß zahlreiche soziale Initiativen vorhanden sind, in denen der Glaube des Volkes an sich selbst zum Ausdruck kommt. Spanien hat in erster Linie den

nationalen Pessimismus überwunden, der die allgemeine Tendenz des neunzehnten Jahrhunderts war, und ihn durch ein festes Vertrauen in die Fähigkeiten, die Macht und die geistigen Eigenschaften des spanischen Volkes ersetzt. Andererseits ist die Distanz zwischen dem Staat und der Gesellschaft in der Sphäre der nicht politischen Aktivität immer größer geworden. Dieses Phänomen schien zuerst eine bloße Merkwürdigkeit zu sein. Es wird jetzt als ein Grundzug unseres heutigen Lebens aufgefaßt. Die Gesellschaft hat das Band durchschnitten, das sie an den Staat knüpfte und hat ihre Aktivität wiedergewonnen. Man weiß jetzt, daß man vieles ohne offizielle Bevormundung tun kann. Die praktische Konsequenz dieser Erkenntnis war eine soziale Aktivität, die in Unabhängigkeit von staatlichen Bemühungen bei uns im Laufe der letzten Jahre eine Fülle wirtschaftlichen und geistigen Reichtums geschaffen hat.

Aber diese Erfahrung, die die spanische Gesellschaft auf ihren sich vom Staate trennenden Wegen gemacht hat, diente nur dazu, um die Skepsis gegen das politische Leben zu verstärken. Von dem Augenblick an, in dem man feststellte, daß es möglich war, viele für das kollektive Leben wesentliche Dinge zu verwirklichen, ohne sich um den Staat zu kümmern, neigte man zu dem Glauben, daß der Staat in mehr als einer Hinsicht etwas Sekundäres sei, daß man auch ohne ihn fertig werden könne oder mindestens daß ein großer Teil unseres nationalen Lebens davon unberührt bleibe, ob die Staatsgeschäfte gut oder schlecht geführt werden. Diese Skepsis wurde noch durch eine ziemlich auffallende Tatsache verstärkt, die jedoch ganz anderen Ursprungs ist, und zwar die Auflösung der politischen Parteien, die im Jahre 1917 eingesetzt hat. Die öffentliche Meinung sah in dieser Tatsache nur die Bestätigung ihrer eigenen Einstellung, das heißt daß der Staat etwas Sekundäres und Gleichgültiges sei, und daß, wenn auch das politische Leben von allen Übeln zerfressen war, diese Krankheit keine große Bedeutung hatte, weil sie nicht an die wesentlichen Tiefen der sozialen Aktivität rührte.

Das Wichtigste an diesen Tatsachen, die ich eben dargelegt habe, ist, daß sie zuerst Gedanken und Beobachtungen einer intellektuellen Minderheit waren und jetzt zu einer Bewegung geworden sind, die von der ganzen spanischen Volksgesamtheit geteilt wird. Selbstverständlich gibt es in Spanien wie in anderen Ländern eine unbewegliche Masse, die in den wesentlichen Strömungen im Leben des Volkes keine große Rolle spielt. Der aktive Teil unserer Gesellschaft ist jedoch für diese neue Auffassung der Geschichte und unseres modernen Lebens vollkommen gewonnen worden. Diese Bewegung trägt daher den spezifischen Charakter einer kollektiven Bewegung.

Eine Tatsache, die in erster Linie zu dieser Wandlung beigetragen hat, war das dauernde Predigen der Lehre des Optimismus, des Wertes unserer Geschichte und der Beweise, die sie für die wesentlichen Fähig-

keiten des spanischen Geistes liefert. Es kommen noch Werke hinzu, die von ausgewählten Meistern, deren Zahl von Tag zu Tag wächst, geschaffen worden sind. Es ist eine Tatsache, die man immer von neuem beobachten kann, daß in jedem Land, selbst in den Augenblicken der tiefsten Depression der allgemeinen Stimmung, irgend jemand auftaucht, der sich gegen die vorherrschende Niedergeschlagenheit auflehnt und sich in seinem engen Kreis an die Arbeit begibt. Eines Tages zeigt er einem anderen das Ergebnis seiner Arbeit. Dadurch wird der andere ermutigt, dann ein dritter, und die Zahl der Bekehrten steigert sich von Tag zu Tag. Dies war der Fall in Spanien in den ersten Jahren des zwanzigsten Jahrhunderts. Von allen Seiten, im rein intellektuellen Leben, im künstlerischen Leben, in den verschiedenen Zweigen des wissenschaftlichen Lebens und im Wirtschaftsleben strömten uns Bestätigungen der Kräfte und der Möglichkeiten unserer Volksseele zu.

Es hat sich noch außerdem eine Gegenbewegung gegen die Anmaßungen und Angriffe der Partikularisten herausgebildet. Jahrelang dauerte in Spanien der Kampf gegen gewisse Lehren in gewissen spanischen Gebieten, die sich um das Aufleben ihrer geistigen und persönlichen Eigenart, nicht nur in der Geschichte, sondern auch in der gegenwärtigen Lage, bemühten, um zum Schluß ein autonomes politisches Regime zu fordern. Dies hat auch eine Gegenbewegung hervorgerufen. Die Spanier aus anderen Gebieten, die auf diese Weise angegriffen wurden, mußten den Beweis erbringen, daß die ganze spanische Gesellschaft und nicht nur eine Region des nationalen Gebietes imstande war, am Werke der Kultur zu arbeiten. Auf diese Weise hat die regionalistische und partikularistische Bewegung mittelbar zum Aufschwung Spaniens geführt.

Man muß die Reform des Erziehungswesens unterstreichen, die in den letzten Jahren mit allem Ernste unternommen wurde. Man wirft uns häufig wie einen Hohn auf unsere Bemühungen vor, daß eine solche Zahl von Analphabeten in unserem Lande vorhanden ist. Diese Tatsache ist uns nicht unbekannt, und wir bedauern sie aus tiefstem Herzen. Aber die Geschichte zeigt, daß das intellektuelle Schaffen eines Volkes nicht von der Quantität der Menschen abhängig ist, die in einem Lande lesen und schreiben können. Man darf selbstverständlich nicht vergessen, daß, je größer die Anzahl der Menschen ist, die in einem Lande imstande sind, ihre intellektuellen Kräfte zu gebrauchen, es desto wahrscheinlicher sein wird, daß sich die großen Fähigkeiten offenbaren und unsterbliche Werke im Reiche des Geistes schaffen werden. Deshalb wollen wir mit ungebrochenem Mut an unsere Arbeit gehen, um unser Land von diesem Makel zu befreien.

Eine Tatsache muß noch betont werden, die den Fremden bloß romantisch erscheint, die jedoch für uns von größter Bedeutung ist, und zwar die Rückkehr zur spanischen Tradition in der Kunst und im

Handwerk, von der Architektur bis zur Keramik und Musik. Man find diese Rückkehr zur Tradition in der Literatur und in den Sitten, in d Philosophie und in der Geschichtswissenschaft. Neben dieser Rück kehr zur allgemeinen spanischen Tradition gibt es auch eine Rückkeh zur regionalen Tradition, die geistige Werte wieder lebendig gemacl hat, die von den bisherigen Führern des Volkslebens verkan worden sind.

Ich möchte noch die amerikanische Bewegung erwähnen, die bei un ein Kennzeichen der jüngsten Zeit ist, und es setzt sich die Gewißhe durch, daß wir mit den amerikanischen Völkern unserer Sprache an eine modernen Kultur zusammenarbeiten können, ohne die uns anhaftend Eigenart einzubüßen. Auch die Auswirkungen des Krieges haben un gezwungen, aus unserer Isoliertheit herauszutreten und an der allge meinen Bewegung des internationalen Lebens teilzunehmen, was zu Förderung der wirtschaftlichen Entwicklung unseres Landes beitrug

Um die Steigerung der wirtschaftlichen Macht Spaniens zu zeigen möchte ich nur eine einzige Tatsache zitieren. Vor siebzehn Jahren ha eine spanische Gesellschaft an die Entwicklung ihrer Geschäfte m Argentinien gedacht. Die ganze Welt war damals gegen dieses Unter nehmen. Man sagte: „Es ist ein Wahnsinn! Wir haben keinerlei wirt schaftliche Macht, um uns in eine solche Unternehmung hineinzuwagen Wir können nichts tun." Wenn man diese Einwände aus der Zeit vo siebzehn Jahren mit der Anleihe vergleicht, über die wir jetzt in Argen tinien verhandelt haben, sehen wir den Beweis der Steigerung der wirt schaftlichen Macht unseres Volkes und hauptsächlich die Veränderung die sich in der Einstellung der spanischen Kapitalisten vollzogen ha Früher dachten sie nur daran, ihr Geld in den Banken zu behalten ode die Kupons sicher angelegter Papiere zu schneiden. Sie wissen jetzt daß sie im Geschäftsleben größere Verdienste und bessere Anlagen für ihre Kapitalien finden können. Und obwohl man uns vorwirft, da wir im Verhältnis zu der fieberhaften Aktivität anderer Länder noch vie zu langsam sind, läßt sich der bei uns erzielte Fortschritt nicht leugnen

Wir beginnen auch, unsere Auffassung über den Individualismu zu ändern. Wir glaubten früher, daß wir unverbesserliche, übertrieben Individualisten seien. Heute beweisen uns Tatsachen aus dem alltäg lichen Leben, daß wir der Zusammenarbeit an einem gemeinsamen Werke fähig sind. Es ist bei uns in erster Linie der allgemeine Wunsch nach einem Aufleben unseres Volkes vorhanden, zu dem noch ein leb hafter Widerstand der öffentlichen Meinung gegen Abenteuer der Außen politik hinzukommt. Es gibt auch eine Bestätigung unseres Geistes und unseres besonderen Volkscharakters, das heißt dieses tiefen Glaubens an das Vorhandensein unserer Eigenart, die in hochwertigen Werken einzig und allein durch die Bejahung unseres Geistes aufblühen kann, der uns einst zu so bemerkenswerten Errungenschaften geführt hat.

In dieser ganzen Entwicklung werden wir von dem Wunsche ge-

leitet, unsere eigene Vervollkommnung im Rahmen unseres Geistes durchzuführen und zugleich mit den anderen Völkern an dem gemeinsamen Werk der Kultur zusammenzuarbeiten. Ein Volk, das wieder Vertrauen zu sich selbst gefaßt hat und aus diesem Glauben eine Tatkraft schöpft, um seine Zuversicht zu verwirklichen, eröffnet zahlreiche Möglichkeiten für seine eigene wie für die Entwicklung der Menschheit. Alles, was sich diesem Vormarsch entgegensetzen kann, wird, wie wir hoffen, eine oberflächliche, vorübergehende Episode sein, nach der man uns nicht beurteilen darf. Ich möchte noch hinzufügen, daß unser eigener Nationalismus kein aggressiver Nationalismus ist. Es ist ein kooperativer Nationalismus, der das moderne Werk Spaniens jenem Teile des früheren spanischen Werkes hinzufügen will, das dem Leben aller Völker der Welt noch nützlich sein kann.

Es hat wahrscheinlich in der Geschichte, wenigstens in der Geschichte der modernen Zeit, keinen Zeitpunkt gegeben, der kritischer für die Welt gewesen wäre als der heutige. Wir sind uns dessen bewußt, daß wir mehr denn je aufeinander angewiesen sind. Es wäre ein Wahnsinn, den Beitrag irgendeines Volkes, der für das Werk der Kultur nützlich sein kann, zu verkennen. Ich wollte nur das eine beweisen, daß die Spanier nicht nur imstande sind, positive Werte beizutragen, sondern daß auch unsere ganze geistige Einstellung uns immer mehr zur großen, universellen Zusammenarbeit für den Frieden und die Kultur treibt.

Parlamentarische Frauenarbeit.

Von *Adele Schreiber,* M. d. R.

Eine Freude wär's, diesen Artikel überschreiben zu können *„Inter parlamentarische Frauenarbeit"*. Es könnte befruchtend wirken, wenn im Rahmen der großen interparlamentarischen Tagungen, deren 25 eben in Berlin stattfindet, die Politikerinnen verschiedenster Staaten Gelegenheit hätten, Gebiete und Fragen zu besprechen, die Frauen aller Länder besonders interessieren, Erfahrungen auszutauschen und Anregungen heimzunehmen.

Die Teilnehmerliste der Berliner Konferenz zeigt aber, daß die Frauen bedauerlicherweise in noch geringerem Maße an der interparlamentarischen Arbeit beteiligt sind, als es ihrer tatsächlichen Stärke und Stellung in den Parlamenten der Welt entspricht. Maßgebend hierfür sind verschiedenste, unter anderem auch parteipolitische Gründe. So um nur *ein* Beispiel zu nennen, die Tatsache, daß 6 Nationalrätinnen der österreichischen Sozialdemokratie angehören, die sich an der *Interparlamentarischen Union* nicht beteiligt, und daß im Österreichischen Nationalrat überhaupt sonst keine Frauen sitzen, da sie weder bei der christlich-sozialen noch bei der großdeutschen Partei ein Mandat erhalten haben.

Der Juni des kommenden Jahres bringt, gleichfalls in Berlin, das fünfundzwanzigjährige Jubiläum einer großen Frauenbewegung. Hier trat, im Jahre 1904, der *„Weltbund für Frauenstimmrecht"* ins Leben gegründet von einem kleinen Häuflein von Pionierinnen aus neun Staaten, dessen Ziel scheinbar in weiter Ferne lag und Gegenstand wohlfeilen Spotts sowie übereinstimmender Kassandrarufe in allen Sprachen der Erde war. Nur vereinzelte Staaten der Amerikanischen Union und Teile Australiens kannten ein Frauenwahlrecht, es gab nirgends ein weibliches Parlamentsmitglied. Diejenigen unter uns, die in glühender jugendlicher Begeisterung jenen Tag miterlebten, stehen heute der Erreichung des Zieles in den meisten Kulturländern der Welt mit widersprechenden Gefühlen gegenüber, — fast erstaunt, daß die Entwicklung, beschleunigt durch den Weltkrieg und darum zu teuer erkauft, sich so rasch vollzog und nicht ganz ohne jene Enttäuschung

die alle errungenen Siege begleitet, denn man hatte sich's noch weit überwältigender und schöner vorgestellt.

Verstandesmäßig aber sagen wir uns mit Recht, daß es verfehlt wäre, von einer Wirksamkeit in so beschränktem Umfang, in so kurzer Zeit und in einer so gründlich zerrütteten Welt die Erfüllung aller Hoffnungen zu erwarten. Das sei auch unsere Antwort an jene seltsam unlogischen Parteien und Persönlichkeiten, die ehemals schärfste Gegner der Frauenbefreiung schlimmste Katastrophen von der Mitarbeit der Frau in der Politik erwarteten, und die nun, gezwungenermaßen „auf dem Boden der Tatsachen stehend", in Wehklagen ausbrechen, weil „noch neun Jahre nach Zulassung der Frauen zur parlamentarischen Arbeit sich so wenig geändert habe!"

Einige zahlenmäßige Feststellungen über die Mitwirkung von Frauen in den Parlamenten aller Länder, ohne Berücksichtigung von Landtagen und Stadtparlament, sind am Platz.

Es gibt zurzeit 131 weibliche Parlamentsmitglieder, von denen 107 in Unterhäusern (Abgeordnetenhäusern), 24 in Oberhäusern (Senaten) sitzen. Sie verteilen sich auf 12 Länder, von denen eines, und zwar *Belgien,* kein Frauenwahlrecht, keine weibliche Abgeordnete, wohl aber eine durch Kooptation gewählte Senatorin aufweist. *Großbritannien,* das seit kurzem die politische Ungleichheit des Frauenwahlrechts abgeschafft und der bisher ausgeschlossenen Gruppe der 21- bis 30jährigen das Stimmrecht zuerkannte, verfügt, im Gegensatz zu Belgien, über 7 Frauen im Unterhaus und kein einziges Mitglied im House of Lords. Seit langem führen vereinzelte Frauen, die ein Anrecht auf einen Sitz im Oberhaus haben, als „Peeresses in their own rights", vergeblich den Kampf um Zulassung zum Herrenhause.

Dem Prozentsatz nach am besten schneidet *Finnland* ab, dessen Abgeordnetenhaus 16 Frauen unter 200 Mitgliedern aufweist, von denen 9 der sozialdemokratischen Partei angehören. An zweiter Stelle steht *Deutschland* mit 33 Vertreterinnen in seinem einzigen Parlament von 490 Sitzen, ihm folgen die *Tschechoslowakei* mit 10 Abgeordneten und 4 Senatorinnen, *Deutschösterreich* und *Polen* mit je 12 weiblichen Parlamentariern, von denen in Österreich 6 dem Nationalrat und 6 dem Bundesrat, in Polen 9 dem Abgeordnetenhaus und 3 dem Senat angehören. *Dänemark* zählt 3 Mitglieder des Unterhauses, 8 im Oberhaus, *Schweden* 7 im Abgeordnetenhaus und eine Frau im Oberhaus, *Holland* 6 Frauen in der zweiten und eine in der ersten Kammer. Der kleine Staat *Luxemburg* weist eine Parlamentarierin auf und der neugeschaffene Freistaat *Danzig,* dessen parlamentarische Verhältnisse dem Umfang nach wohl eher dem eines großen Stadtparlaments gleichzusetzen sind, verfügt über 9 weibliche Mitglieder.

Bei der Berliner Tagung sind die deutschen weiblichen Abgeordneten mit 12 Teilnehmerinnen entsprechend vertreten, leider nicht auch die der anderen Länder. Aus *Österreich* ist in einer Delegation von

33 nur *eine* Frau, die Bundesrätin *Olga Rudel-Zeynik,* aus *Dänemar* unter 23 die Senatorin *Frau Andrea Brochmann* zu nennen. Unter d 15 englischen Mitgliedern findet sich *keine Frau,* unter den 24 Niede ländern vertreten Frau *Dr. Katz,* Frau *Meijer* und Frau *Westerma* die zweite Kammer. Polen verzeichnet unter 45 Teilnehmern d Abgeordneten Frau Irene Kosmowska und die Ukrainerin Mile Rudnicka. Im ganzen erschienen also, außer den Deutschen, nur Vertreterinnen ausländischer Parlamente.

Der schon erwähnte Kongreß des Weltbundes für Frauenstimm recht wird im kommenden Juni Gelegenheit geben, auch die parlame tarischen Frauenleistungen aller Länder zu würdigen. Hier sei no einiges gesagt zur Tätigkeit der Frauen im deutschen Reichstag.

Wir sind in der glücklichen Lage, über eine gewissenhafte u objektive Chronik unserer weiblichen Parlamentsarbeit zu verfüge Dank der mühevollen Arbeit von Frau *Regine Deutsch,* die, von A beginn an, die wesentlichen Leistungen der Frauen im deutschen Pa lament sorgfältig registriert hat. In drei Broschüren behandelt sie „D politische Tat der Frau“ [1]) (die Weimarer Nationalversammlung), d „Parlamentarische Frauenarbeit I“ [2]) im ersten Reichstag der Republ von 1920 bis 1924, die „Parlamentarische Frauenarbeit II“ in den beid Reichstagen von 1924 bis 1928. Kaum in einem anderen Lande ist so leicht, sich in übersichtlicher Weise zu orientieren; die erwähnte Bändchen sind unentbehrliches Rüstzeug, die wohl allgemein benutzt wenn auch leider nicht immer genannte Quelle.

Ein Rückblick auf neun Jahre weiblicher Mitarbeit, ein schlichte dennoch bedeutsames Zeugnis — die Frau im Parlament wird a Selbstverständlichkeit empfunden, und, mit wenigen Ausnahmen, möch wohl keine Partei sie in Zukunft noch entbehren. Die Schwarzmal von einst werden heute nicht mehr gerne an Prophezeiungen erinne die in keiner Weise eingetroffen sind.

Gewiß — Wunder haben sich nicht ereignet. Das parlamentarisch Leben weist nach wie vor vielerlei Mängel auf, und selbst den „gute Ton“ im „Hohen Hause“ vermochten die „edlen Frauen“ nicht herbe zuführen. Aber sie selbst sind sicher daran unschuldig und, obwol es ihnen keineswegs an Temperament gebricht, tragen sie nichts b zu leidenschaftlichen Ausschreitungen, zum Bruch der Disziplin. – Es sind *nicht die Frauen,* die dem Präsidenten Schwierigkeiten be reiten, *nicht sie,* die durch endlose, unsachliche Reden fruchtbare Arbe sabotieren. Eine Statistik ihrer Teilnahme an der Arbeit von Plenu und Ausschüssen dürfte ein recht erfreuliches Bild von Ernst und Zu verlässigkeit geben. Zahlenmäßig sind sie an den bisherigen Reichs tagen jeweils mit 6 bis 7 vom Hundert beteiligt; der Prozentsatz der vo

[1]) [2]) Die beiden ersten Bände erschienen bei Friedrich Andreas Perthes-Goth der dritte Band bei F. Herbig-Berlin.

nnen beigetragenen produktiven Ergebnisse dürfte, namentlich auf bestimmten Fachgebieten, weit größer sein.

Das große Werk unserer Weimarer Verfassung weist an zahlreichen Stellen den Einfluß weiblicher Mitarbeit auf. Trotzdem in Weimar die 41 Mitglieder der Nationalversammlung sechs Parteien angehörten und oft entgegengesetzte Anschauungen vertraten, so kann man doch sagen, daß so klare und weitgehende Formulierungen des Familienrechts, des Mutter- und Kinderschutzes, der Sozialpolitik kaum ohne Mitwirkung der Frauen zustande gekommen wären. Unsere Verfassung, die erste eines großen Reiches, die unter weiblicher Mitarbeit ins Leben trat, bleibt eine Tat, die sich erst dann voll auswirken wird, wenn es gelungen ist, unsere Gesetzbücher in Einklang mit ihr zu bringen, sie vom Buchstaben zum Leben zu erwecken.

Zwanzig von jenen ersten Mitgliedern der Nationalversammlung zogen bei den Wahlen 1920 in den ersten Reichstag der deutschen Republik ein – einige von ihnen schieden im Laufe der Wahlperiode durch die Ergebnisse in den der Volksabstimmung unterworfenen Gebieten aus. Eine Abgeordnete, *Luise Zietz*, der Unabhängigen Sozialdemokratie angehörig, starb unmittelbar nach einem schweren gesundheitlichen Zusammenbruch, der sie im Reichstag ereilte. Diesen Verlusten steht einiger Zuwachs von Frauen gegenüber, die während der Legislaturperiode an die Stelle ausgeschiedener oder verstorbener Kollegen einrückten, so daß durchschnittlich die Zahl der Frauen im ersten deutschen Reichstag 35 bis 37 betrug. Auch dieses Parlament stand, ebenso wie die Nationalversammlung, noch unter dem schweren Schatten der Nachkriegswirkungen. Der Weimarer Versammlung fiel ja neben der aufbauenden Tätigkeit zur Schaffung einer neuen Verfassung auch die bittere Aufgabe zu, über den Frieden von Versailles zu entscheiden. Die Fragen der Demobilmachung stellten schwierige Aufgaben und besonders der weibliche Teil der Bevölkerung wurde hiervon oft hart betroffen. Auch hier haben die Parlamentarierinnen im allgemeinen Interesse gewirkt, und es dennoch vermocht, manch lindernde Bestimmungen zugunsten ihrer Geschlechtsgenossinnen durchzusetzen.

Der erste Reichstag, der im Winter 1924 ein etwas vorzeitiges Ende nahm, war gekennzeichnet durch innen- und außenpolitische Ereignisse von besonderer Schwere. In jene Zeit fiel die Abtrennung Oberschlesiens nach einer Abstimmung, die sich unter furchtbaren Leiden der dort wohnenden deutschen Bevölkerung vollzog, und es brachen, vom ganzen Volke bitter empfunden, die schreckliche Zeit der Ruhrbesetzung, der wahnwitzige Taumel der Inflation herein.

Dennoch auch in diesem so stark gehemmten Reichstag haben die Frauen Arbeit verrichtet, die bleibende Spur hinterließ. Unbestritten sind ihre Verdienste bei Zustandekommen des großen Jugendwohlfahrtsgesetzes und beim Gesetz zur Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten, das freilich erst ein späterer Reichstag zur endgültigen Annahme

brachte. Die Chronik verzeichnet weiter verständnisvolle Mitarbeit
Fragen der Heimarbeit und Kinderarbeit, der Wochenhilfe und Woche
fürsorge, in Fragen der Ernährung, des Arbeitsrechts, der Steuer, d
Schule und Berufsausbildung, der Reform der Ehescheidung wie d
Besserstellung der unehelichen Kinder, sie zeigt auch, daß Frauen z
großen außenpolitischen Debatten und internationalen Problemen da
Wort nahmen.

Die Wahlen vom 4. Mai 1924, in denen, mit Ausnahme der Kon
munisten, die Linksparteien ungünstig abschnitten, brachten eine
wesentlichen Rückgang der Frauenmandate, die auf 29 fielen. Unt
den Gewählten hatten 13 schon der Nationalversammlung angehör
Die beiden sozialdemokratischen Parteien zogen nach der Einigun
und nach dieser ihrer ersten gemeinsamen Wahl stark vermindert i
den Reichstag ein, das wirkte sich auf die Frauen aus. In der Nationa
versammlung gehörten der Sozialdemokratie 25, im ersten Reichsta
23 Frauen an. Nunmehr blieben, unter 100 Mandaten, nur noch 1
weibliche Mitglieder übrig. Die Kommunisten, die im ersten Reichsta
durch eine einzige Frau, die beste Persönlichkeit, die der Partei in
Parlament beschieden war, *Klara Zetkin,* vertreten waren, verfügte nu
über 4 weitere Frauen unter 62 Mandaten. Bei den Demokraten san
die Zahl der weiblichen Parlamentsmitglieder von 4 auf 2, bei de
Deutschen Volkspartei von 3 auf 2 (unter 44), bei den Deutschnationale
blieben 4 (unter 103 Mitgliedern). Das Zentrum gewann ein Frauen
mandat (4 weibliche unter 65 Mitgliedern), die Bayrische Volksparte
behielt ihre einzige Abgeordnete. Dieser Reichstag, dessen Zusammen
setzung auf frühe Auflösung hinwies, der nur wenige Monate bestand
gab selbstverständlicherweise auch weniger Gelegenheit zur Frauenarbei

Einen günstigeren Boden ergaben die Neuwahlen am 7. Dezembe
1924, obwohl auch dieser dritte Reichstag, wie seine beiden Vorgänger
nicht das normale Ende einer Legislaturperiode erreichte, da er am
31. März 1928 der Auflösung verfiel. In ihm wirkten 33 weiblich
Abgeordnete unter 493 Mitgliedern. Die Sozialdemokratie vermocht
die Zahl ihrer Frauenmandate auf 16 (unter 131), die Deutschnational
Volkspartei auf 5 (unter 109) zu erhöhen. Ebenso das Zentrum von
auf 5 (unter 69). Im übrigen verblieben 2 Angehörige der demokra
tischen, eine der Bayerischen Volkspartei, die kommunistischen ver
minderten sich auf 4, die Abgeordneten der Deutschen Volkspartei auf 2
14 von den Volksvertreterinnen des letzten Reichstags haben, teils ohn
Unterbrechung, von der Nationalversammlung an dem deutschen Par
lament angehört, gegenwärtig sind es noch 11. Zwei Frauen schieden
in der letzten Legislaturperiode durch Tod aus ihrem Wirkungskreis
Hedwig Dransfeld (Zentrum) und *Elise Bartels* (Sozialdemokratin). Die
3½ Jahre, die, nach Annahme des Dawes-Gutachtens und er beginnen
den Verständigungspolitik, eine Zeit relativ größerer Ruhe und eine
gewissen Konsolidierung, ungeachtet der Arbeitslosigkeit und de

schweren Wirtschaftskrisen, darstellen, boten auch den Frauen günstigere Umstände für parlamentarisches Wirken. Wir finden ihre Tätigkeit in der gesamten Reichstagsarbeit, in Ausschüssen und Plenum, bei sozialen oder rein politischen Fragen. Trotzdem sind wir noch weit entfernt davon, ein abschließendes Bild von dem zu erhalten, was Frauen im Parlament leisten könnten und vielleicht in Zukunft leisten werden.

Vor allem werden sie vielfach von ihren Fraktionen noch vor allem unter dem Gesichtspunkt von „eigentlichen Frauenaufgaben" verwendet, nur selten unter dem ihrer individuellen Befähigung. Sicherlich gibt es Parlamentarierinnen mit ausgesprochen politischer Begabung, mit gutem Verständnis für die Außenpolitik, mit den feinen Fühlfäden, die für diese benötigt werden. Die den Frauen hier eingeräumte Mitarbeit ist aber noch gering. Immerhin haben einige weibliche Abgeordnete mit Erfolg Gebiete bearbeitet, die man anfangs der Frau nicht zutraute. Sie haben mitgewirkt in den Fragen von Handelsabkommen, Zoll- und Schiffahrtsverträgen, Steuer- und Wirtschaftspolitik, Landwirtschaft usw.

Der Hauptteil blieb ihnen jedoch vorbehalten auf dem ganzen weiten Gebiete der Sozialpolitik, in der Bevölkerungspolitik, dem Gesundheitswesen, der Strafrechtsreform und hinsichtlich bestimmter Reformen des Bürgerlichen Gesetzbuches. Es ist unmöglich, im Rahmen dieses Aufsatzes all die Einzelheiten weiblicher Parlamentsarbeit aufzuzählen; sie war vor allem in fast sämtlichen Ausschüssen, es gab deren 15 ständige und 18 Sonderausschüsse, zu finden. Das Plenum, das ja auch nur einem verhältnismäßig kleinen Teil der Männer Gelegenheit zu häufigem, erfolgreichem Wirken bietet, gibt auch hinsichtlich der Frauen kein ganz zutreffendes Bild. Gewiß haben einige Parlamentarierinnen oft und glücklich in Debatten eingegriffen; dem fernstehenden Publikum aber ist oft nicht ganz klar, daß auch solche Gelegenheiten sich meist in umgekehrtem Verhältnis zu Größe und Stärke der Fraktion bieten. Da große und kleine Fraktionen über gleiche Redemöglichkeiten in den Plenarsitzungen verfügen, liegen die Betätigungsaussichten der einzelnen wesentlich günstiger in einer Fraktion mit 20, wie in einer mit 150 Mitgliedern.

Im neuen Reichstag, dessen eigentliche Arbeit im Herbst beginnt, und in dem die Frauen wieder etwas über 6% der Abgeordneten bilden, dürfte sich ihre Tätigkeit nicht wesentlich verändern. Unter den 33 Frauen gehören 20 der sozialdemokratischen Fraktion an, wo sie unter 153 Mitgliedern 13% ausmachen. Der Prozentsatz bei den anderen Parteien bleibt weit dahinter zurück. Er entspricht im Zentrum bei 3 Frauen unter 62 nur 5%, ebenso bei den Kommunisten (3 unter 56), bei der Deutschen Volkspartei 2 unter 44. Wieder haben die Demokraten ihre beiden langjährigen Vertreterinnen, die Bayerische Volkspartei ihre Abgeordnete behalten. Am schwächsten ist der Prozentsatz bei den Deutschnationalen mit 2 Frauen unter 73 Mandaten. Die Wirtschaftspartei, die Nationalsozialisten und die Deutschvölkischen, sowie sonstige

Splitterparteien haben überhaupt keine Frauen gewählt, ein Umstand, der Wählerinnen zu denken geben sollte.

Unsere Verfassung setzt das passive Wahlrecht auf das 25. Lebensjahr fest, eine Vergünstigung, die sich in der Praxis selten auswirkt. Parlamentswahlen unterscheiden sich von der Wahl der Sommer- oder Modeköniginnen. Der Reichstag ist kein Ballsaal, keine Schönheitskonkurrenz. Die Vorzüge und Schwächen der Jugend sind nicht das wesentlichste Merkmal der Parlamentarierinnen, von denen man Erfahrung und Reife erwartet. So stehen denn gegenwärtig die sieben jüngsten weiblichen Mitglieder des Hauses im Alter von 34 bis 40 Jahren, 3 im Alter von 40 bis 45, 8 zwischen 45 und 50, 11 zwischen 50 und 57, je eine Abgeordnete zählt 63, 71 und 74 Jahre, diese Seniorin, dem Zentrum angehörig, ist Frau *Agnes Neuhaus*, seit Jahrzehnten Vorkämpferin sozialer Arbeit.

Nicht weniger als 13 Frauen entstammen ursprünglich dem Lehrerinnenberuf, den sie in verschiedener Form längere oder kürzere Zeit praktisch ausübten. Weiterhin finden wir mannigfache Berufe: eine Ärztin, Schriftstellerinnen und Journalistinnen, kaufmännische Angestellte, Gewerkschaftssekretärinnen, Arbeiterinnen, Hausfrauen; übrigens sind fast alle Parlamentarierinnen das letztere im Nebenberuf, wie sie auch etwa zur Hälfte Mütter, manche sogar kinderreiche Mütter sind.

Die Gleichberechtigung der Frauen im Reichstag bewies sich von Anfang an auch darin, daß einzelne Kommissionen unter weiblichem Vorsitz standen, diesmal wurde zum erstenmal von der Gepflogenheit abgewichen, den bevölkerungspolitischen Ausschuß einer Frau zu unterstellen. Unter den 12 Schriftführern, die den Reichstagspräsidenten unterstützen und am Vorstandstisch des Hohen Hauses Platz nehmen, befinden sich auch diesmal wieder 3 Frauen. Ein völlig Neues aber war am 14. Juni der Vorschlag, eine Frau zum 3. Vizepräsidenten zu ernennen. Unterlag auch die Kandidatin der Demokraten, *Dr. Gertrud Bäumer*, für die übrigens auch die Sozialdemokraten stimmten, in der Stichwahl mit 167 gegen 205 Stimmen dem deutschnationalen Kandidaten, so ist doch das Vorkommnis an sich ein Sieg der Frauensache und ein Präzedenzfall von Bedeutung für alle Parlamente der Welt. Es sei in diesem Zusammenhang darauf hingewiesen, daß im Österreichischen Bundesrat Frau *Rudel-Zeynik* eine Zeitlang den Vorsitz dieser Körperschaft innehatte.

Immer wieder spukt, mehr noch im Auslande als bei uns, der weltfremde Gedanke, Frauen sollen versuchen, außerhalb der Parteien oder über ihnen sich zu einer gemeinsamen *Frauenpartei* zusammenzuschließen, eine Idee ohne Berechtigung oder Zukunftsaussicht.

Frauen sind in ihren politischen Überzeugungen genau so verschieden wie die Männer, wie die der Parteien, denen sie zugehören. Unmöglich ist daher der Vorschlag einer zusammenfassenden Frauenpartei.

Wohl aber gibt es immer noch und immer wieder bestimte Fragen der Benachteiligung des Geschlechts, die von allen Frauen als *ihre*

Sache empfunden werden, und wohl gibt es Forderungen der Menschlichkeit und Gerechtigkeit, der Völkerverständigung und Volkswohlfahrt, geeignet, einen starken gemeinsamen Frauenwillen auszulösen. Dennoch — auch hier haben wir manch' bittere Enttäuschung erlebt. Es gab Abstimmungen über die Sicherung der unehelichen Mutter, wo Frauen sich mitschuldig machten an der Aufrechterhaltung unerhörter Barbarei gegen zu Unrecht geächtete Teile der Frauenwelt. Es gab Debatten über die Abschaffung der Todesstrafe, wo entgegen allen Hoffnungen, daß Frauen *jeder* Partei sich für eine Vermenschlichung des Strafrechts einsetzen würden, eine weibliche Abgeordnete sich zur Fürsprecherin der Todesstrafe machte!

Auch solche Vorkommnisse sollen uns den Glauben nicht zerstören, daß es sich in derartigen Fällen um unbewußtes Erliegen unter der Suggestion alter, von Männern übernommener Herrschaftsanschauungen handelt, um ein noch mangelndes Durchringen zu eigenem Frauendenken im Einklang mit Frauenfühlen. Es bleibt die Hoffnung, daß Parlamentarierinnen sich national und international zusammenfinden mögen, um, über Parteitrennungen hinweg, sich *da* einzusetzen, wo es gilt, gegen Ungerechtigkeit, Grausamkeit, Unfreiheit dem Fortschritt Bahn zu brechen. Verhältnismäßig leicht ist solche Aufgabe im Rahmen von Fraktionen, deren Grundeinstellung sich in gleicher Richtung bewegt. Schwerer und darum besonders verdienstlich ist es, solche Forderungen in Parteien zu vertreten, die ihnen große Widerstände bereiten. Gerade dort aber ist es Aufgabe der Frauen, dafür zu wirken, menschlicher Gesinnung und höherer Kultur zum Siege zu verhelfen.

Wenn ich Arbeiter wäre.

Von *Marquis von Londonderry.*

In diesen Nachkriegstagen kann der Erfolg in jeder Industrie nur Unternehmungen beschieden sein, die auf die Basis der Zusammenarbeit gestellt sind. Sowohl Arbeitgeber wie Arbeitnehmer müssen sich dieser Tatsache bewußt werden. Es ist das Gebot der Stunde. Jeder, der sich vorstellt, daß er ein großes Geschäft allein aufzubauen vermag, begeht einen schweren Irrtum. Arbeiter und Arbeitgeber sind voneinander abhängig, da nur durch die Anspannung aller Kräfte ein nennenswerter Erfolg erzielt werden kann. Daher stelle ich auch die Forderung, daß die Angestellten nicht *für* eine Firma, sondern *mit* einer Firma arbeiten sollten. Diese Ansicht setzt eine ganz andere Auffassung des industriellen Verhältnisses voraus als die, die uns heute geläufig ist. Fußballspieler kämpfen nicht untereinander oder greifen während des Spiels ihren Führer an. Sie sind von dem Geiste der Solidarität mit ihrer Mannschaft erfüllt. Jeder einzelne will seiner Gruppe den Erfolg sichern.

Auch der Industriebetrieb muß in diesem Sinne aufgefaßt werden. Eine Fabrik ist eine Mannschaft, und je größer die Bemühungen aller Beteiligten sind, desto sicherer ist der Sieg. Je härter und besser eine Fußballmannschaft spielt, desto mehr Preise gewinnt sie. Auf die Industrie trifft dasselbe zu. Je schwerer die Fabriksmannschaft arbeitet, desto höher sind die Löhne und die Gewinne.

Was würden wir von einem Fußballführer denken, der den Ball absichtlich auf das Tor seiner eigenen Mannschaft zutreiben würde? Und doch ist das Verhalten eines Arbeitgebers, der sich weigert, mit seinen Leuten zusammen zu arbeiten, ebenso unvernünftig. Was würde man von einer Fußballmannschaft denken, die den Ball auf ihr eigenes Tor zutreibt? Und doch tut das ein Arbeitnehmer, der seine Arbeit vernachlässigt oder glaubt, sie vernachlässigen zu können, wenn der Aufseher außer Sicht ist. Wenn die Arbeiter mit dem Arbeitgeber arbeiten, müssen sie sich dessen bewußt sein, daß es ebenso ihr Geschäft ist wie das seinige, und daß sie daher keine Aufsicht brauchen. Von der Anständigkeit beider Teile ist der Erfolg eines Unternehmens abhängig.

Industrielle Harmonie bedeutet Gesundung der Industrie. Streiks nd Aussperrungen sind die Krebskrankheiten der Industrie. Industrielle Unruhen, diese Krankheit, über die wir viel zu viel in diesen 'agen hören, werden hauptsächlich durch einen mangelnden guten Villen, durch mangelndes Vertrauen und Verständnis auf beiden Seiten erursacht. Wenn Arbeitgeber und Arbeitnehmer in gemeinsamer Arbeit uten Willen, Vertrauen und Verständnis aufbringen, werden die rsachen der verschiedenen Reibungen und Klagen durch Vereinarungen in freundlichen Besprechungen und im gegenseitigen Einerständnis rasch behoben werden. Man braucht keinen anderen Arzt nd keine andere Kur, nur Menschen, die miteinander zusammenbeiten, um zum gemeinsamen Vorteil und Wohl der Allgemeinheit ir Bestes zu leisten. Uns fehlt der Familiensinn in der Industrie.

Wir müssen die Frage auch von einem anderen Standpunkt aus beachten. Es steht fest, daß ein Geschäft nur auf der Zufriedenheit er Kunden erfolgreich aufgebaut werden kann. Die einzige wirkche Reklame einer Firma ist ihr Ruf. Keine Reklame wird einen lann dazu bringen, noch einmal bei einer Firma einzukaufen, wenn beim ersten Mal die Erfahrung gemacht hat, daß das Produkt wertlos t. Deshalb ist die beste Leistung erforderlich. Heute fehlt den Aritern, die bei einer Firma beschäftigt sind, das Gefühl ihrer Verantortung. Deshalb arbeiten sie nachlässig, und ihre ganze Einstellung i ihrem Beruf kann in die Worte zusammengefaßt werden: „Das ist it genug." Wenn wir nicht die beste Arbeit, zu der wir fähig sind, isten, so ist sie sicherlich nicht gut genug. Das Beste ist gerade gut nug für alles, was den Stempel der britischen Industrie trägt.

Dasselbe gilt für den Fabrikanten, der Erzeugnisse herstellt, die en „gut genug" sind. Er verliert bald seine Kunden. Er kann einen rtikel einmal verkaufen, aber nie zweimal. Nur durch wiederholte ufträge kann er sein Geschäft aufbauen. Das Geheimnis des induriellen Erfolges liegt darin, daß man Mittelmäßiges nicht ermutigen rf. Bei den Handwerkern muß der Ehrgeiz geweckt werden, zu ünstlern in ihrer Arbeit zu werden. Sie müssen sich der schöpfeschen Freude bewußt werden. Nachlässigkeit ist ein Verbrechen gen sich selbst. In unserer täglichen Arbeit wie in unserem ganzen asein führt sie sicher zum Fehlschlag. Wir müssen dem menschhen Faktor in einer erfolgreichen Industrie die größte Bedeutung imessen. Die Arbeiter sind keine bloßen Arbeitskräfte, keine eichen des Rades und auch kein Einsatz im Spiel. Sie sind Indiduen, und wenn sie *mit* ihrer Firma und nicht *für* ihre Firma arbeiten, igt jede Unze ihrer Energie, die sie für ihre Arbeit aufwenden, den empel ihrer persönlichen Verantwortung.

Die Harmonie in der Industrie hängt von der großen, humanen uffassung ab. Beide Seiten, Arbeitgeber wie Arbeitnehmer, müssen ch der Rolle, die der andere in dem Unternehmen spielt, bewußt

werden. Dies ist kein platonisches Bekenntnis zu einem unmögliche Ideal, sondern es sind harte, praktische Tatsachen. Man holt nicht di größte Schnelligkeit aus einer Maschine heraus, wenn irgend etwas nicl klappt, nicht harmonisch ist. Eine Fabrik kann mit einer Maschin verglichen werden. Jeder Mann, den Arbeitgeber mit eingerechnet, is ein Teil dieser Maschine, und wenn wir nicht alle Räder andreher erzielen wir keinen Fortschritt.

Es ist in den letzten Jahren viel über industrielle Wohlfahrts arbeiten und die industrielle Brüderschaft gesprochen worden in de Hoffnung, die Beziehungen zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehme zu bessern. Das ist alles schön und gut, aber eine Fabrik ist ein Fabrik und kein gesellschaftlicher Klub. Man soll sich als führende Prinzip zu eigen machen, daß man einen guten Lohn für eine gut Arbeit bezahlt. Es gibt nur ein Evangelium der Arbeit: alles zu be kommen, was man verdient, und alles zu verdienen, was man bekomm

Während man sich bemühen soll, die Fabriksarbeit so angenehr wie möglich zu gestalten und dazu eine gewisse wesentliche Wohlfahrts arbeit zu leisten hat, muß man den Arbeitern genügend Spielraur lassen, damit sie für sich selbst etwas tun können. Die Arbeiter wisse selbst, wie sie ihre Ruhestunden verbringen sollen und brauchen daz weder Anregungen noch Aufsicht. Auf eine ähnliche Weise kann ma die Frage der Arbeitsmüdigkeit übertreiben. Schwere Arbeit ist wenige ermüdend als nachlässige. Ein Arbeiter, der zugleich Künstler is und der seine ganze geistige und physische Energie auf seine Arbe verwendet, macht bald selbst die Erfahrung, wie er unnötige Ermüdun vermeiden kann. Und wenn er *mit* einer Firma arbeitet, wird er sein Schlußfolgerungen an der rechten Stelle vorbringen, ohne daß man ihr einwendet, daß er sich um etwas kümmert, was ihn nichts angeht.

Die Ausschaltung eines großen Teils von Ermüdung bei der täg lichen Arbeit hängt ebenso vom gesunden Menschenverstand de Arbeiter wie von der wissenschaftlichen Schulung der Industrie ab Während einerseits alles getan werden muß, um die schwere Arbei zu erleichtern und die unnötige Ermüdung zu verhindern, sollte anderer seits nichts unternommen werden, was die individuelle Verantwortun des Arbeiters vermindert. Die heutigen Tendenzen laufen jedoch i dieser Richtung. Der Fortschritt auf jedem Lebenswege wird durcl individuelle, intellektuelle Mühe gemessen. Hauptsächlich die britisch Industrie darf nicht „verhätschelt" werden. Das Fabriksleben brauch keine „Verhätschelung". Jeder Mann soll wissen, was von ihm er wartet wird und damit fertig werden. Kein Mensch, der sich nicht mi seiner ganzen Kraft für sein Werk einsetzen will, darf lange in eine Fabrik bleiben. Er muß entweder dem Beispiel der ausgezeichnete Leistung seiner Kameraden folgen oder von selbst seine Arbeit auf geben. Arbeiter, die *mit* einer Firma arbeiten, arbeiten auch mitein

nder. Unter solchen Umständen kann kein einziger als bloße Fracht gelten.

Vom Anfang seiner Laufbahn an muß der Arbeiter mit einer Atmosphäre des Erfolges in Berührung kommen. Seine Umgebung muß aus Menschen bestehen, die in die Arbeit, die sie gerade leisten, verliebt sind. Dies wird nicht nur ein Ansporn für einen jungen Menschen, sondern läßt ihn auch durch die allgemeine Begeisterung den Mannschaftsgeist gewinnen. Er wird nicht nur als Arbeiter besser, sondern auch als Mensch. Es besteht ein tatsächliches Verhältnis zwischen der Qualität einer Leistung und dem Charakter eines Menschen. Dies ist auch die große Schwäche der Theorie, die die Befürworter einer nachlässigen Arbeit vertreten. Bei den gleichen Löhnen nachlässige Arbeit zu leisten, ist unanständig. Unanständigkeit muß auf den Charakter und deshalb auch auf die tägliche Arbeit zurückwirken. Minderwertiger Charakter führt zu minderwertiger Arbeit.

Und wohin treibt diese ganze Politik? Wenn man die Arbeit vernachlässigt, wie es die irregeleiteten Volksaufwiegler befürworten, statt sich ihr mit ganzem Herzen zu widmen, führt dies letzten Endes zur Arbeitslosigkeit. Eine unehrliche Arbeit ist unverkäuflich, und der Arbeitgeber kann auch seine Arbeit auf dem offenen Markt nicht verkaufen, wenn er doppelte Herstellungskosten bezahlen muß, weil seine Leute ihre Arbeit in die Länge ziehen. Gesteigerte Produktion in unseren Fabriken bedeutet eine Verbilligung der gesamten Warenpreise. Man kann mehr kaufen, die Fabrik bekommt mehr Aufträge und bietet dem Arbeiter bessere Arbeitsmöglichkeiten.

Wenn die Arbeiter sich ernsthaft ihrer Arbeit widmen, gute Löhne bekommen und sich dessen bewußt sind, daß ihr Unternehmen die Möglichkeit der Arbeitslosigkeit und die damit verbundene Unsicherheit ausschaltet, wird eine industrielle Harmonie hergestellt werden. Sie ist der wirkliche Lohn einer intelligenten Arbeit. Der industrielle Erfolg birgt keine anderen Geheimnisse als die Erkenntnis, daß die Arbeiter keine Zahlen, sondern Persönlichkeiten sind und mit vollkommener Gerechtigkeit behandelt werden müssen. Ihre Arbeit ist ein Dienst an ihnen selbst, an ihrem Heim und in weiterem Sinne an ihrem Land. Man mag es eine cooperative Selbsthilfe nennen. Die Erfolgsmöglichkeiten der britischen Industrie sind unbeschränkt. Die Welt braucht britische Waren, und unsere Handwerker geben uns die Gewähr, daß wir die besten Waren liefern können. Nur eines dürfen wir nicht vergessen: Alle Kräfte müssen zu einer Mitarbeit zusammengefaßt werden, und die, die mit ihrer Hände Arbeit an der Herstellung der Waren beteiligt sind, müssen einen entsprechenden Anteil an dem größeren Wohlstand zugesichert bekommen, der ihrer erfolgreichen Arbeit zu verdanken ist.

Rundschau

Die Reichswehr und die Annäherungspolitik.

Die „Revue de Paris" vom 1. August enthält einen interessanten Artikel von J.-M. Bourget über die Reichswehr und die Annäherungspolitik. Bourget spricht von der Kriegspsychose, die bei allen von ihr betroffenen Völkern mit ähnlichen Symptomen hervortrat. Er betont, daß es auch eine Nachkriegspsychose gibt, die, trotzdem sie sich zum Teil von der Kriegspsychose ableitet, im Gegensatz zu ihr bei jedem Volk neue und verschiedene Formen annimmt. „Die Nachkriegspsychose ist für die Engländer der instinktive Wunsch der Rückkehr zu den wirtschaftlichen Zuständen der Vorkriegszeit. Für die Deutschen ist sie der Wunsch nach der Zerstörung des Friedensvertrages, den sie als verletzend für ihren Stolz und der Macht des Deutschtums abträglich halten. Für die Franzosen ist sie, wie wir gestehen müssen, die Furcht vor den Möglichkeiten eines militärischen Aufschwungs Deutschlands, den ihnen die Reichswehr und hauptsächlich das Reichsheer einflößt. Die Zukunft wird vielleicht finden, daß diese fast krankhafte Furcht ein seltsames Phänomen bei einem siegreichen Volke ist. Wer auf den Präzedenzfall des Aufschwungs Preußens von 1806 bis 1813 hinweist, könnte leicht durch die Behauptung widerlegt werden, daß die von Napoleon verfolgte Politik zwangläufig zu einer Auflehnung aller Völker Europas an dem Tage führen mußte, an dem zwei von ihnen auf zwei entgegengesetzten Punkten des Kontinentes bewiesen, daß der Schlachtengott nicht unbesiegbar war. Das preußische Heer vom Jahre 1813 ist weniger durch die technische Arbeit der Scharnhorst und der Gneisenau oder den Eigensinn des Marschall Vorwärts als durch das politische System Napoleons so gefährlich und zum Zünglein an der Wage des Schicksals geworden. Wo stehen wir heute, zehn Jahre nach dem Waffenstillstand? Rechtfertigt der Zustand des deutschen Heeres die Befürchtungen, die man bei uns hegt? Ist der von Seeckt aufgebaute Mechanismus an sich mehr zu fürchten als der von Gneisenau? Stehen wir hilflos der Reichswehr und ihren Möglichkeiten gegenüber, der Reichswehr von heute und der von morgen?"

Bourget betont, daß, wenn man sich an die Bestimmungen des Versailler Vertrages hält, die Reichswehr, hauptsächlich für Frankreich, nicht als ein gefährliches Kriegsinstrument gelten kann. Ganz unabhängig davon, ob die Reichswehr, wie es der Vertrag voraussetzte, eine Grenzpolizei ist oder, wie General von Groener im Reichstag erklärte, zur Aufrechterhaltung der Ordnung im Innern, zur Verteidigung des Reichsgebietes und zur Sicherstellung seiner Neutralität dienen soll, wird jedenfalls Deutschland durch das ihm aufgezwungene Militärsystem verhindert, an einen Angriffskrieg zu denken. Abgesehen von dem Material, das ihm fehlt, kann das deutsche Heer mit einer mobilisierten Armee nicht verglichen werden. Bourget schildert den gesamten Heeresbestand und kommt zu der Schlußfolgerung, daß das deutsche Heer ein Berufsheer ist, dem nicht

nur die Luftflotte, die Schwerartillerie und das Kriegsmaterial, sondern auch die Ausbildung der Reservisten und dadurch auch die Möglichkeit der Mobilisierung fehlt. Demgegenüber steht das französische Heer, das sich nach Belieben bewaffnen kann und nach dem Prinzip der Nation armée organisiert ist. In Frankreich rechnet man damit, daß man am Tage der Mobilisierung durch eine einfache Verdoppelung der Einheiten im Innern die 20 Divisionen auf 40 erhöhen kann. Insgesamt verfügt Frankreich über 1 200 000 bis 1 400 000 Soldaten unter der Leitung von 25 000 aktiven Offizieren und 70 000 Berufssoldaten bis zum Offiziersrang. „Man kann daher heute, ohne eines Optimismus beschuldigt zu werden, von einer ausgesprochenen Überlegenheit des französischen Heeres über das deutsche Heer sprechen. Diese Überlegenheit wird noch durch das Vorhandensein der demilitarisierten rheinischen Zone bestätigt, die den eventuellen Gegner eines Brückenkopfes für eine Offensive gegen Frankreich beraubt, was einen zweifellosen strategischen Vorteil bedeutet . . . Aber die Sicherheit, die sich aus diesem im Prinzip so günstigen Zustand ergibt, ist noch nicht vollkommen. Wir wollen alles übersehen, was den Charakter von Agentennachrichten trägt, und wollen uns nur an die offiziellen deutschen Ziffern halten, die sich aus dem Budget der Reichswehr und den diesbezüglichen Diskussionen ergeben."

Bourget erwähnt die Tatsache, daß dem Haushalt der Reichswehr das Prinzip der jährlichen Abrechnung fehlt, die bei anderen Staaten die Voraussetzung einer parlamentarischen Organisation ist. Für gewisse Posten bleiben die im Finanzjahre nicht verbrauchten Kredite zwei Jahre lang zur Verfügung der Militärbehörden, und man kann sagen, daß sie einen wirklichen Kriegsschatz besitzen, aus dem sie fast ohne Kontrolle schöpfen können. Bourget weist auf die unglücklichen Spekulationen der Reichswehr, wie zum Beispiel die Filmkredite an die Phoebus, und andere Subventionen hin, die durch das Dunkel des Reichswehrhaushalts ermöglicht werden. „Selbst wenn wir von den Gründen des Mißtrauens absehen, das man aus diesen dunklen Tatsachen schöpfen könnte, bleibt die Tatsache bestehen, daß die Kredite, die man dem deutschen Heer und der deutschen Marine zur Verfügung gestellt hat, im Verhältnis sehr hoch sind . . . Das Deutschland aufgezwungene Militärsystem ist nicht die einzige Ursache. Es kommt noch eine große und wirklich verdächtige Verschwendung hinzu. Das ergibt sich aus der Prüfung der Kredite für das Material und für die Zentralverwaltung." Bourget weist darauf hin, daß die Herstellungskosten für den Panzerkreuzer A viermal so hoch sind wie die Kosten der im Auslande konstruierten Schiffe. Man behauptet in Deutschland, daß ein neues und sehr kostspieliges Konstruktionsverfahren angewandt werden soll (elektrische Schmelzung statt Vernietung). Dazu müssen wir bemerken, daß dieses Verfahren eine Erhöhung der Ausrüstung gestattet und daß selbst bei den hohen Kosten ein Rest von Krediten zu einer geheimnisvollen Verwendung übrigbleibt. Dieselbe Großzügigkeit kann man bei den Ziffern für das Reichsheer feststellen, die wirklich verblüffend sind." Bourget zitiert, daß man für den Kredit, der zur Erhaltung der Gasmasken dienen soll, nach dem Preis der in Frankreich verwendeten Gasmasken 284 000 Gasmasken kaufen könnte oder daß eine Gasmaske zehn- bis fünfzehnmal so viel kosten müsse wie in Frankreich. „Die Militärs jenseits des Rheins sind nicht dümmer als wir. Warum bewilligen sie derartige Preise? Man muß annehmen, daß sie entweder mehr oder minder heimliche Lager häufen, oder so teuer bezahlen, um den Fabriken, die im Notfall zur Herstellung von Kriegsmaterial verwendet werden können, eine Art von Subvention zu gewähren. Die zweite Hypothese scheint die wahrscheinlichere."

Bourget spricht von der in Frankreich geläufigen Meinung, die man noch vor ein bis zwei Jahren

in offiziellen Kreisen hörte, und zwar daß die Reichswehr im Notfall zu einem Knochengerüst eines großen Volksheeres werden könnte, daß die sieben Divisionen sofort verdreifacht werden würden und daß eine Angliederung neuer Einheiten zu erwarten wäre. Neben dieser levée en masse fürchtet man in Frankreich die industrielle Übermacht Deutschlands. Man weist auf die Erfolge der Handelsluftschiffahrt, die eine eventuelle Umformung der Flugzeugwerke in solche zur Herstellung von Militärflugzeugen gestatten würde, und die fast unbeschränkten Möglichkeiten der deutschen chemischen Industrie hin. Bourget behauptet jedoch, daß die Lösung des Problems der Wiederbewaffnung Deutschlands durch Reserven nicht so fortgeschritten ist, wie man es noch vor einigen Monaten glauben konnte. Es kommt noch das eine hinzu, daß die großen militärischen Organisationen im Begriff sind, sich in politische umzubilden. Über die Möglichkeiten der Schaffung einer Luftflotte und eines chemischen Krieges schreibt Bourget: „Wir müssen zugeben, daß dies nur Eventualitäten und Möglichkeiten sind, aber wir dürfen nicht die Augen verschließen. Man muß sich im Gegenteil darüber Rechenschaft ablegen, daß jenseits des Rheins ernste Bemühungen im Gange sind, um auf allen möglichen Wegen den Wert des Heeres und der Marine, die der Friedensvertrag Deutschland bewilligte, zu erhöhen. Schon heute sind unverhältnismäßig große Opfer gebracht worden, die in gar keinem Verhältnis zu den Summen stehen, die die bloße Erhaltung der Reichswehr erfordern würde, und die leitenden Organe, die das Hirn des Heeres sind, haben sich so sehr entwickelt, daß sie wirksam an der Suche nach besten Mitteln arbeiten können . . . Die Bilanz ist nicht erfreulich, aber die wirklich bedeutende Frage lautet: Stehen wir hilflos den Möglichkeiten der Reichswehr gegenüber? Die Umformung eines Überbleibsels des großen preußischen Generalstabes zur Heeresleitung bedeutet eine Verletzung des Friedensvertrages, die dem Völkerbund unterbreitet werden könnte. Wir hätten sogar das Recht, eine Enquete über die Waffenkredite im Reichswehrhaushalt zu verlangen, und man versteht nicht, warum die französische Regierung sich nicht des Genfer Organs bedient hat, wenn auch nur, um eine offizielle Registrierung dieser so deutlichen Verletzungen des Buchstabens und Geistes des Vertrages zu erreichen, um sie politisch ausnützen zu können. Das wäre übrigens der einzige Nutzen eines solchen Schrittes. Wir müssen gestehen, daß es vergeblich und zwecklos wäre, die Wiederherstellung der Kontrolle zu verlangen. Die Erfahrung der interalliierten Militärkontrolle ist uns noch in lebendiger Erinnerung. Es soll damit nicht gesagt werden, daß diese Kommission nichts geleistet hat, aber abgesehen davon, daß die Aktion eines solchen Organismus immer sehr prekär ist, läßt sich seine Existenz, besonders wenn sie über einen bestimmten Zeitpunkt hinaus aufrechterhalten wird, nicht mit dem wirklichen Friedenszustand vereinigen." Bourget stellt dann die Frage: „Welche Gefahren entstehen uns aus den Möglichkeiten der Reichswehr, aus den demographischen, den industriellen und technischen Möglichkeiten Deutschlands?" Bourget behauptet, daß die levée en masse mit ihren nichtausgebildeten Kräften viel minderwertiger wäre als die französischen Kontingente, die aus Soldaten mit einjährigem Kasernendienst bestehen, und daß man daher keinen Grund hat, sich vor der Eventualität einer deutschen Mobilisierung zu fürchten. Was die wirtschaftliche Vorbereitung betrifft, so hält es Bourget für die Pflicht der Regierung, sich nach dem deutschen Beispiel um eine Entwicklung der Wirtschaft zu kümmern und in Friedenszeiten sich darum zu bemühen, daß das Land die Möglichkeit hat, Selbstversorger zu werden. „Das Verhältnis zwischen den demographischen und wirtschaftlichen Möglichkeiten Deutschlands und Frankreichs ist bekannt. Wenn auch

die unsrigen tatsächlich geringer sind, können unsere gut verwalteten, entwickelten und durch eine einsichtige politische Aktion ergänzten Mittel uns gestatten, die Möglichkeit eines Defensivkrieges ohne Zögern ins Auge zu fassen . . . Die größte Gefahr eines Krieges ist, wie ich bereits gesagt habe, die Wiederherstellung des großen preußischen Generalstabes. Dank ihm kann Deutschland in der Lage sein, den günstigen Moment für einen Revanchekrieg zu finden und die Mittel und Wege zu bestimmen, um ihn mit einem Maximum an Erfolgsmöglichkeiten zu beginnen. Gibt es kein Mittel gegen diese Gefahr? Zweifellos ja, da wir auch über einen großen Generalstab verfügen. Es hindert uns nichts daran, die Vervollkommnung der Technik zu verfolgen, die Modernisierung des Krieges mit soviel Aufmerksamkeit und Erfolg zu verraten, wie es der große Generalstab von Berlin tun kann." Bourget meint, daß man in Deutschland den Weg noch nicht gefunden zu haben scheint. Er spricht von der Theorie, die General v. Seeckt in „Nord und Süd" entwickelt hat. „So interessant diese Theorie trotz ihrer offensichtlichen Schwächen ist, kann sie nicht endgültig sein. Ihre Grundlagen selbst sind anzweifelbar. Wir sind in bezug auf das Problem einer militärischen Organisation in einem Übergangsstadium. Zwei entgegengesetzte Phasen stehen sich gegenüber, zwischen denen eine endgültige Wahl zu treffen es heute noch zu früh ist. Diese beiden Thesen sind: die Lösung durch die großen Heeresbestände und die Lösung durch die Technik, das bewaffnete Volk und das vervollkommnete Berufsheer." Die sich aus diesen Überlegungen ergebenden Schlußfolgerungen Bourgets lauten: „Das deutsche militärische System, wie es nach dem Vertrag vorhanden ist, bildet im Vergleich zu dem sich aus den neuen Gesetzen ergebenden Zustand des französischen Heeres keine Gefahr für uns. Das System kann in den nächsten Jahren mehr oder minder beträchtliche und für den Frieden gefährliche Umformungen erfahren. Heute ist es die Sache einer einsichtigen und realen Politik, sich entweder auf den entsprechenden Wegen dieser Umformung entgegenzusetzen oder dem Land eine notwendige Ergänzung seiner Mittel zu gestatten. Zur selben Zeit müssen sich die französischen Militärbehörden so schnell, sogar noch schneller als andere Länder dem Fortschritt der technischen Entwicklung anpassen. Im Gegensatz zu dem Gedanken, der in den französischen parlamentarischen Kreisen verbreitet ist, soll das Werk der nationalen Verteidigung nicht ein ausschließlich den Militärs reserviertes Gebiet sein. Die Regierung, der die Militärs unterstehen, muß sich darum kümmern. Diese Tatsache ist jenseits des Rheins, wie aus den Reden des Generals Groener bei den Diskussionen über den Reichswehrhaushalt ersichtlich ist, vollkommen erkannt und ausgewertet worden. Es wäre zu wünschen, daß sie sich auch in Frankreich durchsetzt und daß die Militärs und Staatsmänner davon überzeugt werden. Vorausgesetzt, daß Regierung und Oberkommando auf der Hut sind, bildet das deutsche Heer an sich kein Hindernis für eine deutsch-französische Annäherung. Aber Frankreich muß eine Politik haben . . . Wie soll diese Politik sich gestalten? Ich habe mit Absicht im Anfang auf das Beispiel Napoleons hingewiesen. Seine politischen Fehlgriffe entsprangen einem Übermaß von Selbstvertrauen. Er hat zu stark an seinen Stern geglaubt. Man muß sich die Frage stellen, ob unsere Staatsmänner seit dem Kriege nicht in den entgegengesetzten Fehler verfallen sind, ob sie nicht allzusehr den Kräften des Landes mißtrauen und sich daran gewöhnt haben, sich vor allem zu fürchten." Bourget betont, daß es viel zu einfach ist, die 40 Millionen Franzosen den 60 Millionen Deutschen entgegenzusetzen. Die Franzosen können auch auf die 8 Millionen Belgier rechnen, die zugleich mit Frankreich bedroht werden würden. Außerdem kämen

noch 3 Millionen aus den Kolonien hinzu. Ein Volk von über 50 Millionen stünde dann gegen ein Volk von 60 Millionen. „Eine Annäherung an Deutschland ist nicht mehr der Wunsch eines schwachen Menschen, mit dem starken Nachbar zu einer Verständigung zu gelangen, sondern das ruhige Bündnis zweier starker Männer zum gemeinsamen Wohl. Die Führer des französischen Volkes brauchen nicht die Schwäche eines versagenden Landes zu verschleiern, sondern sie sollen die Rechte eines starken Volkes vertreten. Sie sollen Frankreich das Vertrauen in sich selbst und sein Schicksal zurückgeben, und die Probleme werden sich bedeutend vereinfachen. Man soll nicht die Augen vor den Anzeichen verdächtiger Absichten des Nachbarn verschließen. Tatsachen dieser Art sollen jedoch der Politik Aktionsmittel liefern und dürfen nicht zu einem Grund zur Beunruhigung werden."

Die Räumung des Rheinlandes.

Die „Europe Nouvelle" vom 4. August schreibt über den „Fälligkeitstermin der Evakuierung des Rheinlandes". Man hat nach der Ansicht der „Europe Nouvelle" die Voraussetzungen nicht erfüllt, durch die eine Vereinbarung über die Ausführung des Versailler Vertrages hätte erzielt werden können. „Eine solche Verhandlung setzt auf beiden Seiten einen guten Willen oder eine Verminderung des Mißtrauens voraus . . . Aber in Deutschland hat man zuerst die Haltung einer verfolgten Unschuld angenommen, dann versuchte man, die Räumung als einen rechtlichen Anspruch hinzustellen, der keinerlei Kompensationen von deutscher Seite erfordert. In Frankreich hat man sich darauf beschränkt zu behaupten, daß nur in Berlin der Schlüssel liege, um das Schloß zu öffnen. Man hat im allgemeinen passiv auf die passive Haltung der Deutschen geantwortet . . . Es ist trotzdem der Moment gekommen, wo man es zehn Jahre nach dem Waffenstillstand nicht mehr vermeiden kann, an die Räumung zu denken und davon zu sprechen, sondern das Problem anpacken und sich um die beste Lösung bemühen muß. Die Gelegenheit dazu wird durch das Ergebnis der letzten deutschen Wahlen gegeben. Andererseits hat die Kundgebung der französischen sozialistischen Partei zugunsten einer sofortigen, totalen und bedingungslosen Evakuierung wenigstens den einen Vorteil gehabt, daß sie die Frage auf die Tagesordnung brachte. Wir müssen sofort hinzufügen, daß diese Kundgebung der französischen Sozialisten unserer Ansicht nach die Lösung verzögert, statt sie zu beschleunigen. Sie trägt einen doktrinären, sentimentalen Charakter. Sie ist außerdem von einer Partei veranstaltet worden, die in der Opposition steht und eine Kampfstellung einnimmt, die bequem, jenseits aller Verantwortlichkeit, auf dem ideellen und irrealen Gebiete gewählt wurde." Die „Europe Nouvelle" ist der Ansicht, daß eine französisch-deutsche Verhandlung über die Räumung sich nur im Rahmen einer größeren Verhandlung abspielen kann, an der alle Unterzeichner des rheinischen Paktes, und auch zweifellos in einem gewissen Grade Polen und die Tschechoslowakei, teilnehmen sollten. Diese Verhandlung soll auf die Räumung der zweiten Zone beschränkt werden. Die „Europe Nouvelle" findet sich leicht mit dem Einwand ab, daß die Abkürzung der Besetzungsdauer der zweiten Zone, die sowieso mit dem 10. Januar 1930 abschließt, von keinem allzu großen Interesse für Deutschland ist und meint deshalb, daß die Räumung gegenseitige Konzessionen erfordere. Sie kommt auf das ewige Sicherheitsproblem zurück. Sie greift eine Äußerung des deutschen Außenministers in seiner Rede vom Januar dieses Jahres auf, der für den Fall einer früheren Räumung die Prüfung der Fragen versprach, die sich auf die Überwachung der Grenzgebiete bis zu dem festgesetzten Termin der endgültigen Räumung beziehen. „Es ist möglich, daß den franzö-

sischen und alliierten Unterhändlern dieses Datum nicht genügt und daß sie versuchen würden, die Zustimmung Deutschlands zu einem Status der evakuierten Gebiete und der demilitarisierten Zone auf eine längere Dauer zu erreichen. Aber es genügt, daß die deutsche Auffassung als Basis für den Beginn der Verhandlungen dient, wobei es selbstverständlich ist, daß diese Regelung von Anfang an unter die Ägide und die Kontrolle des Völkerbundes gestellt werden würde. Sollten diese Verhandlungen von Erfolg gekrönt sein, so wird man auf beiden Seiten befriedigt und erleichtert sein, und wird damit einen Präzedenzfall geschaffen, wie auch eine Arbeitsmethode für eine spätere, viel wichtigere und viel prekärere Verhandlung über die Evakuierung der letzten Zone gefunden haben. Zu jenem Zeitpunkt, dessen Festsetzung in großem Maße von der amerikanischen Haltung abhängig ist, könnte man zur endgültigen Regelung der durch den Krieg aufgerollten Finanzprobleme und auch zur Organisierung der allgemeinen Sicherheit unter Berücksichtigung der besonderen Lage der östlich vom Reiche gelegenen Länder schreiten."

Die Mentalität Sir Austen Chamberlains.

Die „Nation" vom 4. August enthält folgende Charakteristik des englischen Außenministers: „Er ist von ehrlichen Absichten beseelt und besitzt einen starken Sinn für Verantwortung. Er ist sogar manchmal imstande, den engen diplomatischen Schablonen zu entfliehen, in denen er erzogen wurde, und einen Blick auf die Welt zu wagen, die inzwischen von ungeheuren Veränderungen erschüttert worden ist. Aber er wird leicht ängstlich und ist bereit, jede Entschuldigung für das Zurückschrecken in die gewohnten Geleise aufzugreifen. Alle Probleme, über die er spricht, faßt Sir Austen in der richtigen Weise auf. Er hofft mit etwas wehmütiger Sehnsucht auf einen Fortschritt auf dem Wege des Friedens, der Entwaffnung, der Verständigung mit Ägypten und der besseren Beziehungen zu China. Aber er vermag nicht in jedem dieser Einzelfälle die Dringlichkeit der Lage zu erfassen und sich auf den einen wesentlichen Punkt zu konzentrieren. Er wartet die Ereignisse ab, statt ihnen den Weg zu bahnen." In der Kritik der letzten Rede Chamberlains wird der Einwand vorgebracht, daß in ihr der Hinweis fehlte, wie weit die neue französische und britische Entwaffnungsformel die Lösung des Konfliktes zwischen den britischen und amerikanischen Vorschlägen in Genf herbeizuführen vermag. „Die französische Flottenkonkurrenz ist ein altes Problem, das an Ernst eingebüßt hat. Die Flottenentwicklung in den Vereinigten Staaten ist ein neues Problem, das uns unerwartete Schwierigkeiten macht. Es lag in der Natur Sir Austen Chamberlains, die Lösung des alten Problems zu unterstreichen, das einiges bedeutet, statt der Lösung des neuen Problems, das von grundlegender Bedeutung ist, die gebührende Wichtigkeit zu verleihen... Sir Austens Stellungnahme zu den Problemen, die durch die Drohung eines neuen Weltkrieges, einer neuen Auffassung des Nationalismus und der Verwestlichung Ägyptens und Chinas aufgerollt werden, erinnert uns an die alte Dame, die in der Bibel las, daß der Glaube Berge versetzen könne, und die betete, daß der Berg, der ihr die Aussicht vor ihrem Häuschen versperrte, in die Tiefen der See verschwinden möge. Als sie am nächsten Morgen aus ihrem Fenster sah, sagte sie ärgerlich: ‚Da ist wieder der häßliche Berg. Ich wußte ja, daß er nicht verschwinden würde.' Sir Austen Chamberlain geht wie die alte Dame nicht sehr weit über das Hoffen gegen jede Wahrscheinlichkeit, daß die Berge versetzt werden würden, hinaus, aber um dem Kelloggpakt Lebensfähigkeit zu geben, eine wesentliche Herabsetzung der Rüstungen herbeizuführen und die Beziehungen zwischen Westen und Osten zu regeln, braucht man einen tieferen und lebensvolleren Glauben."

Die Rolle der französischen Sozialisten.

Im „New Statesman" vom 18. August schreibt Sisley Huddleston über die Entwicklung der sozialistischen Parteien. Die Sozialisten des Kontinentes haben sich immer mehr von dem Gedanken des Klassenkampfes abgewandt, den die Kommunisten aufgenommen haben, und hauptsächlich die französischen Sozialisten haben jeden Gedanken an Revolution aufgegeben. Ihre Politik ist auf unmittelbare Ziele gerichtet. In ihrem Opportunismus unterscheiden sie sich kaum von den Radikalen, mit denen sie bis vor kurzem ein gemeinsames Programm hatten, das keineswegs sozialistisch zu nennen war. In letzter Zeit sind die Sozialisten aus wahltechnischen Gründen in die Opposition getreten, weil sie von den unpopulären Fehlern profitieren wollen, die von den verantwortlichen Ministern begangen wurden. Sie sind jedoch eine vollkommen bürgerliche Partei, die ihre Energie, die sie früher auf den Klassenkampf verwandte, jetzt in internationale Kanäle ableitet. Bei der letzten Konferenz der II. Internationale in Brüssel haben die französischen Sozialisten eine große Rolle in der internationalen Politik gespielt, als sie für die bedingungslose Räumung des Rheinlandes eintraten. Sie haben dort noch außerdem erklärt, daß Deutschland und Österreich das Recht haben, den Anschluß zu vollziehen. Beide Erklärungen, hauptsächlich die zweite, sind heftig angegriffen worden. Man warf den französischen Sozialisten vor, daß sie die diplomatische Arbeit für die Deutschen leisten, daß sie deutscher sind als die Deutschen selbst usw. Die Nationalisten haben sogar behauptet, daß, ebenso wie die Mitglieder der III. Internationale, die Kommunisten, ihre Instruktionen aus Moskau bekommen, die Mitglieder der II. Internationale den Befehlen Berlins gehorchen. Dies ist von ihrem Standpunkt aus noch schlimmer, denn während Moskau Bahnbrecher spielt, bedient sich Berlin der Vermittler und bringt die Franzosen dazu, für die Deutschen die Kastanien aus dem Feuer zu holen.

Das politische Äquivalent des Krieges.

Der „Atlantic Monthly" enthält einen interessanten Aufsatz von Walter Lipman, der von den Worten von Walter James ausgeht, daß es den Antimilitaristen, „solange sie keinen Ersatz für die Disziplinarfunktion des Krieges finden, kein moralisches Äquivalent des Krieges, das zum Beispiel, wenn man so sagen darf, dem Wärmeäquivalent analog wäre, nicht gelingen wird, die Lage zu meistern." — Von James stammt auch die Auffassung, daß die Triebkräfte, die die Pazifisten für die Erhaltung des Friedens verwenden, zu schwach und zahm sind, um auf die Mentalität der militärisch Eingestellten zu wirken, und daß der Krieg nicht aus der Welt geschafft werden kann, bevor nicht die Menschen einen Ersatz gefunden haben, der den Geist der Ordnung und Disziplin, die Tradition des Dienstes und der Hingabe für das Land, der überschüssigen physischen Kraft und allgemeinen Verantwortung, die für die höheren Formen des Militarismus charakteristisch sind, ableiten würde. Lipman entwickelt diese Voraussetzungen und kommt zu der Schlußfolgerung, daß es sich nicht darum handelt, die Ursachen der Streitfragen, die zu Kriegen geführt haben, aus der Welt zu schaffen, sondern Mittel und Wege zu finden, um eine andere Entscheidung dieser Fragen als durch den Krieg herbeizuführen. Es gibt Pazifisten, die glauben, daß die Ursachen des Krieges rein wirtschaftlicher Natur sind, und daß man zu einer Einigung in diesen großen, sich widersprechenden, Interessen gelangen muß. Aber die Kriegsursachen umspannen die ganze Skala menschlicher Interessen, die man nicht von der Wurzel aus zu verändern vermag. Ebenso wenig wirksam ist die Propaganda, die den Krieg zum Verbrechen stempeln will, wie es der

Kellogg-Pakt versucht. Denn kein Volk, das einen Krieg beginnt, tut es in dem Gefühl, sich eines Verbrechens schuldig zu machen. Als die Österreicher Serbien den Krieg erklärten, glaubten sie, das von Rußland unterstützte Serbien an dem verbrecherischen Versuch einer Vernichtung der österreichischen Monarchie zu verhindern. Die Deutschen führten Krieg, um Rußland zuvorzukommen, die Franzosen glaubten an den Verteidigungskrieg, die Engländer waren überzeugt, daß sie einem Angriff Widerstand leisteten, die Amerikaner glaubten, der Demokratie den Weg zu bahnen. Jedes Volk fühlt sich am Vorabend des Krieges wie ein friedlicher Hausbewohner, der von Räubern überfallen worden ist. Es mag oft eine grausame Täuschung sein, und wenn die Völker vor dem Kriege soviel wüßten wie die Historiker fünfzig Jahre später, würden sie vielleicht eine ganz andere Haltung einnehmen. Aber unter den heutigen Umständen ruft eine Situation, die zum Kriege führt, eine geistige Einstellung hervor, die gerade den bevorstehenden Krieg als gerecht und unvermeidlich erscheinen läßt. Lipman meint, daß man bei dem Kampf gegen den Krieg sich die Frage stellen muß, welche Art von Kriegen aus der Welt zu schaffen den Menschen bis jetzt gelungen ist. In den fortschrittlicheren Ländern hat der Bürgerkrieg seit einer geraumen Weile, in England seit 200 Jahren, in Frankreich seit 50 Jahren, in den Vereinigten Staaten ebenfalls seit dieser Zeit, aufgehört, während es in Italien noch vor zehn Jahren einen Bürgerkrieg gab und in China und Nicaragua noch immer blutige Bürgerkriege ausgefochten werden. Der Grund, warum es in den fortschrittlicheren Ländern gelungen ist, die blutigen Auseinandersetzungen zwischen den Staatsbürgern zu vermeiden, liegt darin, daß die Meinungsverschiedenheiten jetzt in Wahlkampagnen ausgetragen werden. Der Übergang von der Revolution zur Wahl ist die radikalste Veränderung, die in den politischen Gewohnheiten eines Volkes stattgefunden hat. Aber die internationale Gesellschaft besitzt keine Methode, die der Änderung der vorhandenen Regierungsform in der Innenpolitik gleich käme. Jeder internationale Apparat, den die Welt bis jetzt geschaffen hat, stützte sich fast vollständig auf die Voraussetzung, daß der status quo erhalten werden muß, solange diejenigen, die daraus Vorteile ziehen, es wünschen. „Die jüngste Geschichte Europas ist der beste Beweis für die Wahrheit dieser Behauptung. Der Vertrag von Versailles hat Deutschland ein Regime aufgezwungen, das kein starkes Volk auf die Dauer ertragen kann." Frankreich fühlte, daß Deutschland eines Tages sich gegen dieses Regime empören mußte, glaubte seine Sicherheit bedroht, versuchte zu militärischen Bündnissen mit Großbritannien und den Vereinigten Staaten zu kommen, griff zu dem verzweifelten Ausweg der Ruhrbesetzung, die sich ebenfalls als ein Fehlgriff erwies. Deshalb veränderte es seine Politik, erklärte sich mit dem Dawes-Plan einverstanden und bekam als Entgelt die Locarno-Verträge. Der Fehler dieser Politik der friedlichen diplomatischen Verhandlungen ist der, daß sie auf der persönlichen Verständigung zwischen zwei Staatsmännern wie Briand und Stresemann ruht und nicht in einer Institution verankert ist. Der Geist der deutsch-französischen Diplomatie, der die Praxis so viel vernünftiger erscheinen läßt als die Theorie, ist ein Geist ohne Körper. Deshalb muß eine Methode gefunden werden, die nicht zur Wahrung des status quo bestimmt ist, sondern die Veränderungen der bestehenden Verhältnisse auf friedlichem Wege herbeizuführen vermag.

Antonina Vallentin.

Bücher-Rundschau.

„Die offene Verschwörung" von H. G. Wells, London. — Victor Gollancz Ltd.

H. G. Wells veröffentlicht unter dem Titel „The open Conspiracy", „Die offene Verschwörung — Schnittmuster für eine Weltrevolution", ein Buch, in dem er die wesentlichen Ideen seines Lebens zusammenfaßt. Er ist der Ansicht, daß alles, was er bis jetzt geschrieben hat, eine bloße Illustration zu den Gedanken war, die er in diesem Buche entwickelt. Hier legt er seine Religion, das Ziel und die Kriterien seines Lebens dar. „Das Thema dieses Buches", schreibt er, „ist das ganze Schicksal des Menschen und die ganze Pflicht des Menschen." Er verteidigt sich gegen den Vorwurf der Anmaßung, der ihm sicher gemacht werden wird und meint, daß es ebenso anmaßend sei, über die einzelnen Aspekte des Lebens zu schreiben wie über den gesamten Komplex, denn es gäbe keine Hierarchie im menschlichen Gedanken. Das Buch ist unendlich charakteristisch für die Mentalität von Wells, der sich hier wirklich klarer enthüllt als in allen seinen anderen Schriften. Das Kennzeichen seiner Geistesart ist die Fähigkeit des Durchdenkens der Fragen bis in die verzweigtesten Konsequenzen, die andere nur bis zu einem gewissen Punkt verfolgen. Die Fragestellung an sich ist die denkbar einfachste. Der ganze, sagen wir, erste Plan der Wellsschen Gedankenarbeit liegt in der Alltagsebene unseres Lebens. Während andere den Wurzeln der Probleme nachgehen und durch die neue, zwingende Darlegung überraschen, begnügt sich Wells mit dem Aufgreifen der — wenn man so sagen darf — Oberflächenprobleme oder besser noch der Fragen, die in den Manifestationen der Oberfläche unseres Daseins zum Ausdruck kommen. Sein Geist hat etwas von der Präzision und Unerbittlichkeit des photographischen Apparates. Alles Unmittelbare, alles Heutige, Aktuelle, — und hier auch seine enge Beziehung zum Journalismus — wird von ihm erfaßt. Diese photographische Nähe ist auch, so seltsam dies klingen mag, für den Erfolg seiner phantastischen und utopischen Romane verantwortlich. Die reinen Phantasiegebilde sind in ihrem Ausgangspunkt so fest mit der uns vertrauten Realität verwurzelt, daß wir ihm umso leichter in die utopischen und phantastischen Verzweigungen folgen. Dasselbe gilt für dieses rein sachliche Büchlein, in dem Wells seine Lebensreligion entwickelt. Er geht von dem uns Vertrauten, Feststellbaren, oft Beobachteten des täglichen Lebens aus, und er denkt nur mit diesem klar konstruierenden, unerbittlichen und doch einfachen Geistesapparat die Konsequenzen dieser Erscheinungen aus und erreicht dadurch eine uns verblüffende perspektivische Klarheit. Man muß sich dieses Zwanges zum Weiterdenken bewußt werden, um zu verstehen, daß ein Mann wie Wells auf der Höhe seines Schaffens, das ihm die größten Erfolge im rein Imaginativen brachte, sich gezwungen fühlt, in knappen 160 Seiten das Evangelium des modernen Menschen zu geben, die Gebote für sein Handeln, die Richtlinien für seine künftige Entwicklung. „Das Alltagsleben der großen Mehrheit der Menschen ist ausgesprochen irreligiös." Und trotzdem wird die Lebenshaltung von beherrschenden Auffassungen von Gut und Böse bestimmt. Die Menschen, ohne im wesentlichen ethisch oder religiös zu sein, passen sich den geläufigen Moralbegriffen an, weil diese Art des Lebens für sie die Linie des geringsten Widerstandes bildet. Aber für das kollektive Leben ist eine Religion erforderlich. Wells untersucht die verschiedenen Quellen der Religionen der Vergangenheit: den Zwang der Deutung, die Sehnsucht nach übernatür-

chen Strafen, den Alpdruck der Phan-
sie, die Gebilde eines verfolgten Ge-
issens usw. Aber wie auch die
uellen des religiösen Gefühls sein
ochten, wirkte es sich praktisch in
ner Unterordnung seiner selbst unter
ie Rücksichtnahme auf den Nächsten
is. Das Wissen der modernen Zeit,
ie bewußte Kritik, die uns gewährte
reiheit der Gedanken und der Rede,
er Fortschritt der Zivilisation, das
neinanderprallen der internationalen
influsse haben die religiöse Ge-
ndenheit erschüttert, und unser heu-
ges Leben büßt immer mehr an Hem-
ungen ein. Aber die Notwendigkeit
er Unterordnung des Einzelnen bleibt
ch ohne religiösen Zwang bestehen,
eil wir uns sonst vor dem uns
rohenden Chaos nicht retten könnten.
ie neue Religion, die Wells prokla-
iert, die Religion der Irreligiösen,
ird nicht mehr durch die Frage des
Warum, sondern des Wozu bestimmt.
ie Erklärung, warum Dinge sind, wie
e sind, die das Wesen der früheren
eligionen ausmachte, ist nicht länger
otwendig. Die Geschichte unserer
Welt, die uns die Wissenschaft offen-
arte, brachte uns bei, daß es keine
chöpfung gab, aber wir werden uns
essen bewußt, daß es bis in alle Ewig-
eit eine Schöpfung geben wird und
aß unser Leben bloß ein Anfang ist.
ir müssen uns von den Symbolen
freien, die unsere Väter einigten und
e uns nur zu trennen vermögen. Der
ienst an der Allgemeinheit, der
unsch nach Unterwerfung, nach
ner Wirkung, die über uns hinauslebt,
ch einer Flucht aus der Kleinlich-
eit und Vergänglichkeit des individu-
len Lebens bildet das unsterbliche
lement in dem religiösen System.
us dieser religiösen Einstellung her-
is sucht Wells eine neue, praktische
truktur für unsere Ethik. Er findet
e in der Aufgabe, die sich der
enschheit stellt, der Herbeiführung
er großen Weltgemeinschaft, „the
ommonweal". Er strebt nach der
inheit, die sich aus der Befreiung
id Auswirkung des menschlichen
edankens und der schöpferischen
raft ergibt. Er fordert, daß der ganze Komplex der wirtschaftlichen Aktivität einer gemeinsamen Kontrolle unterworfen wird. Er macht praktische Vorschläge zur Gründung eines Informationsbüros, das alle Reserven unseres Erdballs zusammenfassen, den Bedarf der Welt, die Produktion regeln und die Verteilung bestimmen soll. Seine Ausführungen werden zu einem gewaltigen Angriff auf den Marxismus. Er meint, daß das vergangene Jahrhundert seine Intelligenz vergeblich auf den Kampf zwischen Individualismus und Sozialismus verschwendete, die als Alternativen behandelt wurden, statt als „Fragen des Grades" aufgefaßt zu werden. Eine ungeheure Menge ethischer Kräfte ist ebenfalls in den letzten hundert Jahren auf den Antagonismus zwischen Arbeit und Kapital verschwendet worden. Die offene Verschwörung, die Wells predigt, wendet sich von der „Ketzerei des Klassenkampfes" ab. Sie will eine schöpferische Bewegung und keine anarchistische sein. Das Ziel, gegen das sich die offene Verschwörung richtet, ist die Wirrnis traditioneller Treue der interessierten Berufe, der privilegierten Klassen, der offiziellen Patrioten, dieser ganze Komplex von Menschen, die die durch die Zeit geheiligten Ideen einer ewigen nationalen Trennung, eines endlosen internationalen und Klassenkonfliktes verkörpern und durch ihre eigene Existenz an der alten Ordnung und an dem Bestehen der Konflikte interessiert sind. „Unsere Feinde sind geistige Verwirrung, Mangel an Mut, Mangel an Neugier und Mangel an Einbildungskraft, Indolenz und Egoismus. Die Anhänger der offenen Verschwörung werden sich weder aus Klassen der an der bestehenden Ordnung Interessierten noch aus der der Unzufriedenen und Enteigneten rekrutieren. Gerade die Beherrscher des heutigen Weltsystems, die Grundbesitzer, die Bankleute, die Industriellen, sollen die Führung der neuen Ordnung übernehmen." Wells ist sich dessen bewußt, daß er gerade in den sozialistischen Kreisen, in den niedrigeren Schichten der heutigen industriellen Ordnung auf Miß-

trauen und Ablehnung stoßen wird, und deshalb meint er: „Unsere Hoffnung für die Zukunft der Menschheit liegt nicht in der Massenpsychologie und den unterscheidungslosen Regeln einer universellen Demokratie. Die Widerstände gegen die offene Verschwörung werden nicht nur von außen kommen, sondern wir finden sie in uns selbst, in dem Alltag in uns, dem heute die erzwungene Sammlung des früheren religiösen Lebens fehlt, das Sich-Besinnen, In-Sich-Hineinschauen, der Zusammenschluß mit Menschen, die dasselbe Ziel verfolgen und uns helfen, uns selbst zu finden." Wells stellt sich den Anfang der offenen Verschwörung in der Form von Verbänden der Menschen vor, die sich gegen den Alltag und die Schlagworte unserer Zeit auflehnen, und er, der ausgesprochene Antimilitarist, für den Soldaten und Fahnen das rote Tuch sind, — „die Fahne, die man hißt, wird einen eines Tages vollkommen umhüllen" — kommt auf die merkwürdige Idee, daß diese ersten Gruppen junger Menschen den böhmischen Sokolbünden oder den italienischen Fascisten ähnlich sein solten. Diese Gruppen, die aus den heterogensten Kreisen gebildet werden sollen, werden sich in ihrem Niveau, in ihren Fähigkeiten und ihren Zielen beträchtlich voneinander unterscheiden. Aber sie werden zur Verbreitung der Propaganda beitragen und den Widerstand gegen den Imperialismus und den Nationalismus systematisieren. Der beste Helfer der offenen Verschwörung ist nach Wells' Ansicht die Wissenschaft, und ihre Vorkämpfer sind die Forscher, die das Wissen über unsere bisherige historische und biologische Entwicklung verbreiten. Ob dieses „Schnittmuster für eine Weltrevolution" irgendeinen Einfluß auf weitere Kreise ausüben wird, ist höchst zweifelhaft, denn es fehlt ihm die starke, werbende Kraft, die Gewalt einer einzigen, großen Idee, eines fest umrissenen Zieles, das alle Volksbewegungen besitzen müssen. Aber das Büchlein ist sehr interessant als Symptom einer Zeit und der allgemeinen Unzufriedenheit mit dem aus Bruchstücken bestehenden Dasein, das wir heute führen, und diese Kritik am Heute wird zweifellos ihre Wirkung haben, selbst wenn sie nicht zu einem konstruktiven Aufbau führen sollte.

Antonina Vallentin.

Herausgeber: Prof. Dr. *Ludwig Stein*,
Berlin W 10, Lützow-Ufer 5a. Fernspr. Kurfürst 6308.

Verantwortlicher Redakteur: Frau *Antonina Vallentin*,
Berlin W 62, Landgrafenstr. 11. Fernspr. Kurfürst 6350.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: *Paul Wolff*, Berlin W 8, Mauerstraße 44.
Gedruckt bei *Julius Sittenfeld*, Berlin W 8.

Theodor Fontane.

Anläßlich des dreißigsten Todestages von Theodor Fontane bringen wir die noch unveröffentlichten Gedichte an Paul Lindau, den Begründer von „Nord und Süd", die uns Friedrich Fontane, der Sohn des Dichters, gütigst zur Verfügung gestellt hat.

Gratulation

an „Nord und Süd" beim Erscheinen der 100. Nummer.

Ach ich bin der Verse müd'
Aus dem Album-Stammbuch-Fache,
Doch für Lindaus „Nord und Süd"
Das ist eine andre Sache.

Was du hast, das halte fest;
Aber meide Selbstgenügen,
Eh nicht weithin Ost und West
Auch in deine Macht sich fügen.

Denke, daß es nimmer frommt,
Sich bequemlich einzulullen,
Vorwärts bis die Stunde kommt
Mit dem Hefte von drei Nullen.

Ach, der Arme, der dies schrieb,
Wird dann längst vergessen schlafen,
Aber Lindau? Lindau blieb:
Lindau, Bregenz, Friedrichshafen.

*

Du warst so sanft, du warst so gut,
Unstreng bei jungen Jahren,
Und deiner Launen Übermut,
Ich hab' ihn nie erfahren.

Du brachtest, eh ich mir's versah,
Den Graus von Grete Minde,
Du brachtest sogar l'Adultera,
Was ich mit Rührung empfinde.

Nie warst du drakonisch, nie Lykurg,
Und unter verschiedenem Titel
Ertrugst du geduldig Mark Brandenburg,
Kapitel über Kapitel.

Ergeh es dir gut drum alle Zeit
Im Wachen und im Schlummer
Und gedenke meiner in Trauerlichkeit
Bei deiner tausendsten Nummer.

Spaniens Rückkehr in den Völkerbund.

Von *José Quinones de Leon,*
spanischer Botschafter in Paris.

Spanien wird stets der Sympathiekundgebungen und der Achtungsbeweise gedenken, die man ihm in Genf entgegenbrachte, als es seine Arbeiten im Völkerbund wieder aufnahm.

Unter diesen Kundgebungen steht an erster Stelle der Beschluß der Versammlung, die als einmalige Ausnahme Spanien die Zusicherung seiner Wiederwählbarkeit sofort bei seiner Wiederwahl in den Völkerbundsrat gab. Die Initiative zu diesem Schritt ging von den drei Großmächten aus, und zwar Deutschland, sowie Frankreich und England und wurde sofort von der Vollversammlung angenommen.

Wenn Spanien noch irgendwelche Zweifel an der Richtigkeit seines Entschlusses, der es in die Aktionssphäre des Völkerbundes zurückführte, gehabt hätte, so wären sie sofort durch die Bedeutung und Tragweite solcher Beweise der Achtung und Sympathie zerstreut worden.

Seit dem Tage, an dem Spanien aus Gründen und Motiven, auf die es sich heute einzugehen erübrigt, sich vor die schmerzliche Pflicht gestellt sah, den Arbeiten der großen internationalen Institution in Genf fern zu bleiben, bis zu der Vollversammlung des Jahres 1928 sind zwei Jahre vergangen. In dieser Zeit ist es Spanien gelungen, seine Weltgeltung zu bestätigen. Es hat nach dem glänzenden Siege seiner Heere in Marokko Frieden geschlossen, und es bewies seine wirkliche Friedensbereitschaft durch den Abschluß wichtiger Schieds- und Vergleichsverträge, die den letzten Fortschritten des internationalen Rechtes entsprachen und von dem den Völkerbund beseelenden Geiste erfüllt waren, und es krönte schließlich dieses Werk der Friedensliebe und Völkerverständigung durch die Unterzeichnung der Fakultativklausel des Ständigen Internationalen Gerichtshofes.

Unter diesen Umständen hätte Spanien eine ablehnende Haltung als unvereinbar mit der ihm eigenen Ritterlichkeit empfunden, und aus diesem Gefühl mehr noch als aus politischen Überlegungen heraus,

folgte es der einstimmigen Aufforderung des Völkerbundsrates, an den Arbeiten des Völkerbundes teilzunehmen.

Obwohl es an seiner Überzeugung festhält, daß sowohl seine Geschichte wie seine gegenwärtige Lage in Europa seine Forderung nach derselben Stellung innerhalb dieses internationalen Organismus, wie sie anderen Großmächten eingeräumt wurde, vollkommen rechtfertigen, kehrte Spanien nach Genf zurück, ohne Bedingungen zu stellen, weil es von dem Wunsche beseelt ist, nicht nur das Schwergewicht seiner glorreichen Vergangenheit, sondern auch seine ganze Willenskraft und die Bedeutung seiner Stellung in der heutigen Kulturwelt dem Dienst an den großen Interessen der Menschheit und am Weltfrieden zu widmen.

Der polnisch-litauische Konflikt.

Von Minister *Franciszek Sokal,*
polnischer Delegierter zum Völkerbund.

Nach dem Grundsatz von Nord und Süd „audiatur et altera pars" bringen wir in der nächsten Nummer der Zeitschrift einen Aufsatz des litauischen Gesandten in Berlin und Delegierten zum Völkerbund Venzeslas Sidzikauskas, der eine Darstellung dieses Konfliktes vom litauischen Standpunkt enthält.

Die polnisch-litauischen Beziehungen wurden nicht zum erstenmal vor das Forum des Völkerbundsrates gebracht. Sie bildeten schon in den Jahren 1920 bis 1923 das Thema der Besprechungen des Rates. Damals handelte es sich jedoch um etwas ganz anderes als heute, und es gibt keine unmittelbare Verbindung zwischen dem damaligen Thema der Diskussionen über polnisch-litauische Beziehungen und der Frage, die bei der diesjährigen Versammlung den Völkerbundsrat beschäftigte.

Zur besseren Kenntnis des gegenwärtigen Stadiums der polnisch-litauischen Beziehungen möchte ich in aller Kürze den Verlauf des polnisch-litauischen Konfliktes in Erinnerung rufen, der durch den bekannten Beschluß der Botschafterkonferenz vom 15. März 1923, in dem die Ostgrenze Polens festgelegt wurde, seine Erledigung fand.

I.

Der Konflikt geht auf den Anfang der Entstehung des unabhängigen litauischen Reiches zurück, und er dreht sich um die territorialen Ansprüche der jungen litauischen Republik auf Wilna als Hauptstadt des ehemaligen Großfürstentums Litauen. Diesen Ansprüchen fehlt jede historische Rechtfertigung. Das frühere Großfürstentum Litauen war ein aus vielen nationalen Elementen (dem polnischen, weißrussischen und litauischen) gebildeter Organismus. Die litauische Sprache war nie die Amtssprache des Großfürstentums Litauen gewesen, dessen Akten bis zum Jahre 1697 in weißrussischer und von dieser Zeit ab in polnischer Sprache geführt wurden. Nach der Lubliner Union, das heißt nach dem Jahre 1569, verschmolz das Großfürstentum Litauen mit Polen zu einem einheitlichen staatlichen Organismus, dessen Struktur dem Aufbau eines Bundesstaates am ähnlichsten war. Die letzten Spuren einer staatlichen Sonderstellung des Kronlandes und Litauens innerhalb der un-

zertrennlichen Gesamtheit der polnischen Republik wurden im Jahre 1791 kurz vor der endgültigen Aufteilung Polens ausgelöscht.

Diese wenigen Erklärungen genügen schon, um sich darüber Rechenschaft abzulegen, wie unberechtigt der Standpunkt der litauischen Republik ist, die sich als ausschließlicher Erbe des ehemaligen Großfürstentums Litauen betrachtet und deshalb Anspruch auf die alte Hauptstadt Wilna macht, die im Laufe der geschichtlichen Entwicklung zu einer rein polnischen Stadt geworden ist, mit warmer Liebe am Polentum hängt und zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts dank ihrer Universität zu einem über das ganze Land strahlenden Brennpunkt polnischer Kultur, Wissenschaft und Kunst wurde.

Nach der deutschen Militärbesatzung ist Wilna trotz der heroischen Abwehr der Bevölkerung von den bolschewistischen Heeren besetzt worden und fand erst durch die erfolgreiche Offensive des Marschalls Pilsudski am 19. April 1919 seine Befreiung.

Trotzdem der unbestreitbar polnische Charakter des Wilnaer Gebietes eine unmittelbare Einverleibung in die polnische Republik vollkommen gerechtfertigt hätte, vertrat die polnische Regierung die Ansicht, daß über die staatliche Zugehörigkeit der nunmehr von der bolschewistischen Invasion befreiten Gebiete des ehemaligen Großfürstentums Litauen der Wille seiner Bevölkerung zu entscheiden habe.

Dieser Standpunkt traf auf die heftige Opposition der Kownoer Regierung, die, sich der Anhänglichkeit der Wilnaer Bevölkerung an das Polentum vollkommen bewußt, das Prinzip einer Volksabstimmung ablehnte und eine bedingungslose Rückgabe Wilnas an Litauen forderte. Die Verhandlungen, die in den Jahren 1919 bis 1920 immer wieder zwischen Polen und Litauen angeknüpft wurden und sich um die Schaffung eines modus vivendi zwischen den beiden Staaten bemühten, haben zu keinem positiven Ergebnis geführt.

Dies war die Lage bis zu Beginn der bolschewistischen Offensive, die die polnischen Heere zur allmählichen Räumung der den Bolschewisten entrissenen Gebiete zwang. Die litauische Regierung benutzte diese Gelegenheit, um die Friedensverhandlungen mit den Sowjets zu beschleunigen. Diese Verhandlungen fanden ihren Abschluß durch die Unterzeichnung des Friedensvertrages zwischen Litauen und Sowjetrußland in Moskau am 12. Juli 1920, die die litauisch-russische Grenze auf dem von polnischen Heeren eingenommenen Gebiet festlegte und der litauischen Regierung nicht nur das Wilnaer Gebiet, sondern auch Gebietsstreifen zusprach, die von dem Obersten Rat der alliierten und assoziierten Hauptmächte als unzweifelhaft zu Polen gehörig anerkannt worden waren.

Dieser Vertrag wurde durch einen geheim gehaltenen Anhang in der Form eines Notenaustausches zwischen der litauischen und der Sowjetregierung ergänzt, in dem die litauische Regierung sich damit

inverstanden erklärte, daß die Benutzung des litauischen Gebietes durch Sowjetrußland zu einer Militäraktion gegen Polen nicht als eine Verletzung des Friedensvertrages oder als feindseliger Akt gegenüber Litauen aufgefaßt werden sollte. (Dieser Anhang ist in der „Times" vom August 1920 veröffentlicht worden und fand außerdem noch seine offizielle Bestätigung durch eine Rede des Herrn Woldemaras vor dem Völkerbundsrat am 16. September 1920.)

Der Vertrag vom 12. Juli 1920 bildet den hauptsächlichen Rechtstitel, den die litauische Regierung zur Unterstützung ihres Anspruches auf Wilna anführt. Man muß sich daher über seinen juristischen Wert und seine praktische Bedeutung klar werden. Dazu muß man in erster Linie bemerken, daß in diesem Vertrag Sowjetrußland zugunsten Litauens über Gebiete verfügt, die durch polnische Heere von der Sowjetherrschaft befreit und deren Teile als unzweifelhaft zum polnischen Staat gehörig anerkannt worden waren.

Die litauische Regierung wendet dagegen ein, daß die Sowjetregierung als Erbe des zaristischen Rußlands, das die Souveränität über diese Gebiete besaß, gehandelt habe. Dieses Souveränitätsrecht habe die Sowjetregierung Litauen abgetreten. Eine solche Argumentierung kann einer Kritik nicht standhalten, schon deshalb, weil sie konsequenterweise zu der absurden Schlußfolgerung führen würde, daß die Sowjetregierung ebensogut Litauen ihre Souveränitätsrechte auf Warschau hätte abtreten können.

Sie läßt sich auch von einem rein formellen Standpunkt aus nicht aufrechterhalten. In dem Augenblick, in dem die Sowjetbevollmächtigten den Friedensvertrag mit Litauen unterzeichneten, hat Rußland formell auf seine Souveränität über das ganze östliche Gebiet, das innerhalb der in Jahre 1772 festgesetzten Grenze liegt und zur polnischen Republik gehört, verzichtet. Mit dem Erlaß vom 28. August 1918 hat die Sowjetregierung alle Verträge und Abmachungen annulliert, die von den früheren russischen Regierungen bei der Teilung Polens geschlossen wurden. Mit anderen Worten hat dieser Erlaß alle internationalen juristischen Rechtsansprüche Rußlands auf die ihm durch die Aufteilungsverträge zugesprochenen Gebiete aufgehoben.

Dies ist der ganze juristische Wert des sowjet-litauischen Vertrages. Seine praktische Bedeutung ist durch den einige Monate später in Riga geschlossenen Friedensvertrag zwischen Polen und den Sowjetrepubliken, der die polnisch-litauische Grenze östlich von der im Vertrag vom 12. Juli 1920 genannten russisch-litauischen Grenze festsetzt und dadurch Litauen und Rußland um jede gemeinsame Grenze bringt, vollkommen aufgehoben worden. In den Rigaer Vertrag wurde noch eine Klausel aufgenommen, in der die Sowjetrepubliken ihr Desinteressement an der Zugehörigkeit der Gebiete, die zum Streitobjekt zwischen Polen und Litauen werden könnten, aussprachen.

Nach dieser Abschweifung, die ich dem litauisch-russischen Vertrag gewidmet habe, den ich zum besseren Verständnis der Frage etwas ausführlich besprechen wollte, möchte ich zur Darlegung der weiteren Entwicklung der polnisch-litauischen Beziehungen seit der sowjet-russischen Offensive gegen Polen zurückkehren.

Die Berechtigung zur Benutzung des litauischen Gebietes für Militäroperationen gegen Polen, die Litauen den Sowjets einräumte, hinderte Litauen nicht daran, die polnische Regierung am 28. August 1920 zu verständigen, daß bei einem Kriege zwischen Polen und Sowjetrußland Litauen weiterhin die strikteste Neutralität wahren werde. Diese Erklärung hinderte sie auch nicht, mit der roten Armee zusammenzuarbeiten, sei es durch Erteilung unmittelbarer Hilfe (wie es die russischen Geschichtsschreiber des polnisch-russischen Krieges feststellen), sei es durch den Schutz des Rückzugs der bolschewistischen Truppen oder das Durchlassen roter Verstärkungen durch das litauische Gebiet. Kurz nachdem die bolschewistischen Heere Wilna am 14. Juli 1920 eingenommen hatten, traten sie die Stadt an Litauen ab. Anfang September haben die litauischen Truppen das polnische Heer im Suwalkigebiet angegriffen. Um eine Verbreitung des polnisch-litauischen Konfliktes zu vermeiden, wandte sich die polnische Regierung an den Völkerbund mit der Bitte um Intervention. Fast gleichzeitig begann sie unmittelbare Verhandlungen mit der litauischen Regierung, um einen Waffenstillstand zu schließen. Nach dem ersten gescheiterten Versuch, auf der Konferenz von Kalvarien zu einer Verständigung zu gelangen, wurde am 7. Oktober 1920 in Suwalki ein polnisch-litauischer Vertrag unterschrieben, der die Demarkationslinie zwischen dem polnisch-litauischen Heere festsetzte.

Auch diesem Vertrag möchte ich einige Aufmerksamkeit widmen, weil er neben dem russich-litauischen Vertrag immer von litauischer Seite als ein Rechtsanspruch auf den Besitz von Wilna angeführt wird. In der Regel pflegt die litauische Regierung seine Bedeutung in einer nicht ganz richtigen Form darzulegen, was um so leichter ist, da der wirkliche Text des Suwalki-Vertrages sehr wenig bekannt ist.

Es muß in erster Linie betont werden, daß dieser Vertrag kein Wort über Wilna enthält. Er beschränkt sich auf die Festsetzung der Demarkationslinie zwischen dem polnischen und litauischen Heer, die „in keiner Weise die territorialen Rechte der beiden vertragschließenden Teile berührt". Diese Festsetzung erstreckte sich nicht einmal auf die ganze polnisch-litauische Front, sondern nur auf einen Teil, und zwar den Abschnitt von der Grenze Ostpreußens bis zum Dorf Bastuny. Jedes bewaffnete Vorgehen sollte auf diesem Teile der Demarkationslinie, die westlich von dem das Dorf Poturce durchschneidenden Meridian gelegen war, unterbunden werden.

Die Heere des Generals Zeligowski, die am 9. Oktober 1920 Wilna einnahmen, haben die Bestimmungen des Suwalki-Vertrages nicht

verletzt, weil sie auf einem Gebiet vorgingen, das durch den Waffenstillstand nicht berührt wurde.

Nach der Einnahme Wilnas durch die Truppen des Generals Zeligowski und der Errichtung der Regierung Mittellitauens auf dem von ihm besetzten Gebiete hat die in Suwalki festgesetzte Demarkationslinie ihre Geltung verloren. Sie wurde am 29. November 1920 im Vertrage von Königsberg durch eine neue Grenzlinie ersetzt, die einen neutralen Streifen zwischen die litauischen Heere und die Truppen des Generals Zeligowski einschob. Die militärische Kontrollkommission des Völkerbundes hat am 30. Dezember 1920 diesen Streifen zwischen den litauischen Truppen und dem regelmäßigen polnischen Heere bis zur lettischen Grenze verlängert.

Die Bemühungen des Völkerbundsrates, den Streit auf dem Wege der Volksabstimmung beizulegen, sind auf den unüberwindlichen Widerstand der litauischen Regierung gestoßen. Deshalb hat der Völkerbundsrat, nachdem er die Erklärung des Vertreters Litauens, „daß seine Regierung sich von der Volksabstimmung keine endgültige Regelung des Streitfalles „verspreche", wie auch die Erklärung des Vertreters Polens, daß „seine Regierung weiterhin eine Volksabstimmung herbeiwünsche, sich jedoch bereit erkläre, in unmittelbare Verhandlungen mit der litauischen Regierung einzutreten", zur Kenntnis genommen hatte, am 3. März 1921 den Beschluß gefaßt, die beiden Länder zu unmittelbaren Verhandlungen unter der Führung von Hymans zu veranlassen.

Die polnisch-litauische Konferenz trat in Brüssel im April 1921 zusammen. Hymans bemühte sich, eine Verständigung zwischen den beiden Teilen herbeizuführen, indem er ihnen einen Kompromißvorschlag zur Beilegung des Konfliktes vorlegte. Nach dem ersten Vorschlag von Hymans sollte das Wilnaer Gebiet in das litauische Reich in Form eines gesonderten polnischen Kantons einverleibt werden, dem die gleichen Rechte wie dem Kownoer Kanton eingeräumt werden sollten. Die polnische Sprache sollte neben der litauischen zur Amtssprache im ganzen Lande werden. Außerdem sollten Litauen und Polen militärische und wirtschaftliche Konventionen schließen und ein gemeinsames Organ zur Angleichung ihrer Außenpolitik schaffen. Dieser Vorschlag wurde von der polnischen Regierung als Diskussionsbasis angenommen, jedoch von der litauischen Regierung kurzerhand abgelehnt. Der zweite Vorschlag von Hymans, der eine weitgehende Veränderung seiner ursprünglichen Ideen bedeutete, hat von keiner Seite Zustimmung erlangt.

Nach dem Fehlschlag der Brüsseler Konferenz blieb dem Völkerbundsrat nichts anderes übrig, als im Beschluß vom 13. Januar 1922 festzustellen, daß das vom Völkerbundsrat angeregte Vergleichsverfahren als beendet zu betrachten sei. Gleichzeitig empfahl der Völkerbundsrat die Aufhebung der neutralen Streifen, die die Kontrollkommission des Völkerbundes auf der polnisch-litauischen Grenze fest-

gesetzt hatte und seine Ersetzung durch eine Demarkationslinie. Diese Demarkationslinie wurde mit Beschluß vom 3. Februar 1923 bestimmt.

Schon vorher hatte die Wilnaer Regierung Mittellitauens die Wahlen zum litauischen Sejm ausgeschrieben, der über die Zugehörigkeit des Wilnaer Gebietes entscheiden sollte. Diese Wahlen fanden im Januar 1922 statt. Es nahmen an ihnen mehr als 60 Prozent der Wahlberechtigten teil, was in Anbetracht des verhältnismäßig niedrigen Kulturniveaus der Bevölkerung einen ziemlich gewichtigen Prozentsatz darstellt. Der Wilnaer Sejm hat am 20. Februar 1922 die Einverleibung des Wilnaer Gebietes in Polen beschlossen, und dieser Beschluß wurde vom Warschauer Sejm bestätigt.

Der Beschluß des Wilnaer Sejm hat prinzipiell der Entscheidung über die staatliche Zugehörigkeit des Wilnaer Gebietes vorgegriffen, die die polnische Regierung bisher für eine noch ungelöste Frage hielt. Mit Rücksicht auf den Artikel 87 des Versailler Vertrages, der besagt, daß die noch nicht näher festgelegten Grenzen Polens von den alliierten und assoziierten Hauptmächten bestimmt werden sollen, mußte sowohl dieser Beschluß wie auch andere Vereinbarungen über die Grenze Polens die Zustimmung der Mächte erlangen.

Die litauische Regierung hat sich ihrerseits einige Male an diese Mächte mit der Bitte gewandt, von dem ihnen laut Artikel 87 zustehenden Recht Gebrauch zu machen, wodurch sie freiwillig die Kompetenz der Großmächte in der Entscheidung über die polnisch-litauische Grenze anerkannte. In Anbetracht der obigen Gesichtspunkte hat die Botschafterkonferenz durch ihren Beschluß vom 23. März 1923 die vom Völkerbundsrat am 3. Februar 1923 festgesetzte Demarkationslinie als Landesgrenze anerkannt. Die Kownoer Regierung protestierte gegen diese Entscheidung. Der Völkerbundsrat hielt jedoch den Protest nicht für berechtigt und hat in der Sitzung vom 21. April 1923 die Entscheidung der Botschafterkonferenz zur Kenntnis genommen. Auf diese Weise wurde der Streit zwischen Polen und Litauen um das Wilnaer Gebiet beendet und gehört nunmehr nach dem Ausspruch von Hymans einem abgeschlossenen Abschnitt der Geschichte an.

II.

Die Frage der polnisch-litauischen Beziehungen wurde von neuem durch die litauische Regierung am 15. Oktober 1927 vor das Forum des Völkerbundes gebracht. Den unmittelbaren Anlaß zu diesem Schritt gab die durch die polnische Regierung angeordnete Schließung einer Reihe von privaten litauischen Grundschulen in Polen, die sich trotz mehrfacher Verwarnungen nicht an die allgemein geltenden Schulvorschriften halten wollten, wie auch die Verhaftung einiger litauischer Persönlichkeiten, die wegen ihrer staatsfeindlichen Umtriebe zur Verantwortung gezogen wurden. Da diese Anordnung der polnischen Be-

örden zeitlich mit einer Anzahl von Repressalien gegen die polnischen irundschulen in der litauischen Republik zusammenfielen, die die Zahl er polnischen Grundschulen in Litauen von 76 auf 20 herabgesetzt hatte, urde sie von der öffentlichen Meinung sowohl in Polen wie in Litauen s eine Vergeltungsmaßnahme für die anti-polnischen Verordnungen der owno er Regierung aufgefaßt. Die litauische Regierung glaubte in ihnen ogar den Auftakt zur Durchführung eines „umfassenden Planes, der inen Angriff auf die Existenz selbst des unabhängigen Litauen edeutet", zu sehen. Sie brachte deshalb die Frage vor das Forum des ölkerbundes auf Grund des Artikels 11 der Völkerbundssatzungen, der ie bekannt jedes Bundesmitglied berechtigt, die Aufmerksamkeit der undesversammlung oder des Rates auf jeden Umstand zu lenken, der on Einfluß auf die internationalen Beziehungen sein kann und daher en Frieden und das gute Einvernehmen zwischen den Nationen, von enen der Friede abhängt, zu stören vermag.

Auf Grund der obigen Beschwerde der litauischen Regierung hat er Völkerbundsrat die Frage der polnisch-litauischen Beziehungen auf er Dezembertagung des Jahres 1927 behandelt und am 10. Dezember en Beschluß gefaßt, der wie bekannt, den Ausgangspunkt für die im ange befindlichen Verhandlungen zwischen Polen und Litauen bildet. er Beschluß enthält die folgenden Hauptpunkte:

1. Er stellt fest, daß Litauen seinen bisherigen Standpunkt aufgegegen habe und sich nicht mehr als im Kriege mit Polen befindlich betrachte, und daß zwischen den beiden Ländern der Friede herrsche;
2. er nimmt die feierliche Erklärung des Vertreters Polens zur Kenntnis, daß Polen die politische Unabhängigkeit und die territoriale Unantastbarkeit der litauischen Regierung anerkenne und sie zu achten sich verpflichte;
3. er empfiehlt den beiden Regierungen eine schnelle Anknüpfung unmittelbarer Verhandlungen, die den beiden Ländern das gute Einvernehmen sichern sollten, von dem der Frieden abhängt.

Der letzte Absatz des obigen Beschlusses enthielt noch die Erlärung, daß der Beschluß in keinerlei Weise die Fragen berühre, in enen die beiden Regierungen einen entgegengesetzten Standpunkt innehmen.

Die unmittelbaren polnisch-litauischen Verhandlungen, die den eiden Seiten vom Völkerbundsrat empfohlen wurden, begannen erst am 0. März 1928 in Königsberg, weil die litauische Regierung sich mit llen Mitteln bemühte, die Verhandlungen hinauszuzögern und der Festetzung des Ortes und des Termins für den Zusammentritt der polnisch-tauischen Konferenz zahlreiche Hindernisse in den Weg stellte.

Auf die Tagesordnung der Konferenz wurde von polnischer Seite lgendes gebracht:

1. die Frage des Lokalverkehrs an den Grenzen;
2. die Frage des Bahnverkehrs, der postalischen und telegra phischen Verbindungen zwischen Polen und Litauen;
3. die Transitfrage, hauptsächlich die Ausführung der Be stimmungen der Pariser Konvention vom 8. Mai 1924, die d Verkehrsverhältnisse im Memeler Gebiet regelt, die die Freihe der Durchfahrt auf dem See-, Strom- und Bahnwege der fü dieses Gebiet bestimmten oder als Transitware verfrachtete Transporte gewährleisten, unter besonderer Berücksichtigun der auf dem Wasserwege nach Deutschland beförderten Waren

Die litauische Regierung hat ihrerseits folgende Fragen auf di Tagesordnung gebracht:

1. zusätzliche Sicherheitsgarantien für die litauische Republik
2. eine Entschädigung für den Einmarsch des Generals Zeligowsk

Die polnische Delegation erklärte sich mit der Prüfung der beide Fragen einverstanden, behielt sich jedoch das Recht der Erhebun finanzieller Ansprüche der polnischen Regierung für die Neutralitäts verletzung durch Litauen im polnisch-russischen Kriege und den Angri Litauens auf den linken Flügel des polnischen Heeres vor.

Nachdem das obige Vertragsprogramm festgesetzt war, hat di Königsberger Konferenz die Ausarbeitung der einzelnen Fragen dre Kommissionen anvertraut, und zwar:

1. der Kommission für Wirtschaft, Verkehr und Transit;
2. der Kommission für Sicherheit und Entschädigung;
3. der juristischen Kommission, die den Lokalverkehr an de Grenze regeln sollte.

Die Ergebnisse der Arbeiten dieser Kommissionen sollten de Plenarkonferenz zur Einsichtnahme und Billigung unterbreitet werden

Die polnisch-litauischen Kommissionen traten in Warschau, Kown und Berlin zusammen und haben einige Wochen lang gearbeitet. Da einzige positive Ergebnis ihrer Beratungen war die Paraphierun eines provisorischen Abkommens über den Lokalverkehr an der Grenze der übrigens sehr eng aufgefaßt wurde, weil er sich fast ausschließlich auf die Besitzer der Grundstücke bezog, die die Grenzlinie durch schneidet. Das genannte Abkommen hat nur formell die bestehende Zustände legalisiert, die sich auf dem Grenzgebiet herausgebildet hatte und bedeutete deshalb keinerlei Fortschritt auf dem Wege der Regelun der polnisch-litauischen Beziehungen. Alle polnischen Vorschläge, di auf eine den Interessen der Grenzbewohner entsprechende weitgehend Regelung des Lokalverkehrs an der Grenze hinzielten, sind vo litauischer Seite abgelehnt worden.

Die litauische Regierung hat auch die Einigung über einen unmittel baren Bahnverkehr und die postalischen und telegraphischen Verbindun

n zwischen den beiden Ländern unter dem Vorwand abgelehnt, daß die enutzung der Verkehrswege, die über das Wilnaer Gebiet gehen, die nsprüche Litauens auf Wilna berühren würde. Sie lehnte es eben-lls ab, auf die Frage des Transitverkehrs im Gebiet von Memel ein-ıgehen, mit der Behauptung, daß Litauen alle Bestimmungen, die sich ıs der Pariser Konvention ergeben, ausgeführt habe.

Unter Berücksichtigung der litauischen Forderung nach der Zu-lligung zusätzlicher Sicherheitsgarantien seitens Polen wurde von olnischer Seite der Abschluß eines Nicht-Angriffspaktes vorgeschlagen, r Litauen nach dem Muster der von den Sachverständigen des Völker-ındes ausgearbeiteten Verträge unterbreitet wurde. Dieses Projekt ıh die von beiden Seiten übernommene Verpflichtung voraus, von dem Angriff auf die Unversehrtheit des Gebietes und die politische nabhängigkeit beider vertragschließenden Teile abzusehen, die wie kannt, vollkommen den Verpflichtungen der Bundesmitglieder, wie sie ch aus dem Artikel 10 der Völkerbundssatzungen ergeben, ent-ıricht (obwohl sie sie nicht vollkommen erschöpft). Von litauischer eite wurde jedoch die Annahme der bestehenden Klausel als gleich-edeutend mit der Aufgabe der litauischen Ansprüche auf das Wilnaer ebiet aufgefaßt, und deshalb ist dieser Vorschlag als Diskussionsbasis ıgelehnt worden.

Im weiteren Verlauf der Arbeiten der polnisch-litauischen Kom-ıissionen über die einzelnen Verhandlungspunkte, wie sie in Königsberg stgesetzt wurden, hat die litauische Regierung der polnischen Regierung ıf dem diplomatischen Wege den Vorschlag eines Vertrages unter-reitet, der sich auf die Gesamtheit der polnisch-litauischen Beziehungen streckte. Dieser Vertrag, der sich über das Programm der Königs-erger Konferenz hinwegsetzte, war nach der Ansicht der litauischen egierung als Diskussionsbasis für die Plenarsitzung geeignet. Er ıthielt die Feststellung, daß die Streitfrage über das Gebiet, das wischen der fiktiven sowjet-litauischen Grenze und der tatsächlichen olnisch-litauischen Grenze enthalten ist, noch offen sei. Er verschob en Abschluß des Nicht-Angriffspaktes bis zu dem Zeitpunkt der Fest-etzung der Grenze zwischen Polen und Litauen, forderte von der olnischen Regierung die Verpflichtung der Auszahlung einer be-immten Summe an Litauen als Entschädigung für das Vorgehen des enerals Zeligowski, ohne die gegenseitige Berücksichtigung der pol-ischen Ansprüche, verlangte die Bildung einer demilitarisierten Zone in ner Breite von 50 Kilometern, die sich ausschließlich auf polnischer eite befinden sollte und in der weder Streitkräfte gehalten noch Be-stigungen gebaut werden dürften. Schließlich schloß er das von itauen als Streitobjekt betrachtete Gebiet von der Möglichkeit jedes ontaktes mit der litauischen Republik aus.

Es ist klar, daß solche Bestimmungen nicht als Verständigungs-ısis, wie sie vom Völkerbundsrat im Beschluß vom 10. Dezember 1927

empfohlen wurde, aufgefaßt werden konnten. Deshalb lehnte die pol nische Regierung dieses Projekt ab, indem sie feststellte, daß es 1. di Unversehrtheit des polnischen Gebietes in Frage stelle, 2. einer Ab lehnung des Abschlusses eines Nicht-Angriffspaktes zwischen Pole und Litauen gleichkäme und stattdessen von Polen einen Verzicht au die Verteidigung eines Teiles seiner Grenze verlange und deshalb ein Schwächung der Sicherheit des polnischen Reiches bedeute, und daß e 3. die Möglichkeit unmittelbarer Verkehrsverbindungen zwischen Pole und Litauen ausschalte und dadurch den Kontakt eines Teiles de polnischen Gebietes mit der litauischen Republik verhindere.

III.

Auf der letzten Septembertagung des Völkerbundsrates hat Her Woldemaras in einer langen Rede darzulegen versucht, daß die Ver antwortung für den bisherigen Fehlschlag der polnisch-litauischen Ver handlungen ausschließlich auf polnischer Seite liege. Er warf der pol nischen Regierung vor, daß sie hinterlistig Litauen zwingen will, trot des letzten Absatzes des Dezember-Beschlusses die Zugehörigkeit de Wilnaer Gebietes zu Polen anzuerkennen. Nach der Ansicht der litau ischen Regierung ist nämlich die in diesem Beschluß enthaltene Er klärung, daß er die Fragen nicht berühre, in denen die beiden Regie rungen einen entgegengesetzten Standpunkt einnehmen, gleichbedeuten mit der Feststellung des noch umstrittenen Charakters des Wilnaer Ge bietes.

Der Vorwurf, den Herr Woldemaras der polnischen Regierun machte, ist vollkommen unberechtigt, ebenso wie die Deutung, die e dem letzten Absatz des Völkerbundsbeschlusses vom 10. Dezember 192 zu geben versuchte.

Von polnischer Seite ist eingedenk der Bestimmungen dieses Be schlusses nie und nirgends, weder in offener noch verschleierter Form versucht worden, die litauische Regierung zur Aufgabe ihrer Auf fassung über die Zugehörigkeit des Wilnaer Gebietes zu bringen, obwoh diese Auffassung im Gegensatz zu dem Beschluß der Botschafterkon ferenz steht, deren Kompetenz bei der Festsetzung der polnisch litauischen Grenze von der litauischen Regierung anerkannt worden ist Die polnische Regierung ging in ihrer Verständigungsbereitschaft s weit, daß sie sich damit einverstanden erklärte, daß die polnisch litauische Grenze in den mit Litauen geschlossenen Verträgen al polnisch-litauische Verwaltungslinie bezeichnet werden sollte.

Dieses Entgegenkommen hat jedoch Litauen nicht genügt. Es stellt an Polen das Verlangen, daß die polnische Regierung ihren Stand punkt in der Frage der Zugehörigkeit des Wilnaer Gebietes, die sie al endgültig entschieden betrachtet, aufgebe und den umstrittenen Charakte Wilnas anerkenne.

Diese Forderung steht in direktem Widerspruch zu den Bestimmungen des Beschlusses des Völkerbundsrates. Aus dem Wortlaut der Erklärung, daß dieser Beschluß in keiner Weise die Fragen berühre, in denen die beiden Regierungen einen entgegengesetzten Standpunkt einnehmen, ergibt sich weder für die polnische, noch für die litauische Regierung eine Verpflichtung irgendeiner Veränderung ihrer Stellungnahme in den Fragen, in denen sie eben entgegengesetzter Meinung sind. Das heißt, daß die litauische Regierung nicht verpflichtet ist, ihre Stellungnahme zu der Wilnaer Frage zu ändern, ebensowenig wie sie von der polnischen Regierung verlangen kann, einen anderen Standpunkt einzunehmen.

Der betreffende Absatz in dem Dezember-Beschluß des Völkerbundesrates ist außerdem von der litauischen Regierung noch ausgenutzt worden, um eine Verständigung in rein technischen Fragen, die von geringer politischer Bedeutung sind, zu verhindern. Die Kownoer Regierung hat alle Vorschläge von polnischer Seite, die sich auf die Einführung eines unmittelbaren Eisenbahnverkehrs, der Post- und Telegraphenverbindungen bezogen, unter dem Vorwand abgelehnt, daß die Benutzung der durch das Wilnaer Gebiet gehenden Verbindungswege die Stellungnahme der litauischen Regierung zu der staatlichen Zugehörigkeit dieses Gebietes berührt. Der Völkerbundsrat sah sich verpflichtet, ausdrücklich diese Deutung des Beschlusses vom 10. Dezember 1927 abzulehnen, indem er bei der Sitzung vom 8. September d. J. einstimmig den Bericht des holländischen Delegierten Blokland billigte, der die folgende Erklärung enthielt: „Eines der Hindernisse, auf das man sich am häufigsten beruft, ist die Deutung des letzten Absatzes des Beschlusses vom 10. Dezember 1927. Dem Völkerbundsrat wird noch erinnerlich sein, daß ich am Schluß des Berichtes, den ich die Ehre hatte am 6. Juni d. J. vorzulegen, nicht gezögert habe darauf hinzuweisen, daß die vom Völkerbundsrat getroffene Entscheidung, daß „der gegenwärtige Beschluß in keiner Weise die Fragen berühre, in denen die beiden Regierungen einen entgegengesetzten Standpunkt einnehmen", nicht dazu bestimmt war, die an sich schon so schwierigen Verhandlungen noch weiterhin zu erschweren, sondern im Gegenteil, eine günstige Lösung zu ermöglichen. Der Völkerbundsrat hat in Anbetracht der Hindernisse, die durch Fragen, in denen die beiden Regierungen einen verschiedenen Standpunkt einnehmen, geschaffen werden können, zur Beruhigung der Geister die Bestimmung getroffen, daß diese entgegengesetzten Standpunkte durch unmittelbare Verhandlungen auf dem praktischen Gebiete des Lokalverkehrs, des Transit, der Postverbindungen usw. nicht berührt werden.

Der Völkerbundsrat hat außerdem in seiner letzten Sitzung erklärt, daß die Aufgabe einer künftigen polnisch-litauischen Plenarkonferenz sich nicht auf die Bestätigung der Kommissionsarbeiten beschränken wird, sondern sich auch um die Lösung der Fragen bemühen soll, die

man in den Kommissionen nicht zu erledigen vermochte. Sollten jedoch die polnisch-litauischen Verhandlungen zu keinem Ergebnis führen, würde der Völkerbundsrat eine genaue Prüfung der sich aus dem polnisch-litauischen Streit ergebenden Schwierigkeiten veranlassen, da sie nicht nur die beiden Parteien, sondern auch die an dem Streitfall nicht unmittelbar beteiligten Staaten schädigen. In einem solchen Falle werden den beiden Teilen entsprechende Vorschläge vom Völkerbundsrat unterbreitet werden.

Die polnische Regierung möchte an dem Glauben festhalten, daß die letzten Bestimmungen des Völkerbundsrates einen guten Einfluß auf die Stellungnahme der litauischen Regierung ausüben und sie zur Aufgabe ihres bisherigen Verhaltens bringen werden, denn nur davon hängt das Geschick der polnisch-litauischen Konferenz ab, die am 3. November d. J. von neuem nach Königsberg einberufen werden soll.

Das internationale Institut für geistige Zusammenarbeit im Jahre 1927/28.

Von *Julien Luchaire,*
Direktor des internationalen Instituts für geistige Zusammenarbeit.

Die Pläne, an deren Verwirklichung man zu Beginn des Jahres 1926 im Palais Royal zu arbeiten begann, haben in diesem Jahre zu interessanten Ergebnissen geführt. Im Juli jedes Jahres prüft die Kommission für intellektuelle Zusammenarbeit, die ihren Sitz in Genf hat, die Arbeiten, die in Paris im Laufe des vergangenen Jahres geleistet wurden. Die Vollversammlung im September debattiert ihrerseits über die Schlußfolgerungen der Kommission. Die Vollversammlung hat die Ergebnisse für befriedigend erklärt, wie es der Direktor der Berliner Staatsbibliothek, Dr. Krüß, der den erkrankten Professor Einstein vertritt, in seiner Eigenschaft als Mitglied der Kommission und Berichterstatter des Vorstandes des Instituts festgestellt hat.

Die Zufriedenheit der Kommission mit den Arbeiten des Institutes geht auf mancherlei Gründe zurück. Das Institut hat in diesem Jahre der Universitätswelt einige praktische Dienste geleistet. Es hat eine Liste der Sommerkurse in Europa veröffentlicht; ein Register der Institutionen und Stiftungen, die den internationalen Austausch von Professoren und Studenten, die Verteilung der Studienstipendien im Ausland, die Aufnahme der fremden Studenten regeln; ein Bulletin der Beziehungen zwischen den Universitäten, das eine Chronik dieser im Wachstum begriffenen Bewegung des internationalen Austausches der Universitätselemente enthält. Es hat durch regelmäßig im Palais Royal stattfindende Zusammenkünfte die Leiter der Universitätsstellen von fünfzehn Ländern, die für die nationale Propaganda jedes Landes geschaffen wurden, miteinander in Verbindung gebracht und durch diese Zusammenkunft erreicht, daß sie sich jetzt gegenseitig helfen und zu einem Kollektivorgan der internationalen Beziehungen auf diesem Gebiete geworden sind. Das Institut hat versucht, eine ähnliche Arbeit innerhalb der internationalen Studentenverbände zu leisten. Es hat ihre Delegierten zu einer Jahresversammlung geladen, bei der ein voll-

kommener Einklang zwischen den großen Gruppen konfessioneller und nichtkonfessioneller Färbung herrschte, denen bis dahin jeder Kontakt miteinander fehlte; auch die Abteilung für Beziehungen zwischen Universitäten, die dem Institut angegliedert ist, dient als dauerndes Bindeglied zwischen den Studenten. Diese Abteilung, die von einem Deutschen, Dr. Picht, geleitet wird, hat in diesem Jahre eine besonders rege Aktivität entwickelt. (Siehe Septembernummer von „Nord und Süd": Dr. Werner Picht, Akademikeraustausch.)

Auf einem anderen Gebiet, dem der wissenschaftlichen Arbeit, sind manche beträchtlichen Leistungen vollbracht worden, und zwar durch die beiden Abteilungen für exakte und Naturwissenschaften und historisch-soziale Wissenschaften, die unter der Leitung des Holländers van Steenwijk und des Polen Folkierski stehen. Die Mehrzahl der in Angriff genommenen Arbeiten gehört dem großen und trockenen Gebiet der Bibliographie an, diesem unumgänglich notwendigen Hilfsmittel der modernen Wissenschaft. Durch internationale Zusammenarbeit hat man versucht, die Bibliographie der ökonomischen, biologischen und philologischen Wissenschaften auf die aktuellsten Erscheinungen auszudehnen. Man hat sich dazu weitgehender Umfragen und mehrfacher Zusammenkünfte der Sachverständigen vieler Länder bedient. Pläne, die bis in alle Einzelheiten schon ausgearbeitet sind, wurden im gemeinsamen Einverständnis entworfen. Es wird jetzt die Aufgabe des Institutes sein, die notwendigen Mittel zu finden, um sie zu verwirklichen. Neben der Bibliographie bilden die Bibliotheken ein unentbehrliches Instrument der modernen Wissenschaft. Das Institut hat von neuem in diesem Jahre die Direktoren der nationalen Bibliotheken der wichtigsten Länder Europas und Amerikas vereint, die dem Plan der Organisation eines internationalen Verbindungsdienstes zwischen den Bibliotheken der ganzen Welt und der Zentralisierung der Informationen für den Gebrauch der wissenschaftlich arbeitenden Kreise zugestimmt haben. Das Institut hätte diesen Plan bereits praktisch durchgeführt, wenn ihm dazu nicht das Geld gefehlt hätte... Inzwischen hat es in seinem „Bulletin der wissenschaftlichen Beziehungen" einen vollständigen Bericht über wissenschaftliche Beziehungen, Kongresse, Vereinigungen usw. veröffentlicht.

Auf dem Gebiete der Kunst hat die sich auf die ganze Welt erstreckende Vorbereitung des ersten Kongresses der Volkskunst, die im Oktober dieses Jahres in Prag stattfinden soll, dem Institut die Gelegenheit gegeben, in vielen Ländern Spezialisten dieser Wissenschaft zu vereinigen und die internationale öffentliche Meinung vor das Problem der Entwicklung der einheimischen Bauernkunst zu stellen. Das Institut hat auch einen Bericht über den gegenwärtigen Stand der Frage des Schutzes der Naturschönheiten herausgegeben. Es unternahm auch eine Untersuchung über die Rolle des Kinos in der Erziehung des Kunstgefühls. Das internationale Museumsamt, das im letzten Jahre

em Institut angegliedert wurde, hat zu einer Vereinbarung zwischen ien Museen und den Werkstätten für Gipsabgüsse von Kunstwerken in en verschiedenen Ländern geführt — nach den Richtlinien eines 'lanes, der schon in den nationalen graphischen Instituten verwirklicht rorden ist. Es ist auch dank einer Zusammenkunft der Sachver- tändigen gelungen, in den Untersuchungen über die Rolle, die die Musik n der Erziehung der Völker spielt, ziemlich weit fortzuschreiten. Von den Arbeiten des Instituts ist noch das Studium der inter- iationalen Vereinheitlichung der Stimmgabel zu erwähnen. Das vom nstitut vierteljährlich herausgegebene Bulletin Mouseion hat den inter- ationalen Bericht über Museen zusammengefaßt. Die sich damit be- chäftigende Sektion, die unter der Leitung des Belgiers Dupierreux teht und mit Arbeit besonders überlastet ist, hat damit eine bemerkens- verte Leistung vollbracht.

Das Gebiet der Literatur eignet sich am wenigsten für inter- iationale Organisierung. Trotzdem hat das Institut in diesem Jahre las komplizierte Problem der Übersetzungen, das eines der wesent- ichsten Instrumente der internationalen intellektuellen Beziehungen ildet, von verschiedenen Seiten angepackt. Die Schaffung einer In- ormationsstelle ist von maßgebenden Sachverständigen besprochen vorden und wird bald in die Tat umgesetzt werden. Man wird eine Liste der Übersetzer, ein laufendes Verzeichnis der letzten Über- setzungen herstellen, und vielleicht auch große internationale Sammel- verke in Übersetzungen veröffentlichen. Das Institut hat schon die Übersetzung der klassischen Schriftsteller Lateinamerikas in mehrere Sprachen in Angriff genommen.

Die juristische Abteilung des Instituts, die von einem Franzosen, Raymond Weiß, geleitet wird, hat sich in diesem Jahre als ein aus- gezeichnetes Werkzeug zur Verteidigung der Rechte der geistigen Arbeiter erwiesen. Raymond Weiß hat mit Hilfe des Mitglieds der Kommission für internationale Zusammenarbeit Herrn Destrée dem Prinzip des „moralischen Rechtes" bei der jüngsten diplomatischen Konferenz von Rom, die die Revision der in der Berner Konvention festgelegten Autorenrechte unternahm, zum Sieg verholfen; „das moralische Recht", das heißt das Recht des Werkes selbst, das jetzt klar und deutlich neben die Rechte des Herausgebers, der Öffentlichkeit und selbst des Autors gestellt worden ist. Zu gleicher Zeit hat das Institut in Zusammenkünften und Veröffentlichungen die Schaffung des Eigentumsrechtes des Gelehrten an der Entdeckung eines Prinzips oder einer neuen Substanz betrieben, das von jetzt an unter dem Namen des wissenschaftlichen Eigentums sich Geltung verschaffen wird. Das Institut hat bei der Konferenz von Rom auch einem anderen Rechte zur Anerkennung verholfen — dem Recht der Redner auf Wiedergabe ihrer Worte — und hat einen Beschluß durchgesetzt, der dem Recht der aus- übenden Künstler Rechnung trägt.

Schließlich hat die Informationsabteilung unter der Leitung de Italieners Prezzolini ihre Methode wesentlich verbessert und so manche bedeutende Ergebnis in der ihr anvertrauten Arbeit der Propagand verzeichnen können. Es ist die Aufgabe dieser Abteilung, die breit Öffentlichkeit die Leistungen des Instituts für geistige Zusammenarbei und die Ziele, die es verfolgt, kennenlernen zu lassen. Das monatlich Bulletin dieser Abteilung hat sich in diesem Jahre so entwickelt, da es sich nach dem jüngsten Beschluß der Direktion des Institutes von Januar dieses Jahres ab in eine Monatsschrift umwandeln wird, die di anderen Bulletins des Instituts aufnehmen und zum internationale Informationsorgan über geistige Beziehungen werden soll. Dieselb Abteilung hat weiterhin unter Berücksichtigung der bisher nicht ver tretenen Länder die Jahreslisten bemerkenswerter Bücher weitergeführt die sich von besonderem Nutzen für die Kreise erwiesen haben, di sich über die Spitzenleistungen der Produktion jedes Landes auf den laufenden halten wollen. Sie hat auch die Prüfung des großen un wichtigen Problems der Hindernisse, die sich einer internationalen Ver breitung der Bücher entgegenstellen, unternommen.

Ich habe mich bei meiner Aufzählung damit begnügt, nur di wichtigsten Arbeiten zu erwähnen, die im Jahre 1927/28 durch da internationale Institut durchgeführt worden sind. Ich müßte eigentlich noch ausführlich über die Alltagsarbeit der Verbindung, der Koordi nation zwischen den Institutionen, den Verbänden, den einzelnen Per sönlichkeiten sprechen, die sich im Rahmen der Tätigkeit des Institutes ergibt. Ich müßte auch noch auf die methodische Dokumentierung der Gesamtheit der Tatsachen und Probleme, die mit den inter nationalen geistigen Beziehungen und der Organisierung der geistigen Arbeit in Verbindung stehen, hinweisen, die es uns allmählich gelungen ist im Palais Royal zusammenzutragen.

Wenn man die erreichten Ergebnisse entsprechend werten will muß man sich zuerst der Schwierigkeiten unserer Arbeit bewußt werden Die Organisation der geistigen Zusammenarbeit kann ebensowenig wie der Völkerbund ihre Autorität aufzwingen, sondern muß durch Über zeugung wirken, und es handelt sich nicht darum, Staaten zu über zeugen, sondern auch Verbände, Körperschaften und Gruppen, die eifersüchtig ihre Unabhängigkeit wahren. Deshalb ist das Institut in Einklang mit dem Sekretariat des Völkerbundes bemüht, in jedem Lande ein Netz ständiger Stützpunkte zu schaffen, nationale Kommissionen Delegierte usw., die dafür sorgen müssen, daß der gute Wille, der die Voraussetzung der Entwicklung jedes internationalen Übereinkommens ist, regelmäßig und sicher in richtige Kanäle geleitet wird. Dieses Netz ist im Laufe des vergangenen Jahres beträchtlich erweitert worden. Es ist jedoch noch nicht vollendet, und auch die bereits geknüpften Maschen müssen häufig mit großer Mühe erhalten und gefestigt werden. Ich möchte in diesem Zusammenhang mit ganz besonderer Freude fest

stellen, daß Deutschland im Laufe des Jahres 1927/28 seinen offiziellen Beitritt zu unserem Unternehmen vollzogen hat, indem es einen Delegierten des Reiches beim Institut ernannte und eine bedeutungsvolle nationale Kommission für geistige Zusammenarbeit, die unter dem Vorsitz von Exzellenz von Harnack steht, ins Leben rief.

Da die Organisation für geistige Zusammenarbeit in den Völkerbundssatzungen nicht vorgesehen war, ist die Kommission, die zuerst unter dem Vorsitz von Henri Bergson stand, nur als ein Organ zur Prüfung und Untersuchung des Problems geistiger Beziehungen aufgefaßt worden, und als wir nach der Schaffung des Pariser Institutes ein großes Aktionsprogramm entworfen haben, riefen wir damit manche Skepsis und manches Mißtrauen hervor. Die Skeptiker teilten sich in zwei Kategorien, in diejenigen, die behaupteten, daß die neue Organisation nichts Praktisches durchführen könne, und die anderen, die sie für unfähig hielten, die Ziele zu verwirklichen, die einzig und allein eines solchen Unternehmens würdig sind: die Annäherung der geistigen Eliten, die eine Grundlage des Friedens bildet, und die geistige Hebung der Massen.

Die Bilanz des Jahres 1927/28 muß die Skeptiker der ersten Kategorie überzeugen. Bei denen der zweiten müssen wir uns im Augenblick mit der Antwort begnügen, daß unsere technischen Arbeiten unseren Blick von den großen Zielen nicht abgelenkt haben.

Das Mißtrauen hat sich im Laufe dieses Jahres allmählich gelegt. Man hat die Erfahrung gemacht, daß ein Organ des Völkerbundes in einer großen europäischen Hauptstadt in vollkommener Unabhängigkeit unter strenger Wahrung des Prinzips der Internationalität existieren kann. Die Vollversammlung des Jahres 1927 hatte dies offiziell festgestellt, und die gegenwärtige Vollversammlung hat diese Tatsache bestätigt. Man hat andererseits in den einzelnen Berufskreisen, hauptsächlich in den wissenschaftlichen Kreisen, begriffen, daß die Organisation der geistigen Zusammenarbeit keineswegs die Absicht hat, die wissenschaftlichen Verbände zu verdrängen. Wenn von irgendeiner wissenschaftlichen Seite ein Projekt einer internationalen Koordination aufgenommen wird, schätzt man sich im Palais Royal glücklich, der betreffenden Seite die Ehre der Initiative einräumen zu können. Die Arbeitsbeziehungen zwischen dem Institut und den internationalen oder den nationalen Verbänden haben sich in dem abgelaufenen Jahr auf das Vierfache gesteigert und umfassen mehr als 200 Organisationen. Dabei sind wir in unserer gegenwärtigen Arbeit und noch mehr in dem Entwurf unserer Zukunftspläne durch die Tatsache gehemmt, daß die notwendige Existenzberechtigung eines allgemeinen Verbindungsorgans noch nicht von aller Welt anerkannt wird.

Eines der größten Hindernisse der Arbeiten des Institutes bildet die Knappheit unserer Mittel, denn seit dem Sommer des Jahres 1927 hat sich die Methode des Institutes so bewährt und das Personal in einem

solchen Maße eingearbeitet, daß es uns seit einem Jahre möglich gewesen wäre, viel mehr zu leisten, wenn wir genügende Mittel zur Verfügung gehabt hätten. Die Vollversammlung des Jahres 1927 hat erkannt, daß ein Jahresbudget von 400 000 Goldfranken zur Aufrechterhaltung der internationalen Organisation für geistige Zusammenarbeit keineswegs ausreicht und hat sich mit der Bitte um Erhöhung der Mittel an die Völkerbundsmitglieder gewandt. Einige Staaten haben im Laufe des Jahres 1927/28 ihre Zuschüsse erhöht. Frankreich hat seine Subventionen um 100 000 Goldfranken gesteigert. Das Institut hat die feste Zuversicht, daß die Ergebnisse seiner Arbeit im Laufe dieses Jahres ihm noch andere Mittel einbringen werden. Aber in erster Linie ist es dem Direktor und seinen Mitarbeitern, die zwanzig verschiedenen Staaten angehören und der großen Aufgabe, die ihnen anvertraut wurde, leidenschaftlich ergeben sind, eine Freude, daß die Bilanz des Jahres 1927/1928 die Existenzberechtigung des Unternehmens und seine Methoden endgültig bestätigt hat. Das übrige wird schon die Zeit durch das wachsende Zutrauen der Regierungen und der Öffentlichkeit vollbringen.

Abrüstung oder Aufrüstung?

Von *Louis de Brouckère,*
Senator, ehem. belgischer Delegierter zum Völkerbund.

Die Völkerbundsversammlung hat sich neuerdings mit sehr dornigen Problemen befaßt, die ihr schon bei früheren Tagungen viel Kopfzerbrechen verursachten und die sie nicht immer wieder vertagen kann. Die Zeit hat sie nicht — wie es die Diplomaten erhofft hatten — gelöst. Im Gegenteil, sie hat sie noch kompliziert. Ich möchte jedoch nicht einem billigen Pessimismus nachgeben, der übrigens in keiner Weise gerechtfertigt wäre.

Vor allem möchte ich hier die Fragen der Abrüstung und der Sicherheit behandeln, die durch den Kellogg-Pakt in den Vordergrund des Interesses gerückt sind. Gelegentlich der letzten Ratsversammlung herrschte vollkommene Übereinstimmung darüber, daß es selbst bei dem gegenwärtigen Stand der internationalen Beziehungen ratsam sei, einmal einen „ersten Schritt" in der Abrüstungsfrage zu machen. Der Zusammentritt der ins Auge gefaßten Konferenz soll erfolgen, sobald einmal die technischen Vorarbeiten beendet sind. Wenn diese Konferenz zu positiven Ergebnissen führt, d. h. wenn die einzelnen Staaten rücksichtlich der Begrenzung ihrer Rüstungen zu einem Einvernehmen gelangen, dann ist alles gut, und man ist zu den schönsten Hoffnungen berechtigt. Was aber, wenn man nicht zu einer Einigung kommt? Wenn die Völker die schönen Verheißungen durch keinerlei positive Akte bekräftigt sehen? Wenn gar der Eindruck die Oberhand gewinnen sollte, die Abrüstung sei gescheitert? In einem solchen Falle würde die Welt vor einer sehr gefährlichen Situation stehen, wohl der gefährlichsten seit dem Jahre 1918.

Es ergeben sich daraus drei Fragen: Ist die Möglichkeit für das Gelingen einer Abrüstungskonferenz gegeben? Hat dieselbe Aussicht auf einen baldigen günstigen Erfolg? Sollte die Konferenz aber nicht innerhalb des wünschenswerten Zeitraumes zustande kommen, um den unerläßlichen „ersten Schritt" zur Befreiung der Welt zu ermöglichen, wo und in welcher Weise müßte dann jener erste Schritt gemacht werden?

Die erste Frage vermag ich ohne Zögern bejahend zu beantworten. Es ist aber leider nur allzu offensichtlich, daß man die zweite verneinen müßte. Es ist richtig, daß es bereits gelang, das in politischer Hinsicht heikelste Problem zu klären, derart, daß der Begriff der Abrüstung eine präzise Fassung erfahren hat, und daß demzufolge mit klar umrissenen technischen Ausdrücken operiert werden kann. Es bedeutet in den

internationalen Debatten immerhin einen wesentlichen Fortschritt, wenn zunächst Klarheit darüber geschaffen ist, worüber man zu verhandeln gedenkt. Zumindest wurden gewisse allgemeine Grundsätze aufgestellt, deren Annahme, wenn sie auch gewiß noch keine Lösung bedeutet, zum mindesten zu einer solchen beitragen könnte. Im Nachstehenden möchte ich zusammenfassen, worin nach meiner Ansicht die Lösung der wesentlichen Fragen zu bestehen hätte.

Vor allem erfordert das Problem der Abrüstung eine Lösung, aus der für alle Völker eine Erhöhung, nicht aber eine Verminderung ihrer Sicherheit hervorgeht. Daraus folgt unter anderem, daß die einseitig einer Nation aufgezwungene Entwaffnung notwendigerweise eine prekäre Situation schafft und nur aufrechterhalten werden kann durch einen beständigen Druck, weshalb sie auch niemals eine sichere Grundlage für den Frieden bilden kann.

Ferner setzt eine Politik der Abrüstung voraus, daß die Staaten als neuen Grundsatz des internationalen Rechtes anerkennen: daß fürderhin jede vorbereitende militärische Maßnahme verboten ist, die nicht im ausdrücklich festgestellten Verteidigungsinteresse geboten erscheint, wobei die Beurteilung der Frage nach dem Vorhandensein dieser Voraussetzung nicht dem alleinigen Ermessen des betreffenden Staates überlassen bleiben darf.

Anderseits muß die Zahl der militärisch ausgebildeten Kombattanten begrenzt werden. Was nun die Reserven an Mannschaften betrifft, so ist es praktisch sehr schwer, diese von der übrigen nichtmilitärischen Bevölkerung auseinanderzuhalten. Hier liegt der springende Punkt darin, in wirksamer Weise der Möglichkeit vorzubeugen, daß bei einem Angriffskrieg beträchliche Menschenmassen in den Kampf geworfen werden können. Unter den hierfür in Betracht zu ziehenden Maßnahmen wollen wir in erster Reihe die Einschränkung der Kerntruppen, wie die Begrenzung der Dienstzeit und der Bewaffnung anführen.

Hand in Hand mit diesem Grundsatz geht die besondere Wichtigkeit, die der Beschränkung des Kriegsmaterials zukommt, und zwar sowohl der Landmacht, wie der Seemacht als auch der Luftwaffe. Unter den zur Erreichung dieses Zieles in Betracht kommenden Mitteln — welche übrigens im Verein zur Anwendung kommen können — ist das weitaus sicherste die Begrenzung des Militärbudgets. Der Volksinstinkt ist übrigens schon lange zu diesem Ergebnis gelangt: daß nämlich das sicherste und wirksamste Mittel zur Begrenzung militärischer Rüstungen darin besteht, nur einen geringen Teil des Volksvermögens und der Zeit der Bürger militärischen Zwecken dienstbar zu machen.

Endlich hat sich noch klar herausgestellt, daß, obwohl manche Mächte sich offenbar der Beweiskraft der dafür vorgebrachten Argumente verschlossen haben — die tatsächliche Begrenzung der Kriegsrüstung des einen Landes zur Erhöhung der Sicherheit seiner Nach-

ırn nur insoweit beizutragen vermöchte, als letztere sich einer solchen ıaßnahme auch bewußt werden, demnach nur insoweit, als die Über- achung einer derartigen Maßnahme gesichert erscheint.

Wenn es jedoch im Notfalle auch gelänge, bezüglich dieser Grund- ätze eine Einigung zu erzielen, so ist es doch außerordentlich schwierig, raktische Regeln der Abrüstung aufzustellen, denen alle Völker ihre ustimmung gewähren. Und doch wäre es dringend wünschenswert, aß jener „erste Schritt" in nächster Zeit getan würde, wenn anders wir icht ernste Gefahren heraufbeschwören wollen. Es ist unbedingt not- endig, daß die allgemeine Abrüstung beginne und in progressivem laße durchgeführt werde, widrigenfalls man sich mit dem Einsetzen iner neuen Rüstungshochflut abfinden müßte, die zwangsläufig, unent- ınnbar, zu einem neuen Kriege führen würde. Nichts wäre eitler, s etwa zu hoffen, daß Europa auf dem gegenwärtigen Stand seiner ewaffnung verharren werde. Dieser ist zu sehr aus dem Gleichgewicht ebracht, als daß er noch längere Zeit andauern könnte. Über kurz oder ıng wird — was immer man vorkehren mag — das notwendige Gleich- ewicht entweder durch eine Verminderung der Streitkräfte der einen der durch eine Verstärkung der anderen wieder hergestellt werden. Vir haben die Wahl: wenn wir nicht abrüsten, wird sich Deutschland ei der ersten sich bietenden Gelegenheit wieder bewaffnen. Wie lange ird es dann wohl dauern, bis es zu einer neuerlichen Katastrophe ommt, die — wenigstens in bezug auf die Zivilisation — das Ende er europäischen Ära bedeuten würde?

Im übrigen vergesse man nicht, daß die Abrüstung nicht not- endigerweise kontraktlichen Charakter tragen müsse. Es mag sogar orkommen, daß das spontane Vorgehen eines Staates, den kein formaler 'ertrag bindet, leichter zu bewerkstelligen ist als die Erfüllung eines chwierigen punktereichen Abkommens. Falls beispielsweise der im ırtikel 8 des Paktes vorgesehene Abrüstungsvertrag in Anwendung ge- ıngte, so bände er die Staaten auf die Dauer von zehn Jahren an be- ıimmte Vertragspunkte, die sie ohne besondere Erlaubnis nicht über- chreiten dürften, selbst in dem Falle nicht, wenn sie sich selber in iefahr erachten würden. Eine spontane und freiwillige Anwendung es Abrüstungsgrundsatzes hätte keine derart übertriebenen Konse- ıenzen. Auch birgt sie nicht so zahlreiche Gefahrenmomente, wenn e innerhalb vernünftiger Grenzen und im geeigneten Augenblick in e Tat umgesetzt werden würde.

Zusammenfassend können wir feststellen: die friedlich gesinnten ationen können nicht untätig warten, bis alle Welt in Genf zu einer inigung gelangt ist. Sie müssen die Initiative ergreifen, um die Her- eiführung einer allgemeinen Lösung zu ermöglichen. Sie müssen der ıbrüstung Vorschub leisten, indem sie selbst abrüsten. Und von ihrem erktätigen guten Willen wird das Ergebnis abhängen.

Genf als Schlagzeile.

Von *Wythe Williams,*
Sonderberichterstatter der „New York Times",
ehem. Präsident der internationalen Vereinigung der Völkerbundsjournalisten.

Genf hatte in der Vorkriegszeit und vor dem Völkerbund eine gewisse und sogar beträchtliche Bedeutung als Erziehungszentrum und besaß die seltene Atmosphäre eines hohen Kulturniveaus. Aber es blieb in erster Linie ein angenehmer Sommeraufenthalt. Die größten Denker und Reformatoren der Welt haben sich zwar unter die Scharen der Touristen gemischt — Calvin, Ruskin, Wagner, Madame de Staël, Byron —, um die ruhige Schönheit der weißen Stadt zu genießen, mit ihren weiten Gärtenstrecken, den dunkelnden Bergkämmen mit den schneeigen Gipfeln, die sich in dem unwahrscheinlich durchsichtigen Indigo- und Türkisblau des Lemansees spiegeln.

Aber Genf war nie ein Nachrichtenzentrum, hat nie die Spürhunde der Nachrichten, die Journalisten, angezogen, mit Ausnahme besonderer einmaliger Gelegenheiten, wie zum Beispiel bei der Gründung des Roten Kreuzes in Genf.

Während des Krieges wurde die Schweiz zu einem wichtigen — vielleicht dem wichtigsten — Resonnanzboden für Nachrichten, Gerüchte, Kampfnachklänge in allen Lagern. Deshalb wurde die Schweizer Presse und hauptsächlich die Genfer Presse so häufig in der ganzen Welt zitiert. Aber dies genügte noch nicht, um die Auslandsjournalisten in einem beträchtlichen Maße nach Genf anzulocken. Erst als sich vor neun Jahren der Völkerbund in Genf niederließ, wachte die Stadt aus ihrer leise altmodischen, wenn auch bezaubernden Haltung auf und begann, von ihren telegraphischen und telephonischen Einrichtungen, den Radioinstallationen und allen neuen Mitteln zur Verbreitung der alle Völker der Welt so brennend interessierenden Nachrichten Gebrauch zu machen. Alle diese Erleichterungen sind allmählich ausgebaut und vervollkommnet worden und sind jetzt während der großen Vollversammlungen des Völkerbundes sicherlich besser als irgendwo anders auf der Welt: mächtige Funkstationen, ein direkter Draht nach London

Telegraphenämter, die die ganze Nacht offen bleiben und eine Vereinbarung, die den Pressenachrichten in alle Weltteile den Vorrang vor allen anderen telegraphischen Mitteilungen einräumt.

Die offizielle Liste der Zeitungen und Agenturen, die bei der neunten Vollversammlung des Völkerbundes vertreten waren, umfaßt 500 Korrespondenten, die das Recht auf eine Eintrittskarte zu den Vollversammlungen und den Ratssitzungen haben und die sich aus 45 Staaten der Welt rekrutieren. In dieser Liste steht Deutschland an erster Stelle, sowohl nach der Zahl der Korrespondenten, wie der betreffenden Zeitungen, denn es ist durch 43 Zeitungen und Agenturen, von denen einige mehrere Korrespondenten besitzen, vertreten.

Eine so umfassende Presseorganisation ist durchaus notwendig. Mindestens viermal jährlich, während der Vollversammlungen und Ratssitzungen, bekommt Genf den Anspruch auf die erste Zeitungsseite in fast jedem Lande der Welt. Dies allein beweist, daß der Völkerbund eine mächtige und dauerhafte Institution ist, denn die Weltpresse pflegt ein totes Thema aufzugeben, lange bevor es kalt geworden ist. Die bloße Tatsache, daß der Völkerbund soviel von der Oberfläche der Welt erfaßt, zwingt sogar die großen Mächte, die nicht Mitglieder des Völkerbundes sind, wie die Vereinigten Staaten und Rußland, das ganze Jahr über Korrespondenten in Genf halten. Selbst während der Zeit, in der keine Versammlungen stattfinden, in denen der Völkerbundsrat nicht tagt, werden dauernd von den Regierungen wichtige Mitteilungen an das Völkerbundssekretariat gerichtet.

Abseits vom Völkerbund, jedoch direkt auf ihn zurückgehend, sind hier manche der größten journalistischen Sensationen der Nachkriegszeit entstanden. Diese Sensationen sind unter der Überschrift Genf in die Welt hinausposaunt worden, weil Genf die persönliche Fühlungnahme der führenden europäischen Politiker, die bis dahin eine Unmöglichkeit war, erlaubt, erleichtert, ermutigt. Fragen, die sich früher monatelang hinzogen, im Notenaustausch zwischen den Ämtern erledigt wurden, werden jetzt in einer Stunde am Frühstückstisch entschieden, wie zum Beispiel bei dem berühmten Frühstück zwischen Briand und Stresemann in dem kleinen Thoiry-Gasthaus in der Nähe von Genf. Für diese neue Verhandlungsmethode sind auch die letzten Zusammenkünfte der deutschen Delegierten mit den Vertretern der Besatzungsmächte charakteristisch, die zu einer Räumung des Rheinlandes führen müssen.

Die Rheinlanddiskussionen werden selbstverständlich aus den Händen der Politiker in Genf in die der Sachverständigen zu Hause weitergeleitet werden. Die Politiker schieben in ihrer Angst vor der öffentlichen Meinung immer die Sachverständigen vor — — — denn niemand weiß und niemand kümmert sich darum, was mit den Sachverständigen geschehen wird. Trotzdem wird die politische Atmosphäre, die durch solche Zusammenkünfte geschaffen wurde, eine entscheidende

Aktion erzwingen, und die Geschichte wird zu berichten haben, daß die Räumung des Rheinlandes in Genf zustande gekommen ist.

Es kommt in Genf auch vor, daß mit Rücksicht auf die empfindsame öffentliche Meinung im Inlande viele Korrespondenten sich ihre Artikel „sparen", bis sie in Genf angekommen sind, um sie erst von dort abzusenden, weil manche Nachrichten aus diesem internationalen, mit der Aureole einer gewissen Erhabenheit umglänzten Ort der öffentlichen Meinung viel besser „eingehen", als es sonst der Fall wäre.

Der Völkerbund ist die einzige parlamentarische Institution, die ihr eigenes Pressebüro besitzt, das das ganze Jahr lang eine wirksame Tätigkeit entwickelt. Die Informationsabteilung, die zur Verbreitung der Nachrichten über die Arbeiten des Völkerbundes geschaffen wurde, ist von einer geradezu wunderbaren Vollkommenheit. Sie arbeitet mit einer verblüffenden Schnelligkeit und Gründlichkeit unter der Leitung des Franzosen Pierre Comert. Zahlen und Statistiken jeder Art unterrichten über alle Versammlungen; alle Reden und Interpellationen werden in genauen Berichten und sorgfältigen Übersetzungen in die Hände der Presse geleitet, fast bevor die Ereignisse noch ganz verklungen sind.

Die Pläne für das neue Völkerbundsgebäude sehen für die Arbeit der Presse Einrichtungen und Erleichterungen von einer uns noch unbekannten technischen Vollkommenheit voraus. Die Pressetribünen, die Telephon- und Telegraphenräume sollen sogar denen des deutschen Reichstages, die für die besten der Welt gelten, überlegen sein. In weiser Voraussicht hat man sogar eine Bar, ein Restaurant, Rauch- und Lesezimmer für die Journalisten vorgesehen.

Die internationale Vereinigung der dem Völkerbunde angeschlossenen Journalisten ist jetzt zu einer mächtigen Organisation geworden, die mit dem Sekretariat in engster Berührung zusammenarbeitet. Sie wählt jedes Jahr einen neuen Vorsitzenden und dokumentiert dadurch ihren internationalen Charakter. Vor zwei Jahren hatte die Vereinigung zu ihrem Präsidenten den prominentesten der deutschen Journalisten, den Chefredakteur der „Vossischen Zeitung", Georg Bernhard, gewählt, der eine so bedeutende Rolle bei der Weltkonferenz der Journalisten spielte, die unter der Ägide des Völkerbundes vor einem Jahr in Genf zusammenberufen worden war.

Internationale Zusammenarbeit zur Entwicklung der Luftschiffahrt.

Von *Pierre Etienne Flandin,*
Vizepräsident der französischen Kammer, Präsident des Aero-Clubs von Frankreich.

Alle Staaten, die den Vortrupp der Kultur bilden, haben sich nach Beendigung des Weltkrieges bemüht, die Luftfahrt, die unter dem Zwang der militärischen Notwendigkeit in vier Jahren so beträchtliche Fortschritte erzielt hat, dem Personen- und Handelsverkehr anzupassen.

Leider hat auf dem Gebiete der Luftfahrt — wie auf so vielen anderen — die aus dem Kriege geborene Mentalität fast alle Völker von dem Ziel, das sie sich gesetzt hatten, abgelenkt, und sie auf Wege geführt, die eines Tages zweifellos in eine wirkliche internationale Zusammenarbeit, die den wesentlichen Faktor des Fortschrittes der Luftschiffahrt bildet, münden werden, sie jedoch für den Augenblick weit davon wegführen.

Wir können zwei Kategorien von Ursachen unterscheiden, die fast überall dazu führen, daß die Handelsluftschiffahrt innerhalb der nationalen Grenzen gehalten wird:

a) Die Handesluftschiffahrt wird von der öffentlichen Meinung als eine Reserve für das militärische und marinetechnische Flugwesen betrachtet. Dieser Einstellung entspringt die Auffassung, daß die finanzielle Hilfe, die der Staat zur Schaffung verschiedener Luftverkehrslinien zur Verfügung stellt und die Subventionen, die er den betreffenden Gesellschaften gewährt, eine direkte Ausgabe für Zwecke der nationalen Verteidigung sind. Man hat sogar in den Anfängen der Luftschiffahrt behauptet, daß die Handelsflugzeuge so gebaut werden müssen, daß sie sofort in Militärflugzeuge umgewandelt werden können. Wenn auch die praktische Erfahrung heute mit einem solchen Unsinn aufgeräumt hat, gibt es noch eine Anzahl gutgläubiger, an dem friedlichen Fortschritt der Luftschiffahrt ehrlich interessierter Menschen, die an der Überzeugung festhalten, daß das Vorhandensein einer nationalen Handelsluftschiffahrt sich durch Ausbildung der Piloten und Flugzeug-

mannschaften und durch Erhaltung einer prosperierenden Flugzeugindustrie, die beide als eine Reserve für den Kriegsfall betrachtet werden, rechtfertigen läßt.

b) Die Flugzeugverbindungen bedeuten einen solchen Vorteil gegenüber den bestehenden Transportmitteln, daß der Staat, dem es gelungen ist, sich, wenn nicht ein Monopol, so doch wenigstens eine Priorität in der Gründung und Ausbeutung der großen internationalen Verkehrslinien zu sichern, dadurch eine entschiedene Überlegenheit in der Wirtschaftsschlacht, die in den nächsten Jahren zwischen den Völkern entbrennen muß, gewinnt.

Auf diese Weise bleibt die Luftschiffahrt nach der Meinung des Mannes von der Straße wie auch der Führerschicht ein Kampfinstrument oder ein Mittel zur Beherrschung durch das betreffende Volk, und keiner denkt sie auf die einzig richtige Ebene zu bringen, die ihr entspricht: auf die Ebene der Weltbeziehungen.

Ich möchte nicht in den Rahmen dieses Aufsatzes eine Diskussion über die auf die Luftschiffahrt bezüglichen Artikel des Friedensvertrages einbeziehen, und noch weniger eine Auseinandersetzung über die verhängnisvollen Folgen eines Wirtschaftskrieges zwischen den Völkern in nächster Zukunft. Ich teile mit vielen Männern meiner Generation, die nur eine geringe Achtung für das in den letzten zehn Jahren von den Regierungen geleistete europäische Werk besitzen, die Ansicht, daß der Lauf der Ereignisse, der früher oder später die zerbrechlichen, von Menschenhand gebauten Schranken hinwegfegen muß, den Kulturvölkern den internationalen Charakter der einzigen Frage, die für die Menschheit von Bedeutung ist, enthüllen wird: die kollektive Eroberung besserer Lebensbedingungen.

Unter diesem Gesichtspunkte gesehen, fordert das Problem der Luftschiffahrt ganz andere Lösungen als die, die die verantwortlichen Regierungen der verschiedenen Länder gefunden haben.

Wir müssen zuerst in aller Kürze diese Lösungen prüfen:

Bei den Amerikanern war es infolge der ungeheuren zu durchmessenden Strecken selbstverständlich, daß die für den Lufttransport getroffenen Dispositionen sich auf das nationale Gebiet beschränkt haben. In der europäischen Gruppe hat sich nur ein einziges Volk bemüht, ein Netz inländischer Verbindungen zu schaffen: Deutschland. Wenn man auch zugibt, daß die Ausbeutung einer oder mehrerer Luftverkehrslinien im Inlande zur Erprobung und zur Vervollkommnung des Materials notwendig ist, und sogar für die Ansätze der künftigen großen internationalen Linien von Nutzen sein kann, ist es im Gegenteil sehr zweifelhaft, ob es auch von Vorteil ist, ein ausgedehntes Netz der Flugverbindungen aufrechtzuerhalten, das mit Transportmitteln konkurriert, deren Regelmäßigkeit und Sicherheit heute noch und für eine ganze Reihe von Jahren hinaus dem Luftverkehr überlegen sind. Man könnte einerseits einwenden, daß man durch den Aus-

au eines solchen Netzes Zeit gewinnt, da es bereits in dem Augenlick vorhanden sein wird, in dem die technischen Bedingungen des uftverkehrs die Ausbeutung eines Inlandnetzes begünstigen werden, nd andererseits, daß der Fortschritt der Anpassung eines neuen lechanismus an die Bedürfnisse, die er befriedigen soll, je schneller ein wird, desto größer die Basis ist, auf der die Experimentierung durcheführt werden kann. Aber es ist erstens durchaus nicht erwiesen, aß die gegenwärtige Art der Flughäfen, die große Flächen zum Abflug nd zum Landen brauchen und deshalb von den Stadtzentren ziemlich eit entfernt sind, in der Zukunft beibehalten wird, und zweitens ist es benso wenig sicher, daß die technischen Probleme, die durch die Aufechterhaltung des Inlandnetzes mit kleineren Entfernungen, häufigerem erkehr und mit geringen Transportmöglichkeiten aufgeworfen werden, ich mit denen vergleichen lassen, die man bei der internationalen uftschiffahrt wird lösen müssen.

Es waren wahrscheinlich andere Gründe, die die Luftschiffahrt zu iner solchen Entwicklung ihres Inlandnetzes angespornt haben, und ch zweifle nicht, daß sie vom nationalen Standpunkt aus vollkommen erechtfertigt sind. Aber es tut mir trotzdem leid, daß eine solche ktivität und solche Geldsummen in einem partikularistischen Sinne usgegeben werden.

Großbritannien und Frankreich, denen übrigens außerordentliche rleichterungen dafür zur Verfügung standen, haben sich seit 1920 benüht, internationale Verkehrslinien zu schaffen. Bis jetzt hat Frankeich den größten Mut gezeigt. Während eine seiner Gesellschaften ie große Ader Mitteleuropas von Paris nach Prag und Warschau inerseits, und die Verbindung Wien, Belgrad, Bukarest, Konstantiopel andererseits schuf, ging eine andere über den europäischen ahmen hinaus und legte Etappen auf dem großen Weltwege zurück, er Europa mit Südamerika, Paris mit Buenos Aires über Spanien, Marokko, Westafrika, Brasilien und Urugay verbinden soll. Der lugabschnitt über den südlichen Atlantik zwischen St. Louis im Senegal nd Natal ist noch nicht verwirklicht worden. Aber so schwierig auch ie Anpassung der Apparate, mit denen Costes und De Brix den südichen Atlantik überflogen haben, an einen regelmäßigen Verkehr ist, ird die Notwendigkeit der Lösung des Problems der Überquerung auf em Luftwege — hoffentlich schon in nächster Zeit — befriedigende Erebnisse herbeiführen. Auch der Verkehr zwischen London, Paris, Marseille, Algier, Tunis bildet zweifellos mindestens einen Abschnitt iner internationalen Luftlinie, die über den nationalen Rahmen hinusgeht. Aber wenn der Vorwurf, den man der französischen wie der ritischen Luftverkehrspolitik in der Behandlung der Frage des Luftveges nach Indien machen muß, oder der Politik der niederländischen egierung, soweit sie die Verbindung Amsterdam—Batavia betrifft, oder er belgischen Regierung in bezug auf die Verbindung Brüssel und

Belgisch-Kongo, anderer Art ist als der, den ich oben gegen die Luf schiffahrtspolitik Deutschlands erhoben habe, gilt er nichtsdestowenig demselben partikularistischen Geist, der diese Politik, wenn auch anderen Formen, bestimmt.

Zwei Auffassungen sind bei der Verwirklichung der internationa Luftverkehrslinien möglich.

Die erste, die sich auf die internationale Konvention der Luf fahrt von 1919 stützt und von dem Prinzip der Freiheit des Luf verkehrs ausgeht, führt zweifellos zu einer Konkurrenz der Völker, v denen jedes, sei es nur zur Befriedigung der kollektiven Eigenlieb die nationale Flagge auf allen großen Verkehrswegen wehen lassen wi Das auffallendste Beispiel dieser Einstellung wird man im Jahre 19 bei der Eröffnung der Amsterdam—Malmö-Linie finden, die von vi Gesellschaften in Betrieb genommen wird, einer holländischen, ein deutschen, einer französischen und einer schwedischen Kompanie, d sich in den Verkehr teilen, der kaum für eine von ihnen genügen wir

Die zweite Auffassung, die von der Rationalisierung der mensc lichen Arbeit, von der man heute so viel spricht und zu der man sic so schwer bequemt, ausgehen würde, müßte zu Vereinbarungen nic nur privaten, sondern auch offiziellen Charakters führen, um de Anteil jedes Volkes an der Organisation und Durchführung der Wel verkehrswege für die Luftfahrt zu bestimmen. Ist es nicht erstau lich, daß die Völker die Last der von den Steuergeldern für die Luftve kehrsunternehmungen bezahlten Subventionen geduldig tragen, obwo diese Summen beträchtlich herabgesetzt werden könnten, wenn sich die G sellschaften, statt sich zu bekämpfen, miteinander verständigen würden, u sowohl dem Fortschritt der Luftschiffahrt wie auch ihren eigenen Inte essen zu dienen? Ich will ein praktisches Beispiel anführen: die Ve bindung zwischen Europa und dem Fernen Osten. Werden wir a diesem Wege die Konkurrenz einer englischen, einer französische einer niederländischen, einer deutschen und einer japanischen Gesel schaft erleben? Jede dieser Gesellschaften könnte ohne Zweifel d ernsthaftesten Gründe zu ihrer Beteiligung geltend machen. Die en lischen Interessen in Mesopotamien, im Irak, in Indien, im Malaiische Archipel und in China, die französischen Interessen in Kleinasien und i Indo-China, die holländischen Interessen in Niederländisch-Indien, d deutschen Interessen in China, das japanische Prestige in Asien würde es vollkommen rechtfertigen, daß jede dieser Regierungen in ihr Budg die notwendigen Summen aufnimmt, um eine nationale Kompanie a der Verteilungsstrecke zwischen Europa und dem Fernen Osten zu sub ventionieren. Es ist noch nicht einmal gesagt, daß diese Aufzählun vollständig ist und daß nicht andere Regierungen ebenfalls Gründ hätten, um den Betrieb einer eigenen Luftlinie zu finanzieren. Welc eine beschämende Verschwendung! Um wieviel logischer wäre e

wenn man eine internationale Kooperation zur besseren Ausnutzung der Regierungskredite für die Luftschiffahrt organisieren könnte.

Einer solchen Organisation stellt sich jedoch ein ernstes Hindernis entgegen. Wie kann man es von den Staaten erreichen, deren Souveränität sich nach den international geltenden Konventionen auf die Luftschicht über den darunterliegenden Gebieten erstreckt, daß sie sich damit einverstanden erklären, auch nur in dem geringen dazu nötigen Maße auf die Rechte zu verzichten, die ihnen diese Souveränität gewährt? Hat nicht in jüngster Zeit eine unklare Fassung eines Artikels der internationalen Konvention der Luftschiffahrt gewissen Regierungen erlaubt, die Freiheit des Lufttransitverkehrs in dem allerengsten Sinne aufzufassen, in einem so engen Sinne, daß das Prinzip der Freiheit zwar ein Prinzip blieb, aber jede praktische Bedeutung einbüßte?

Glücklicherweise erstreckt sich das Gebiet der Luftschiffahrt nicht nur auf Kontinente, die durch fiktive Grenzen zerstückelt sind, sondern auch über Meeresstrecken hinaus. Und hier wird man sich mehr oder minder unwillig dazu bequemen müssen, zu einer wirksamen internationalen Kooperation zu gelangen. Ich habe als erster den technischen Möglichkeiten vorgreifend, vor einer der seltenen Versammlungen, die von allen Vorurteilen frei ist, der internationalen Handelskammer, das Problem des Luftverkehrs über den Nordatlantik aufgerollt. Die maßgebenden Sachverständigen sind sich darüber einig, daß eine solche Überfahrt sich nur in Etappen verwirklichen läßt. In den Vereinigten Staaten von Amerika werden bereits Pläne entworfen, und die Konstruktion einer schwimmenden Insel ist, soweit ich weiß, bereits in Angriff genommen worden. Es scheint, daß noch niemand an die politische und juristische Bestimmung eines solchen Stützpunktes mitten im Ozean gedacht hat. Sollte es den europäischen und amerikanischen Staaten einfallen, diese Stützpunkte beliebig zu vervielfachen und zu zerstreuen, würden sich ungeheure Komplikationen und eine Verschwendung der Kräfte ergeben, die viel besser für die Entwicklung der Luftverkehrswege der Welt, die uns so viele Aufgaben stellt, ausgenutzt werden könnten. Ein solches Unternehmen wie die regelmäßige Überquerung des Atlantik hat einen universellen Charakter. Deshalb muß die Gesamtheit der Kulturvölker hier eingreifen, um ihre Verwirklichung zu beschleunigen und ihren internationalen Charakter zu wahren.

Für uns, die wir den Krieg erlebt haben, ist der Friede zu einer dauernden Sorge geworden. Aber der Friede setzt eine ständige Arbeit voraus. Es ist ebenso wichtig, die internationale Zusammenarbeit zu fördern, wie Konflikte zu verhindern. Auf keinem anderen Gebiete ist die Zusammenarbeit — mindestens der europäischen Völker — leichter durchzuführen, als in der Luft, wo sich die Grenzen verwischen, wo die Meteorologie und das Radio, die unbestreitbar international sind,

die Verkehrsbedingungen bestimmen. Ich möchte darauf hinweisen, daß es gerade die deutschen und französischen Luftverkehrsgesellschaften waren, bei denen sich anläßlich der Einrichtung der gemeinsamen Luftwege zwischen Paris—Berlin und Genf—Marseille—Barcelona die ersten herzlichen Beziehungen von Mensch zu Mensch zwischen Deutschen und Franzosen angeknüpft haben. Ich will daher hoffen, daß der nationale Partikularismus, der noch die Entwicklung der Handelsluftschiffahrt in der Welt hemmt, sich dem neuen Geiste der Zusammenarbeit — mindestens in Europa — beugen wird. Denn wenn jeder seine Mittel und sein Genie in den Dienst der gemeinsamen Arbeit stellt, werden die technischen Schwierigkeiten des neuen Transportmittels schneller überwunden werden und man wird den Fortschritt unserer Zivilisation fördern, die seit langem begriffen hat, daß „die Schnelligkeit die Aristokratin der Bewegung ist".

Brücken der Luft.

Von *M. Wronsky,*
Vorstandsmitglied der Deutschen Luft Hansa A. G.

Der Untertitel dieser Zeitschrift heißt „Monatsschrift für internationale Zusammenarbeit". Kaum ein Gebiet der deutschen Wirtschaft paßt seiner ganzen Struktur nach so in diesen Ideenkreis wie die Handelsluftfahrt, und die in diesen Tagen eröffnete Internationale Luftfahrt-Ausstellung in Berlin, die erste Ausstellung, die sich ausschließlich der zivilen Luftfahrt unter Ausschaltung aller militärischen Aufgaben widmet, ist ein willkommener Anlaß, darüber nachzudenken, inwieweit die Handelsluftfahrt Deutschlands internationale Zusammenarbeit geleistet hat.

Ein Spaßvogel hat einmal gesagt, daß nur für zwei Dinge der Nachkriegszeit die Grenzen der europäischen Länder nicht existieren, für den Foxtrott und für die Luftfahrt. Inwieweit dies für das erstere zutrifft, soll hier nicht nachgeprüft werden, die Handelsluftfahrt jedenfalls hat sich schon zu einer Zeit über die Einrichtung von staatlichen Begrenzungen hinweggesetzt, als die Kriegsfanfaren kaum vertönt waren und zwischen den einzelnen Staaten Europas noch geistige und wirtschaftliche Stacheldrahthindernisse von nie geahnter Höhe bestanden.

Wenn auch schon in der Vorkriegszeit und während des Krieges verschiedentlich schüchterne Ansätze zur Einrichtung von Luftverkehrslinien gemacht wurden, so waren diese doch mehr oder weniger militärischer Natur. Es muß als ein Verdienst Deutschlands angesehen werden, daß die Deutsche Luft-Reederei, die einer Initiative der Allgemeinen Elektricitäts-Gesellschaft entsprungen ist, schon im Februar 1919 anläßlich der Nationalversammlung in Weimar die erste europäische Luftverkehrslinie, die ausschließlich wirtschaftlichen Interessen dienen sollte, zwischen Berlin und Weimar eröffnete. Eine weitere Linie von Berlin nach Hamburg und nach dem westlichen Industriegebiet folgten bald. Man war sich aber in den Luftfahrtkreisen Deutschlands darüber klar, daß Handelsluftfahrt nur dann Aussicht auf Erfolg haben könne, wenn sie international betrieben würde. So wurde die von englischer Seite ausgehende Anregung zur Gründung eines

internationalen Luftverkehrsverbandes von der deutschen Luftfahrt m
Freuden begrüßt, und das Unfaßliche wurde Ereignis: Im Sommer 191
saßen die Vertreter der Deutschen Luft-Reederei mit denen des eng
lischen Luftverkehrs zusammen am Verhandlungstisch im Haag un
gründeten in Gemeinschaft mit Holland, Dänemark und Schweden di
„International Air Traffic Association" (IATA), die es sich zur Au
gabe machte, internationale Zusammenarbeit im Luftverkehr zu förder
Der so geschaffenen theoretischen Grundlage folgten bald auch prak
tische Ergebnisse. Ein deutsch-dänischer Verkehr von Berlin nac
Kopenhagen, eine deutsch-holländische Linie von Kopenhagen übe
Hamburg nach Amsterdam waren die ersten Anfänge. Die politische
Schwierigkeiten, die durch die notwendige Überschreitung der Grenze
entstanden, insbesondere Zollbehandlung und vieles andere, wurden m
erstaunlicher Leichtigkeit und Größe, wie dies von jeher nur im zivile
Luftverkehr möglich war, gelöst. Bald kam es auch zu einer praktische
deutsch-englischen Annäherung. Noch bestanden die Luftbarrikade
des Londoner Ultimatums, die der deutschen Handelsluftfahrt große, fa
unerträgliche Fesseln auferlegten. Und trotzdem faßten die Luftreede
Englands und Deutschlands den Entschluß, einen Luftverkehr zwische
London und Berlin zu organisieren, ein Plan, der schon zu Beginn de
Jahres 1923 verwirklicht werden konnte. Deutsche und englische Flug
zeuge flogen abwechselnd von Berlin über Amsterdam nach Londo
Die Abmachungen kaufmännischer und verkehrsmäßiger Art, die fü
diesen Dienst getroffen wurden, sind charakteristisch für die große
Verständigungsmöglichkeiten zwischen den Vertretern zweier Länder
wenn nur der feste Wille dafür besteht. Gemeinsame Flug
pläne, gemeinsame Tarife, gemeinsame Flugscheine, gemeinsam
Paß- und Zolleinrichtungen und vieles andere wurden geschaffe
Ja selbst die Einnahmen aus der Beförderung von Passagieren un
Fracht flossen in eine gemeinsame Kasse und wurden brüderlich auf
geteilt. Seit dieser Zeit besteht die enge Zusammenarbeit zwische
der englischen und der deutschen Luftverkehrsgesellschaft, wenn auc
in mancher Form abgeändert, so doch nach wie vor reibungslos un
ohne jede Differenz, und was das Wunderbarste dabei ist, sogar ohn
lange Verträge. Alljährlich wird durch einen kurzen Brief das Fort
bestehen der Zusammenarbeit bestätigt, das ist alles. Gentleme
agreement!

Inzwischen waren die Beratungen der IATA, die sich auf all
Möglichkeiten der internationalen Zusammenarbeit erstreckten, mi
sichtbarem Erfolg fortgesetzt worden. Dies konnte nicht ohne Ein
druck auf Frankreich und Belgien bleiben und siehe da, auch die Ver
treter dieser Länder traten dem Verbande bei. Noch im Jahre 192
fand in Wiesbaden, auf deutschem Boden, unter deutschen
Vorsitz eine Sitzung der IATA statt, an der trotz Friedens
vertrag und Besetzung, trotz Kriegsentschädigungen und andere

Differenzen die Vertreter Frankreichs und Belgiens, Englands und Deutschlands, zusammen mit denen vieler neutraler Länder an einem Tisch saßen, und über die friedlichen Ziele der Handelsluftfahrt verhandelten. Heut, wo die damaligen Verhältnisse fast vergessen sind, erscheint uns dies kaum noch bemerkenswert, und doch war diese Sitzung ein Zeichen dafür, daß die Handelsluftfahrt wie kaum etwas anderes dazu berufen ist, „Brücken der Luft" zu schlagen. Wer heute einer Sitzung der IATA beiwohnt, bekommt einen Begriff nicht nur von der Internationalität des Luftverkehrs, sondern auch von seinem Völker verbindenden Gedanken. Die Vertreter von 25 Luftverkehrsgesellschaften fast aller Länder Europas treten alljährlich zweimal zusammen und schaffen die Unterlagen für internationale Zusammenarbeit, wobei sie volle Unterstützung und reiches Verständnis finden nicht nur bei den Regierungen aller Länder Europas, sondern auch bei dem Völkerbund, der Internationalen Handelskammer, der Internationalen Eisenbahn-Union und vielen anderen Körperschaften, die ebenfalls ihre Vertreter zu den Tagungen der IATA entsenden. Einheitliche, für ganz Europa gültige Flugscheine, einheitliche Frachtbriefe, gemeinsame Beförderungsbedingungen, gemeinsame Tarife und Flugpläne, einheitliche Haftung der Luftverkehrsgesellschaften, engste Zusammenarbeit mit den übrigen Beförderungsmitteln, erleichterter Übergang der Passagiere und Fracht vom Flugzeug zur Eisenbahn und umgekehrt, sind das legale Ergebnis dieser Zusammenarbeit, das ideelle heißt: Austausch der Gedanken und Erfahrungen, gegenseitiges Kennenlernen, Verstehen und Achten.

Eine niedliche kleine Episode aus dem Jahre 1923, die die Festigkeit der deutsch-englischen Zusammenarbeit besonders zutage treten läßt, kann heute, nachdem so viele Jahre darüber verstrichen sind, ruhig erzählt werden: Köln war besetzt. Die Reichsbank mußte Geld dorthin senden, nicht einmal nur, sondern täglich und der wachsenden Inflation entsprechend in immer größeren Mengen. Mit der Eisenbahn durch das besetzte Gebiet war das natürlich nicht möglich, was lag näher, als das Flugzeug zu verwenden. Deutsche Flugzeuge aber durften in Köln nicht landen. Hier mußte die deutsch-englische Luftfreundschaft einsetzen. So flogen denn deutsche Flugzeuge bis oben vollgeladen mit deutschem Papiergeld nach London, dort wurde die Papierflut auf ein englisches Flugzeug umgeladen und brav von einem englischen Piloten nach Köln gebracht. Es war für einen Politiker ein entzückendes Bild, zu sehen, wie auf dem Londoner Flughafen Croydon deutsche und englische Verkehrsbeamte fieberhaft eifrig das deutsche Geld von einem deutschen Flugzeug in das englische luden. Wochenlang hat dieser Dienst zufriedenstellend gearbeitet, bis politische Schwierigkeiten anderer Art ihm ein Ende machten.

Noch vor der Aufnahme der deutsch-englischen Zusammenarbeit wurde schon die erste Luftbrücke nach Rußland geschlagen, da man

sich in Deutschland der großen Bedeutung des Luftverkehrs nach de fernen Osten bewußt war. Die Verhandlungen schritten schnell vo wärts, und im Jahre 1921 wurde die Deutsch-Russische Luftve kehrsgesellschaft (Deruluft) gegründet, deren Aktien zur Hälfte im B sitz der damaligen Deutschen Luft-Reederei, zur anderen Hälfte i Besitz der russischen Regierung waren. Bereits seit Mai 1922 wird ei regelmäßiger Luftverkehr zwischen Berlin—Königsberg und Moska mit Erfolg betrieben. Trotz der eigenartigen Zusammensetzung der G sellschaft, Vertreter der deutschen Wirtschaft auf der einen Seite un Vertreter der russischen Regierung auf der anderen Seite, ist d freundschaftliche Zusammenarbeit bis zum heutigen Tage reibungsl verlaufen. Die Deruluft hat alle anderen deutsch-russischen gemisch wirtschaftlichen Gesellschaften ähnlichen Charakters überdauert und i ein Lieblingskind der Russen geworden. Sie hat den Beweis dafür e bracht, daß gerade die Luftfahrt besonders dafür geeignet ist, Brücke zwischen den Völkern zu schlagen.

Die Jahre 1924 und 1925 brachten eine weitere Verdichtung d Verkehrs, und Deutschland wurde mehr und mehr der Knotenpunkt d europäischen Luftverkehrs, was Sir Sefton Brancker, der Chef d zivilen Luftfahrt in England, so schön mit „Luftkreuz Europas" b zeichnet hat. Zu der Verbindung von Ost nach West, von London üb Berlin nach Moskau, trat die Nordsüdlinie, die Skandinavien m Deutschland und Österreich verband, aber trotzdem bestand immer noc als eine natürliche Folge der Luftfahrtbeschränkungen für Deutschlan die Lücke im Verkehr nach Frankreich. Doch auch hier half bald di freundschaftliche Zusammenarbeit in der IATA und die persönliche Beziehungen zwischen den Luftverkehrsgesellschaften. Wenn auch di Leiter der politischen Geschicke der Westmächte noch nicht an ein Aufhebung der hemmenden Bestimmungen dachten, so sah man doc innerhalb der Luftverkehrsgesellschaften aller Länder nur zu bald, da es unmöglich war, auf der einen Seite den internationalen Verkehr z fördern, auf der anderen Seite ein Land, das durch seine ganz Lage zur Mitarbeit notwendig war, abzudrosseln. So ergab sich vo allein, daß nicht nur die Luftverkehrsgesellschaften der neutrale Länder, sondern auch die der ehemaligen Feindbundmächte, den Wunsc der deutschen Handelsluftfahrt, wieder frei zu werden von allen Fessel unterstützten. Und dank dieser Einmütigkeit ist es gelungen, wen auch erst im Jahre 1926, die Beschränkungen, die uns auferlegt ware zu Fall zu bringen. Die deutsche Handelsluftfahrt steht der der andere europäischen Länder jetzt ebenbürtig gegenüber.

Gleichzeitig mit der Lösung dieser Fesseln setzte die seit langer im stillen vorbereitete deutsch-französische Zusammenarbeit ein. Noc im Jahre 1926 wurde der französisch-deutsche Gemeinschaftsdienst au der Linie Paris—Köln—Berlin eröffnet, der seit dieser Zeit nicht nu in ständigem Verkehrsaufschwung begriffen ist, sondern auch durc

die Schaffung einer neuen Verbindung zwischen beiden Ländern wesentlich zur Förderung des gegenseitigen Verständnisses beigetragen hat. Auch auf dieser Strecke sehen wir das erfreuliche Bild, daß abwechselnd deutsche und französische Flugzeuge fliegen, auch hier die einheitliche Organisation, auch hier die Gemeinsamkeit der Einnahmen, und auch hier vor allem die reibungslose, kameradschaftliche Zusammenarbeit.

Und nun war der Weg für den weiteren Ausbau des europäischen Luftverkehrs frei. Heute führen Deutschlands Brücken der Luft nach England und Frankreich, nach Spanien, der Schweiz und Italien, nach Österreich und Ungarn, nach Skandinavien, Rußland, Lettland und Estland. Und vor kurzem ist die neue deutsch-französische Verbindung von Frankfurt a. M. über Saarbrücken nach Paris geschaffen worden. In Saarbrücken, dieser von politischen Gegensätzen und Kämpfen so bewegten Stadt, treffen sich deutsche und französische Flugzeuge in freundschaftlicher Verkehrsgemeinschaft und tauschen ihre Ladungen aus. 600 000 km lang ist heute das Netz, das deutsche Flugzeuge täglich durchfliegen. Und wenn die deutsche Flagge an den deutschen Flugzeugen in London und Paris, in Barcelona und Moskau weht, so wird das nirgends als ein Versuch zur Verdrängung des dort heimischen Verkehrsunternehmens, als ein Streben nach Suprematie in der Luft empfunden, denn überall, wohin auch unsere Flugzeuge kommen, wird die Zusammenarbeit mit der Landesgesellschaft gesucht und gefunden. Daß das Handelsflugzeug, das abweichend von den erdgebundenen Verkehrsmitteln nicht an den Ländergrenzen haltmacht, sondern ganz Europa von Ost nach West, von Nord nach Süd durcheilt, nicht nur die Verkehrsgesellschaften selbst einander näherbringt, sondern auch unsichtbare Brücken der Luft zwischen den Nationen aufbaut, Brücken der Wirtschaft und der Kultur, und daß diese Brücken bestehen und bestehen werden, unabhängig von dem dauernd schwankenden politischen Stimmungsbarometer, bedarf keiner weiteren Beweisführung.

Die deutsche Luftfahrt ist geeinigt worden, und um den Gedanken des strebenden Kaufmannsgeistes, der keine Ländergrenzen kennt, zum Ausdruck zu bringen, hat man für die deutsche Einheitsgesellschaft den Namen „Deutsche Luft Hansa“ gewählt. Dieser fliegende Hanseatengeist sieht sich noch lange nicht am Ende seiner Aufgaben, die erste Etappe ist vielmehr kaum erreicht. Sicher ist es schon hoch erfreulich, wenn im vergangenen Jahr von deutschen Flugzeugen mehr als 100 000 Passagiere und mehr als 194 Eisenbahnwaggons voll Fracht und Post befördert wurden, wenn die deutsche Luftverkehrsgesellschaft eine geachtete Stellung in Europa hat und über einen anerkannt zuverlässigen und sorgfältig organisierten Verkehr verfügt. Und doch werden die letzten Aufgaben der Handelsluftfahrt erst erfüllt werden, wenn der Luftverkehr nicht an den

Grenzen des alten Europa halt macht, sondern über Kontinente un Ozeane hinweg führt. Hierfür die Vorbedingungen technischer un politischer Art zu schaffen, wird die Aufgabe der nächsten Jahre sei Wenn wir den Weg nach dem fernen Osten suchen und suchen müsse so kann und wird dies nur geschehen Hand in Hand mit Rußlan China und Japan. Daß eine solche freundschaftliche Zusammenarbe auch für eine solche Riesenluftlinie möglich ist, haben nicht nur di erfolgreichen Versuchsflüge der letzten Zeit nach diesen Ländern be wiesen, sondern auch die ausdrückliche Bereitwilligkeit der inte essierten Länder, in Verhandlungen mit uns über einen derartigen Ge meinschaftsverkehr einzutreten. Und ähnlich ist es mit dem Trans ozeanverkehr. Vereint mit der deutschen Schiffahrt, gestützt au bestes deutsches Flugzeugmaterial wird die Luft-Hansa ihren Weg übe den Ozean finden. Nicht gegen die anderen Länder richten sic unsere Pläne, sondern mit ihnen zusammen suchen wir sie durchzu führen. Die Anfangstakte hierfür sind schon erklungen, die erste Pfeiler für die Brücken der Luft, die Europa mit Asien und Amerik verbinden sollen, sind schon geschlagen. Mögen diese Brücken daz dienen, die wirtschaftliche und geistige Annäherung zwischen de Völkern der Erde zu fördern.

Holland und Belgien.

Von *H. T. Colenbrander,*
Professor der Geschichte an der Universität Leiden.

Mit Recht behauptet im Septemberheft von *„Nord und Süd"* Graf Carton de Wiart, daß der holländisch-belgische Streit tief in die Vergangenheit zurückgreife. Nur solle man sich darüber klar sein, um welche Vergangenheit es sich handelt. Nicht um eine belgische, sondern um eine gemein-niederländische. Ein Belgien, welches eine Sprache führt als wäre es ein Neu-Burgund, versündigt sich ebenso an der Wirklichkeit wie es ein Deutsches Reich des 20. Jahrhunderts täte, welches Ansprüche erheben würde auf Arles oder Verdun.

Graf Carton de Wiart nennt die Schelde, um deren Mündung sich seit 1585 Holländer und Spanier stritten, „einen belgischen Fluß". Gab es denn damals überhaupt ein Belgien? Es gab eine Generalität der Niederlande, die seit 1576 gegen ihren spanischen Landesherrn in vollem Aufstand war, deren südliche Hälfte jedoch nach einigen Jahren den Waffen Parmas erlag. Der Norden hielt aus und gewann seine Unabhängigkeit. Es ist vollkommen eitel, einen Teil der holländisch-belgischen Grenze im besondern als „Grenze des Besiegten" zu bezeichnen. Die ganze holländisch-belgische Grenze setzt den Sieg der Holländer über Spanien voraus; ohne diesen Sieg hätte kein Staat Holland existiert. Einen Grenzstreit zwischen Nachbarstaaten hat es von 1568 bis 1648 gar nicht gegeben, sondern einen Kampf ums Dasein eines neuen europäischen Staatengebildes. Nicht gegen einen Nachbar „Belgien", sondern gegen die Hausmacht Habsburg wurde er geführt. Sein Ausgang, vom europäischen Recht seit Jahrhunderten bestätigt, steht heute unverbrüchlich fest. 1648 revidieren heißt, die Existenz Hollands in Frage stellen. Gegen Ludwig XIV. ist diese siegreich behauptet worden, und unmittelbar nach der Leipziger Völkerschlacht tritt sie wieder in die Erscheinung. Kein Zoll unseres kleinen Gebietes, der nicht von nationalem Sonderleben erfüllt wäre. Wem die Geschichte selber solch eine Schutzwehr erbaut hat, der verwechselt nicht so bald die Posaune des Herrn Pierre Nothomb mit der von Jericho.

Belgien, der 1830 geborene Staat, hat sich klarzumachen, daß ihm jede Berechtigung zur Erhebung „burgundischer" Ansprüche abgeht.

Gegen Frankreich, das den Habsburgern Atrecht, Lille und Douai entriß, werden solche Ansprüche belgischerseits auch niemals erhoben. Wichtige Teile des heutigen belgischen Gebiets (das ganze ehemalige Bistum Lüttich darunter) sind niemals burgundisch gewesen. Dem Staate Belgien wäre zu empfehlen, etwaige Ansprüche immer nur aus den Verträgen von 1839 herzuleiten. Andere wird Europa, wie es die Jahrhunderte gestaltet haben, niemals befriedigen können. Sogar im Rausche des Jahres 1919 hat sich das bald als unmöglich erwiesen. Der Pariser Resolution vom 8. März 1919 folgte diejenige vom 4. Juni desselben Jahres kraft einer inneren Konsequenz, an der keine Selbstüberhebung zu rütteln vermag. Kaum hatten die Mächte von „risques et inconvénients" gesprochen, welche den Verträgen von 1839 wesentlich sein sollten, so sahen sie sich zu der ausdrücklichen Mahnung genötigt, daß es unter den Mitteln zur Abhilfe eine Änderung des territorialen Besitzstandes oder Schaffung internationaler Servitute nicht gebe. Jeder Versuch einer holländisch-belgischen Verständigung muß dieser Erklärung Rechnung tragen, oder sie ist für Holland von vornherein unannehmbar.

Es ist richtig, daß der 1927 von der ersten Kammer der holländischen Generalstaaten mit starker Mehrheit abgelehnte Vertrag dem Wortlaut nach die Resolution vom 4. Juni 1919 nicht verletzte. Aber nur dem Wortlaut nach. Tatsächlich legte der Vertrag Holland eine ganze Reihe von Verpflichtungen auf, welche vollends die Bedeutung internationaler Servitute hatten. Wir waren und sind noch immer der Meinung, daß die Wahrung der belgischen Lebensinteressen eine Schmälerung der holländischen Souveränität, wie sie der Vertragsentwurf 1925 enthielt, nicht erheischte.

Belgien, sagt Graf Carton de Wiart, befindet sich in der Lage, in der ein England wäre, das die Themsemündung den Franzosen „auf Gnade und Ungnade" hätte ausliefern müssen. Dieser Vergleich hinkt. Nicht „Belgien", sondern der König von Spanien ist damals von der Scheldesperre betroffen worden, die, seit es ein „Belgien" gab, längst der Geschichte angehörte. Die Übertragung des Rheinrechts auf die Schelde hat 1839 eine Wiederherstellung der Scheldesperre (die während der holländisch-belgischen Zerwürfnisse von 1830 bis 1839 von Holland keineswegs für die Zukunft geplant war und nur als Kriegsmittel vorübergehend in die Erscheinung trat) für alle Zeiten unmöglich gemacht. Die ganze „Unterbindung" des Antwerpener Seeverkehrs durch Holland ist rechtlich ausgeschlossen und tatsächlich seit 1839 niemals dagewesen. Die Statistik zeigt, daß seit 1839 der Seeverkehr Antwerpens in stetigem Wachstum begriffen gewesen ist. Befürchtungen, daß in der Zukunft diesem Wachstum eine Schranke gesetzt werden könnte, haben nicht etwa in diabolischen Absichten der holländischen Regierung ihren Grund, sondern rühren von der Beschaffenheit des Stromes selber her, der, (was 1839 nicht der Fall war)

um den Ansprüchen der Schiffahrt zu genügen, jetzt eine beträchliche Kapitalanlage fordert. Fast jeder Hafen von Weltbedeutung befindet sich heutzutage in dieser Lage: Amsterdam und Rotterdam so gut wie Antwerpen. Daß eine Verbesserung des Schiffahrtsweges zum Antwerpener Hafen mit allen Mitteln der modernen Technik möglich ist, steht für Holland außer Frage, und wir haben belgischen Wünschen in dieser Richtung niemals widerstrebt oder ihre Ausführung hintertrieben. Von der Wasserverbindung Gent—Terneuzen gilt dasselbe. In dieser ganzen Angelegenheit sollte eigentlich nur die Kostenverteilung in Betracht kommen. Es wäre widersinnig, Holland die vollständigen Erhaltungskosten von drei Welthäfen aufzubürden, von denen einer dem Nachbarstaate gehört und der große Konkurrent Rotterdams ist. Ebenso leuchtet es ein, daß eine dem Souverän des Mündungsgebiets des internationalen Scheldestroms obliegende Verpflichtung „de conserver les passes", wie sie die Verträge von 1839 enthielten, holländischerseits auch für die Zukunft nicht in Abrede gestellt wird. Es handelt sich also wesentlich um Verständigung über die Initiative, die Ausführung und Finanzierung von Stromverbesserungen. Es ist möglich, sich auf jener Basis eines Weltverkehrsrechts, welche der Völkerbund in Barcelona zu legen versucht hat, darüber zu verständigen, ohne die Hoheitsrechte des holländischen Staates in Krieg und Frieden zu beeinträchtigen oder zu untergraben, wie es der abgelehnte Vertrag tat, der sogar Holland für alle Zeiten Antwerpen gegenüber eine Verpflichtung aufzwang, welche keine holländische Regierung gegen Rotterdam oder Amsterdam in der Form übernehmen würde: die Verpflichtung, daß der Fahrweg von der hohen See zum Hafen unter allen Umständen den höchsten Ansprüchen des Handels und der Schiffahrt entsprechen müßte. Der Scheldestrom gehorcht eben Naturgesetzen, keinen Vertragsbedingungen.

An zwei anderen Stellen haben, zur Wahrung berechtigter belgischer Interessen, die Verträge von 1839 die völlige Freiheit Hollands eingeschränkt. Holland darf den Verkehr Antwerpens auf den Rhein und Schelde verbindenden Gewässern nicht unterbinden und hat *diese Gewässer,* wenn Naturvorgänge oder Kunstbauten ihre Untauglichkeit für den Verkehr herbeiführen sollten, durch andere ebenso brauchbare und sichere zu ersetzen. Holland hat sich dieser Verpflichtung niemals entzogen, wie denn auch der Rheinverkehr Antwerpens sich nach Eröffnung des Südbevelandkanals stark gehoben hat, ohne jedoch dem des natürlichen Rheinhafens Rotterdam gleichzukommen. Der Rhein mündet eben dort und nicht in Antwerpen. Wir sind nicht bereit, diese Tatsache durch Schaffung eines Riesenwasserbaus, der den Rhein nach dem neuen Antwerpener Hafenbassin abbiegen würde, in ihr Gegenteil zu verkehren.

Ebensowenig hat Art. 361 des Versailler Vertrags ohne weiteres für Holland Geltung. Wenn Belgien sich innerhalb 25 Jahren zum

Bau eines Ruhrortkanals entschließt, hat Deutschland sein Territorium herzugeben, in dieser Wortverfassung ein *casus non dabilis*, der in der Weltgeschichte für immer als eine der merkwürdigsten Verirrungen der Kriegspsychose dastehen wird. Die Initiative zum Bau eines Kanals, der ein beträchtliches Stück holländischen Gebietes benutzen muß, kann Belgien niemals allein ergreifen. Aus den Bedingungen von 1839 ist keinerlei Verpflichtung Hollands in dieser Hinsicht herzuleiten. Die 1839 eingegangene Verpflichtung betraf Littard, nicht Venlo, und der daraus für Belgien entstandene Rechtsanspruch ist, als 1873 Holland sein Gebiet zum Bau der Bahn Antwerpen—München-Gladbach hergab, belgischerseits für erschöpft erklärt.

Obenstehender kurzer Artikel will keineswegs sagen, daß Holland jeden Buchstaben der Verträge von 1839 für niet- und nagelfest hält. Nur behaupten wir, daß im allgemeinen die Beziehungen Hollands zu Belgien sich bis zum Ausbruch des Weltkrieges unter Geltung dieser Verträge befriedigend haben entwickeln können, ohne zu europäischer Intervention den geringsten Anlaß zu geben. Die anfänglich in industriellen belgischen Kreisen vorherrschende Befürchtung, daß Belgien unter den Bedingungen von 1839 nicht werde leben können, weil ihm der Atem abgesperrt sei, hat sich als vollständig irrig erwiesen. Zum ersten Male seit 1585 wurden 1839 die Beziehungen zwischen nördlichen und südlichen Niederlanden nicht wie zwischen Sieger und Besiegtem geregelt. Dieser Geist der Verträge von 1839 soll unangefochten bleiben, denn auch 1919 gab es — zwischen uns beiden — keinen Besiegten, und wir weigern uns, in der Geschichte als das zu gelten, was wir nicht waren. Beschwerden gegen die 1839er Verträge, insoweit sie Holland betreffen, hat Belgien sachlich vorzutragen; sie werden einer nicht von vornherein unfreundlichen, aber streng sachlichen Erwägung gewiß sein. Auch unserseits haben wir Belgien einiges vorzutragen, und eine Verständigung läßt sich auf den in der Epoche 1839—1914 öfters erprobten Wegen anbahnen. Wiewohl sein Aufsatz meines Erachtens Irrtümer enthält, die Richtigstellung erfordern, ist der Ton des Grafen Carton de Wiart durchaus zu würdigen, was z. B. bei dem des Vicomte Charles Terlinden in der *Navigation du Rhin* vom 15. Juli 1928 nicht der Fall ist. Wir Holländer sind im Völkerverkehr keine ruhmredigen Leute. Abgesehen vom Anstandsgefühl verbietet uns schon Einsicht in unsere eigenen Interessen, denjenigen anzupöbeln, mit dem wir ein Geschäft machen wollen. Ein holländisches Sprichwort lehrt: *wat Gij niet wilt dat U geschiedt, doe dat ook aan een ander niet.* Die Moral wird, wenn sie nicht von vornherein jedem Belgier klar sein möchte, ihm von einem seiner vlämischen Volksgenossen unschwer erhellt werden.

Die Vereinigten Staaten von Europa?

Von *Emile Borel,*
Deputierter, ehemaliger Marineminister, Präsident des französischen Komitees der europäischen Kooperation.

Im Laufe der letzten Tagung der Interparlamentarischen Union, die vom 23. bis 28. August in Berlin stattfand, wurde mehrmals die Frage der Vereinigten Staaten von Europa aufgerollt.

Man ist sich allgemein darin einig, daß es unter den gegenwärtigen Umständen in Europa unmöglich ist, an die Verwirklichung der Vereinigten Staaten von Europa in einer ähnlichen Form wie die Vereinigten Staaten von Amerika zu denken. Man würde auf viel zu viele Schwierigkeiten stoßen, und die Mehrheit der europäischen Großmächte würde sich mit einer Einschränkung ihrer Souveränität zugunsten eines Bundesstaates nicht einverstanden erklären. Trotzdem unterliegt es keinem Zweifel, daß nur durch eine engere Bindung der europäischen Völker die Lösung der europäischen Probleme erreicht werden kann, die heute als fast unlösbar erscheinen. Die territorialen Schwierigkeiten sind es insbesondere, die im Augenblick erbitterte Forderungen mancher Völker hervorrufen und auf nicht minder schwere und ernste Widerstände anderer Staaten stoßen. Es unterliegt keinem Zweifel, daß nur durch die Verminderung der Bedeutung, die man territorialen Grenzen zuschreibt, diese Schwierigkeiten allmählich vermindert, wenn nicht aufgehoben werden können.

Es ist daher die Pflicht der Menschen, die guten Willens sind und die die Überzeugung haben, daß ein neuer Krieg für ganz Europa einen Selbstmord und für unsere gesamte Kultur eine endgültige Katastrophe bedeuten würde, sich trotz der in die Augen springenden Schwierigkeiten und Widerstände die Frage vorzulegen, ob es kein Mittel gibt, um ganz allmählich den Weg einzuschlagen, der vielleicht nach einer beträchtlichen Reihe von Jahren zu den Vereinigten Staaten von Europa führen könnte.

Aber selbst bei dieser bescheidenen Formulierung des Problems erwachsen unzählige Schwierigkeiten. Das Vorhandensein eines Bundesstaates — wie auch sein Name sein mag — würde selbstverständ-

lich eine gemeinsame Verwaltung voraussetzen und — wenigstens in einigen Punkten — eine Verminderung der Souveränität der an der Föderation beteiligten Staaten zur Folge haben, und man weiß, wie empfindlich die meisten Staaten und hauptsächlich die Großmächte in der Frage ihrer Souveränität sind.

Tausend Einwände, und hauptsächlich Einwände verfassungsmäßiger Art, werden sofort laut, sobald es sich darum handelt, auch nur den winzigsten Teil dieser absoluten Souveränität aufzugeben, die den wesentlichen Charakter des Staates bildet, oder bisher wenigstens den wesentlichen Charakter eines unabhängigen Staates gebildet hat.

Und trotzdem haben am 27. August dieses Jahres die größten Staaten der Welt, die den Kellogg-Pakt unterzeichneten, der eine Ächtung des Angriffskrieges bedeutet, damit freiwillig auf eines der wesentlichsten Vorrechte der Souveränität verzichtet, auf das wichtige Vorrecht, einen Krieg zu erklären, ohne irgend jemandem Rechenschaft dafür ablegen zu müssen.

Im Laufe der Jahrhunderte ist dieses uneingeschränkte Recht, einen Krieg erklären zu können, als das wesentliche Privileg absoluter Herrscher betrachtet worden. Wenn daher heute die wichtigsten Staaten freiwillig auf dieses Vorrecht verzichteten, kann man hoffen, daß sie eines Tages, wenn man von ihnen den Verzicht auf andere, minder wichtige Vorrechte fordern wird, weniger empfindlich sein und sich eher dazu bequemen werden, auf das Recht der Bestimmung über Farbe und Größe der Briefmarken zu verzichten. Man kann mit Recht die Behauptung aufstellen, daß ein großer Schritt zur Stärkung des Völkerbundes an dem Tage vollzogen sein wird, an dem alle Staaten der Welt dem Völkerbund das vollkommene Entscheidungsrecht zubilligen werden, sei es auch nur in einem besonderen Punkte oder in einer Frage von so geringer Bedeutung wie die Form und die Farbe der Briefmarken.

Man kann den Charakter eines Staatenbundes und seine größere oder geringere Zentralisierung am besten in aller Kürze kennzeichnen, wenn man darauf hinweist, welche Ministerien zu Bundesministerien werden sollen, und welche auf die einzelnen Staaten beschränkt bleiben können. In den meisten großen Staatenbünden, und hauptsächlich in den Vereinigten Staaten von Amerika, sind das Ministerium des Auswärtigen, das Kriegsministerium, das Marineministerium zu Bundesministerien geworden. Es ist offensichtlich, daß die europäischen Staaten, die sich zu einer Vereinigung entschließen würden, sich am meisten gerade gegen die Bildung dieser Bundesministerien wehren würden. Es ist nicht damit zu rechnen, daß sich nach Verlauf einiger Jahre die verschiedenen Staaten Europas damit einverstanden erklären würden, durch einen einzigen diplomatischen Vertreter repräsentiert zu werden, einen einzigen Kriegsminister oder einen einzigen Marineminister zu haben. Aber diese Vereinheitlichung der wesentlichen Ministerien ist nicht unbedingt notwendig, und war auch in manchen Staatenbünden

nicht vorhanden. In vielen Fällen haben die Bundesstaaten oder einige von ihnen sich das Recht einer diplomatischen Vertretung bewahrt; in anderen Fällen besaßen zwei Bundesstaaten zwei getrennte Heere mit wesentlich verschiedener Organisation.

Man kann sich daher sehr gut vorstellen, daß man sich bei der ersten Organisation der Vereinigten Staaten von Europa mit einem einzigen gemeinsamen Ministerium begnügen würde, das in keiner Weise wesentliche Vorrechte antasten dürfte, wie zum Beispiel ein Ministerium, das sich ausschließlich mit der Frage des postalischen, telegraphischen und telephonischen Verkehrs beschäftigt. Auf diesem Gebiete hat man schon internationale Abmachungen getroffen, die die Staaten ziemlich eng miteinander verbinden. Das Vorhandensein eines gemeinsamen Ministeriums, das alle Fragen behandelt, die sich auf internationale postalische, telegraphische oder telephonische Verbindungen beziehen, könnte nicht als ein ernster Angriff auf die Souveränität der dem Staatenbunde angehörenden Länder angesehen werden. Es wäre an sich ein ganz bescheidener, zögernder Anfang, aber die Tatsache der Schaffung einer europäischen Zentralverwaltung, so beschränkt sie auch sein würde, wäre ein beträchtlicher Fortschritt auf dem Wege der Vereinheitlichung Europas.

Was die militärische Organisation betrifft, so werden sich viele Schwierigkeiten, hauptsächlich auf dem Gebiete der Sprachen, einer vollkommenen Vereinheitlichung entgegensetzen, selbst wenn sie dem allgemeinen Wunsche entsprechen würde; aber vielleicht kann man innerhalb des europäischen Rahmenwerkes das verwirklichen, was der Völkerbund nicht zu erreichen vermochte, und zwar, daß die europäischen Staaten sich einer gegenseitigen Kontrolle ihrer Rüstungen unterwerfen, über den genauen Stand ihrer militärischen Bereitschaft, ihrer Menschenkontingente, ihrer Militärausgaben aller Art Rechenschaft ablegen, und damit die Möglichkeit geheimer Rüstungen aus der Welt schaffen.

Frankreich hat in Genf diese gegenseitige Kontrolle vorgeschlagen. Es lag nicht an ihm, daß sie von der Abrüstungskommission und dem Völkerbund nicht angenommen wurde. Selbst, wenn man den Rüstungen volle Freiheit gewährt hätte, würde die Tatsache selbst dieser Kontrolle und ihre Publizität eine genügende Bremse für übermäßige Ausgaben bedeuten, denn die öffentliche Meinung in Europa verfolgt mit wachem Auge die Vorgänge. Ihre Bedeutung wächst von Tag zu Tag, und ihr Einfluß auf Regierungen und Völker wird immer größer.

Man kann noch viele andere Anregungen vorbringen, aber ich glaube, genug gesagt zu haben, um zu beweisen, wie nützlich es wäre, fern von jeder nicht zu verwirklichenden Utopie die Frage der Vereinigten Staaten von Europa praktisch zu studieren.

Der Gedanke, daß die Völker Europas gemeinsame Interessen haben und daß sie zum Schutz der Kulturen, an deren Schaffung

sie beteiligt sind, sich zusammenschließen müssen, greift immer mehr um sich. Ohne Europa den anderen Kontinenten, Amerika und Asien, entgegensetzen zu wollen, muß man anerkennen, daß es viel einfacher ist, eine Bindung zwischen den geographisch nahen Staaten herzustellen als zwischen den Völkern, die über die ganze Erdoberfläche zerstreut sind und kaum etwas voneinander wissen. Die europäische Solidarität ist kein leerer Begriff, und es ist die Pflicht der Europäer, sie zur Wirklichkeit werden zu lassen.

Dieser Gedanke hat vor einem Jahr in Frankreich zur Gründung eines Komitees der europäischen Kooperation geführt. Auch in Deutschland hat sich ein Komitee gebildet, das denselben Namen trägt: deutsches Komitee für europäische Kooperation (Das französische Wort Coopération wird häufig durch das deutsche Wort Zusammenarbeit ersetzt. In Wirklichkeit scheint mir die genaue Übersetzung des Wortes Zusammenarbeit das französische Wort Collaboration zu sein, das nicht ganz denselben Sinn hat, wie das Wort Coopération.)

Anläßlich des Interparlamentarischen Kongresses in Berlin kamen die Vertreter des deutschen Komitees für europäische Kooperation unter der Führung des Präsidenten Professor Schücking mit den Vertretern des französischen Komitees der europäischen Kooperation und den Parlamentarien der meisten europäischen Länder zusammen. In dieser Sitzung wurde beschlossen, daß man sich in den Ländern, wo dieses Komitee noch nicht gebildet wurde, bemühen soll, Ausschüsse für die europäische Kooperation ins Leben zu rufen, und daß die Vertreter dieser verschiedenen Komitees am 24. November 1928 in Paris im Senat zusammentreten sollen, um eine Föderation für europäische Zusammenarbeit zu schaffen, die Statuten dieser Vereinigung auszuarbeiten, ihre Arbeitsmethoden und ihre Aktivität zu umgrenzen.

Diese Vereinigung wird die Aufgabe haben, auf eine objektive und präzise Weise die Probleme zu prüfen, die ich am Anfang dieses Aufsatzes berührt habe, und hauptsächlich Mittel und Wege zu suchen, den verschiedenen Regierungen Europas Anregungen zu unterbreiten, und sie zur gemeinsamen Arbeit an der Lösung der sie interessierenden Fragen heranzuziehen.

Diese Annäherung der europäischen Völker kann von drei verschiedenen Gesichtspunkten aus angesehen werden: dem intellektuellen, dem wirtschaftlichen und dem politischen.

Vom intellektuellen Standpunkt aus ist viel Gutes durch den Verband für kulturelle Zusammenarbeit geschaffen worden, der vom Prinzen Rohan ins Leben gerufen wurde. Dieser Verband hat schon in Paris, Mailand, Wien, Heidelberg und Prag Kongresse veranstaltet, auf denen er den geistigen Vertretern der verschiedenen Staaten die Gelegenheit einer interessanten Annäherung und eines Austausches fruchtbarer Ideen bot. Vom wirtschaftlichen Standpunkt aus unterliegt es keinem Zweifel, daß die allmähliche Senkung der Zollschranken das sicherste

Mittel zur Verwirklichung der wirtschaftlichen Einheit Europas und zur Erhöhung seiner Prosperität ist. Auf meinen Vorschlag hin hat die Pariser Tagung der Interparlamentarischen Union im Jahre 1927 eine Resolution in diesem Sinne gefaßt. Aber dieser Beschluß wird solange ohne jede praktische Wirkung bleiben, solange die Regierungen sich nicht entschließen, ihn ihren Parlamenten vorzulegen. Vom politischen Standpunkt ist bis jetzt fast nichts zur Annäherung der europäischen Völker getan worden, und man muß zugeben, daß auf diesem Gebiet die Aufgabe am schwierigsten zu sein scheint. Aber gerade auf diesem Wege würde der geringste Schritt von unabsehbaren praktischen Konsequenzen sein. Es wird die Aufgabe der Vereinigung für europäische Kooperation sein, die Form zu ersinnen, in der die erste politische Annäherung zwischen der Gesamtheit der europäischen Völker versucht werden kann, und es gibt kaum eine Aufgabe, die der Bemühungen der europäischen Staatsmänner würdiger wäre.

Alfred Nobel und die Friedensbewegung.

Aus Bertha von Suttners Memoiren bekommt man den Eindruck, daß im wesentlichen sie es gewesen sei, die Nobels Interesse für die Friedensbestrebungen geweckt habe. Das ist auf jeden Fall eine sehr große Übertreibung. Nobels Schwärmerei für einen ewigen Frieden zwischen den Völkern geht auf seine früheste Jugend zurück. Der Schriftsteller, der den tiefsten Eindruck auf ihn gemacht hat, war ja Shelley, und ein unentwegterer Pazifist als der Verfasser von „The Revolt of Islam" dürfte schwer zu finden sein. Shelleys Pazifismus liegt denn auch Nobels Interesse für den Frieden zugrunde, obwohl dieser Pazifismus bei dem Manne der Naturwissenschaft den phantastisch-utopischen Einschlag verlor, der ihn bei Shelley auszeichnet, und sich statt dessen auf mögliche Ziele richtet.

Es erscheint unleugbar als ein Widerspruch, daß ein Mann, der seine Tätigkeit so stark auf kriegstechnische Erfindungen eingestellt hatte, gleichzeitig ausgeprägter Pazifist war. Doch der Widerspruch dürfte zu erklären sein. Vor allem ist festzustellen, daß Nobels erste große Erfindung, das Dynamit, nicht im Hinblick auf militärische Zwecke gemacht wurde, sondern im wesentlichen ein technisches Hilfsmittel für gewerbliche Unternehmungen (wie Gesteinssprengungen u. dgl.) sein sollte. Erst in der Mitte der achtziger Jahre richtete Nobel seine Erfindertätigkeit auf militärische Probleme, auf rauchschwaches Pulver usw. Was ihn daran lockte, war zweifellos das Problem selbst, das für eine Erfindernatur wie ihn, ganz abgesehen von der praktischen Anwendung und der wirtschaftlichen Bedeutung, als rein technisches Problem eine starke Anziehungskraft hatte. Wenn er dann, wie mit Ballistit, Erfolge erzielte, die auch wirtschaftlich für ihn und seine Gesellschaft höchst bedeutend waren, war er Finanzmann genug, sie völlig auszunützen. Andererseits konnte er nicht umhin, den Mißklang zwischen dieser Wirksamkeit und dem Pazifismus zu empfinden, zu dem er sich seit seiner Jugend hingezogen gefühlt hatte. Sich selbst suchte er damit zu beschwichtigen, daß die Fortschritte der Technik den Krieg unmöglich machen würden, und die Entwicklung der späteren Jahre scheint ihm mit ihren Errungenschaften (Giftgase, Luftangriffe u. dgl.)

is zu einem gewissen Grade recht zu geben. Ganz überzeugt haben ihn iese Gründe, mit denen er sich vor sich selbst zu verteidigen versuchte, ohl nie, und als er sich, ungefähr 1887, als Erfinder der Kriegstechnik uwandte, wurde gleichzeitig sein Pazifismus lebhafter. Er suchte nun, as Ziel auch auf andern Wegen zu erreichen.

Im Jahre 1876 hatten Bertha von Suttner und er sich kennengelernt. r hatte in der Zeitung eine Privatsekretärin gesucht; sie hatte geantortet und war engagiert worden. Da sie sich verheiratete, kam sie doch nie dazu, die Stellung anzutreten. Im Winter 1887, den Frau on Suttner in Paris zubrachte, trafen sie sich wieder. Der Verkehr wischen ihnen scheint nicht sehr lebhaft gewesen zu sein, und dann ahen sie sich erst 1892, zum dritten und letzten Male, wieder beim riedenskongreß in Bern. Kurz vorher, 1889, hatte sie den aufsehenrregenden Roman „Die Waffen nieder" herausgegeben, und aus diesem nlaß hatte Nobel ihr einen Brief geschrieben, der vielleicht mehr artig nd geistreich ist, als daß er eine wirkliche Zustimmung zu ihren Ideen ezeugte. Der Brief schließt: „vous avez tort pourtant de crier ‚à bas s armes', puisque vous-même vous en faites usage, et puisque les otres — le charme de votre style et la grandeur de vos idées — portent t porteront bien autrement loin que les Lébel, les Nordenfelt, les de ange et tous les autres outils de l'enfer."

„Sie haben dennoch unrecht, ‚die Waffen nieder' zu rufen, da Sie elbst von ihnen Gebrauch machen und da die Ihrigen — der Charme hres Stils und die Größe Ihrer Ideen — eine ganz andre Tragweite aben und haben werden, als die Lébel, die Nordenfelt, die de Bange und lle die andern Höllenwerkzeuge."

Im September 1891 hatte Bertha von Suttner in der „Neuen Freien resse" einen enthusiastischen Aufruf gegen Krieg und Rüstungen verffentlicht, und wieder erhielt sie einen höflichen und zustimmenden Brief on Nobel, diesmal auf englisch: „Delighted I am to see, that your loquent pleading against the horror of horrors, war, has found its way nto the french press. But I fear that out of french readers ninety nine in hundred are chauvinistically mad. The Government here is almost t their senses; the people on the contrary getting success- and vanityrunk. A pleasant kind of intoxication, much less delitarious — unless leads to war — than spirits of wine or morphium! Und your pen? Whither is it wandering now? After writing with the blood of the martyrs f war will it show us the prospect of a future fairy-land or the less topian picture of the thinkers' commonwealth? My sympathies are in at direction, but my thoughts are mostly wandering towards another ommonwealth, where silenced souls are misery-proof."

„Ich bin entzückt, zu sehen, daß Ihre beredte Anklage gegen den chrecken der Schrecken, den Krieg, ihren Weg in die französische resse gefunden hat. Aber ich fürchte, daß unter den fran-

zösischen Lesern neunundneunzig von hundert den Chauvinistenwahn sinn haben. Die Regierung hier ist beinahe Ihrer Ansicht; das Vo dagegen wird erfolgs- und eitelkeitstrunken. Eine angenehme A Rausch, viel weniger gefährlich — wenn er nicht zum Kriege führt - als die Geister des Weins oder des Morphiums! Und Ihre Feder? W hin wird sie nun wandern? Wird sie, nachdem sie mit dem Blut d Märtyrer des Krieges geschrieben hat, uns das Bild eines zukünftige Zauberlandes zeigen oder das weniger utopische Gemälde des Staat der Denker? Meine Sympathien gehen in jener Richtung, aber mein Gedanken wandern meistens einem andern Gemeinwesen zu, wo zu Schweigen gebrachte Seelen gegen Elend gefeit sind."

Man kann ja diesen Brief auf zweierlei Weise lesen. Aber er wirk jedenfalls nicht so, als ob ihn ein bewundernder Schüler geschriebe hätte, dem erst jetzt die Augen über die Segnungen des Friedens au gegangen wären. Vergleicht man diesen Brief mit Frau von Suttne wortreichem und weitausschweifendem Zeitungsartikel, kann ma kaum vermeiden, in dem ersteren eine Nuance von Ironie der Sym pathie beigemischt zu sehen, die Nobels Brief im übrigen verrät.

In einem Brief vom Oktober 1891 erlaubt er sich eine sachliche Kritik des Programms von Bertha von Suttner und andern Friedens freunden. Nach ihren Angaben hatte sie ihn um Geldunterstützun für die Friedenspropaganda gebeten. Nobel schickte 80 Pfund, füg aber hinzu: „Ce n'est pas l'argent, je crois, mais le programme q fait défaut. Les voeux seuls n'assurent pas la paix. On peut en di autant de grands diners avec grands discours. Il faudrait pouvoir pr senter aux gouvernements bien-intentionnés un projet accetable. D mander le désarmement, c'est presque se rendre ridicule sans prof pour personne. Demander la constitution immédiate d'un tribun d'arbitrage, c'est se heurter à mille préjugés et faire un obstructeur d tout ambitieux. Il faudrait pour réussir se contenter de commencement plus modestes et faire ce qu'on fait en Angleterre en matière législativ à succès douteux. On se contente en ce cas de promulguer une loi pr visoire d'une durée limitée à deux ans, ou même à une année. Je n pense pas qu'il se trouveraient beaucoup de gouvernements se refusa de prendre en considération une proposition si modeste, à conditio qu'elle fût appuyée par des hommes d'état de haute valeur. Serait-c trop demander par exemple que durant une année les gouvernement européens s'obligeassent à déférer à un tribunal constitué dans ce bu tout différant survenant entre eux: ou bien, s'ils s'y refusaient, d différer tout acte d'hostilité jusqu'à l'expiration du terme stipulé. C serait peu en apparence, mais c'est précisément en se contentant d peu qu'on arrive à un grand résultat. Un an, c'est si peu dans la vi des nations, et le ministre le plus tapageur se dira que ce n'est pas l peine de briser de force une convention de si courte durée. Et à l'ex piration du terme, tous les états s'empresseront de renouveler pour un

nnée leur pacte de paix. On arrivera ainsi sans secousse et presque ans s'en douter à une période de paix prolongée. Ce sera alors eulement qu'on pourra utilement songer à procéder peu à peu au ésarmement que désirent tous les honnêtes gens et presque tous les ouvernements. Et supposez que malgré tout une querelle éclate entre eux gouvernements: ne pensez-vous pas qu'ils se calmeront neuf fois ur dix durant l'armistice obligatoire qu'ils auraient à subir?"

„Ich glaube, es fehlt nicht am Geld, sondern am Programm. Wünsche allein sichern den Frieden nicht. Dasselbe kann man von roßen Diners mit großen Reden sagen. Man müßte den gutgesinnten Regierungen einen annehmbaren Vorschlag machen können. Die Abüstung verlangen, heißt beinahe sich lächerlich machen, ohne jemand u nützen. Die sofortige Einsetzung eines Schiedsgerichts zu fordern, eißt sich an tausend Vorurteilen stoßen und sich jeden Ehrgeizigen um Gegner machen. Um zum Ziel zu kommen, müßte man sich mit en bescheidensten Anfängen begnügen und es wie die englische Geetzgebung in Fällen zweifelhaften Erfolgs machen, in denen man sich egnügt, ein provisorisches Gesetz zu erlassen, dessen Dauer auf zwei ahre oder sogar nur auf eins beschränkt ist. Ich glaube nicht, daß es iele Regierungen gibt, die sich weigern würden, einen so bescheidenen Vorschlag in Erwägung zu ziehen, wenn er von sehr bedeutenden Staatsmännern unterstützt würde. Wäre es zum Beispiel zuviel verlangt, aß die europäischen Regierungen sich für ein Jahr verpflichteten, inem zu diesem Zweck eingesetzten Schiedsgericht jede zwischen hnen entstehende Differenz zu unterbreiten, oder, wenn sie das verweigerten, bis zum Ablauf dieses Zeitraums jede feindselige Handlung u unterlassen? Das wäre scheinbar wenig, aber gerade, wenn man ich mit wenigem begnügt, gelangt man zu großen Erfolgen. Ein Jahr st so wenig im Leben der Nationen, und selbst ein sehr poltriger Minister wird sich sagen, daß es sich nicht lohnte, eine Abmachung on so kurzer Dauer mit Gewalt zu brechen. Bei Ablauf des Zeitraumes werden sich alle Staaten beeilen, den Friedenspakt um ein Jahr zu erlängern. So wird man ohne Erschütterung und beinahe ohne es zu nerken zu einer längeren Friedenszeit gelangen. Erst dann wird es Zweck haben, daran zu denken, nach und nach die Abrüstung vorzuehmen, die alle ehrenhaften Leute wünschen und fast alle Regierungen. Nehmen Sie an, daß trotzdem zwischen zwei Regierungen ein Streit usbräche: glauben Sie nicht, daß sie sich von zehn Fällen neunmal während des zwangsweisen Waffenstillstands beruhigen würden, den ie abzuwarten hätten?"

Im August 1892 trat der Friedenskongreß in Bern zusammen, und nter den leitenden Persönlichkeiten war Bertha von Suttner. Nobel efand sich in der Nähe, in Zürich, und Frau von Suttner hatte ihm geschrieben und ihn gebeten, am Kongreß teilzunehmen. Sie bekam jedoch eine Antwort. Eines Tages kam er freilich nach Bern, aber nur für

ein paar Stunden und nahm auch nicht am Kongreß teil. Als Fra von Suttner ihn später in Zürich besuchte, äußerte er ihr gegenüber „Meine Fabriken werden vielleicht dem Krieg noch früher ein End machen als Ihre Kongresse. An dem Tag, wo zwei Armeekorps sic gegenseitig in einer Sekunde vernichten können, werden wohl all zivilisierten Nationen vor einem Krieg zurückschaudern und ihr Truppen verabschieden."

Unter dem Eindruck des Friedenskongresses scheint Nobel gleich wohl auf den Gedanken gekommen zu sein, auf eigene Hand ein Friedenspropaganda ins Leben zu rufen. Die Geschichte ist charakte ristisch für Nobel, nicht zum wenigsten für seine beständige Hilfsbereit schaft, und es fehlt ihr auch nicht an komischen Zügen. In Paris lebt ein verabschiedeter türkischer Diplomat, Aristarchi Bey, der frühe türkischer Botschafter in Washington gewesen, aber bei irgendeiner Ge legenheit in Ungnade gefallen und mit einer Pension von 10 000 Frs zur Disposition gestellt war. In seiner Not scheint er sich an Due ge wandt zu haben, der damals Gesandter von Schweden und Norwege in Paris war, an Reuterskiöld, den schwedischen Gesandten in Peters burg, den er vermutlich von Washington und Konstantinopel her kannte wo Reuterskiöld früher schwedischer Gesandter gewesen war, und a den Minister des Äußeren Lewenhaupt. Alle drei wandten sich a Nobel, der versprach, wenn es möglich wäre, den Türken bei einem de vielen Unternehmen anzustellen, an denen er beteiligt war. Eine ge eignete Stelle wurde nicht frei, aber Nobel nahm ihn in seinen Diens und schrieb darüber an Exzellenz Lewenhaupt: „Inwieweit ich auf di Dauer ein passendes Feld für die Betätigung Herrn Aristarchis finde kann, ist schwer zu sagen. Aber ich glaube, ihm genügend entgegen gekommen zu sein, da ich ihm angeboten habe, mich für ein Jahr z verpflichten, ohne ihn auf irgendeine Weise zu binden. Sollte er als ein andres Angebot bekommen, das ihm zusagt, so steht es ihm jeder zeit frei, es anzunehmen, wogegen meine Verpflichtung, wenn er si nicht selbst löst, für ein Jahr gilt. Ich habe ihm für dieses Jah 15 000 Frs. angeboten, was er natürlich unter so leichten Bedingunge angenommen hat. Herr Aristarchi hat viel Übung in der Beherrschun der englischen und der französischen Sprache, sowie darin, in Wor und Schrift feine diplomatische Wendungen zu finden. Leider liegt ei großer Teil meiner Arbeit auf technischem Gebiet, das Herrn Aristarch natürlich fremd ist. Er kann auch weder Deutsch noch Schwedisch oder Russisch, welcher Sprachen ich mich oft bedienen muß. Abe über kleine Schwierigkeiten setzt man sich hinweg." Dieser Brief, de sich im Entwurf unter Nobels Papieren befindet, wurde offenbar im Oktober 1892 geschrieben.

Im Juli 1892 hatte Nobel Aristarchi Bey versprochen, ihm, wenn möglich, zu helfen. Ende August erinnerte er sich unter dem Einfluß des Friedenskongresses in Bern der Verlegenheit des türkischen Diplo-

maten und schickte ihm ein Telegramm mit der Anfrage, ob er noch frei sei: „in diesem Fall hätte ich Ihnen möglicherweise einen Vorschlag zu machen, der Ihnen zusagen könnte." Als Aristarchi erklärte, daß er zur Verfügung stände, erhielt er folgenden vom 5. September datierten Brief von Nobel, der sehr aufschlußreich über dessen Auffassung der Friedensfrage ist: „J'eus l'occasion en passant par Berne, d'y prendre connaissance des travaux du congrés de la Paix. Je fus frappé d'un côte du nombre rapidement grossissant de membres compétents et sérieux et d'autre part des efforts ridicules que font les badauds pour faire avorter la meilleure des causes. Demander le désarmement ou même l'arbitrage sans appel, c'est dans l'état actuel des esprits au sommet s'exposer sans profit pour personne à des démarches ridicules. Mais tous les Gouvernements réguliers sans exception ont intérêt à se sauvegarder contre les guerres que provoquent de temps à temps des chevaliers d'industrie, genre Boulanger, et si une formule pouvait être trouvée qui permettrait d'en réduire le nombre, il est probable que la plupart des Gouvernements s'y prêteraient d'assez bonne grâce. Je me demande pourquoi on n'admettrait pas pour le duel de peuple à peuple la loi qui a été admise pour le duel entre individus. On choisit des témoins chargés d'examiner au préalable s'il y a des motifs assez sérieux pour que le combat ait lieu. Cet examen préalable n'empêcherait pas les deux nations de se faire la guerre, mais qui voudrait dans ces conditions s'exposer à l'odieux d'une telle démarche et à la malchance d'une coalition de tous contre un? On choisirait naturellement pour témoins soit des Gouvernements désintéressés soit des tribunaux tels que la chambre des Lords ou une Haute cour quelconque. Je serais très heureux si je pouvais, ne fusse que d'un pas, aider à faire avancer les travaux du congrès de la paix, et je ne serais pas, pour un tel but, regardant à la dépense. On ne peut pas considérer cette question comme une utopie absolue, car déjà le Gouvernement de Henry IV y travaillait très sérieusement, lorsque malheureusement Ravaillac vint y couper court. Et en outre, depuis 1816, il y a eu 62 cas d'arbitrage entre Gouvernements. C'est là une preuve que, si les peuples sont encore à peu près fous, les gouvernements ne le sont plus qu'à demi."

„Als ich durch Bern kam, hatte ich Gelegenheit, von den Arbeiten des Friedenskongresses Kenntnis zu nehmen. Ich war einerseits erstaunt über die rapid wachsende Zahl kompetenter und ernsthafter Mitglieder, andererseits über die lächerlichen Anstrengungen, die die Maulaffen machen, die beste aller Sachen zum Scheitern zu bringen. Die Abrüstung oder ein Schiedsgericht ohne Berufung zu verlangen, heißt bei dem gegenwärtigen Zustand der Geister sich ohne Nutzen für jemanden lächerlichen Schritten aussetzen. Aber alle regulären Regierungen haben ohne Ausnahme ein Interesse daran, sich gegen die Kriege zu schützen, die Industrieritter von der Art Boulangers von

Zeit zu Zeit provozieren, und wenn ein Weg gefunden werden könnte, sie seltener zu machen, ist es wahrscheinlich, daß die meisten Regierungen ganz gern ihre Hand dazu bieten würden. Ich frage mich, warum man nicht für das Duell zwischen Volk und Volk dasselbe Gesetz annehmen sollte, das für das Duell zwischen einzelnen gilt. Man wählt Zeugen, die den Auftrag haben, zunächst festzustellen, ob die Gründe ernst genug sind, um den Kampf zu rechtfertigen. Diese vorläufige Untersuchung würde die Nationen nicht hindern, sich zu bekriegen, aber wer würde sich unter diesen Bedingungen durch einen solchen Schritt dem allgemeinen Haß aussetzen wollen oder der Gefahr einer Vereinigung aller gegen einen? Man würde natürlich als Zeugen entweder unbeteiligte Regierungen wählen oder ein Tribunal wie das Haus der Lords oder einen andern hohen Gerichtshof. Ich wäre sehr glücklich, die Arbeiten des Friedenskongresses, und sei es nur um einen Schritt, fördern zu können, und ich würde für ein solches Ziel die Ausgaben nicht scheuen. Man kann diese Frage nicht als eine absolute Utopie betrachten, denn schon die Regierung Heinrichs IV. hat sehr ernst daran gearbeitet, bis Ravaillac leider die Frage kurz abschnitt. Übrigens ist seit 1816 in 62 Fällen schiedsgerichtlich zwischen Regierungen entschieden worden. Das ist ein Beweis dafür, daß, wenn die Völker auch noch beinahe wahnsinnig sind, die Regierungen es nur noch halb sind."

Als Programm für Aristarchis Tätigkeit war das ja ziemlich ungenau, und von bestimmten Abmachungen und Bedingungen ist nicht die Rede. Die Absicht aber war, wie wir aus dem folgenden sehen werden, daß Aristarchi einerseits Nobel über die Friedensbestrebungen in Europa auf dem laufenden halten und andererseits selbst für diese in der Presse und in seiner Stellung als früherer Diplomat wirken sollte. Aristarchi antwortete umgehend, daß er den Vorschlag begeistert annehme; in zwei daraufhin geschriebenen „mémoires" entwickelte er seine eigenen Ansichten über die Frage und erklärte sich ganz mit Nobel einverstanden, daß man Schritt für Schritt auf die Einrichtung einer „Haute cour" hinwirken müßte. Im Oktober kehrte Nobel wieder nach Paris zurück, und sie kamen zusammen. Nobel sagte dabei Aristarchi dasselbe, was er Lewenhaupt geschrieben hatte: daß das Ganze ein Versuch auf ein Jahr sein sollte, daß Nobel sich für diese Zeit verpflichtet fühlte, daß es Aristarchi dagegen vollständig frei stehe, ein anderes Angebot anzunehmen, wenn ein solches ihm gemacht werden sollte. Dagegen hatte Aristarchi nichts einzuwenden. Er machte auf Nobel zweifellos einen sehr günstigen Eindruck, was auch aus einem Brief Nobels an Lewenhaupt hervorgeht. Das ist auch verständlich, denn Aristarchi muß, nach seinen eigenen Briefen zu urteilen, ein kluger Kopf gewesen sein, die Geschmeidigkeit eines Levantiners gehabt haben und die Fähigkeit eines Diplomaten, Phrasen zu drechseln. Bei der ersten Begegnung erlaubte er sich indessen, Nobels Friedens-

)läne zu kritisieren. In seinem Brief an ihn hatte Nobel sowohl die Abrüstung wie das obligatorische Schiedsgericht als Utopien bezeichnet ınd statt dessen den Gedanken aufgeworfen, daß eine gewisse Zeit :wischen dem Entstehen des Zwistes und dem Kriegsausbruch verlließen müsse. Diese Zeit sollte zu Verhandlungen zwischen den beiden Völkern angewendet werden. Es war jedoch für Aristarchi nicht ;chwer nachzuweisen, daß auch das eine Utopie sei, und er tat es so geschickt, daß Nobel bekehrt wurde.

Am 15. Oktober schrieb Nobel an einen belgischen Friedensfreund: „Peu à peu je me mets au courant de ce qui a été fait. J'ai aussi fait tudier la question par un diplomate intelligent. Il y en a, bien que ce oit, dans l'espèce, une rareté. Il m'a fait observer, et là il a touché en ffet la corde sensible, que si les gouvernements ne veulent pas en rincipe admettre l'obligation d'une tentative d'arbitrage, c'est qu'ils raignent par là de léser leurs intérêts pour le cas où on n'arriverait as à une solution pacifique. Il y en a qui croient, à tort ou à raison, ouvoir mobiliser plus rapidement que les autres et ils ne veulent pas erdre le grand avantage sur l'ennemi que pourrait leur donner ce gain le temps. L'avantage n'est peut-être qu'imaginaire, mais l'idée n'en est as moins trop enracinée pour qu'on puisse facilement la déloger. Je ommence à croire que la seule vraie solution serait une convention par aquelle tous les gouvernements s'obligeraient à défendre collectivement out pays attaqué. Un tel traité conduirait peu à peu à un désarmement artiel, d'ailleurs le seul possible, car il faut bien qu'il y ait, pour naintenir l'ordre, une force armée. Autrefois les gouvernements étaient ncore plus bornés et plus tapageurs que les gouvernés. Aujourd'hui il emble que les gouvernements s'appliquent à calmer l'effervescence diote d'un public travaillé par des journaux malvaillants."

„Nach und nach unterrichte ich mich darüber, was getan worden st. Ich habe die Frage auch durch einen intelligenten Diplomaten ntersuchen lassen. Es gibt welche, obwohl sie selten in ihrer Art sind. Er hat mich darauf aufmerksam gemacht und damit wirklich den wunden Punkt berührt, daß die Regierungen nicht grundsätzlich die Verpflichtung zu einem Versuch beim Schiedsgericht anerkennen wollen, weil sie dadurch ihre Interessen für den Fall zu verletzen ürchten, daß es nicht zu einer friedlichen Lösung käme. Es gibt Regierungen, die mit Recht oder Unrecht glauben, rascher als die anderen nobilisieren zu können, und sie wollen die große Überlegenheit über len Feind nicht verlieren, die ihnen dieser Zeitgewinn verleihen könnte. Der Vorteil besteht vielleicht nur in der Einbildung, aber das ändert nichts daran, daß die Idee zu fest wurzelt, als daß sie leicht auszurotten wäre. Ich fange an zu glauben, daß die einzige wirkliche Lösung eine Konvention wäre, durch die die Regierungen sich verpflichteten, gemeinsam jedes angegriffene Land zu verteidigen. Ein solcher Vertrag würde nach und nach zu einer teilweisen Abrüstung führen, die übrigens

die einzig mögliche ist, denn es muß eine bewaffnete Macht zur Aufrechterhaltung der Ordnung geben. Früher waren die Regierungen noch beschränkter und draufgängerischer als die Untertanen. Heute scheint es mir, als ob die Regierungen sich bemühten, das idiotische Aufbrausen eines Publikums zu beruhigen, das von böswilligen Zeitungen bearbeitet wird."

Im November schrieb er hierüber an Bertha von Suttner und legte ihr den neuen Plan vor, der ja in seinen Grundzügen derselbe ist wie der, auf dem der Völkerbund beruht. Er schreibt: „Dès mon retour à Paris, je fis critiquer par un ancien ambassadeur qui a du jugement (car il n'y a pas de règle sans exception) lis divers projets d'arbitrage obligatoire entre nations élabores jusqu'à ce jour. Il mit la main sur la plaie en faisant observer qu'une décision arbitrale peut n'être pas acceptée et que dans ce cas le temps perdu tournerait au désavantage très-serieux de la nation qui peut mobiliser le plus rapidement. Cette observation est très-juste. Aussi l'arbitrage à titre d'instruction exigerait-il la garantie d'exécution, même par les armes, de tous les pays non impliqués dans la querelle. Mais alors on pourrait simplifier. On dirait: tout vaut mieux que la guerre. On accepterait donc les frontières telles qu'elles existent, et on déclarerait que quiconque attaque aura contre lui l'Europe coalisée. Ce ne serait pas le désarmement et je ne sais même pas s'il serait actuellement désirable. Une tyrannie nouvelle — celle des basfonds — s'agite dans les ténèbres et on croit entendre son grondement lointain. Mais la paix, assurée par la force des armées collectives, imposant respect au pertubateur, amènerait bientôt une détente, et d'année en année on verrait diminuer timidement, mais sûrement, l'effectif des diverses armées qui n'auraient leur raison d'être que dans un pays composé moitié de victimes et moitié d'assasins."

„Nach meiner Rückkehr nach Paris ließ ich die Projekte, die bis heute für ein obligatorisches Schiedsgericht unter den Nationen ausgearbeitet worden sind, von einem früheren Gesandten prüfen, der Urteil hat (denn es gibt keine Regel ohne Ausnahme). Er fand den wunden Punkt, indem er darauf aufmerksam machte, daß eine schiedsgerichtliche Entscheidung nicht angenommen zu werden braucht, und daß in diesem Fall die verlorene Zeit der Nation, die am schnellsten mobilisieren kann, zu einem sehr ernsthaften Nachteil gereicht. Dieser Einwand ist sehr richtig. Das Schiedsgericht als Untersuchungsinstanz würde auch die Garantie der Ausführung des Urteils, selbst mit Waffengewalt, durch alle nicht in den Streit verwickelten Länder erfordern. Dann aber könnte man vereinfachen. Man würde sagen: alles ist besser als der Krieg. Man würde die Grenzen so lassen wie sie sind und erklären, daß jeder Angreifer das ganze vereinigte Europa gegen sich hätte. Das wäre keine Abrüstung, und ich weiß nicht einmal, ob diese jetzt wünschenswert wäre. Eine neue Tyrannei — die der untersten Schichten — regt sich im Dunkel, und man glaubt, ihr fernes Grollen

zu hören. Aber der durch die Macht der vereinigten Armeen, die jedem Friedensstörer Achtung einflößen würde, gesicherte Friede, würde bald eine Entspannung herbeiführen, und man würde sehen, wie sich von Jahr zu Jahr vorsichtig aber sicher die Stärke der verschiedenen Heere verminderte, die ihre Daseinsberechtigung nur noch in einem Lande hätten, das halb aus Opfern und halb aus Mördern bestünde."

Nobel hatte also Bertha von Suttners Schiedsgerichtspläne mißbilligt. Sie fühlte sich ihrerseits von der Kritik des türkischen Diplomaten nicht berührt. „Ihr letzter Brief," schrieb sie, „enthielt die Zweifel Ihres türkischen Freundes an der Durchführbarkeit der Schiedsgerichte. Diese Zweifel sind uns ‚professionals' von der Friedensliga gar wohl bekannt, und ihre Widerlegung ist in den betreffenden Verhandlungen niedergelegt (!)." Aber trotz der Broschüren, die sie ihm schickte, gelang es ihr doch nicht, Nobel zu dem Glauben an die Möglichkeit der Abrüstung zu bekehren. Er hielt seine Meinung aufrecht, daß die wirkungsvollste Weise, einem Krieg vorzubeugen, ein gemeinsames bewaffnetes Einschreiten gegen die friedensbrechende Nation sei, und im Januar 1893 schrieb er an Bertha von Suttner einen Brief, der unleugbar merkwürdig ist: „Je voudrais disposer d'une partie de ma fortune pour en faire un prix à distribuer tous les cinq ans (mettons six fois, car si dans trente ans on n'a pas réussi à réformer le système actuel, on retombera fatalement dans la barbarie). Ce prix serait décerné à celui ou à celle qui aurait fait faire à l'Europe le plus grand pas vers les idées de pacification générale. Je ne vous parle pas de désarmement, qui ne peut se conquérir que très lentement; je ne vous parle même pas d'un arbitrage obligatoire entre nations. Mais on devrait arriver bientôt à ce résultat (et on y peut parvenir), à savoir que tous les Etats s'engagent solidairement à se tourner contre le premier agresseur. Alors les guerres deviendront impossibles. Et l'on arriverait à forcer même l'état le plus querelleur à recourir à un tribunal ou à se tenir tranquille. Si la triple alliance, au lieu de comprendre trois états, ralliait à elle tous les états, la paix des siècles serait assurée."

„Ich möchte einen Teil meines Vermögens dazu verwenden, einen Preis zu stiften, der alle fünf Jahre verteilt werden sollte (nehmen wir an sechsmal, denn wenn es in dreißig Jahren nicht gelungen ist, das gegenwärtige System zu reformieren, ist der Rückfall in die Barbarei unvermeidlich). Der Preis würde demjenigen oder derjenigen zuerkannt werden, der Europa den Ideen des allgemeinen Friedens um den größten Schritt nähergebracht hätte. Ich rede nicht von Abrüstung, die nur sehr langsam erreicht werden kann, ich spreche nicht einmal von einem obligatorischen Schiedsgericht zwischen den Völkern. Aber man müßte bald zu diesem Ergebnis kommen (und man kann es erreichen), wenn alle Staaten sich verpflichteten, sich geschlossen gegen den ersten Angreifer zu wenden. Dann würden Kriege unmöglich werden. Man würde dahin gelangen, auch den streitsüchtigen Staat zu zwingen, sich

an ein Schiedsgericht zu wenden oder sich ruhig zu verhalten. Wenn der Dreibund, statt drei Staaten zu umfassen, alle Staaten einschlösse, wäre der Frieden der Jahrhunderte gesichert."

Das war also das Friedensprogramm, bei dem Alfred Nobel blieb. Man kann ja auch das eine Utopie nennen. Doch wenn es eine Utopie ist, dann ist es immerhin eine, die Nobels nächste Nachwelt zu verwirklichen suchte, und an deren Möglichkeit Europas leitende Politiker glauben oder wenigstens zu glauben vorgeben, während die Abrüstung und das obligatorische Schiedsgericht noch nicht über die Grenze der Diskussion hinausgekommen sind. Und ganz überzeugt war er ja nicht, daß es selbst mit seinem Programm glücken würde, die geltende Anschauung zu ändern — wenn es nicht in dreißig Jahren möglich wäre, dann wollte er die Hoffnung aufgeben.

Er fühlte vermutlich selbst, daß seine eigenen Kräfte für die neue Aufgabe, die er sich gestellt hatte, nicht ausreichten, und offenbar hat ihm Aristarchi bei näherer Bekanntschaft eine große Enttäuschung bereitet. Dieser betrachtete augenscheinlich die fünfzehntausend Franken, die er bekam, als lebenslängliche Pension, und er scheint nicht das Geringste getan zu haben, sie zu verdienen. Einfluß in der Diplomatie hatte er nicht, er schrieb nicht einen einzigen Zeitungsartikel, und seine ganze Tätigkeit scheint darin bestanden zu haben, Nobel hier und da eine Friedensbroschüre zu schicken. Es ist daher natürlich, daß Nobel nicht weiter entzückt von ihm war, und als das Jahr zu Ende ging, erklärte er Aristarchi, daß er nicht vorhabe, den Kontrakt zu erneuern. Er tat das in einem höflichen Brief vom 18. August 1893: „My only reason for not wishing to renew the arrangement is that the almost exclusively technical nature of my occupations and pursuits excludes such active cooperation and display of your great mental gifts as it would, in our mutual interest, be desirable to utilise. I regret it perhaps even more than yourself and I trust that the lapsing of our business connexion will in no way interfere with the continuation of our social intercourse, from which I, for my part, have derived much pleasure and great mental benefit."

„Der einzige Grund, aus dem ich nicht wünsche, unsern Vertrag zu erneuern, ist, daß die beinahe ausschließlich technische Natur meiner Beschäftigungen und Geschäfte es ausschließt, daß Sie so tätig daran mitwirken und Ihre großen Geistesgaben so entfalten, wie es in unserm gemeinsamen Interesse wünschenswert wäre. Ich bedaure dies vielleicht noch mehr als Sie selbst, und ich gebe mich dem Glauben hin, daß das Aufhören unserer geschäftlichen Beziehungen in keiner Weise die Fortsetzung unseres gesellschaftlichen Verkehrs stören wird, von dem ich, für meinen Teil, viel Freude und großen geistigen Vorteil gehabt habe."

Der Anlaß, aus dem Nobel den türkischen Diplomaten anstellte, war Exzellenz Lewenhaupts Empfehlung sowie sein eigener Wunsch,

Aristarchi aus einer vorübergehenden Verlegenheit zu helfen. Einen passenden Posten für ihn hatte er nicht gefunden, weil Aristarchi in allen technischen Fragen gänzlich unbewandert war. So verfiel Nobel auf die Friedenspropaganda und schrieb ihm den obenerwähnten Brief. Bei ihrer ersten Begegnung lenkte indessen Aristarchi seine Aufmerksamkeit darauf, daß die Großmächte sicher nicht auf den von Nobel vorgeschlagenen Aufschub des Ausbruches der Feindseligkeiten eingehen würden, weil die Macht, die in einigen wenigen Tagen mobilisieren könnte, damit auf ihren größten Vorteil verzichtete, während ein Gegner, der dazu vielleicht Monate brauchte, unterdessen rüsten könnte. „Ich sah", schreibt Nobel, „die Stärke dieses Arguments sofort ein und interessierte mich daraufhin nur noch insoweit für die Frage, als ich die Tätigkeit der Friedenskongresse verfolgen wollte. Aber M. Aristarchis Gesichtspunkt war dem meinigen ganz entgegengesetzt, und das sagte ich ihm auch ganz offen. Er riet mir, eine besondere Zeitung für Friedenspropaganda zu gründen, aber ich antwortete ihm, daß ich mein Geld ebensogut zum Fenster hinauswerfen könnte. Ich sah nun ein, daß ich für M. Aristarchi keine weitere Verwendung hätte. Da aber gemeinsame Freunde sich mehrmals für ihn verwendet hatten, wollte ich ihn nicht gänzlich enttäuschen und suchte daher nach einem anderen Ausweg, sein Können und seine Intelligenz zu verwerten. Ich schlug ihm also eine versuchsweise Anstellung auf ein Jahr vor und hatte die Feinfühligkeit, daß ich mich für diese Zeit band, während er vollständig ungebunden blieb. Auf diese Bedingungen ging er ein und bekam seine 15 000 Frs."

Das ist Nobels Bericht über den Verlauf, dessen Wahrheit auch Aristarchi nicht leugnen konnte. Doch seine Verabschiedung bereitete dem Türken offenbar eine sehr unangenehme Überraschung. Er versuchte zuerst, sich an Nobels Edelmut zu wenden. Kurz nach Empfang des Nobelschen Briefes vom 5. September hatte er seiner Behauptung nach ein glänzendes Angebot vom Sultan erhalten, wieder in den diplomatischen Dienst zu treten. Aber im Vertrauen auf Nobels Hilfe habe er das Angebot nicht nur abgeschlagen, sondern dies mit solchen Ausdrücken getan, daß es in Zukunft unmöglich wäre. Als Nobel und er sich einige Wochen darauf getroffen hätten, habe er mit Schmerzen erfahren, daß es sich nur um eine vorübergehende Anstellung auf ein Jahr handle, aber aus Feingefühl habe er seine Enttäuschung verborgen, da es ja nicht angebracht gewesen wäre, ein Zusammenarbeiten mit einer Kontroverse einzuleiten, und hätte deswegen von dem Angebot des Sultans nichts erwähnt. Er sei daher jetzt aus allen Wolken gefallen.

Es dürfte Nobel zu verzeihen sein, daß er an diese Geschichte nicht glaubte. Aber jetzt waren ihm die Augen über Aristarchis wirklichen Charakter aufgegangen, und er antwortete daher kalt abweisend: „J'ai fait loyalement l'essai d'un an et je ne trouve pas que vous avez fait

avancer d'un pas la question. Je ne sache pas qu'un seul article, émanant de vous et traitant de cette matière, ait paru dans un journal quelconque. Je ne sache pas non plus que vous ayez converti à la cause que prêche Madame de Suttner un seul personnage de quelque importance. Il est vrai que vous fûtes d'avis de procéder tout autrement et qu'il fallait avant tout fonder un organe spécial de publicité. Vous exprimiez dès le début cette manière de penser et nous trouvâmes, sur ce point, en complet désaccord. Si j'avais eu la moindre foi dans ce moyen de propagande, c'est plutôt à Madame Suttner, qui rédige un journal de ce genre, que je me serais adressé. Mais à mon avis, cela ne mènerait à rien de mieux qu'à dépenser de l'argent en pure perte. De notre temps, les Parlements, et même les Gouvernements, sont beaucoup plus enclins, que ne le sont les masses, à accepter l'idée d'un tribunal d'arbitrage et ce n'est que de ce côté qu'on pourrait utilement agir. C'est dans cette direction que j'avais espéré voir vos efforts dirigés. Votre d'envisager cette question fut, dès le début, si divergeante que nos pourparlers eurent dû s'arreter là. Mais sachant par nos amis communs que vous n'étiez pas à ce moment dans une situation de fortune très brillante, je cherchai, dans d'autres occupations, le moyen de vous être utile. Mais j'eus soin de vous déclarer que ce serait à titre d'essai et pour un an. Voyant par la suite combien peu j'eus occasion d'avoir recours à vos lumières, vous ne pouviez, ce me semble, penser qu'une situation si anormale pourrait se prolonger au delà de la limite consentie."

„Ich habe es ein Jahr lang ehrlich versucht und finde nicht, daß Sie die Frage einen Schritt weitergebracht hätten. Ich weiß von keinem einzigen Artikel von Ihnen über diesen Gegenstand, der in irgendeiner Zeitung erschienen wäre. Ich weiß von keiner einzigen einigermaßen wichtigen Persönlichkeit, die Sie zu der Sache, die Frau von Suttner verficht, bekehrt hätten. Es ist richtig, daß Sie der Ansicht waren, man müsse anders vorgehen, und die Hauptsache sei, ein eigenes Organ zu gründen. Sie haben von Anfang an Ihrer Auffassung Ausdruck gegeben, und in dem Punkt waren wir ganz verschiedener Meinung. Wenn ich das geringste Zutrauen zu diesem Propagandamittel hätte, hätte ich mich eher an Frau v. Suttner gewandt, die eine derartige Zeitung redigiert. Aber nach meiner Meinung käme dabei nichts heraus, als daß man zwecklos Geld verschleuderte. Heutigestags sind die Parlamente, ja sogar die Regierungen, sehr viel geneigter als die Massen, die Idee eines Schiedsgerichtshofes anzunehmen, und man könnte also nur nach dieser Seite hin erfolgreich wirken. Ich hatte gehofft, daß Sie in dieser Richtung Anstrengungen machen würden. Unsere Ansichten über diese Fragen waren von Anfang an so verschieden, daß wir unsere Verhandlungen gleich hätten abbrechen sollen. Doch da ich von unseren gemeinsamen Freunden wußte, daß Sie augenblicklich in keiner sehr guten Vermögenslage waren, versuchte ich, Ihnen durch anderweitige

eschäftigung nützlich zu sein. Aber ich habe darauf geachtet, Ihnen leich zu erklären, daß es ein Versuch für ein Jahr sei. Als es sich dann rausstellte, wie wenig Gelegenheit ich hatte, Ihre Geistesgaben in nspruch zu nehmen, konnten Sie, wie es mir scheint, nicht annehmen, aß eine so anormale Situation über die vorgesehene Grenze hinaus auern würde."

Der Brief schließt mit der bitteren Betrachtung: „S'il y a un conseil ue je voudrais donner à mes amis, c'est de ne jamais pratiquer obligeance. Chaque fois que je m'adonne à ce funeste penchant, je e fais un ennemi de plus. Cela fonctionne aussi régulièrement qu'une orlogerie. La faute en est certainement à moi et je tâcherai de me rriger."

„Wenn ich meinen Freunden einen Rat geben wollte, wäre es der, iemals jemandem einen Gefallen zu tun. Jedesmal, wenn ich dieser verängnisvollen Neigung nachgebe, mache ich mir einen Feind mehr. as funktioniert so regelmäßig wie ein Uhrwerk. Es ist sicher mein ehler, und ich werde versuchen, mich zu bessern."

Aristarchi war indessen zäh. Er schlug Nobel erst vor, ihren Streit r ein Schiedsgericht zu bringen, und als Nobel diese Zumutung natürch ablehnte, drohte er ihm mit dem Gericht. Mit dieser leeren rohung war der Briefwechsel zwischen ihnen zu Ende. Für Nobel atte er eine Enttäuschung gebracht, die er zu den vielen legte, die schon hatte erfahren müssen. Für uns jedoch ist dieser Briefwechsel n großem Interesse, weil Nobel darin Gelegenheit hatte, seine eigene uffassung der Friedensfrage zu entwickeln, und deswegen haben wir für nötig gehalten, hier nicht nur zu referieren, sondern seine eigenen orte anzuführen. Aus diesen geht jedenfalls hervor, daß er sich r Friedenspropaganda seiner Zeit und nicht zum mindesten der ertha von Suttners gegenüber sehr skeptisch verhielt.

Seine Schwärmerei für den Frieden gab er wegen des unbehaglichen termezzos mit Aristarchi keineswegs auf, und im Jahre vor seinem ode schrieb er an Hjalmar Nobel einige Briefe, die sehr bezeichnend ir seinen Idealismus und seine praktische Auffassung sind. Er dachte ämlich damals daran, womöglich die Aktienmajorität von „Aftonadet" aufzukaufen, und bat seinen Neffen, vorsichtig das Terrain u sondieren. Hjalmar Nobel vermutete, der Onkel wolle ein Organ ir seine auch in Schweden umfassenden industriellen Interessen haben. ber Alfred Nobel antwortete: „Du glaubst, ich hätte die Absicht, uf die Kredit- und Bestellungsfrage einzuwirken. Eine Zeitung in einen Händen würde dagegen eher Opposition machen. Es ist eine igentümlichkeit von mir, meine Privatinteressen nie in Betracht zu ehen. Mein Standpunkt als Zeitungsbesitzer wäre folgender: Rüstunen und anderen Überlieferungen aus dem Mittelalter entgegenzuwirken, er dafür einzutreten, daß, wenn sie doch gemacht werden, die Herellung im Inlande geschieht; denn wenn es einen Industriezweig gibt,

der gar nicht auf Einfuhr vom Auslande beruhen darf, dann ist es wohl unbedingt die Rüstungsindustrie. Und da es in Schweden Waffenfabriken gibt, wäre es sowohl jämmerlich als lächerlich, sie nicht aufrechtzuerhalten. Ich will ganz einfach eine Zeitung haben, um der Redaktion eine sehr liberale Tendenz einzublasen oder einzutrichtern. Der Sauerteig ist da — den braucht man nicht in einem Lande zu suchen, wo die Intelligenz des Volkes 500 Prozent der Staatsordnung voraus ist."

Dieser Brief wurde am 7. Dezember 1895 geschrieben. Nur wenige Tage vorher, am 27. November, hatte er sein Testament unterzeichnet, in dem er, wie bekannt, einen Teil seines Vermögens für einen Preis bestimmte, „für den, der am meisten und besten für die Verbrüderung der Völker gewirkt hat, für die Abschaffung oder Verminderung der stehenden Heere sowie für die Bildung und Verbreitung von Friedenskongressen". Der Gedanke des ewigen Friedens war also der Traum, der ihm bis zuletzt folgte.

(Aus dem im Verlage Paul List demnächst erscheinenden Buche: *Nobel,* Dynamit, Petroleum, Pazifismus. Herausgegeben von R. Sohlmann und Prof. Dr. Schück.)

Ein Vorschlag zur parlamentarischen Zusammenarbeit zwischen Frankreich und Deutschland.

Von *Jean Montigny,*
Deputierter, Mitglied des deutsch-französischen Ausschusses in der französischen Kammer.

Ende Juni dieses Jahres hatte ich bei meiner Anwesenheit in Berlin die Gelegenheit, mich mit der Chefredakteurin von „Nord und Süd" über den Zweck meiner Reise zu unterhalten, die mich nach Berlin geführt hatte. Sie interessierte sich für meinen Plan und bat mich, von der Tribüne ihrer Zeitschrift die Ideen und Wünsche der neuen Gruppe auseinanderzusetzen, die sich im Schoße des französischen Parlamentes gebildet hat, um auf eine objektive Weise die deutsch-französischen Probleme zu studieren, und als deren Delegierter ich nach Deutschland gekommen war. Eine Anzahl von Abgeordneten hat seit dem Zusammentritt der neuen Kammer die Schaffung eines solchen Organismus für notwendig gehalten. Der frühere Minister für öffentliche Arbeiten, Le Trocquer, der einer Mittelpartei des Parlamentes angehört, hat liebenswürdigerweise den Vorsitz dieses Ausschusses übernommen, und seine Persönlichkeit hat sofort eine Anzahl von Parlamentariern angezogen, die man absichtlich beschränkte und in gleicher Weise auf die Parteien der Linken und die gemäßigten Parteien verteilte. Die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Fragen, die zwischen Frankreich und Deutschland aufgeworfen sind, wurden neu geordnet und den entsprechenden Berichterstattern zugeteilt, die sich verpflichtet haben, bei dem Zusammentritt der Kammer im Herbst ihre Berichte und wenn möglich positive Schlußfolgerungen zu unterbreiten. Um ein Maximum an Objektivität zu sichern, haben wir für die Behandlung jeder Frage Vertreter verschiedener Parteien gewählt.

Man weiß, wie wichtig und kompliziert die Probleme sind, die sich im Laufe der kommenden Arbeitsjahre zwischen den beiden Völkern ergeben werden. Wir halten es für richtig, daß einige Sachverständige in jeder Partei sie schon im vorhinein vorzubereiten beginnen. Minister Briand hat, als er das Honorarpräsidium unserer kleinen Gruppe übernahm, damit den uns leitenden Gedanken gebilligt.

Wir sind jedoch der Ansicht, daß es nach der Präzisierung unserer Gesichtspunkte und der Herstellung einer Übereinstimmung zwischen den französischen Parteien nützlich wäre, unsere Ansichten mit dem von Deutschland vertretenen Standpunkt zu vergleichen.

Im Laufe der letzten Parlamentsperiode hat sich eine französisch-polnische Gruppe in der französischen Kammer gebildet, der die Bildung einer polnisch-französischen Gruppe im Warschauer Sejm entsprach. Es fand ein Austausch von Delegationen statt. Warum sollte sich nicht dasselbe bei den beiden rheinischen Völkern verwirklichen lassen? Herr Le Trocquer und meine Kollegen haben mich beauftragt, in Berlin den Vertretern der deutschen Parteien die Gründe darzulegen, die zur Gründung unseres Studienkomitees geführt haben, damit sie sich darüber klar werden, ob es opportun wäre, ein ähnliches Komitee im Reichstag ins Leben zu rufen.

Ich kenne die Einwände, die sich gegen solche Vorschläge erheben. „Es gibt schon zu viele internationale Annäherungsorgane," sagt man uns. „Aber gerade die internationalen Organisationen müssen es vermeiden, sich mit den französischen und deutschen Schwierigkeiten zu beschäftigen, umso mehr, als die volle Öffentlichkeit der Verhandlungen, die Tragweite der Kundgebungen durch die Betonung der allzu großen Meinungsverschiedenheiten das unternommene Werk der Versöhnung einem Fehlschlag aussetzen würden. Deshalb müssen sich diese so nützlichen Organisationen auf ihr eigenes Gebiet beschränken, sich mit einer sehr vorsichtigen Tagesordnung begnügen und dürfen die brennenden Tagesfragen nur in akademischen Diskussionen behandeln. Dagegen können sich zahlenmäßig beschränkte Gruppen, die in aller Stille arbeiten und sich keine solche Zurückhaltung aufzuerlegen brauchen, an die Bearbeitung der dornigsten Probleme heranwagen."

„Ist nicht die Möglichkeit zu befürchten, daß diese parlamentarischen Ausschüsse, die keine unmittelbare Verantwortung tragen, durch das Aufgreifen der schwierigen Fragen ihre Regierung und ihre Diplomaten mehr stören, als sie sie in ihrer Arbeit fördern würden?".

„Man wird sich ohne Zweifel um einen engeren Kontakt zwischen den Ministerien und den verantwortlichen Ämtern bemühen müssen. Übrigens wirkt sich die von uns festgesetzte Methode, die im Schoße jeder Gruppe Männer verschiedener Parteien vereinigt, und daher schon im vorhinein die kritischen Stimmen vorwegnimmt und Kompromisse herbeiführt, auf eine solche Weise aus, daß die Gefahren der Unbesonnenheiten vermieden werden, bevor man zu Unterredungen mit der fremden Gruppe schreitet."

Es kommen noch die Vorteile des persönlichen Kontaktes hinzu, der Privatgespräche Auge ins Auge, der Untersuchungen an Ort und Stelle, die uns mit der Wirklichkeit in direkte Beziehung setzen, und die nicht zu schätzen sind.

Einer der belehrbarsten Politiker unseres Landes, der einen Landsmann verhindern wollte, an Ort und Stelle ein Problem der Außenpolitik zu studieren, sagte ihm, daß er „nach dem Überschreiten der Landesgrenze sein ganze Objektivität verlieren würde".

Solche Vorurteile haben uns mit unfehlbarem Erfolg die ewige Wiederkehr der Mißverständnisse, der Konflikte, der Kriege gebracht. Man verliert wirklich nichts, wenn man versuchsweise andere Methoden aufgreift.

Als ich nach Berlin kam, näherten sich die Verhandlungen, die zur Ernennung des Reichskanzlers Müller führten, ihrem Ende. Die Kommissionen des Reichstages waren noch nicht ernannt worden, die einzelnen Fraktionen waren mit den brennenden Regierungsfragen beschäftigt. Es war unmöglich, in dieser Epoche eine interfraktionelle, der unseren ähnliche Gruppe zu bilden.

Aber die Ergebnisse meiner Vorbesprechungen waren sehr ermutigend. Ich konnte mit den maßgebenden Vertretern fast jeder Partei Fühlung gewinnen. Ich konnte überall ein Interesse an der französischen Initiative feststellen sowie auch den Wunsch und die Hoffnung der Bildung einer interfraktionellen Gruppe anläßlich des Zusammentritts des Reichstages im Herbst dieses Jahres.

Ich hoffe ebenso zuversichtlich, daß die so wichtige prinzipielle Zustimmung, die ich fand, zu der baldigen Bildung eines solchen Ausschusses führen wird. In solchem Falle kann man hoffen, daß eine Zusammenkunft der beiden Gruppen sich schnell organisieren lassen wird. Viele meiner französischen Kollegen, die noch nicht die Gelegenheit hatten, nach Berlin zu kommen, wären sicherlich glücklich, sich an Ort und Stelle über die öffentliche Meinung in Deutschland und ihre Stellungnahme zu den schwierigen schwebenden Fragen orientieren zu können. Der direkte Kontakt mit unseren Landsleuten, die seit langen Jahren in Berlin ansässig sind, kann dem Fortschritt einer Friedenspolitik nur günstig sein.

Ich hoffe daher, sehr bald von den maßgebenden politischen Persönlichkeiten, die sich für das Projekt einer deutschen parlamentarischen Gruppe, die das Ziel einer objektiven Prüfung der deutsch-französischen Fragen verfolgt, interessiert haben, zu hören, daß ihre Bemühungen von Erfolg begleitet waren, und ich möchte den Winter 1928/1929 nicht vergehen sehen, ohne daß die Delegationen der beiden Gruppen sich an den Ufern der Spree und der Seine vereinigt und zur Politik der Annäherung zwischen den beiden Völkern ihren mühevollen und wirksamen Beitrag beigesteuert haben.

Vom Salzburger Juristentage.

Von *Eugen Schiffer,* Reichsminister a. D.

Der Deutsche Juristentag wurde im Jahre 1860 gegründet, also noch zur Zeit des Deutschen Bundes, der Österreich mit umfaßte. Deshalb gehörten ihm von Anfang an die österreichischen Juristen ebenso an wie die aller anderen deutschen Bundesstaaten. Das Verhältnis änderte sich auch nicht, als Österreich aus Deutschland ausschied. So blieb der Deutsche Juristentag eines der wenigen Bänder zwischen den Deutschen im Reich und in Österreich, die von dem Scherenschnitt des Jahres 1866 verschont wurden. Dieser Tatsache war man sich auf beiden Seiten durchaus bewußt. Die Tagungen des Deutschen Juristentages erschöpften sich niemals im bloß Juristischen; der Deutsche Juristentag war niemals ein bloßer Juristentag, sondern auch ein deutscher Tag.

Sehr deutlich trat dies bei denjenigen Tagungen hervor, die auf österreichischem Boden stattfanden: 1862 in Wien, 1876 in Salzburg, 1904 in Innsbruck, 1912 in Wien und in den Septembertagen dieses Jahres abermals in Salzburg. Stets wurde die Einheit des deutschen Volkstums gegenüber seiner staatlichen Zerrissenheit betont und aus ihr die satzungsgemäße Forderung nach der ihr entsprechenden Rechtseinheit hergeleitet; stets die nationale Note angeschlagen und mit Begeisterung aufgenommen. Der Grundton ist stets derselbe, heut wie ehedem. Aber die Klangfarbe ist heut eine andere als früher. Man braucht sich nur der Resignation zu erinnern, mit der Joseph Unger den Juristentag bei seiner zweiten Wiener Zusammenkunft begrüßte, und sie mit der kühnen und zukunftssicheren Sprache zu vergleichen, die Reichsjustizminister Koch-Weser in Salzburg führte, um den Unterschied der Zeit zu ermessen. Mit Wehmut gedachte damals Unger der Vergangenheit, in der Österreich die Präsidialmacht am Bundestag in Frankfurt a. M. ausübte, mit Schmerz des tragischen Bruderkampfs, durch den es aus Deutschland hinausgedrängt wurde, mit Trauer der Verlassenheit der aus dem deutschen Mutterboden gerissenen österreichischen Deutschen und mit Ergebung des auf den böhmischen Schlachtfeldern ergangenen Gottesurteils, gegen das es keine Wiederherstellung des vorigen Zu-

andes gebe. Wie anders, wenn jetzt Koch die Forderung des Selbst-
stimmungsrechts der Völker erhebt und in erster Reihe für die öster-
ichischen Brüder geltend macht! „Es ist ein Augenblick gekommen,
o auch die Juristen Geschichte machen können — sie sollten ihn nicht
ersäumen!“ Das schöne Wort Franz Kleins tönt uns in den Ohren, wie
ich seine Gestalt uns gerade bei dieser Tagung lebendig vor Augen
and.

Immerhin war dafür gesorgt, daß auf ihr neben dem Nationalen das
ristische nicht zu kurz kam. Wie gewöhnlich war die juristische
peisekarte beinahe überreich besetzt. Die Tagesordnung verhieß und
erlangte Erörterungen über den Ehescheidungsprozeß und die Haft-
licht im Eisen- und Straßenbahn-, Kraft- und Luftfahrzeugverkehr,
ber die Hauptziele einer Reform des Strafverfahrens und die Vorbil-
ung und Berufslaufbahn der Organe der Strafrechtspflege, über die
bertragung der Justiz auf das Reich und die Grundsätze bei Bewilli-
ung der Einnahmen und Ausgaben für die Haushalte des Reichs und
r Länder, über die Vereinheitlichung der deutschen und österreichi-
hen Kartellgesetzgebung und den strafrechtlichen Schutz der Arbeiter-
aft. Da die vier Abteilungen, die diesen Riesenstoff unter sich verteilt
tten, gleichzeitig tagten, wurde manchem die Wahl schwer, wo er
inen Wissenshunger befriedigen sollte. Ganz besonders trat dieser
onflikt, der durch einen embarras de richesse hervorgerufen wurde, bei
n beiden Themen hervor, mit deren Behandlung die erste und zweite
bteilung ihre Tagung begannen. Jene hatte die Frage zu beantworten,
sich eine grundsätzliche Änderung in der Behandlung von Ehestreit-
chen nach Zuständigkeit und Verfahren empfehle, während diese mit
m Problem befaßt war, ob Interessen der Rechtspflege es notwendig
achen, das gesamte Justizwesen auf das Reich zu übertragen. Schließ-
ch erfolgte unter den Teilnehmern eine Art Sonderung nach dem Ge-
hlecht, indem das Gros der anwesenden Damen, Juristinnen, Juristen-
ttinnen und Juristentöchter sich, dem Zuge ihres Herzens folgend, für
s Eherecht entschied.

Sie kamen freilich nicht ganz auf ihre Kosten. Denn ihr Herz zog
e in Wahrheit nicht sowohl zu der prozessualen Behandlung als zu der
ateriellen Neuregelung der Ehestreitigkeiten, durch Ausdehnung der
hescheidungsgründe; und diese Seite der Angelegenheit war durch die
äzise Art der Fragestellung von der Besprechung ausgeschlossen. Ein
ersuch, sie trotzdem herbeizuführen, scheiterte. Aber der Zusammen-
ng zwischen materiellem und formellem Recht ließ sich nicht völlig
nterdrücken und setzte sich an anderer Stelle durch. Man war sich
ber die Mängel des gegenwärtigen Verfahrens in Ehesachen durchaus
nig und verschloß sich der Erkenntnis ihrer Schwere nicht. Man be-
agte die übermäßige Länge der Prozesse, die zur materiellen und
elischen Erschöpfung der Beteiligten führe, unsagbaren Schmutz auf-
irble und namenlosen Haß erzeuge und einer absichtlichen Ver-

schleppung Tür und Tor öffne; die Zersplitterung des Verfahrens, das sich sehr leicht in einen Rattenkönig von einstweiligen Verfügungen wegen der Kinder, des Unterhalts, der Wohnung, des Getrenntlebens u. a. m. auflöse, wobei die Verschiedenheit des Gerichtsstandes noch besondere Hemmungen und Weiterungen erzeuge; die aus der Massenhaftigkeit solcher Prozesse trotz ihrer in den meisten Fällen offensichtlichen rechtlichen Unerheblichkeit sich ergebende Überlastung des Reichsgerichts; und schließlich die unwürdige Komödie, die vielfach mit erdichteten Tatbeständen unter Mitwirkung der Anwaltschaft und Connivenz der Gerichte zur Umgehung des Gesetzes aufgeführt werden. Trotzdem lehnte man es ab, eine grundsätzliche Änderung des Verfahrens in Vorschlag zu bringen. Dabei mochte zunächst der Gedanke mitspielen, daß man mit dem Worte „grundsätzlich" wegen seiner Unbestimmtheit und Vieldeutigkeit überhaupt vorsichtig umgehen müsse. Die anwesenden Frauen lächelten schmerzlich, als sie an den Artikel 109 der Reichsverfassung dachten, der den Männern und Frauen grundsätzlich dieselben staatsbürgerlichen Rechte und Pflichten gewährt, aber von den Männern und Frauen sehr verschieden ausgelegt wird: die Frauen glauben, daß er ihnen die Gleichberechtigung überall gewährt, wo sie nicht durch zwingende natürliche Umstände ausgeschlossen ist, während die Männer oder doch viele Männer der Ansicht sind, daß die Gleichberechtigung eben nur grundsätzlich zugesichert und jeder Einzelfall daraufhin zu prüfen sei, ob sie auch praktisch anerkannt werden müsse. Maßgebend aber war die Überlegung, daß, solange das materielle Eherecht in der Schwebe und die Möglichkeit seiner Änderung, besonders durch eine mehr oder minder weitgehende Ausdehnung des Zerrüttungsprinzips vorhanden sei, eine endgültige Stellungnahme zu einer Änderung des Prozeßverfahrens untunlich erscheine. So errang das materielle Recht zwar keinen positiven Erfolg, machte sich aber wenigstens negativ geltend.

Indes war es die Rücksicht auf das materielle Eherecht nicht allein, die von einer endgültigen Antwort auf die gestellte Frage abhielt. Ein zweiter Gesichtspunkt kam hinzu: der Ausblick auf eine allgemeine Justizreform mit dem Ziele eines Justizabbaus, einer Verminderung der Richterzahl behufs äußerer und innerer Hebung der Richterpersönlichkeit. Auch in der Justiz soll die Quantität durch die Qualität ersetzt werden. Zu einem solchen Programm hatte sich soeben erst der Reichsjustizminister in seiner Eingangsrede mit Nachdruck bekannt. Der Beschluß des Juristentages bringt nun zum Ausdruck, daß er die Inangriffnahme der Reform erwarte, gerade deshalb aber wiederum außerstande sei, schon jetzt eine Frage zu entscheiden, die mit der Person des Richters auf das engste verknüpft sei. Das konnte er in der Tat umso weniger, als es bei den Richtungen, in denen eine Abänderung des Verfahrens in Ehesachen überhaupt erfolgen könnte, zum Teil gerade auf die Persönlichkeit des Richters wesentlich ankommt. Man

hat angeregt, dieses Verfahren aus dem Prozeß ganz herauszunehmen und einer elasterischeren Behandlung zuzuführen, die sich in freieren Formen, nach Art des Verfahrens der freiwilligen Gerichtsbarkeit, abspielen könnte. Eine solche Prozedur, für die sich insbesondere auch der Reichsgerichtspräsident Dr. Simons sehr lebhaft ausgesprochen hat, setzt nun aber Richter voraus, in denen mit der juristischen Technik das rein Menschliche sich zu höchster Harmonie paart. In diesem Sinne wird die Fähigkeit zum Richteramt nicht schon, wie es im Gerichtsverfassungsgesetz heißt, durch die Ablegung zweier Prüfungen erlangt. Man muß also erst die grundsätzliche Umgestaltung der Justiz abwarten, ehe man ihren eherechtlichen Teil grundsätzlich reformiert. Das gestehen selbst die eifrigsten Verfechter einer solchen Reform zu und verlangen erst recht diejenigen, die, wie die Mehrheit auf dem Juristentage, ihr vorläufig überhaupt noch wenig geneigt sind und es vorziehen, das Ehescheidungsverfahren im Rahmen eines modifizierten Prozesses, vor allem unter voller Aufrechterhaltung des Anwaltzwanges, zu belassen. Diese Mehrheit wollte auch von der Heranziehung des Laienelements nichts wissen, lehnte nach hartem Kampf die Einführung von Eheschöffen ab und begnügte sich mit einer Verstärkung der Stellung des aus dem Prozeßkollegium zu entnehmenden Einzelrichters, um wenigstens vorläufig etwas zur Abhilfe der gegenwärtigen Mißstände zu tun.

Die Meinungsverschiedenheiten waren also recht erheblich. Aber vielleicht war es der sittigende und sänftigende Einfluß der anwesenden, sich übrigens an der Diskussion lebhaft beteiligenden Weiblichkeit, der es zuwege brachte, daß die Gegensätze sich ruhig und rein sachlich äußerten. Weit stürmischer ging es in dem Ausschuß zu, der sich mit der Übertragung der Justiz auf das Reich befaßte. Der Streit um diesen Punkt erhitzte die Gemüter so sehr, daß einer der Referenten eine Entgleisung erlitt, die umso peinlicher wirkte, als es der höchste bayerische Richter war, dem sie zustieß. Sie mag dazu beigetragen haben, daß der Beifall, der in der Plenarversammlung der Verkündung des Abstimmungsergebnisses folgte, zu demonstrativer Stärke anschwoll. Dieses Ergebnis war die Bejahung der gestellten Frage mit 92 gegen 64 Stimmen. Sie war, nachdem schon der Vorstand des Deutschen Richtervereins sich in gleichem Sinne ausgesprochen hatte, vorauszusehen; und sie wird, wenn auch gemäß der Fragestellung nur vom Standpunkt der Interessen des Rechts aus ergangen, doch auch der politischen Wirkung nicht ermangeln. Wenn aber diese Wirkung sich in gesunder, insbesondere auch die Justiz selbst fördernder Weise betätigen soll, so muß man sich davor hüten, das Problem der Schaffung einer Reichsjustiz mehr als unbedingt notwendig zu politisieren. Sie sollte in der Hauptsache ein Teil der Justizreform im ganzen und ein Mittel zu ihrer Durchführung sein und in dieser Zweckbestimmung frei von jeder politischen Nebenabsicht ihre Stütze finden. Vortrefflich hat Kahl diesen

Gedanken zum Ausdruck gebracht: „Dringend widerrate ich die Verbindung mit den Plänen und Maßnahmen der allgemeinen Reichsreform. Und zwar aus dem tiefsten und innerlichsten Grunde, daß es sich bei dem Einheitsproblem der Reichsjustiz in Wahrheit nicht um einen Streitgegenstand des Unitarismus und Föderalismus handelt, vielmehr ganz unabhängig von den Formen des Einheits- oder Bundesstaates und den mehr oder minder zentralistischen Variationen des letzteren um eine rein in der Natur der Sache, im Wesen des Rechts, in der Funktion der Rechtspflege selbst begründete Forderung. Die Tendenz ist nicht, durch Einziehung der Länderjustiz ein auf dem Wege zum begehrten Einheitsstaat oder möglichst unitaristisch einzurichtenden Bundesstaat gelegenes Hindernis zu beseitigen. Tendenz ist einzig und allein, der Justiz in allen ihren Verzweigungen das einheitliche rechtliche Fundament zu geben, auf dem sie notwendig fußen muß, soll sie ihres Amtes in Kraft und Majestät walten können."

Viele Stunden währten die Diskussionen über diese und alle die anderen schwierigen und bedeutsamen Fragen, die das Juristenparlament beschäftigten; und viel Scharfsinn und Wissen, viel Pathos und Dialektik, viel Redekunst und forensische Geschicklichkeit wurde auf ihre Beantwortung verwandt. Wenn aber dann die Richter und die Professoren, die Staatsanwälte und die Rechtsanwälte, die Deutschen und die Österreicher mit heißen Köpfen aus den heißen Sälen heraustraten, dann rauschte ihnen in unveränderter und unveräußerlicher Kraft und Schönheit unten die Salzach, leuchteten ihnen drüben die Berge entgegen, und im Mirabellgarten schwang sich das Flügelroß empor, noch immer machtvoll und stolz, obgleich Bubenhände es verstümmelt haben.

Der Frieden durch die Schule.

Von Dr. *Guerlin de Guer,*
Professor an der Universität Lille.

Als junger Student habe ich Deutschland gut gekannt, bin viel im malerischen Harz gereist, hielt mich zwei Monate im romantischen Thüringer Wald in Eisenach auf, wo ich das deutsche Familienleben in dem gemütlichen Hause eines Oberpfarrers kennen lernte, und ließ mich dann an der Universität Halle immatrikulieren. Ich bewahre noch viele und angenehme Erinnerungen an diese Studentenjahre, an das Seminar für romanische Philologie des berühmten Professors Hermann Suchier und die Vorlesungen des jungen Privatdozenten Dr. Wechssler, der heute Professor der Berliner Universität ist. Als Student bin ich mit Bedauern von Deutschland geschieden, und erst im April 1928 war es mir bestimmt, zurückzukommen. Während des Krieges, vom 1. Dezember 1914 bis 1. Oktober 1918, habe ich in den Sälen der Universität Lille, der ich die Ehre habe, heute anzugehören, Grammatik gelehrt. Als Sendbote guten Willens kam ich nach Deutschland und war mir bewußt, daß ich auch Menschen guten Willens finden würde. Denn unsere Zeit kennt nur eine Forderung, die uns allen gestellt ist: wir haben alle die Pflicht, an der Organisierung des Friedens zu arbeiten.

Es ist weder meine Absicht noch auch meine Mission, zu überprüfen, inwieweit der Friede gut oder vollkommen ist. Er ist eben, wie er ist. Aber ich halte es für nötig festzustellen, daß — ist auch das Werk der Diplomaten beendet — die Arbeit der übrigen Menschen kaum erst begonnen hat, und obwohl der Frieden in den Verträgen steht, ist er noch nicht in die Herzen, noch lange nicht in alle Herzen eingegraben.

Und wie sollte es auch anders sein?

Während mehr als vier schmerzensreicher Jahre war ganz Europa, ja eine ganze leidende Welt, nicht nur von der Stimme der Kanonen, sondern auch von der Stimme der Zwietracht beherrscht. Alle Leidenschaften waren entfesselt. Der Haß, dieser Haß, aus dem man —

um mit dem Philosophen Herbert Spencer zu reden — eine Religio gemacht hat, der Haß, blind zugleich und schlechter Ratgeber, ha Gräben gezogen, diese verwünschten, zweifach menschenmörderische Schützengräben, hat die Schläge bei Millionen Menschen geführt un ließ die Einen sich wütend auf die Andern werfen.

Bei diesem Gedanken kommen mir die schönen Verse unsere großen Dichters Leconte de Lisle ins Gedächtnis, die ich anführe möchte.

So wie die Flut ans Felsengestade prallt,
Stürzen sie alle in wilden, heulenden Horden,
Trunken und keuchend ins große ziellose Morden,
Kugeldurchlöchert, zu massigen Wirbeln geballt.
Vorwärts vom Morgen bis Abend im Sonnenbrand
Immer nur vorwärts durch Feld und Weingerank,
Schwankend in dunklen Kolonnen die Wege entlang,
Nieder sich werfend: ein furchtbares Menschenband.
Glühender Haß aus den Augen, im wilden Umarmen
Mischen sie Atem mit Atem und Blut mit Blut,
Schmettern die Kolben auf Schädel mit blinder Wut,
Stoßen in Kehlen das Eisen ohne Erbarmen.
Sieger, Besiegte, Soldaten jeglicher Art,
Zeigen sie alle das gleiche traurige Bild:
Blaß und geballt ihre Fäuste, das Auge wild.
Tausend und Tausend in Massengräber gescharrt.
Atemerstickend beklemmender Totengeruch,
Würgende Mordgier, mißachtend das höchste Gut,
Schlachten und sinnloses Morden aus Durst nach Blut:
Berge verstümmelter Leichen künden euch Fluch!

Dann, plötzlich, eines schönen Tages im November, wurde entschieden, daß das Spiel aus sei, daß man sich nicht weiter töten würde. Und die, welche solange Brust gegen Brust gekämpft hatten, machten — wie man sagt — „Kehrt euch“ und gingen nach Hause. Man konnte wahrlich nicht verlangen, daß sie sich den Bruderkuß geben sollten!

Europa war vorerst überbeschäftigt, seine Wunden zu heilen und langsam, mühselig (denn es war nach dem starken Blutverlust sehr schwach) seine materiellen Schäden gut zu machen. Es vergingen Tage, es vergingen Jahre, und je mehr man Distanz gewann — die das Nachdenken begünstigt —, desto mehr überlegte man die näheren und weiteren Auswirkungen dieser wahrhaftigen Folterung, die gerade die Edelsten und Stärksten hinwegfegte. Und man sah ein, daß es vielleicht besser sei, einer Wiederholung vorzubeugen, um einen Schiffbruch der gesamten menschlichen Kultur zu vermeiden. Und der Haß ist abgeklungen, die Leidenschaften haben sich gelegt.

Aber es genügte nicht zu überlegen; man mußte handeln. Es genügte nicht einmal, von der Höhe einer Tribüne aus — sei es auch die Tribüne des Völkerparlaments, sei es auch durch den Mund der größten Staatsmänner — der deutschen sowohl wie der unseren — Geschehenes zu bedauern, den Krieg zu verfluchen und die Friedenshymne anzustimmen, es handelte sich um nichts mehr oder weniger, als eine neue Ordnung zu schaffen, der Friedensidee zum Siege zu verhelfen durch das Recht und die Freundschaft, und ihre Prinzipien in der Tiefe des Geistes zu verankern, so fest, daß sie zur zweiten Natur werde!

Doch, was hat man auf diesem Gebiete geleistet und was bleibt noch zu tun übrig?

Auch hier hat man oft mehr gesprochen als gehandelt. Es wurde herrlich gesprochen — ohne Zweifel — mit Beredsamkeit und Überzeugung. Hervorragende Persönlichkeiten der Politik und Wissenschaften haben den Rhein — nach beiden Richtungen — überschritten, und ich verkenne nicht die große Tragweite dieser Höflichkeitsbesuche, deren einige die Gestalt eines Ereignisses angenommen haben. Von deutscher Seite war ein großer, mutiger Geist, der hervorragende Romanschriftsteller Heinrich Mann, vergangenen Winter in Paris der Gegenstand wiederholter Ovationen; und unsererseits hat der Präsident Herriot nicht den warmen und begeisterten Empfang durch die Frankfurter Bevölkerung vergessen. Ich muß auch anführen, daß unser großer lyrischer Dichter Paul Valéry in die Berliner Gesellschaft eingeführt wurde und daß in Berlin — unter Direktion des Professors Wechssler, dessen Namen ich schon erwähnt habe — französische Gelehrte und Literaten regelmäßig das Wort ergreifen.

Doch dies alles sind nur Festlichkeiten, und ich möchte, um meinen Gedanken genau auszudrücken, mich an den bemerkenswerten Artikel halten, der in der Dezember-Ausgabe von „Nord und Süd" erschienen und von dem Unterrichtsminister Herrn Dr. Becker verfaßt ist.

„Die Arbeit des Alltags halte ich für wichtiger als das Feiern von Festen, wenn ich auch die massenpsychologische Wirkung festlicher Veranstaltungen nicht unterschätzen möchte." Und einen Gedanken unseres gewesenen Ministers M. de Monzie aufgreifend, der auch zu den Menschen mit gutem Willen zählt, stellt Dr. Becker zuerst die Forderung auf, daß die intellektuelle Jugend der beiden Länder einander kennen lerne.

Diese Forderung des verehrten Dr. Becker ist bei uns lebhaft begrüßt worden; dieses Bedürfnis des Kennenlernes, von dem er sprach, ist auch von uns tief empfunden worden. Ich kam nach Deutschand, um darüber zu sprechen und die Anregungen der Universität von Lille vorzubringen, mit denen man mich beauftragt hat.

Von allen pazifistischen Methoden ist die sicherste die, welche uns an den Anfang des Aufbaus führt, und die wirksamste Tätigkeit ist

die Einflußnahme auf die Jugend, bevor sie von den Entartungen des Parteigeistes angesteckt ist.

Man muß ohne Zweifel bei unseren Kindern den Vaterlandskultus und die Liebe zur eigenen Nation pflegen, ja ich glaube, daß wir alle — abgesehen von einigen kranken Utopisten — die Notwendigkeit einsehen, in unseren Kindern eine nationale Seele zu entwickeln. Aber dieses edle Wort hat seinen eigentlichen Sinn geändert, oder vielmehr man hat sich daran gewöhnt, eine Nachsilbe daranzufügen, welche leider eine Verschlechterung des Begriffes ausdrückt: Das Wort „national" ist aus der Mode gekommen, man spricht es heute nur zu oft „nationalistisch" aus!

Wir müssen die erste dieser Richtungen ermutigen und die andere bekämpfen! Denn diese ist der unglückselige Abhang, der zu neuen Umwälzungen führt, zu weiterem nicht mehr gut zu machendem Unheil!

Ja, das Kind soll erzogen werden in Kenntnis seiner Pflichten; man soll ihm seine Verpflichtungen gegenüber seiner Familie, seinen Genossen, seinem Dorf oder seiner Stadt, seine Verpflichtungen gegenüber seinem Vaterlande beibringen. Aber man soll ihm außerdem das Bewußtsein geben, daß diese notwendige Zusammengehörigkeit nicht Halt machen kann noch darf an den nationalen Grenzen. (Denn zwischen den verschiedenen Völkern existiert ebenso wie zwischen den verschiedenen Gliedern ein und derselben Gesellschaft eine Gemeinsamkeit der Rechte und Pflichten. Die Kultur war eben und wird immer das gemeinsame Werk aller Völker bleiben. — Wenn wir daher die internationale Jugend vor den Entstellungen des Parteigeistes bewahren wollen, wenn wir sie in weitestem Sinne stärken wollen für ein gewissenhaftes Gesellschaftsleben, ihr eine Mentalität einpflanzen, die man heute als „europäisch" bezeichnet, so muß es unsere Aufgabe sein, uns — von einem Lande zum andern — besser kennen und gegenseitig schätzen zu lernen.

Überprüfen wir nun, was bereits in dieser Hinsicht von der einen sowohl wie von der anderen Seite unternommen wurde.

Man hat zuerst daran gedacht, den Kindern in den Büchern, welche in ihre Hände gelangen, nur die gesunde und reine geschichtliche Wahrheit zu bieten, geläutert von jeglichem tendenziösen Nationalismus. Unter den Ratschlägen des Unterkomitees der Fachleute der Internationalen Kommission für Intellektuelle Zusammenarbeit findet sich unter Nr. 13 folgender Absatz: „Die Direktionen der Unterrichtsanstalten werden gebeten, ihren Einfluß dahin geltend zu machen, daß die Schul-Lehrbücher im allgemeinen nicht in einer Weise verfaßt werden, welche geeignet ist, die Entwicklung des Versöhnungsgedankens und wechselseitiger Zusammenarbeit zu hindern." Und weiter: „Es ist wünschenswert, daß man in jedem Lande die Aufstachelung zum Fremdenhaß ausmerze und sich ein besseres Verständnis dessen, was die

Völker einander schulden, zu erlangen bemühe." *) Hier ist der Ausgangspunkt des Feldzuges, der seit vier Jahren gegen den „kriegerischen" Geist der Verfasser gewisser Schullehrbücher geführt wird. Unter den Anregern dieses mutigen Feldzuges muß man in erster Linie erwähnen: in Deutschland Dr. Kawerau, in Österreich Professor Brockhausen, in Frankreich Professor Prud'hommeau. Diese mutigen Arbeiter für internationale Verständigung haben den festen Vorsatz, den brudermörderischen Kämpfen ein Ende zu bereiten. Sie verlangen von denen, die den Krieg unmöglich machen wollen, daß sie ihre Kinder in der Kenntnis bürgerlicher und internationaler Unabhängigkeit in Achtung vor jedem menschlichen Wesen erziehen, sei es diesseits oder jenseits der Grenze, sei es am rechten oder linken Ufer des Rheins. Wir werden erst an jenem Tage die Kenntnis der tatsächlichen und gesamten Zusammenarbeit verwirklicht sehen, an welchem die Friedensidee auf dem Titelblatt aller Bücher in allen Schulen der Welt zu finden sein wird.

Man entwickelt den Geist der Zusammenarbeit, wenn man die direkten und indirekten Beziehungen zwischen Kindern verschiedener Nationen, zuerst benachbarter Nationen, schaffen hilft.

Unter indirekten Beziehungen verstehe ich in erster Linie die zwischen gleichen Klassen oder anderen Gruppen der Schulen unter Aufsicht der Lehrer oder anderer berufener Erzieher geführte Korrespondenz. Auf diesem letzteren Punkte möchte ich ebenso bestehen, wie dies auch das Unterkomitee der Sachverständigen in Genf getan hat. Tatsächlich darf man aber nur jene Schüler zur Korrespondenz zulassen, die schon vorgeschritten sind, oder zumindest nur ernste Schüler, die fähig sind, auch über andere Dinge Gedanken auszutauschen als Plattheiten über gutes und schlechtes Wetter. Ohne gerade aus unseren jungen Schülern Redner oder Politiker machen zu wollen, kann man sie doch dazu anhalten, sich ausführlich über ihre Spiele, ihre Schulaufgaben, über ihr Leben in Schule und Haus zu unterhalten, so daß sie über die Verschiedenheiten und noch mehr über alles Gemeinsame überrascht sein werden. Auf diese Weise wird man anfangs wohl noch unbewußt die Anschauung erwerben, daß die Menschlichkeit unter allen Breitegraden in beträchtlichem Maße die gleiche ist.

Frankreich ist das Land, in dem die Korrespondenz zwischen Schulen am besten organisiert ist. Die Zentralstelle befindet sich im „Musée Pédagogique", Paris, 41 Rue Gay-Lussac, und wird von Herrn Generalinspektor Garnier mit aufopfernder Mithilfe des Herrn Prof. Duméril, des Oberlehrers der deutschen Sprache, geleitet. Die Tat-

*) Die Kommission der Intellektuellen Zusammenarbeit hat in ihrer Sitzung vom 29. Juli 1925 auf den Vorschlag des Herrn Casares hin den Beschluß gefaßt, dafür Sorge zu tragen, „daß in allen Schulbüchern solche Stellen weggelassen oder abgeschwächt werden, die bei der Jugend eines Volkes den Keim zum wesentlichen Unverständnis anderer Völker legen könnten".

sache, daß das Komitee während eines Schuljahres die Adressen von 18 000 Korrespondierenden vermittelt hat, vermag uns ein Bild von seiner Tätigkeit zu vermitteln.

Die Steigerung der Zahl deutscher Korrespondierender im Laufe der letzten drei Jahre ist sehr bezeichnend: Im Jahre 1924/25 waren es 850 Korrespondierende, 1925/26 1250, 1926/27 3000, und am 10. Dezember letzten Jahres schrieb mir Herr Duméril, daß die Ziffer im Schuljahre 1927/28 schon in den beiden ersten Monaten 1459 betrug (gegen 411 in dem gleichen Zeitraum des Vorjahres).

Ich komme jetzt zu den wirksamsten Methoden, die direkten Beziehungen zwischen den jungen Leuten zu fördern. Die erste Methode ist der individuelle Austausch von Kindern zwischen einzelnen Familien.

Es ist in Deutschland ohne Zweifel bekannt, daß in Frankreich seit 1926 ein Komitee für den Austausch zwischen französischen und deutschen Schülern besteht, dessen Sitz sich in Paris, 10 Rue de l'Elysée, befindet. Seine Präsidentin ist Frau René Dubost. Es steht unter dem Patronat des verehrten Ferdinand Buisson, des Friedens-Nobelpreisträgers von 1927. Es ist wohl bekannt, daß dieses Komitee in inniger Zusammenarbeit mit dem „Deutsch-französischen Schüler-Austausch-Komitee" wirkt, dessen Sekretärin die aufopfernde Frau Helene Leroi in Heidelberg ist und unter dessen Mitgliedern man die Namen der großen deutschen Pazifisten der Gegenwart zählt, wie Dr. Ludwig Quidde (auch Nobelpreisträger), Prof. Oestreich, Gräfin zu Dohna.

Diese glückliche Bestrebung war gleich von Anfang an von vollem Erfolge begleitet. Die jungen Deutschen behielten die beste Erinnerung an ihren Aufenthalt in Frankreich, die jungen Franzosen fanden bei den deutschen Familien wärmste Aufnahme. Um uns hiervon zu überzeugen, haben wir nur die einen und anderen zu befragen. Von französischer Seite will ich nur zwei Bestätigungen erwähnen: „Die Familie — schreibt einer dieser jungen Leute — erwartete mich am Bahnhof, liebenswürdig und empfangsfreudig. Man führte mich im Hause ein, und sofort bemerkte ich die Tür meines Zimmers, mit Laub bekränzt, darüber eine Inschrift. . . . Ich freue mich, eines Tages diese guten Leute wiederzusehen, denn sie waren alle gut zu mir." „Ich wurde empfangen — sagt ein anderer — wie ein Mitglied der Familie und auch als solches während meines ganzen Aufenthaltes behandelt. Überall, wo ich hinkam, habe ich nur Sympathie für uns Franzosen gefunden."

Und nun von deutscher Seite der Brief eines jungen Mannes aus Magdeburg: „Ich wurde während dieser vier Wochen mit größter Freundschaft behandelt und genoß vollkommene Pflege, so daß ich entschlossen bin, diesen Austausch bei der gleichen Familie wieder aufzunehmen. Zerstreuungen aller Art wurden mir geboten. Obwohl ich mich im verwüsteten Gebiete aufhielt, konnte ich mich nie über das Benehmen der

Leute beklagen, die ich traf." Zum Schlusse der Brief eines jungen Mädchens aus Mannheim: „Ich wurde wie die Tochter des Hauses gehalten. Ich habe nicht gedacht, daß man uns Deutsche mit soviel Freundschaft empfangen würde. Der Eindruck, den ich von Frankreich zurückgebracht habe, ist Dankbarkeit. Wir haben eingesehen — jeder von seiner Seite —, daß der Austausch das beste Mittel zur Völkerannäherung und zum gegenseitigen Kennenlernen ist."

Es gibt jedoch noch besseres als die direkten individuellen Beziehungen. Es gibt die direkten Beziehungen zwischen ganzen Gruppen in den Ferienkolonien, wo man sich bemüht, das gesellschaftliche internationale Leben im Austausch zwischen den Schulen zu verwirklichen. Und auf diese Methode bezieht sich die Anregung der Liller Universität, die ich auseinandersetzen möchte.

Unsere Universität hat soeben in Boulogne sur Mer ein internationales Schulzentrum geschaffen, wo sie vom 16. Juli bis 25. August deutsche, englische und französische Schülergruppen aufnahm, die während ein, zwei oder drei Perioden von je vierzehn Tagen dort lebten. Für dieses Jahr konnten wir nur Jungen aufnehmen, die unter einem Dache wohnten, nämlich in den Räumen des Collège Municipal, das in der Mitte eines Parkes auf einer Anhöhe gelegen ist.

Der reine Schulunterricht wurde aufs geringste beschränkt. Die Leiter der französischen Gruppe gaben den deutschen Gruppen eine französische Unterrichtsstunde und vice versa die Leiter der deutschen Gruppe den französischen Gruppen eine Unterrichtsstunde im Deutschen; die Leiter der englischen Gruppen machten es ebenso von ihrer Seite aus.

Die Kunst- und Körperpflege sollte in erster Linie berücksichtigt werden. Alle Tage nach dem Unterricht sind gemischte Gruppen dazu angehalten worden, abwechselnd ihre Volks- und Nationallieder zu singen und ebenso abwechselnd die ihnen eigenen Spiele zu spielen. Sonnabend nachmittag zum Wochenschluß wurden Gesamtübungen abgehalten (gemeinsame Chöre, rhythmische Gymnastik und Sammelreigen).

Am Ende jeder vierzehntägigen Periode sollte ein Freundschaftsabend die drei Gruppen vereinen. Hier wurden Gedichte vorgetragen, Monologe gesprochen in englisch, deutsch und französisch und Chöre in den drei Sprachen gesungen. Der Aufenthalt wurde in Freude beendet, wie er begonnen hat, in warmer, brüderlicher Vertraulichkeit.

Zum Schlusse erliege ich der Versuchung, das Wort des Evangeliums ein wenig verändert anzuwenden: „Lasset die Kindlein zu uns kommen!" Es ist wohl müßig, auf den erzieherischen Wert dieser Vereinigungen hinzuweisen, wo die Schüler — in ihrer Verschiedenheit verbunden — nicht nur wirkliche und lebende Kenntnisse erwerben, sondern eine Gelenkigkeit des Verstandes und des Charakters, die sie

für das Gesellschaftsleben stärkt und zum internationalen Leben vor bereitet.

Hier soll es gestattet sein, die Worte des Gründers eines anderen Schulzentrums, das unser Werk eigentlich inspiriert hat, aus dem August vorigen Jahres zu zitieren: „Man kann vielleicht in dieses Zusammenkommen von jungen Leuten verschiedener Nation mehr Hoffnung für den Frieden der Welt setzen, als in die Tätigkeit der Regierungen. Der Friede ist in die Augen und Herzen der Kinder eingeprägt, und auf sie rechnen wir für die Wiederversöhnung der bösen Menschen."

Und durch dieses Wirken auf die Jugend beschleunigen wir vielleicht den ersehnten Tag, wo sich freie Bürger als Brüder bekennen und wir alle zusammen den Refrain des deutschen Studentenliedes anstimmen werden:

Solange wir ihn kennen,
Woll'n wir ihn Bruder nennen,
Es leb' auch dieser Bruder hoch!

Haag – Genf – Washington.

Von Prof. D. Dr. Dr. *Bredt*, M. d. R.

Der vor nicht langer Zeit erfolgte Tod des ehemaligen Bonner Staatsrechtslehrers Philipp Zorn, der in seiner Vaterstadt Ansbach die letzten zehn Jahre seines Lebens verbrachte, hat in der Tagesliteratur noch einmal die Erinnerung an die beiden Friedenskonferenzen im Haag 1899 und 1907 wach werden lassen. Es zeigt sich dabei die völlig verschiedene Welt, in der wir damals lebten und in der wir heute leben, die völlig anderen Voraussetzungen und Folgerungen, mit denen wir derartige Fragen behandelt haben und heute behandeln. Die deutschen Dokumente über die beiden Konferenzen finden sich in der „Großen Politik der Europäischen Kabinette", Band 15 und Band 23. Man muß aber heute einmal diese Dokumente mit den Erinnerungen von Zorn zusammenbringen, um sie richtig zu verstehen und zu würdigen.

Die Haager Konferenz wurde bei ihrem Zusammentritt im Mai 1899 von keiner Seite recht ernst genommen. Der amerikanische Delegierte White (Botschafter in Berlin) schrieb am 17. Mai in sein Tagebuch: „Möglicherweise ist noch nirgends auf der Welt ein so großer Kreis von Menschen versammelt gewesen, der so einstimmig von der Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen überzeugt war." In Wien nahm Graf Glouchowski, wie der deutsche Botschafter berichtete, „den russischen Abrüstungsvorschlag mit wohlwollender Heiterkeit auf". Kaiser Franz Joseph nahm die Sache schon ernster und erklärte dem deutschen Botschafter gegenüber, er könne sich nicht in der Weiterentwicklung und Ausgestaltung seines Heeres, das zurückgeblieben sei und mehr als andere Heere der Vervollkommnung bedürfe, einschränken lassen. In Konstantinopel war Sultan Abdul Hamid mehr als mißtrauisch. Er fürchtete offenbar, daß „wiederum Riemen aus türkischem Leder geschnitten werden sollten". Ein ehrliches Eingehen auf die Grundgedanken des russischen Vorschlages fand sich eigentlich nirgends. Allenthalben herrschte der Gedanke vor, daß die russische Diplomatie irgendein geheimes Spiel treibe, das unter dem äußeren Vorwande der Friedensbereitschaft in Wirklichkeit nur dem

Kriegeswillen zu dienen bestimmt sei. Man konnte es nicht wagen, den russischen Vorschlag von vornherein abzulehnen. Man war aber umso mehr bemüht, ihr jede Möglichkeit auf Erfolg tunlichst abzuschneiden und das ganze zu einer Art von Komödie zu machen.

Im deutschen Auswärtigen Amte war die Haltung eine ganz eigentümliche. Man findet in den Dokumenten nirgends eine entrüstete Ablehnung oder ein Hervorheben der großen Bedenken, die man vielleicht hegte. Man findet vielmehr völlige Gleichgültigkeit und Interesselosigkeit. Man mußte sich wohl oder übel an der Konferenz beteiligen und hatte das auch vor, man hielt es aber nicht für nötig, sich weiter in die russischen Vorschläge und Gedankengänge zu vertiefen. Man setzte eine Kommission zusammen, der man zutraute, sie werde den deutschen Namen würdig repräsentieren, sie werde sich aber auf nichts einlassen, was irgendwie die alten Zirkel der zünftigen Diplomatie stören könne.

Vorsitzender der Delegation wurde der Botschafter in Paris Graf Münster, der nach der Konferenz zum Fürsten Münster von Derneburg erhoben wurde. Militärdelegierter wurde Oberst Groß von Schwarzhoff, der später in China auf tragische Weise sein Leben verlor. Marinedelegierter wurde der Kapitän zur See Siegel. Es wurden aber noch zwei weitere Delegierte ernannt, die ein gewisses Novum im diplomatischen Leben Deutschlands bedeuteten: die beiden Professoren des Staats- und Völkerrechts, Freiherr von Stengel aus München und Geheimrat Zorn aus Königsberg. Es sollte wohl dadurch zum Ausdruck gebracht werden, daß man der Konferenz wesentlich theoretische Bedeutung zumesse und sich keine großen praktischen Erfolge verspreche. Vielleicht sollte auch durch eine Art von akademischem Beiwerk ein gewisses Mäntelchen über die diplomatische Blöße gebreitet werden. So griff man zu diesem außergewöhnlichen Mittel.

Die Auswahl der beiden Gelehrten war bezeichnend genug. Freiherr von Stengel hatte kurz vorher einen Vortrag im Druck herausgegeben, worin er derartige Gedankengänge, wie sie der Friedenskonferenz zugrunde lagen, völlig ablehnte. Da nun diese Schrift im Buchhandel bekannt war, bedeutete die Ernennung Stengels von vornherein eine gewisse Ablehnung des ganzen Planes. Später zeigte sich im Haag das Bedenkliche dieser Ernennung. Es war nicht möglich, Stengel irgendwie in den Vordergrund zu stellen und an den Verhandlungen teilnehmen zu lassen. Er mußte sich ganz zurückhalten und blieb nur Zuschauer der Konferenz.

In dem anderen Delegierten, Geheimrat Zorn, hatte man einen echten rechten Konservativen genommen, der in Königsberg die Luft altpreußischer Tradition geatmet hatte und dem man auch im Haag die rechte Haltung zutraute. Er war persönlich im Auswärtigen Amte gar nicht bekannt; man hatte ihn nur auf Empfehlung hin ausgewählt. Man

fand es auch nicht nötig, vorher irgendwie mit ihm in Verbindung zu treten. Es kam so, daß er eines Morgens in Fasano am Gardasee eine deutsche Zeitung zur Hand nahm und seine Ernennung zum Delegierten der Friedenskonferenz dort las. Über das weitere schreibt er in seinen Erinnerungen: „Von der amtlichen Geringschätzung des ganzen Haager Werkes seitens der deutschen Regierung gab nichts ein deutlicheres Zeugnis, als daß von Amts wegen auch nicht das mindeste zur Vorbereitung der Konferenzarbeit geschah. Dem Münchener Kollegen Freiherrn von Stengel und mir wurde mitgeteilt, daß wir zu wissenschaftlichen Delegierten ernannt seien, mir mit dem Beifügen, daß die Bearbeitung der Schiedsgerichtsfragen mir zur besonderen Aufgabe gestellt sei; wir stellten uns im Auswärtigen Amte vor, wo uns Holstein versicherte, daß wir im Haag nicht etwa nur gute Tage, sondern viel Arbeit haben würden; dann besuchten wir den alten müden Reichskanzler Fürst Hohenlohe; von irgendwelchen sachlichen Besprechungen oder amtlichen Instruktionen war keine Rede. So reisten wir nach dem Haag ab, und auch nachdem die Arbeit begonnen hatte, blieb es zunächst die Regel, daß das Auswärtige Amt nur auf meine Berichte antwortete, statt mir von vornherein Weisungen für die zu behandelnden Gegenstände zu erteilen."

In der Wahl von Professor Zorn hatte das Auswärtige Amt sich gehörig vergriffen. Er sollte ganz im Sinne der deutschen Diplomatie sein Wissen und Können einsetzen, um das Werk vom Haag nach aller Möglichkeit zu sabotieren. Man wußte, daß er kein begeisterter Freund des ganzen Völkerrechtes war und ihm keine große Bedeutung beimaß, daß er umso mehr ein begeisterter deutscher Patriot von konservativen Ansichten war. Zorn selbst schreibt in seinen Erinnerungen: „Das Völkerrecht war mir, so reizvoll mir auch alles internationale Leben war, von Anfang an unerfreulich wegen seiner juristischen Unbestimmtheit; ja die Vorlesung, die nur aus Kritik bestand, wurde mir geradezu zur Qual, und ich war glücklich, sie 1888 meinem lieben Freunde Gareis, dem Nachfolger Dahns, überlassen zu können." Nun wurde Zorn nicht nur deutscher Delegierter zur Friedenskonferenz, sondern sogar Mitglied der Kommission für die Schiedsgerichtsfrage, bekam aber keine Instruktionen, sondern wurde einfach an die Arbeit gesetzt. Da geschah nun das Unerwartete, daß der akademische Gelehrte ganz andere Bahnen einschlug, als man von dem politischen Gesinnungsmann erwartete, — ja daß er es schließlich war, der das Auswärtige Amt auf den rechten Weg brachte. Wenn Deutschland aus den Haager Konferenzen überhaupt noch mit gutem Ansehen herausgekommen ist, dann ist es dem mutigen Eingreifen von Zorn zu danken.

Zorn stand in bestem Einvernehmen mit dem Grafen Münster und nicht minder mit dem Obersten Groß von Schwarzhoff. Wesentlich nach ihrem Votum stemmte er sich im Ausschuß gegen die Annahme irgend-

eines obligatorischen Schiedsgerichts, das von der deutschen Regierung bestimmt abgelehnt wurde. Es war aber die Frage, ob man nicht wenigstens eine fakultative Schiedsgerichtsbarkeit annehmen solle. Zorn arbeitete in diesem Sinne tatkräftig mit und hatte in dem internationalen Gremium bald ein gutes Ansehen. Da kam am 15. Juni plötzlich ein Schreiben des Staatssekretärs des Auswärtigen von Bülow, daß der deutsche Delegierte am folgenden Tage in der Kommission eine beigefügte schriftliche Erklärung abzugeben habe, in der jedes Eingehen auf den Gedanken der Schiedsgerichte abgelehnt wurde. Zorn sprach zunächst mit dem Grafen Münster, den er davon überzeugte, daß eine solche Erklärung dem Ansehen Deutschlands einen untragbaren Schlag versetzen werde. Er bewog dann den Vorsitzenden der Kommission die nächste Sitzung ausfallen zu lassen und fuhr in der Nacht nach Berlin. Dort hatte er eine längere Besprechung im Auswärtigen Amte unter dem Vorsitz des Staatssekretärs von Bülow, der sich seinen Gründen nicht verschloß und die Angelegenheit alsbald dem Kaiser persönlich vortrug. Der Kaiser entschied sofort im Sinne von Zorn, daß die Erklärung nicht abgegeben werden solle und daß die deutsche Delegation dem Gedanken der fakultativen Schiedsgerichte mit noch einigen Kautelen zustimmen könne. Dem mutigen Eingreifen von Zorn war es zu danken, daß nicht an Deutschland das Odium hängenblieb, dem Friedensgedanken den Weg versperrt zu haben.

Urheber der Anweisung, die ablehnende Erklärung abzugeben, war der Leiter der Rechtsabteilung des Auswärtigen Amtes, Ministerialdirektor Hellwig. Es ist dies eigentlich verwunderlich, denn gerade der Rechtsabteilung hätten solche Gedanken eher einleuchten müssen als der politischen. Der Geheime Rat von Holstein scheint in der Sache keine entscheidende Rolle gespielt zu haben. In jener Besprechung unter dem Staatssekretär von Bülow war Hellwig der Wortführer gegen Zorn, während Holstein sich ganz zurückhielt und garnichts sagte. Es hat den Anschein, als ob Holstein der ganzen Materie noch mit einer gewissen Unsicherheit gegenübergestanden habe. Vielleicht ahnte er die kommende große Bedeutung und wollte sich alle Wege offenhalten. Jedenfalls scheint er persönlich nichts unternommen zu haben, was der Sache schaden konnte.

So kam auf der Konferenz wenigstens eine fakultative Schiedsgerichtsbarkeit heraus. Daß der Abrüstungsgedanke sich nicht durchsetzen konnte, erscheint in keiner Weise wunderbar für das Jahr 1899, wenn man bedenkt, welche Schwierigkeiten sich ihm heute noch entgegenstellen.

Der Erfolg von Zorn rächte sich aber. Als im Jahre 1907 die zweite Friedenskonferenz im Haag zusammentrat, wurde die Besetzung eine andere. Erster Delegierter wurde jetzt der Botschafter Freiherr Marschall von Bieberstein, Militärdelegierter General von Gündell und erster völkerrechtlicher Delegierter der Mitarbeiter des Ministerial-

direktors Hellwig, Geheimrat Dr. Kriege. Zorn wurde zwar aus Höflichkeit wieder mitdelegiert, aber von den Arbeiten völlig zurückgehalten. Auf der Konferenz wurde beschlossen, die Kommission über die Schiedsgerichtsbarkeit wieder zusammentreten zu lassen, und zwar in alter Besetzung, soweit dies noch möglich war. Zorn galt also zunächst ohne weiteres als Mitglied, wurde aber genötigt, seinen Austritt zu erklären. An seine Stelle trat Geheimrat Kriege, der in völlig anderem Geiste als Zorn die deutsche Sache vertrat. Die deutsche Delegation bekam jetzt ihre Weisungen von seiten Holsteins, und man braucht sich nicht zu wundern, daß nicht nur nichts herauskam, sondern auch Deutschland in einem falschen und nicht gerade günstigen Lichte erschien.

Der Botschafter von Marschall wußte in vornehmer Weise auf Zorn einzuwirken und ihn zum Bleiben zu bewegen, wenn auch nur als Zuschauer. Marschall selbst hatte bald eine sehr gute Stellung unter den auswärtigen Delegierten und seine große Rede zur Schiedsgerichtsfrage wurde sehr beachtet und stark applaudiert. Zorn sagt von ihm: „Auf Grund zahlreicher Unterredungen mit Herrn von Marschall halte ich mich berechtigt, auszusprechen, daß dieser bedeutende Staatsmann seine Überzeugung zum Opfer brachte und sich einem zielbewußten verhängnisvollen Willen beugte, den zu brechen er die Möglichkeit gehabt hätte, aber die Kraft des Entschlusses nicht zu finden vermochte. Dieser fremde Wille, dem Marschall seine bessere Einsicht opferte, war aber nicht etwa der Wille des Kaisers, sondern der Wille des Auswärtigen Amtes. Ebenso wie ich überzeugt bin, daß Herr von Marschall seine bessere Einsicht dem Auswärtigen Amte zum Opfer brachte, bin ich überzeugt, daß der Wille des Auswärtigen Amtes vom Kaiser gebrochen worden wäre, wenn der Kaiser richtig über die Dinge unterrichtet worden wäre. Es hätte sich der Vorgang von 1899 einfach wiederholt. Daß Herr von Marschall hierzu die Kraft des Entschlusses nicht finden konnte, war sein Fehler und ist seine Schuld; und dieser Fehler ist dem Deutschen Reiche zum Verhängnis geworden."

Es bedurfte der gewaltigen Lehre des Weltkrieges, um hier zu klarer Erkenntnis zu kommen. Was wir von der Politik Holsteins zu halten haben, das wissen wir längst. Wir sehen aber heute auch die Haager Konferenzen in einem anderen Lichte. Der russische Gedanke war zweifellos sehr weitreichend gewesen und gegen den Krieg als solchen gerichtet. In damaliger Zeit galt aber der Krieg noch als ein selbstverständliches Mittel in der Diplomatie und im Völkerrechte, und so ist im Haag schließlich eine Kodifikation des Rechtes für den Krieg herausgekommen, mit dem man allenthalben als einem unabwendbaren Ereignis rechnete. Diese Gedankengänge sind völlig überholt durch den Völkerbund. In ihm ist der Schiedsgedanke etwas durchaus Gegebenes, und es steht gar nicht mehr in Frage, ob sich ein Staat auf den Schiedsgedanken einlassen kann oder nicht. Der

Völkerbund geht sogar so weit, daß er auch Staaten, die ihm nicht angehören, mit seinen Mitteln zwingen will, sich darauf einzulassen. Damit ist das ganze völkerrechtliche Denken umgestellt, und man muß heute mit ganz anderen Werten rechnen; die Größen von 1899 und 1907 sind nicht mehr in die Rechnung einzustellen.

Dies gilt vor allem von einer Größe, der Souveränität. Hier setzte das Gegenvotum von Hellwig im Jahre 1899 ein mit dem Argument, daß die freie Selbstbestimmung des Deutschen Reiches durch die Schiedsgerichtsbarkeit beeinträchtigt werde. Heute müßte dieses Bedenken in sehr viel stärkerem Maße bestehen, denn der Völkerbund enthält ganz zweifellos eine erhebliche Einschränkung der Souveränität. Heute wird das Bedenken aber von keiner Seite mehr geltend gemacht, nicht einmal von denjenigen Staaten, die sich im Weltkriege behauptet haben, insbesondere England und Frankreich. Auch das ist eine völlige Umstellung des Denkens, die man sich in ihrer vollen Bedeutung klarmachen muß.

Nun kommt jetzt eine noch weitergehende Aktion von Washington aus, die auf eine völlige Ausschaltung des Krieges hinzielt. Wir wollen einmal absehen von der Frage, ob der Pakt in seiner jetzigen Fassung wirklich seinen Zweck erfüllen kann und nur auf den Grundgedanken des Paktes eingehen. Wir finden in ihm mit kurzen klaren Worten das Programm, das 1899 dem Zaren in einer unklaren und sehr verschwommenen Weise vorschwebte und das er wirklich auszusprechen sich kaum getraute. Gerade dieses Programm des Zaren war es aber auch, das den allgemeinen Widerspruch hervorrief. Keine einzige Macht war damals gewillt, auf das Recht zum Kriege zu verzichten, weil jede in letzter Linie nur hiervon das endliche Heil erhoffte. Es ergibt sich aus den veröffentlichten Dokumenten klar, daß hier der eigentliche Widerstand gegen den ganzen Konferenzgedanken zu suchen war, und daß namentlich die Großmächte nur die eine Sorge hatten, in der eigenen Rüstung für den Krieg beschränkt zu werden. In diesem Bestreben fanden sich sogar die Gegner zusammen, und wie vor einem Duell waren beide Lager bestrebt, sich alle Hindernisse für den beabsichtigten Waffengang aus dem Wege zu räumen. Die Randbemerkungen des Deutschen Kaisers reden hier eine sehr deutliche Sprache. Sie besagen aber nichts anderes, als was die anderen Monarchen und maßgebenden Staatsmänner vielleicht in etwas hübscherer Sprache ebenfalls an den Rand schrieben.

Heute setzen sich die Vertreter aller Großmächte einmütig um einen Tisch und unterschreiben einen Pakt, in dem sie den Krieg als völkerrechtliches Mittel überhaupt ausschalten wollen und ihn als ein Verbrechen erklären. Wer im Jahre 1899 im Haag solchen Gedanken ausgesprochen hätte, wäre vermutlich sofort von seinem Staate abberufen und für geisteskrank erklärt worden. Auch heute ist vielleicht mancher Staatsmann im Herzen noch nicht überzeugt von der Brauch-

barkeit oder gar Notwendigkeit eines solchen Vertrages, aber die Dinge sind doch so weit gekommen, daß nach außen hin keiner mehr eine ablehnende Haltung einzunehmen wagt.

Das ist ein ganz gewaltiger Fortschritt, vom Haag über Genf nach Washington! Und doch sehen wir in einem Punkte noch ganz die alte Mentalität mit allen ihren Gefahren. Schon auf der ersten Haager Konferenz war der wunde Punkt die Abrüstung, die dem Zaren in erster Linie vorschwebte, die aber allenthalben auf Ablehnung stieß und die mit vorsichtigen Worten in den Akten begraben wurde. Der ganze Schiedsgedanke hatte nur dann einen Wert, wenn die Abrüstung mit ihm Hand in Hand ging. Davon war aber gar keine Rede und allenthalben wurde ein Gedanke ausgesprochen, der sich 1914 als absolut richtig erwies. Die langsame russische Mobilmachung in dem ungeheuren Reiche setzte Rußland in Nachteil gegenüber den angrenzenden Mächten. War es da vielleicht nur die Absicht der Russen, durch Anrufung eines Schiedsgerichts die nötige Zeit zu gewinnen für die Durchführung der Mobilmachung? Ob es 1899 der Fall war, ist sehr zweifelhaft. Sicher aber ist es, daß 1914 die Kugel dadurch ins Rollen kam, daß Rußland anfing, mobil zu machen und dadurch Deutschland zu einem schnellen Handeln zwang.

Heute liegt hier immer noch der wunde Punkt. Wenn der Völkerbund und der Kellogg-Pakt wirklichen Wert haben sollen, dann muß mit dem Friedenswillen die Abrüstung Hand in Hand gehen. Solange die großen Staaten noch weiter aufrüsten, um sich gegen den anderen Staat „verteidigen" zu können, solange besteht die Möglichkeit, daß eines Tages beide Staaten sich gegeneinander „verteidigen" — auf der Grundlage des Völkerbundsstatuts und des Kellogg-Paktes. Man muß es immer wieder mit aller Deutlichkeit aussprechen, daß die Welt in diesem Punkte über den Standpunkt von 1899 noch nicht hinausgekommen ist, daß hier aber die Frage entschieden wird, ob der Fortschritt Haag—Genf—Washington ein papierner oder ein effektiver ist.

Noch etwas weiteres ist heute im Rückblick interessant. Graf Münster schrieb am 16. Juni 1899 aus Scheveningen an den Fürsten Hohenlohe: „Mir ist die ganze Schiedsgerichtsfrage, als altem Diplomaten und Politiker, sehr zuwider". Er setzt also den Gedanken der Schiedsgerichtsbarkeit in einen Gegensatz zum Gedanken der Diplomatie und Politik. Letztere soll in ihren Künsten offenbar beeinträchtigt werden durch die Neuerung, die im Haag angebahnt wird. Heute ist der Schiedsgerichtsgedanke einer der Hauptpunkte, auf den sich die Tätigkeit der Diplomaten und Politiker konzentrieren muß. In denselben Büros, in denen damals die Bedenken zu Papier gebracht und die Gegenminen gelegt wurden, wird heute an der weiteren Ausbildung und Durchführung der Schiedsgerichtsbarkeit gearbeitet. Heute werden sogar die Fähigkeiten eines Diplomaten nicht zuletzt nach seinen Leistungen auf diesem Gebiete beurteilt.

Graf Münster und Professor Zorn haben im Haag im besten Ein vernehmen nebeneinander gewirkt, und doch sind beide Gestalten heut im Rückblick nur als die größten Gegensätze zu erfassen. Auf de einen Seite der alte erfahrene Diplomat zünftiger Schule, der von de altererbten Begriffen nicht lassen will und mit allen Künsten seine Faches das Neue aufhalten will, ohne gerade Anstoß zu erregen. Au der anderen Seite der Gelehrte, der mit klarem Kopf und freiem Blic an seine Arbeit herangeht und alsbald verstanden hat, worum es eigentlich geht. Auch er kommt in den Haag mit altererbten Begriffe und Vorurteilen; er läßt sich von ihnen aber nicht lähmen, sondern e streift sie entschlossen ab, als er erkennt, daß hier im Interesse des deutschen Ansehens mitgearbeitet werden muß. Wie kleinlich leser sich demgegenüber in den Akten alle die Einwände der Berline Bürokratie, die in der Enge ihrer Stube den Blick in die weite Welt de Zukunft nicht zu werfen vermag.

Auf den deutschen Universitäten hat vor dem Kriege das Völker recht keine große Rolle gespielt. Es war auch keine rechte Freude sich mit ihm befassen zu müssen. Man sah deutlich, daß die herr schenden Mächte im Grunde von ihm nichts wissen wollten, daß es nu notgedrungen mit in den Lehrplan aufgenommen war. Es fehlte dem Völkerrecht noch das innere Leben, ohne das überhaupt keine Rechts wissenschaft gedeihen kann. Auch das ist heute anders geworden. Das Völkerrecht hat sich grundsätzlich durchgesetzt, steht aber immer noch in den Anfängen seiner Entwicklung. Gerade darum tut man gut, zuweilen einen Blick auf die schlimmsten Zeiten des Völker rechtes zurückzuwerfen.

Rundschau

Der Anschluß.

Sehr charakteristisch für die in Frankreich herrschende Anschlußpsychose, die in der letzten Vollversammlung in Genf zutage trat, ist der folgende Artikel von Raymond Recouly in der „Revue de France" vom 15. September. „Der Anschluß heißt Krieg", nennt Recouly seinen Aufsatz. Er behauptet, daß der Anschluß eine Annexion wäre, die sich durch nichts rechtfertigen ließe, daß er die Verträge, die die deutsche Regierung unterzeichnet hat, verletzen und den europäischen Frieden gefährden würde. Recouly bekämpft die Behauptung, daß der Anschluß Österreichs an Deutschland sich früher oder später zwangläufig vollziehen muß. Er behauptet, daß die sogenannten zwangläufigen Ereignisse, wenn man sie näher prüft, durch die Energie und den Mut der einen und die Schwäche und Feigheit der anderen vorbereitet werden. Er zieht den berühmten Fall Belgiens heran, der immer in solchen Fällen von den Franzosen als Vergleich angeführt wird, und behauptet, daß Belgien nach seiner Entstehung ebensowenig lebensfähig war, wie es Österreich ist. „Nach der Annektierung Österreichs würde Deutschland mit einem Schlage zum weitaus mächtigsten Volke des Kontinentes werden. Dank der Zahl seiner Bevölkerung, dank seinem großen wirtschaftlichen Reichtum und der wesentlichen Position, die es einnimmt, wäre es in der Lage, allen Staaten seinen Willen aufzuzwingen. Es würde aus den Verträgen, der gerechten Konsequenz seiner Niederlage, nur das bestehen lassen, was ihm gefällt. Die neuen Staaten, die aus unseren Siegen geboren wurden, die Tschechoslowakei (die dann von drei Seiten von Deutschland eingeschlossen wäre) und Polen hätten keine Kraft, um ihm Widerstand zu leisten. Sie würden gezwungen sein, sich mit Deutschland zu verständigen und sich seiner Übermacht zu beugen." Recouly bestreitet die Tatsache, daß in Österreich die Anhänger des Anschlusses in der Mehrheit sind. Er behauptet, daß er bei seinen wiederholten Besuchen in Wien das Problem genau geprüft habe und zu der Überzeugung gelangt sei, daß eine solche Mehrheit nicht vorhanden ist. „Die geistige Verfassung der österreichischen Anhänger des Anschlusses wird aus sehr komplizierten Gefühlen, aus sehr verschiedenen Elementen gebildet: das Bedauern der Vergangenheit, die Unsicherheit der Zukunft, die Enttäuschung und der Wunsch nach Veränderung der heutigen Zustände, unter welcher Form es auch sei, als ob alles Neue a priori nicht schlimmer sein könnte als die gegenwärtige Lage, die Faulheit und das Gesetz des geringsten Widerstandes. Wenn man diese Elemente untersucht, stellt man fest, daß sie an sich noch nicht genügen, um einen so ausgesprochenen Anschlußwunsch zu schaffen. Dies alles ist oberflächlich und verschwommen, dem weichen Wachs ähnlich, dem eine energische Hand erst die Form verleihen wird. Deutschland hat diese energische Hand. Deutschland war es, das zuerst den Wunsch und das Bedürfnis des Anschlusses geschaffen hat. Wenn man die Aktion Berlins ausschaltet, die sich auf allen Ge-

bieten und in allen Dingen manifestiert, die jede Gelegenheit ausnutzt, die geringsten Zwischenfälle ausbeutet, wird die Gefahr des Anschlusses fast vollkommen aufgehoben. Diese Tatsache, die niemand bestreiten kann, lokalisiert und präzisiert genau das Problem. Nur mit Deutschland viel mehr als mit Österreich müssen die Alliierten, und Frankreich in erster Linie als der daran am meisten interessierte Staat die Frage des Anschlusses regeln. Von dieser Frage hängen die deutsch-französischen Beziehungen beinahe in ebensolchem Maße ab wie von der Frage der Räumung des Rheinlandes, der Saar, dem Plan Dawes . . . Die Leiter der deutschen Politik sind unübertreffliche Meister in der Kunst, die Fühler auszustrecken. Wenn sie in der Anschlußfrage so handeln, wie sie es eben getan haben (Recouly spricht von den Reden von Löbe und Radbruch), so wollen sie damit unseren Puls fühlen. Wenn sie merken, daß wir fest entschlossen sind, unsere wesentlichen Interessen zu verteidigen und alles zu tun, um den Anschluß zu verhindern, werden sie ihrer Propaganda eine Sordine auflegen, und der Anschluß wird sich nicht vollziehen, wird sich jedenfalls nicht so bald vollziehen. Einige Jahre der Atempause werden gewonnen sein, und das ist schon viel, denn das gegenwärtige Europa ist einem jüngst erbauten Hause ähnlich, in dem der Zement der Grundlage und der Mauern noch nicht trocknen konnte. Wenn wir uns dagegen schweigend verhalten, wenn wir den Dingen freien Lauf gewähren, werden die entscheidenden Ereignisse nicht lange auf sich warten lassen.

Genf und die Rheinlandräumung.

Sehr interessant ist der Eindruck, den die Rede Briands in England hervorgerufen hat. Trotzdem eine solche Annäherung zwischen der französischen und englischen Politik stattgefunden hat, wie wir sie seit dem Ende des Krieges nicht gesehen haben, kritisieren selbst die konservative englischen Zeitschriften auf di schärfste Weise die Rede Briands un die französische Stellungnahme zu Rheinlandräumung. Der „Spectator" vom 15. September schreibt: „Da wichtigste und auch das unglück lichste Ereignis dieser Woche wa Briands Rede in der Vollversamm lung. Deutschland ist unserer An sicht nach berechtigt zu behaupten daß die Fortdauer der Rheinland besetzung mit Locarno und mit den Kellogg-Pakt unvereinbar ist. Es kann sogar gesagt werden, wie wir es noch in unserem Leitartikel betonen, daß sie mit einem der Artikel des Versailler Vertrages unvereinbar ist, denn Deutschland hat bereits alle Verpflichtungen erfüllt, deren Durchführung die Besetzung sichern sollte. Wir glauben nicht, daß unsere heutige Regierung Frankreichs Versuch, aus der Räumung des Rheinlandes Geld herauszuschlagen, gutheißt. Aber durch ihre stillschweigende Duldung scheint sie Frankreichs Haltung zu billigen. Jedenfalls glauben andere Länder, daß die französische und die britische Politik identisch sei. Alle Tatsachen weisen darauf hin, daß es ein Wahnsinn für Frankreich ist, gerade jetzt Salz auf die Wunden Deutschlands zu streuen. Die letzten Wahlen in Deutschland haben eine ausgesprochen republikanische, pazifistische und in ihrer Mehrheit sozialistische Regierung gebracht. Diese Regierung ist von der alten imperialistischen Regierung, die mit gutem Recht den Franzosen schlaflose Nächte bereitete, so verschieden wie nur möglich. Was kann vom französischen Standpunkt aus jetzt schlimmer sein als den Deutschen einen Vorwand zu geben, um zu behaupten, daß eine pazifistisch gesinnte Regierung bei Frankreich eine größere Furcht erweckt habe als irgendeine andere, und daß es deshalb für Deutschland am besten sei, sich auf den nationalistischen Geist zu verlassen und seine Pulvermagazine trocken zu halten. Die britische Regierung hat sicher ein ge-

ügendes Interesse an den Vorgän-
en, um in Paris diesbezügliche Vor-
tellungen zu machen. Großbritannien
at mit offenen Augen eine große
erpflichtung übernommen und seine
ukunft durch die Garantie der Ost-
renze Frankreichs verpfändet. Für
ns unterliegt es keinem Zweifel, daß
iese Garantie notwendig war, und
ir sind froh, daß wir sie gegeben
aben. Aber es gibt keinen Grund,
arum wir nicht darauf hinweisen
ollten, daß wir uns dagegen auf-
ehnen, wenn man auf Grund dieser
erpflichtung versucht, eine unmittel-
are Gefahr heraufzubeschwören.
rankreich ist es uns, seinen Freun-
en, schuldig, diese Gefahr so weit
ie möglich zu vermindern." In
inem Leitartikel in derselben
ummer des „Spectator" wird noch
olgendes über die Rede von Briand
esagt: „Es ist offensichtlich, daß die
ocarno-Verträge keinen großen
ert haben würden, wenn man sie
icht als einen neueren und besseren
eg zum Frieden, als er im Versailler
ertrag vorgesehen war, auffassen
ürde . . . Es war unbedingt not-
endig, es klarzumachen, daß
ocarno und in erster Linie der
ellogg-Pakt eine große Veränderung
ewirkt haben. Es war unbedingt
otwendig, das allgemeine Vertrauen
u erhalten . . . Im Hinblick auf den
eitpunkt und die Wirkung war die
ede Briands höchst bedauernswert . . .
s wäre ohne Zweifel Briand nicht
ur möglich, sondern sogar leicht,
eine Behauptungen Satz für Satz zu
erteidigen und ihre Richtigkeit zu
eweisen. Es wäre für ihn ebenso
eicht, zu erklären, daß er nie an eine
eindselige Einstellung gegen Deutsch-
and gedacht und die Situation nur
ls Realpolitiker aufgefaßt habe, der
as Recht, wenn nicht die Pflicht
atte, zu der deutschen Delegation
on Mann zu Mann zu sprechen.
erade ist der Weg, und eng ist die
forte des Friedens." Trotzdem meint
er „Spectator", daß aus Opportuni-
ätsgründen die Rede besser unter-
lieben wäre. Er beschäftigt sich
ann mit der Behauptung Briands, daß Deutschland nicht so entwaffnet sei, wie es auf den ersten Blick scheint. Alles, was wir dazu sagen können, ist, daß wenn solche Argumente gelten, jede Industrie in jedem Lande, jede körperliche Ausbildung normaler junger Leute, jeder Versuch, sich den Handel und eine große Anzahl von Passagieren im Seeverkehr zu sichern, als ein drohender Angriff auf den Frieden aufzufassen wäre. Deutschland könnte Briand in demselben Ton antworten und jede Tatsache anführen, um selbst die fernsten Möglichkeiten als Wahrscheinlichkeiten darzustellen. Wir können hoffen, daß dies unterbleiben wird. Es könnte zum Beispiel darauf hinweisen, daß Frankreich, als es zum erstenmal in der Lage war, die deutschen Reparationszahlungen in sein Budget aufzunehmen, 1 600 000 Pfund Sterling für die Festungslinie aufgewendet hat, die es an seiner Ostgrenze baut. Die Kosten dieser Befestigungswerke werden auf 50 Millionen Pfund Sterling geschätzt. Deutschland könnte sagen — obwohl es falsch wäre, wenn es dies täte —, daß Briand sich auf diesen Stahlwall als einzige Sicherheit verlasse. Der Schaden, den eine solche Rede wie die Briands anrichtet, ist der, daß sie das Gefühl der Sicherheit überhaupt vermindert . . . Wenn man bis zu dem im Vertrag vorgesehenen Termin von 1935 zu keiner Vereinbarung über die Zurückziehung der alliierten Truppen aus dem Rheinland gelangt, was wird dann die französische Sicherheitsgewähr sein — in Anbetracht der Spannung, die die Fortdauer der Besetzung im Rheinlande schafft? Es wäre für Frankreich die notwendige Pflicht, solche Beziehungen zu Deutschland zu pflegen, die ihm einen freundschaftlich gesinnten Nachbarn sichern, statt eines beleidigten, der nur seine günstige Gelegenheit abwartet." In bezug auf den Preis, den Frankreich von Deutschland fordert, sagt der „Spectator": „Es darf nicht vergessen werden, daß im Versailler Vertrag kein Wort ent-

halten ist, das Frankreich berechtigt, mit Deutschland über die Räumung zu feilschen, während Deutschland nach dem Wortlaut vertraglich vollkommen berechtigt ist, eine Räumung ohne jede besondere Zahlung zu verlangen . . . *Die sofortige Räumung ist die einzige Lösung, die allen Ansprüchen des gesunden Menschenverstandes und der Ehre gerecht wird*". Der „Spectator" vom 22. September fügt in einem Leitartikel hinzu, daß die Rede Briands für Frankreich das eine Gute hatte, daß Deutschland unerwarteterweise darauf eingegangen ist, ihm ein quid pro quo für die Räumung zu gewähren. Der „Spectator" glaubt, daß mit einer baldigen Räumung nicht zu rechnen ist. Aus der bloßen Aufzählung der Fragen, die in den Handel mit einbezogen wurden und die damit in Zusammenhang stehen, ergibt sich eine Reihe von Schwierigkeiten. „Die einzige tröstliche Tatsache ist, daß die Franzosen jetzt viel weniger als früher von der Sicherheit sprechen. Wenn sie sich wirklich zu dem Glauben bekehren würden, daß Locarno und der Kellogg-Pakt ihnen alle Sicherheiten geben, die man in unserer schlechtbestellten Welt bekommen kann, wäre schon viel gewonnen. Die Verhandlungen sollten rein finanziell und weder politisch noch militärisch sein. Unglücklicherweise gibt uns die Erkenntnis, wie sie sein sollen, noch nicht die Gewähr, daß sie auch verwirklicht werden . . . Herrn Müllers Behauptung, daß in Anbetracht der Tatsache der Erhöhung der Sicherheit durch Locarno und den Kellogg-Pakt im Verhältnis zum Vertrage von Versailles und in Anbetracht der häufig vergessenen Klausel des Versailler Vertrages, die eine vorzeitige Räumung des Rheinlandes in Aussicht stellt, Deutschland nach der pünktlichen Erfüllung all seiner Verpflichtungen das Recht habe, die Räumung zu fordern, kann von uns nur bestätigt werden. Es mißfällt uns durchaus, daß eine Frage des Profites mit der Frage der vorzeitigen Räumung des Rheinlandes verquickt wird." Über die Schlichtungskommission im Rheinland schreibt der „Spectator", daß ihre Dauer nur auf die Zeit, bis Deutschland seine Verpflichtungen erfüllt hat, beschränkt werden sollte. Er betont auch, daß die Räumung nicht hinausgeschoben werden dürfe, bis alle Fragen, die Frankreich durch den Sinn schwirren, geregelt sind, denn dann müßte man noch lange warten. „Die ganze Frage der Räumung, — die, wie wir betonen, ein Akt der Gerechtigkeit ist, — wird durch die Verbindung mit einer Reihe von Finanzrätseln gefährdet . . . Frankreich hat anscheinend den Wunsch, die Lösung der Kriegsschulden in die Verhandlungen einzubeziehen. Wir fürchten, daß dies als eine allgemeine Kritik an Amerika aufgefaßt werden könnte. Die Vereinigten Staaten würden dies sehr bitter empfinden, weil sie keinen Zusammenhang zwischen den Schulden und der Besetzung der Zonen anerkennen. Es wäre noch schlimmer, wenn man von Amerika eine Streichung der Kriegsschulden verlangen würde."

Der „New Statesman" führt in seiner Nummer vom 22. September in dem Aufsatz unter dem Titel „Der Kampf um die Räumung" eine noch deutlichere Sprache. Er weist darauf hin, daß die sogenannte Vereinbarung der sechs Mächte niemanden befriedigt hat, weder Frankreich, wo sie von den Sozialisten bitter kritisiert und von einigen Fanatikern der Rechten, die glauben, daß Briand zu sanft mit dem Feinde umging, bedauert wird, noch in Deutschland, wo die Nationalisten sie als Peitsche für den republikanischen Hund gebrauchen. Die öffentliche Meinung in unserem Lande ist kalt und skeptisch. Die Konservativen mit Lord Cushendun auf dem Halse preisen lauwarm seine Geschicklichkeit und weisen darauf hin, daß es gut war, endlich in freundschaftliche Verhandlungen einzutreten. Aber weder sie, noch die Franzosen, noch die Deutschen, noch die Amerikaner, deren Gläubigeraugen mißtrauisch auf Genf schielt, glauben,

laß diese Verhandlungen freundschaftlich sein werden oder nehmen m, daß sie zu einer endgültigen und gerechten Regelung führen können." Der „New Statesman" betont, daß die Deutschen in ihrer Weigerung, auf eine Verquickung der drei Fragen der Räumung, der Entschädigung und der Kontrolle der demilitarisierten Zone einzugehen, von den Engländern unterstützt werden sollten, denn der französische Plan einer Bargeldforderung von Deutschland bedeutet eine Belastung des britischen Steuerzahlers um mehrere Millionen, nachdem die Mobilisierung der Eisenbahnobligationen einen schweren Diskontsatz voraussetzt und der Verlust nach der vereinbarten Verteilung der Reparationszahlungen von dem britischen Schatzamt zu tragen sein wird, während jeder Gewinn dem französischen Schatzamt zufließt.

„Aber in der Zwischenzeit, während die Finanzleute miteinander konferieren und die Politiker sich bekämpfen, wird das Rheinland eine offene Wunde bleiben, die ihr Gift über die ganze Welt ausbreitet. Die Deutschen werden ihre Forderung nach einer bedingungslosen Räumung nicht aufgeben. Es gibt keinen Grund, warum sie es tun sollten. Ihre Sache ist unantastbar. Vom juristischen Standpunkt ist der französische Anspruch unzweifelbar, und moralisch ist er überhaupt nicht vorhanden. Während sie früher dumm und eigensinnig im Namen der Sicherheit an den angeblichen Garantien festhielten, bot ihre Furcht, soweit sie echt war, wenigstens eine Art von Entschuldigung für ihre Haltung. Aber jetzt ist die Forderung nach Sicherheit kühn fallengelassen worden, und der Versuch, einen Preis für die Zurückziehung der Besetzungstruppen herauszupressen, ist nicht nur eine Beleidigung Deutschlands, sondern des internationalen Anstandes. Selbstverständlich ist ähnliches auch früher geschehen. Napoleon, um nur einen Beweis anzuführen, an den sich die Franzosen erinnern mögen, versuchte das Experiment der Unterdrückung und Ausbeutung Preußens, und es gelang ihm nur, es zu Widerstand und Rache anzuspornen. Die französische Regierung von heute mag behaupten, daß sie nicht die Politik Napoleons treibe, aber selbst wenn es nicht der Fall sein sollte, werden die Deutschen — und viele andere auch — sie so auffassen, und so auf sie reagieren, wie es ihre Vorfahren getan haben. Die, die guten Willens sind, fragen sich voller Verzweiflung, was es nützt abzurüsten, Friedensverträge und Schiedsgerichtsklauseln zu unterzeichnen, den Völkerbund zu unterstützen, pünktlich die Schulden zu bezahlen, wenn sie sich solchen Reden wie die von Briand aussetzen und sich in einen schädlichen Handel hereinziehen lassen müssen, wie der, der ihnen jetzt vorgeschlagen wird. Und die Deutschen anderer Art werden direkt ermutigt, zu Hause und im Auslande Unheil anzurichten. Wir sind uns mit Trauer dessen bewußt, daß wir Engländer kein Recht haben, Frankreich in diesem Falle Vorstellungen zu machen. Großbritannien ist mit Frankreich nicht nur in der Rheinlandbesetzung verbunden, sondern die britische Regierung unterstützt auch seine ganze Politik. Unsere Lage ist demütigend. Alle Parteien in unserem Lande, die Konservativen wie die Liberalen und die Labourparty empfinden eine ehrliche Freundschaft für Deutschland. Keiner von uns ist mit der Rheinlandbesetzung einverstanden. Keiner von uns glaubt, daß es anständig oder klug sei, sie bis zu ihrem bitteren Ende fortzusetzen oder Deutschland zu zwingen, sie uns abzuhandeln. Aber unsere Außenminister scheinen im Banne Frankreichs zu sein . . . Dies ist die Lage, in die uns Baldwin, Sir Austen Chamberlain und Lord Cushendun gebracht haben, eine Lage, die unendlich befriedigend für Frankreich, verstimmend für Deutschland, und eine Quelle verächtlichen Spottes für die ganze Welt ist: je schneller wir aus ihr herauskommen, desto besser. Es gibt keinen Grund, warum wir in

die Brutalisierung Deutschlands einwilligen sollten. Es sind ausgezeichnete Gründe vorhanden, um den Mut unserer Überzeugung zu beweisen und Frankreich davon zu verständigen, daß wir weder die Besetzung des Rheinlandes noch Pläne, die auf ein Herauslocken von Bestechungsgeldern hinauslaufen, unterstützen werden. Ob eine solche Erklärung der Unabhängigkeit Gefahr bringt, und welcher Art, wissen wir nicht. Aber wir sind sicher, daß sie sich nicht mit dem Schaden vergleichen läßt, den unsere gegenwärtige Servilität unseren eigenen Interessen und dem Frieden zufügt.

Der Kampf gegen die Presseverhetzung.

In der „Revue des Vivants" vom September veröffentlicht Graf d'Ormesson einen interessanten Aufsatz unter dem Titel „Die Ächtung der falschen Nachricht", in dem er die Notwendigkeit der Reinigung der Presse von dem Geist der Verhetzung darlegt. Er weist darauf hin, daß die Presse in der Entwicklung unseres sozialen Lebens ein ganz neues Element darstellt. „In unserer heutigen Zeit besitzt die Presse eine Herrschaft ohnegleichen, der man sich erst recht bewußt wird, wenn man sich überlegt, daß es kaum drei Generationen her sind, seitdem die Presse sich aus bescheidenen Anfängen diese Stellung erobert hat. Ich glaube nicht, daß wir die wunderbare Umwälzung, die diese einfache Tatsache im Leben jedes Volkes und in den Beziehungen der Völker unter sich bedeutet, in ihrem ganzen Ausmaß erkennen. Wir haben uns daran gewöhnt, das Eindringen der Presse in jede Hütte als etwas Natürliches zu betrachten, während es sich hier um eine ungeheure Revolution handelt, wenn man unter dem Begriff Revolution ein Ereignis versteht, das den vorhandenen Gesellschaftszustand vollkommen umbildet." D'Ormesson behauptet, daß ebenso wie aus der technischen Entwicklung ein Zeitalte geboren wurde, ein anderes Zeitalte aus der Entwicklung der Presse en steht. Das Denken und Handeln wir unter dem Einfluß der Presse kollek tiv. Durch das tagtägliche Einwirke der Presse in einer gewissen Richtun werden die Strömungen der öffen lichen Meinung entfesselt, und sobal sie entfesselt sind, zwingen sie di Regierungen, denen sie folgen sollt ihnen zu folgen. D'Ormesson heb den seltsamen Widerspruch hervo von dem keiner von uns ganz frei is und zwar, daß wir vom Journalismu eine ziemlich geringe Meinung habe und trotzdem an das glauben, wa uns unsere Zeitung sagt. Diese Widerspruch erklärt sich aus einer Instinkt, einem dringenden Bedürfni unseres sozialen Lebens. Wir glaube unserer Zeitung, selbst wenn wir den Journalismus nicht glauben, weil wi das absolute Bedürfnis empfinden, in formiert zu sein. „Die Presse is jung", meint d'Ormesson, „so jung daß sie sich noch im prähistorische Zeitalter befindet." Er versucht dies Behauptung durch folgendes zu be weisen: Die Information der Presse ist auf Agenturen, das heißt au Telegraphen und Telephon, begründet. Die Agenturen haben die Welt und die Nachrichten untereinander aufgeteilt. Während sich die Agenturen unter sich stumme Schlachten liefern, zeigen sie sich selten der Welt mit offenem Visier. Den Nachrichten, die sie ausschicken, ist ihr Ursprung nicht anzumerken. Sie sind sozusagen namenlos, was sie zugleich weniger verdächtig und viel falscher macht. Während der Leser sich noch ein wenig gegen einen Zeitungsartikel wehrt, leistet er einer telegraphischen Nachricht keinen Widerstand mehr. Die journalistische Glaubwürdigkeit steht im umgehrten Verhältnis zu der Länge der Information und ist eng mit dem Kabel verbunden. Nun ist diese ganze Konstruktion, auf die sich heute die Information der Welt stützt, im Begriff, durch eine neue Entdeckung, und zwar das Radio, vollkommen aufge-

rühlt zu werden, und unsere Infor-
ıationsmethoden werden bald in das
rähistorische Zeitalter zurückge-
rängt werden." D'Ormesson ver-
leicht unsere heutige Pressetechnik
ıit dem Zeitalter des Gases im Ver-
ältnis zu dem Zeitalter der Elektri-
ität. Durch den Rundfunk wird die
·ockene, einseitige Depesche ersetzt
erden. Aber nicht nur in bezug auf
ıre Technik steckt die Presse noch
ı den Kinderschuhen. Auch das
roblem der Beeinflussung der Presse
ird noch kaum in seinem ganzen
usmaß erfaßt. D'Ormesson stellt
ie Frage, wer diese Presse, von der
ir überschwemmt werden, die wir
ırch alle Poren unserer Intelligenz,
ıit allen Fibern unserer Sensibilität
natmen, leitet, orientiert, beeinflußt.
Es sind einzelne Individuen oder
nzelne Gruppen. Das Instrument
ır Propaganda, das die Zeitung dar-
ellt, kann zum Schaden oder zum
'ohl der Allgemeinheit ausgenutzt
erden, je nachdem die, die sie leiten,
ch des Kollektivinteresses bewußt
nd oder nur ihr eigenes Interesse
rfolgen. Wir lehnen uns dagegen
ıf, daß in zwei großen Staaten
uropas die Freiheit der Presse auf-
ehoben ist, aber in anderen Staaten
uropas und außerhalb Europas ge-
ırchen Hunderte von wichtigen
rganen den Befehlen einer Gruppe,
ıes Trusts, einer Partei, eines
ızelnen Industriellen. Wie soll man
r Presse die moralische Unab-
ıngigkeit sichern, die sie braucht?
ie aus ihr etwas anderes machen als
ı Aufzählungsorgan lokaler Be-
benheiten, eine Litanei der Morde
ıd Verbrechen, etwas anderes als
ıe Apotheke, in der jede Partei ihre
ımade verkauft? Wie die Presse
n individualistischen Leidenschaf-
ı entziehen, sie zum Werkzeug des
ellektuellen, geistigen und mora-
chen Fortschrittes machen, zum
ıhren Erzieher der Massen, zum
rläßlichen Arbeiter an der Kultur?
ie kann man den Frieden durch die
esse sichern?" Diese Fragen hält
Ormesson mit Recht für die wich-
sten, denen sich die moderne Ge-
sellschaft gegenübergestellt sieht. D'Ormesson schneidet die sehr schwierige Frage an, wie man das Verhältnis des Journalisten zum Eigentümer des Blattes regeln könnte. Der Eigentümer des Blattes hält sich für den uneingeschränkten Herrscher, und den Journalisten, der sich die Freiheit seiner Ideen wahren müßte, für einen bezahlten Diener. Da dieses Verhältnis sich gesetzlich nicht erfassen läßt, schlägt D'Ormesson vor, daß die Pressesyndikate das Muster eines Vertrages entwerfen sollten, der als Basis für die Beziehungen zwischen dem Journalisten und dem Zeitungseigentümer dienen würde, und in dem ihre respektiven Rechte und Sicherheiten scharf umrissen sein würden. Die Pressekonferenz, die im vorigen Herbst in Genf und vor kurzem in Paris tagte, regelte eine Reihe von technischen Fragen, ohne die großen Probleme zu übersehen, die sich bei der journalistischen Arbeit ergeben, wie aus ihrem Beschluß über die Veröffentlichung und Verbreitung tendenziöser Nachrichten ersichtlich ist. Aber die Beschlüsse der Pressekonferenz blieben platonisch, und die Zeit ist reif, sie aus dem Gebiet der Abstraktionen in Praxis umzusetzen. D'Ormesson weist auf den Präzedenzfall der Wirtschaftskonferenz hin, die nach Genf einberufen wurde, um durch Prüfung und Angleichung der Thesen, der Programme, der Interessen und der Bedürfnisse einen Schritt auf dem Wege zur Solidarität und zur wirtschaftlichen Einheit herbeizuführen. Eine ähnliche Informationskonferenz müßte im Rahmen des Völkerbundes und der Kommission der Pressesachverständigen in Genf zusammentreten, um das Problem der internationalen Information zu prüfen. D'Ormesson stellt folgendes Programm für die Konferenz auf: Sie müßte: 1. eine große Bewegung der öffentlichen Meinung entfesseln, die die Aufmerksamkeit der Welt auf den Ernst der Frage lenken würde, die sowohl durch die Entwicklung und die Verbreitung der Presse seit fünfzig Jahren wie die

Beschleunigung der Verkehrsmittel an Bedeutung gewonen hat; 2. müßte sie die Presse den modernen technischen Errungenschaften und hauptsächlich den Möglichkeiten der Ausnutzung des Rundfunks anpassen; 3. müßte sie die gegenseitige Kenntnis der Länder fördern, den Korrespondenten die Möglichkeiten zu Informationsreisen durch Stipendien erleichtern und für die Journalisten besondere Kurse in den Schulen und Universitäten einrichten; 4. müßte sie für eine solche Gesetzgebung der Information sorgen, die von dem Prinzip ausgeht, daß es in der Press wie im Sport einen „verbotene Schlag" gibt, der die Strafe nach sic zieht. D'Ormesson glaubt an di Dynamik, und, wie er sagt, die porös Art der Ideen, die durch den Aus tausch der Meinungen eine Frage all mählich aus dem Dunkel herausholer sie vor den erstaunten Augen uner hörte Proportionen annehmen lasser und er glaubt, daß man unter der Einfluß der sich auf diese Weis bildenden Bewegung zu einer wirk lichen Ethik der Information gelange könnte. Antonina Vallentin.

Herausgeber: Prof. Dr. *Ludwig Stein,*
Berlin W 10, Lützow-Ufer 5a. Fernspr. Kurfürst 6308.

Verantwortlicher Redakteur: Frau *Antonina Vallentin,*
Berlin W 62, Landgrafenstr. 11. Fernspr. Barbarossa 6350.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: *Paul Wolff,* Berlin W 8, Mauerstr. 44.
Gedruck bei *Julius Sittenfeld,* Berlin W 8.

Zehn Jahre Aufbau.

Von *Hermann Müller,*
Reichskanzler.

Ausländer, die alle Jahre ein- oder zweimal nach Deutschland kommen, reden gern zu uns von dem unerhörten Aufschwung, den Deutschland nach dem Kriegsverlust genommen hätte. Die deutsche Industrie, die deutsche Schiffahrt, der deutsche Handel seien mustergültig wieder aufgebaut.

Wahr ist, daß deutsche Intelligenz, deutscher Fleiß und deutsche Arbeit seit Kriegsende unerhörte Leistungen vollbracht haben. Ohne dies wäre Deutschland nicht fähig gewesen, die schweren Verpflichtungen zu erfüllen, die der Dawes-Plan ihm auferlegte. Wir haben gewiß keine Ursache, die deutschen Leistungen zu verkleinern.

Die Ausländer, die in so hohen Tönen von dem heutigen Zustand der deutschen Volkswirtschaft reden, vergessen, daß es unmöglich gewesen wäre, Deutschlands Wirtschaft in diesem Maße wiederherzustellen, wenn nicht ausländische Kredite in großem Maße geholfen hätten. Die Befruchtung der deutschen Wirtschaft wurde nur mit geborgten Mitteln erreicht.

Freilich hat mancher Ausländer, der im November 1918 nach Deutschland kam, nicht geahnt, daß sich Deutschlands wirtschaftlicher Wiederaufbau so rasch vollziehen würde. Wer damals Deutschland nach dem militärischen Zusammenbruch sah, mußte fürchten, daß es den Weg Rußlands gehen würde. Ich habe im November 1918 Schweizer Bürger gesprochen, die Deutschland auf der Durchreise von Rußland nach der Schweiz passierten, weil sie nach jahrzehntelanger Tätigkeit in Petersburg dort infolge der Beschlagnahme ihrer Besitztümer die weitere Ausübung des kaufmännischen Berufes aufgeben mußten. Als sie Anfang November 1918 in Berlin die Straßenredner hörten, als sie die Umzüge von Liebknechts Spartakusscharen sahen, als sie am Brandenburger Tor die Straßenhändler im Takte ausrufen hörten: „Zigarren, Kokain, Zigaretten", da schworen sie auf Deutschlands Niedergang, denn so habe es auch in Rußland angefangen.

In Paris, wo damals das Diktat von Versailles vorbereitet wurde, fürchteten viele Anhänger westlicher Regierungsmethoden, daß auch

Deutschland auf dem Wege der Ansteckung dem Bolschewismus anheimfiele.

Daß in Deutschland keine Sowjetrepublik entstand, sondern die Prinzipien der Demokratie durchgesetzt wurden, ist das unstreitbare Verdienst Friedrich Eberts und seiner damaligen Mitarbeiter. Sie lehnten die Aufrichtung einer Klassenherrschaft, gestützt auf eine aktivistische Minderheit des Volkes, ab. Sie stellten der Forderung nach einer Rätediktatur klar die Parole entgegen: „Her mit der verfassunggebenden Nationalversammlung!" Ihrer Tatkraft gelang es, sich in der illegalen Periode so lange an der Macht zu halten, bis die auf demokratischer Grundlage gewählte Nationalversammlung Anfang Februar 1919 zusammentreten konnte. Ebert und seine Mitarbeiter haben damals streng daran festgehalten, daß Deutschland demokratisch regiert würde. Die Bestimmungen des Wahlrechts für die Nationalversammlung wurden in Übereinstimmung mit den Wahlrechtsforderungen des sozialdemokratischen Erfurter Programms festgesetzt. Da die Nationalversammlung keine sozialistische Mehrheit erhielt, ergab sich daraus, daß eine Koalitionsregierung aus den die demokratischen Grundsätze anerkennenden Parteien gebildet werden mußte.

Nur so konnten die großen Aufgaben erfüllt werden, die nach dem Kriegsende dem deutschen Volke gestellt waren:

1. Frieden zu schließen,
2. eine neue Verfassung zu schaffen,
3. die Umstellung der Kriegswirtschaft auf die Friedenswirtschaft vorzunehmen.

Die deutsche Wiederaufbauarbeit wurde durch die Regierungsmethoden der Entente schwer gehemmt. Die Staatsmänner der Entente lehnten Friedensverhandlungen ab. Sie zwangen mit der Gewalt des Siegers Deutschland ein Diktat auf. Ich habe trotzdem, gestützt auf den Beschluß der Nationalversammlung, damals den Vertrag von Versailles unterzeichnet, weil meiner festen Überzeugung nach nur so der Reichszerfall zu verhindern war. Im Falle der Nichtunterzeichnung hatten die Heere der Entente den Befehl, der Mainlinie entlang vorzustoßen, um Nord- von Süddeutschland zu trennen. Die Einheit des Reiches wurde so erhalten und damit von Bismarcks Reich gerettet, was nach dem militärischen Zusammenbruch überhaupt zu retten war.

Innenpolitisch gelang es der Nationalversammlung, das Werk von Weimar zu schaffen und damit für den deutschen Wiederaufbau den Zustand einer neuen Gesetzlichkeit herzustellen. Unbestritten war damals in Deutschland das parlamentarische System. Zu frisch war noch in aller Erinnerung der Zusammenbruch des wilhelminischen Systems, das in der Führerauslese völlig versagt hatte. Der Parlamentarismus wurde deshalb bereits unter der Kanzlerschaft des Prinzen Max von Baden mit der Unterschrift Wilhelms II. im Oktober 1918 in Deutschland eingeführt.

Heute schelten viele über die Verfassung von Weimar, weil sie vergessen haben, wie es zum Zusammenbruch kam. Die Verfassung von Weimar kann nicht so schlecht sein, wie sie von ihren Gegnern gemacht wird; denn unter ihr hat Deutschland alle Putsche von rechts und links siegreich abgewehrt. Heute ist das Gefüge des Reiches so stark, daß es durch die Angriffe von Kommunisten, Nationalsozialisten und Stahlhelmern nicht mehr erschüttert werden kann.

Unter der Verfassung von Weimar wurden aber auch im Westen die Angriffe der Separatisten abgewehrt. Das Verfassungsleben Deutschlands ist so konsolidiert, daß über notwendige Reformen zum Umbau des Reiches, wie die Beratungen der Länderkonferenzen in letzter Zeit bewiesen, in aller Ruhe diskutiert werden kann. Die Gefahr der Errichtung einer neuen Mainlinie besteht nicht mehr.

Unter der Weimarer Verfassung wurde endlich die Inflation beseitigt und damit der schlimmsten Zeit, die Deutschland in den letzten zehn Jahren durchzumachen hatte, ein Ende bereitet. Das ging allerdings nach dem Willen der Mehrheit des Parlaments nicht ohne den Erlaß eines Ermächtigungsgesetzes ab. Aber gerade das ist ein Beweis für die Elastizität, mit der die Demokratie ungeheure Schwierigkeiten überwinden kann, wenn sie nur will.

Freilich war es in den vergangenen zehn Jahren nicht möglich, in Deutschland den Wohlstand für alle herbeizuführen. Nach einem verlorenen Kriege war dieses Kunststück nicht möglich. Unter den Kriegsfolgen leidet auch die Bevölkerung der Siegerländer.

Leider fehlt auch heute noch Deutschland die Sicherheit für die weitere ungestörte wirtschaftliche Entwicklung. Nach zehn Jahren ist die Reparationslast Deutschlands immer noch nicht endgültig festgestellt. Die Genfer Verhandlungen vom September d. J. sollten den Antrieb zur Findung der Endlösung in der Reparationsfrage geben. Es ist wirklich an der Zeit, daß die Kriegslasten liquidiert werden. Selbstverständlich setzt das voraus, daß Deutschlands endgültige Verpflichtungen tragbar sind. Wenn die Regelung so erfolgt, wird Deutschland aus freien Stücken bestrebt sein, mit aller Kraft das menschenmögliche zu leisten, wozu vor allem aber gehört, daß Deutschland die volle Souveränität über sein gesamtes Gebiet wiedergegeben wird. Wirkliche Staatsmänner müßten sich in allen Ländern bemühen, an einer solchen Endlösung mitzuarbeiten. Es handelt sich damit nicht nur um eine deutsche Sache, sondern um die endgültige Befriedung Europas.

Die Bedingungen eines dauernden Friedens.

Von *Paul Painlevé*,
franz. Kriegsminister, ehem. Ministerpräsidenten.

Wenn man auf die zehn Jahre zurückblickt, die eben vergangen sind, stellt man mit Befriedigung fest, welche Fortschritte auf dem Wege der Annäherung der Völker erzielt worden sind. Daß kaum zehn Jahre nach dem großen, zweiundfünfzig Monate dauernden Schlachten, in denen die Kulturvölker sich so grausam zerrissen haben, die Feinde von gestern sich in regelmäßigen Konferenzen treffen können, um gemeinsam den Versuch zu unternehmen, auf einer festen Grundlage einen gerechten und dauernden Frieden aufzubauen, ist ein so großes Ergebnis, daß die Skeptiker es für unmöglich hielten, bevor es sich vollzogen hat.

Aber man stellt zugleich mit Enttäuschung fest, wie viele üble Kräfte sich noch in unserem erschütterten Europa auswirken, und welche Anziehungskraft noch die Gewaltlösung hauptsächlich auf die jungen Generationen behalten hat, die das Grauen des Schützengrabenkrieges nicht kennen lernten.

Die Idealisten, die häufig Hellseher sind, deren Blick jedoch über die Wirklichkeit hinweggeht, leiden unter der Langsamkeit, mit der sich ihre Träume verwirklichen. Aber sie vergessen, daß die Beruhigung der Geister, das Überwinden des Hasses der Jahrhunderte oder der Verstimmungen von gestern, die Ausrottung des Mißtrauens, ein langsames Wirken der Zeit erfordern. Wenn man mit der Berührung eines Zauberstabes die grausamen Erinnerungen auslöschen könnte, wenn ehrlicher Glaube und gegenseitiges Vertrauen sich plötzlich der Herzen aller Völker bemächtigen könnten, welche wunderbare internationale Politik könnte man treiben, welche fruchtbaren und großzügigen Ergebnisse könnte man erzielen! Aber um zu diesem Ziel zu gelangen, genügt es nicht, daß in jedem Volk eine Schar von Idealisten die Versöhnung der Völker predigt. Es genügt sogar nicht (so wichtig es auch ist), daß aus den breiten Massen ein unbestimmtes Streben nach Frieden aufsteigt. Dieses Streben muß greifbarere Formen annehmen. Es muß sich in eine weitsichtige, zusammenhängende Politik umsetzen. Es muß

ie breiten Massen des Volkes erfassen. Es muß mit einem Wort nicht ur den Willen einer Führerschicht, sondern den der Mehrheit, der ewaltigen *Mehrheit* bestimmen. Ich sage *gewaltige Mehrheit,* denn onst könnte ein Zufall oder eine Strömung der öffentlichen Meinung iese Mehrheit in Minderheit verwandeln und die ganze Rich- ng der Politik ändern. Ich sage *gewaltige Mehrheit,* weil es ichtig ist, daß der Volkswille nach außen hin mächtig genug rscheint, damit die anderen Völker volles Vertrauen zu seinem ndgültigen Charakter fassen können. Man kann diesen Punkt icht genug unterstreichen. Es genügt nicht (so streng uch diese Forderung ist), daß jedes Volk im tiefsten Grunde seiner eele den ungetrübten Frieden ehrlich und ohne Schwanken wünscht. s muß diese Gewißheit auch den anderen Völkern übermitteln. Erst ann wird die Abrüstung der Seelen zur Wirklichkeit werden.

Es ist leicht verständlich, daß eine solche Evolution die Mitwirkung er Zeit erfordert. Es ist ebenso verständlich, daß die Idealisten, ie sich durch ihren Optimismus in Täuschungen wiegen lassen, in einer elt verzweifeln, in der nach dem Worte des Dichters „die Tat nicht ie Schwester des Traums ist".

Aber es gibt auch andere, deren Optimismus robust genug ist, um or Anfällen der Schwäche geschützt zu sein. Sie glauben, daß das leute unter Schmerzen das Morgen gebiert. Sie wissen, daß jedes enschliche Streben Zeiten der Ebbe und der Flut unterworfen ist. ber um in ihrer Tatkraft nicht gelähmt zu werden, genügt es ihnen zu issen, daß ihre Arbeit über die Alltagsschwierigkeiten hinaus im End- rgebnis einen Fortschritt bedeutet.

Ich möchte einige der bedeutenderen Tatsachen hervorheben, die in en letzten vergangenen Jahren in den Augen der deutschen öffentlichen einung als Merksteine des erzielten Fortschrittes auf dem Wege der efriedung gelten können. Es ist die Räumung der Kölner Zone, die uflösung der interalliierten Kontrollkommission, die Annahme des awes-Planes, der das Problem der Wiedergutmachung der Kriegs- chäden auf das Gebiet des Wirtschaftsaustausches übertrug, der Ver- ag von Locarno, der die Ostgrenze Frankreichs sicherte, dann der intritt Deutschlands in den Völkerbund, der Abschluß des eutsch-französischen Handelsvertrages, der beiden Völkern Vor- ile brachte, und endlich der Kellogg-Pakt. Durch gegenseitiges Ein- erständnis ist der Weg für den Frieden gebahnt worden. Ich weiß, aß diese Ergebnisse noch als ungenügend verschrien werden, nicht ur von den ungeduldigen Utopisten, sondern auch von den übereifrigen efürwortern der Gewaltlösung, die jeder Fortschritt der Methoden des chiedsverfahrens oder der Verständigung, in denen sie nur eine Falle ehen, stört und ängstigt. Ich weiß, daß selbst der Völkerbund einer olchen Kritik nicht entgeht, und daß man gern sein Zögern, sein chwanken, seine sprunghaften Willensäußerungen höhnt.

Ich für mein Teil habe das gute Gewissen, daß ich nie an ihm gezweifelt habe, selbst nicht in den Augenblicken, die die kritischsten schienen. Ich erinnere mich an jenen Tag im September 1924, an dem ich als französischer Ministerpräsident den Vorsitz einer ziemlich aus den Fugen geratenen Völkerbundversammlung übernahm. Im vergangenen Jahr hatte die Beredsamkeit und logische Wucht Herriots dem berühmten Protokoll in seiner dreifachen Form, Schiedsverfahren, Sicherheit, Abrüstung, zum Siege verholfen. Es war ein leider vergänglicher Sieg. Der universelle Charakter dieses Abkommens entsprach nicht der weitverzweigten Organisation des britischen Reiches, und das Protokoll konnte nicht ratifiziert werden. Die Enttäuschung war umso größer, da die Hoffnungen hoch hinaufgeschraubt worden waren. Aber da ein universeller Pakt sich nicht verwirklichen ließ, war ich der Ansicht, daß man in Ermangelung einer Gesamtlösung zu Sonderabkommen Zuflucht nehmen müsse, die von denselben Prinzipien ausgehen würden. In voller Übereinstimmung mit dem Außenminister, dem unermüdlichen Diener des Friedens, der Aristide Briand ist, setzte sich die Annahme dieser These in Genf durch, aus der einen Monat später Locarno geboren wurde. In dem Augenblick, in dem die Verhandlungen angebahnt wurden, erklärte ich, daß die deutsch-französische Versöhnung den Grundstein einer europäischen Versöhnung bilde und daß ich für einen der größten Tage meines schon langen Lebens jenen Tag halte, an dem ich als Ministerpräsident meine Unterschrift unter den Vertrag von Locarno gesetzt habe.

Ich habe mir damals durchaus nicht vorgestellt — ebensowenig wie heute — daß ein Pakt allein genüge, um den Frieden der Welt zu stützen und automatisch die täglichen und vielfältigen Schwierigkeiten zu lösen, die die „Liquidierung" des Krieges und die Anpassung Europas an seinen neuen Zustand mit sich bringt. Aber das Abkommen von Locarno öffnet einen breiten Weg — den einzigen Weg überhaupt — allen Bemühungen, die auf den Frieden zustreben. Die verantwortlichen Führer jedes Volkes haben die Pflicht, den Ursachen der Entfremdung und der Konflikte tagtäglich mit aller Kraft entgegenzuarbeiten. Jeder Staatsmann, der nicht in jedem Augenblick seines politischen Lebens im Banne der Sorge steht, den neuen Generationen das Grauen zu ersparen, die die unsrige kennenlernte, ist nicht würdig, zur Herrschaft über Menschen berufen zu werden.

Hier möchte ich einen Einwand widerlegen, der leicht vorzubringen ist: „Wenn Sie dieser Ansicht sind, warum verwenden Sie so viel Mühe für die militärische Organisierung Frankreichs?" Gegen einen solchen Einwand muß ich mich verwahren. Wenn es einen Beweis der friedlichen Absichten Frankreichs gibt, so ist es eben die Struktur, die es in seiner nationalen Verteidigung verwirklicht. Ich spreche hier nicht nur von der Herabminderung unseres Militärdienstes auf ein Jahr, sondern von dem Gesamtaufbau unseres Heeres. Es ist kein Angriffs-

nstrument, sondern ein Damm gegen eine eventuelle Überschwemmung. Es ist eine Kraft im Dienste des Friedens. Solange noch Überschwemmungen drohen, zerstört man nicht einen Damm, der sie aufzuhalten vermag, wenn man ihn nicht durch einen wirksameren Schutz ersetzen kann. Gibt es einen unparteiischen und einsichtigen Menschen, der das Vorhandensein so zahlreicher unruhiger Herde verkennen wird, die noch in unserem alten Europa und in der ganzen Welt glimmen? Zur Ausschaltung solcher Gefahren, die, einmal entfesselt, den Bestand unserer Kultur bedrohen würden, hat Frankreich loyalerweise immer wieder internationale Maßnahmen vorgeschlagen, die genügen würden, den Unruhestiftern das Handwerk zu legen. Solange solche Maßnahmen nicht angenommen worden sind, solange den Entscheidungen des Völkerbundes der Nachdruck materieller Verpflichtungen und Sanktionen fehlt, können nur auf moralischem, wirtschaftlichem und intellektuellem Gebiet die Gedanken des Friedens einen Fortschritt erzielen. Der Fortschritt wird nur langsam sein, wird jedoch keineswegs eine Utopie bleiben. War nicht nach dem Sezessionskriege der Haß zwischen dem Norden und dem Süden Amerikas heftiger als zwischen den kriegführenden Völkern Europas, und waren nicht die Interessen der Nord- und Südstaaten allem Anschein nach viel unversöhnlicher? Und doch herrschte zwanzig Jahre später ein vollkommener Friede unter den verschiedenen Staaten der großen Republik, obwohl den Entscheidungen des Obersten Gerichtes jede materielle Kraft zu ihrer Durchsetzung fehlte. Frankreich und Deutschland können an der Schaffung eines solchen Geisteszustandes in Europa mitarbeiten, wenn eine vollkommene Ehrlichkeit ihre Beziehungen beherrscht und wenn sie in ihren Bemühungen um die Tilgung der Spuren des Krieges und seiner Ruinen das Bewußtsein haben, an dem Werke des europäischen Wiederaufbaues zu arbeiten.

Zurück zu Locarno!

Von Viscount *d'Abernon,*
ehemaligem britischen Botschafter in Berlin.

Wenn ein Geschwindigkeitsmesser an die Maschine der europäischen Pazifizierung angeschlossen wäre, würde er bedeutende Schwankungen in dem Tempo des Fortschritts während der zehn Jahre, die uns vom Waffenstillstand trennen, aufweisen. Zuerst war der Fortschritt auf dem Wege der Überwindung der feindseligen Stimmung der Kriegszeit und der Entwaffnung des gegenseitigen Mißtrauens ein sehr langsamer. Man kann eigentlich sagen, daß bis zum Jahre 1923 der Fortschritt nur ein geringer oder überhaupt kaum vorhanden war. Zur Zeit der Ruhrbesetzung war der Horizont noch viel bewölkter als in den vorangegangenen Jahren. Westeuropa befand sich in einer Lage, die einem Kriegszustande ähnlich war, der nur deshalb latent blieb und nicht zum Ausbruch bewaffneter Feindseligkeiten führte, weil die eine Seite, die fast vollkommen entwaffnet war, keine andere Möglichkeit als den passiven Widerstand besaß. Dann kam der große Fortschritt der Jahre 1924 und 1925, in denen zwei wesentliche Vorbedingungen der besseren Beziehungen zwischen Deutschland und Frankreich erfüllt worden sind. Es war in erster Linie die provisorische Regelung der Schwierigkeiten, die mit dem Reparationsproblem in Zusammenhang standen, und zweitens die sowohl Frankreich wie Deutschland gewährten Sicherheitsgarantien, wie sie im Vertrag von Locarno verkörpert sind. Diese Garantien sind schon immer dem unparteiischen Beobachter als eine unumgängliche Vorbedingung der Besserung der europäischen Lage erschienen.

Seit der Unterzeichnung des Locarno-Vertrages fand sich die ganze Basis der internationalen Beziehungen in Europa auf ein höheres und besseres Niveau gehoben. Aber die Besserung war weder einheitlich noch kontinuierlich. In den ersten Monaten nach Locarno schien der neue Geist überall an Boden gewonnen zu haben, mit Ausnahme der extremen Kreise sowohl in Frankreich wie in Deutschland. Vielleicht der bedeutendste und auch gerechteste Beweis dieses neuen Geistes war durch die Instruktionen gegeben, die gewisse alliierte Auswärtige Ämter an die Presse ausgegeben haben, und in denen die Journalisten ersucht

wurden, die bisher übliche Gegenüberstellung der Bezeichnungen „die Alliierten" und „Deutschland" als veraltet und im Widerspruch zu dem Geist und dem Buchstaben des Locarno-Vertrages aufzugeben.

Die Rolle des Garanten und Schiedsrichters, die Großbritannien und Italien durch den Vertrag zufiel, ließ solche Bezeichnungen als unvereinbar mit der nunmehr geschaffenen Lage erscheinen. Diese Mächte waren nicht länger die Alliierten Frankreichs oder irgendeiner anderen Macht, sondern die künftigen Alliierten jener Signatarmächte, die in Zukunft das unschuldige Opfer eines Angriffs werden würden.

Auf diese Weise beabsichtigte man, die Terminologie des Hasses und des Mißtrauens, die der Weltkrieg Europa als Vermächtnis zurückließ, durch eine andere zu ersetzen, die eher dem internationalen guten Willen, der Gerechtigkeit und dem Vertrauen entsprach.

Nachdem im Laufe des letzten Jahres ein betonter und bedauernswerter Rückschlag im Fortschritt der Befriedung wahrzunehmen ist, kann man sich die Frage stellen: Wer ist für diesen Rückschlag verantwortlich? Wer trägt die Schuld? Die Antwort ist sehr schwierig, und eine schnelle Prüfung der Ursachen würde lauter Proteste und Beschuldigungen hervorrufen und keine Klärung herbeiführen können. Die für eine gründliche Prüfung notwendigen Faktoren sind nicht gegeben. Es darf jedoch nicht vergessen werden, daß es für eine Diplomatie und eine öffentliche Meinung, die in den Traditionen des Vorkriegseuropas aufgewachsen sind, nichts Schwierigeres gibt als die Bekehrung zu einem rein juristischen Standpunkt, als das unerschütterliche Festhalten an einer objektiven Einstellung, die eine Überwindung der Vorurteile und Gefühle, die sich in den Jahren 1914 und 1918 zusammenballten und verfestigten, voraussieht. Diese Vorurteile waren in gewissen offiziellen Kreisen so stark und so tief eingewurzelt, daß man, als die britische Regierung die Annahme des Genfer Protokolls vom Oktober 1924 ablehnte, auf den Gedanken kam, das Protokoll durch ein einseitiges Bündnis zwischen Frankreich und England, das in erster Linie zum Schutze Frankreichs gegen Deutschland gedacht war, zu ersetzen. Der Plan eines solchen einseitigen Bündnisses mußte zwar fallengelassen werden, weil die britische öffentliche Meinung erklärte, daß ein solcher Bündnisvertrag eine Verewigung der feindseligen Kriegsstimmung bedeute und die denkbar schlechteste Basis für die Wiederherstellung der europäischen Pazifizierung darstelle. Man war sich in England dessen bewußt, daß jede Sicherheit gegenseitig sein, und daß Deutschland nicht weniger als Frankreich gegen einen Angriff gesichert werden müsse. Eine allgemeine Befriedung wäre auf eine andere Weise nicht zu erreichen gewesen.

Sobald Sir Austen Chamberlain zu dieser Schlußfolgerung gelangt war, warf er seinen ganzen Einfluß in die Wagschale, um das Zustandekommen einer bilateralen Garantie zu ermöglichen. Es war jedoch von Anfang an klar, daß eine wirksame Durchführung des Locarno-

Vertrages von einer vollkommen unparteiischen Haltung der britischen und der italienischen Regierung gegenüber Frankreich und Deutschland abhing, und daß eine solche unparteiische Stellungnahme den Einfluß der beiden Mächte zu dem wichtigsten Faktor für die Erhaltung des Friedens gestalten würde. Man hoffte, daß auf Locarno eine weitgehende Abrüstung aller Signatarmächte folgen würde. Diese wesentliche Rückwirkung des Locarno-Vertrages hat sich bis heute nicht eingestellt. Alles, was in diesem Zusammenhang gesagt werden kann, ist, daß die britische und italienische Regierung durch die Sicherstellung Frankreichs gegen Deutschland kraft ihrer Garantie sich das moralische und gesetzliche Recht erworben haben, bei allem mitzusprechen, was den Frieden im Rheinlande betrifft. Die Frage der Räumung dürfte daher nicht ausschließlich dem Ermessen der einen der beiden den Schutz des Vertrages genießenden Mächte überlassen werden. Dies wäre nicht nur ein Unrecht gegenüber der anderen Macht, der man den vertraglichen Schutz versprach, sondern auch gegenüber den Garanten, die eines Tages in die Lage kommen könnten, die durch ihre Regierung gegebenen Garantien zu verwirklichen, wenn man von ihnen das Einverständnis mit einer Politik verlangt, die von der einen oder anderen der als Vertragsobjekt geltenden Mächte verfolgt wird und geeignet ist, die gegenseitigen Feindseligkeiten und Verdächtigungen bis in alle Ewigkeit fortbestehen zu lassen.

Es ist daher das Wesentliche, daß in allen westeuropäischen Ländern von neuem der Versuch unternommen wird, zum Geist von 1925 zurückzukehren und auf dem Wege fortzuschreiten, den der Vertrag von Locarno den europäischen Staatsmännern auf eine so vielverheißende Weise vor drei Jahren gewiesen hat. Dieser Pflicht sind nicht nur Deutschland und Frankreich unterworfen, sondern, wie ich schon bemerkt habe, alle Länder, auf die sich die Garantien erstrecken. Sie betrifft auch Großbritannien und Italien, die Treuhänder der Sicherheit sowohl für Deutschland wie für Frankreich sind.

Ich habe den Eindruck, daß man sich in den beiden durch den Vertrag sichergestellten Ländern nicht genügend dessen bewußt ist, welch ein schwerer Verlust für den Frieden und die Sicherheit sich aus irgendeinem formellen Verzicht auf die in den Novemberverträgen 1925 gewährte Garantie ergeben würde.

Einige der Leser sind vielleicht der Meinung, daß die von mir ausgesprochenen Ansichten über die jetzige Lage in Europa allzu pessimistisch klingen, und daß hauptsächlich die letzten Besprechungen in Genf, die zu der Gründung von zwei wichtigen Komitees geführt haben, einen Beweis dafür liefern, daß die Bemühungen um eine friedliche Lösung der noch offenen Fragen nicht erlahmt sind. Über die Aufgabe dieser Kommissionen läßt sich wohl kaum etwas anderes sagen, als daß Grund zur Hoffnung vorhanden ist, aber eine allzu große Zuversicht nicht angebracht wäre.

Die erste dieser Kommissionen ist mit der Aufgabe betraut worden, die Möglichkeiten der Mobilisierung der deutschen Reparationsschuld auf der Basis des Dawes-Planes zu prüfen, nachdem die Gesamtsumme der deutschen Verpflichtungen auf dem Wege einer gegenseitigen Vereinbarung zwischen Deutschland und seinen Gläubigern festgesetzt worden ist.

Es scheint für mich kaum zweifelhaft, daß jeder Versuch, zu einer Vereinbarung zwischen Deutschland und Frankreich über die Gesamthöhe der deutschen Schuld zu gelangen, kaum Aussicht auf Erfolg hat. Die Geschichte der vorhergehenden Reparationsverhandlungen muß uns als Warnung dienen. Im Jahre 1920, vier Jahre vor der Unterzeichnung des Reparationsabkommens in London, ist in Brüssel eine praktische Regelung der Reparationsfrage durch ein technisches Finanzkomitee erreicht worden. Dieser Versuch scheiterte jedoch in erster Linie daran, daß die Politiker in London und Paris auf der Festsetzung der Gesamtschuld Deutschlands als einer Vorbedingung für die Unterzeichnung des Abkommens bestanden. Die vielen Konferenzen, die nun aufeinanderfolgten, blieben ebenso ergebnislos wie die zahlreichen Zusammenkünfte von Premierministern und Finanzministern, die einen Wirbel von gegenseitigen Vorwürfen und Beschuldigungen, daß sowohl guter Wille wie Treu und Glauben fehle, aufrührten. All dies wäre vermieden worden, wenn es gelungen wäre, eine provisorische Lösung herbeizuführen. Wird sich nicht eine ähnliche Situation ergeben, wenn die Diskussion über die Gesamtschuld von neuem angeschnitten wird?

Die zweite der eingesetzten Kommissionen hat eine noch schwierigere Aufgabe vor sich. Diese Kommission soll die Methoden einer Kontrolle bestimmen, die die Sicherheitsgarantien, wie sie durch die alliierte Besetzung des Rheinlandes gegeben sind, ersetzen sollen, sobald die Räumung vollzogen ist. Im Versailler Vertrag ist ein solches Organ, sei es mit festem Domizil oder als reisende Kommission gedacht, sei es permanent oder temporär, für den Fall der Beendigung der Räumung, entweder im Jahre 1935 oder zu einem früheren Zeitpunkte, nicht vorgesehen. Solche Garantien würden daher einen Zusatz zu den im Friedensvertrage vorgesehenen bedeuten. Aus dieser Tatsache ergibt sich zweifellos eine bedeutende Schwierigkeit.

Die Sicherstellung der beiden Seiten ist jedoch, falls eine wirkliche Befriedung erreicht werden soll, so dringend notwendig, daß man nur den glühenden Wunsch haben kann, die Aufgabe des Komitees zur Schlichtung und Feststellung auf eine glückliche Weise gelöst zu sehen. Selbst wenn die Schaffung eines Organs, das uns die Sicherheit und das Vertrauen geben soll, über die Bestimmungen des Versailler Vertrages und den Text des Locarno-Paktes hinausgeht, ist noch kein Grund vorhanden, deshalb solche Maßnahmen abzulehnen, vorausgesetzt, daß sie sich als wirksam erweisen und sowohl ihrem Wesen wie ihrer Auswirkung nach bilateral sind. Das praktische Ergebnis

einer bilateralen Sicherheit ist das einzige, worauf es ankommt. Eine Lösung in der Richtung, wie ich sie hier aufzeichnete, wäre eine entsprechende Ergänzung zu dem bereits Erreichten und würde die prinzipiellen Gegner der Verträge vom Jahre 1925 daran hindern, eine vorübergehende Verzögerung bei der Durchführung der notwendigen Maßnahmen zu einem endgültigen Zusammenbruch der Methoden der europäischen Versöhnung und Zusammenarbeit, für die Locarno in erster Linie als Symbol gilt, aufzubauschen.

Freiherr von Rheinbaben hat mit Recht auf die Gefahr hingewiesen, die ein Verlassen der Locarno-Basis für Deutschland bedeuten würde. Wenn die Ansichten der französischen Militaristen begründet wären, dann würde Frankreich noch eine größere Gefahr bedrohen.

Vom Standpunkt der einen wie auch der anderen unterzeichneten Mächte kann es unter den jetzigen Umständen nur einen Leitsatz geben:

Zurück zum Geist von Locarno —

Zurück zu dem in Locarno entworfenen Bau!

Die Wandlung Italiens.

Von *Grafen Luigi Aldrovandi-Marescotti,*
Kgl. italienischem Botschafter in Berlin.

Ich habe in diesen Tagen den Bericht gelesen, den Alvise Contarini, der Botschafter der Republik von Venedig, über seine Mission in Münster in den Jahren von 1643 bis 1648 an den Senat richtete und in dem er den Kongreß beschrieb, der zum Abschluß des sogenannten Westfälischen Friedens führte. Contarini fängt mit folgenden Worten an: „Durchlauchtigste Fürsten! Hochwürdigster Senat! Die Geschichte der vergangenen Jahrhunderte und wohl kaum die der kommenden Jahrhunderte wird einen ähnlichen Kongreß für den Frieden der Welt hervorbringen können, wie wir ihn in unserer Zeit erleben durften. Es kommt einem wie ein Weltwunder vor, daß so viele Menschen bereit waren, am selben Ort zusammenzukommen, um über ihre widersprechenden Interessen zugleich mit Fragen, die die ganze Christenheit beschäftigen, zu verhandeln. Es wütete noch die Feuersbrunst des Krieges, diese Himmelsgeißel der menschlichen Verderbnis in jedem Reiche, in jeder Provinz, selbst auf den entferntesten Inseln, in den verlorensten Winkeln von Europa. Das große Reich Deutschland war mehr als die anderen von dem dreißig Jahre währenden Krieg betroffen, der das Gleichgewicht der Geister erschüttert, die in diesem großen Körper in Fülle vorhandenen schlechten Säfte durch politischen Zwiespalt und religiöse Leidenschaften aufgewühlt hat. Dem Kopf gehörten die Glieder nicht mehr, und er bediente sich ihrer nur, um zu knechten und zu unterdrücken ..."

Der Botschafter Venedigs hatte recht, als er behauptete, daß die früheren Jahrhunderte einen ähnlichen Kongreß nicht gesehen haben. Aber er irrte sich in seinen Voraussagen für die Zukunft. Er sah weder die napoleonischen Kriege und den Wiener Kongreß von 1815, noch den Weltkrieg und die Friedensverhandlungen in Paris im Jahre 1919 voraus.

Ein Bericht über die Rolle Italiens bei den Friedensverhandlungen in Paris ist noch nicht geschrieben worden. Aber es würde sich kaum jemand finden, der bei einer solchen Darlegung dieselbe gerechtfertigte Befriedigung empfinden könnte, wie sie der Botschafter Venedigs, der

Mann „mit dem gesunden Menschenverstand, der leichten Auffassungsgabe, voll von Ehrlichkeit, Beredsamkeit, Entschlossenheit und Tatkraft" mit Recht für sich in Anspruch nehmen konnte, als er über sein gelungenes Werk der schwierigen, aber glorreichen Vermittlung der Republik sprach.

Ich hebe den folgenden Satz aus dem Bericht Contarinis hervor: „Bei den Verhandlungen fiel es auf, daß jeder Fürst, der die Führung der Geschäfte mehr als einem Vertreter anvertraut hatte, im Nachteil war." Dasselbe war bei Italien der Fall. Während die anderen Mächte entschlossene, starke Führer wie Wilson, Lloyd George, Clemenceau hatten, war die italienische Delegation theoretisch durch Orlando geführt, dem jedoch ein anderer Staatsmann zur Seite stand, dessen persönliche Autorität größer war als die Orlandos, der über eine größere Entschlossenheit und Zähigkeit verfügte und in seinen Auffassungen und Methoden von Orlando grundsätzlich verschieden war.

Während die anderen Alliierten keinerlei Widersprüche bei ihren Versuchen, Gebiete zurückzugewinnen oder zu erwerben, die von Stammesverwandten bewohnt wurden, fanden, trafen Italiens Ansprüche auf den heftigen Widerstand eines kleineren alliierten Staates, der aus mannigfaltigen Gründen allmächtige Gönner gewann.

Der Londoner Vertrag, durch den Sonnino noch vor dem Eintritt in den Krieg ein Minimum der italienischen Ansprüche auf Gebietserweiterung und Sicherheit zugesichert erhielt, ist von Amerika vor dem Friedenskongreß nicht anerkannt worden, und Wilson weigerte sich aus theoretischen Vorurteilen heraus, ihn anzuerkennen. Die Kriegsereignisse, darunter als Wichtigstes der Abfall Rußlands, hatten Italien das Recht auf größere Kompensationen gegeben als das früher geforderte Minimum. Aber darin waren sich nicht nur Wilson, sondern auch die anderen Alliierten uneinig. Infolge der fehlenden Zustimmung Rußlands, wie sie in den Verträgen über den Anteil Italiens im nahen Osten vorgesehen war, wurden sogar die Zusicherungen, die man in San Giovanni di Moriana und London gab, als hinfällig betrachtet, und man ging so weit, daß man während einer temporären Abwesenheit Italiens vom Kongreß sich durch verschiedene Zwischenfälle dazu verleiten ließ, Italien durch Griechenland zu ersetzen.

In einer dramatischen Sitzung des Viererkomitees mußte Sonnino angesichts einer solchen Haltung und solcher Weigerung erklären, daß ihn eine derartige Lage zu der bitteren Erkenntnis zwinge, den „Ruin seines eigenen Landes herbeigeführt zu haben".

Aus dem Pariser Kongreß, bei dem Wilson der heftigste Gegner aller italienischen Ansprüche war, ging der Präsident der Vereinigten Staaten physisch und politisch erschöpft hervor. Orlando mußte einige Tage vor der Unterzeichnung des Versailler Vertrages seine Demission einreichen, ohne daß es ihm gelungen war, den Vertrag mit Österreich

zu vervollständigen, trotzdem die bedingungslose Übergabe Österreich-Ungarns an das italienische Oberkommando vorher erfolgt war. Nach Orlando übernahmen die Regierung Männer, die sich lauwarm für den Eintritt Italiens in den Krieg eingesetzt hatten oder seine Gegner waren, und die sich ebenso lauwarm in der Verteidigung der nationalen Interessen Italiens erwiesen, da ihre Aufmerksamkeit in erster Linie auf die Lage im Innern der Halbinsel konzentriert war.

Die Opfer an Gut und Blut, die Italien während des Krieges gebracht hat, fanden keine entsprechende Entschädigung in den Bestimmungen des Friedensvertrages, wie es auch von den meisten Außenstehenden anerkannt wird. Das Bewußtsein, daß solche Opfer unterschätzt, vergessen, verhöhnt wurden, die Beschuldigung der Schwäche und Unfähigkeit der Unterhändler, die bittere Lage der Volkswirtschaft und des Staatshaushaltes riefen auf der ganzen Halbinsel eine Verstimmung hervor, die sich wie eine furchtbare Feuersbrunst ausbreitete. Der Kommunismus, durch die russische Fata Morgana berauscht, blies in die Flammen hinein. Durch peinliche Etappen gelangte man sogar zu dem ganz unerklärlichen Rückzug der Truppen aus Gebieten, die das Blut von Tausenden von Toten eingesogen, Vermögen von Hunderten von Millionen verschlungen hatten. Man erklärte sich sogar damit einverstanden, daß in den Fabriken Arbeiterräte eingesetzt wurden. Wie in Rußland, wurden auch in Italien schwarze und rote Fahnen gehißt, um diese Erfolge zu feiern. Das Land keuchte unter der Unsicherheit des Morgen, während die fundamentalen Grundlagen eines tausendjährigen Staatsgebildes zu stürzen schienen. Die Straße herrschte unumschränkt. Die Eisenbahnarbeiter verhinderten den Transport der Truppen, die zur Herstellung der Ordnung und zum Schutze der Bürger bestimmt waren.

Wenn auch der sozialistische und kommunistische Aufruhr, durch den Abgrund erschrocken, auf den er unser Land zutrieb, noch an der Schwelle der Schlucht stockte, wirkten sich weiterhin die oben geschilderten Zustände aus, die moralische und wirtschaftliche Zerrüttung wühlte immer mehr den Boden auf, der sich zum Abgrund senkte. Die wichtigsten Elemente dieser Zerrüttung waren die immer häufigeren und immer bedeutungsvolleren Streiks und in erster Linie die Schwäche der Regierung, die sich zum großen Teil aus der Situation der Parteien und des Parlaments ergab.

In einer solchen Stunde der Not stieg aus dem Volke, aus dem Boden der Romagna, die seit Jahrhunderten den lebensvollsten Typus des italienischen Condottiere hervorgebracht hatte, ein Mann empor; ein Mann sozialistischer Formung, Gesinnung und Tat, der im journalistischen Beruf tätig war, jedoch im kritischen Moment der Internationale ein patriotisches und politisches Gefühl nicht unterzuordnen vermochte. Ein Mann mit einem Namen wie ein Schwertstreich oder eine züngelnde

Flamme — Mussolini — tauchte plötzlich auf und begann gegen das Verhängnis anzukämpfen, das das Land mit Ruin bedrohte.

Er ordnete in die mächtige Struktur der Fasci alle ein, die, wie er, von der opferfreudigen Liebe für ihr Vaterland durchglüht waren; alle, die sich weigerten, Theorien zu folgen, die im Widerspruch zu der Wesensart und den Traditionen des italienischen Volkes standen; die von der Schönheit der Vorstellung eines anderen Italien als des kranken und zur Hilflosigkeit verurteilten erfüllt waren, eines Italien, das von neuem Leben durchglüht wäre, aus disziplinierter, bewußter Arbeit seine Kraft schöpfen würde.

Ein italienischer Ministerpräsident, dem ich im Jahre 1920 die Zustände in der Provinz von Bologna schilderte, das Fehlen der Autorität, der Willenskraft, des Glaubens an die Regierung, das Verfallensein der Herrschaft einer demagogischen Tyrannei, erwiderte mir, daß die Provinz Bologna (eine der reichsten und fruchtbarsten Italiens!) als eine verlorene Provinz angesehen und von einem Sanitätskordon umgeben werden müßte. Und gerade aus dieser Stadt, die das Äußerste erdulden mußte, in der die Gewalt bis zum Mord im öffentlichen Versammlungssaal ausgeartet war, kamen die ersten Zeichen der Umkehr. Die in den Mussolinischen Fasci zusammengeschlossenen Italiener gaben unzweideutig zu verstehen, daß es Zeit war, den zerstörenden Gewaltakten ein Ende zu machen, daß sie bereit waren, im gegebenen Falle Gewalt durch Gewalt zu erwidern, daß die Tage der Unterwürfigkeit vergangen waren, daß man den staatsverderbenden Elementen, den Hassern des Staates und des Vaterlandes Schützengräben entgegensetzen würde, aus denen der Ruf erscholl: „Halt! Weiter geht es nicht!"

Der Verneinung wurde die Bejahung entgegengestellt; den Streiks der Wille der disziplinierten Arbeit; der Vernichtung der ethischen Werte ein von ihnen flammend erfülltes Bewußtsein.

Der Kampf ging nicht ohne Blut ab. In einigen Monaten sind 3000 Fascisten gefallen. Die Parteikämpfe, die das mittelalterliche Italien verwüstet hatten, schienen sich auf den Straßen, auf den Plätzen, auf den Feldern, in den Werkstätten Italiens zu wiederholen. Aber es war kein Kampf um die Durchführung bestimmter Privilegien oder den Aufstieg einzelner Familien. Es war auch kein Kampf zwischen den widerstreitenden, fernen Idealen der Kirche und des Staates. Es war ein bestimmter, entschlossener Kampf eines schöpferischen Tatwillens gegen die Zerstörungswut. Mussolini bereitete inzwischen in den Spalten seiner Zeitung mit der ganzen Kraft seiner Beredsamkeit in Wort und Schrift, mit dem zähen Willen des Organisators, die notwendigen Faktoren für die entscheidende Tat vor. Und als der Moment gekommen war, überschritt er den Rubikon. Die letzte Regierung der alten Ära versuchte sich kaum zu wehren; nur der Wille des Königs verhinderte den Bürgerkrieg. Die im Amt befindliche Regierung löste

sich in Nebel auf, und das Schwarzhemd Mussolini wurde als Premierminister in den Quirinal berufen.

Die erste fascistische Kundgebung nach dem Marsch auf Rom (28. Oktober 1922) und der darauf folgenden Machtergreifung war ein dem König geleisteter Treueid, war eine Kundgebung der Disziplin. Die revolutionären Schwarzhemden, die gegen Rom marschiert waren, um den Schein einer unfähigen parlamentarischen Regierung zu zerstören, zogen nun stundenlang am Balkon des Quirinal vorbei, von dem der König auf sie hinuntersah, um sich dann gemäß den Befehlen Mussolinis in voller Ordnung noch am selben Tag in ihre Quartiere zu begeben. Die Schlacht war gewonnen, und es war vielleicht das Schicksal Italiens, daß, während in Rußland, in Deutschland, in Ungarn die bolschewistische Revolution zu einer gewaltigen, unaufhaltsamen Feuersbrunst oder einer schnell erstickten, plötzlichen Flamme wurde, die langsame bolschewistische Krise in Italien das Erstarken eines Bewußtseins ermöglichte, das die eigene Notwendigkeit des dauernden und heilsamen Wirkens an dem Ausmaß schlechter Einflüsse und böser Absichten steigerte.

Mit Ausnahme einzelner Fälle kam es nicht mehr zum Blutvergießen. Nachdem die Autorität des Staates wiederhergestellt war, ging die Regierung an die Arbeit des Wiederaufbaus. Die Streiks hörten auf; zuerst die verhängnisvollen Unterbrechungen des Eisenbahnverkehrs, die den Blutkreislauf des Landes zum Stocken brachten. Die Staatseisenbahnen, die ein Defizit von Hunderten von Millionen jährlich aufwiesen, wurden reorganisiert, verbessert, zu Musterbetrieben gemacht und erzielten statt des Defizits, trotz der notwendigen Ersetzung des alten Materials und der bedeutenden neuen Konstruktionen einen Überschuß. Die Handelsmarine, von dem Schreckgespenst der dauernden Unsicherheit der Abfahrten befreit, die unberechenbare Schäden anrichtete, wurde von einer mustergültigen Pünktlichkeit und sicherte sich allmählich die erste Stellung unter den Handelsflotten der Welt.

Diese Tatsachen fallen in erster Linie und mehr als alles andere den Fremden, die durch Italien reisen, auf, die sie als unbestreitbare Beweise der Vorteile des fascistischen Regimes empfinden. Aber das sind nur die äußeren und sichtbaren Kennzeichen einer veränderten Lage. Eine genaue Prüfung wird jedem Beobachter die Schlußfolgerung aufzwingen, daß das Leben des Landes sich in eine begeisterte, zuversichtliche Befriedung der Geister, in eine reibungslose Arbeit gewandelt hat. An erster Stelle steht das Gesetz, das einen Ausgleich zwischen Unternehmertum und Arbeitskräften voraussieht; einen Ausgleich, der schon mit der Einführung des korporativen Staates (dem vielleicht eigenartigsten und glorreichsten Werke des Fascismus) theoretisch hergestellt war und sich methodisch als eines der interessantesten Experimente für alle, die sich mit den wesentlichen Problemen des Lebens und der mo-

dernen Staatsbildung beschäftigen, entwickelt und seit sechs Jahren bereits in Praxis durchgeführt wird.

Dann die Organisierung des Staates, der Provinzen, der Gemeinden, die sowohl eine entsprechende Vertretung der Bedürfnisse und des Willens der Völker, wie die praktische Wirksamkeit der gesetzgebenden und administrativen Organe gewährleistet.

Dann das konstruktive Gesetz des Großen Rates, der die Kontinuität des jetzigen Regimes sichert (die fascistische Partei zählte am 28. Oktober 1928 6 814 403 eingeschriebene Mitglieder); die Regelung der wirtschaftlichen und finanziellen Fragen der Nachkriegszeit, die Stabilisierung der Lira, die Regelung der Auslandsschulden, die Urbarmachung aller Gebiete der Halbinsel, die den Italienern in Zukunft eine ausreichende Ernährung sichern soll; die Verbesserung des Wegenetzes in Italien (es genügt zu erwähnen, daß für den nächsten Winter Arbeiten für 50 000 Kilometer Wegstrecke in Aussicht genommen sind); die Schaffung eines Rates, der alle wissenschaftlichen Forschungen ausnutzen, alle Möglichkeiten der Auswertung der Bodenschätze verwirklichen soll; die Lösung der Einwanderungsfrage im Gegensatz zu dem System der Vergangenheit, das den Staat die Auswanderung seiner Bürger begünstigen ließ, während man heute den Irrtum der Verschwendung eines solchen Lebensreichtums und solcher Menschenkräfte begriffen hat und zu Maßnahmen geschritten ist, um die Abwanderung zu verhindern und den Bevölkerungszuwachs zu fördern, dem unsere Regierung ein besonderes Interesse entgegenbringt.

Das sind die grundlegenden Gesetzerlasse des pazifistischen Regimes, die eine größere Sicherheit eines geordneten, friedlichen Lebens herbeiführen wollen. Aber mit dieser Aufzählung sind sie nicht erschöpft. Der Fascismus ist eine Erneuerung, eine Festigung lebendiger Volkskraft. Es gibt keine Äußerung des materiellen und moralischen Lebens, der er nicht seinen Geist, seinen Willen, seinen Ansporn aufgeprägt hat. Ich will hier keine Einzelheiten aufzählen. Ich möchte nur auf zwei Tatsachen hinweisen, die vollkommene Ausrottung der Mafia in Sizilien, der Schmach der Jahrhunderte der Knechtschaft und Schwäche der Regierungen, und den Aufschwung der archäologischen Forschungen in Lybien und Italien, wie z. B. Magna, Leptis, Rom, Nemi und Herkulanum. Ich möchte hier noch ein Gesetz erwähnen, das kennzeichnend für das Streben nach dem Produktionsaufschwung der fascistischen Regierung ist, und zwar die Aufhebung der Familienerbsteuer.

Mussolini steht nicht nur an der Spitze der Regierung, sondern auch an der Spitze von sechs Ministerien, des Innern, des Auswärtigen, des Krieges, der Marine, der Luftfahrt, der Korporationen. In allen diesen Regierungsstellen wie auch in denen der Finanz, der öffentlichen Ausbildung usw., wirkt sich tagtäglich unermüdlich seine Einsicht und

seine entschiedene Tatkraft aus. Es wurde gesagt, daß jedes Wort von Mussolini eine Tat sei. Das stimmt. Die letzten seiner Reden oder Botschaften sind eine Aufzählung der bereits vollbrachten Leistungen oder ein Programm der noch durchzuführenden Taten.

Ich möchte hier die letzten Worte aus der Rede des Duce am . Juni 1928 anführen:

„Wir nehmen ohne Zögern die Arbeit auf. Wir nehmen sie mit Begeisterung, mit jener brüderlichen Verbundenheit auf, jener vollkommenen Hingabe an das Vaterland und den Fascismus, durch die die fascistische Partei sich in einen Orden mit dem Gelübde vollkommenen Gehorsams wandelt. Aus unserer mühevollen Arbeit werden die frischen, zahlreichen Generationen von morgen erstehen, Menschen knapper Worte, kühlen Mutes, beharrlicher Arbeitsamkeit, glühender Disziplin, Menschen, die nichts mehr mit den Italienern von gestern gemeinsam haben. Und durch diese Kraft wird sich das fascistische Italien in der Welt durchsetzen."

Und noch eines: In seiner Rede vom Mai 1927 hatte Mussolini gesagt: „In zehn Jahren wird Italien, unser Italien, nicht mehr zu erkennen sein, weder für sich selbst noch für die Fremden, weil wir es nicht nur in seinem Äußern, sondern auch in seiner Seele grundlegend geändert haben."

Ich stelle heute mit Freude fest, daß eine Wandlung des Äußern und der Seele Italiens schon seit 1922 erfolgt ist.

Die Entwicklung Ungarns nach dem Weltkriege.

Von Grafen *Stephan Bethlen,*
Kgl. ungarischem Ministerpräsidenten.

Um zu einer richtigen Beurteilung der Erfolge zu gelangen, die i der Entwicklung Ungarns seit dem Kriege erreicht wurden, muß ma sich die Lage vergegenwärtigen, in die das Land unmittelbar nach der großen Völkerringen geraten war. Nach so vielen, willig gebrachte Opfern an Gut und Blut waren die Mittel der Nation erschöpft, ware mit der physischen Lebenskraft auch die moralischen Reserven aufge braucht. Einzelne unter den damaligen politischen Führern, und be dauerlicherweise gerade jene, die das Ohr der Menge hatten, erachtete den Zeitpunkt für gekommen, um die in ihren Grundzügen auf ein tausendjährige, stete Entwicklung zurückgehende Staatsverfassun radikal zu ändern, und dies selbst um den Preis eines verhängnisvoller unüberbrückbaren inneren Zwiespaltes, der mit jenen zahlreiche Volkselementen entstehen mußte, die an den alten Einrichtungen mi scheuer Ehrfurcht festhielten.

Die unbedachte, auf Erfahrungen nicht gestützte Politik der Revo lutionäre hat das traurige Ergebnis gezeitigt, daß die Nation, deren Kräfte auseinander strebten, anstatt, wie es gerade damals ein Gebo höchster Notwendigkeit gewesen wäre, zusammengefaßt zu werden eine leichte Beute des Bolschewismus wurde. Der vom bolschewisti schen Regime in leichtfertiger Weise mit Rumänien hervorgerufene Konflikt führte zur Besetzung eines großen Teiles des Landes und de Hauptstadt selbst und zu einer beträchtlichen Ausplünderung der wirt schaftlichen Bestände durch die rumänischen Truppen. Zu all den Unheil der fast halbjährigen bolschewistischen Herrschaft und de mehrmonatigen rumänischen Besetzung kam dann noch der unselige Diktatfriede von Trianon.

In der Zwischenzeit hatte die von den katastrophalen Schlägen be täubte Nation, ohne Widerstand leisten zu können, erdulden müssen von den Nachbarstaaten vor vollzogene Tatsachen gestellt zu werden Auf die Bereitwilligkeit der Pariser Friedenskonferenz bauend, ihre weitgehendsten Wünsche zu erfüllen, hatten diese Staaten bedeutende Gebietsteile Ungarns an sich gerissen und umso leichter behalten können, als ihre Argumente, die sie für die Aneignung der okkupierten

ebiete ins Treffen führten und durch einseitig gefärbte Berichte unterstützten, von den ungarischen Delegierten, denen auf der Friedenskonferenz das Wort versagt war, nicht entkräftet werden konnten. Eine nsinnige Staatsgrenze, die dem Land wichtige Gebiete seiner Rohroduktion raubt, eine Absperrungspolitik der Nachbarn, — unter olchen Voraussetzungen galt es, den Weg zum Wiederaufbau zu bechreiten. Gibt es ein kleines Volk, das seine Regeneration unter ungünstigeren Bedingungen begann?

Die mühselige Arbeit des Aufbaues konnte nur dann mit einer enn auch geringen Aussicht auf entfernten Erfolg in Angriff genommen werden, wenn es gelang, alle Kräfte der verkleinerten Nation usammenzufassen und in ihr den Glauben zu wecken, daß sie unter en europäischen Völkern dereinst wieder in würdiger Art werde Fuß assen können. Ein gütiges Schicksal fügte es, daß ein solches treben in der mutigen Nation ein Echo fand.

Breite Schichten des Volkes eilten herbei, um eine Politik zu nterstützen, deren Zweck es war, die innere Ordnung herzustellen, die eidenschaften abzubauen und die Bürger nach all der Unrast zu den ihigen Formen des staatlichen Lebens Schritt für Schritt zurückzuihren. Diese Aufgabe wurde erfüllt.

Die während der bolschewistischen Herrschaft ganz aus den ugen geratene Staatsverwaltung trat wieder in Funktion, die exekutive taatsgewalt wurde wieder Herrin der öffentlichen Machtmittel, und die rste Nationalversammlung schuf die gesetzlichen Formen für den bergang zum normalen staatlichen Leben. Die öffentliche Meinung ber, die sich noch vor kurzem an allerlei Schlagworten berauscht atte, folgte ernüchtert dem Rufe zur Arbeit.

Nach dieser ersten Etappe war das dringendste Ziel der Regieng die Besserung der wirtschaftlichen Lage, vor allem die Schaffung nes neuen, kaufkräftigen Geldes an Stelle des entwerteten alten, sowie e Herstellung eines ausgeglichenen Budgets an Stelle der bisherigen erfahrenheit im Staatshaushalt. Beides hat die Regierung bekanntlich rmittels einer Völkerbundanleihe verwirklicht. Nirgends hat sich r Lebenswille der ungarischen Nation, ihre Opferwilligkeit, ihre sich ch in Taten umsetzende politische Weisheit so kundgegeben, wie in der rt, in der sie die Regierung bei der Arbeit des Wiederaufbaues unterützte. Der ungarische Steuerzahler hat es möglich gemacht, daß rhältnismäßig rascher, als es im Programm des Völkerbundes vorsehen war, die Rekonstruktionsarbeiten zum Erfolg führten, das udget ins Gleichgewicht kam, die Nationalbank die Stabilität des eldes sowohl im Innern als auch nach außen hin sichern konnte. Im uslande kehrte das Vertrauen in die Kreditfähigkeit des Landes rück, was dadurch zum erfreulichen Ausdruck kam, daß ausländisches Kapital wieder in größeren Mengen ins Land zu strömen und s wirtschaftliche Leben zu befruchten begann.

In dieser Lage war es der Regierung möglich, auch weitergehend wirtschaftliche Ziele der Lösung zuzuführen, so zunächst auf dem Ge biete der Handelspolitik. Ihr Ziel, womöglich mit jedem Staate di normalen Beziehungen des Warenaustausches herzustellen, hat si zum größten Teil erreicht: Ein Netz von Wirtschaftsübereinkomme verbindet Ungarn mit fast allen für seinen Handel in Betracht kommen den Staaten.

Was die allgemeine auswärtige Politik anbelangt, so war die un garische Regierung bestrebt, mit allen Staaten normale, wenn möglic gut freundschaftliche Beziehungen herzustellen und zu erhalten. Frei lich mußte sie hierbei stets mit jener Belastung rechnen, der di ungarische öffentliche Meinung ausgesetzt war, weil es sie fortwähren schmerzlich bedrückte, daß in gewissen Nachbarstaaten die Rechte de ungarischen Minderheiten nicht in dem Maße respektiert wurden, wi es die Verträge verbürgt hatten. Dazu kam, daß Ungarn, besonder in den ersten Jahren nach dem Kriege, unablässig Angriffe und Be schuldigungen ausländischer Zeitungen über sich ergehen lassen mußte zumeist seitens derer, die sich durch den Friedenssschluß zum Schade Ungarns bereichtert hatten.

Es ist ein sicheres Merkmal der Konsolidierung Ungarns, daß di Fluten dieser Kampagnen langsam abebben, weil die öffentlich Meinung des Auslandes sie nicht mehr mit Interesse verfolgt, ja si ungläubig abzuweisen beginnt. Noch mehr! In ernsten Kreisen de Auslandes setzt sich das Bewußtsein immer mehr durch, daß im Donau tale ein anständiges, tüchtiges Volk lebt, dem bitter Unrecht geschah und die Politiker des Auslands erkennen bereits, daß sie es mit eine Nation zu tun haben, deren Kräfte von einer Regierung zusammen gehalten werden, die sich auf eine große, parlamentarische Mehrhei stützt und die ihre Stärke aus der innigen Harmonie mit der öffent lichen Meinung schöpft.

Wenn es der ungarischen Regierung gelungen ist, den ruhigen Gang des staatlichen Lebens zu sichern und eine einheitliche, konsequente Politik zu führen, so hat vielleicht gerade diese bevorzugte Lage be manchen den Glauben erweckt, es gäbe in Ungarn eine Diktatur oder ein ähnliches, auf Gewalt basierendes Regime. Das ist keineswegs wahr. Es ist allerdings eine Tatsache, und es ist gut so, daß die ungarische Regierung Herrin der gesamten öffentlichen Macht ist Sie ist es jedoch mit dem Willen der Nation, die dies bei den Parlaments wahlen unzweideutig zum Ausdruck gebracht hat. Ein Staatswesen ist krank, wo außer der Regierung noch andere Faktoren, seien es einzelne Personen, seien es Verbände und dergleichen, über öffentliche Machtmittel verfügen und durch ihre Rivalitäten die Kraft des Staates zermürben. Für ein ordnungsgemäßes Spiel der parlamentarischen Kräfte ist in Ungarn gesorgt. Die wenn auch kleine Opposition erfüllt ihre Plicht, an der Tätigkeit der Regierung im Parlament

und in der Presse Kritik zu üben. Vollends ist das neue Oberhaus, die Erste Kammer des Parlamentes, geeignet, dem politischen Leben die wertvollen Einflüsse wissenschaftlicher, kultureller, durch Fachkenntnis ausgezeichneter Kreise zuzuleiten.

Das Land, dem es in mühevoller Arbeit geglückt ist, sich aus tiefster Hoffnungslosigkeit emporzuringen, hat naturgemäß noch immer mit mannigfachen Schwierigkeiten wirtschaftlicher Natur zu kämpfen. Diese Übel sind jedoch keine ungarische Besonderheit, sondern eine europäische Erscheinung, eine Folge der bei den Friedensschlüssen zutage getretenen Tendenz, wirtschaftliche Selbstverständlichkeiten ebenso außer acht zu lassen wie ethnographische Notwendigkeiten. Es ist eine große, fernere Aufgabe der ungarischen Regierung, auch diesen Schwierigkeiten ins Auge zu sehen und trotz aller Hemmungen dem wirtschaftlichen Leben des Staates einen ruhigen Gang, der heimischen Arbeit aber die Möglichkeit entsprechender Verwertung zu sichern.

Die Farben des Bildes, das ich von der bisherigen Wirksamkeit der ungarischen Regierung, von den erreichten Erfolgen und den nächsten Aufgaben in oberflächlichen Zügen entworfen habe, mögen von der guten Hoffnung beeinflußt sein, die den, der an der Spitze der Regierung steht, beseelen müssen. Es ist jedoch meine feste Überzeugung, daß die Ereignisse mir recht geben werden, wenn ich behaupte, daß das Schiff meines Vaterlandes nach der Überwindung so mancher schwerster Gefahren nunmehr einen Kurs genommen hat, der eine friedliche Entwicklung des Staates und einen fortschreitenden Aufstieg seiner Bürger zum Wohle der ganzen Menschheit gewährleistet.

Die Lehre des Krieges.

Von *August Zaleski,*
polnischem Außenminister.

Ich schreibe diese Worte nicht in meiner Eigenschaft als Minister des Auswärtigen. Ich schreibe sie als der in der heutigen Zeit so modern gewordene „man in the street", als polnischer Durchschnittsbürger. Ich will damit sagen, daß ich hier Gedanken ausspreche, die von einer überwältigenden Mehrheit der öffentlichen Meinung meines Landes geteilt werden.

Es wird überall in der Welt vom Frieden gesprochen. Die Menschen sind des Krieges müde geworden. Dieser Krieg war die größte Tragödie der letzten Jahrhunderte. Ich sage dies mit vollem Bewußtsein, obwohl ich weiß, und vielleicht weil ich es weiß, daß der größte Dichter Polens im neunzehnten Jahrhundert, trotzdem er — wie man in der heutigen Sprache sagen würde — einer der bedeutendsten Pazifisten war, ein Gebet an den Herrscher menschlicher Geschicke richtete und ihn um einen allgemeinen Krieg bat, der zu einer Befreiung der Völker führen würde. Ein Frieden auf Erden war ohne die Freiheit der Völker nicht möglich.

Der Krieg ging zu Ende. Vor dem Kriege glaubte man, daß er sich auf einen russisch-österreichischen Waffenkonflikt beschränken würde. Man nahm an, daß er sich auf Frankreich und Deutschland erstrecken könnte, aber die Erfahrung hat uns bewiesen, daß die ganze Welt in Brand gesetzt wurde. In der heutigen Zeit, bei dem Netz von Bündnissen, bei der ungeheuren Verzahnung wirtschaftlicher Interessen, bei der gegenseitigen Abhängigkeit der Staaten, läßt sich ein Krieg nicht lokalisieren. Es gibt heute keine hermetisch abgeschlossenen Völker. Die Staaten können nicht für sich leben, sondern müssen miteinander zu leben versuchen. Alle Länder sind voneinander abhängig. Jede politische Krise, jede wirtschaftliche Krise hat Rückwirkungen, von denen andere Nationen betroffen werden. Diese Erkenntnis ist allmählich zum Gemeinplatz geworden. Aber sie ist auch eine dieser Wahrheiten, die man immer wiederholen, immer von neuem bestätigen muß. Aus dieser Erkenntnis heraus, die uns durch die Erfahrungen des Weltkrieges und die Krisen der Nachkriegszeit eingehämmert wurde, muß jeder Staats-

mann, jeder Politiker, jeder Staatsbürger die eine Schlußfolgerung, die eine Lehre ziehen: Man muß am Frieden arbeiten. Der Friede ist ein schwer zu vollbringendes Werk, wenn es ein dauernder, unerschütterlicher Friede sein soll. Der Friede kann nur allgemein und alle Nationen umfassend oder überhaupt nicht vorhanden sein.

Wir müssen uns die augenblickliche Lage in Europa gegenwärtig halten. Alle sprechen vom Frieden; alle sprechen von der Entwaffnung. Es kommt manchmal vor, daß die schönen Reden über den Frieden einen ganz anderen Kern in sich bergen. Man soll zuerst von der moralischen Entwaffnung, der Entwaffnung der Geister sprechen. Das sind keine leeren Phrasen. Man muß mit der Empfindlichkeit der Völker rechnen, deren Geschichte ihnen allzu viele Gründe bietet, an den Buchstaben der Verträge nicht zu glauben, wenn das Vertrauen zu denjenigen, die den Vertrag unterzeichnet haben, fehlt. Im Namen des Friedens hat der Wiener Kongreß die Aufteilung Polens beschlossen. Als Pole stelle ich mit Stolz fest, daß wir der Menschheit einen Dienst erwiesen haben, als wir im vorigen Jahre in Genf den Beschluß einbrachten, der eine Ächtung des Krieges bedeutete. Man wird mir einwenden, daß es eine rein papierne Resolution, ein wertloser Beschluß war. Aber man darf nicht vergessen, daß die Aufnahme, die diesem Beschluß bei der Versammlung des Völkerbundes zuteil wurde, einen demonstrativen Charakter trug und die Resolution ihren erzieherischen Charakter beweisen sollte. Kaum ein Jahr später wurde der Kellogg-Pakt unterzeichnet.

Bei uns in Polen gibt es bestimmte Grundsätze, an die wir uns halten müssen und halten werden. Ein Volk, das eine Zukunft vor sich sieht, das für diese Zukunft arbeiten will, muß sich auf ein neues Leben vorbereiten. Eine solche Arbeit ist nur in einer Atmosphäre vollkommenen Friedens möglich. Man muß in die Vergangenheit schauen und aus ihren Fehlern Schlußfolgerungen für die Zukunft ziehen. Eine hundertjährige Knechtschaft hat uns die Ausdauer gelehrt und die nötige Widerstandskraft verliehen. Wir haben uns diese Lehren wirklich zu eigen gemacht. Wir können nicht nur unsere eigenen Fehler erkennen, sondern auch aus fremden Fehlern die nötigen Lehren ziehen, um die entsprechenden Methoden der Lebenserneuerung anzuwenden. Wir wollen den Frieden, wir sehnen den allgemeinen Frieden herbei. Und weil ich mir meiner Worte vollkommen bewußt bin, behaupte ich: wir besitzen eine Reihe von Verträgen, die den Frieden sichern. Wir besitzen die Satzungen des Völkerbundes. Wir haben den Kellogg-Pakt. Wir haben die Instrumente des Friedens in der Hand. An uns selbst liegt es, wie wir sie anwenden werden.

Die drei Merksteine.

Von *Paul Hymans,*
belgischem Außenminister.

Wie der Seemann nach dem Sturm Messungen vornimmt, um die Schiffslage zu berechnen, so versucht der Beobachter der politischen Entwicklungen sich darüber klar zu werden, in welche Zukunft die stürmische Flut der Ereignisse Europa dahinträgt, das kaum der größten aller Katastrophen entronnen ist.

Hat dieser streifende Blick des Beobachters Grund zur Hoffnung oder zur Furcht entdeckt?

Es erübrigt sich, von dem Zustand des erschöpften und ruinierten Europa in den unmittelbar auf den Waffenstillstand folgenden Jahren zu sprechen: die Erinnerungen sind noch lebendig, die Wunden sind kaum vernarbt. Wir wollen nur auf das eine hinweisen, daß die Staatsmänner sich vor eine doppelte Aufgabe gestellt sahen: einerseits die Notwendigkeit, die Reparationsprobleme regeln und die Wirtschaftskrise lösen zu müssen und andererseits die Verpflichtung, der Welt Sicherheitsgarantien zu schaffen.

Ihr Werk wird durch drei wichtige Akte gekennzeichnet: das Protokoll von London, Locarno und den Kriegsverzichtspakt.

Die Konferenz von London im August 1924 ist der Merkstein der ersten glücklichen Etappe dieser langsamen Gesundung, weil sie zu dem ersten großen freundschaftlichen Abkommen führte, das zwischen Deutschland und seinen früheren Gegnern nach dem Kriege geschlossen wurde. Im Protokoll von London haben die Alliierten und Deutschland den Plan der Sachverständigen und den von ihnen geschaffenen komplizierten Apparat angenommen, dessen reibungslose Funktion einerseits die Reparationszahlungen ermöglichen und sicherstellen und andererseits der neuen deutschen Währung eine feste Grundlage bieten sollte.

Der Sanierung der deutschen Währung, die damals durchgeführt wurde, folgte im nächsten Jahr die Stabilisierung der verschiedenen Währungen auf dem Kontinent. Nachdem es nun in allen Staaten gelungen war, die Goldwährung wiederherzustellen, konnte Europa anfangen zu produzieren, ohne Gefahr zu laufen, daß sich die Früchte seiner Arbeit wie die Mittel, über die es verfügte, verflüchtigten. Auf

diese Weise ist eine der größten Gefahren, die unsere Kultur bedrohten, beschworen worden.

Die Regelung der Sicherheitsfrage fand ihre Basis in den Satzungen des Völkerbundes. Diese Bestimmungen sind so allgemein bekannt, daß ich sie hier nicht darzulegen brauche. Von Anfang an war man der Ansicht, daß die sehr greifbaren Sicherheiten, die sie boten, an Wert gewinnen würden, wenn sie durch neue Garantien ergänzt werden könnten. Außerdem unterlag es keinem Zweifel, daß der Völkerbund seine Friedensmission nur erfüllen konnte, wenn er sich mindestens auf alle im Weltkrieg miteinander kämpfenden Mächte erstreckte, nachdem es ihm nicht gelungen war, sich die Mitgliedschaft aller Länder der Welt zu sichern.

Nach dem Fehlschlag des gegenseitigen Schutzbündnisses und des Genfer Protokolls vom Jahre 1924 empfahl der Völkerbund seinen Mitgliedern den Abschluß von Schiedsverträgen und gegenseitigen Sicherheitsabkommen. Die ersten und wichtigsten dieser Verträge waren die Abkommen von Locarno, und hier verzeichnen wir die zweite glückliche Etappe auf dem Wege des Friedens. Im Unterschied zu den Bündnissen, die vor dem Kriege geschlossen wurden, richtet sich der Rheinlandpakt nicht gegen ein bestimmtes Land, und jeder der vertragschließenden Staaten findet dort dieselben Sicherheiten. Er läuft auf eine Verdammung des Krieges zwischen den vertragschließenden Mächten hinaus, weil die Unterzeichneten den territorialen status quo und die Erfüllung der sich auf die demilitarisierte Zone beziehenden Artikel 42 und 43 des Friedensvertrages garantieren und sich auf der einen wie auf der anderen Seite verpflichten, von jedem Angriff und jeder Invasion abzusehen und in keinem Falle, was auch kommen mag, zu Gewaltmaßnahmen zu greifen.

Es ist ein wunderbar glückliches Ereignis, daß schon sieben Jahre nach dem Waffenstillstand solche Versprechungen in der Frage der deutsch-französischen und deutsch-belgischen Grenze ausgetauscht, ein solcher Verzicht ausgesprochen werden konnte, und selbst die glühendsten Optimisten hätten es sich zwei Jahre früher nicht träumen lassen. Der Eintritt Deutschlands in den Völkerbund hat das Werk von Locarno gekrönt.

Als letzte Erfüllung hat sich zu Paris am 27. August dieses Jahres eine uralte Hoffnung des Menschengeschlechtes durch die Unterzeichnung des Paktes, der den Krieg außer Gesetz stellt, verwirklicht. Die Ethik wurde auf diese Weise mit der Politik verflochten. Eine Regel höherer Moral ist von nun an in den Codex der internationalen Beziehungen aufgenommen worden. Selbstverständlich wird es diesem Pakt nicht gelingen, alle Ursachen der Konflikte aufzuheben, alle Leidenschaften, die manchmal in Gewaltakte ausbrechen, zu zerstören. Aber die Staaten, die sich weigern würden, ihre feierlich übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen, dem Imperativ zu folgen, den sie sich freiwillig auferlegt haben, würden das Gewissen der ganzen Welt gegen

sich herausfordern und sich moralischen Sanktionen aussetzen, denen sicherlich politische Sanktionen folgen würden.

Das ist der Fortschritt, den wir auf dem von uns durchmessenen Wege zu verzeichnen haben. Für seine Erhaltung und weitere Entwicklung hoffe ich auf das dauernde Wirken des Völkerbundes, dessen Rolle es ist, die Völker einander anzunähern, ihr gegenseitiges Kennenlernen zu ermöglichen, ihre Hilfsbereitschaft anzurufen, indem er ihnen die Solidarität ihrer intellektuellen, wirtschaftlichen und sozialen Interessen begreiflich macht und organisieren hilft. Der Völkerbund hat schon große Dienste geleistet, indem er die Konflikte beilegte oder löste und der Wirtschaft der durch den Krieg schwer betroffenen Staaten zur Gesundung verhalf. Und ich bin sicher, daß seiner Arbeit der Annäherung eine immer größere Wirksamkeit beschieden sein wird.

Ich wünsche, daß die Beziehungen zwischen Deutschland und Belgien immer besser werden. Man darf es sich nicht verhehlen, daß die Erinnerungen an die Kriegsereignisse sich dem belgischen Volke tief eingeprägt haben und daß ihre Bitterkeit sich nur allmählich durch das Wirken der Zeit und eine taktvolle, kluge Politik mildern wird.

Ohne die Gefahren zu verkennen, die heute noch Europa bedrohen, müssen wir uns unseren Glauben bewahren und unser Werk in jenem Geiste fortsetzen, mit dem uns der Völkerbund beseelt.

Zehn Jahre österreichische Staatsfinanzen.

Von Dr. *Viktor Kienböck,*
österreichischem Finanzminister.

Wie bei allen Ländern, welche ihre durch Kriegsfolgen und Inflation zerrütteten Finanz- und Währungsverhältnisse erst neu aufbauen mußten, beginnt auch in Österreich die Ära der geordneten Finanz- und Wirtschaftsgeschichte mit der faktischen Stabilisierung des Geldwertes. Erst seit dem Ende des Jahres 1922 stehen dem Wirtschaftshistoriker verläßliche statistische Daten zur Verfügung. Der Wendepunkt in der wirtschaftlichen und finanziellen Entwicklung Österrreichs war die Unterzeichnung des Sanierungspaktes mit dem Völkerbunde; dieser Akt fand am 4. Oktober 1922 in Genf statt. Es hat sich nicht nur in Österreich, sondern ebenso in Deutschland wie in Ungarn und in anderen Ländern gezeigt, daß die Sanierung mit der Einstellung der Notenpresse und der Aufstellung eines für die Währung verantwortlichen, von der Staatsverwaltung unabhängigen Noteninstitutes anfängt und daß die Herstellung des Budgetgleichgewichtes, die logisch vorangehen sollte, sich an die Stütze dieser Tat anklammert. Eine Regierung muß sich zunächst von der Notenpresse losreißen, um die Arme frei zu bekommen und die Staatsfinanzen in Ordnung zu bringen. Es wirkt die suggestive Kraft eines im richtigen Augenblick gefaßten, von der öffentlichen Meinung getragenen Entschlusses. Die psychologischen Wirkungen einer Tat sind stärker als die logische Konsequenz. So halten wir es in Österreich in lebendiger Erinnerung, daß das Versprechen der Völkerbundhilfe für die Sanierungsanleihe die entscheidende Umstellung der öffentlichen Meinung bewirkt hat. Der Eindruck dieser Tatsache auf die zermalmte Bevölkerung Österreichs und auf das Ausland war so stark, daß der Kurs der Krone sich schon stabilisierte, bevor die Arbeit der Notenpresse eingestellt worden war. Seit dem 18. November 1922 hat der österreichische Staat die Notenbank nicht mehr zur Finanzierung der Staatsbedürfnisse herangezogen. Darüber hinaus hat der Staat von der bei Beginn der Währungsstabilisierung vorhandenen sogenannten Inflationsemission der Notenbank (255,8 Millionen Schilling nach dem ersten Ausweise der Österreichischen Nationalbank vom 7. Januar 1923) bereits einen großen Teil getilgt.

Der letzte Ausweis des österreichischen Noteninstitutes besagt, daß das Konto „Darlehensschuld des Bundes" einen Stand von 166,3 Millionen Schilling hat.

Es soll in diesem Zusammenhang nicht übersehen werden, daß die staatliche Finanzverwaltung des Deutschen Reiches ein Jahr nach der Stabilisierung der österreichischen Währung dieselben Erfahrungen mit der psychologischen Seite des Finanzwesens gemacht hat. Deutschland hat im November 1923 das „Wunder der Rentenmark" erlebt; ohne materielle Hilfe des Auslandes gelang es, die Mark auf dem Umwege über die Rentenmark zu stabilisieren.

Wenn man die Gebarungsausweise der österreichischen Bundesfinanzverwaltung seit dem Jahre 1923 betrachtet, so wird man finden, daß dieser Staat in langsamer, zäher Aufbauarbeit sein Finanzwesen neu geordnet hat. Daß hierbei nicht nur fiskalische Interessen, sondern auch die Interessen der Volkswirtschaft in weitgehender Weise berücksichtigt worden sind, ergibt sich aus der Ziffer von fast 800 Millionen Schilling, welche seit 1923 für wertvermehrende Investitionen ausgelegt worden sind. Die folgende Tabelle gibt eine Gesamtübersicht der österreichischen Bundesfinanzen während der letzten sechs Jahre.

	Laufende Gebarung				Investitionen	Abgang	Überschuß
	Ausgaben	Einnahmen	Abgang	Überschuß			
	in Millionen Schilling						
1923:	834,2	752,0	— 82,2		76,0	— 158,2	
1924:	910,3	1000,9		+ 90,6	103,6	— 13,0	
1925:	909,9	1077,0		+ 167,1	90,6		+ 76,5
1926:	1042,2	1145,4		+ 103,2	135,6	— 32,4	
1927:	1639,7	1750,4		+ 110,7	195,7	— 85,0	
1928:	1623,4	1658,9		+ 35,5	191,1	— 155,6	

Die Zahlen der ersten fünf Jahre sind nach den vom Rechnungshof überprüften Rechnungsabschlüssen zusammengestellt, während die Ziffern für das laufende Finanzjahr dem Bundesvoranschlag entnommen sind.

Um die Entwicklung der Bundesfinanzen richtig zu beurteilen, muß man noch die Verwendung der Völkerbundanleihe 1923 in Betracht ziehen. Die Anleihe gab einen Nettoerlös von 908 Millionen Schilling; nicht weniger als 44 Prozent des Anleiheerlöses wurde zur Konsolidierung schwebender Staatsschulden verwendet, die während der ersten vier Jahre des Bestehens der Republik kontrahiert wurden. Für die Lösung der künftigen Finanzprobleme Österreichs stand daher im Jahre 1923 knapp die Hälfte des Anleiheerlöses zur Verfügung. Es verdient nun hervorgehoben zu werden, daß Anfang September d. J.

noch immer ein Restbetrag von 50 Millionen Schilling zur Verfügung der Bundesfinanzverwaltung stand und daß bis Ende 1928 176 Millionen Schilling von der Anleihe bereits zurückgezahlt sein werden.

Die zukünftige Gestaltung des österreichischen Budgets ist stark durch die Frage zukünftiger Anleihen bestimmt. Österreich strebt die Aufnahme einer neuen Anleihe zu Investitionszwecken an. Die Investitionen für fünf Jahre im Gesamtbetrage bis zu 725 Millionen Schilling, für welche die Anleihe aufgenommen werden soll, betreffen einerseits die Bundesbahnen, anderseits die Post-, Telegraphen- und Telephonanstalten; sie sind im engsten Sinne produktiv; die Betriebe, in denen investiert werden soll, müssen für Zinsen und Kapitalsamortisation selbst aufkommen. Zur Aufnahme einer Staatsanleihe muß Österreich weitwendige Wege zurücklegen. Es braucht die Zustimmung der Reparationskommission, da die Aktiven des Staates zugunsten einer eventuellen Reparationsforderung verpfändet sind, ferner die Zustimmung der sogenannten Reliefgläubiger, da auch diesen ein generelles Pfandrecht eingeräumt werden mußte, und schließlich die Zustimmung des Komitees der Mächte, die für die Völkerbundanleihe Garantien geleistet haben. Bisher fehlt noch die Zustimmung der Vereinigten Staaten von Amerika, die einer der großen Reliefgläubiger sind.

Österreich ist noch nicht bei der Bereinigung aller internationalen Schuldverhältnisse angelangt, aber wir sind diesem Ziele erheblich näher. Es darf gesagt werden, daß der tiefe Schatten, der sich von dieser Seite her auf Österreichs finanzielle Lage legte, nunmehr doch zu weichen beginnt. Im Jahre 1923 war es ein fast ungeahnter Erfolg, daß die Republik unter Garantie anderer Staaten einer Anleihe teilhaftig wurde. Heute steht es außer Zweifel, daß die finanzielle Lage des Staates seinem Kredit ohne solche auswärtige Stütze eine verläßliche Grundlage bietet.

Ursachen wirtschaftlicher Unsicherheit.

Von *J. G. Duca,*
rumänischem Innenminister.

Zehn Jahre sind seit dem Waffenstillstand vergangen.

Wir haben das Recht, uns zu fragen, ob die Lage Europas sich in dieser Zeit in dem Maße gefestigt hat, wie wir es hoffen konnten.

Ich für mein Teil glaube, daß man im Hinblick auf die Politik diese Frage bejahend beantworten muß. Ich bin dagegen der Ansicht, daß vom wirtschaftlichen Standpunkt die Antwort entschieden negativ ausfällt.

Vom politischen Standpunkt hat sich die Lage, die durch die Verträge geschaffen wurde, zweifellos konsolidiert. Die neue territoriale Verteilung, die von dem Prinzip der Nationalitäten ausging, ist an sich zu gerecht, um sich nicht allgemein aufzuzwingen und über alle vorübergehenden Schwierigkeiten zu triumphieren. Es werden noch hie und da Fragen territorialer Änderung aufgeworfen, aber diese Ansprüche sind bedeutungslos angesichts des bei allen Völkern vorhandenen Friedenswillens, der sich von Tag zu Tag immer klarer in dem Bewußtsein der Welt verankert. Bei dieser Entwicklung darf man nicht die großen Dienste vergessen, die der Völkerbund der Menschheit geleistet hat.

Selbstverständlich haben die Skeptiker ein leichtes Spiel. Das Ideal, das der Völkerbund verfolgt, ist noch weit von der Erfüllung entfernt. Aber wer vermag zu bestreiten, daß die ununterbrochenen Bemühungen des Genfer Aeropags die Regierungen dazu gebracht haben, den Krieg immer mehr als ein internationales Verbrechen zu betrachten und ihnen auf diese Weise die unentrinnbare Notwendigkeit einer pazifistischen Politik aufgezwungen haben. Locarno und in letzter Zeit der Pakt Briand-Kellogg sind nur die greifbarsten Beweise einer Atmosphäre des Friedens, von der die Weltpolitik heute erfüllt ist.

Leider gilt nicht dasselbe für die wirtschaftliche Lage, in der sich Europa zehn Jahre nach dem Waffenstillstand befindet.

Alle Länder sind noch immer in einen Kampf mit wirtschaftlichen und finanziellen Schwierigkeiten verwickelt. England, das reiche und mächtige England, wird durch das beunruhigende Gefolge einer Million

von Arbeitslosen geschreckt, deren Zahl alle Bemühungen, alle Opfer nicht zu vermindern vermögen.

Frankreich, Belgien, Italien ist es nach den schlimmsten Krisen gelungen, ihr Geld zu stabilisieren, aber in Wirklichkeit sind diese Stabilisierungen nichts anderes als das gesetzliche Zugeständnis eines mehr oder minder vollkommenen Bankerotts.

Die Länder, die in ihren ethnographischen Grenzen wieder hergestellt wurden, wie Polen, die Tschechoslowakei, Jugoslawien, Rumänien, Griechenland, haben noch immer Kämpfe mit Schwierigkeiten und Sorgen aller Art zu bestehen.

Auf welche Gründe läßt sich diese Tatsache zurückführen, wer trägt die Verantwortung für die so ernste Lage? Es sind die Beherrscher der internationalen Finanzwelt, deren ganze Mentalität, die ich hier nicht auf ihre tieferen und geheimen Gründe untersuchen will, sie zu der seltsamen Auffassung geführt hat, daß man dem Besiegten helfen muß, während man den wirtschaftlichen Wiederaufbau der Sieger vollkommen vernachlässigt.

Der Gedanke, daß man den Besiegten, die so schwer vom Krieg und von den sich aus ihm ergebenden Verträgen getroffen wurden, zu Hilfe eilen mußte, ist selbstverständlich klug und richtig. Aber welche Gründe können die Herrscher der internationalen Finanzwelt dafür anführen, daß sie dieselbe Unterstützung und dieselbe Hilfe den Siegern verweigern, die ebenso wie die Besiegten alle Grauen des Krieges, die Verwüstung ihrer Gebiete und die Besetzung durch den Feind erfahren haben? Ist es logisch, ist es zulässig, daß aus einer solchen Auffassung sich heute das paradoxe Schauspiel ergibt, daß die Besiegten sich einer guten Wirtschaftslage erfreuen, während die Sieger mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen haben?

Die allgemeine Lage in Europa wäre ganz anders, wenn die Herrscher der internationalen Finanzen mit derselben Großzügigkeit den einen wie den anderen geholfen hätten, weil die einen wie die anderen in gleichem Maße unter dem Kriege zu leiden hatten.

Die Leichtigkeit, mit der die Hilfe der internationalen Finanzwelt den Besiegten den Wiederaufbau ermöglichte, beweist über alle Zweifel hinaus, daß, wenn man den Siegern dieselbe Möglichkeit geboten hätte, ganz Europa sich heute in einem Zustand des wirtschaftlichen Wohlstandes befinden würde und alle sozialen Krisen, die das Leben der europäischen Staaten bedrohen, gemildert, wenn nicht verhindert worden wären.

Eine klarere, höhere und gerechtere Auffassung ihrer politischen und humanitären Mission hätte es der internationalen Finanzwelt erlaubt, nach dem Kriege der Menschheit einen großen Dienst zu leisten und hätte die schweren Fehler verhindert, die zwangläufig auf sie zurückwirken werden, weil die sozialistischen und bolschewistischen Elemente

nicht verfehlen werden, diese Fehler zum Angriff gegen die kapitalistische Idee selbst zu benutzen.

Man muß jedoch hoffen, daß es Europa gelingen wird, diese Krise bald zu überwinden. Dann wird es nur noch eine Gefahr geben, die auf dem Schicksal der Welt lasten wird, und zwar das Gespenst Rußland.

Die zehn letzten Jahre haben, wie man zugeben muß, bewiesen, daß es dem Bolschewismus unmöglich ist, in den europäischen Demokratien an Boden zu gewinnen; aber es wäre unklug zu glauben, daß die Sicherheit Europas wirklich vollkommen gefestigt ist, solange in Rußland der gewaltige Herd der Anarchie besteht. Man wird in Genf vergeblich die besten Beschlüsse fassen; solange Rußland wird sagen können „res inter alios acta", wird ihre praktische Durchführbarkeit relativ und illusorisch bleiben.

Und trotzdem glaube ich, daß wir zehn Jahre nach dem Waffenstillstand, trotz der Wolken, die sich noch am politischen Horizont zusammenballen, das Recht haben, die Zukunft optimistisch aufzufassen, denn der entscheidende Faktor der Situation ist der unzweifelhafte Wunsch nach dem wirklichen Frieden, der immer tiefer Wurzel in den Seelen der Völker schlägt.

Der demokratische Geist der heutigen Zeit läßt uns die Menschheit der Zukunft als eine harmonische Gemeinschaft erschauen. Vor zehn Jahren hat der Gedanke der Vereinigten Staaten von Europa nur ein ironisches Lächeln hervorgerufen. Heute sehen ihn viele weitsichtige Menschen nicht mehr als eine reine Utopie an, sondern als ein Ideal, das sich früher oder später verwirklichen wird.

Morgen wird dieser Gedanke uns vielleicht als eine Notwendigkeit und als ein aktuelles Problem erscheinen, und die Völker werden erkennen, daß es leichter ist, der Schwierigkeiten durch Verständigung und Zusammenarbeit Herr zu werden, während sie bis heute nur den Kampf als eine vage Lösung vor sich sahen.

In diesem Geiste, von diesem Ideal beseelt, müssen wir den zehnten Jahrestag der Beendigung eines der furchtbarsten Brände feiern, von denen die Menschheit je betroffen wurde.

Der Fortschritt im Fernen Osten.

Von *H. Nagaoka,*
japanischem Botschafter in Berlin.

Wenn wir heute voll Ergriffenheit auf jenen Tag zurückschauen, der vor zehn Jahren die Beendigung des Weltkrieges einleitete, so erleben wir noch einmal das Gefühl der Erlösung, das damals durch die Welt ging, als sich die Aussicht auf ein Ende des furchtbaren Ringens eröffnete. Groß waren die Blutopfer gewesen, die der Krieg von Europa verlangt hatte, und die Wirtschaft Europas war schwer erschüttert. Aber auch Japan, so weit es von dem eigentlichen Kriegsschauplatz entfernt war, hatte unter seinen Wirkungen schwer zu leiden gehabt, und unsere Wirtschaft hatte ähnliche Schwierigkeiten zu überwinden wie die europäische, als es galt, sich wieder auf die Friedensverhältnisse umzustellen. Dazu kam bei uns erschwerend hinzu, daß der Gesundungsprozeß jäh unterbrochen wurde durch die furchtbare Naturkatastrophe, die vor fünf Jahren die Zentren unseres Wohlstandes in Schutt und Asche legte und einen empfindlichen Rückschlag für uns bedeutete. Aber heute, zehn Jahre nach der Beendigung des Weltkrieges, darf man wohl sagen, daß es der Industrie, dem Handel und der Schiffahrt Japans gelungen ist, sich zu konsolidieren und die Schäden der Nachkriegszeit zu überwinden, sodaß wir in dieser Beziehung mit Vertrauen in die Zukunft blicken dürfen.

Wenn ich nun die Aufgabe habe, über Japan zehn Jahre nach dem Waffenstillstand zu reden, so liegt es mir, einem Diplomaten, nahe, mit der Außenpolitik Japans zu beginnen. Da freuen wir uns nun zunächst auf das lebhafteste, daß die freundschaftlichen Beziehungen zu dem Deutschen Reich noch mehr befestigt worden sind durch den Abschluß eines Handelsvertrages, der in Kraft getreten ist, als ich den Posten des japanischen Botschafters in diesem Reiche angetreten habe; ferner kann ich feststellen, daß wir auch mit den übrigen Staaten in ungetrübter freundschaftlicher Verbindung stehen. Was insbesondere China angeht, so haben wir in diesem unserem nächsten Nachbarlande naturgemäß sehr große wirtschaftliche Interessen; daher ist es sehr leicht zu verstehen, daß wir lebhaft mit allem sympathisieren, was zu einer Konsolidierung der inneren Verhältnisse Chinas zu führen geeignet

ist, damit unser Handel mit diesem Nachbar wieder aufblüht und sich ungestört weiter entwickeln kann.

Aber nicht nur in China wollen wir Frieden. Wir wünschen vielmehr sehnlichst den Tag herbei, an welchem alle Völker der ganzen Welt die Rivalität im Aufrüsten einstellen und sich mit voller Kraft ausschließlich der edlen Aufgabe widmen, die Kulturprobleme der Menschheit zu realisieren und zu fördern. Eine wohlbekannte Tatsache ist unsere eifrige Mitarbeit in der Abrüstungsfrage. In dieser Richtung hat Japan in dem seit der Beendigung des Krieges verflossenen Dezennium einen bedeutsamen Schritt getan, um seine Friedensliebe und seinen festen Glauben an das Fortschreiten der Friedensidee zu dokumentieren. Vom November 1921 bis zum Februar 1922 tagte bekanntlich in Washington die Konferenz der Seemächte, die Präsident Harding einberufen hatte, und bemühte sich, eine Einigung unter ihnen hinsichtlich der maritimen Kriegsrüstung herbeizuführen. Hier war es besonders Japan, das in einsichtsvoller Zustimmung wesentlich dazu beitrug, daß die Konferenz einen gewissen Erfolg erzielte. Welche Opfer Japan damals gebracht hat, um die Beschlüsse der Washingtoner Konferenz durchzuführen, und wie einschneidend diese Rüstungsbeschränkung war, mag aus einigen Zahlen hervorgehen, die ich hier geben will: die Entlassung von Marineoffizieren, die eine notwenige Folge der Rüstungsbeschränkung war, begann im August 1922 und war im März 1924 beendet. Sie betraf 8 Admirale, 52 Vizeadmirale, 99 Kontreadmirale, 290 Kapitäne z. S., 433 Fregattenkapitäne und Kapitänleutnants, 115 Oberleutnants z. S. und 43 Leutnants z. S., im ganzen 1040 Marineoffiziere. Dazu kam eine Reduktion des Deckoffiziers-, Unteroffiziers- und Mannschaftspersonals um mehr als 13 700 Mann. Diese freiwillige Einschränkung der Seerüstung, die Japan auf sich nahm, legt ein beredtes Zeugnis ab von dem guten Willen Japans, an einer allgemeinen Rüstungsbeschränkung und Abrüstung tatkräftig mitzuarbeiten. Was die Landrüstung betrifft, so haben wir auch unser Heer seit Kriegsende zweimal vermindert, obwohl die in Kriegszeiten allgemein unvermeidliche Heeresvermehrung bei uns nicht sehr bedeutend gewesen war. In den Jahren 1922 und 1923 betraf die Heeresverminderung 1800 Offiziere, 56 000 Unteroffiziere und Mannschaften und 13 000 Pferde. Ich möchte auch noch die Verkürzung der Dienstzeit erwähnen, die damals, nämlich im Jahre 1923, für die Fußtruppen angesetzt wurde; diese Verkürzung betrug 40 Tage für den Dienst bei der Fahne und 47 Tage im Reservedienst, also zusammen 87 Tage. Die zweite Heeresreduktion wurde am 1. Mai 1925 durchgeführt: das Heer wurde nämlich um 4 Divisionen vermindert. Diese gewaltige Reduktion betraf 16 Infanterieregimenter, 4 Kavallerieregimenter, 4 Feldartillerieregimenter, 4 Pionierbataillone und 4 andere Bataillone, die alle aufgelöst wurden. Dasselbe Los traf das Kraftwagenbataillon. Übrigens waren schon im vorhergehenden Jahre während der Vorbereitungen zur Auf-

lösung der 4 Divisionen 300 Offiziere zur Disposition gestellt worden, und weitere Offiziere wurden gegen Ende März 1926 entlassen.

Man wird das redliche Streben Japans nach friedlicher Beilegung internationaler Konflikte, in die es verwickelt werden könnte, gewiß verstehen und zu schätzen wissen, wenn man bedenkt, daß diese gewaltigen Reduktionen in Heer und Flotte seit dem Kriege durchgeführt worden sind, obgleich Japans geographische Lage ziemlich prekär ist, und beispielsweise die bedeutenden wirtschaftlichen Interessen, die es in China hat, wegen der damaligen Unruhen in jenem Lande natürlich gefährdet schienen. Aus der energischen Durchführung der besprochenen Heeres- und Flottenreduktionen geht klar hervor, daß Japan diese Schwierigkeiten, wie auch andere, deren Erwähnung zu weit führen würde, auf friedlich-schiedlichem Wege überwinden zu können hofft, und diese Hoffnung wird gewiß nicht trügen; das ist unsere feste Überzeugung. Diese Überzeugung war es auch, die uns dazu geführt hat, dem Kelloggschen Kriegsächtungspakt beizutreten, ohne irgendeinen Vorbehalt zu machen.

Wenn ich mich nun dem Gebiet der Innenpolitik zuwende, so muß ich vor allem die politische Emanzipation der großen Massen erwähnen, die wir vor nicht sehr langer Zeit durchgeführt haben. Unser Parlamentarismus ist noch ziemlich jung, nämlich erst 38 Jahre alt. Das aktive Wahlrecht war von vornherein an das Lebensalter von 25 Jahren geknüpft, und das passive an das Alter von 30 Jahren; hierzu kam aber unter anderen Bedingungen, daß zur aktiven Wahl nur Personen zugelassen wurden, die jährlich mindestens 15 Yen (etwa 30 Reichsmark) Steuern zahlten; das Steuerminimum der Kandidaten war zunächst 10 Yen. Bei der ersten Revision des Wahlgesetzes im Jahre 1900 wurde das Steuerminimum für die Kandidaten überhaupt aufgehoben, und dasjenige für die Wähler auf 10 Yen herabgesetzt. Bei der zweiten Revision im Jahre 1920 wurde das Steuerminimum der Wähler bis auf 3 Yen ermäßigt, und bei der letzten Revision des Wahlgesetzes, 1925, wurde auch für die Wähler jedwede Steuergrenze abgeschafft. Diese Demokratisierung des Wahlrechts hatte zur Folge, daß bei den ersten Wahlen, die nach dem neuen System stattfanden, nämlich 1928, die Anzahl der Wähler sich nahezu — mit den vorigen Wahlen verglichen — vervierfacht hatte. Dieser gewaltige Umschwung, der nunmehr allen Volkskreisen politischen Einfluß sichert, wird jedenfalls zur Folge haben, daß das politische Verantwortungsgefühl der breiten Massen geweckt und gestärkt wird.

Da wir nun schon von Emanzipation reden, dürfte es angebracht sein, auch der Entwicklung zu gedenken, welche die Frauenfrage in den letzen zehn Jahren genommen hat. Zunächst war weiblichen Personen der Besuch politischer Versammlungen verboten. Aber der Artikel V Absatz 2 der Polizeiverordnung, betreffend die Aufrechterhaltung der öffentlichen Ruhe und Ordnung, der dieses Verbot aussprach, wurde in

der Parlamentssession von 1921/22 aufgehoben; das war ein wichtiger Schritt auf dem Wege zur politischen Emanzipation der japanischen Frau. Dann nahmen einige Mädchenschulen Teile der Rechtswissenschaft in ihre Lehrpläne auf, und schließlich begannen einige Universitäten in Tokio und auch in anderen Städten, Studentinnen und Frauen zum Besuche von Vorlesungen über Rechtswissenschaft, Nationalökonomie, Soziologie und andere Zweige der Gesellschaftswissenschaften zuzulassen. Politische Versammlungen von Frauen waren einst undenkbar in Japan, heutzutage aber sind sie keineswegs selten; die erste, die man so nennen kann, hat im Mai 1922 in Kobe stattgefunden. Das Stimmrecht zu den Parlamentswahlen haben die Frauen zwar noch nicht erreicht, doch gibt es bereits eine lebhafte Bewegung, die auf dieses Ziel hinsteuert, und es existiert unter unseren modernen Frauen ein großer „Bund für Frauenstimmrecht". Von sonstigen bedeutenden Frauenvereinigungen nenne ich noch den „Nationalbund der Studentinnen" und den „Nationalbund der Lehrerinnen". Dieser hat die größte Mitgliederzahl, etwa 20 000; das ist ein ziemlich hoher Prozentsatz aller Lehrerinnen überhaupt, deren Anzahl ungefähr 70 000 beträgt. Übrigens spielt neuerdings die Frau, wie in Europa, so auch bei uns eine gewisse Rolle im wirtschaftlichen Leben. Die modernen japanischen Frauen sind also nicht so, wie man sie sich vielleicht nach den eleganten, unirdischen Figuren des Künstlers Utamaro vorstellen möchte; sie richten ihren Blick vielmehr energisch auf das praktische Leben und sind, ebenso wie ihre europäischen Schwestern, eifrig bestrebt, in das politische und in das wirtschaftliche Gebiet einzudringen und dort festen Fuß zu fassen.

Die Fortschritte, die Japan seit Kriegsende sozialpolitisch gemacht hat, sind ebenso bedeutend wie diejenigen, die auf anderen Gebieten des nationalen Lebens verzeichnet werden konnten. Da unsere Industrie noch verhältnismäßig jungen Datums ist, so hat sich das Bedürfnis nach einem gesetzlichen Eingreifen in die Arbeitsverhältnisse und nach einer staatlichen Fürsorge für die Arbeiter bei uns erst viel später geltend gemacht als in den Ländern Europas. Immerhin haben wir schon vor zehn Jahren Erwägungen angestellt, die auf eine Besserung der Lage unserer Fabrikarbeiter und auf die Sicherung des sozialen Friedens hinzielten. Eine Harmonie zwischen Kapital und Arbeit herbeizuführen war und ist das Ziel und die Grundlage unserer Sozialpolitik, und die Vereinigung Kyocho-Kai in Tokio, die im Jahre 1919 daselbst unter Mitwirkung von Behörden, Universitätsprofessoren, Geschäftsleuten und Sozialbeamten gegründet wurde, kann als die Verkörperung jenes Grundsatzes angesehen werden; reicher Erfolg hat ihre Tätigkeit belohnt. Nach vielen vorbereitenden Maßnahmen kam das Jahr 1926 heran, das den wichtigsten Wendepunkt in unserem sozialen Leben bedeutete: am 1. Juli jenes Jahres trat das Krankenversicherungsgesetz in Kraft, desgleichen das Gesetz, betreffend Schlichtung von Arbeitsstreitigkeiten,

sowie Verordnungen, die das Mindestalter der Industriearbeiter festsetzten; ferner eine Revision des Gewerbegesetzes und Bestimmungen über Entschädigungen für Bergarbeiter. Am gleichen Tage fielen der lange umstrittene § 17 des Gesetzes, betreffend die öffentliche Sicherheit, sowie entsprechende Polizeiverordnungen, welche die Aufreizung zum Streik unter Strafe gestellt hatten. An den internationalen Konferenzen der Arbeit, deren erste im Oktober 1919 in Washington stattfand, hat sich Japan bekanntlich eifrig beteiligt; auch sind die wichtigsten Beschlüsse dieser Konferenzen in Japan durchgeführt worden, z. B. ein Teil des Abkommens, betreffend Arbeitslosigkeit, das Abkommen, betreffend das Mindestalter von Kindern, die in Fabriken arbeiten, das empfohlene Verbot der Verwendung von gelbem Phosphor, der anempfohlene Schutz von Frauen und Kindern gegen Bleivergiftung bei gewissen Farbikarbeiten, und ein Abkommen, das die Arbeit der Seeleute erleichtert.

Nun möchte ich noch über den Sport sprechen, in welchem wir während des letzten Dezenniums vielleicht die erstaunlichsten Fortschritte gemacht haben. Während der Sportbetrieb bei uns früher als eine Sache angesehen wurde, die nur Schüler und Studenten anging und dazu bestimmt schien, die überschüssige Kraft dieser jungen Leute aufzunehmen, ist der Sport in Japan heute eine Herzenssache des Volkes aller Klassen. Diese Tatsache wird am glänzendsten illustriert durch das wunderbare Anwachsen der Erfolge, welche die japanischen Mannschaften bei den seit Kriegsende abgehaltenen drei Olympiaden erzielt haben. Im Jahre 1920, in Antwerpen, war der japanischen Olympiamannschaft, unbedeutend an Zahl, kein Erfolg beschieden, und in Paris, 1924, mußten wir uns mit einem einzigen Preise begnügen, und zwar einem sechsten, der unserem Champion für Anlauf-Weitsprung verliehen wurde. Wie ganz anders war es in diesem Jahre in Amsterdam! Dort traten Japaner in einer Stärke von mehr als einem halben Hundert an und bestritten fast alle Wettkämpfe, die veranstaltet wurden. Und reicher Lohn wurde ihren Anstrengungen zuteil: allein der erste Preis fiel zweimal auf Japaner. Wer Japan heutzutage besucht, wird fast in allen Städten wohlausgestattete Stadien finden. Der jüngste und großartigste Bau dieser Art ist das Meiji Shrine's Stadion vom Jahre 1926. Seine Anlage erforderte einen Aufwand von 700 000 Yen; es kann bis zu 30 000 Zuschauer fassen.

Unser Nationalsport bestand seit alter Zeit hauptsächlich aus Fechten, Judo (hier meist Jiujitsu genannt; die Kunst der waffenlosen Selbstverteidigung), Ringen, Schwimmen, Bogenschießen und ähnlichen Leibesübungen. Inzwischen sind aber auch die in Europa und in Amerika üblichen Sportarten bei uns eingeführt worden, und man muß gestehen, daß diese neuen Arten in den letzten Jahren nicht nur außerordentlich populär in Japan geworden sind, sondern daß ihre Beliebtheit die alten, nationalen Sportarten bei unseren jungen Leuten fast in den Hintergrund drängt. An der Spitze steht Baseball, das von den Schülern

der Elementarschulen, der Mittelschulen und der Hochschulen mit Vorliebe gespielt wird, aber auch unter den jungen Handelsgehilfen, Beamten usw. sehr verbreitet ist. Es ist keineswegs selten, daß man einem Baseballmatch zwischen berühmten Mannschaften mehrere zehntausend begeisterte Zuschauer beiwohnen sieht. Auch Fußball ist bei uns beliebt, obgleich bei weitem nicht so populär wie Baseball. Was ferner Lawn-tennis betrifft, so verdient bemerkt zu werden, daß dieses Spiel sich in der letzten Zeit besonders bei dem weiblichen Geschlecht einer ständig wachsenden Beliebheit erfreut. Auch messen sich unsere Tennisspieler häufig mit Sportgenossen anderer Nationen, und zwar oft mit schönem Erfolg. In dem großen Wettkampf um den Davis-Pokal, der im Jahre 1927 ausgetragen wurde, hat Japan erst Mexiko und dann Kanada geschlagen; im Schlußkampf unterlag es freilich gegen Frankreich. Bezüglich sonstiger Sportarten, wie Golf, Hockey, Reiten, Ski, Schlittschuhlaufen und dergleichen genügt es, kurz zu erwähnen, daß sie alle in Japan gedeihen und besonders im letzten Jahrzehnt einen gewaltigen Aufschwung genommen haben. Den Wassersport muß ich jedoch besonders hervorheben und kann nicht umhin, speziell diesem einige Worte zu widmen. Zunächst bemerke ich, daß Rudern und Schwimmen schon lange vor dem Kriege in Japan sportmäßig betrieben worden sind, und wieweit wir es besonders in der Schwimmkunst während der letzten zehn Jahre gebracht haben, konnte man in diesem Jahre in Amsterdam erkennen: in frischer Erinnerung ist wohl noch, daß unser Tsuruta mit der Weltmeisterschaft im Brustschwimmen gekrönt wurde, daß auf Takaishi der Siegespreis im 100-Meter-Freistilschwimmen entfiel usw. Diese Erfolge bewirkten, daß Japan auf den zweiten Platz in der Rangordnung aller Länder der Erde nach Leistungen in der Schwimmbahn vorrückte. Von der weiblichen Sportwelt Japans will ich noch Fräulein Hitomi nennen. Ihr Name hat bei allen Sportfreunden wohl einen so guten Klang, daß ich mich erläuternder Bemerkungen enthalten darf. Obgleich sie mit ihren Sportleistungen in unerreichter Höhe einsam dasteht und ihresgleichen nicht hat, vielmehr eine besondere Klasse für sich bildet, kann man doch immerhin Schlüsse auf das rege Sportleben der japanischen Frauen ziehen.

Ich würde gern noch viel über andere Dinge sagen, die von dem großen Fortschritt zeugen, den Japan in den letzten zehn Jahren gemacht hat; so wären noch Kunst, Unterricht, Wissenschaft usw. zu erwähnen. Da aber der Raum, der mir hier freundlichst zur Verfügung gestellt wird, naturgemäß nicht unbeschränkt ist, so muß ich mich mit den obigen Ausführungen begnügen; immerhin hoffe ich, dem deutschen Leser eine Vorstellung von unseren Ideen und modernen Bestrebungen auf Gebieten vermittelt zu haben, die sicher nicht ohne Interesse für ihn sein werden.

Das Werden der türkischen Republik.

Von *Kemaleddin Sami Pascha,*
türkischem Botschafter in Berlin.

Der Ausgang des Weltkrieges schien das Schicksal des Osmanischen Kaiserreiches besiegelt zu haben. Die „Orientfrage" sollte ihre Lösung durch die Aufteilung der Türkei und völlige Vernichtung ihrer Selbständigkeit finden. Nach dem Waffenstillstand begann von Innen und von Außen die Auflösung des alten Reiches und das Chaos. Das türkische Volk erkannte diese Gefahr der Vernichtung, jedoch konnte und wollte der letzte Sultan und seine Regierung dieser Gefahr keinen Widerstand entgegensetzen. Sie waren vielmehr bereit, der Wahrung ihrer Position die Freiheit unseres Landes zu opfern. In dieser schwersten Stunde der türkischen Geschichte erstand der Türkei der Führer und Retter: Mustafa Kemal Pascha.

Mustafa Kemal Pascha hat im Mai 1919, als die effektive Aufteilung der Türkei durch die Besetzung von fremden Truppen von allen Seiten begonnen hatte, die Führung der Geschicke der Türkei übernommen. In diesem Augenblick hatte bereits die Gegenwehr des türkischen Volkes selbst eingesetzt, aber alle diese Verteidigungsmaßnahmen, die in den verschiedenen Provinzen ergriffen wurden, hatten lokalen Charakter und konnten daher dem entschlossenen Willen der Vernichtung, der wir überall gegenüberstanden, nicht erfolgreich widerstehen. Es ist der Verdienst Mustafa Kemal Paschas, diesen Verteidigungswillen des Volkes organisiert und den großen zielbewußten, nationalen Kampf begonnen zu haben. Es beweist seine Genialität, daß er bereits in diesem Augenblick des Beginnens, wo wir noch fast keine Waffen, keine Geldmittelt besaßen, von ununterbrochenen Jahren des Krieges erschöpft waren, wo die Armee aufgelöst war und die ganze militärische Macht aus einzelnen, schlecht bewaffneten Truppenteilen und freiwilligen Korps bestand, trotz der riesigen, mit allen Hilfsmitteln ausgerüsteten gegnerischen Macht, die Widerstandskraft, den Lebenswillen und den Opfermut der türkischen Nation erkannt und ihr gleich das Ziel der völligen Befreiung, der uneingeschränkten Selbständigkeit gesetzt hat.

Er hat, um die Organisation des Widerstandes zu erzielen, erst die Vertreter der Ostprovinzen nach Erzeroum, sodann im September 1919 die Vertreter aller türkischen Provinzen nach Sivas berufen, wo die Vertreter des Volkes den Grundsatz der Unantastbarkeit der türkischen

Selbständigkeit, der Nichtaufgabe türkischen Bodens innerhalb der nationalen Grenzen, also innerhalb der von den Türken bewohnten Grenzen, festgelegt und feierlich angenommen haben. Nachdem nach stattgefundenen Neuwahlen das in Konstantinopel gebildete Parlament von den Besatzungsmächten auseinandergetrieben und aufgelöst worden war, wurde dieses Parlament nach Angora einberufen, und die Vertreter des Volkes traten am 23. April 1920 als die „Große Türkische Nationalversammlung" zusammen. Dieser Tag wurde der Geburtstag der neuen Türkei.

Von diesem Tage an hörte effektiv die Regierung des Sultans in der Türkei auf. Während die in Konstantinopel bestehende Scheinregierung der Hohen Pforte und der Sultan in Sèvre den uns diktierten Frieden unterzeichneten und sich damit einverstanden erklärten, alle Selbständigkeit der Türkei aufzugeben, hat die Regierung der Großen Türkischen Nationalversammlung den Freiheitskampf unter den schwierigsten Umständen, oft mit wechselndem Glück, aber stets entschlossen, die in dem Nationalpakt festgelegten Rechte und Grenzen der Türkei niemals aufzugeben, geführt.

Dieser große Verteidigungskampf endete mit dem Siege von Inenü und mit der vollständigen Befreiung des besetzten Anatoliens.

Das Ziel der neuen Türkei war, innerhalb der nationalen türkischen Grenzen ein vollständig freier, durch keine Sonderrechte der Fremden in seiner Selbständigkeit eingeschränkter Staat zu sein, um sich der friedlichen Arbeit des kulturellen und wirtschaftlichen Aufbaus zu widmen. Der nach dem zweiten Kongreß von Lausanne zwischen der Türkei und den Alliierten abgeschlossene Frieden hat der Türkei die vollständige Verwirklichung dieses Zieles gebracht. Mit diesem Frieden von Lausanne ist die Voraussetzung für den kulturellen, sozialen und wirtschaftlichen Aufbau geschaffen worden.

Alle Reformversuche der letzten Jahrhunderte in der Türkei konnten aus zwei Gründen kein volles Ergebnis bringen:

1. sie waren Kompromißlösungen, die zwischen dem Alten und dem Neuen, die vollkommene Gegensätze waren, vergeblich eine mittlere Lösung suchten;
2. jeder wirtschaftliche Fortschritt war den imperialistischen Interessen der fremden Mächte schädlich und wurde auf Grund ihrer Sonderrechte in irgendeiner Form von diesen vereitelt und resultatlos gemacht.

Die neue Türkei hat die Gründe des Mißlingens der bisherigen Reformversuche erkannt und damit die Voraussetzungen geschaffen, die eine tatsächliche Erneuerung möglich machen. Auf diesem Wege des Aufbaus ist nun die Türkei in den wenigen Jahren des Friedens erheblich weitergekommen. Nach Beendigung des nationalen Kampfes ist zunächst das Sultanat, das durch die Flucht des letzten Sultans bereits aufgehört hatte zu existieren, auch formell und rechtlich

abgeschafft worden. Der Nachfolger des letzten Sultans blieb lediglich als Kalif — als religiöses Oberhaupt des Islams. Nach Einsetzung von Stambul wurde sodann die Frage der endgültigen Bestimmung der Hauptstadt der neuen Türkei akut. Diese Lösung ist nicht allein aus strategischen und militärischen Gründen zugunsten Angoras gefallen. Bisher wurde das Land von Konstantinopel aus regiert, ohne das eigentliche innige Verständnis der Bedürfnisse Anatoliens. Es wäre auch zweifellos für die heutigen Machthaber bequemer gewesen, in Konstantinopel zu residieren. Man hat aber Angora gewählt, um mitten im Lande zu sein und immer in engster Fühlung mit der Masse des anatolischen Volkes zu bleiben. Heute sind bereits die größten Schwierigkeiten, Angora zur Hauptstadt zu machen, überwunden. Die notwendigsten Bauten sind ausgeführt, und der Anfang zu einer modernen Stadt ist gemacht.

Die Verfassung der Regierung der Nationalversammlung, die für die außerordentliche Periode des nationalen Kampfes als Provisorium gegeben worden war, mußte abgeändert und den normalen Bedürfnissen eines modernen Staates angepaßt werden. Am 29. Oktober 1923 wurden die entsprechenden Änderungen angenommen, und an die Stelle der Regierung der türkischen Nationalversammlung trat die türkische Republik. Wir konnten soeben den 5. Jahrestag der Proklamierung der türkischen Republik feiern.

Das Kalifat bestand zu diesem Zeitpunkt noch aus dem Nachfolger des letzten Sultans als Kalifen. Diese Institution hatte uns durch ihre angebliche Macht über die Mohammedaner der ganzen Welt bisher lediglich geschadet, politische Schwierigkeiten gebracht und war die Quelle vieler Manöver der internationalen Politik. Wir hatten aus der Geschichte der letzten Jahrhunderte gelernt, daß die Macht des Kalifats höchstens zu dem Mißbrauch durch fremde Mächte gegen ihre mohammedanischen Vasallen ausreichte. Es war daher selbstverständlich und konsequent, daß wir das Kalifat aufhoben; am 1. März 1924 wurde durch Beschluß der Nationalversammlung die Aufhebung durchgeführt. Wenn nun auch vielen von unseren außenstehenden Freunden dieser Beschluß unverständlich erschien, als Aufgabe einer angeblichen Machtposition der Türkei über die Mohammedaner der Welt betrachtet wurde, so hat gewiß die Entwicklung der letzten Jahre ihnen die Berechtigung und die Notwendigkeit dieser Maßnahme vor Augen geführt.

Die heutige Türkei kann und will nicht den Anspruch erheben, sich in die Rechte und Freiheit der anderen mohammedanischen Völker einzumischen. Anstelle einer durch die Kalifendynastien in der islamischen Welt ererbten angeblichen Führerrolle ziehen wir es vor, den freien Völkern des Islams Vorbild und Führer auf dem Wege der Zivilisation zu werden.

Durch Jahrhunderte hindurch hatte eine Reihe von herrschsüchtigen, fortschrittfeindlichen Hodjas die Macht der Religion, die

Gläubigkeit des Volkes mißbraucht. Durch die geistlichen Schulen, die „Medreses", lag die Erziehung der Jugend in den Händen dieser Geistlichkeit. Es war daher die Aufgabe des neuen Staates, diese geistlichen Schulen zu schließen und die moderne Erziehung der Jugend selbst in die Hand zu nehmen. Die heutigen Führer in der Türkei haben erkannt, daß der Vorsprung der modernen Zivilisation zu groß ist, um einen allmählichen Übergang und die allmähliche Entwicklung der Verhältnisse zu ermöglichen. Es mußte mit alten Institutionen endgültig und sofort gebrochen werden.

Es war gewiß schwer, dem Volk, das an den alten Überlieferungen hing, Neues zu geben. Es haben gewiß viele befürchtet und manche vielleicht auch gehofft, daß ein Rückschlag kommen könnte. Aber die große Liebe und Verehrung, mit der das Volk am Gazi hängt, der Glaube, daß er uns auf den richtigen Weg führt, gestatteten, unter seiner Führung alle diese Umwälzungen und Reformen durchzuführen.

Es wurde auf diese Weise möglich, auch die Trennung von Staat und Religion durchzuführen.

So konnte auch der Fes abgeschafft werden. Selbst unter unseren Freunden haben viele den Sinn und die Bedeutung dieser Maßnahme nicht richtig aufgefaßt. Der Fes war vielen von ihnen eine liebe Erinnerung, gab bei ihren Aufenthalten in der Türkei dem Bild das Orientalische, das Pittoreske, und so bedauerten sie, daß wir dieses alte Symbol abgeschafft haben und glaubten in dieser Maßnahme lediglich eine Nachahmung europäischer Dinge zu sehen. Der Fes war aber für uns ein Symbol des Fanatismus und des Aberglaubens. Gewiß ist es für einen ohnehin modern denkenden Menschen gleichgültig, welche Form seine Kopfbedeckung hat; es wird ohne Einfluß auf seine Denkungsart bleiben. Aber der großen Masse des Volkes mußte der Bruch mit dem alten Geist dokumentiert, dieses Symbol mußte abgeschafft werden. Diese Maßnahme ist nicht dem Nachahmungstrieb entsprungen, sondern ist ein bewußter, wohlüberlegter Schritt auf dem Wege der Modernisierung. Viele unserer Freunde werden daher vielleicht bei ihren Besuchen in der Türkei ein originelles Bild vermissen. Die heutige Türkei will aber nicht ein pittoreskes Betrachtungsobjekt sein, sie will gleichberechtigter, aktiver Faktor der Weltzivilisation und Wirtschaft werden. Daß damit manches „orientalische Bild" verschwindet, ist bedauerlich, muß aber als selbstverständlich gelten. Jedes europäische Volk würde es ja gewiß heute auch dankend ablehnen, die mittelalterliche Rüstung ihrer Vorfahren zu tragen, um eigenartig und kurios zu erscheinen.

Um einen modernen, lebensfähigen Staat zu schaffen, mußte die Grundlage des Staates, „die Familie" modernisiert werden. Es war klar, daß die vor Hunderten von Jahren geschaffenen ganz anderen Bedürfnissen entsprungenen Bestimmungen des religiösen Eherechts verschwinden mußten. Mit der Annahme des dem Schweizer Gesetzbuch

entlehnten, in seinen Grundsätzen auch der deutschen Gesetzgebung ähnlichen neuen türkischen bürgerlichen Rechtes ist dem sozialen Leben eine vollkommen moderne Grundlage gegeben und insbesondere die Bigamie abgeschafft worden. Es muß hier erwähnt werden, daß gerade diese letzte gesetzliche Bestimmung im großen ganzen die Sanktionierung eines bereits seit langem bestehenden Zustandes war. Denn unter dem Volk und erst recht unter den gebildeten Klassen in der Türkei war die Bigamie eine äußerst seltene Erscheinung. Die neue türkische Gesetzgebung gibt der türkischen Frau im sozialen Leben die Gleichberechtigung mit dem Manne. Bereits heute steht die türkische Frau in großem Maße im öffentlichen Leben und steht „ihren Mann". Wenn auch zunächst die politische Gleichberechtigung mit dem Manne der türkischen Frau noch nicht gegeben ist, wenn sie noch nicht das Wahlrecht und das Recht der Wählbarkeit besitzt, so kann sie sich damit trösten, daß die Frauen anderer Nationen dieses Recht auch erst seit sehr kurzer Zeit haben und es noch zum Teil erkämpfen müssen. Aber heute schon wird die Frau in der Türkei zum Richteramt zugelassen und die Zahl der weiblichen Rechtsanwälte und Ärzte ist erheblich.

Eine der Hauptaufgaben der neuen Türkei ist die Erziehung der Jugend. Der Schulzwang bestand zwar seit Jahren auf dem Papier, aber erst der neue Staat hat ihn effektiv durchgeführt und durch Schaffung neuer Schulen im ganzen Lande die Durchführung überhaupt ermöglicht. Mit der Bildungsfrage eng verknüpft ist die aktuellste Frage der türkischen Umwälzung: die Einführung der lateinischen Schrift.

Eines der größten Bildungshemmnisse des türkischen Volkes war die Schwierigkeit, mit den bestehenden arabischen Buchstaben dem Volke das Lesen und Schreiben beizubringen. Es war gewiß eine Kunst, die bisherige Schrift zu erlernen. Daß unter diesen Umständen das Lesen und Schreiben das Privileg einer Minderheit gewesen ist, ist selbstverständlich. Diese Tatsache hatten auch die früheren Machthaber vielfach erkannt, aber es schien unmöglich, eine Lösung zu finden.

Der Gazi hat nun heute mit der Einführung der international verwendeten lateinischen Schrift dieses größte Hindernis beseitigt. Er hat wie in allen auch in dieser Frage mit der ganzen Kraft seiner Persönlichkeit die Führung übernommen und veranstaltet einen noch voll im Gange befindlichen Feldzug, dessen Ausgang aber heute nicht mehr zweifelhaft ist. Man kann heute schon sagen, daß der größte Teil der gebildeten Klassen das Türkischschreiben mit den lateinischen Buchstaben gelernt hat, und es wird in einer sehr nahen Zukunft nur noch die neue türkische Schrift geben. Heute schon erscheinen alle türkischen Zeitungen mit den neuen lateinischen Buchstaben. Die Schwierigkeiten, die allen unüberwindlich erschienen, sind überwun-

den, eine Maßnahme, die viele von ihnen nicht in Jahrzehnten für durchführbar hielten, ist unter der Führung des Gazi in einer erstaunlich kurzen Zeit verwirklicht worden.

Die Bedeutung der Einführung der neuen türkischen Schrift darf nicht unterschätzt werden, denn nicht nur das kulturelle, sondern damit auch das wirtschaftliche Leben in der Türkei wird hieraus den größten Nutzen ziehen.

Neben diesen Maßnahmen und Umwälzungen war es selbstverständlich Aufgabe der neuen Türkei, den wirtschaftlichen Aufbau in Angriff zu nehmen. Bei Übergang in die wirtschaftlichen Fragen sei noch erwähnt, daß geplant ist, den jetzigen Wochenruhetag in Übereinstimmung mit der Zeiteinteilung in der ganzen Welt, von Freitag auf Sonntag zu verlegen. Das letzte Ziel kann doch nur in der Schaffung besserer Lebensbedingungen, einer besseren Daseinsmöglichkeit für unser Volk, in der Kulturgemeinschaft der Menschheit bestehen.

Die Kapitulationen waren das Haupthindernis des wirtschaftlichen Aufbaus; sie verliehen den Angehörigen fremder Staaten innerhalb der Türkei die Steuerfreiheit, sie entzogen sie der türkischen Gerichtsbarkeit, sie teilten das Land in Interessensphären ein und nahmen uns das Recht der freien Bestimmung bei Schaffung von Verkehrswegen und Produktionsstätten. Solange diese bestanden, war ein Aufbau der Wirtschaft nicht möglich. In dieser Erkenntnis haben wir für deren restlose Abschaffung gekämpft und sie auch erreicht. Die in den wenigen Jahren erzielten Erfolge beweisen die Berechtigung dieser Erkenntnis. Der neue Staat konnte aus eigenen Mitteln in wenigen Jahren ein verhältnismäßig großes Netz von neuen Eisenbahnlinien errichten, und mit stets steigender Intensität, welche mit der mehr und mehr sich durchsetzenden internationalen Erkenntnis der Stabilität und Gesundheit der türkischen Verhältnisse weiter zunimmt, wird an dem Ausbau des Verkehrsnetzes gearbeitet.

Auch die Schaffung von Produktionsstätten auf anderen Gebieten, die Modernisierung und Hebung der landwirtschaftlichen Produktion, insbesondere die Lösung der Bewässerungsfrage in Anatolien, hat große Fortschritte gemacht. Durch die Annahme des neuen Handelsgesetzes, welches dem deutschen Gesetze sehr ähnlich ist, der neuen Gesetze über die Prozeßordnung sind auch auf gesetzgeberischem Gebiete die Grundlagen eines modernen Wirtschaftsleben geschaffen.

Die Türkei hat nun keinen sehnlicheren Wunsch, als ihre in den erst so kurzen Friedensjahren erfolgreich begonnene Aufbauarbeit fortzusetzen. Für die Weiterführung dieser Tätigkeit ist die Erhaltung des Weltfriedens erste Voraussetzung; sie begrüßt und unterstützt daher jede Maßnahme, die geeignet ist, die Sicherung des Friedens und der Freundschaft unter den Völkern zu fördern.

Die Demokratie hat nicht versagt.

Von Senator *William E. Borah,*
Vorsitzendem des Auswärtigen Ausschusses im amerikanischen Senat.

Die politische Literatur unserer Tage ist mit dunklen Voraussagen für die Demokratie erfüllt. Die Herrschaft des gebrochenen und demoralisierten Volkes nähert sich ihrem Ende. Die Regierung des Volkes durch das Volk und für das Volk ist zu einem peinlich gestörten Traum geworden. Der Durchschnittsbürger hat weder die Zeit, noch die Veranlagung und die Fähigkeit, den Anforderungen der Regierung gerecht zu werden; die Kunst des Regierens übersteigt seine Kräfte. Er glaubt dabei, daß die Kleinarbeit der Politik unter seiner Würde sei. Er wird zum Opfer des Demagogen oder des Ausbeuters, und es wäre besser für ihn, wenn er sich von der politischen Arena zurückziehen und sein Schicksal den Wenigen anvertrauen würde, die schon dafür sorgen werden, daß er seinen entsprechenden Anteil an der Freiheit und am Wohlstand bekommt.

So lauten einige der Meinungen über die Demokratie, die man in letzter Zeit zu hören bekommt. Die übereifrigen Geister, die sich mit den Sorgen und Schwierigkeiten unserer Zeit beschäftigen und ergründen wollen, warum unsere großen Regierungsprobleme noch ungelöst sind, schieben die Schuld dem Versagen der Demokratie als Regierungsform in die Schuhe. Sie lassen sich dabei durch die überzeugendsten und auffallendsten Gegenbeweise durchaus nicht stören.

Den letzten und heftigsten Schlag gegen die Demokratie hat H. G. Wells geführt. Der berühmte Schriftsteller hat ein strenges, rücksichtsloses Urteil über die ganze Theorie der Demokratie gefällt. Um seinem Urteil den abschließenden und endgültigen Charakter zu geben, hat er die Demokratie als eine repräsentative Republik, „eine Regierung durch die vom Volke gewählten Gesetzgeber und Verwalter" bezeichnet.

Hätte er von der Demokratie in dem engen Sinne des Wortes gesprochen, wären wir Amerikaner in seine Verdammung nicht einbezogen worden. Eine reine Demokratie, wie sie Athen kannte, wo Tag für Tag und Jahr für Jahr das Volk jede Frage der Innen- und Außenpolitik, des Krieges oder des Friedens besprach und erledigte, den Bot-

schaftern Instruktionen gab und über die Zulassung der fremden Gesandten in Athen entschied, den Beschwörungen der Redner lauschte, über die Politik seiner Staatsmänner urteilte, die Berichte der aus dem Felde heimkehrenden Generäle entgegennahm, die Heerführer selbst bestimmte, — eine solche Demokratie ist selbstverständlich undurchführbar. Aber es ist nicht die Demokratie, die er verurteilt.

Wells schließt alle Formen der Regierung ein, wo das Volk über seine Vertretung zu bestimmen hat oder bei der Wahl der Regierungsmitglieder eine Rolle spielt. Der Durchschnittsbürger soll von den Regierungsgeschäften ausgeschlossen werden — er wurde gewogen und zu leicht befunden.

Die ganze Theorie, auf die sich die Demokratie stützt — die Befähigung des Volkes zum Selbstregieren — ist angegriffen worden, und in der ganzen Geschichte der Demokratie hat der englische Autor nichts gefunden, was seine Forderungen hätte befriedigen können. Er ist der Meinung, daß die Demokratie nichts für die Menschheit tun kann. Sie steht verwirrt, hilflos, lärmend vor den großen, ungelösten Problemen. Wells sieht nur eine große intellektuelle Sahara vor sich, wo das Talent vorzeitig welkt und abstirbt, und wo das Genie nie Wurzeln zu schlagen vermag.

Man legt den Artikel von Wells aus der Hand mit dem Gefühl, daß wir uns mitten in einem Chaos von Trümmern befinden. Säulen des Tempels (oder der Scheune, wie Wells wahrscheinlich sagen würde) stürzen zusammen. Das Dach fällt herunter, und die unglücklichen, heimatlos gewordenen Einwohner suchen sich unter dem Schutz des Kommunismus, des Fascismus oder vielleicht auch einer eingeschränkten Monarchie in Sicherheit zu bringen. Es ist für uns immer ein geistiger Gewinn, Wells zu lesen. Er spornt den Geist an, befeuert die Phantasie und läßt uns sich mit den Tatsachen auseinandersetzen.

„Regierung durch die vom Volke gewählten Gesetzgeber und Verwalter." Das ist ein guter Ausgangspunkt und ein ausgezeichneter Prüfstein für die Dinge, die ich zu sagen habe. Welche Gesetzgeber und Verwalter wählt der Durchschnittsbürger? Wir wollen einen Augenblick die höchste Ehre betrachten, die das Volk zu vergeben hat. John Bright, einer der edelsten Vertreter seines Volkes und ein treuer Anhänger der Demokratie, hat uns eine wunderschöne Beschreibung unserer Präsidentschaftswahlen hinterlassen:

„Alle vier Jahre wird durch die Stimme des Volkes der Präsident für ein großes Land gewählt. Ich glaube, daß die Welt uns kein schöneres Schauspiel bieten kann. Sie hat keine höhere Würde zu vergeben und es gibt kein größeres Ziel des Ehrgeizes auf der Bühne des öffentlichen Lebens, die den Menschen offen steht. Man mag auf Herrscher mit vererbten Rechten, auf Kronen, die durch lange Generationen hindurch den Mitgliedern derselben Familie zufallen, auf Throne, die auf Gesetze und auf Eroberungen sich stützen, auf Szepter, die über

Legionen von Veteranen und unterworfene Reiche geschwungen werden, hinweisen, aber meiner Ansicht nach gibt es nichts, was der Ehrfurcht und des Gehorsams so würdig wäre wie das Urteil eines großen und freien Volkes. Und wenn es überhaupt auf Erden ein heiliges Herrscherrecht unter Menschen gibt, so fällt es einem so gewählten Herrscher zu."

Das größte Schauspiel der Politik ist das freie Volk, das sich seinen „Herrscher" wählt. Wie hat sich die Demokratie dieser Aufgabe entledigt? Wie hat das Volk seine Verpflichtungen erfüllt? Washington, Jefferson, Madison, Jackson, Lincoln, Cleveland, Roosevelt und Wilson, Männer dieser Art sind vom Durchschnittsbürger gewählt worden, dessen Intelligenz und Fähigkeit der Selbstregierung jetzt in Frage gestellt wird. Es waren wenige politische Abenteurer und wenige Demagogen unter den Männern, die im Laufe von 150 Jahren von der amerikanischen Demokratie mit wirklich hohen Stellungen bedacht wurden. Mit einer erstaunlichen Urteilssicherheit, mit einer wunderbaren Zähigkeit hat das Volk die Männer gewählt, die sich am besten für die große Aufgabe eigneten.

Sowohl in jedem Felde des öffentlichen oder halböffentlichen Dienstes wie auf dem Gebiete der Privatwirtschaft sind die Männer, die die Demokratie heranzog und die Männer, die die Demokratie mit ihren Ehren überschüttete, dieser Überzeugung würdig gewesen. Auf dem Gebiete des öffentlichen Finanzwesens begannen wir mit Hamilton und Gallatin, und mitten in unserer Verfallszeit hatten wir Männer, die auf diesem Gebiete zu den ganz Großen zählen. In praktischer und angewandter Wissenschaft begannen wir mit Franklin, und in den Tagen unserer Unfähigkeit haben wir Edison, der zu der großen Gruppe der nicht weniger begabten Männer gehört, die die Elemente in den Dienst der menschlichen Bedürfnisse und des Vergnügens stellten.

Auf dem Gebiete der Privatwirtschaft begannen wir mit Morris, der durch die bloße Kraft seines Genies eine Revolution finanzierte, und wir haben noch immer einen Morgan, einen Baker, einen Lamont und Mitchell, einen Wiggins, einen Kahn und einen Reynolds und eine Anzahl gleich fähiger Männer, die jedem der Finanzleute, die uns die kommunistische oder fascistische Regierung bis jetzt entgegenstellten, gewachsen sind.

Auf dem Gebiete der Industrie haben wir Carnegie, Schwab, Ford und Young, um nur einige aus dem großen Heer der industriellen Führer aufzuzählen, die die Welt mit ihren Leistungen verblüfften.

Auf dem Gebiete des Handels haben wir in unseren Tagen des Verfalls einen sowohl vom Standpunkt der politischen Interessen wie der Geschäftsbegabung so bedeutenden Meister wie Herbert Hoover.

Auf dem Felde des Journalismus, auf dem Gebiete der Nachrichten, in der täglichen Diskussion aller Fragen, die die breite Öffentlichkeit

interessieren, fordern wir ganz bescheiden den Vergleich mit ähnlichen intellektuellen Kräften in den Ländern heraus, die mit einer „glücklicheren" Regierungsform bedacht sind.

Es ist unmöglich, alle Gebiete in Betracht zu ziehen, aber wenn die Demokratie nach ihren Errungenschaften, nach der Art der Männer, die sie zu ihren Führern auserwählte, nach der Art der Männer, die sie in der Privatwirtschaft hervorbrachte, beurteilt werden soll, so wissen wir, daß wir keine größere Sicherheit für die Zukunft haben können.

Aber wir wollen noch einen anderen Prüfstein anwenden. Der wirkliche Prüfstein der Lebensfähigkeit und der Existenzberechtigung einer Regierung ist folgender:

Was tut sie für ihren Durchschnittsbürger? Welche Art von Menschen wachsen unter ihrer Herrschaft heran? Wie leben die breiten Volksmassen? Was geschieht für ihre Lebensbedingungen? Welche Möglichkeiten werden ihnen geboten?

Nach der letzten Volkszählung haben wir 27 500 000 Familien in den Vereinigten Staaten; 46 Prozent haben ihr eigenes Heim; 15 923 000 dieser Wohnungen sind elektrisch beleuchtet; 17 790 000 besitzen ein Telephon. Es ist letzten Endes die höchste Funktion der Regierung und die größte Leistung der staatsmännischen Kunst, den Staat so zu verwalten, daß dem Bürger ein glückliches, behagliches Heim geboten wird.

Unser Volk besitzt 19 237 171 Automobile. In den Grundschulen und den öffentlichen und privaten höheren Schulen sind 26 016 000 Knaben und Mädchen eingetragen; 2 755 000 in öffentlichen und privaten Hochschulen; 999 200 in Lehrerseminaren, Universitäten und höheren Ausbildungsanstalten und Berufsschulen. Im Jahre 1920 betrug das Analphabetentum bei den Kindern über zehn Jahren nur 6 Prozent.

Unter welcher anderen Regierungsform könnte man eine solche Intelligenz, eine solche Hingabe, eine solche ethische Einsicht, eine solche Selbstlosigkeit, moralische und soziale Ernsthaftigkeit finden, wie sie unsere Staatsbürger charkterisieren?

Ich nehme an, daß der Wohlhabende nur ein wenig mehr von solchen Lebensmitteln, wie Zucker und Fleisch verbraucht, als der Mann mit beschränkten Mitteln, der Arbeiter. Unser jährlicher Zuckerverbrauch beträgt 113 Pfund pro Kopf der Bevölkerung, der Fleischverbrauch 150 Pfund pro Kopf. Ich möchte Vergleiche vermeiden, und so zitiere ich nicht die entsprechenden Ziffern in den Ländern, die eine bessere Form der Regierung haben sollen, so interessant auch ein solcher Vergleich sein würde. Es gibt eine lange Liste von Artikeln, die in einigen von diesen Ländern, die ich nicht nennen will, als Luxusartikel gelten, und die in unserer zerfallenen Demokratie zu Gebrauchsartikeln geworden sind. Ich will auch nicht die Lohnsätze miteinander

vergleichen oder über die würdige und nunmehr unbestrittene Stellung sprechen, die die Arbeiterschaft in unserem sozialen, politischen und wirtschaftlichen Leben einnimmt.

Von allen Seiten, von jedem Gesichtspunkte aus geprüft, der über das physische und moralische Wohlbefinden entscheidet, weist die Demokratie auf das Volk hin, auf seine Initiative, seine Selbstsicherheit, seine Fähigkeiten und seinen Charakter und gibt auf diese Weise die Antwort auf die Frage, die jetzt so viele Menschen erschüttert. Erleben wir einen Zusammenbruch der Demokratie? Allen Anfechtungen zum Trotz, die an ein ehrliches und verantwortungsvolles Bürgertum gestellt werden, weisen wir auf das amerikanische Heim hin, unsere stolzeste Leistung und die sicherste Garantie für die Zukunft der Republik, dieses Heim, aus dessen Tor alle Wege zu den höchsten Ehren- und Vertrauensstellungen, die ein Volk zu vergeben hat, führen.

Inmitten der Anhäufung von Reichtümern und des Anwachsens phantastischer Vermögen ist der Weg zu Reichtum und Macht noch geöffnet und wird immer wieder und wieder betreten. Daniel Willard begann als Bahnwärter und ist jetzt der Präsident eines gewaltigen Eisenbahnsyndikats; Calvin Coolidge fing als Arbeiter auf einem sterilen Gebirgsgrundstück an, das großzügig eine Farm genannt wurde, und ist heute Präsident der Vereinigten Staaten. Die Zahl solcher Beispiele kann unbegrenzt vervielfacht werden.

Es hat noch nie eine Zeit gegeben, in der es dem Menschen bescheidener Herkunft leichter fiel, zu Stellung und Macht in der politischen Welt und im Wirtschaftsleben zu gelangen, als es heute der Fall ist. Man braucht sich nur eine Liste von fünftausend der führenden Männer in unserem Lande anzusehen — im sozialen, wirtschaftlichen oder politischen Leben — und die Zahl derjenigen, die aus dem tiefsten Dunkel zu Macht und Ruhm aufgestiegen sind, wird die Pessimisten, die ihr Klagelied über unsere heutigen Zustände anstimmen, mit neuem Glauben beseelen.

Aber der wirkliche Vorwurf, der diesem Angriff auf die Demokratie zugrunde liegt, richtet sich gegen die Tatsache, daß die Demokratie erfolgreich einfache Probleme oder selbst Fragen allgemeiner Politik zu lösen vermag, daß die komplizierteren Probleme des modernen Lebens jedoch sachverständige Behandlung erfordern, die sich der Grobmaschigkeit des gesunden Menschenverstandes entzieht und von dem Wunsche und dem Urteil des Volkes unbehindert und ungestört sein soll. Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Fragen den wirklichen Prüfstein einer Regierung der Volksvertretung bilden, aber sie sind auch der Prüfstein der Regierung jeder Art.

Keine Regierung hat bis jetzt ein Allheilmittel für die verwirrenden Probleme gefunden, vor die uns unser modernes Industrieleben stellt. Ich behaupte, daß eine Republik, die das Volk repräsentiert, oder, wie Wells sagen würde, die Demokratie, die einzige Regierungsform ist, die

diese Fragen zu lösen und sie mit den Rechten und Ansprüchen des Durchschnittsbürgers oder der Freiheit und den Forderungen des Volkes in Einklang zu bringen vermag. Wir sehen in den verschiedenen Ländern den Versuch, diese Probleme von einer anderen Basis aus in Angriff zu nehmen. Es wird uns gesagt, daß der Erfolg ziemlich gesichert ist, wenn die Demokratie aus dem Spiel gelassen wird. Aber was ist aus den Rechten, den Ansprüchen und der Freiheit der großen Volksmassen geworden? Selbst wenn der Erfolg diesen Versuch krönen würde, wäre der dafür zu zahlende Preis viel zu hoch.

Schließlich ist in allem Weltgeschehen nur das eine heilig, und zwar der Einzelne mit seinen Fähigkeiten, seinen Möglichkeiten und seinen Bestrebungen, und keine Regierung, die nicht ihre Existenzberechtigung auf diesem Prinzip oder auf dieser Auffassung aufbaut, ist wert verteidigt zu werden. Sie mag sich tagelang, jahrelang oder selbst für die Lebensdauer eines Einzelnen erhalten, aber die Zeit ist vorbei, in der eine solche Regierung lange geduldet werden kann. Wir sind zu weit fortgeschritten, und der Durchschnittsbürger kann nicht in die Unterwelt zurückgedrängt werden, aus der er seit langem aufgetaucht ist. Er will beim Regieren mitreden, und wir können und sollen ihn nicht daran hindern.

Die glänzendste Kultur der ganzen Menschheitsgeschichte wurde unter einer reinen Demokratie geboren, und zwar die Kultur von Athen. Aber man konnte nicht Bürger von Athen sein und an den Entscheidungen einer Regierung mitarbeiten, die so weit entfernt war, daß die Einwohner von Athen an den Versammlungen nicht hätten teilnehmen können. Man hat in Athen die Lehre der reinen Demokratie wohl verstanden und jeden erdenklichen Vorteil durch ihre Anwendung gewonnen. Aber das beherrschende Prinzip der Kultur, d. h. eine zusammenfassende, harmonische Aktion gesonderter Staaten oder Gemeinschaften, die keine Einbuße der lokalen Selbstregierung oder des Prinzips der reinen Demokratie mit sich bringt, mußte noch herausgearbeitet werden.

Das Prinzip der Volksvertretung — das System, das den unabhängigen Städten oder Staaten erlaubt, eine volle und vollkommene Entscheidung über die sie interessierenden Fragen zu treffen, während eine zentrale, übergeordnete Regierung über die Fragen des allgemeinen Interesses entscheidet — sollte der Welt im Einklang mit den Prinzipien der Demokratie erst eine wirkliche Regierungstheorie geben.

Wenn das wache Bewußtsein, der gesunde Menschenverstand, die moralische Zielsicherheit und die Hingabe der Massen, mit der Fähigkeit und dem Mut der Führung gepaart, diese Probleme nicht lösen können, wo sollen wir dann die Lösung finden! Jede große Krise, jedes große Problem fordert etwas mehr als den bloßen Intellekt. Es muß noch die moralische Kraft vorhanden sein, und in erster Linie diese transzendentale Weisheit der Massen, die den großen Führern häufig den Weg weist.

Sam Adams, der Vater unserer Revolution, zögerte im Jahre 1789,

die Annahme der Konstitution zu unterstützen. Aber die Arbeiter versammelten sich in der Schenke zum Grünen Drachen und bestürmten ihn, ihnen seine Unterstützung nicht zu verweigern. Er gab schließlich nach, und seine Zustimmung wurde entscheidend für das Leben unseres Volkes.

Als Lincolns Kandidatur zum zweiten Male aufgestellt werden sollte, waren fast alle Führer gegen ihn. Große Zeitungen gaben ihm den Rat, sich zurückzuziehen und behaupteten, daß er nicht wiedergewählt werden würde. Aber das Land lehnte sich dagegen auf, und das Volk trat für Lincoln ein; die Führer mußten sich fügen. Das Volk hat vielleicht die Vereinigten Staaten gerettet, als es Lincolns Wiederwahl forderte. Volkes Stimme ist nicht immer Gottes Stimme, aber in unserem Lande irrt sich das Volk selten, da es die Tatsachen kennt, sich an den Diskussionen beteiligt und Zeit hat, sich die Probleme zu überlegen.

Die Demokratie kann manchmal mit großer Kraft und Wirkung arbeiten, die der Kraft und Wirkung von „glücklicheren" Regierungsformen überlegen sind. Als der Weltkrieg kam — eine Krise, die von den nicht ganz demokratischen Ländern heraufbeschworen wurde — war es unsere Republik in ihrer „Unfähigkeit", die die Kräfte des Volkes anrief, ihr Vermögen und ihre Macht in die Wagschale warf. Nach dem Kriege hat dieselbe Republik sieben Millionen Schulden annulliert, und ihre Bürger haben weitere Milliarden den Ländern geliehen, um sie wieder auf die eigenen Beine zu stellen, um den Regierungen zu ermöglichen, den nun von ihnen erbrachten Beweis zu führen, welchen Dienst nichtdemokratische Regierungen der Menschheit leisten können.

Nein, die Demokratie hat nicht versagt. Das ist die verblüffendste und beruhigendste Tatsache in der Welt von heute. Sie ist die Triebkraft von unzähligen Millionen, die nie vorher ihre zwingende Kraft empfanden. Weder der Kommunismus noch der Fascismus haben einen Ersatz dafür zu bieten. Beide zerstören jedes Recht und jeden Vorteil, der das Leben lebenswert macht. Die gesündeste, wirksamste und zuverlässigste Kraft in unserer heutigen Welt des Fortschritts, sowohl auf dem Felde der Politik wie der Industrie, ist die Kraft, die man jetzt von allen Seiten aus der Regierung verbannen möchte — der Durchschnittsbürger, der die Wüsten urbar macht, Waldwildnisse lichtet, Heimstätten und Heime baut, Familien heranzieht, Schulen und Kirchen erhält, für jede Aufgabe geschult, jeder Not gewachsen ist, den Frieden liebt und die Last des Krieges zu schultern vermag, der heiter den Forderungen des Tages gerecht wird und in den Stunden der Not seinen Mann steht. Der Versuch, ihn an der verantwortlichen Teilnahme an der Regierung zu verhindern, bedeutet eine Verschwörung gegen den Wohlstand und den Fortschritt der Menschheit.

Am ersten Meilenstein.

Von Dr. *F. Chvalkovsky,*
tschechoslowakischem Gesandten in Berlin.

Die Wiedergeburt des tschechoslowakischen Staates war eine Frucht des nationalen Idealismus. Als am 28. Oktober 1918 die Prager Bevölkerung nach dem Bekanntwerden der Antwort Andrássys an Wilson, die Österreich-Ungarns Kapitulation enthielt, auf die Straße strömte, ließ sie sich nur von dem begeisternden Bewußtsein dahintragen, daß die Stunde der Freiheit geschlagen hatte. Der Krieg war noch im Gang, der Friede noch nicht sicher. Trotzdem erfüllte Jubel die Bevölkerung. Das höchste Ziel war erreicht: die nationale Selbständigkeit. Man hielt nun endlich sein Schicksal in eigener Hand. An diesem Tage ging ein Rausch über die böhmische Hauptstadt hinweg, der sich rasch im Lande verbreitete. Ergriffen drängten sich die Menschen um das Manifest, das der Nationalausschuß erlassen hatte, an dessen Spitze Antonin Svehla, der gegenwärtige Ministerpräsident, stand. „Vergiß die nationale Zucht nicht!", hieß es in diesem Manifest, in dem das Volk direkt angesprochen wurde. „Sei dir stets bewußt, daß du Bürger des neuen Staates bist, nicht nur mit allen Rechten, sondern auch mit allen Pflichten." Und das Volk wird ermahnt, in „seiner Haltung und seiner Freude" würdig der großen Stunde zu sein. Wie ein Fest verging der Tag in der beflaggten Stadt. Mit einem Schlage war der Unterschied zwischen Klassen und Parteien verschwunden, das tschechische Volk bildete eine gleichgesinnte, gleichgestimmte Einheit.

Der elementare Ausbruch des Ereignisses bewies, daß etwas geschehen war, worauf Millionen von Menschen in solidarischem Gefühl gewartet hatten. Eine seit vielen Geschlechtern, seit vollen drei Jahrhunderten genährte Ungeduld löste sich in Glück auf. Seit drei Jahrhunderten hatte die Nation, bald mehr, bald weniger widerwillig, das fremde Regime getragen. Dieses hatte nicht versucht, und es war ihm nicht gelungen, die tschechische Nation zu gewinnen. Die drei Jahrhunderte schienen jetzt nichts als eine Vorbereitung gewesen zu sein,

die Selbständigkeit wiederzuerobern. Nichts von ihren nationalen Traditionen, nichts von ihrer nationalen Idee, nichts von ihrem nationalen Charakter hatte die tschechische Nation in der langen Zeit ihrer Abhängigkeit preisgegeben. Die Treue gegen sich selbst widerstand Versuchungen und Stürmen. Dieser Idealismus erneuerte sich immer wieder in den Kämpfen, die ihm aufgezwungen wurden. Er verjüngte sich erst recht in den Verfolgungen des Weltkriegs. Und daß er nicht eine bloße Schwärmerei war, zeigte seine konstruktive Kraft, als die Gelegenheit dazu gekommen war. Er erwies sich als staatsbildender Idealismus, er schuf in unwiderstehlichem Schwung die Tschechoslowakische Republik.

Der Nationalismus des tschechischen Volkes ist von besonderer Art. Man wird ihn am besten verstehen, wenn man sich der geistigen Überlieferungen erinnert, die von den Führern der Nation gepflegt wurden. Den heroischen Gipfel der tschechischen Geschichte erblicken sie heute noch in Johannes Hus, dem unsterblichen Märtyrer der Gewissensfreiheit, und in den hussitischen Kriegen, die weniger um religiöse Dinge als um ein ethisches, allmenschliches Ideal geführt wurden. Die kulturelle Apotheose erblicken sie aber in jenem letzten Bischof der böhmischen Brüdergemeinde, dem edelsten aller Lehrmeister, Comenius, der als Flüchtling durch Europa zog und heimatlos, aber ein bewußter Tscheche, die unvergänglichen Erziehungs- und Anschauungsbücher des klassischen Humanismus schrieb. Der Zielpunkt dieser Überlieferungen ist nicht auf einen beschränkten Nationalismus, sondern auf hohe Menschenrechte und lautere Menschlichkeit eingestellt.

Bewahrte das Volk so erhabene Namen wie ein ewig leuchtendes Licht in seinem Gedächtnis, so mußten sie ihm eines Tages Rettung werden. Das wurden sie auch. Sie wurden von selbst auch Programm und Richtlinie, als die moderne Geschichte der Tschechen wieder an die alte, unterbrochene anknüpfen konnte. Sie bestimmten ihre Stellungnahme im Kriege und, als der Staat geschaffen wurde, die Staatsform: die demokratische Republik. „Die Demokratie ist die politische Form der Menschlichkeit," so lautet der Schluß von Masaryks Werk „Die Weltrevolution".

Der Präsident, der wie kein zweiter an die Lehren der Geschichte und der geistigen Tradition anknüpft, hat sich in diesem Werk auch mit der Frage des Nationalismus befaßt. „Ich wende nichts gegen den Nationalismus ein", sagte er „wenn mit dieser Bezeichnung die Liebe zur Nation gemeint wird; die Liebe zur Nation, die nationale Idee, wie man zu sagen pflegt, ist eine sehr wertvolle und edle politische Kraft, durch die die Einzelmenschen zum opferbereiten Ganzen organisiert werden. Und die organisierten nationalen Gesamtheiten verbinden sich zur Menschheit. Die Liebe zur Nation kann nicht Gegenstand eines Streites sein; man kann nur über die Qualität dieser Liebe und dar-

über streiten, was wir für die Nation erreichen wollen, welchem Programm und welcher Taktik die Liebe zur Nation zu folgen hat." Und etwas weiter fährt Präsident Masaryk fort: „Wenn die Engländer sich auf Shakespeare, die Franzosen auf Rousseau, die Deutschen auf Goethe berufen können, so nennen wir uns das Volk des Comenius."

Unser Außenminister Dr. Eduard Benesch ergänzt diese Gedankengänge sehr überzeugend: „Die nationale Kultur", so heißt es in seinem „Aufstand der Nationen", „die die politische, wirtschaftliche, soziale, künstlerische, moralische und geistige Kultur einschließt, blieb in der Geschichte der Menschheit nur dann etwas Dauerhaftes und Großes, wenn sie mit den Idealen der Menschheit, der Humanität übereinstimmte. Darum müssen alle nationalen Kulturen nach der Harmonie mit den Idealen der Menschheit streben; sie können sich nicht abschließen, sie sollen sich nicht gewaltsam bekämpfen. Sie können und sollen um ideelle und moralische Werte wetteifern. Patriotismus ist mir die Liebe zur Kultur des eigenen Volkes und die Achtung vor der Kultur des anderen Volkes."

Ich zitiere diese Sätze unserer aktiven Staatsmänner, um anzudeuten, welchen Inhalt Tschechen und Slowaken dem Begriff Nationalismus gegeben haben. Mit solcher Ideologie, die aus der Philosophie der tschechischen Geschichte hervorging, wurde während des Weltkrieges der Befreiungskampf geführt. Die demokratische Gesinnung, die ebenso wie jeder wahre Patriotismus neben die eigenen Rechte die Achtung vor dem andern stellt, forderte zwangläufig die Selbstbestimmung der Völker. Es war ein prinzipieller Kampf, wenn Realpolitik auch Prinzipien nicht restlos zu erfüllen vermag. Und überblickt man das erste Jahrzehnt des Bestandes der Tschechoslowakei, ohne sich von untergeordneten Fragen der Tagespolitik beirren zu lassen, so wird man erkennen, daß dieselbe idealistische Linie getreu fortgesetzt wird. Kein Gewaltakt der erregten Menge störte die Begeisterung des 28. Oktober 1918, an dem man die österreichischen Adler von den Prager Amtsgebäuden niederholte. Der Burgfrieden der Parteien blieb zwar nicht bestehen, aber der Schwung der jungen Freiheit beflügelte die gesetzgeberische Arbeit der Nationalversammlung und der Minister, so daß die innere Ordnung rasch sich festigte. In Jahren, in denen ringsum die Sintflut der Inflationen tobte, blieb die Finanzwirtschaft der Tschechoslowakei gesund, und das Land konnte zu sozialen Reformen schreiten, die das Lebensniveau und die Existenzsicherheit von Millionen Menschen hoben.

Das schwierigste Problem des Landes schien die Nationalitätenfrage zu sein, zumal die deutschen Mitbürger mehr als drei Millionen zählen und so die stärkste Minderheit Europas bilden. Überrascht von dem Ausgang des Krieges und der Errichtung der Tschechoslowakischen Republik fanden sie sich nicht so bald in die neue Lage. Aber noch waren die ersten zehn Jahre nicht um, so nahmen Vertreter des

Sudetendeutschtums an der Regierungsarbeit des Staates teil, und sie feiern das vollendete Dezennium mit. Die Demokratie verheißt allen Minoritäten die Durchsetzung ihrer Rechte. In einer groß angelegten Rede sagte Ministerpräsident Svehla am 8. November 1927: „Der Weltkrieg und alle seine Katastrophen bedeuten eine Mobilisierung der Leidenschaften und der niedrigsten Triebe; dafür ist es heute unsere Aufgabe, die menschliche Vernunft zu mobilisieren, die uns nicht nur zur Heilung der Wunden führen muß, sondern auch zur Erweckung eines neuen und besseren Europas. Die ungeheueren Aufgaben nach dem Umsturz, die schon die Demokratie zu lösen verstanden hat, überzeugen mich, daß auch das nationale Problem gelöst werden wird. Es ist kein Unglück für dieses Land, daß es von zwei Nationalitäten bewohnt ist, darin liegt vielmehr ein großes Plus: zwei Rassenelemente, das slawische und das germanische, stoßen hier zusammen, um in angestrengtem Wetteifer einen stetigen Ansporn zu finden, aus dem sich ein höheres kulturelles Niveau ergibt." In Svehlas Kabinett vereinigten sich Tschechoslowaken und Deutsche zu gemeinsamer Arbeit. Das Vertrauen in den aufrichtigen und ungekünstelten Demokratismus der tschechoslowakischen Nation hat die Deutschen zur anhänglichen und produktiven Mitwirkung gebracht.

Als Kennzeichen der neuen Entwicklung ist dies ungemein erfreulich und bedeutungsvoll. Ein Jahrtausend leben Deutsche und Tschechen in den böhmischen Ländern nebeneinander. Es war ein Jahrtausend des Ringens, eines nationalen, kulturellen und wirtschaftlichen Kampfes. Der Kampf hat unübersehbare Opfer gekostet, aber er hat auch das nationale Bewußtsein auf beiden Seiten geschärft und war insofern nicht unfruchtbar, als aus der Berührung und Durchdringung der beiden Nationalitäten eine eigene kulturelle Atmosphäre entstand. Die Deutschen in der Tschechoslowakei haben sich geopolitisch die Sudentendeutschen genannt und damit ähnlich wie die Österreicher innerhalb des großen deutschen Volkes ihre Eigenart betont. So wie sie manches slawische Element ihrer Umwelt in ihre Sitten und ihre Geistigkeit aufnahmen, so beeinflußten sie anderseits die tschechische Kultur. Die tiefe Verflechtung durch das Zusammenleben hat in der österreichischen Zeit eine loyale Annäherung der beiden Nationalitäten nicht bewirkt. Der Vorwurf, daß die alte Dynastie ihre Völker aufeinander gehetzt hat, ist begründet. Die Tschechoslowakische Republik hat keine Hausmacht gegen die Forderungen der Völker zu verteidigen, sondern ist eben auf der demokratischen Achtung der Völker voreinander aufgebaut. Je mehr die Völker sich selbst demokratisieren, eine umso größere Affinität werden sie auf einander ausüben und sich umso enger an den Staat schließen, der ihnen die vollkommenste Demokratie verbürgt. Der Prozeß hat angefangen; er muß nach einem natürlichen Gesetz immer intensiver und schneller sich vollziehen, je weiter er fortschreitet.

Nach außen vielleicht noch deutlicher erkennbar ist der nationale Idealismus der Tschechoslowaken in der äußeren Politik. Der Leitstern dieser Politik war zehn Jahre lang und wird es bleiben: die Sicherung des Friedens. Uralte Grenzen umschließen den Staat; kein expansiver Wunsch reicht über sie hinaus, aber sie müssen auch von außen unangetastet bleiben. Die Tschechoslowakei hat sich nach erlangter Unabhängigkeit keinen Augenblick eigennützig abgeschlossen, sondern sich sofort als williges Mitglied der europäischen Völkerfamilie angesehen. Ihr hervorragender Anteil an der Konsolidierung des schwer heimgesuchten Kontinents ist anerkannt. Sie gehört dem Völkerbund in der aufrichtigsten Überzeugung an, daß er seine hohe Mission in der Zukunft mit immer größerer Autorität erfüllen wird; sie zählt zu den Mächten, die das Vertragswerk von Locarno unterzeichnet haben; ihre Unterschrift steht unter dem Kellogg-Pakt. Es gibt keine große internationale Friedensaktion, die nicht das ehrlichste Interesse unseres Landes für sich hätte, denn getreu den Anschauungen ihrer Führer erblickt die tschechoslowakische Nation die Bestätigung ihres Patriotismus auch in der Geltung, die sie bei den anderen Kulturnationen genießt und in dem Wert, den sie zur allgemeinen Menschheitskultur beitragen kann. Die Erkenntnis, daß sie die ihr von der Geschichte auferlegte Aufgabe ebenso wie die anderen Nationen am besten in versöhnlichem Geiste zu erfüllen vermag, ist ihr aber sozusagen zur zweiten Natur geworden, sodaß sie die Verpflichtung fühlt, sich um Frieden und Verständigung überall zu bemühen, wo sie dazu Anlaß findet.

Selbstverständlich hat sie konsequenterweise ihre besondere Aufmerksamkeit dem Verhältnis zu den Nachbarn zugewendet. Unter diesen ist das Deutsche Reich der größte. Wenn es im Oktober 1918 der diplomatische Vertreter Deutschlands war, der in Prag als erster ausländischer Diplomat im Nationalausschuß erschien und die neue Regierung anerkannte, so ist dies in der Tschechoslowakei nicht vergessen worden. Die Beziehungen zwischen den beiden Nachbarstaaten haben sich im Laufe des Jahrzehnts zu freundschaftlichen entwickelt, und ich zweifle nicht an dem beiderseitigen herzlichen Willen, sie immer besser zu gestalten. Es sind nicht nur die gegenseitigen wirtschaftlichen Interessen von gewaltigem Umfang, die es erfordern, sondern die Ähnlichkeit der demokratischen Verfassung, die Gleichheit der sozialen Schichtung, die Verwandtschaft in vielen kulturellen Dingen und vor allem das Streben, die Wiederaufrichtung und Gesundung unserer europäischen Zone zu fördern. Die deutsche Minderheit verbindet die Tschechoslowakei mit dem Mutterlande des deutschen Volkes und bildet den unentbehrlichen Bogen, der nicht nur von Nation zu Nation, von Staat zu Staat, sondern auch von Rasse zu Rasse, von Kultur zu Kultur sich schwingt.

Ein Rückblick vom ersten Meilenstein der Tschechoslowakischen

Republik erlaubt die befriedigende Feststellung, daß dieser Staat seinen richtigen Weg gefunden hat und ihn unbeirrt gegangen ist. Zehn Jahre sind im Leben eines Landes eine kurze Spanne, und die zurückgelegte Strecke ist nicht lang. Das Ziel, das unserem Staat seine führenden Männer gesetzt haben, leuchtet noch in der Ferne. Aber die Nation hat es niemals aus den Augen verloren. Darum hat sie auch auf der ersten Strecke keine Zeit versäumt und die Hindernisse überwunden, die sich ihr entgegenstellten. Sie weiß, daß die zweite, dritte und die folgenden Etappen wieder neue Schwierigkeiten bringen dürften, denn auch der höchste Idealismus gestattet nicht einen unbedingten Optimismus, aber reicher an Erfahrung und unwandelbar in dem Glauben an sich selbst und in der Bereitschaft, am Friedenswerk und dem Wohle der Menschheit mitzubauen, erhofft sie neuen Fortschritt und dauernden Segen.

Der alte und der neue Drang nach Osten.

Von *Zivojin Balugdgitsch,*
Gesandtem des Kgr. der Serben, Kroaten und Slowenen.

Der deutsche „Drang nach Osten" war eines jener Schlagworte, das vor dem Weltkrieg die Anschauungen über die Außenpolitik einer großen Anzahl von Publizisten und auch Staatsmänner beeinflußt hat. Nach diesem Schlagwort, das in bestimmten Kreisen als eine nachgewiesene Tatsache der internationalen Politik, die keine Diskussion duldete, galt, sollte der deutsche Drang Hamburg mit dem Persischen Golf verbinden. Er sollte sich demzufolge über Österreich-Ungarn, den Balkan und Kleinasien bis Basorah erstrecken. Selbstverständlich hat niemand ernsthaft behauptet, daß Deutschland unmittelbar über alle diese Territorien herrschen wolle. Aber die Gegner des Reiches fanden in den Büchern und Broschüren der deutschen nationalistischen Schriftsteller genügend Grund zu der Behauptung, daß es seine Absicht ist, seinen mittelbaren Einfluß über dieses riesige Territorium zu befestigen. Im Anfang der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gelang es dem deutschen Botschafter in Konstantinopel, Radowitz, von der Pforte eine große Anzahl von Bestellungen für die deutschen Fabriken zu erwirken. Gleich nachher bekam die Deutsche Bank die Konzession zum Ausbau jener Bagdader Eisenbahnlinie, die die Ursache einer scharfen internationalen Diskussion wurde. All das wurde als eine materielle Bestätigung des Schlagwortes vom deutschen Drang nach Osten betrachtet. Und da der Balkan auf dem Wege dieses Dranges lag, so hat man hier viel und lange über ihn diskutiert. Man empfand ein dumpfes Bestreben, in den liberalen Kreisen und bei allen Staatsfaktoren einen Widerstand gegen diese neuen Angriffe zu organisieren. In Wirklichkeit war dieser ganze Drang die natürliche Manifestation einer starken Wirtschaft in voller Entwicklung. Er war an sich nicht ungewöhnlicher als der Drang der englischen, französischen oder italienischen Wirtschaft in derselben Richtung. Der deutsche Drang kam zuletzt, geriet in Zusammenstoß mit vielen schon befestigten Interessen und Beziehungen und rief Verwirrungen hervor. Unter den Ursachen, die dazu beigetragen haben, daß die Parole von dem deutschen Drang

inen stärkeren Widerhall in den Massen hervorrief, stand an erster Stelle gerade diese Beunruhigung der Gegner der deutschen Wirtschaft. Sie hatten gemeinsam Trommel geschlagen gegen die neue Gefahr, und es gelang ihnen, eine allgemein ablehnende Einstellung gegen die wirtschaftlichen Bestrebungen des Reiches zu schaffen. Außerdem gab es noch besondere Gründe, die den deutschen Drang sichtbarer, wenn nicht vielleicht gefährlicher als die anderen Angriffe erscheinen ließen. In erster Linie stammte er aus einem Lande, das ein besonderes System der Staats- und Militärverwaltung repräsentierte. Dieses System rief überall ein gewisses Mißtrauen hervor, das nicht nur den Handel im besonderen, sondern auch alle anderen Manifestationen des deutschen Schaffens in den Ländern, die auf dem Wege jenes Dranges lagen, begleitete. Es ist keineswegs erwiesen, daß das damalige Regime des Reiches in Wirklichkeit irgendwelche militärischen Aspirationen nach dieser Seite hatte. Aber ein jedes und selbst das kleinste Unternehmen des deutschen Geistes und der deutschen Kraft trug in den Augen der Masse den Abdruck jenes Regimes. Noch wichtiger war ohne Zweifel der dritte Faktor, der den deutschen Drang als eine spezielle Gefahr für die Staaten im Südosten Europas kennzeichnete. Er lag in jener Bindung der deutschen internationalen Politik mit den Zielen Österreich-Ungarns auf dem Balkan. Diese Bindung war manchmal so eng, daß man den Eindruck bekam, als ob Deutschland in Wirklichkeit zum Ägäischen Meer drängte und daß ihm Österreich-Ungarn nur als Quartiermacher diente. So steht es unter anderem auch ausdrücklich in der Geschichte der orientalischen Frage von Prof. Aurel geschrieben, die als ein unentbehrliches Lehrbuch für viele Publizisten auf dem Balkan gilt. Das Schlagwort vom Drang nach Osten wurde von sich selbst aus ein Faktor in den internationalen Beziehungen, unabhängig von allen materiellen Kräften, die die Entwicklung der Ereignisse im Südosten Europas beeinflussen konnten.

All das war die Ursache, daß es im Vorkriegsserbien nie zu einer ernsteren freundschaftlichen Stimmung gegenüber Deutschland kam. Wendel hat vor nicht langer Zeit in einem Buche sehr interessante Dokumente veröffentlicht, die die Beziehungen Bismarcks zu der Belgrader Regierung und den Führern der nationalen Bewegung vor der Einigung Deutschlands beleuchten. Aus diesen Dokumenten geht hervor, daß der damalige Chef der preußischen Regierung ungewöhnlich viel Verständnis für die südslawische Befreiung hatte. Aber gleich nach der Schaffung des Reiches wurden alle diese Beziehungen zerstört, und an ihre Stelle trat der Berliner Vertrag, der Österreich in den Balkan hineinzog. Deutschland, unter dessen Obhut dieser Vertrag geschaffen wurde, begnügte sich seit dieser Zeit mit der Rolle des mächtigen Beschützers österreichischen Vordringens, das aber in der Welt nur als ein Teil des verrufenen Dranges betrachtet wurde. Im Vorkriegsserbien gab es viele Männer in hohen Staatsstellen, die in Deutschland

studiert hatten. Sie waren alle von tiefer Achtung für den Geist und die Arbeitsamkeit Deutschlands durchdrungen. Außerdem gab es noch rege Erinnerungen an frühere sehr enge kulturelle Beziehungen zwischen den beiden Völkern. Es ist bekannt, daß unter unmittelbarem deutschen Einfluß auch Vuk Karadzic und Dositej Obradovic standen, die in Serbien als Schöpfer einer geistigen Renaissance betrachtet werden. Aber unabhängig von der Arbeit dieser zwei Größen mehrten sich in Serbien durch das ganze XIX. Jahrhundert die Übersetzungen und Kompilationen aller wichtigsten deutschen Werke. Letzten Endes entwickelten sich auch die wirtschaftlichen Beziehungen und hatten eine gewisse materielle Annäherung mit sich gebracht. In einem Augenblick bestand sogar die Hoffnung, daß sich Serbien, an die deutsche Wirtschaft anlehnend, von dem starken ökonomischen Druck Österreichs befreien könnte. Vielleicht war das damalige deutsche Regime schlecht inspiriert, daß es zu jener Zeit, vor 25 Jahren, die Stimmung des serbischen Volkes nicht ausgenutzt hat. Deutschland hätte damals, ohne Schädigung seines Verbündetenverhältnisses zu Wien, in nähere freundschaftliche Beziehungen zu Belgrad treten können. Es war aber der Ansicht, daß ihm seine Verpflichtungen als Verbündeter vorschrieben, auch in rein wirtschaftlichen Angelegenheiten fest zur Wiener Diplomatie zu halten. Und so verschwanden in Serbien sehr schnell alle diese Hoffnungen und verschmolzen zu jenem allgemeinen Mißtrauen gegen den deutschen Drang. Bis zum Weltkriege war die unbewußte Beunruhigung über diesen Drang das einzige wirkliche Empfinden, das im serbischen Volke ausschlaggebend für die Beziehungen zum Reiche war. Es muß wiederholt betont werden, daß es kein ernstes Zeichen gab, das auf eine wirkliche Gefahr von dieser Seite aus hingewiesen hätte. Aber man unternahm nichts, um das Mißtrauen zu entwaffnen, das das Schlagwort vom Drang nach Osten in die Zeitungen, in die Politik und in die Massen gebracht hatte.

Der deutsche Drang nach Osten und Südosten von Europa hat sich nach dem Weltkriege nicht im geringsten vermindert. Im Gegenteil: die ganze deutsche Aktivität strömt heute in derselben Richtung, in welcher sie sich auch vor 1914 bewegte. Masaryk erklärt in seinem Buche „Die Weltrevolution“ diesen erneuten deutschen Drang als einen Ausdruck der gesamten deutschen Tradition und Taktik, und deshalb, glaubt er, „muß man mit dieser Erscheinung immer ernsthaft rechnen“. In Wirklichkeit ist die Erneuerung des Dranges eine jener historischen Unumgänglichkeiten, die sowohl durch die geographische Lage, als auch durch die wirtschaftliche Entwicklung des Reiches bedingt sind. Ihm liegt keine besondere Absicht oder Taktik zugrunde. Das ständige Vermehren der deutschen Bevölkerung einerseits und die schweren Kriegsreparationen andererseits zwingen die heutige deutsche Wirtschaft vielleicht mehr als früher zu einem energischen Suchen nach Märkten. Und es ist ganz natürlich, daß sie sie in

enen Ländern findet, in denen die Industrie am wenigsten entwickelt ist nd die den am schwächsten organisierten Widerstand zeigen. Es ist ber bezeichnend, daß dieser erneute deutsche Drang hier nicht mehr enem Mißtrauen und jener feindseligen Haltung begegnet, mit der er is 1914 aufgenommen wurde. Es unterliegt keinem Zweifel, daß in llen diesen Ländern ein stark entwickelter wirtschaftlicher Nationalis- nus besteht, der eine allgemeine Nachkriegserscheinung ist. Aber er Widerstand gegen die deutsche Arbeitstüchtigkeit, soweit er sich bei ns meldet, ist nicht mehr ein Ausdruck jenes Mißtrauens gegen das Reich, das vor dem Kriege 1914 bestand. Es ist der Widerstand einer ungen Industrie, die sich nicht nur gegen die deutsche, sondern mit derselben Hartnäckigkeit auch gegen die französische, englische oder belgische Wirtschaft wehrt. In Südslawien, das das erste Land auf dem Wege dieses erneuten Dranges ist, melden sich sogar Zeichen großen Vertrauens und tiefer Sympathie. Eine Reihe südslawischer Wirtschaft- ler und Gelehrter hatten dieses Jahr eine Reise durch das Reich organi- siert, in der Absicht, in dem deutschen Volke ein starkes Interesse für das Königreich der Serben, Kroaten und Slowenen hervorzurufen. Nachher organisierten in Belgrad 40 sehr angesehene Professoren, höhere Beamte und auch Offiziere, die in Deutschland ihre Ausbildung genossen hatten, in Anwesenheit des deutschen Gesandten eine sehr ge- lungene Sympathiekundgebung für das deutsche Volk. Zuletzt hat der Führer einer der politischen Parteien, ein angesehener Politiker und Diplomat, in einem deutschen Tageblatt einen sehr kühnen Artikel ver- öffentlicht. Er betonte unter anderem, daß die Möglichkeit nicht aus- geschlossen sei, daß Südslawien dem Deutschen Reiche als ein Durch- gangsterritorium zum Ausgang an das Ägäische Meer dienen kann. Dazu kommen noch die vielen Reden in der Skupschtina, die vielen Artikel in den Zeitungen, in denen eine immer engere Beziehung zum deutschen Volke verlangt wird. Und was noch bedeutender ist, die stärksten deutschen Industriefirmen nehmen mit Erfolg Anteil an einer ganzen Reihe von Wettbewerben für die wichtigsten Unternehmungen Südslawiens. Und das sind Firmen, deren Namen an und für sich, vor dem Kriege, die Vorstellung jenes gefährlichen Dranges hervorgerufen haben. Wer Gelegenheit hatte, vor dem Kriege die Entwicklung der internationalen Beziehungen des Königreiches Serbien und des ganzen Balkans zu verfolgen, muß über alle diese Manifestationen der Freundschaft, des Vertrauens und der Ehrung gegenüber dem Reiche erstaunt sein. Ganz unabhängig von der offiziellen Diplomatie, die ihre Rücksichten und Gewohnheiten hat, ist in den Massen, in jenen Ländern, die auf dem Wege des deutschen Dranges liegen, eine neue geistige Stimmung zu verzeichnen. Und das trotz des Artikels 231 des Versailler Friedensvertrages, der Deutschland die ganze Verant- wortung für den fürchterlichen Zusammenstoß aufbürdet. Eine Er- klärung dieser Erscheinung liegt in dem Verschwinden der Donau-

monarchie und in der Demokratisierung dieses Dranges, in der Tatsache also, daß seine Träger nicht mehr demjenigen Regime angehören, die als solche schon Mißtrauen und Furcht erweckten. Jene Behauptung Masaryks in dem erwähnten Buche, daß Deutschland durch den Krieg gewonnen hätte, könnte paradox erscheinen. Zweifellos hat auch das Deutsche Reich, wie alle Länder, die diese Katastrophe heimgesucht hat, sehr viel verloren, sowohl an volkswirtschaftlicher Kraft als auch an Menschenmaterial. Aber es hat an Vertrauen und Sympathie überall stark gewonnen und vielleicht noch am meisten in jenen Ländern, die einst vor dem Vordringen seiner Wirtschaft und seiner Kultur zitterten.

Die Einheit des Hellenismus.

Von *E. Canellopoulos,*
ehemaligem Außenminister, griechischem Gesandten in Berlin.

Zehn Jahre sind seit dem Tage vergangen, an dem die sich im Weltkrieg bekämpfenden Mächte den Waffenstillstand geschlossen haben. Seit diesem Zeitpunkt haben sie den Frieden vorbereitet und die Friedensverträge unterzeichnet, haben sich um die Organisation des Friedens bemüht, an der sie heute noch arbeiten. Aber Griechenland mußte noch vier Jahre lang weiter kämpfen, und deshalb verkürzte sich dieser Zeitraum für unser Land auf sechs Jahre. Es sind sechs Jahre seit dem Waffenstillstand von Mudania und fünf Jahre seit dem Frieden von Lausanne (24. Juli 1923) vergangen.

Die orientalische Frage hat den Weltkrieg entfesselt. Sie war, wenn nicht die einzige, so doch eine seiner entscheidenden Ursachen. Der asiatische Gedanke geriet wieder einmal in Konflikt mit dem europäischen Gedanken, und Griechenland fand sich durch die Wucht der Ereignisse in den Wirbel hineingerissen. Neben der Verteidigung der eigenen Interessen hatte es noch eine andere Mission zu erfüllen. Es wurde zum Wachtposten Europas vor den Toren Asiens, wie es sein Vorposten im Orient gewesen ist. Seine Bemühungen, die von ihm errungenen Siege haben in der Geschichte der Welt nur wenige Vorbilder, wie den Feldzug Alexanders des Großen dreieinhalb Jahrhunderte vor Christi, in der byzantinischen Epoche in den Kämpfen des Kaisers Heraklius (610—641) und in der mazedonischen Dynastie (877—1051). Das griechische Heer, der Abgesandte Europas, ging sogar über den Punkt hinaus, in dem Alexander der Große seinerzeit den gordischen Knoten durchschlug. Es war jedoch ein Unterschied vorhanden. Wenn der Feldzug Alexanders des Großen wenigstens dem Anschein nach imperialistisch war, so trug die Landung der griechischen Truppen in Kleinasien den Charakter einer Volksbefreiung. Sie verfolgte nur das unmittelbare Ziel der Einverleibung der Gebiete in den griechischen Staat, die von Griechen bewohnt waren. Auch hier waren die Bemühungen der Alliierten von Erfolg gekrönt.

Der Vertrag von Sèvres vom 10. August 1920 hat diesen Erfolg besiegelt. Er gab eine endgültige Lösung der orientalischen Frage und

stellte ein großartiges Expansionssystem dar: Griechenland sollte zum Brückenkopf einer europäischen Durchdringung Asiens bis nach Indien werden.

Dem Versuch schien ein glückliches Gelingen beschieden. Aber in diesem Augenblick wurde ein schwerer historischer Fehler begangen. Die Ententemächte gaben die großen Richtlinien, die sie zuerst befolgt hatten, auf, und haben eine partikularistische, zögernde, von Zufällen abhängige Politik eingeschlagen. Der Panslavismus, der Panturanismus, alle diese asiatischen Nationalismen oder religiösen Bestrebungen, der Haß des Abendlandes und im Hintergrunde der Bolschewismus, der versuchte, sich die Verwirrung nutzbar zu machen, tauchten am Horizonte auf. Griechenland, das einzige Instrument der Verwirklichung des Sèvres-Systems, sich selbst überlassen, setzte den Kampf noch vier Jahre lang fort, dem es letzten Endes allein nicht gewachsen war.

Die Katastrophe war unaufhaltbar. Griechenland, zu gleicher Zeit Sieger und Besiegter im Weltkrieg, hat mehr als die anderen kriegführenden Staaten — Sieger oder Besiegte — unter dem Weltkrieg gelitten. Eine tragische Ziffer gibt den Maßstab seiner Leiden. Der Hellenismus zählte vor den Balkankriegen 9½ Millionen Menschen. Heute sind nur 8 Millionen geblieben.

Der Vorposten Europas, der Hellenismus, auf die Grenzlinie zweier Kontinente gestellt, hat dem Antagonismus der europäischen und der asiatischen Welt seinen Tribut zahlen müssen.

Der Hellenismus ist auf diese Weise numerisch geschwächt aus dem Kampfe hervorgegangen. Aber er hat dagegen auf einem erstaunlichen Wege, der sowohl seiner Eigenart wie seiner Grausamkeit nach nicht seinesgleichen in der Geschichte besitzt, und zwar durch den Austausch der Bevölkerung, seine nationale Einheit verwirklicht. Es war nicht die Ausdehnung eines freien Staates über Gebiete, die von einer homogenen Bevölkerung bewohnt werden, sondern eine Konzentration eines aus seinen jahrhundertealten Heimstätten vertriebenen Volkes. Auf diese Weise befindet sich heute der größte Teil des hellenischen Volkes auf dem südlischen Teil der balkanischen Halbinsel und bildet einen homogenen Staat.

Sechs Jahre sind seit diesem großen historischen Ereignis verflossen. Es ging ihm eine schwere Erschütterung voraus, die schwerste, die vielleicht je ein Volk erfuhr. Fast alles stürzte zusammen, und fast alles mußte von neuem aufgebaut werden. Dabei handelt es sich nicht um einen reinen Wiederaufbau, sondern um eine vollkommene Neuschöpfung, die durch die ganz neue Lage erforderlich wurde.

Die radikale Veränderung, die sich im Wesen des Hellenismus selbst vollzogen hat, der bis dahin zerstreut war und den Expansionshang in sich trug und jetzt gesammelt und konzentriert wurde, mußte ihre Rückwirkungen auf alle Anschauungen, alle Offenbarungen des Volkslebens, auf seine innere wie auf seine äußere Politik, auf sein wirt-

schaftliches wie auf sein soziales Leben ausüben, schuf neue Bedürfnisse und wies neue Richtlinien.

Bei dem Werke des Wiederaufbaus kamen tastende Versuche, Schwankungen, Meinungsverschiedenheiten, Wandlungen und plötzliche Veränderungen vor, die man im Auslande gern als Revolutionen bezeichnete — eine Übertreibung, die nur durch die vollkommene Unkenntnis der wirklichen Verhältnisse unseres Landes gerechtfertigt war. Aber dies alles war nur die natürliche Folge der durch die Katastrophe geschaffenen Lage.

Es ist unmöglich, hier die geleistete Arbeit und alle Etappen, die das Land durchmessen hat, nachzuzeichnen. Ich möchte nur auf die Unterbringung der Flüchtlinge hinweisen, ein Werk, das mit Hilfe des Völkerbundes vollbracht wurde, jedoch in erster Linie die Lebensfähigkeit des griechischen Volkes bewies, und will außerdem zwei wichtige Tatsachen hervorheben: auf dem Gebiete der Innenpolitik die Herstellung und Stärkung der republikanischen Staatsform — auf dem Gebiete der Außenpolitik den Glauben und das Bekenntnis Griechenlands zu dem Gedanken, den der Völkerbund verkörpert und zu verwirklichen suchte.

Seit der Unabhängigkeitserklärung Griechenlands (1830) bis zum 25. März 1924 (Tag der Verkündung der Republik) hatten wir eine monarchistische Regierungsform, zuerst bis zum Jahre 1843 eine absolutistische, später eine konstitutionelle Monarchie.

Aber unabhängig von der Form gab es in Wirklichkeit nur eine „vom König beherrschte Demokratie", wie die bei uns geläufige Bezeichnung hieß. Denn das griechische Volk, seinem Geiste und seinem Charakter nach demokratisch, blieb es auch unter der monarchistischen Herrschaft und hat dem königlichen Regime sein Wesen aufgeprägt. Die Existenz eines Königs wurde nur als notwendig erachtet, um die persönlichen Ambitionen zu zügeln, die zu innerpolitischen Kämpfen hätten führen können. Daraus erklärt sich auch die Tatsache, daß es in Griechenland weder eine monarchistische noch eine republikanische Partei gab. Die Souveränität gehörte dem Volk, was von niemandem bestritten wurde.

Aber es gab im Grunde genommen ein oligarchisches System, welches weder ausgesprochen patriarchalisch noch feudalistisch war, sondern etwas von beiden hatte. Dieses System geht in seinem Ursprung auf die Zeit der türkischen Herrschaft zurück, eine Zeit, in der es den nicht mohammedanischen Untertanen der Hohen Pforte erlaubt war, sich zu religiösen Gemeinschaften zusammenzuschließen, die nach der Auffassung jener Zeit ethnographischen Gemeinschaften entsprachen und von einem Primas oder den Honoratioren jeder Stadt regiert wurden. Diese Führer aus der Zeit türkischer Herrschaft, die zu Chefs der lokalen Parteien geworden waren und einen mehr oder minder weitgehenden lokalen Einfluß ausübten, wurden zu ausschlaggebenden

Faktoren in dem freien Staate, bildeten sozusagen das Gerüst und die Struktur des eingeführten parlamentarischen Systems. Die staatlichen Würden, die parlamentarischen Mandate wurden in großem Maße zu einer Apanage der Familien, die dieser Oligarchie angehörten. Man bezeichnete diese Familien mit dem Worte „Tjakia", das „Herd" bedeutet. Diese Oligarchie kann für sich den Anspruch geltend machen, daß sie die Freiheiten des Volkes gegenüber dem Herrscherhause wahrte. Aber andererseits mußte sie in ihrem Bestreben, sich an der Macht zu halten, eine Günstlingswirtschaft treiben, die eine Korruption zur Folge hatte. Diese Tatsache führte zu der Revolution des Jahres 1909. Die darauffolgenden Wahlen haben eine Niederlage jener Klasse mit oligarchischen Tendenzen gebracht. Um diese Zeit tauchte die gewaltige Gestalt Venizelos', des Vorkämpfers neuer liberaler Ideen, des Schöpfers eines großen politischen Planes, des Erneuerers des griechischen Volkes, auf der politischen Bühne auf. Wie nicht anders zu erwarten, holte die Oligarchie, die in dem ganzen Lande verwurzelt war und sich in ihrer Existenz bedroht fühlte, zu einem Gegenschlag aus. Und als im Laufe des Weltkrieges sich die Antithese zwischen dem Exponenten des Absolutismus, dem König Konstantin, und dem Exponenten des Liberalismus, Venizelos, herausbildete, klammerte sich die Oligarchie an die Monarchie an, wie an ihre letzte Rettungsplanke. Sie hatte noch genügend Kraft, um zum letzten Male im Jahre 1920 den Sieg zu erringen und die Rückkehr des Königs Konstantin nach Griechenland zu ermöglichen.

Aber das war ihr Schwanengesang, denn nachdem sie sich mit der Monarchie identifiziert hatte, zu einem konservativen, rückschrittlichen Element geworden war, konnte sie nicht länger den neuen Bedürfnissen des Landes entsprechen und wurde in den Sturz der Monarchie mithineingerissen. Der Zustrom von anderthalb Millionen griechischer Flüchtlinge, die dieselben Rechte und eine vollkommene Gleichstellung mit den Einheimischen eingeräumt bekamen und die alle Anhänger der liberalen Ideen waren, hatte der Republik eine überwältigende Mehrheit gesichert, die ihren Ausdruck im Plebiszit vom 13. April 1924 fand.

Aber die Republik war mit einem schweren Vermächtnis der Vergangenheit belastet. Bevor sie noch Zeit hatte, sich zu organisieren, mußte sie die dringende Aufgabe der Wiederherstellung des Landes, des Aufbaus der Ruinen vollbringen. Das System der Verhältniswahl, die zu jener Zeit eingeführt wurde, brachte Verzögerungen mit sich, die die unvermeidliche Schattenseite seiner Vorteile bilden und sich hauptsächlich in einem Augenblick bemerkbar machten, in dem schnelles Handeln geboten war. Dies war vielleicht die einzige Ursache des Staatsstreiches des Generals Pangalos und des Sieges der Diktatur. Diese Diktatur jedoch bedeutete keine Niederlage des republikanischen Gedankens, sondern war eher ein Versuch, eine Beschleunigung des Wiederaufbaus zu ermöglichen, das durch das Zögern der republika-

nischen Führer nicht schnell genug vor sich ging. Das Heilmittel hat sich als wenig wirksam erwiesen. Der Diktator wurde gestürzt, das parlamentarische Regime wiederhergestellt, und nach einer Übergangszeit, in der sich die Leidenschaften gelegt haben, konnte Venizelos, der vom republikanischen Geiste durchdrungene Politiker, der die Seele der neuen Staatsform war, zurückgerufen werden, um die Leitung des Staates zu übernehmen. Die letzten Wahlen haben ihm eine überwiegende Mehrheit gesichert.

Die Frage der Regierungsform ist durch die Herstellung der Republik endgültig gelöst worden. Griechenland hat die Staatsform wiedergefunden, deren Heim es einst war, die Staatsform, die nach den Erfahrungen der Geschichte am besten seinem Charakter, seinen Anschauungen angepaßt ist. Das republikanische Regime ist endgültig hergestellt worden.

Eine weitere Garantie seiner Erhaltung und Erstarkung ist durch die Veränderungen in der sozialen Struktur Griechenlands gegeben. Eine ausführliche Darstellung dieser Veränderungen würde über den Rahmen dieses Aufsatzes hinausgehen. Ich will nur auf eine sehr charakteristische Tatsache hinweisen. Wenn man die Listen der Kandidaten aller Parteien prüft, und hauptsächlich die der Oppositionsparteien der letzten Wahlen, so sieht man, daß sie nur wenige jener Familiennamen enthalten, die früher das Gerüst des parlamentarischen Regimes waren und eine soziale Klasse mit oligarchischen Tendenzen bildeten. Diese Klasse ist verschwunden und durch andere Elemente, die von modernen und liberalen Ideen beseelt sind, ersetzt worden.

Wie ich oben dargelegt habe, hat sich die Vereinheitlichung des Hellenismus fast vollkommen vollzogen, obgleich auf eine beinah ungewöhnliche Weise und um den Preis gewaltiger Opfer. Diese Tatsache hat einen bedeutenden Einfluß auf die Außenpolitik des heutigen Griechenlands ausgeübt. Die Außenpolitik Griechenlands, die sich auf das Selbstverfügungsrecht der Völker stützte, war zu allen Zeiten eine Politik der Befreiung gewesen. Das Ziel, das sie verfolgte, war nicht Eroberung, sondern die Einheit des befreiten Volkes. Im Lichte der Vergangenheit versteht man besser die Zustände von heute. Wenn man der historischen Evolution, dem Charakter und den Tendenzen des hellenischen Volkes Rechnung trägt, zu gleicher Zeit seine gegenwärtigen Bedürfnisse versteht, wird man sich dessen bewußt, daß, nachdem die Einheit des Hellenenvolkes im wesentlichen verwirklicht worden ist, Griechenland keinerlei Ansprüche auf die Gebiete seiner Nachbarn erhebt und eine vollkommen ehrliche Friedenspolitik verfolgt. Venizelos, der Staatsmann, der heute die Geschicke Griechenlands lenkt, hat es mit einer unmißverständlichen Klarheit, die seinem Verständnis für Wirklichkeit und seiner politischen Ehrlichkeit alle Ehre macht, erklärt. Diese Politik entspricht den Bedürfnissen des

Hellenismus, weil sie sich auf die Wirklichkeit stützt und infolgedessen vollkommen wahr ist.

Griechenland hat vom ersten Augenblick an in dem Gedanken, der zur Bildung des Völkerbundes führte, ein Instrument der Durchführung einer solchen Politik gesehen. Venizelos war, im vollkommenen Einklang mit den Ideen des Präsidenten Wilson, ein glühender Apostel der Verwirklichung dieses Planes. Aber auch alle anderen griechischen Staatsmänner haben diesen Gedanken vertreten. Man kann mit Recht sagen, daß seit der Schaffung des Völkerbundes Griechenland sein treuester Anhänger war, sich häufiger als die anderen Staaten an ihn wandte und sich seinen Entscheidungen unterwarf, selbst wenn sie ihm gar nicht genehm waren. Man gibt sich in Griechenland sicherlich keinen Illusionen hin, und man verkennt nicht die Schwierigkeiten, die sich der Verwirklichung des Werkes, an dem der Völkerbund arbeitet, entgegenstellen. Man sagt sich, daß der Völkerbund den guten Willen zum Vater hat und daß der gute Wille nicht immer genügt, um dem Übel endgültig zu steuern. Aber er ist ein Instrument des guten Willens, dessen Nützlichkeit von niemandem bestritten wird. Die Führer jedes Volkes müssen die Konflikte vermeiden, indem sie die Ursachen aufheben, denen sie entspringen. Sie müssen ganz allmählich den Gedanken des Wettstreits und des Antagonismus durch den Gedanken der Zusammenarbeit der Völker ersetzen. Der Völkerbund muß neben seiner Hauptmission, der friedlichen Regelung einmal ausgebrochener Konflikte, seine Wirkungssphäre in politischer und sozialer Richtung ausdehnen und die Bemühungen der Staatsmänner um die Zusammenarbeit unterstützen.

Ich kann mit vollem Nachdruck behaupten, daß Griechenland sich vollkommen zu dieser Politik bekehrt hat. Im Hinblick auf die Balkanpolitik scheinen die Hindernisse, die sich der Verwirklichung des Gedankens einer Zusammenarbeit der Balkanvölker entgegenstellen, nicht mehr unüberwindlich zu sein. Der panslavistische Gedanke, der im 19. Jahrhundert der Orientfrage, und insbesondere der Balkanfrage, die Zuspitzung verlieh, ist im Abklingen begriffen. Er ist — wenigstens in der heutigen Stunde — ein sekundärer Faktor geworden. Die Wirtschaftsprobleme, die immer ausschlaggebender für jede Politik werden, sind zwischen den Balkanländern nicht schwer zu lösen. Das Wesentliche wird dabei eine geringere Rolle spielen, als die Methode der Lösung. „Der Balkan den Balkanvölkern" setzt sich immer mehr als Prinzip durch und kann der Herstellung eines festen und dauernden Friedens nur nützlich sein. Aber zu seiner Verwirklichung ist die Mitarbeit und der gute Wille Europas notwendig. Denn ebenso wie sich die Wahrheit bestätigt hat, daß die Orientfrage große europäische Kriege entfesselt hat, hat sich andererseits erwiesen, daß die Unstimmigkeiten der Großmächte, die Verfolgung ihrer Sonderinteressen die Balkanvölker gegeneinander hetzten, für den

Ursprung der Orientfrage verantwortlich waren und die Atmosphäre vergifteten.

Das Abklingen des Hasses, der Gedanke der Lösung der Konflikte auf friedlichem Wege, der Gedanke der Interessensolidarität der Balkanvölker und ihrer Zusammenarbeit setzen sich bei den Einsichtigeren durch und gewinnen immer mehr an Boden auf dem Balkan. Griechenland hat schon auf eine greifbare Weise bewiesen, daß es von diesem Geiste beseelt ist, als es die Schiedsverträge mit Rumänien und Italien abschloß, und die Tatsache, daß eine Großmacht sich bereit erklärt, alle Streitfragen, die sich zwischen ihr und einem Balkanstaat erheben können, dem Schiedsverfahren zu unterwerfen, ist nicht ohne Bedeutung. Sie ist ein gutes Zeichen, das die größten Hoffnungen rechtfertigt. Ein aus der Feuerprobe geläutert hervorgegangenes Griechenland hat nur den einen Wunsch, sich an der Friedensarbeit zu beteiligen, dem vom Völkerbunde geleisteten Werke sein Scherflein beizusteuern, damit der Völkerbund nach dem Satz des Thucydides — der noch nichts von seiner Geltung eingebüßt hat —

„ein unverlierbares Eigentum, kein vergängliches Erzeugnis"

„*Κτῆμά τε ἐς αἰεὶ μᾶλλον ἢ ἀγώνισμα ἐς τὸ παραχρῆμ*",

ein Gewinn für die Völker, eine wirklich lohnende, dauerhafte Institution werde.

Zehn Jahre bulgarischer Volkswirtschaft.

Von *Alexander Zankoff*,
Präsidenten des bulgarischen Sobranje, ehem. bulgarischem Ministerpräsidenten.

Was stellt Bulgarien zehn Jahre nach dem Kriege dar? Ein wenn auch unvollständiges, vielleicht ungenaues, doch immerhin genügend klares Bild schöpfen wir aus den folgenden Zahlenangaben über die bulgarische Volkswirtschaft. Im Jahre 1911 wurde das Nationalvermögen Bulgariens von dem verstorbenen Chef der Generaldirektion für Statistik in Sofia, Kyrill Popoff, auf 10 482 000 000 Goldlewas geschätzt. 1926 betrug dieses Vermögen nach den Berechnungen der bulgarischen Nationalbank 10 300 000 000 Goldlewas. 1911 wurde das Nationaleinkommen, das heißt, das Einkommen aus der bulgarischen Volkswirtschaft auf 1 600 000 000 Goldlewas geschätzt, während sich die Zahl 1926 auf 1 520 000 000 Goldlewas belief.

Die angeführten Ziffern sprechen dafür, daß Bulgarien nach dem Kriege sowohl an Nationalvermögen als auch an Nationaleinkommen eingebüßt hat. Dieser Verlust ist nicht sehr groß, doch zeugt er immerhin von einer Verarmung des bulgarischen Volkes nach dem Kriege. Hierfür können auch andere Beweise angeführt werden.

Bulgarien hat ähnlich wie viele westeuropäische Länder eine schwere wirtschaftliche Krisis durchmachen müssen. Es hat auch heute noch unter den Nachwirkungen des Krieges zu leiden, die in Form einer schweren Wirtschaftskrise auftreten, als ein Ergebnis nicht nur der Umwälzungen nach dem Kriege, sondern vor allen Dingen als eine unmittelbare Folge der Verarmung des bulgarischen Bauernstandes. Diese Verarmung ist aus den nachstehenden Zahlen ersichtlich. Bis zum Kriege war in Bulgarien eine mäßige Steigerung des Ertrages aus einem Hektar Boden sowie des Einkommens des Arbeiters und des Verbrauchers festzustellen. Während des Krieges war der Ertrag des Bodens und das Einkommen des Arbeiters noch mehr gestiegen, doch nach dem Kriege erfuhren beide eine starke Senkung. In letzter Zeit ist der Ertrag aus einem Hektar auf 14%, das Einkommen einer Arbeitskraft auf 23% und das Einkommen des Verbrauchers auf durchschnittlich 20% im Vergleich zu dem Zeitraum von

1906 bis 1910 gesunken. Diese Zahlen sprechen ebenfalls von einer wirklichen und gefährlichen Verarmung des bulgarischen Volkes. Ein Dekar Boden liefert heute nur fünf Sechstel des Ertrages vor 15 und 20 Jahren. Jeder Bauer hat heute nur drei Viertel des Einkommens, über das er in dem letzten Zeitraum von 1906 bis 1910 verfügte. Auf jeden Verbraucher aus landwirtschaftlichen Kreisen kommen nur vier Fünftel des in der Normalzeit erzielten Verdienstes (Professor Dolynsky).

Wenn zu dieser Verarmung der Bevölkerung noch die außerordentlich schwere Belastung des bulgarischen Volkes mit Kriegsausgaben, die Vorkriegsschulden Bulgariens sowie die nach dem Kriege erfolgte Erhöhung der Steuern hinzugerechnet werden, gewinnt man ein richtiges Bild von der heutigen Lage Bulgariens, zehn Jahre nach dem Friedensschluß. Vor dem Kriege betrug die Staatsschuld Bulgariens 630 000 000 Goldlewas; heute ist sie doppelt so hoch — 1 280 000 000 Goldlewas. Dieses unerfreuliche und trostlose Bild ist kennzeichnend für die schweren Leiden, die der Krieg unserem Lande brachte. Wir können mit Recht sagen, daß es kaum ein zweites Volk gibt, das so schwer an den Folgen des Krieges zu tragen hat und so hart für seine Teilnahme am Kriege gestraft wurde wie das bulgarische. Zu diesen Verlusten kommen dreihunderttausend auf den Schlachtfeldern gefallene Söhne Bulgariens hinzu. Und das bedeutet die Einbuße von dreihunderttausend Arbeitskräften. Wir hatten für die Dauer von vier Jahren achthundertfünfzigtausend Männer im blühendsten Alter ihrer Beschäftigung entrissen und mobil gemacht und sie im Felde und in den Kasernen im Dienste ihres Vaterlandes verwendet. Und das Ergebnis dieser gewaltigen Opfer war, daß von Bulgarien wertvolle, fruchtbare und reiche Gebiete abgetrennt wurden. Es wurden ihm unerträgliche Lasten auferlegt, und außerdem mußte es eine Anzahl bulgarischer Flüchtlinge, die ihre Heimat verlassen hatten und nach dem klein und arm gewordenen Lande kamen, aufnehmen.

So stellt sich die wirkliche Lage Bulgariens dar. So abschreckend das Bild auch sein mag, halte ich unsere Situation nicht für trostlos.

Der Krieg rief in Bulgarien wie überall nicht nur große soziale und politische, sondern auch wirtschaftliche Veränderungen hervor. Schon auf den ersten Blick sehen wir, wie die allgemeine wirtschaftliche Struktur Bulgariens sich gewandelt hat. Wir können sagen, daß die gesamte wirtschaftliche Physiognomie Bulgariens sich nach dem Kriege wesentlich verändert hat. Während beispielsweise vor dem Kriege 61,5% von der Gesamtausfuhr auf das Getreide entfielen, beträgt sie jetzt kaum 18%. Vor dem Kriege betrug die Mehlausfuhr 7,4%, und heute stellt sie sich auf nur 3,1%. Die Tabakausfuhr betrug vor dem Kriege nur 1%; nach dem Kriege ist sie auf 46% gestiegen. Während also vor dem Kriege von der Gesamtausfuhr 70% auf

Getreide und Mehl entfielen, ist diese Zahl heute auf 22% herab gesunken. 57,1% entfallen nun hauptsächlich auf die Tabak- und Eierausfuhr.

Alle Bemühungen Bulgariens nach dem Kriege laufen in erster Linie auf einen wirtschaftlichen Wiederaufbau hinaus. Bulgarien ist ein rein agrarisches Land. Infolgedessen muß seine Wirtschaftspolitik auf die Hebung und Vervollkommnung dieses Grundzweiges seiner Volkswirtschaft und Produktion abzielen. Die bulgarische Wirtschaftspolitik hat seit der Befreiung des Landes im Jahre 1878 drei Entwicklungsphasen durchgemacht. Die erste Periode beginnt mit der Befreiung und dauert bis 1894, die zweite von 1894 bis zum Balkankriege 1912, und die dritte Periode umschließt die Zeit während und nach dem Kriege. Bis zum Jahre 1894 war Bulgarien ein ausschließlich auf Bodenkultur eingestelltes, wirtschaftlich zurückgebliebenes Land. Die alten Formen der Produktion wurden damals durch die Konkurrenz des westeuropäischen Handels gelockert. Das Handwerk brach allmählich zusammen. Um diese Zeit setzte in Bulgarien eine Bewegung für den Schutz vor der ausländischen Konkurrenz ein. Ihre Folge war ein starker Protektionismus und das im Jahre 1894 verabschiedete erste Gesetz zur Förderung der heimischen Industrie, das die erwünschten günstigen Resultate ergab. In dieser ersten Periode seiner wirtschaftlichen Entwicklung mußte Bulgarien eine soziale Krise durchmachen, die es aber ohne Erschütterungen und fast unbemerkt überwand, hauptsächlich, weil die früheren Handwerker — die intelligenter waren als die Bauern — Unterkommen im Staatsdienst fanden. Die damalige Krise konnte daher viel leichter als die jetzige nach dem Kriege eingetretene, überstanden werden. In dieser ersten Periode gab es in Bulgarien so gut wie keine Lohnarbeiter, und der Bauer war nicht gefährdet. Nur der Handwerker mußte seinen Beruf aufgeben, aber er fand wie gesagt sein Brot in Staatsdiensten. In dieser Zeit mußte Europa infolge der amerikanischen Konkurrenz eine schwere Agrarkrise durchmachen, die aber Bulgarien und die übrigen Balkanländer nicht berührte. Bulgarien konnte sogar einen Krieg mit Serbien führen, ohne wirtschaftliche Folgen oder Nachwirkungen für das Land heraufzubeschwören. Dieser gewonnene Krieg stärkte im Gegenteil das bulgarische Volk in seinem Willen und Glauben, ein freies und unabhängiges staatspolitisches Dasein führen zu können.

Die Zeit von 1894 bis 1912 war für Bulgarien eine Periode wirtschaftlichen Aufstiegs. Die Landwirtschaft blühte, trotzdem sie nur extensiv betrieben wurde, und der Reichtum des Volkes nahm zu. In dieser Zeit entstand sogar eine für bulgarische Verhältnisse leistungsfähige heimische Industrie. Arbeitgeber und Arbeitnehmer bemühten sich mit vereinten Kräften um den neuen wirtschaftlichen Aufbau Bulgariens.

Seit dem Jahre 1912 hatte Bulgarien lange und erschöpfende

riege zu führen. In diesem Zeitraum der sechs Jahre währenden affenkämpfe setzte ein Zerstörungsprozeß ein, der die Grundlagen r gesamten wirtschaftlichen Struktur unseres Landes zu tiefst erchütterte. Wir durchlebten eine Krise, deren tiefeinschneidende Folgen ute noch zu spüren sind. Mit dem 11. Dezember 1923 trat unser and in eine neue Phase wirtschaftlichen Lebens ein, denn an diesem age gelang es dem bulgarischen Staate durch die Einsetzung seiner anzen Autorität, das Lewa zu stabilisieren und die Wege einer neuen irtschaftspolitik einzuschlagen, die nicht allein den Bestand einer abilisierten Währung sicherte, sondern auch die Voraussetzungen für n wirtschaftlichen Aufbau des Landes erfüllte.

Wie ist diese Politik, und wie soll die Wirtschaftspolitik nach dem riege überhaupt sein? Manche sagen, Bulgarien sei ein glückliches and, weil es dort keinen Großgrundbesitz — keine Latifundien — gibt, nd der Boden so gut wie gleichmäßig verteilt ist. Manche gehen soar so weit, die Bodenverteilung in Bulgarien als ideal zu bezeichnen. uf eine bulgarische Bodenwirtschaft entfallen gewöhnlich 45 bis 50, anchmal bis zu 100 Dekar Boden. Der bulgarische Boden ist reich, bar und fruchtbar. In Bulgarien gibt es keine Agrarprobleme wie manchen seiner Nachbarländer oder in einigen westeuropäischen taaten. Bei uns gilt es, Agrikulturprobleme zu lösen, Probleme chnischer Natur, um mittels mechanischer Neuerungen die Produktion nd den Wohlstand im Lande zu heben. Ich möchte hier noch berken, daß der Krieg auch bei uns gewisse Schwierigkeiten schuf, nerseits, weil wir den vielen Flüchtlingen Boden überlassen mußten nd andererseits, weil von den 700 000 Landwirtschaften etwa achtzigusend nicht genug Boden besitzen. Dabei nimmt die Anzahl der andwirtschaft treibenden Bevölkerung ständig zu — es entstehen hrlich etwa zwanzig- bis fünfundzwanzigtausend neue Wirtschaften — daß wir zu dem Schluß kommen, daß ungefähr achtzig- bis underttausend Wirtschaftsbetrieben, also einem Siebentel der gesamten odenbesitze ausreichendes Ackerland fehlt. Wir können trotzm behaupten, daß in Bulgarien kein Agrarproblem besteht, dank der atsache, daß von dem gesamten für die Bearbeitung geeigneten oden von etwa 80 Millionen Dekar in Wirklichkeit weniger als die älfte, das heißt 30 bis 33 Millionen Dekar, bebaut werden. Demnach eiben noch 50 Millionen Dekar reichen, urbaren Bodens für eine eitere landwirtschaftliche Entwicklung übrig. Aber auch die volle Ausutzung der 30—33 Millionen Dekar wird nicht rationell genug betrieben, a dem bulgarischen Bauer Kapital fehlt, um den Boden mit den verbesserten technischen Mitteln der Neuzeit zu bearbeiten und dadurch e Produktion zu steigern. Die bulgarische Wirtschaftspolitik ist daher erster Linie, wie ich schon oben hervorgehoben habe, darauf gechtet, die Arbeit des Bauern erfolgreicher zu gestalten. Doch weder r Staat noch die Bauern verfügen über ausreichende Geldmittel.

Der Staat hat außerordentlich schwere finanzielle Lasten zu trage und der Bauer ist durch den Krieg verarmt. Daher ist bei uns d Frage der Erleichterung der finanziellen Lage des Staates und die He anziehung von ausländischem Kapital unter verschiedenen Form brennend geworden. Doch Europa braucht heute selbst Kapital, d es tatsächlich von Amerika bekommt. Bulgarien ist ein kleines La und von geringem Interesse für das fremde Kapital, das gute, lohnen und sichere Anlagemöglichkeiten in den westeuropäischen Industri ländern findet.

Das dringendste Bedürfnis unseres Landes, die Voraussetzu unserer wirtschaftlichen Erstarkung und des Wiederaufbaus Bulgarie sind Erleichterungen, die Bulgarien in finanzieller Hinsicht gewäh werden müßten, — namentlich in der Schuldenregelung, — durch ei Aufhebung oder mindestens eine wesentliche Herabsetzung unser Nachkriegsverpflichtungen.

Wir wissen, daß die Frage der Beseitigung der Reparation schwerwiegend und von internationaler Bedeutung ist, die nicht n die besiegten Länder angeht. Aber wir hören nicht auf zu forder daß die Frage der Reparationen, der Reparationsunkosten sowie d Nachkriegsschulden von neuem geprüft und studiert werde, und d alles Notwendige für den wirtschaftlichen Wiederaufbau nicht nur d besiegten Staaten, sondern aller Länder, die durch die langen und e schöpfenden Kriege gelitten haben, geschehe. Wir verfolgen daher m großem Interesse die Bemühungen Deutschlands, um die Regelung d Frage seiner Kriegsverpflichtungen herbeizuführen und hoffen, d diese Bemühungen von Erfolg begleitet sein werden. Wir wollen glaube daß das, was die Sieger für Deutschland tun werden, auch den klein besiegten Staaten zugute kommen wird.

Wir haben viel aus dem Kriege gelernt, und Bulgarien ist heu der friedliebendste Staat im nahen Osten und besonders auf d Balkanhalbinsel. Bulgarien sehnt sich nur nach einem wirklich Frieden, nach einer dauernden inneren Ruhe, um sich wirtschaftlich Arbeit und neuem Schaffen widmen zu können. Unser Land wäre i stande, mit weit größerer Zuversicht und Sicherheit für den Frieden i Osten zu arbeiten, wenn es so schnell wie möglich wirtschaftlich g sunden und erstarken könnte. Dies kann jedoch nur dann erfolge wenn man unserem Lande eine wirkliche wirtschaftliche Hilfe durch d Beseitigung der ihm auferlegten schweren Lasten zukommen läßt.

Die erste Friedensdekade.

Von *Louis de Brouckère,*
belgischem Senator.

Schon zehn Jahre! Und die Welt hat sich noch nicht von der rchtbaren Erschütterung erholt, die sie ganz aufwühlte. Aber wenn r Kataklysmus auch die ganze Oberfläche der Welt erzittern ließ, tte er seinen Mittelpunkt in dem am tiefsten erschütterten Europa. on allen Prägungen, in die man dieses ungeheure Ereignis einfangen ollte, ist die beste von Blasco Ibanez gefunden worden, der es den Bürgerkrieg Europas" nannte. Ein großes Wort, das in dem Erinnern durchlebtes Grauen eine große Hoffnung aufklingen läßt.

Man hat berechnet, wieviel dieser gewaltige Bürgerkrieg Europa lein gekostet hat. Woytinsky schätzt die direkten durch den Krieg rursachten materiellen Verluste auf 500 Milliarden Mark und die direkten Verluste auf das Doppelte dieser ungeheuren Summe. Man t noch nicht die Gesamtzahl der Toten berechnet. Man weiß nur, ß in den Schlachten zehn Millionen europäische Soldaten gefallen nd und daß Krankheiten, Elend, Hunger, alle Katastrophen, die die auptkatastrophe in ihrem Kielwasser nach sich zog, eine noch ößere Zahl von Kindern, Greisen und Frauen getötet hat. Man aucht wohl nicht hinzuzufügen, daß während der vierzig Jahre, in nen sich die Völker auf den Konflikt vorbereitet hatten, der be- affnete Frieden eine ungeheure Summe des Volksvermögens ver- hlungen hat und deshalb vielleicht im großen ganzen mehr Menschen- istenzen gekostet hat als der Krieg selbst.

Der Bürgerkrieg hat alle unsere Völker — und letzten Endes fast le in gleichem Maße — mit Leid und Elend überschwemmt. Aber ine moralischen Konsequenzen sind vielleicht noch schwerwiegender nd nachklingender. Diese Berechnung läßt sich kaum aufstellen. ir wollen lieber unseren Blick von diesem Passivum wenden und die ktiva ins Auge fassen, denn selbst die Katastrophen können uns gend etwas bringen, wenn es auch nur eine Lehre ist.

Sie verkaufen uns zu ihrem furchtbaren Preis mindestens eine ilsame Erfahrung.

Unter den Aktiva, die ich anläßlich dieses zehnten Jahrestages zu sammenstellen will, finde ich drei Hauptposten.

Unser erster Gewinn und zweifellos der größte ist, erfahren z haben, was der Krieg in der Welt, in der wir leben, kostet, und sic auf die genaueste Weise vorstellen zu können, was er kosten würd wenn ihn der Wahnsinn der Menschen noch einmal entfesseln sollt Zweifellos gibt es heute keinen einzigen vernünftigen Politiker, de daran glauben könnte, daß es möglich sei, irgendeinen bedeutende Krieg einzuschränken, ihn auf dem Punkt aufzuhalten, wo er noch fü den Sieger gewinnbringend wäre. Er weiß, daß er zwangläufig bis zu Äußersten geführt werden muß, daß er eine allgemeine Erschöpfun einen allgemeinen Ruin für den Sieger wie für den Besiegten bedeute Eine wertvolle Lehre, aus der man leicht eine doppelte Schlußfolgerun ziehen kann: Die erste, daß sich auf dem Sieg keine wirtschaftlich Macht und kein Wohlstand aufbauen läßt; die zweite, daß man eber sowenig eine dauernde Friedensgarantie auf ihm aufbauen kann, un daß auf diese Weise ein Krieg noch nutzloser als verbrecherisch is

Der zweite Vorteil ist der, auf Grund von Erfahrungen die No wendigkeit begriffen zu haben, daß der internationale Frieden „kon struiert" werden muß und daß wir zum ersten Male seit dem Ursprun der Geschichte dieses Werk ernsthaft in Angriff genommen haben Schon zu allen Epochen hat es eine große Anzahl von Mensche gegeben, die den Frieden herbeigesehnt haben, ohne sich jedoch desse klar bewußt zu sein, daß die Staaten, deren ganze Aktivität im Lauf einer langen Evolution auf den Krieg gerichtet war, deren ganz Organisation noch im Hinblick auf den Krieg geschaffen ist, ebenso wenig plötzlich in Frieden leben können wie die Fische, die für da Leben im Wasser geschaffen wurden, sich plötzlich entschließe könnten, mit ihren Kiemen und Flossen in der Luft zu leben. Di Staaten haben nun begriffen, daß es ihre große Aufgabe ist, nicht nu den frommen Wunsch des Friedens zu hegen, nicht nur ihn zu ver künden, sondern ihn national und international, im Einklang mit de Bedürfnissen der Wirtschaft, der Moral, des Rechts und der Politik z organisieren.

Dieses Werk der Friedensorganisation hat die Welt zum erstenma in den letzen zehn Jahren bewußt unternommen. Sind schon groß Fortschritte zu verzeichnen? Ich habe nicht die Absicht, hier in dieser kurzen und bescheidenen Artikel eine ungeheuer komplizierte Aktivitä deren Beurteilung besonders schwierig ist, zu werten. Dem aufmerk samen Beobachter der Ereignisse werden ohne Zweifel Bedenken un Befürchtungen sehr begründet erscheinen. Ist dieser erbitterte Geschäfts wettstreit, der so viel zur Entfesselung der letzen Konflikte beigetrage hat, verschwunden? Haben die internationalen wirtschaftlichen Ab kommen schon zu einer Besserung der Verständigung geführt? Könne sie sie in einer nahen Zukunft verwirklichen? Hindert nicht der auf

epeitschte Nationalismus, dieses Vermächtnis des Krieges, die Enticklung des Gefühls der internationalen Solidarität, dieses menschchen Patriotismus, dessen Fortschritt an sicheren Zeichen zweifellos stzustellen ist? Hat die Solidarität der Arbeiter in der ganzen Welt iese Festigung erfahren, die eine so bedeutende Vorbedingung des riedens ist? Haben sich die wirtschaftlichen Zusammenschlüsse, die chiedsverträge in einem genügend schnellen Tempo entwickelt? Ist ie internationale Rechtsprechung so weit ausgebaut worden, daß sie hon heute ein ernstes Hindernis für Lösungen durch Waffengewalt bildet? laben schon die politischen Friedensinstitutionen und hauptsächlich der ölkerbund eine genügende moralische Kraft anstelle der ihnen fehlenen materiellen Kraft, um einen großen Konflikt ersticken zu können? ibt es keine glimmenden Kriegsherde mehr, deren Flammen aufzüngeln nd sich ausbreiten könnten? Nur ein seliger Optimismus könnte sich ber alle diese beängstigenden Fragen hinwegsetzen, zu denen noch die ine, beängstigendste von allen, hinzukommt: Wird man zeitig genug in llen Ländern begreifen, daß man den Frieden nicht mit den Waffen n der Hand aufbauen kann, sondern daß man sofort mit der Abrüstung eginnen muß, um eine Wiederkehr der Katastrophe zu vermeiden?

Aber ich will nur sagen, daß trotz der Hindernisse, die die Arbeiter es Friedens auf ihrem Wege finden, trotz der ungeheuren Kompliziertheit dieser Aufgabe, trotz der vielen Enttäuschungen die Friedensorganiation im Gange ist, daß trotz allem der in zehn Jahren verwirklichte ortschritt ungeheuer ist, und daß, so wahnsinnig es wäre, zu glauben, aß der Frieden nunmehr gesichert ist, man mindestens das eine sagen ann, daß der Krieg heute nicht mehr als eine untrennbare Konsequenz er Lebensbedingungen selbst der Völker erscheint, sondern vielmehr ls ein unheilvolles Ereignis, das noch durch die Schuld der Staatsänner entfesselt werden könnte, jedoch durch ihren Willen und ihre ähigkeit und noch mehr durch die Wachsamkeit der Völker vermieden erden kann und muß.

Wenn das wesentliche Werk der modernen Zeit darin bestand, den neren Frieden der Völker, aus ähnlichen Gründen, mit nicht wesentch verschiedenen Mitteln aufzubauen, so muß das Hauptwerk der Ära, ie sich vor uns eröffnet, der Aufbau des internationalen Friedens sein.

Aber werden die Menschen unserer Zeit die Klugheit und den Mut esitzen, dieses Werk, auf das sie die Geschichte der Zeit weist, zu vollringen, werden sie die notwendige Weitsichtigkeit haben, um es in einer ganzen Gesamtheit zu erfassen, die notwendige Geduld, um es s in die letzten und kleinsten Einzelheiten durchzuführen? Unsere ukunft steht nicht im Buch des Schicksals geschrieben. Wir müssen e erst formen. Hier sind fromme Wünsche vergeblich, und nur die at zählt. Es ist die Pflicht jedes einzelnen, den Frieden zu schaffen, dem er seine ganzen, wenn auch noch so bescheidenen Kräfte dafür nsetzt, mit allen Mitteln, die ihm zur Verfügung stehen.

Und dies führt mich zu dem dritten Gewinn, den für uns die Prüfung des Krieges bedeutet: in der großen Weltsolidarität, die sich bildet, kristallisiert sich immer klarer eine bestimmtere, wenn auch begrenztere Solidarität heraus, eine europäische Solidarität, die vielleicht zum Teil aus dem Erinnern an die im Laufe des Bürgerkrieges erfahrenen Leiden besteht und zum größten Teil aus dem viel klareren Gefühl der Gemeinsamkeit der Interessen. In der neuen Welt, die uns seit dem Waffenstillstand erschienen ist, wirkt sich eine ungeheure Anpassung der Kräfte aus. Europa hätte sehr wenige Möglichkeiten, um seine wesentlichen Interessen zu retten, einem jammervollen Verfall zu entgehen, falls es nicht einig am Tisch der Debatten erscheinen würde, wenn man dort die Weltprobleme bespricht. Andererseits wird die sich durch den Frieden vollziehende Einheit Europas den größten Einfluß auf das Entstehen des universellen Friedens ausüben.

Mit diesem Mut und diesem Vertrauen können wir über die Hindernisse hinweg zu dem Ziel: dem Frieden, schreiten.

Zehn Jahre später.

Der nächste Akt.

Von *C. Delisle Burns.*

Der Vorhang ist noch nicht gefallen, aber ein neuer Akt beginnt bereits. Einige Personen der alten Handlung sind verschwunden. Woodrow Wilson, Sun Yat Sen und Lenin sind bereits zu mythischen Gestalten geworden, und mit ihnen der einfache Mann der Nachkriegszeit, den man mythologisch den unbekannten Soldaten nennt. Selbst die Überlebenden vermögen den wachsenden Verdacht nicht zu zerstreuen, daß die Handlung sich geändert hat. Poincaré, Lloyd George und Gandhi spielten eine Rolle im Prolog vor dem Kriege. Irgendwo lebt noch eine Schattengestalt, die den Namen Wilhelm II. von Hohenzollern trägt, und der Mann von der Straße hat seine vollkommene Seelenruhe noch nicht wiedergewonnen, denn er zittert noch vor den Geistern, die seine Mißverständnisse und Ängste heraufbeschwören. Wie in jedem guten Drama greift ein Akt in den anderen. Aber zweifellos hat ein neuer Akt begonnen.

Die Zukunft tritt bereits auf, wenn auch nur als eine in den Kulissen wartende Gestalt. Die Tendenzen, die sich in der jüngsten Vergangenheit auswirkten, werden in den nächsten Jahren an Wucht gewinnen. Bei einigen hat man heute schon das Gefühl, daß ihre Macht im Zunehmen begriffen ist, obwohl man noch nicht voraussagen kann, welche von ihnen vorherrschen wird. Folgende Tendenzen der letzten zehn Jahre scheinen uns jedoch heute am mächtigsten zu sein.

In erster Linie muß man feststellen, daß die großen politischen und wirtschaftlichen Fragen von einer weltumfassenden Bedeutung geworden sind. Der europäische Kontinent ist zusammengeschrumpft. Seine Konflikte und seine Bündnisse sind provinzmäßig geworden; denn die größten geistigen Strömungen und Handlungen in Asien und Afrika sind viel bedeutender — mit allem schuldigen Respekt gesagt — als die Streitigkeiten zwischen Rumänien und Ungarn, oder zwischen Polen und Litauen. Die Stürme, die die zivilisierte Welt vor einem Jahrhundert aufgewühlt hätten, erscheinen uns heute lächerlich. Lokale Stürme können für die Dörfer, die unter ihrer Wut leiden, verhängnisvoll werden, und ich will damit nicht sagen, daß man sich über diese

Leiden hinwegsetzen soll. Aber so sehr man auch für die Beilegung der Streitigkeiten dieser Dörfer sorgen soll, muß man auch eine gewisse Ungeduld verstehen, die sich zum Beispiel in Amerika bemerkbar macht, wenn Organisationen, die auf eine Weltsicherheit und die Ausnutzung aller Möglichkeiten unserer heutigen Zeit hinsteuern, durch die antiquiert anmutende Streitfrage über lokale Rivalitäten gefährdet werden. Kleine Bündnisse, die abgeschlossen werden, um dem Nachbar Angst einzujagen, sind nur als Ausdruck einer senilen Politik aufzufassen.

Der Nationalismus, und zwar in seiner einfachsten Form, feiert seine Auferstehung, die man nicht vollkommen übersehen darf. Der Lebensegoismus unterstützt aus seinem verborgenen Winkel heraus die Ansprüche, die sich auf eine phantastische Geschichtsdeutung stützen. Selbst auf Zahlen kann man sich nicht verlassen. Dieses Mißtrauen hat einmal Graf Apponyi ausgezeichnet begründet, als er nach der Volkszählung des Jahres 1910 auf die Gesundheit des Direktors des ungarischen statistischen Amtes trank. „Unser hochverehrter Kollege", sagte damals Apponyi, „vereinigt in sich den Dichter und den prosaischsten aller Statistiker. Aber dieser Widerspruch ist nur scheinbar, denn nachdem ich mit ihm jahrelang zusammen gearbeitet habe, weiß ich, daß sein durchdringender Geist ihm erlaubt, in die Ziffern seiner Statistiken ein Gefühlsmoment hineinspielen zu lassen, sie auf eine solche Weise zu gruppieren, daß die Poesie des Patriotismus auf den ersten Blick sichtbar wird" [1]). Diese Poesie des Patriotismus, die die Statistiken zurechtschminkt, trägt in der Sprache der Menschen, deren Glaube weniger primitiv ist, einen anderen Namen. Der Einfluß dieses Nationalismus wird um so verhängnisvoller, wenn eine Regierung ihr Volk gegen zivilisierende Einflüsse selbst in den bescheidenen Formen der Einfuhr von Lebensmitteln oder Waren für den täglichen Gebrauch absperrt. Aber so gerechtfertigt auch die historischen Forderungen oder die Streitigkeiten über die gegenwärtige prozentuale Verteilung der Völker sein mögen, können sie nicht eine Störung der Aktivitäten, von denen die Kultur der ganzen Welt abhängt, rechtfertigen oder auch nur entschuldigen. Andere Methoden als der Krieg müssen zur Schlichtung dieser Ansprüche gefunden werden. Aber selbst wenn eine solche Methode nicht zu finden wäre, läßt sich ein Krieg nicht verantworten. Am wenigsten durch Patriotismus.

Die natürliche Zuneigung zu allem, was einem bei einem Volk vertraut ist, kann in Freundschaft und Zusammenarbeit mit anderen Völkern gewahrt bleiben, wenn die Führer über Geschicklichkeit und die breiten Massen über eine entsprechende Intelligenz verfügen. Der Nationalismus selbst in seiner einfachen Form braucht nicht zu

[1]) Zitiert von C. J. C. Street, „Hungary and Democracy", Seite 35.

einem Hindernis der Kultur zu werden, falls es dem Patriotismus gelingt, kindische Ruhmsucht und kindische Ansprüche durch eine wahre Liebe zu seinem Vaterlande zu ersetzen, die dem gemeinsamen, von allen vernünftigen Menschen in allen Ländern herbeigesehnten Endziel dient. Es läßt sich heute noch nicht sagen, ob die Tendenzen, die der primitive Nationalismus vertritt, sich nicht als stärker erweisen werden, als die ebenso natürlichen Tendenzen zur Zusammenarbeit zwischen den Völkern [2]).

Die größeren Probleme, vor die sich die Welt als Ganzes gestellt sieht, sind für das Leben des Durchschnittsbürgers nicht weniger bedrohlich. Die in letzter Zeit einsetzende Gärung in Asien und Afrika bedeutet den Übergang zu einer modernen Kultur, die die Vorherrschaft der Europäer und Amerikaner, die bis heute das Monopol der Verwendung modernen Wissens zu besitzen glaubten, unentrinnbar unterminieren wird. Aber dies bedeutet noch nicht eine Europäisierung der Welt; denn das neue Kulturstadium, das Europa in den letzten Jahrhunderten erreicht hat, ist nicht notwendigerweise europäisch. Wie Asien und Afrika die physikalische Wissenschaft und ihre Anwendung, die neue soziale Freiheit und die neuen sozialen Organisationen gebrauchen wird, kann noch niemand heute voraussehen; sie werden sich jedoch keinesfalls der europäischen Führung unterwerfen. Der Zusammenbruch der religiösen und ethischen Traditionen in Asien z. B. scheint nicht zu der Annahme der spezifisch europäischen Deutung des Christentums geführt zu haben, hauptsächlich, weil selbst in den Ländern der europäischen Traditionen diese Deutung des Christentums scharf kritisiert wurde. Europa und Amerika scheinen in ihrer Selbstzufriedenheit, mit der sie noch vor einigen Jahren ihre Vorherrschaft als selbstverständlich ansahen, stark erschüttert zu sein.

Das Überleben des Nationalismus in seiner rohesten Form und das Auftauchen neuer Rivalitäten mag die alte Kriegstendenz, die noch immer vorhanden ist, verstärken. Niemand will den Krieg, am wenigsten der Mann von der Straße, der ihn heute ausfechten soll. Aber obwohl ihn keiner wünscht, kann er trotzdem ausbrechen, wenn es Männer gibt, die etwas erreichen wollen, was ohne Krieg nicht zu erreichen ist, wie sie heute zweifellos vorhanden sind, und wenn die Mißverständnisse sich häufen und sich der Aufmerksamkeit — ich spreche schon gar nicht von der Kontrolle — des einfachen Menschen entziehen.

Es ist offensichtlich, daß starke Friedenstendenzen vorhanden sind, aber sie mögen sich vielleicht nicht als stark genug erweisen, um die anderen Strömungen einzudämmen. Der Mann von der Straße hat noch seine Scheu nicht überwunden, und die immer wieder auftauchenden Gespenster hindern ihn daran, den Mann von der Straße im

[2]) Dieses Problem wird von mir in einem Kapitel meines Buches über „Nationalismus und Internationalismus in den Problemen des Friedens", Zweite Serie, 1928, behandelt.

anderen Land zu erkennen. In einigen Ländern wird dieses Gespenst das kapitalistische System, in anderen die bolschewistische Revolution genannt; aber einfacher und traditioneller sind diese Gespenster unter dem Namen der Länder England, Frankreich oder Italien bekannt. Und was der einen Seite wie ein Lichtengel erscheint, kommt der anderen wie eine Verkörperung des Teufels vor. Es sind selbstverständlich keine himmlischen Gestalten. Die Engel haben keinen so gierigen Hunger nach den Erzeugnissen der Intelligenz oder der Arbeit der anderen; aber manchmal mag der personifizierte Teufel ein bloßer Schatten sein. Unglücklicherweise sehen sehr wenige unter den Durchschnittsbürgern in jedem Lande ein, daß das Problem der Engel und Teufel im Grunde genommen gleichgültig ist. Die Angriffslust ist eine von der Furcht erzeugte Fiktion. In Wirklichkeit kann der einfache Mann nur durch eine tatkräftige Zusammenarbeit selbst mit denjenigen, deren Sprache ihm unverständlich ist, das Kulturniveau seines Lebens heben. Aber weder die Erfahrung der letzten zehn Jahre noch der Krieg selbst können dafür als gültiger Beweis dienen.

Ein Teil der Menschen hat sich wenigstens die negative Weisheit erworben, daß ein Krieg nutzlos ist, und ein anderer hat erkannt, daß diese Art des Friedens, zu der man durch den Krieg gelangen kann, nicht viel besser ist als der Krieg selbst. Aber es gibt noch viele, deren Einsicht von aller Erfahrung unberührt blieb. Sie haben keine Wunden davongetragen. Die Empfindlichen sind zusammengebrochen, und zu allen Zeiten haben die Menschen die Erinnerung an ein überwundenes Übel mit der Aureole der Romantik umkleidet. Aber noch schlimmer steht es um die Zukunft. Junge Menschen, die einer Generation angehören, die nicht einmal den Waffenstillstand gekannt hat, fangen jetzt an, eine Rolle in der Politik zu spielen. Sie kennen nicht den Gestank der Schlachtfelder, haben nie die Schreie der Verwundeten oder Wahnsinnigen gehört. Eine Wand trennt sie von denen, denen die Erfahrung eingehämmert hat, daß die moderne Kriegführung täppisch und das Kriegsergebnis belanglos ist; daß der Krieg eine Verschwendung des Heldentums durch Unfähigkeit ist; daß die Ideale der Jugend von politischen Führern, deren Ehrgeiz durch keinerlei Bedenken über die Richtung, in die sie die Massen führen, getrübt ist, in das Joch kleinlicher Ambitionen gespannt werden; daß das Kriegsergebnis für den Einzelnen Orden oder Monumente, und für die Völker die dauernde Demütigung der Niederlage oder einen vernichtenden Sieg bedeutet. Aber die Erinnerung an den Krieg beginnt allmählich zu verblassen.

Abgesehen von der sich bereits verflüchtigenden Erfahrung haben zehn Jahre des Friedens nicht allzu viele Menschen klüger gemacht. Die Gefühle verkümmern, der Intellekt verliert seine Schärfe, selbst bei den Führern der Menschheit. Die alte Welt läßt sich viel leichter erkennen als die neue, die hinter der alten Fassade heranwächst, und

deshalb hat vielleicht die Erfahrung schon zu viele Menschen verändert, ohne daß sie in der Lage waren, diese vollzogene Wandlung zum Ausdruck zu bringen. Diese Wandlung, wenn sie wirklich vor sich gegangen ist, wird sich bei einer Krise bemerkbar machen, und man hat allen Grund zu glauben, daß diese einschneidende Veränderung überraschend über die Menschen hereinbrechen wird, die noch immer in den alten Begriffen denken [3]). Die Entscheidung wird davon abhängen, ob die Tendenz zu einer organisierten Zusammenarbeit zwischen den Völkern — durch ihre Regierungen oder auf einem anderen Wege — schnell genug erstarken wird, um die andere Tendenz, die Kriegsströmung, als einen überwundenen Standpunkt erscheinen zu lassen.

Außerdem kommt jetzt eine starke Tendenz zum Vorschein, die Politik eines Landes eher unter Bezugnahme auf die soziale Wohlfahrt als auf das nationale Prestige aufzufassen. Dies würde natürlich zu einer gemeinsamen Arbeit an der wirtschaftlichen Entwicklung führen; aber die scheinbare Überbetonung des Wirtschaftlichen darf nicht in diesem Sinne verstanden werden, daß sich die allgemeine Aufmerksamkeit auf den Austausch der Vermögenswerte konzentrieren soll. Das wirtschaftliche Interesse an der Gegenüberstellung politischer Fragen ist im wesentlichen ein kulturelles, das heißt, daß der Mann aus dem Volke mehr Lebensmittel, mehr Lebensfreude verlangt, d. h. um das alte Schlagwort anzuwenden, einen höheren Lebensstandard anstrebt. In Tokio wie in Timbuktu, in Berlin wie in Glasgow beginnt man, die Wirtschaftspolitik nicht als eine bloße Erwerbung von Absatzgebieten oder eine höher verzinste Kapitalinvestierung aufzufassen, sondern als einen Versuch, den Lebensstandard der breiten Massen zu heben — die noch in allen Ländern meistens aus Arbeitern bestehen —, indem man es dem Arbeiter ermöglicht, sich Lebensmittel und Vergnügungen, wie Kino und Rundfunk, leichter zu verschaffen.

Die Wirtschaftsprobleme sind internationaler aber nicht rein kommerzieller Natur. Die Wirtschaftspolitiker des letzten Jahrhunderts neigten dazu, die Völker als Wirtschaftseinheiten anzusehen, deren wichtigste wirtschaftliche Verbindung der Handelsverkehr war, denn obwohl sie mit der Existenz eines Weltmarktes selbst für das Kapital rechneten, haben sie diesen Begriff keineswegs ernst aufgefaßt. Aber internationale Wirtschaftsprobleme sind die allgemeine Entwicklung und Ausnutzung der Bodenschätze und Naturkräfte, die Behandlung

[3]) Die Ansicht, die in dem Memorandum über das Schiedsverfahren, das die britische Regierung an den Völkerbund absandte, zum Ausdruck kam, und zwar daß die öffentliche Meinung noch nicht bereit ist, große Opfer für den Frieden zu bringen (Sammlung der Völkerbundsdokumente C. A. S. 10. Februar 1928), läßt sich nicht schwer vertreten. Aber es gibt auch viele Gründe, um sie zu widerlegen. Die Kriegsmüdigkeit ist noch sehr stark und weit verbreitet, wie aus der Herabminderung des Flottenprogramms nach dem Fehlschlag der Konferenz im Jahre 1927 ersichtlich ist.

der Arbeitsfragen in den verschiedenen Weltteilen, je nach der größeren oder geringeren Leistungsfähigkeit der Arbeitskräfte, der Ausgleich der verschiedenen Niveaus der Lebenshaltung in den verschiedenen Ländern, und nur in sehr untergeordnetem Sinne die reinen Handelsprobleme. Wirtschaftspolitik kann sich nicht auf die Besserung des allgemeinen Austauschverkehrs beschränken, sondern muß immer mehr die internationale Organisation der Kapitalzufuhr und die internationale Angleichung der verschiedenen Niveaus der Lebenshaltung einbeziehen. In einem gewissen Stadium, wie zum Beispiel in Österreich in den Jahren, die unmittelbar auf den Krieg folgten, wurde die wirtschaftliche Wiederherstellung durch einen Zufluß von Kapital und durch die Festsetzung eines Minimal-Lebensstandards für Arbeiter auf dem Wege der internationalen Zusammenarbeit erzielt. Und dieselben Methoden können vielleicht noch viel weiter ausgedehnt werden. Aber sobald die Produktion eine Rolle zu spielen beginnt, nehmen die Schranken, die den Handelsaustausch hinderten, eine größere Bedeutung an, und in einem solchen Stadium muß die Wirtschaftspolitik auf ein Abtragen dieser Schranken hinsteuern. Das Verschwinden dieser Hindernisse ist die Voraussetzung einer Politik der Verteilung des Kapitals und vielleicht auch der Arbeitskräfte und der Entwicklung der neuen, natürlichen Mittel oder der neuen Produktionszentren.

Die Schaffung von neuen Produktionszentren beschränkt oder verschiebt die Absatzgebiete und ändert die Lage der Produzenten. Japan bemächtigt sich des indischen Absatzgebietes für Baumwollwaren und schmälert seine Aufnahmefähigkeit für die Lancashire-Erzeugnisse. Aber die alten kommerziellen Interessen erleiden die größte Einbuße durch das Aufblühen neuer Fabrikationszentren innerhalb der Grenze einer Sonderverwaltung, die sich der Binnenmärkte bemächtigt. Auf diese Weise hat die indische Stahlproduktion die Ausfuhr des britischen Stahls nach Indien allmählich eingeschränkt, und in den neuen europäischen Staaten haben die neuen, häufig im Kriege entstandenen Industrien eine Unterstützung durch den neuen Patriotismus erfahren. Die augenblicklichen Tendenzen scheinen auf eine Verschiebung der alten wirtschaftlichen Mächte und das Aufblühen neuer Aktivitätszentren hinzuweisen.

Die Auffassung dieser wirtschaftlichen Tendenzen kann sich nicht auf das rein Ziffernmäßige beschränken. Die Tatsachen und Statistiken der alten Nationalökonomie haben noch immer ihre Geltung, aber sie können nicht zu Grundlagen einer Politik werden. Sie stellen natürliche Kräfte dar, die man in Betracht ziehen muß, aber daneben gibt es noch Gewohnheiten und Wünsche, Impulse, geistige Einstellungen, die eine viel größere Rolle spielen. Die heute erforderlichen Erkenntnisse sind nicht nur die eines wissenschaftlichen Sachverständigen, sondern auch die eines praktischen Künstlers, und hauptsächlich eines Künstlers in der Beeinflussung von Menschen. Die Begriffe, die

die zeitgenössischen Wirtschaftstendenzen verständlich machen, sind psychologischer Art, und auch bei der Beherrschung dieser Tendenzen spielen psychologische Momente die größte Rolle. Dazu braucht man jedoch keine komplizierte Ausbildung, denn das psychologische Verständnis für die Wirkung eines Einzelnen oder einer Klasse auf eine andere läßt sich durch bloßen gesunden Menschenverstand gewinnen. Leider ist diese gewöhnliche Menschenkenntnis viel weniger gewöhnlich als die Dummheit. Trotzdem versteht man es, daß der Unterdrückte sich wehrt und daß der Zwang der Lage keine Ursache der Not sein kann, da es einigen dabei gelingt, sich trotz dieser angeblichen Hungersnot zu mästen.

Es gibt zweifellos eine Tendenz, die sich gegen eine Herabsetzung des Lebensstandards wehrt und sogar seine Erhöhung verlangt. Die Zufriedenen und Satten lehnen selbstverständlich diese Ansprüche ärgerlich ab. Aber man darf trotzdem nicht die Aussperrungen oder Streiks mit der Metapher „Industriekrieg" bezeichnen, mit Ausnahme vielleicht gewisser primitiver sozialer Verhältnisse, wie zum Beispiel in den Vereinigten Staaten, wo beide Seiten bei einem industriellen Streit Waffen und Spione verwenden. Die bloße Anwendung der Kriegsmetapher läßt einen Streik in einen Krieg ausarten, und deshalb ziehen es Revolutionäre wie Reaktionäre vor, sich solche Streitigkeiten als Kriege auszumalen. Aber der einfache Mann fühlt, wenn auch undeutlich, daß die Unzufriedenheit, die zu Streitigkeiten führt, nur das eine Ziel vor Augen haben kann, und zwar eine Erleichterung der Last, unter der die Opfer unseres Zivilisationssystems zusammenbrechen. Jedes soziale System hat seine Nutznießer und seine Opfer, denn es umschließt alle, die an den unvermeidlichen Kosten der Erhaltung dieses Systems in größerem oder geringerem Maße beteiligt sind. Aber die moderne Tendenz will diese Last soweit wie möglich erleichtern, ohne die gesamten Vorteile zu vermindern, wobei vielleicht diejenigen, die ein Übermaß an solchen Vorteilen besitzen, sich mit einem kleineren Anteil werden begnügen müssen. Diese Strömung der öffentlichen Meinung ist nicht auf ein Volk oder auf eine politische Partei beschränkt, aber die Stärke ihres Einflusses hat in den letzten zehn Jahren beträchtlich geschwankt. Die heftigeren Bewegungen der Jahre unmittelbar nach dem Waffenstillstand sind allmählich abgeflaut.

Als dritter Faktor kommt eine starke demokratische Tendenz hinzu, die den außerordentlichen Fähigkeiten die gleichen sozialen Möglichkeiten für ihre Verwendung im Interesse der Allgemeinheit sichern will. Könige sind in Europa ein wenig in Mißkredit geraten. Die Privilegien eines ererbten Vermögens haben etwas von ihrer früheren Geltung eingebüßt. In einigen westeuropäischen und amerikanischen Ländern nimmt man zwar an, daß die Demokratie sich mit seltsamen Überbleibseln sozialer Sitten vereinen läßt, und gewisse Länder, die sich ihrer Demokratie rühmen, mögen es wirklich nur dem

Namen nach sein, aber eine demokratische Tendenz ist selbst in dieser primitiven Auffassung vorhanden.

Eine demokratische Regierung muß durch Überzeugung und nicht durch Gewaltanwendung wirken. Aber diese Überzeugung wird in der Praxis sehr ungeschickt angewandt, da es an psychologischem Verständnis fehlt. Man verläßt sich zum Beispiel auf die Richtigkeit eines Argumentes. In Wirklichkeit kann manchmal das Drum und Dran überzeugender wirken als eine Darlegung des Tatsächlichen. Wenn man einem Mann beweisen will, daß er ein Narr ist, und ihn in ein Argument über das ABC verwickelt, wird man ihn nicht überzeugen, aber man wird ihn dazu bringen, daß er sich selbst dumm und hilflos vorkommt. Alle Argumente gehen von gewissen Annahmen aus, und diese Annahmen schneiden sich tiefer ins Fleisch ein als die Prämissen und Schlußfolgerungen. Sie bleiben im Gehirn stecken, selbst wenn man die Schlußfolgerung ablehnt. So ruht auch heute die demokratische Tendenz auf Voraussetzungen, die sich durch Argumente über die Aktivität zeitgenössischer Diktatoren nicht erschüttern lassen. Aber sie ist nur eine Tendenz; nicht ein Glaube oder eine eingewurzelte Gewohnheit. Demokratien, die auf der Defensive aufgebaut zu sein scheinen, verändern in Wirklichkeit ihre Form bei jeder neuen Bewegung der Wasseroberfläche. Die Welt ist lebendig. Was dem Stumpfen als Unruhe erscheinen mag, ist dem Einsichtigen die Auswirkung eines neuen Geistes.

Die ersten Formen, die das Material bekommt, sind natürlich noch ungeschickt und häufig verfehlt. Die Bewegung selbst beschränkt sich nicht auf Industrie oder Politik; auch in der Kunst ist die Tradition erschüttert worden. Ungeschickte Zeichnung, grelle Farbenzusammenstellung, die unentschuldbar wären, wenn sie sich auf Unfähigkeit zurückführen ließen, werden als Zeichen des Genies gewertet, wenn sie durch Absicht diktiert sind. In der Musik wird der Lärm eines industriellen Zeitalters, der mit Recht als Leitmotiv für neue Themen angesehen wird, noch furchtbarer durch eine Wiedergabe gestaltet, die nicht der Erfindungsarmut, sondern absichtlicher Modernität entspringt. Wir leiden vielleicht unter dem Hunger der Einbildungskraft, die sich vom Leben nährt und zu einem Realismus führt, der viel zu eingeschränkt ist, weil er die erhabeneren Seiten des Tatsächlichen vernachlässigt. Auch die ethischen Grundsätze sind erschüttert worden, und einige der neuen Theorien samt ihrer Durchführung in der Praxis scheinen sich über jede zivilisierte Tradition hinwegzusetzen. Aber auch hier geht das Chaos, das sich nur in allen Winkeln verdichtet, unter dem Atem eines neuen Geistes in neue Formen über.

Wie in der Kunst und der Ethik so auch in der Politik und der Wirtschaft haben die Entschuldigungen keine Geltung. Die Unfähigkeit ist nicht entschuldbar, selbst wenn sie sich auf die Stimme des Volkes beruft, und die Fortdauer des alten Übels kann nicht dadurch erträg-

licher gestaltet werden, daß man es Tradition nennt. Es kommt im wesentlichen darauf an, wie wir unsere Macht zur Formung der Umstände anwenden, um das Leben auf eine höhere Kulturstufe zu heben. Die demokratische Tendenz treibt die breiten Massen dazu, sich an dieser Formung zu beteiligen, und die ersten Versuche mit dem neuen Mittel im Laufe der letzten zehn Jahre waren nicht ganz bedeutungslos. Diejenigen politischen oder wirtschaftlichen Führer, die einen sozialen Einfluß haben, trugen zur besseren Organisierung der Finanzen und der Produktion bei und haben durch die Methoden der Völkerbundes die alte Diplomatie geändert. In einigen Ländern ist der geringe Maßstab der allgemeingültigen Wertung in der zwerghaften moralischen Statur ihrer großen Männer ersichtlich. Bei anderen hat vielleicht der natürliche Begeisterungshang der Massen bessere Eigenschaften in ihren Führern entwickelt [4]). Ohne Zweifel geht vieles davon auf das Konto der Vorkämpfer und der Fackelträger. Aber die zunehmende Beherrschung ist auch auf die Geduld und Zusammenarbeit der einfachen Massen zurückzuführen. Die Ruhelosigkeit des Jahres 1919 ist durch eine ruhige Sicherheit ersetzt worden, die nicht ein Zeichen der Resignation, sondern des Vertrauens ist. Viele Männer haben — manchmal durch bittere Erfahrung — gelernt, daß das Planen und Durchführen sozialer Veränderungen, wenn sie dauerhaft sein sollen, eine größere Erkenntnis und ein größeres Geschick erfordern, als sie in irgendeinem Volke vorhanden sein können. Es ist kein geringer Gewinn der letzten zehn Jahre, wenn die breiten Massen zu fühlen beginnen, daß sie innerhalb eines existierenden Systems sich durchsetzen und Besseres hoffen können, denn ein auf diese Weise gewonnenes Vertrauen kann zu einer Beherrschung der Lage führen, sobald man sich die Kenntnis und die Geschicklichkeit aneignen wird. Der Anteil an der Verantwortung sowohl wie an den Gewinnen der Kultur, zu dem die Demokratie führt, mag jedoch noch ein anderes Problem aufrollen. Große Organisationen erfordern eine Zentralisierung der Leitung und können daher aus dem einfachen Mann ein bloßes Instrument machen. Andererseits würde eine Verteilung der Gesellschaft in Individuen oder kleine Gruppen uns in das Mittelalter zurückstoßen. Die Demokratie setzt daher diese besondere Art einer großzügigen Organisation voraus, in der die Stellung, die ein jeder einnimmt, eine individuelle Urteilskraft und individuelle Entscheidungen unter Berücksichtigung des gemeinsamen Zieles voraussetzt. Es ist besser, selbst einen kleinen Teil einer großen Verantwortung zu tragen, als die ganze Verantwortung für Belangloses zu besitzen. Der einfache Mann wird durch das Riesenausmaß moderner Organisation

[4]) Selbst wenn man Rousseaus Behauptung, „les hommes droits et simples sont difficile à tromper" gelten läßt, muß man einwenden, daß es wenige dieser Art gibt, wenn sie noch in genügender Zahl vorhanden sind, um dem ungebildeten und rücksichtslosen Journalismus entgegenzuwirken.

nicht erdrückt werden. Er ist in den zehn Jahren nicht überwältigt worden, denn trotz der Personifizierung der Gruppen der Volksvertreter in Frankreich, England und anderen Ländern, trotz der Anmaßung der Führer, die sich als mythologische Vertreter ganzer Klassen fühlen, hat das, was der einfache Mann an Zustimmung, Energie oder Enthusiasmus beitrug, die Kultur gerettet.

Die Zuversicht, daß der einfache Mann die Macht besitzt, das Kulturleben zu erhalten und zu entwickeln, ist durch die Erfahrung bestärkt worden. Über wieviel Macht er verfügt, läßt sich zu keiner Zeit feststellen. Die Grenze unserer Macht wird uns durch die natürlichen Kräfte des Universums gesetzt, die vorhandenen Bodenschätze, das Klima, den unentrinnbaren Zufall sowohl wie die Erschöpfung der Vitalität, über die wir Menschen zwischen Geburt und Tod verfügen. Aber die Kultur besteht in der zunehmenden Beherrschung der Macht, die innerhalb dieser Grenze liegt. Die Ausdehnung dieser Beherrschung ist noch geringer, als es bei größerer Kenntnis und bei größerem Geschick der Fall wäre. Die soziale Verwirrung schränkt das uns heute zugängliche Maß an Herrschaft ein, aber in den letzten zehn Jahren haben wir die Herrschaft selbst auf jene Teile der Welt ausgedehnt, in denen die menschliche Gesellschaft in der Auflösung begriffen schien, und noch einmal setzt der Vormarsch neuen Lebensformen entgegen ein.

Rundschau

Die Räumung des Rheinlandes.

In der „Revue de Paris" vom 5. Oktober 1928 veröffentlicht Henri le Jouvenel einen interessanten Aufsatz unter dem Titel: „Die Ära der diplomatischen Vorreden." Er stellt fest, daß bei den letzten politischen Verhandlungen die Methoden des Völkerbundes aufgegeben worden sind, und er versucht, die Ursachen und Konsequenzen dieser Abkehr zu ergründen. Er stellt dann die Frage, ob man deshalb die nach dem Krieg geborenen Hoffnungen auf eine neue Friedenstechnik aufgeben soll. Das Scheitern des Protokolls vom Jahre 1924 hat den Versuch einer allgemeinen Organisierung Europas unterbrochen und die internationale Politik auf den traditionellen Weg der Verhandlungen zwischen Großmächten zurückgebracht. Briand hat zwar mit Recht erklärt, daß ohne den Völkerbund Locarno nicht unterzeichnet worden wäre. Aber Jouvenel ist der Ansicht, daß Locarno für den richtigsten Arbiter dieses Vertrages, den britischen Außenminister, nur ein Mittel war, sich der Verpflichtungen zu entledigen, die der Völkerbund von England erreichen wollte. Chamberlain hat in Locarno den dreifachen Vorteil gefunden: er konnte seine Loyalität, seine Vorsicht und seine traditionelle Gebundenheit befriedigen, konnte die Versprechungen erfüllen, die er im Jahre 1919 Frankreich gegeben hatte, konnte den Gefahren entgehen, in die ein Schutzbündnis oder das Protokoll sein Land verwickelt hätten, konnte zu den großen britischen Grundsätzen zurückkehren, die den Frieden auf dem Gleichgewicht der Kräfte in Europa aufbauen. Als Arbiter zwischen Frankreich und Deutschland hat sich England seinen ganzen Einfluß auf dem Kontinent gesichert, ohne sich den fernen Abenteuern auszusetzen, bei denen es manches zu verlieren und nichts zu gewinnen gab. Briand mußte das schwierige Vermächtnis der sich aus dem Kriege ergebenen Verpflichtungen übernehmen, Verpflichtungen gegenüber seinen Alliierten, denen treu zu bleiben die Ehre seines Landes verlangte. Dazu kam noch die Schwierigkeit der Reparationsfrage, der interalliierten Schulden, eines durch die Erinnerung an die Ruhr zur Verzweiflung gebrachten Deutschlands und der Anwesenheit der Besatzungsheere im Rheinland. Er mußte die Sicherstellung des status quo finden, die ihm auch Locarno für Elsaß-Lothringen bot. Er erlangte außerdem von Deutschland die Zusicherung, daß es nicht mit Waffengewalt die Revision seiner Ostgrenzen erzwingen wird. Die Streitfragen, die in der Zwischenzeit Uneinigkeit zwischen den ehemaligen Alliierten säten, haben den französischen Außenminister vor das besonders schwierige Problem einer Annäherung an die ehemaligen Kriegsgegner bei einer gleichzeitigen Wahrung der Treue gegenüber den früheren Alliierten gestellt. Er versuchte es, durch Sonderverhandlungen das Bündnis mit Jugoslawien, das Angebot der Kriegsächtung an Amerika, den Abschluß eines Marinepaktes mit England, die Verpflichtungen zur Rheinlandräumung und Abrüstung zu lösen. Es ergab sich dabei, daß diese Sonderverhandlungen einander schädigten. Sie wur-

den eher in den Richtlinien der alten Gleichgewichtspolitik als der neuen Anschauungen des Völkerbundes geführt. Die europäischen Großmächte, die eine ausschlaggebende Rolle im Völkerbundsrat spielten, schlugen zur Erreichung ihrer häufig widersprechenden Ziele Wege ein, die fern von Genf lagen. Jouvenel bekämpft den französisch-englischen Marinepakt als eines der typischen Mittel der alten Politik. Zum erstenmal war Frankreich zum Zünglein an der Waage geworden. Es fand sich zwischen die Seemächte gestellt, wie England zwischen die Kontinentalmächte. Es hätte ebenso wie England diese Lage ausnutzen, die entgegengesetzten Standpunkte miteinander in Einklang bringen, England und Amerika den Dienst einer Annäherung erweisen sollen, wie es England bei Deutschland und Frankreich tat. Der Pakt Briand—Kellogg hat Frankreich Gelegenheit dazu geboten, aber man hat sich beeilt, für einen der beiden Rivalen Partei zu ergreifen. Man hat in einer diplomatischen Note anerkannt, daß Frankreich England für den Kriegsfall eine Überlegenheit über die Vereinigten Staaten gesichert hatte, indem es ihm die Möglichkeit bot, seine Handelsflotte, die viel zahlreicher als die amerikanische ist, zu bewaffnen und auf diese Weise das ungefähre Gleichgewicht zwischen den Militärflotten zu zerstören. Jouvenel geißelt die Naivität dieses diplomatischen Schrittes. „Wie konnte man sich vorstellen." fragt er, „daß die Vereinigten Staaten darauf eingehen würden oder daß der Marinepakt sich ohne die Amerikaner verwirklichen lassen würde? Das Marineabkommen ist von Marinesachverständigen abgefaßt worden, die in begreiflicher Unkenntnis der Außenpolitik und insbesondere der englischen Politik leben, jener Politik, die immer ein Nachgeben gegenüber den Vereinigten Staaten bedeutet, wie es der Verzicht auf das japanische Bündnis beweist. In Quai d'Orsay hat man anscheinend die in der Rue Royale verfaßte Note, der man so weite Verbreitung in der Öffentlichkeit sicherte, nie gelesen. Die Konsequenzen dieser Politik haben sich als keineswegs glücklich erwiesen. Wir gaben uns den Anschein einer illoyalen Politik gegenüber den Vereinigten Staaten. Wir haben England nicht genützt, das binnen kurzem den Fetzen Papier in den Kanal werfen wird. Wir haben in Amerika den moralischen Kredit eingebüßt, den uns die Unterzeichnung des Kellogg-Paktes sichern mußte, und das gerade in einem Augenblick, in dem dieser Kredit uns bei den mit Deutschland begonnenen finanziellen Operationen so wichtig gewesen wäre. Der französisch-britische Marinepakt wird zweifellos aufgegeben werden. Der Zwischenfall wird vergessen werden, der Kellogg-Pakt wird bleiben. Der Völkerbund wird in Zukunft eine energischere Tätigkeit entwickeln können, in Zusammenarbeit mit einem weniger fernen Amerika und einem weniger widerspenstigen England." Aber neben den zweifellosen Vorteilen des Paktes Briand—Kellogg birgt er auch mancherlei Gefahren. Die größte ist nach Jouvenels Ansicht die Gefahr des Anschlusses. Die Friedensverträge machen den Anschluß von der einstimmigen Billigung des Völkerbundsrates abhängig. „Diese Einstimmigkeit wird nicht zu erreichen sein. Aber wird man auch auf sie rechnen können, um das Einverständnis mit Sanktionen gegen ein Österreich, das sich an Deutschland angeschlossen hat, und ein Deutschland, das diesen freiwilligen Anschluß annimmt, zu erreichen? Wird ein von der Kleinen Entente erklärter Krieg als defensiv gelten können? Welche Rolle werden dabei Ungarn und Italien spielen? Das sind die beängstigenden Fragen, die der Kellogg-Pakt aufgeworfen hat." Nach der Ansicht Jouvenels gibt es nur eine Möglichkeit, diese gefährliche Konsequenz des Kellogg-Paktes zu vermeiden, und zwar bei den Verhandlungen mit Deutschland eine Garantie in der Frage des Anschlusses wie der Ostgrenzen zu erlangen. Jouvenel behauptet im Gegensatz zu

gewissen Pressemeldungen, daß der Auswärtige Ausschuß im Senat nicht gegen eine vorzeitige Räumung der zweiten Zone protestiert hatte, sondern ganz im Gegenteil, im Widerspruch zu der öffentlichen Meinung die Ansicht vertrat, daß Frankreich kein Interesse habe, die Räumung der zweiten Zone zu verzögern, da das Pfand des Rheinlandes und der Saar von Tag zu Tag als Handelsobjekt an Wert verliere. „Was die Mobilisierung der 16 Milliarden der Obligationen des Dawes-Planes betrifft, so wollen wir hoffen, daß sie Erfolg haben wird. Aber wir dürfen uns nicht verhehlen, daß, wenn sie nicht gelingt, es den Deutschen leicht sein wird zu erklären, daß das Scheitern nicht ihre Schuld ist, daß sie nicht Herren des amerikanischen Marktes sind, der einzig und allein imstande wäre, allmählich solche Papiermengen aufzunehmen. Was werden wir darauf antworten? Werden wir im Rheinland bleiben, um Amerika zu bestrafen? ... Die Rheinlandräumung muß zu einer deutsch-französischen Annäherung führen. Das ist ihre Existenzberechtigung. Die Freundschaft, die sich anzubahnen beginnt, muß gefestigt werden. Was würde aus dieser Freundschaft werden, wenn der Anschluß, die Forderung nach dem polnischen Korridor, die kaum verschleierten Drohungen der Aufrüstung, die Graf Bernstorff in Genf mit seiner höflichen, nuancierten Stimme wiederholte, zuspitzen würde... Wir müssen dem Völkerbund Kraft und Leben wiedergeben. Er ist unsere einzige Zuflucht. Ohne ihn wird Locarno, wird der Pakt Briand—Kellogg, werden die Verhandlungen über die Räumung edle Versprechungen bleiben, die zu Konflikten führen können. Sobald Frankreich um irgendeines Vertrages, um irgendeiner beliebigen Kombination willen den Boden des allgemeinen europäischen Interesses verläßt, wird seine Stellung geschwächt. Der Krieg hat ihm viele Verbündete gegeben, denen es treu bleiben muß, deren Interessen jedoch wie heute bei Amerika und England und häufig bei den größeren und kleineren Nationen widerstrebend sind. Es hat seit dem Kriege aus Ehrgefühl neue Bündnisse mit den am meisten gefährdeten Völkern Polen, Rumänien, der Tschechoslowakei und Jugoslawien geschlossen. Eine ehrliche Friedensliebe treibt Frankreich zu einer Annäherung an seine früheren Feinde... Die Vielfältigkeit der Pflichten, die Frankreich übernommen hat, bildet seine Größe und seine Gefahr. Es kann sie nur im Rahmen einer allgemeinen Verbindung der Völker erfüllen, denn wenn es sich einer besonderen Gruppe anschließt, tut es den anderen Unrecht, und statt Sicherheit zu schaffen, erweckt es Mißtrauen."

In der „Revue de France" vom 1. Oktober versucht Raymond Recouly in einem Artikel unter dem Titel „Warum müssen wir im Rheinland bleiben?" zu beweisen, daß man an die Räumung nicht denken darf. Recouly widerlegt den deutschen Standpunkt, daß freundschaftliche Beziehungen zu Frankreich nicht aufrechterhalten werden können, solange Frankreich darauf beharrt, seine Truppen im Rheinland zu erhalten. Für ihn ist die Rheinlandbesetzung in erster Linie eine Sicherheit für die Abwicklung des Dawes-Planes, für den jetzt die entscheidende, kritische Periode beginnt. Sobald das Rheinland geräumt wäre, hätte Frankreich kein Druckmittel mehr, um bei einer Säumigkeit Deutschlands die Zahlungen zu erzwingen. Aber zu der finanziellen Unsicherheit kommt noch die politische hinzu. „Der Vertrag von Versailles, der uns eine dauernde Sicherheit geben sollte, hat leider seine Pflicht nicht erfüllt. Es ist nicht Zeit, es zu beklagen und uns und anderen Vorwürfe zu machen. Wir haben nicht die Schranke des Rheins, und werden sie nicht besitzen, das heißt die einzige Grenze, die uns wirklich vor einer deutschen Invasion schützen würde. In Ermangelung dieser Grenze müssen wir mindestens Zeit haben, um im Osten und Nordosten unseres Landes einen Aufbau

vollkommener Festungen im Einklang mit dem Fortschritt der Rüstungen zu errichten. Diese Befestigungen erfordern viel Geld und viel Zeit. Wir haben nach manchen Verzögerungen und tastenden Versuchen dieses unumgänglich notwendige Werk in Angriff genommen, aber wir stecken noch in den Anfängen. In vier oder fünf Jahren, falls unsere Bemühungen und Kredite sich nicht vermindern, wird man auf dem Wege der Durchführung dieses Programms weiter fortgeschritten sein. Wir werden eine militärische Grenze besitzen, die uns heute noch fehlt. Dasselbe gilt für die Organisierung unseres Heeres. Wir befinden uns in einem äußerst kritischen Zeitraum des Übergangs. Bevor die einjährige Dienstzeit, die jetzt nicht mehr lange auf sich warten lassen kann, eingeführt ist, müssen noch allerlei Maßnahmen durchgeführt werden, denn sonst würde uns die verkürzte Dienstzeit nur ein Scheingebilde eines Heeres geben können." Aber die Hauptursache für das Verbleiben im Rheinlande sieht Recouly in der Frage des Anschlusses. „Solange die Truppen auf deutschem Boden verbleiben, wird sich der Anschluß nicht vollziehen. Die fünf oder sechs Jahre sind nicht bedeutungslos, denn in der Zwischenzeit kann Österreich lebensfähig werden und das neue Europa kann sich konsolidieren."

In den „Foreign Affairs", die jetzt von Norman Angell herausgegeben werden und einen sehr interessanten Versuch der Informierung der englischen Meinung über die außenpolitischen Fragen auf Grund einer Zusammenstellung der Pressestimmen der ganzen Welt darstellen, finden wir einen Aufsatz über die Räumung des Rheinlandes. In diesem Artikel heißt es, daß die öffentliche Meinung nicht an die Versicherungen der offiziellen Kreise glauben darf, daß keine formelle Entente mit Frankreich besteht. Dasselbe haben die offiziellen Kreise auch vor dem Kriege behauptet, und vielleicht war auch wirklich kein militärisches Bündnis vorhanden. Trotzdem wurde England in die Strömung der französischen Politik hineingerissen. „Auch jetzt können wir in die französische Politik schlimmster Art hineingezogen werden. Wir verletzen und enttäuschen unsere Freunde in Amerika, um mit Frankreich in seinen Einschränkungen zum Kellogg-Pakt gemeinsame Sache zu machen, und wir entfremden es uns noch mehr durch das Marineabkommen. Wir opfern das gute Verhältnis zu Deutschland und das Prestige, das wir uns in zehn Jahren eines anständigen Verhaltens gesichert haben, durch eine vollkommen unnütze Beteiligung an den französischen Militärmanövern auf deutschem Boden, und was das schlimmste ist, wir verbinden uns mit Frankreich zu dem Erpressungsversuch durch die Rheinlandräumung. Manchmal sind es gerade die kleinen Dinge, die schwer ins Gewicht fallen, und eines der sehr bedeutenden kleinen Dinge der letzten Zeit war die Tatsache, daß zum erstenmal die britischen Truppen an französischen Militärmanövern im Rheinland teilnahmen. Wir sind uns vielleicht der diplomatischen und psychologischen Bedeutung dieser Tatsache nicht bewußt. Es ist bekannt und muß jedem, der nur die geringste Phantasie besitzt, klar werden, daß unter den Bestimmungen des Versailler Vertrages, die Deutschland als eine endlose Kette von Grausamkeiten und Ungerechtigkeiten ansieht, der wundeste Punkt die dauernde Demütigung durch die militärische Besetzung zehn Jahre nach dem Kriegsende ist. Gewisse Zwischenfälle der Besetzung, wie die Anwendung der schwarzen Truppen, haben in nutzloser Weise Deutschland noch mehr verbittert. Fast ebenso wie durch die Verwendung der schwarzen Truppen wird jetzt Deutschland durch die militärischen Manöver auf seinem Gebiet empfindlich getroffen. Bis dahin hat sich Großbritannien von der nicht unnatürlichen deutschen Verstimmung über diese Art von Provokation, die einmal ein Engländer eine „Anrempelung" nannte, fern gehalten. Es herrschte daher allgemeine Ver-

wunderung, als man in diesem Jahre verkündete, daß britische Truppen mit den französischen zusammen die Manöver abhalten sollen. Die britische Regierung hat zwar — wie das Dienstmädchen, als es von ihrem Kinde sprach — die Anzahl der teilnehmenden Truppen als winzig klein bezeichnet, wodurch aber die Angelegenheit keineswegs gebessert wurde. Die ganze Zusammenarbeit hatte anscheinend keinerlei militärischen Wert, aber ihre psychologische Bedeutung für Deutschland war umso größer. Das ungeheure Sinken des britischen Prestiges hatte also nach der Erklärung der Regierung selbst keinerlei Gegenvorteile von militärischem Wert." Über das von Frankreich vorgeschlagene Komitee der Schlichtung und Feststellung, das die Lücke des Versailler Vertrages ausfüllen soll, heißt es: „Deutschland mag sich mit dem Komitee einverstanden erklären, jedoch nicht über die Dauer der Besetzung hinaus. Warum soll Deutschland auf weitere Zusätze der Belastungen des Versailler Vertrages eingehen? Es kann sich vielleicht später unter einer Bedingung damit einverstanden erklären, und zwar, daß die Bestimmungen über die demilitarisierte Zone sich ebenso auf Frankreich beziehen wie auf Deutschland. Warum sollte die britische Politik nicht versuchen, diese Sicherheit als einen Teil der Politik der allgemeinen Entwaffnung durchzudrücken?" Nach der Ansicht des Autors dieses Artikels gibt es zwei Alternativen für die Alliierten: die Politik der Befriedung oder die der Erpressung. „Wenn wir das Rheinland nicht räumen und die französische Politik in ihren Auswüchsen unterstützen, werden wir wieder das alte Deutschland herstellen. Nach dem Kriege wurde viel von der Zerschmettertheit Deutschlands gesprochen. Deutschland war aber nicht bloß zerschmettert. Es wurde in jeder Beziehung — und die französische öffentliche Meinung muß es in ihren wahrlichen Stimmungsmomenten selbst zugeben — zu dem friedfertigsten Volke Europas. Nicht nur bei der Zahlung der Reparationen hat Deutschland sein Wort gehalten. Es unterbreitete die Vorschläge, die zu den Locarno-Verträgen führten. Es wurde zum Mitglied des Völkerbundsrates und hat sich als guter Europäer erwiesen. Es hat hilfreich und fleißig als Mitglied der Abrüstungskommission gearbeitet. Es war eines der ersten Länder, das die Fakultativklausel des obligatorischen Schiedsverfahrens unterzeichnete. Es entschloß sich, den Friedenspakt ohne Zögern und ohne Einschränkungen zu unterschreiben. Aber diese Stimmungen können sich ändern, und die Deutschen, die auch nur Menschen sind, können zu der alten Einstellung, zu dem Revanchegedanken, zurückkehren, wenn sie immer wieder auf den Mangel an gutem Willen stoßen."

Der Anschluß.

In der „Europe Nouvelle" vom 13. Oktober schreibt Graf d'Ormesson über die Anschlußfrage. Er meint, daß der bloße Widerstand gegen den Anschluß keine Politik sei. Wenn gegen alle Wahrscheinlichkeit die Lösung bloßer Passivität, die der Anschluß bedeutet, sich vollziehen würde, wäre sie zum Teil auf die Passivität seiner Gegner zurückzuführen. Österreich leidet unter der Folge des Krieges, die die Ursache aller späteren Schwierigkeiten war, und zwar der allgemeinen Verarmung Europas. Für den Bürger von Wien bedeutet der Anschluß Sicherheit, Reichtum. Die Sozialdemokraten hoffen, daß er das Problem der Absatzgebiete und der Arbeitslosigkeit lösen würde. Frankreich fürchtet, daß durch die Einverleibung Österreichs in das Reich sich das Gleichgewicht im Zentrum Europas verschieben würde, und daß aus dieser Verschiebung des Gleichgewichts eine Gefahr für den Frieden entstehen könnte. Aber die Opposition Frankreichs, der Successionsstaaten und Italiens gegen den Anschluß genügt an sich noch nicht, um das Problem zu lösen, das im Grunde ge-

nommen heißt: Anschluß oder Prosperität Österreichs. Die ganze Frage ist nicht mehr international, sondern ist zu einem wirtschaftlichen Problem der Donau geworden. Österreich ist auch der Zankapfel zwischen Rom und Prag. Unnötigerweise wurde das Schlagwort der Donaukonföderation aufgebracht. Unterdessen fließt die Donau dahin, ohne auf ihren Gewässern den Verkehr zu tragen, der die einzige Lösung des Reichtums und der Lebensfähigkeit wäre und allen Ängsten ein Ende bereiten würde. In diesem Winkel Europas könnte man statt der gegenseitigen Verdächtigungen zu einer schönen Politik der Zusammenarbeit, des gemeinsam organisierten Wohlstandes gelangen. Es wäre erwünscht, wenn Realpolitiker wie Mussolini und Benesch sich für ein solches Werk einsetzen würden. Wer das Ziel will, muß auch die Mittel wollen. Damit Wien Wien bleibt, müssen Rom, Prag und die anderen interessierten Großstädte sich zu gemeinsamem Handeln entschließen, statt ängstlich gegenseitig über ihre Untätigkeit zu wachen.

Der Vormarsch des Orients.

In der „Revue de Genève" weist der Herausgeber Robert de Traz auf ein Phänomen hin, das man während der letzten Vollversammlung in Genf feststellen konnte. Während die europäischen Delegierten sich ausschließlich mit politischen Fragen beschäftigten, haben die Delegierten anderer Rassen eine große Rolle bei den Verhandlungen über geistige Probleme gespielt. Man hat es schon in Genf erlebt, daß die Politik durch die Wirtschaftspolitik in ihrer Vorherrschaft erschüttert wurde. Die europäischen Staatsmänner, in den aktuellen Streitfragen befangen, müßten endlich einmal einsehen, daß es auch noch einen geistigen Faktor gibt. „Einige Vertreter der fernen Länder, die bei den Kommissionsdebatten fast nie das Wort ergreifen, haben in diesem Jahre an anderer Stelle eine große Aktivität entfaltet. Ich denke an die Orientalen und die Rolle, die sie in den Sitzungen und Kongressen gespielt haben, die sich während dieser drei Wochen mit religiösen Fragen beschäftigten. Diese Kundgebungen waren so zahlreich, schienen so zusammenhängend und zielsicher, und die Zusammenarbeit der Scharen von Indern, Persern und Chinesen war so auffallend, daß ich den Eindruck hatte, daß wir hier vielleicht Zeugen eines gemeinsamen Strebens sind, das in einer vielleicht nicht allzu fernen Zeit von größten Konsequenzen begleitet sein könnte." Traz stellt sich die Frage, ob die Europäer jetzt ihre geistigen Wahrheiten vom Orient übernehmen wollen, oder ob sie sich daran erinnern werden, daß sie jahrhundertelang die geistige Welt in bestimmte Formen gegossen haben und wieder ihre intellektuelle und ethische Führerrolle übernehmen werden.

Antonina Vallentin.

Herausgeber: Prof. Dr. *Ludwig Stein,*
Berlin W 10, Lützow-Ufer 5a. Fernspr. Kurfürst 6308.

Verantwortlicher Redakteur: Frau *Antonina Vallentin,*
Berlin W 62, Landgrafenstr. 11. Fernspr. Barbarossa 6350.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: *Paul Wolff,* Berlin W 8, Mauerstr. 44.
Gedruckt bei *Julius Sittenfeld,* Berlin W 8.

Die Grundlagen des dauernden Friedens.

Von Grafen *Albert Apponyi.*

Das Streben, den Frieden durch internationale Institutionen zu sichern, hat eine Geschichte, die so alt ist wie die des zivilisierten Menschen. Doch will ich für die Vorbemerkungen historischer Natur, die ich zur Erläuterung meines Gegenstandes brauche, nicht in die entfernte Vergangenheit zurückgreifen, sondern an die Haager Konferenzen der Jahre 1899 und 1907 anknüpfen, weil diese den ersten Versuch darstellen, das Problem unter den Lebensbedingungen der modernen Staaten zu lösen. Das Ergebnis dieser Konferenzen war ein sehr mageres. Es wurde eigentlich bloß eine Liste von Persönlichkeiten aller Länder aufgestellt, zur bequemeren Auswahl des Schiedsrichters für die Staaten, die willens waren, einen Streitfall durch richterliche Entscheidung lösen zu lassen. Allerdings wurde der Abschluß von Schiedsgerichtsverträgen empfohlen, und eine gewisse Zahl solcher kam auch zustande; aber durch die berühmte Klausel, die nationale Lebensinteressen und nationale Ehre berührende Gegenstände von der Verpflichtung, den richterlichen Weg zu betreten, ausschloß, blieb gerade für einschneidende Konflikte alles so ziemlich beim alten. Ebensowenig durchgreifend waren die Vorschläge, die die freundschaftliche Vermittlung betrafen. Da endlich ein ganzer Kodex des Kriegsrechts beigefügt wurde, war es klar, daß der Gedanke einer vollständigen Abstellung des Krieges gar nicht gefaßt worden war, sondern nur Milderungen sowohl der Kriegsgefahr als der Kriegführung beabsichtigt wurden, was ja immerhin etwas bedeutete, wenn es sich auch tatsächlich nicht bewährt hat.

Als nächster Schritt zum Ziele der Friedenssicherung erscheint der Völkerbund, der zugleich mit den Pariser Friedensschlüssen 1919/20 geschaffen wurde, dessen Statut einen integrierenden Teil dieser Friedensschlüsse bildet, wenngleich die neutralen Staaten zum Eintritt in den Bund eingeladen waren. Das Völkerbundstatut trägt in vieler Beziehung den Stempel seiner Konzeption durch die Siegermächte im Weltkriege; der darin ausgesprochene Friedenswille ist unverkennbar auf die Erhaltung gerade jenes Friedens gerichtet, der ihre Vorherrschaft begründet. Doch kann nicht geleugnet werden, daß es Entwicklungsmöglichkeiten in der Richtung geringerer Einseitigkeit enthält, daß diese Entwicklung auch schon in Sicht ist, ja daß Artikel 19 sogar dem Revisionsgedanken eine — allerdings schwer zu öffnende — Tür gewährt. Allein es ist heute nicht mein Zweck, das Völkerbundstatut vom Standpunkte dieser Mängel, die sich ja aus den gegebenen Verhältnissen beinahe naturnotwendig ergeben mußten, zu kritisieren; ich

habe hier den Fortschritt festzustellen, den es in der Richtung der Kriegsvermeidung darstellt, und dieser Fortschritt ist in der Tat namhaft. Durch die Schaffung eines den Anforderungen richterlicher Unabhängigkeit und Unbefangenheit in Theorie und Praxis völlig entsprechenden Ständigen Internationalen Gerichtshofes, durch die Aufforderung, Rechtsfragen dorthin zu leiten, durch die Konstruktion eines so ansehnlichen Vermittlungsforums, wie es der Völkerbundrat ist, durch Festsetzung der absoluten Pflicht, jeden Streit vor eine dieser Instanzen zu bringen, ehe zu Gewaltmaßregeln geschritten wird, und auch nach den vom Rat empfangenen Empfehlungen (denen der streng obligatorische Charakter richterlicher Entscheidungen nicht zugesprochen ist), eine längere Frist verstreichen zu lassen, während welcher Friede gehalten werden muß, ist die Gefahr eines Kriegsausbruches wesentlich verringert. Aber ausgeschlossen ist sie nicht; auch der Völkerbundpakt kennt noch die Möglichkeit eines völkerrechtlich zulässigen Krieges; auch er *empfiehlt* bloß den Rekurs an das richterliche Forum in allen Rechtsstreitigkeiten, wagt aber nicht, ihn obligatorisch auszusprechen; obligatorisch ist stets nur die Alternative: Gerichtshof oder Völkerbundrat, was zur Folge hat, daß auch Rechtsfragen vor den Völkerbundrat kommen können, wo sie, teils wegen der offenbaren Nichteignung dieser illustren Körperschaft zu richterlichen Funktionen, teils wegen des juristisch unverbindlichen Charakters ihrer Entscheidungen, keine wirkliche Erledigung finden. Der Krieg ist in allen Fällen aufgeschoben, aber in vielen nicht ausgeschlossen.

Diese Unvollkommenheit des mit der Gründung des Völkerbundes erreichten Resultats wurde auch in seinen führenden Kreisen, sei es aus idealen, sei es aus realpolitischen Motiven, lebhaft empfunden. Und im Jahre 1924 kam in Gestalt des bekannten Genfer Protokolls ein hochinteressanter, auch nach seinem Fehlschlag denkwürdiger Versuch zustande, den Krieg als völkerrechtlich zulässige Art der Erledigung von internationalen Konflikten gänzlich auszumerzen. Eine Analyse dieses Protokolls würde für sich einen ganzen Vortrag oder auch mehr als einen ausfüllen. Es ist übrigens infolge der Ablehnung von seiten der konservativen britischen Regierung nicht mehr aktuell, wenn auch vieles von seinem Gedankeninhalt in die folgenden Aktionen hinübergerettet wurde. Vom Standpunkte meines Vortrages ist die neue Zielsetzung das Bedeutsame: absolute Ausschaltung des Krieges aus dem Völkerrecht, und dies als Zielsetzung nicht von Theoretikern und Utopisten, sondern von praktischen Politikern, von führenden Staatsmännern aller Länder. Daß darin ein ungeheurer Fortschritt liegt, möglicherweise die Ankündigung einer neuen Ära der Menschheitsgeschichte, das kann auch der verbohrteste Pessimist nicht verkennen.

Von den im Protokoll zur Erreichung dieses Zieles vorgeschlagenen Mitteln will ich nur den Gedanken hervorheben, in dem es kulminierte, und dies ist die Erklärung des Angriffskrieges zum internationalen

Verbrechen, das demnach alle dem Protokoll beitretenden Staaten zu gemeinsamer Abwehr verpflichtet hätte. Die Idee war offenbar die, daß man durch ein so überwältigendes Aufgebot der Abwehr vom Angriffskrieg abschrecken könne; wäre aber der Angriffskrieg abgetan, dann käme es überhaupt zu keinem Kriege. Dieser optimistischen Annahme gegenüber werfen sich aber zwei Fragen sozusagen von selbst auf: erstens, wird der Abwehrapparat, wie ihn das Protokoll kontempliert, immer tatsächlich in Wirksamkeit treten? Wird nicht vielmehr die Interessenpolitik der verschiedenen Staaten in manchen Fällen die schön ausgedachte Solidarität sprengen und sogar mitunter dem Angreifer Hilfe zuführen? Zweitens, was ist ein Angriffskrieg? Auf die erste dieser Fragen wurde eine Antwort nicht einmal versucht; es gibt auch keine, außer in der Hoffnung auf eine Entwicklung des öffentlichen Empfindens, von der wir heute noch weit entfernt sind. Das ist überhaupt der große Riß. Der Mangel einer zuverlässigen Exekutive, durch den sich die schönsten pazifistischen Pläne, sofern sie sich ausschließlich auf dem Gebiete internationalen Prozeßrechts bewegen, stets zu verflüchtigen drohen. Auf die zweite Frage, jene nach dem Begriffe des Angriffskrieges, wurde mit dem ganzen Aufgebot juristischen Wissens und Scharfsinns eine approximativ zureichende Antwort gegeben, in deren Kritik ich mich nicht einlassen kann, die aber die weitere Frage offen ließ, in welcher Weise in einem gegebenen Falle entschieden werden soll, ob die Kriterien des Angriffskrieges tatsächlich vorhanden sind. Es hieß zwar im Ausschußbericht, daß die im Protokoll aufgestellte Definition eine automatische Feststellung dieser Kriterien enthalte; da aber noch kein Apparat erfunden ist, der in den vorgesehenen Fällen irgendeinen Zeiger mit der Aufschrift: „Angriff" aufspringen läßt, und da der Angreifer stets leugnen und für sein Leugnen Argumente finden wird, muß jemand da sein, der die Rolle des fehlenden Automaten übernimmt. Dieser Jemand sollte der Völkerbundrat sein, und zwar: für gewisse vorbereitende Maßregeln mit Zweidrittelmajorität, für die Entscheidung selbst einstimmig beschließen. Es fragt sich aber: bietet die Zweidrittelmehrheit des Rates jene unerläßlichen Garantien der Unparteilichkeit, die die freiwillige Unterwerfung aller Staaten sichert? Und was geschieht, wenn für die meritorische Entscheidung Einstimmigkeit im Rate nicht zu erreichen ist? Für diesen durchaus nicht unwahrscheinlichen Fall ist kein Auskunftsmittel vorgesehen; ich wüßte auch nicht, daß es eines gäbe.

Nur andeuten will ich hier meine Überzeugung, daß die ganze Angriffskriegstheorie des Protokolls an dem Grundfehler leidet, das Problem zu eng zu fassen. Der *Angriff* im allgemeinen sollte als internationales Verbrechen gebrandmarkt werden, d. h. jedes Überschreiten der Grenze, jenseits welcher die Gerechtsame der anderen liegt. Das kann aber auch in anderer Weise als durch Krieg geschehen, es kann

selbst die Form von aufgezwungenen Verträgen, von Völkerknechtung durch formal unanfechtbare Rechtsnormen bewahren. Ist denn der Befreiungskrieg, der solche Ketten bricht, ein internationales Verbrechen? Nach dem Genfer Protokoll wäre er es; aber wird das Gewissen der Menschheit solches Urteil bestätigen? Wird es nicht vielmehr sagen: Der Angriff, das Verbrechen lag in jenen Rechtsnormen? Mit dieser Feststellung verschieben sich allerdings alle Lösungen, allein, wie ich in der weiteren Folge dieser Ausführungen darzutun hoffe, vermehren sich ihre Schwierigkeiten nicht.

Indes, das Protokoll ist heute nur mehr ein überwundener Versuch. Was aber bleibt — und darin liegt das unvergängliche Verdienst der Initiative von 1924 —, das ist die große und radikale Zielsetzung, von der nicht mehr abgegangen werden kann, die jede weitere Aktion in zwingender Weise inspiriert.

Aus dieser psychologischen Quelle entsprang wohl der Vorschlag des amerikanischen Staatssekretärs Kellogg, der, mit gewissen Modifikationen von den meisten Staaten angenommen, zum Kellogg-Pakt geworden ist, und der das Problem mit einer verblüffenden, fast möchte ich sagen: naturburschenhaften Einfachheit auffaßte. Weg mit dem vielen Kopfzerbrechen über Definitionen und Instanzen, die ja doch zu keinem befriedigenden Resultat führen, sondern dasjenige definieren wollen, was wir ohne Definition viel besser verstehen; sagen wir ganz einfach: Wir wollen keinen Krieg, wir lassen keinen zu; der Krieg wird aus der Liste der völkerrechtlich zulässigen Mittel der Erledigung internationaler Konflikte gestrichen, und damit Punktum. So scheint der Kellogg-Pakt zu sprechen, und es ist gewiß etwas Gewinnendes in dieser pazifistischen Draufgängerei, sowie auch eine gewisse Wahrheit in der unausgesprochenen Annahme, daß der gerade, gesunde Menschenverstand manches viel klarer sieht, ehe man versucht, es ihm wissenschaftlich klarzumachen. Aber so einfach läßt sich das Problem denn doch nicht abtun; denn die Frage bleibt offen, wie denn internationale Konflikte friedlich auszutragen sind? Und solange man darauf keine befriedigende Antwort weiß, oder, was noch besser ist, und was — ich will es gleich sagen — den Schwerpunkt meiner Ausführungen bilden soll: solange man nicht der *Entstehung von Konflikten* vorzubeugen weiß, wächst der Krieg unvermeidlich aus ihnen hervor, trotz aller wohlmeinenden Beteuerungen. Überdies enthält der Kellogg-Pakt noch den ausdrücklichen Hinweis auf die Zulässigkeit des Verteidigungskrieges, mit der offiziösen Erläuterung, daß es das souveräne Recht eines jeden Staates sei, selbst zu bestimmen, wann er sich als angegriffen betrachtet, demnach: wann er das Recht hat, Krieg zu führen. Ich kann mich daher dem Eindruck nicht verschließen, daß die Bedeutung dieses Paktes nicht viel über die Äußerung eines lobenswerten Willens hinüberreicht und keinen wesentlichen Fortschritt nach der praktischen Seite des Problems hin bedeutet.

Beinahe gleichzeitig erfolgte aber innerhalb der Völkerbundtätigkeit ein bedeutsamer Vorstoß nach der gleichen Richtung, freilich im Zusammenhange mit dem Problem allgemeiner Abrüstung, oder, soll ich sagen: mit den bewußten oder unbewußten Bemühungen, die Lösung des Problems unter dem Schlagworte seines Zusammenhanges mit der Sicherheit, die vorerst geschaffen werden müßte, auf die lange Bank zu schieben. Ich will nun von diesem angeblichen Zusammenhang, den ja auch die Vertreter Deutschlands am Völkerbunde ausdrücklich abgelehnt haben, gänzlich absehen. Im Rahmen dieses Vortrages interessieren uns die Vorschläge, die das „Komitee für Sicherheit und Schiedsgerichtsbarkeit" in der Septembertagung des Völkerbundes unterbreitet hat, bloß vom Standpunkte des Fortschrittes, den sie für die Zielsetzung der absoluten Kriegsvermeidung bedeuten. Ich setze als bekannt voraus, daß sie Vertragsschemen für obligatorische Schiedsgerichtsbarkeit in allen Rechtsfragen und Vermittlung in den übrigen, ferner Vertragsentwürfe gegenseitiger Unterstützung im Angriffsfalle enthalten. Gern gebe ich zu, daß dieser ihr Inhalt und dessen ausgezeichnete juristische Formulierung einen wesentlichen Fortschritt bedeuten. Darin, daß sie weit mehr als alles Bisherige den Charakter der Unparteilichkeit tragen, drückt sich wohl der Einfluß deutscher Mitarbeit aus. Auch die konsequent durchgeführte Scheidung zwischen Streitigkeiten juristischer und politischer Natur und demnach der richterlichen oder konziliatorischen Kompetenz ist weit vollkommener, als es die des Protokolls gewesen war. Hier hätten wir endlich für alle Staaten, die der vorgeschlagenen Konvention beipflichten, das obligatorische Schiedsgericht, die obligatorische richterliche Entscheidung aller Rechtsstreitigkeiten; ja, wir hätten sie, wenn nicht die Möglichkeit von Vorbehalten offen gelassen wäre, d. h. das Recht jedes Staates, bei Unterzeichnung der Konvention die Kategorien von Fragen zu bezeichnen, auf die er diese Verpflichtung nicht ausgedehnt wissen will. Durch diese offengelassene Spalte verflüchtigt sich die Bedeutung der neuen Errungenschaft, denn es ist zehn gegen eins zu wetten, daß der Vorbehalt zumeist gerade jene Fragen von der obligatorischen richterlichen Entscheidung ausnehmen wird, bei denen diese am notwendigsten gewesen wäre. Nehmen wir z. B. an, was gar nicht unwahrscheinlich ist, daß die Nachbarstaaten Ungarns in ihrem Vorbehalte alle Fragen, die sich auf Auslegung der Friedensverträge beziehen, aus der Verpflichtung, sie vor den Richter zu bringen, ausschließen, so hat damit ihr Beitritt zur Konvention für uns, aber nicht für uns allein, sondern überhaupt für die Wahrung des Friedens, so gut wie jede Bedeutung verloren; denn gerade Fragen dieser Kategorie dürften wohl in absehbarer Zeit am häufigsten aufgeworfen werden, und gerade diese enthalten am meisten Zündstoff. Die Zulassung von Vorbehalten drückt dem ganzen Werke einen Stempel von Schwäche auf, denn es ist eigentlich Zulassung bewußter Täuschung und Hypokrisie. Man gibt sich

den Anschein, die Verpflichtung richterlicher Entscheidung eingegangen zu sein, kann aber dabei alles ausnehmen, was wirklich ins Leben greift. Im Grunde genommen bleibt demnach alles beim alten; die Tür, durch die man dem Richter entschlüpfen kann, bleibt offen. Wir, Deutsche und Ungarn, können mit Genugtuung sagen, daß wir sie, was uns betrifft, zugeschlagen haben; denn Deutschland hat im Vorjahre und Ungarn heuer das Protokoll unterzeichnet, worin die Staaten sich verpflichten, alle Differenzen, die sich auf Rechtsfragen beziehen, richterlicher Entscheidung zu unterwerfen, und zwar haben wir es ohne Vorbehalt getan. Von den Großmächten hat dies, außer Deutschland, noch keine getan, und auch von unseren Nachbarstaaten, außer Österreich, keiner.

Aus dieser übersichtlichen Darstellung der bisherigen Initiative zur völligen Beseitigung des Krieges, in der ich nichts Wesentliches übergangen zu haben glaube, können wir zweierlei feststellen: erstens, daß man nicht dazu gelangt ist, die richterliche Entscheidung von Rechtsstreitigkeiten obligatorisch zu machen, obwohl die Instanz dazu vorhanden ist; von einer zuverlässigen Entscheidung politischer Konflikte gar nicht zu reden, wo auch die anerkannt unparteiische Instanz fehlt und noch zu suchen ist; denn, so groß das Ansehen des Völkerbundrates auch sein mag, stellt seine Zusammensetzung aus Staatsmännern, die pflicht- und naturgemäß vor allem die Interessen ihres eigenen Staates und seiner Freunde zu wahren haben, die erforderliche Garantie der Unparteilichkeit denn doch nicht vor. Der zweite Mangel, der in die Augen springt, ist, daß es keine Sicherheit für die wirkliche Durchführung selbst juristisch bindender Entscheidungen gibt; denn die im Völkerbundpakt vorgesehenen Sanktionen: wirtschaftlicher Boykott usw. sind den Kleinen gegenüber gewiß wirksam, oder können es doch sein, dürften aber versagen, wenn es sich um die Großen handelt; man stelle sich Columbia vor als die Vereinigten Staaten boykottierend.

Fragt man mich nun, ob sich diese Mängel abstellen lassen, so möchte ich bezüglich der ersten Kategorie, jener der obligatorischen richterlichen Entscheidungen von Rechtsfragen, bejahend antworten; das *ist* zu erreichen, und für *diese* Entscheidung möchte ich auch die wirkliche Durchführung als beinahe gesichert annehmen, da der moralische Zwang in solchen Fällen auf jedem Staat, auch dem größten, mächtig lasten würde. Aber für die Sicherheit friedlicher Beilegung von Interessenkonflikten nichtjuristischer Natur sehe ich weder die allgemein bindende Instanz noch die überwältigend wirkende moralische Kraft der Entscheidungen, die auf diesem Gebiete gefällt werden, wenigstens in absehbarer Zeit nicht. Nun soll man gewiß fortfahren in dem Bestreben, diesen Mängeln abzuhelfen; ich bin wahrhaftig der letzte, der in diesen Beziehungen Lässigkeit und Entmutigung predigen möchte. Die deutsche Öffentlichkeit hat mir die Ehre erwiesen, meiner bescheidenen — vielleicht mitunter auch unbescheidenen — Tätigkeit am Völkerbunde eine gewisse Aufmerksamkeit zu widmen, daher ich dem

Verdachte, die Bedeutung insbesondere der internationalen Gerichtsbarkeit und ihrer Unantastbarkeit zu unterschätzen, hier kaum ausgesetzt bin. Allein es drängt sich den hier berührten Unzulänglichkeiten gegenüber die Frage auf: ob denn die bisherigen Aktionen für absolute Sicherung den richtigen Weg eingeschlagen, ob sie das Problem an seinem Wesensinhalt, an seinem Kern, an seinen tiefsten Grundlagen erfaßt haben? Auf diese Fragen suche ich die Antwort, und sollte sie negativ lauten, eine Andeutung des Weges, der einzuschlagen wäre.

Meine Antwort lautet allerdings negativ; aber, wie sich ja aus dem Vorstehenden klar ergibt, nicht in dem Sinne, als ob diese Aktion an sich unrichtig wäre; sie ist im Gegenteil in energischer Weise fortzusetzen, aber sie bedarf einer Ergänzung; das, was hinzukommen muß, ist nach meiner Ansicht wesentlicher, als das, womit man sich bisher ausschließlich befaßt hat.

Das gemeinsame Merkmal aller bisherigen Friedensaktionen ist nämlich dies, daß sie sich darauf beschränken, eine friedliche Beilegung bereits entstandener Konflikte zu suchen, und das Problem, wie das Entstehen von Konflikten verhindert werden könnte, fast ganz außer acht lassen. Es ist ein Vorgehen, ähnlich dem, das die öffentliche Gesundheitspflege ausschließlich auf eine wirksame Organisation der Heilungstätigkeit beschränken und die hygienische Prophylaxis außer acht lassen würde: oder, um auf juristischem Gebiet zu bleiben, ähnlich jenem, das den Übeln, die den Fehlern des bestehenden materiellen Rechtes, etwa aus einem veralteten Zivil- oder Strafkodex, entspringen, lediglich durch Reformen in der Prozeßordnung abhelfen möchte. Die letzteren sind gewiß auch notwendig, aber jenen tiefer liegenden Übeln helfen sie nicht ab. Denn sie können ja nur das geltende Recht in Anwendung bringen; ist dieses selbst eine Quelle von Übeln, so hilft seine noch so präzise Geltendmachung nichts. Gerade so ist es mit den Institutionen zur Schlichtung internationaler Konflikte bestellt. Auch diese können nur auf Grund des geltenden materiellen internationalen Rechtes vorgehen, soweit es in Verträgen kodifiziert oder aus seinen sonstigen Quellen festzustellen ist. Also selbst angenommen, daß ihnen die vorhin angeführten Mängel nicht anhaften würden, angenommen, daß die internationale Gerichtsbarkeit bezüglich aller Rechtsstreitigkeiten allgemein als obligatorisch anerkannt wäre, und auch die Ausführung ihrer Entscheidungen ebenso außer Frage stünde, wie es bei jenen der innerstaatlichen Gerichte der Fall ist; angenommen ferner, daß die Mediation auf das beste organisiert und am wirksamsten tätig wäre: so könnte damit auch der konkrete Konfliktfall nur als formal erledigt betrachtet werden, und die daraus entstehenden weiteren Komplikationen wären in keiner Weise ausgeschlossen, wenn die Rechtsnorm, die angewendet werden müßte, als ungerecht oder als naturwidrig, d. h. den Gesetzen organischer Entwicklung im Leben der Völker widersprechend

empfunden würde. Ja, es werden sogar (ebenso wie im inneren Rechtsleben der Völker) die judiziellen Institutionen diskreditiert, die in wiederholten Fällen genötigt sind, ein Recht wirksam zu machen, das im öffentlichen Bewußtsein kein Recht ist. Man vermeidet es lieber, mit ihnen in Berührung zu kommen, und bei vielen Staaten ist die Abneigung gegen Bindung an obligatorische Schiedsgerichte auf ihren starken Antagonismus gegen gewisse Bestandteile des geltenden materiellen Völkerrechts zurückzuführen. Auch mir wurde, als ich, für meine Person, in einer für meine Regierung nicht verbindlichen Form dem 1924er Genfer Protokoll beistimmte, in meinem Vaterlande vielfach vorgeworfen, daß ich damit für die Friedensverträge gearbeitet hätte, die wir nie als gerecht anerkennen werden. Ich will mich hier weder gegen diesen Vorwurf verteidigen noch ihn als berechtigt anerkennen; für meine Ausführungen ist die Tatsache wichtig, daß er mir gemacht wurde, und überhaupt, daß ernste Männer gegen das Genfer Protokoll Stellung nahmen, weil es die Durchführung eines Rechtssystems fördere, das sie als ungerecht empfinden.

Man mag nun hierüber denken, wie man will, die allgemeine Wahrheit wird wohl niemand bestreiten, daß der große Zweck der absoluten Friedenssicherung sich unter Beschränkung auf den denkbar vollkommensten Ausbau der Institutionen zur Vollziehung bestehenden Rechtes nicht erreichen läßt, sondern daß die unbefangene Prüfung dieses Rechtes, gemessen am Maßstab der Gerechtigkeit und höchster Zweckmäßigkeit, eine ebenso notwendige Voraussetzung des großen Zieles bildet. Denn in der Übereinstimmung des positiven Rechtes mit diesen beiden Grundprinzipien, deren Formulierung und deren Schutz seine Aufgabe, besser gesagt, sein Wesen ausmachen, liegt die tiefste, die unentbehrlichste, die einzig tragfähige Grundlage des Friedens im innern Leben der Völker sowohl als in ihren Beziehungen zueinander. Gerät das positive Recht in Widerspruch zu dem, was als gerecht empfunden oder als organisches Daseinsbedürfnis gefühlt wird, bezieht sich dieser Gegensatz auf etwas, das in der Tiefe liegt, das ins Leben eingreift, und wird ihm nicht rechtzeitig abgeholfen, so gerät die Form in Zwiespalt mit dem Inhalt, und dann zerbricht früher oder später der Inhalt die Form, was im innern Leben der Völker Revolution, in ihren äußeren Beziehungen Krieg heißt. Beides ist sozusagen Naturselbsthilfe im Volks- und im Völkerorganismus, gleichwie es Krampf- und Fiebererscheinungen im körperlichen Leben des einzelnen sind; allerdings Selbsthilfe gefährlichster Art und durchaus irrationeller Natur, weil daraus ebensogut Verschlimmerung als Linderung des Übels hervorgehen kann. Denn es besteht kein Zusamenhang zwischen den Bedingungen des Sieges und der Gerechtigkeit; die gerechte Sache wird unterliegen, wenn auf der Gegenseite bessere militärische Vorbereitung und genialere Führung zur Geltung kommen. Siegt sie aber, so geht der

Sieger in seinen Forderungen meistens über das Gebiet seines Rechtes hinaus und stellt eine neue Ungerechtigkeit an Stelle der früheren, welche neue Ungerechtigkeit den Keim neuer Konflikte in sich birgt. So wird Fangball gespielt mit Recht und Unrecht, und ist der Krieg in den seltensten Fällen ein Abschluß, sondern wesentlich ein circulus vitiosus, in dem den Totentanz weiterzuführen in jedem Sinn unmenschlich ist. Und dennoch muß es früher oder später dazu kommen, wenn das juristisch formulierte und geschützte Unrecht allzu hart drückt und allzu lang andauert, oder wenn der naturgesetzlich notwendigen Entwicklung der Lebensinteressen eines Volkes unberechtigte Hindernisse in den Weg gelegt, die natürlichen Gesetze politischer Konstruktion willkürlich über den Haufen geworfen werden. Denn es ist nach den elementarsten Gesetzen der Völkerpsychologie, die ebenso zwingend wirken wie die physikalischen Gesetze in der materiellen Welt, einfach unmöglich, daß ein Volk, außer es wäre vollständig ohnmächtig, sich solches gefallen lasse; kein Philosophieren und kein Predigen hilft darüber hinweg, sondern nur die Abstellung jenes Unrechtes oder jener Hemmung, die ja auch ein Unrecht ist, auf dem Wege der Evolution des positiven Rechtes in naturgemäßer Anschmiegung an den Gerechtigkeits- und höchsten Zweckmäßigkeitsbegriff. Jede konservative und jede Friedenspolitik muß notwendig eine evolutionistische Beimischung haben.

Es ist demnach, so will mir scheinen, eine unanfechtbare, ich möchte fast sagen: eine Binsenwahrheit, daß, sobald ernsthaft die Frage entsteht, ob denn nicht die bestehenden positiven völkerrechtlichen Einrichtungen Quellen ernster, dauernder Beunruhigung oder gar Erbitterung enthalten, die zu Konflikten, eventuell zu verzweifelten Entschlüssen führen können, eine gründliche Prüfung dieser Sachlage, eventuell eine Reform jener Einrichtungen der wesentlichste und notwendigste Schritt zur Sicherung des Friedens ist, dem sich dann jenes, das bis jetzt allein angestrebt wurde: die Durchführung der positiven Rechtssatzungen, ganz gewiß anschließen muß.

Der Wahrheit gemäß muß konstatiert werden, daß der Völkerbundpakt diesem Bedürfnis prinzipiell Rechnung trägt, indem Artikel 19 dieses Paktes die Intervention des Völkerbundes in Aussicht stellt, „um die Mitglieder des Bundes aufzufordern, unanwendbar gewordene Verträge ebenso wie völkerrechtliche Situationen, die den Weltfrieden gefährden könnten, einer neuen Prüfung zu unterziehen". Aber es besteht kein Zweifel, daß heute dieses prinzipielle Zugeständnis in den Augen jener Faktoren, die den Völkerbund tatsächlich beherrschen, eine bloß theoretische Bedeutung hat, und daß die Beschränkung der Aktion auf Fragen der Prozedur einen wesentlichen Punkt ihrer Systematik bildet.

Diese Einseitigkeit stammt aus der, meines Erachtens, unrichtigen Problemeinstellung, auf die ich schon einleitend hinwies, nach der es sich für jene maßgebenden Faktoren nicht so sehr um die Sicherung *des* Friedens, als um die Sicherung *dieses* Friedens handelt, desjenigen

nämlich, der aus den Pariser Verträgen der Jahre 1918 bis 1920 hervorgegangen ist. Es geschieht diese Verwechslung zweier, durchaus nicht identischer Begriffe vielfach im guten Glauben, in einer fast naiv zu nennenden Zuversicht, daß man damals die beste aller Welten geschaffen habe, an der zu rütteln Sünde und Verderben wäre. Ich bin da freilich diametral entgegengesetzter Ansicht, und ich glaube nahe an hundert Millionen Europäer sind es mit mir; ich glaube, daß in vielen Bestimmungen dieser Verträge mehr Zündstoff aufgehäuft ist, als in irgendeiner der schlimmsten Epochen der Geschichte. Allein dies darzulegen, auf eine Kritik der Friedensverträge einzugehen, ist nicht Aufgabe dieses Vortrages, wo ich bestrebt bin, ganz im allgemeinen, sozusagen die algebraische Formel einer vollständigen Aktion zur Friedenssicherung zu geben. Nur das Unberechtigte jeder Selbstzuversicht, jeder a priori Ablehnung, jedes Zweifels an der Vollkommenheit des Pariser Werkes vom Standpunkte der Gerechtigkeit sowohl als der organischen politischen Konstruktionsgesetze möchte ich hier beleuchten; nur bis dahin möchte ich gelangen, daß es sich doch der Mühe lohnt, die Sache etwas näher anzusehen, und zu dieser Erkenntnis führt schon die bloße Betrachtung der Genesis jener Verträge, die als ganz abnorm bezeichnet werden müssen und daher auch abnorme Folgen zeitigen.

Einmal sind diese sogenannten Verträge nur der Form nach Verträge, im wesentlichen sind es einseitige Diktate der Siegermächte, ein Umstand, der ihre juristisch verpflichtende Natur zwar nicht berührt — denn das Völkerrecht kennt den Einwand erzwungener Zustimmung nicht —, wohl aber ihr moralisches Gewicht bei denjenigen, denen sie in solcher Weise auferlegt worden sind, bedeutend herabsetzt, was gewiß ein mangelndes Element der Sicherheit bedeutet. Warum ist Locarno, von diesem Standpunkt der Sicherheit aus gesehen, so vielbedeutend? Einfach, weil es einem Teil der Versailler Friedensbestimmungen die bisher mangelnde moralische Kraft freier Zustimmung aller Kompaziszenten brachte. Schließlich beruht die Sicherheit, die das Recht gewährt, doch in letzter Linie auf seiner ethischen Grundlage. Darauf, daß, wer sich dagegen vergeht, das Gefühl hat, damit eine schlechte oder unehrenhafte Handlung zu begehen. Wo dies Gefühl fehlt, da hat das formale Recht keinen andern Schutz als den, der sonst nur ausnahmsweise zur Anwendung kommt und nur in Reserve gehalten wird: den der materiellen Gewalt.

Hierzu kommt noch, daß dieses einseitige Diktat der Siegermächte auf Grund einseitiger Informationen ausgeübt wurde. Ihre leitenden Staatsmänner faßten Beschlüsse über Verhältnisse, zogen neue politische Grenzen auf Gebieten, bezüglich deren ihre Unwissenheit sich oft in einer ans Komische grenzenden Weise äußerte. Ihre Informatoren waren ausschließlich die länderbegierigen Alliierten, was ja die Erforschung der Wahrheit vollständig ausschließt. Das Prinzip der Neukonstruktion

läßt sich durch die Summe von zwei Worten ausdrücken: *Unkenntnis — Begehrlichkeit.*

Aber das ausschlaggebende Moment zur Charakterisierung des Pariser Friedenswerkes ist die absolute, schier grenzenlose Machtvollkommenheit, über die die Siegerstaaten im Zeitpunkte dieser Friedensschlüsse verfügten. Die Waffenstillstandsbedingungen hatten den letzten Rest von militärischer Widerstandsfähigkeit der Zentralmächte vernichtet; diese waren auf solche Bedingungen eingegangen, weil als Grundlage die bekannten 14 Wilsonschen Punkte angenommen wurden, was später in Vergessenheit geriet. Die Siegermächte hatten also mit keiner Möglichkeit eines ferneren Widerstandes zu rechnen; sie konnten dekretieren und für den Moment durchführen, was ihnen beliebte. Das ist aber mehr Macht, als der beschränkte Menschengeist, nach den Lehren der Geschichte selbst jener der Größten, geschweige denn der Massen, die den Durchschnitt darstellen, ertragen kann, ohne in Cäsarenwahnsinn zu verfallen, d. h. die Unterscheidungsgabe zwischen dem Möglichen und dem Unmöglichen einzubüßen. Nun stelle man sich diese Machtlage und diesen Machtrausch vor in der Atmosphäre von Erbitterung eines unter unsäglichen Leiden und Opfern geführten vierjährigen Krieges; ist es denkbar, daß da etwas entstehe, was nicht diesem Rausche, sondern den permanenten Gesetzen der Gerechtigkeit und organischer politischer Konstruktion entspricht? Und ist es denkbar, daß selbst die klügsten Staatsmänner einer Volksströmung von so elementarer Gewalt widerstehen?

Was ich hier sage, ist für diese Staatsmänner selbst ein schwer ins Gewicht fallender Milderungsgrund vor dem Richterstuhl der Geschichte. Aber zugleich die a priori einleuchtende Feststellung dessen, daß die Pariser Friedensverträge, so, wie sie sind, keine geeignete völkerrechtliche Grundlage für dauerhaften Frieden bilden können; daß daher das Bestreben, *diesen* Frieden festzuhalten, nicht identisch ist mit der großen Zielsetzung, der wir uns mit Begeisterung hingeben, *den* Frieden zu sichern.

Ich habe mich hier nicht mit der Frage zu beschäftigen, in welchem Zeitpunkt es möglich sein wird, diesem, dem höheren und dem tieferen Bestandteil des Problems dauernder Friedenssicherung mit praktischer Wirksamkeit nahezutreten. Zwei Dinge aber weiß ich: erstens, daß jede, noch so verdienstvolle und an sich notwendige Aktion auf dem Gebiete dessen, was ich internationales Prozessualrecht nennen möchte, nur Flickwerk ist, und im besten, auch von uns erwünschten Falle nur Aufschübe gewähren kann, solange jene Seite des Problems, die Prüfung der bestehenden materiellen völkerrechtlichen Satzungen und der in ihnen liegenden Konfliktkeime, nicht in die Arbeit einbezogen wird. Zweitens daß, wenn dies auch keine Frage von heute oder morgen ist, mit der friedlichen Lösung dieses Teiles des ganzen Problems nicht allzu lange gezaudert werden darf, weil es sonst leicht geschehen könnte,

daß man damit zu spät kommt, denn die psychologischen Faktoren der Gärung und der Erbitterung schwächen sich mit dem Verlaufe der Jahre nicht ab. Sie verstärken sich.

Ich weiß wohl, daß im tiefsten Grunde — und das wird mir vielleicht entgegengehalten werden — die Sicherheit des Friedens auf dem konstanten Friedenswillen der Völker ruht, auf der innerlichen Abwendung der Geister vom Kriege und ihrer Zuwendung zum Segen des Friedens. Dahin sollen wir — sagt man uns, denen einiger Einfluß auf die öffentliche Gesinnung in ihrem Lande zuerkannt wird — wirken, für die Verbreitung und Vertiefung dieser Gefühlswelt sollen wir arbeiten. Ja, ganz gewiß sollen wir es und wollen wir es auch. Aber es muß uns möglich gemacht werden. Denn auch die intransigente Friedensgesinnung — zumal sie erst entstehen oder doch sich verbreiten und stärken muß — ist von gewissen Voraussetzungen abhängig; sie kann nicht entstehen, ja nicht einmal dort, wo sie etwa schon vorhanden wäre, fortbestehen, wenn sie stets mit der inneren Empörung zu kämpfen hat, die das Empfinden beständigen Unrechts und unausgesetzten Angriffs auf seine Lebensinteressen in einem Volke hervorrufen muß. Der einzelne mag solches hinnehmen, aber dieser nur, wenn er ein Heiliger oder ein Schwächling ist; es gibt aber kein Volk von Heiligen, und ein Volk von Schwächlingen soll es nicht geben: für die Menschheit ist es wertlos. Friede und Gerechtigkeit sind korrelate Begriffe; jeder Versuch, sie begrifflich oder ethisch zu trennen, kann nur zu hohlen Friedensdeklarationen führen; der wirkliche Frieden kann ebensowenig auf Unwahrhaftigkeit als auf Unrecht, von dem der eine leidet, der andere Vorteil zieht, aufgebaut werden.

Je mehr wir daher von der neuen Zielsetzung, die auf absolute Kriegsächtung hinausgeht, durchdrungen sind, je größere Begeisterung uns das nunmehr zu einem Problem praktischer Politik gewordene Ideal eines für immer gesicherten Friedens einflößt, eine desto klarere Einsicht müssen wir in die realen Vorbedingungen seiner Verwirklichung zu gewinnen trachten, mit desto größerer Energie müssen wir auf die Durchführung dieser Bedingungen hinarbeiten, eben weil wir es nicht mehr mit einem schönen Traum, mit einer edlen Schwärmerei, sondern mit einer Wirklichkeitsaufgabe zu tun haben. Als das göttliche Wort Fleisch wurde, nahm es die Lebensbedingungen des Fleisches an; soll die Idee zur Tatsache werden, muß sie sich den Gesetzen des Tatsächlichen fügen.

Dies ins klare Licht zu rücken, war die Absicht meiner Ausführungen; kein anderes Motiv leitete mich, als nach bestem Wissen und Gewissen die Grundzüge jener Arbeit zu erläutern, die wir für das hohe Ziel leisten müssen, einer Arbeit, offen, mutig, wenn nötig rücksichtslos, idealistisch in ihren Zwecken, realpolitisch in ihren Mitteln, unentwegt orientiert nach dem untrennbaren Dreigestirn: Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit, Friede.

Der litauisch-polnische Konflikt.

Die Wilnafrage[1]).

Von *Venceslas Sidzikauskas,*
außerordentlichem Gesandten und bevollmächtigten Minister Litauens in Berlin.

Der litauisch-polnische Konflikt gehört zu denjenigen Fragen von großer politischer Tragweite, die den Völkerbundsrat seit seiner Geburt beschäftigt haben und auch zu wiederholten Malen Gegenstand der Debatten der Vollversammlung des Völkerbundes bildeten. Mehr als einmal haben sich die litauisch-polnischen Beziehungen derart zugespitzt, daß die öffentliche Meinung der Welt die schlimmsten Möglichkeiten befürchtete und mit Recht in dem litauisch-polnischen Konflikt einen Herd sieht, der gegebenenfalls zu einem Brand werden kann, dessen verheerende Wirkung weit über die Grenzen Litauens und Polens hinausreichen mag. Ohne Übertreibung kann, meiner Ansicht nach, behauptet werden, daß der litauisch-polnische Konflikt das wichtigste politische Problem des nordöstlichen Europas ist; seinem Charakter und Wesen nach ist er ein territorialer Streit, unterscheidet sich aber von anderen territorialen Fragen desselben Teiles Europas, die der Weltkrieg und die ihm gefolgten lokalen Kriege unserem Kontinente hinterlassen haben, dadurch, daß er Merkmale der Schärfe und Dringlichkeit aufweist und die alte historische Hauptstadt eines der streitenden Staaten zum Gegenstand hat. Das strittige Wilnagebiet stellt eine Oberfläche von etwa 30 000 qkm mit einer Bevölkerung von etwa 800 000 Seelen, darunter kaum 16% Polen, dar.

Ein kurzer Rückblick auf die Entwicklung der litauisch-polnischen Beziehungen in der Vergangenheit wird, hoffe ich, den jetzigen Konflikt beleuchten und seine tiefen Ursachen und Bedeutung klarer zum Vorschein bringen.

I.

Litauen als Staat ist auf der politischen Bühne Europas im Anfang des 13. Jahrhunderts aufgetaucht. Die bis dahin nicht vereinten litauischen Stämme haben sich unter der Führung ihrer Fürsten zu einem geordneten Staate zusammengeschlossen, um den Angriffen der deut-

[1]) Siehe das Oktoberheft von Nord und Süd — Artikel von Franciszek Sokal, polnischer Delegierter zum Völkerbund: „Der polnisch-litauische Konflikt."

schen Ritter, die mit Hilfe des Schwertes das heidnische litauische Volk zum Christentum bekehren wollten und dem Vordringen der Slawen Widerstand leisten zu können. In verhältnismäßig kurzer Zeit ist der litauische Staat zum bedeutendsten Machtfaktor im Osten Europas geworden, hat seinen Einfluß von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere ausgedehnt, die Tatarenflut an seinen Grenzen aufgehalten und sogar dem Zaren von Moskau seinen Willen diktiert. Der litauische Großfürst Gediminas hat um das Jahr 1315 die Stadt Wilna (Vilnius) gegründet, dorthin seinen Sitz verlegt, und seither ist Wilna Hauptstadt des litauischen Staates gewesen. Als aber Rußland nach der Tatareninvasion sich langsam erholte und sein Druck in Polen immer fühlbarer empfunden wurde, haben sich die polnischen Magnaten entschlossen, die Hand der polnischen Königin Hedwig dem mächtigen litauischen Großfürsten Jagello (Jogaila) anzubieten, um auf diese Weise die dynastische Union zwischen Litauen und Polen herbeizuführen und die Widerstandsfähigkeit und Bedeutung Polens zu stärken. Der Neffe von Jogaila, der litauische Großfürst Vytautas, hatte die Union zerrissen, aber nach seinem Tode (1430) haben die Polen es verstanden, sie wiederzuerrichten. Wenn es auf eine andere Weise nicht ging, so wurde der litauische Großfürst in Wilna spontan zum polnischen Könige gewählt. Aber auch zur Zeit der dynastischen und später nach der im Jahre 1569 erzwungenen parlamentarischen Union mit Polen hatte Litauen volle Selbständigkeit bewahrt mit eigenem Sejm in Wilna, mit eigener Armee und eigener Gesetzgebung, die auch zu jener Zeit den Polen verbot, Liegenschaften in Litauen zu erwerben. Auch der Wille, die volle Unabhängigkeit wiederherzustellen, war in Litauen bis zum Untergang des polnisch-litauischen Staates (1795) lebendig. Es genügt, auf die Versuche der litauischen Patrioten (Fürsten Radziwill u. a.), mit Hilfe von Schweden die Bande, die Litauen mit Polen verknüpften, zu zerreißen, hinzuweisen.

Die mißglückten Aufstände gegen die russische Herrschaft von 1830 und 1863 haben das litauische Volk erschöpft und die litauische Bewegung für lange Jahre lahmgelegt. Das sinnlose Verbot der litauischen Schrift, das die zaristische Regierung nach dem Aufstande von 1863 erlassen hatte, trug in großem Maße zur Polonisierung eines Teiles der litauischen Aristokratie und der litauischen Städte (auch Wilna) bei. Aber auch in der Vorkriegszeit, als die litauische Renaissance aufflammte, ist Wilna das Zentrum des nationalen, kulturellen, intellektuellen und religiösen Lebens des litauischen Volkes gewesen.

Kurz nach Ausbruch des Krieges hat sich ein litauischer Landesrat in Wilna gebildet; im Jahre 1917 ist in dieser Stadt eine Konferenz zusammengetreten, an der gewählte Vertreter aller Teile Litauens teilgenommen und die den litauischen Staatsrat (Valstybés Taryba) gewählt haben. In Wilna ist am 16. Februar 1918 die Wiedererrichtung

des unabhängigen litauischen Staates proklamiert worden. Und das erste Ministerkabinett des wiederauferstandenen Litauens, unter Führung des jetzigen Ministerpräsidenten Litauens, Herrn Prof. A. Voldemaras, ist ebenfalls im November 1918 in Wilna gebildet worden. Die litauisch-polnischen Differenzen sind also nicht neuen Datums, und der litauisch-polnische Konflikt wegen Wilna kann nicht mit einem Streit um einen Gebietsstreifen verglichen werden.

II.

Der Ausgang des Weltkrieges hat beiden Staaten — Litauen und Polen — Freiheit gebracht. Polen hat sich aber von Anfang an der Unabhängigkeit Litauens widersetzt und die Wiederbelebung der alten polnisch-litauischen Union mit allen Mitteln angestrebt. Besonders kraß kam dies zum Ausdruck, als Polen die Zulassung Litauens zu der Friedenskonferenz zu verhindern suchte und auch gegen die Anerkennung Litauens durch die Großmächte intrigierte. Trotz alledem, ohne Hilfe von auswärts, auf eigene Kräfte angewiesen, hat das litauische Volk es verstanden, seine so teuer erkämpfte Unabhängigkeit zu behaupten und als gleichberechtigtes Mitglied in die Familie der Staaten, aus der es vor mehr als einem Jahrhundert verdrängt wurde, wieder einzutreten. Seit 1921 ist Litauen Mitglied des Völkerbundes.

Am 12. Juli 1920 schloß Litauen in Moskau den Friedensvertrag mit Rußland, der die litauisch-russische Grenze festgesetzt hat. Diese Bestimmungen des erwähnten Vertrages haben für Litauen sowie für Polen bindende Kraft, da Rußland diejenige Macht gewesen ist, die die souveränen Rechte über die Gebiete, die zu Litauen und Polen gehören, innehatte.

Im Frühjahr 1921 schloß auch Polen einen Friedensvertrag mit Rußland (Vertrag von Riga), durch den ein polnischer Korridor zwischen Litauen und Rußland geschaffen wurde. Der § 2 des Art. III des polnisch-russischen Vertrages, der lautet: „Die vertragschließenden Parteien stimmen darin überein, daß, soweit die zwischen Polen und Litauen strittigen Gebiete einen Teil des Gebietes östlich der in Art. II des gegenwärtigen Vertrages bestimmten Grenze bilden, die Frage der Zugehörigkeit dieser Gebiete ausschließlich zwischen Polen und Litauen geregelt werden muß", wird polnischerseits öfters in dem Sinne ausgelegt, als ob er die territorialen Bestimmungen des Moskauer Vertrages vom 12. Juli 1920 annulliert hätte. Nichts ist falscher als solche Behauptung. Angesichts des vorhandenen territorialen Streits zwischen Litauen und Polen, was eine Tatsache war und ist, hat Rußland nur erklärt, daß die Regelung dieses Streites *nur mit Zustimmung beider Teile, d. h. auch Litauens,* erfolgen kann. Eine andere Regelung wird Rußland nicht anerkennen. Das hat der Volkskommissar Tschitscherin in seiner Note vom 28. April 1921, also kurz nach dem Abschluß des

polnisch-russischen Friedensvertrages, klar und unwiderleglich zum Ausdruck gebracht, als er schrieb:

„Die von der russischen Sowjetrepublik auf die litauische Republik übergegangene Souveränität (über das Wilnagebiet) wird der letzteren so lange gehören, bis sie (Republik Litauen) selbst diese Souveränität an die polnische Republik abtritt."

In dem am 28. September 1926 abgeschlossenen litauisch-russischen Freundschafts- und Nichtangriffsvertrage hat diese Tatsache wiederholte und ausdrückliche Bestätigung gefunden.

III.

Am 5. September 1920 hat der polnische Außenminister Fürst Sapieha den Völkerbundsrat durch ein Telegramm um Intervention in dem litauisch-polnischen Konflikt gebeten. Er beschuldigte nämlich Litauen, seine Neutralität zugunsten Rußlands verletzt zu haben, obwohl in einer Note vom 27. August 1920 der litauische Außenminister der polnischen Regierung mitgeteilt hat, daß Litauen fest entschlossen sei, strikte Neutralität im polnisch-russischen Krieg zu bewahren. Der Völkerbundsrat trat in der zweiten Hälfte des September in Paris zusammen und hat am 20. September, nachdem der Vertreter Polens, damaliger Ministerpräsident Paderewski, die Beschuldigung, daß Litauen seine neutrale Stellung nicht bewahrt hätte, zurückgenommen hat, eine vom Vertreter Belgiens, Hymans, formulierte Resolution angenommen, in der er den beiden Parteien dringend empfiehlt, die Feindseligkeiten einzustellen. Litauen sollte sich verpflichten, die von dem Obersten Rat der alliierten Mächte am 8. Dezember 1919 gezogene Linie, die sogenannte Curzon-Linie, zu respektieren und seine Truppen aus den Gebieten, die westlich dieser Linie gelegen sind, zurückzuziehen. Polen andererseits sollte sich verpflichten, die Neutralität der litauischen Gebiete östlich der genannten Linie zu beobachten. Für den Fall, daß dieser Vorschlag von beiden Parteien angenommen werden würde, sollte eine internationale Überwachungskommission eingesetzt werden. Beide Regierungen nahmen die Empfehlungen des Völkerbundsrates an. Das hinderte die Polen nicht, bald darauf in das östlich der Curzon-Linie gelegene Gebiet einzudringen und die Feindseligkeiten wieder aufzunehmen. Auf polnischen Vorschlag wurden am 30. September im Beisein der vom Völkerbund eingesetzten militärischen Kontrollkommission Verhandlungen aufgenommen, die am 7. Oktober zur Unterzeichnung des Vertrages von Suwalki führten. Wie es sich nachträglich herausstellte, haben die Polen die Verhandlungen lediglich zu dem Zweck eingeleitet, um Zeit zu gewinnen und die Vorbereitungen zum Überfall auf Wilna zu treffen. In dem am 7. Oktober 1920 in Suwalki unterzeichneten Vertrag sind beide Parteien dahin übereingekommen, eine neue Demarkationslinie, die Wilna auf litauischer Seite beließ, die jedoch den territorialen Rechten beider Staaten nicht vorgreifen

sollte, zu errichten. Der Vertrag sollte bis zur endgültigen Lösung des litauisch-polnischen Konflikts in Kraft bleiben. Die litauische Regierung hatte zu jener Zeit ihren Sitz in Wilna. Am 9. Oktober, also zwei Tage nach der Unterzeichnung des Vertrages von Suwalki, griff General Zeligowski mit überlegenen Kräften die litauischen Truppen an und bemächtigte sich der Stadt Wilna sowie des Wilnagebietes. Wie Pilsudski später bestätigte, geschah der Handstreich des Generals Zeligowski mit Wissen und Billigung der polnischen Regierung.

Der Völkerbund erhob Einspruch gegen die Verletzung des Vertrages von Suwalki, und der Vorsitzende des Völkerbundsrates, Léon Bourgeois, richtete am 14. Oktober ein Schreiben an den damaligen polnischen Ministerpräsidenten Paderewski, dessen wesentlichste Stelle lautete: „Die polnische Regierung hat, nachdem sie den Völkerbund in der Streitfrage mit Litauen angerufen hatte, folgende Beschlüsse des Völkerbundsrates angenommen: unverzügliche Einstellung der Feindseligkeiten, Neutralität des von Litauen östlich der Linie vom 8. Dezember okkupierten Gebietes unter dem Vorbehalt der Respektierung dieser Neutralität durch die sowjetrussischen Behörden, Bildung einer Kontrollkommission, die z. Zt. an Ort und Stelle weilt und beauftragt ist, die notwendigen Maßnahmen zur Verhinderung oder Einstellung jedes Waffenkonfliktes zu ergreifen, ohne durch ihre Aktion in irgendeiner Weise der endgültigen territorialen Regelung vorzugreifen. *Die Okkupation Wilnas ist demnach eine Verletzung der dem Völkerbundsrat gegenüber eingegangenen Verpflichtungen. Der Völkerbundsrat kann nicht umhin, an die polnische Regierung die Frage zu richten, welche unverzüglichen Maßnahmen sie zu ergreifen gedenkt, um die Respektierung der Verpflichtungen zu sichern.*“

Es ist zu bedauern, daß nach den scharfen und klugen Worten, die der Völkerbundsrat nach dem Handstreich Zeligowskis an die polnische Regierung richtete, er nichts unternommen hat, um Polen zu zwingen, das vergewaltigte Recht wieder gutzumachen und seine Truppen aus Wilna zurückzuziehen. Mag dieses der Ausfluß der damals noch verhältnismäßig geringen Autorität des Völkerbundsrates und seiner Jugend sein, der begangene Fehler aber lastet bis auf den heutigen Tag auf den Beziehungen zwischen Litauen und Polen. Statt die Erfüllung freiwillig eingegangener Verpflichtungen von Polen zu verlangen, hat der Völkerbundsrat in seiner Sitzung vom 27. Oktober 1920 in Brüssel auf Vorschlag seines Berichterstatters Hymans den beiden Parteien seine Vermittlung bei der endgültigen Lösung der Wilnafrage angeboten. Die Bevölkerung des Wilnagebietes sollte selbst über ihr Schicksal entscheiden. Bedauerlicherweise kam dieser von Litauen angenommene Vorschlag des Völkerbundsrates nicht zur Anwendung, da die polnische Regierung, deren Truppen bereits das Wilnagebiet besetzt hatten, aus dem Plebiszit eine Komödie machte und die Volksbefragung unter dem Druck der polnischen Bajonette durchführen

wollte. Diesen Tatsachen konnte sich auch der Völkerbundsrat nicht verschließen, und Hymans gab in seiner späteren Eigenschaft als Wortführer des Völkerbundes auf der Konferenz in Brüssel zu, daß der Zeligowski-Streich ein unüberwindliches Hindernis für eine Volksabstimmung in dem strittigen Gebiete sei. Eine schärfere Verurteilung der Haltung Polens ist kaum denkbar.

Auf weiteren Vorschlag des Völkerbundsrates haben direkte Verhandlungen zwischen Polen und Litauen unter dem Vorsitz des belgischen Außenministers Hymans in Brüssel stattgefunden, die in der Ausarbeitung des sogenannten Hymans'schen Projekts, das weder von Polen noch von Litauen angenommen wurde, ihren Abschluß gefunden haben.

Am 13. Januar 1922 hat der Völkerbundsrat seine Vermittlungsmission in dem litauisch-polnischen Konflikt als beendet erklärt. Am 20. Februar 1922 hat die litauische Regierung Polen vorgeschlagen, den Haager Gerichtshof in der Wilnafrage anzurufen. Polen lehnte jedoch diesen Vorschlag ab.

Nachdem die Vermittlungsaktion des Völkerbundsrates in dem litauisch-polnischen Streit beendet war, versuchte die polnische Regierung ihre gewaltsame Besitzergreifung von Wilna zu legalisieren und hat in dem besetzten Gebiet Wahlen ausgeschrieben, die am 8. Januar 1922 stattgefunden haben.

Besser und mit mehr Autorität, als ich dies tun konnte, hat sein Urteil über diese Wahlen und die Bedeutung der Beschlüsse des auf diese Weise gewählten Sejms der französische Oberst Chardigny, Präsident der militärischen Kontrollkommission des Völkerbundes, in seinem Bericht an den Völkerbundsrat am 20. März 1922 abgegeben. Er schreibt u. a.:

„Le contrôle des élections était donc entièrement entre les mains du parti intéressé.

Etant donné que les Lithuaniens, les Juifs et une grande partie de Blanc-Russiens se sont officiellement abstenus de prendre part aux élections et que, d'autre part, les élections se sont faites sous un régime d'occupation militaire, où l'élément polonais a disposé de tous les moyens de pression de l'appareil gouvernemental, il ne semble pas qu'on puisse considérer la Diète actuelle de Vilna comme étant la véritable et sincère expression de l'ensemble de la population du territoire consulté."

Kommentare sind überflüssig.

Inzwischen beschäftigte sich der Völkerbundsrat mit der Festsetzung einer provisorischen administrativen Linie innerhalb der litauisch-polnischen Neutralzone.

Auf Vorschlag des spanischen Konsuls Saura hat der Völkerbundsrat in seiner Sitzung vom 3. Februar 1923 diese Linie festgesetzt und

dabei ausdrücklich bemerkt, daß sie in keiner Weise den territorialen Rechten der beiden Staaten vorgreife.

Anderthalb Monate später hat die Botschafterkonferenz auf Verlangen Polens diese provisorische Demarkationslinie als Grenze zwischen Litauen und Polen erklärt. Ihren Beschluß stützte die Botschafterkonferenz auf Artikel 87 Absatz 3 des Vertrages von Versailles, der lautet:

„Soweit die Grenzen Polens in dem gegenwärtigen Vertrag nicht näher festgelegt sind, werden sie von den alliierten und assoziierten Hauptmächten später bestimmt."

Litauen hat den Versailler Vertrag nicht unterzeichnet, — seine Bestimmungen, auch die oben angeführte, sind Litauen nicht verbindlich. Der Sinn der erwähnten Bestimmung des Versailler Vertrages ist nur der gewesen, mit der Festsetzung der östlichen Grenzen Polens abzuwarten, bis Rußland dem Versailler Vertrage beitritt oder bis sonst eine Verständigung zwischen den alliierten Mächten und Rußland erzielt werden wird. Die politische Entwicklung hat bekanntlich einen anderen Lauf genommen.

Litauen hat sofort Einspruch gegen diesen Beschluß des Völkerbundsrates erhoben und hat erklärt, daß die litauische Regierung niemals diesen Beschluß anerkennen werde. Die Botschafterkonferenz ist nie als Schiedsrichter in dem litauisch-polnischen Streit angerufen worden und kann nicht der einen oder anderen Partei Gebiete oder Gebietsteile schenken, über die sie kein Verfügungsrecht besitzt.

Der Standpunkt der litauischen Regierung, daß der Beschluß der Botschafterkonferenz vom 15. März 1923 keine Rechtskraft hat, ist auch neulich von prominenten Völkerrechtsgelehrten, wie A. de Lapradelle, Louis le Fur, N. Mandelstam anerkannt worden*). Auch der Völkerbundsrat hat in keinem seiner Beschlüsse die Entscheidung der Botschafterkonferenz anerkannt. In der Sitzung vom 21. April 1923 hat der Völkerbundsrat einzig und allein von dem Bericht des Herrn Hymans und der Erklärung des litauischen Delegierten Kenntnis genommen. Der Präsident des Völkerbundsrates bemerkte dabei, daß „dem Völkerbundsrat nur eine einfache Aufzeichnung über die Ereignisse, die stattgefunden haben, vorgelegt worden sei"; er nahm Kenntnis von der Aufzeichnung, ohne seine Meinung darüber auszusprechen, weil keine Resolution ihm vorgelegt worden ist". Der Völkerbundsrat ist dabei seiner Erklärung vom 13. Dezember 1922 treu geblieben, in der er sagte, daß der Völkerbundsrat niemals eine Lösung der Frage, mit der er sich befaßt hat, anerkennen würde, die nicht in Übereinstimmung mit seinen Empfehlungen oder ohne Zustimmung beider Parteien ge-

*) Consultations de M. M. A. de Lapradelle, Louis Le Fur et André N. Mandelstam concernant la force obligatoire de la décision de la Conférence des Ambassadeurs du 15 mars 1923, Paris, Jouve & Cie., Editeurs 15, rue Racine, 1928.

troffen werden würde. Folglich muß die Bemerkung des polnischen Delegierten beim Völkerbunde, Herrn Minister Sokal, in der Oktobernummer von „Nord und Süd", daß „der litauisch-polnische Konflikt durch den genannten Beschluß der Botschafterkonferenz vom 15. März 1923, in dem die Ostgrenze Polens festgelegt wurde, seine Erledigung fand", als der Rechtslage widersprechend und irreführend bezeichnet werden.

IV.

Polen besitzt infolge des Rechts- und Vertragsbruches und dank seiner militärischen Überlegenheit die Stadt Wilna und das angrenzende litauische Gebiet de facto. Es hat auch die Anerkennung dieser Besitzergreifung seitens der Botschafterkonferenz, die bekanntlich keine rechtliche, vielmehr eine moralische Bedeutung für Polen hat. Es fehlt die Anerkennung Litauens. Der Kriegszustand zwischen Litauen und Polen wurde durch den Suwalki-Vertrag aufgehoben, ist aber automatisch wieder eingetreten, nachdem Polen diesen Vertrag verletzt hat. Es besteht kein Verkehr durch die Demarkationslinie, die selbst vielmehr ein abstrakter Begriff und beinahe nirgends auf dem Terrain vermarkt ist, die Eisenbahnlinien sind unterbrochen, Waren und Menschen dürfen diese Linie nicht überschreiten. Und sie ist nicht weniger als 400 Kilometer lang. Alle Bemühungen Polens laufen jetzt dahin, Litauen zu zwingen, in der einen oder anderen Weise den durch den Handstreich des Generals Zeligowski geschaffenen territorialen Status anzuerkennen.

Ein in Polen gefälschter Brief, der angeblich von in Litauen in ein Konzentrationslager gesperrten dreißig polnischen Schullehrern stammen soll, wurde im Oktober des vorigen Jahres als Vorwand benutzt, um das ganze litauische Schulwesen in Wilna zu zertrümmern und die kulturelle Arbeit der dortigen Litauer unmöglich zu machen. Das litauische Lehrerseminar in Wilna mit etwa 300 Schülern nebst 45 anderen litauischen Schulen sind plötzlich als Repressalien gegen frei erfundene Taten der litauischen Regierung im Wilnagebiet geschlossen, eine ganze Anzahl von litauischen Geistlichen und Intellektuellen wegen angeblicher staatsfeindlicher Betätigung ins Gefängnis geworfen, 13 andere aus Wilna ausgewiesen worden, obwohl sie polnische Staatsangehörigkeit besaßen. Alarmierende Nachrichten von polnischen Truppenkonzentrationen längs der Demarkationslinie kamen nach Kowno, und Marschall Pilsudski hat selbst in seinem berühmten Interview erklärt, er hätte eine schlaflose Nacht gehabt, da er überlegte, ob er gegen Litauen mobilisieren solle oder nicht (!). Dies alles hat die litauische Regierung veranlaßt, die Aufmerksamkeit des Völkerbundsrates gemäß Artikel 11 der Völkerbundstatuten auf die bedrohliche Situation zu lenken und diese Frage auf die nächste Tagung des Rates zu bringen.

Nach langwierigen privaten Verhandlungen hat der Völkerbundsrat am 10. Dezember 1927 den von dem holländischen Vertreter van Blok-

land ihm unterbreiteten Bericht und eine Resolution angenommen, derzufolge:

1. Polen sich verpflichtet,
   a) die politische Unabhängigkeit und die territoriale Unantastbarkeit des litauischen Staates anzuerkennen und zu achten;
   b) den ausgewiesenen litauischen Intellektuellen zu gestatten, in die Heimat zurückzukehren;
2. das Minderheitsverfahren unverzüglich in Lauf gesetzt werden soll bezüglich der geschlossenen litauischen Schulen und der Behandlung des litauischen Elements im Wilnagebiet;
3. Litauen erklärt, daß es sich nicht mehr als im Kriegszustande mit Polen befindlich betrachtet, und
4. der Rat den beiden Regierungen Anknüpfung unmittelbarer Verhandlungen empfiehlt, die den beiden Ländern das gute Einvernehmen sichern soll, von dem der Frieden abhängt.

Gleichzeitig erklärte der Völkerbundsrat, daß die Fragen, in welchen beide Regierungen einen entgegengesetzten Standpunkt einnehmen, durch diese Resolution nicht berührt werden sollen. *Als solche Frage ist in dem Berichte die Wilnafrage ausdrücklich erwähnt.*

Die vom Völkerbundsrat empfohlenen unmittelbaren litauisch-polnischen Verhandlungen begannen am 30. März 1928 in Königsberg. Die polnische Delegation hat vorgeschlagen, folgende Fragen auf die Tagesordnung zu setzen:

1. Kleiner Grenzverkehr,
2. Eisenbahnverkehr,
3. Post- und Telegraphenverkehr,
4. Transit.

Die litauische Delegation, die vom Ministerpräsidenten Prof. Voldemaras geführt wurde, hat das von der polnischen Delegation vorgeschlagene Programm wie folgt ergänzt:

1. Sicherheitsfrage,
2. Ersatz für die durch den Handstreich des Generals Zeligowski verursachten finanziellen Schäden.

Die Konferenz beschloß dann, drei Kommissionen zu ernennen, die in Berlin, Kowno und Warschau tagen und die Regelung der oben bezeichneten Fragen vorbereiten sollten.

1. Die Kommission, die in Berlin tagte, hat einen Entwurf eines provisorischen Abkommens paraphiert, das die Bewirtschaftung der durch die Demarkationslinie — im Abkommen ligne administrative genannt — durchschnittenen Grundstücke regelt.

2. Die zweite Kommission befaßte sich mit den Verkehrs- und Transitfragen und ist zweimal in Warschau zusammengetreten. Die litauische Delegation konnte die polnischen Entwürfe der Abkommen, betreffend den Eisenbahnverkehr, Post, Telegraph und Transit, nicht als

Diskussionsbasis annehmen, weil diese den Verkehr nicht nur mit Polen, sondern auch mit dem von Polen besetzten Wilnagebiet regeln sollten, die Demarkationslinie als Grenze zwischen beiden Staaten bezeichneten und litauische Städte und Eisenbahnstationen jenseits der Demarkationslinie, wie Wilna, Orany, Trokischki, Nowo-Svenciany u. a. als polnische Grenzstationen aufführten. Als die Kommission zum zweiten Male in Warschau zusammentrat, hat die litauische Delegation eigene Abkommenentwürfe vorgelegt, die den Rahmen der Völkerbundresolution vom 10. Dezember 1927 nicht überschritten und eine praktische, den bestehenden politischen Verhältnissen angepaßte Regelung des Eisenbahn-, Post- und Telegraphenverkehrs boten. Leider sind die litauischen Vorschläge von der polnischen Delegation nicht angenommen worden, wahrscheinlich, weil sie nicht die Anerkennung des Raubes von Wilna durch Litauen enthielten.

3. Die Sicherheitskommission, die sich auch mit der finanziellen Liquidierung der Vergangenheit befaßte, tagte in Kowno. Polen hat einen Entwurf eines Nichtangriffsvertrages und eines Schieds- und Vergleichsvertrages vorgelegt, die weder die besondere politische Lage, noch die ausdrückliche Reserve, die in der Resolution des Völkerbundsrates vom 10. Dezember 1927 enthalten ist, berücksichtigen und von Litauen sogar eine ausdrückliche Anerkennung der gewaltsamen Annexion des Wilnagebiets verlangen. Für alle Zukunft sollte, den polnischen Vorschlägen gemäß, auch einer friedlichen und schiedsgerichtlichen Regelung der strittigen territorialen Frage die Tür verschlossen werden. Daß diese Vorschläge nicht in Einklang mit der bekannten Resolution des Völkerbundes zu bringen waren, ist einleuchtend. Es ist daher selbstverständlich, daß unter solchen Umständen Litauen es auch abgelehnt hat, sie als Grundlage für Verhandlungen anzunehmen. Es genügt zu bemerken, daß auch der Berichterstatter im Völkerbundsrate, der holländische Außenminister Beelarts van Blokland, die polnischen Vorschläge unannehmbar für Litauen fand, obwohl er auch den litauischen Standpunkt nicht restlos billigte. Der litauische Vorschlag, der dahin ging, das strittige Wilnagebiet aus dem zu regelnden Fragenkomplex auszunehmen und eine 50 Kilometer breite entmilitarisierte Zone in diesem Gebiete zu schaffen, ist leider von Polen nicht angenommen worden.

V.

Das letzte Wort sollte von der litauisch-polnischen Konferenz, die zum zweiten Male in Königsberg am 3. November 1928 zusammentrat, gesprochen werden. Die Konferenz hat die Berichte der drei Kommissionen entgegengenommen, die beiden Delegationsführer — der litauische Ministerpräsident Prof. Voldemaras und der polnische Außenminister Zaleski — zeichneten das von der Berliner Kommission ausgearbeitete Abkommen zur Regelung des lokalen Verkehrs an der litauisch-polnischen administrativen Linie, und auf Vorschlag der

litauischen Delegation hat die Konferenz ein engeres Komitee gebildet, das versuchen sollte, die noch divergierenden Standpunkte der beiden Delegationen zu versöhnen. Die litauische Delegation hat in der ersten Sitzung dieses Komitees erklärt, daß, wenn polnischerseits verlangt werde, entgegen den Bestimmungen der Genfer Resolution auch das Streitgebiet in die zu regelnden Verkehrs- und wirtschaftlichen Fragen einzubeziehen, und Litauen auf diese Weise ein großes politisches Opfer bringe, auch Polen eine politische Konzession machen und dem Wilnagebiet bis zur endgültigen Regelung des Konflikts einen besonderen Status unter internationaler Garantie sichern müsse. Als solche Möglichkeit von der polnischen Delegation abgelehnt wurde, schlug die litauische Delegation vor, das Programm enger zu machen, es der Völkerbundsratsresolution anzupassen und die Verhandlungen wegen des Warenaustausches und der Öffnung des Memelstromes für Holzflößerei fortzusetzen. Dieser litauische Vorschlag ist von der polnischen Delegation angenommen worden, obwohl sie Vorbehalte wegen der Öffnung des Memelstromes machte. Die Verhandlungen sollen demnächst zwischen den beiden Regierungen beginnen.

VI.

Die zweite Königsberger Konferenz hat, wenn auch nicht alle Erwartungen befriedigt, so doch wenigstens mit einem Teilerfolg am 7. November 1928 ihre Tagung geschlossen. Ein Abkommen — das erste von solcher Bedeutung seit 1920 — ist von den Außenministern Litauens und Polens unterzeichnet worden; ferner sind Vereinbarungen getroffen worden über die Fortsetzung der wirtschaftlichen Verhandlungen. Eine neue Ära in den litauisch-polnischen Beziehungen scheint sich Bahn brechen zu wollen.

Am 10. Dezember 1928 tritt der Völkerbundsrat zusammen. Der spanische Vertreter, Botschafter Quinones de Leon, wird Bericht über den jetzigen Stand der litauisch-polnischen Verhandlungen erstatten. Der Rat soll feststellen, ob die Ergebnisse der unmittelbaren Verhandlungen greifbar sind. Im verneinenden Falle soll er nach neuen Mitteln suchen, die ihm geeignet scheinen, das gute Einvernehmen zwischen Litauen und Polen herbeizuführen. Als solches Mittel hat der Bericht des Herrn Blokland einen Sachverständigenausschuß in Aussicht genommen, der die Schwierigkeiten, auf die die unmittelbaren litauisch-polnischen Verhandlungen gestoßen sind, und die Frage, ob und inwieweit durch den litauisch-polnischen Konflikt die Rechte dritter Staaten verletzt werden, prüfen sollte.

Ohne den Beschlüssen des Völkerbundsrates irgendwie vorgreifen zu wollen, will ich mir erlauben, meine Meinung darüber folgendermaßen zu formulieren:

Der Schwierigkeiten, auf die die litauisch-polnische Konferenz gestoßen ist, sind sich beide Delegationen bewußt; eine erneute Prüfung

dieser Schwierigkeiten wird kaum etwas Neues ergeben, denn sie werden solange bestehen, solange die Wilnafrage nicht eine Lösung erfahren hat, die auf der festen Grundlage des Rechts und der Gerechtigkeit beruhen wird und der Litauen und Polen zustimmen würden. Ferner läuft der Versuch, die besagte Prüfung auf die angeblichen Rechte dritter Staaten, die sich bis jetzt gar nicht gemeldet haben, auszudehnen, Gefahr, eine ernsthafte Kontroverse bezüglich der Kompetenzgrenzen des Völkerbundsrates aufzuwerfen. Der Völkerbundsrat kann sich nur mit einem politischen Konflikt beschäftigen, wenn er regulär entsprechend seinen Statuten von einem Mitgliede des Völkerbundes oder auch einem Nichtmitgliede (Art. 17) mit der Beilegung betraut wird. Daß aber der Völkerbundsrat von sich aus befugt sein sollte, bei allen möglichen Konflikten Untersuchungen vorzunehmen, ob und inwieweit durch diesen Konflikt die Interessen dritter Staaten verletzt sind, scheint mindestens sehr fraglich zu sein. Alles, was unter den gegebenen politischen Verhältnissen zu regeln möglich war, haben die unmittelbaren litauisch-polnischen Verhandlungen getan. Der Völkerbundsrat würde also, meines Erachtens, gut tun, wenn er sich darauf beschränken würde, von dem Ergebnis der bisherigen litauisch-polnischen Verhandlungen Kenntnis zu nehmen und seine besten Wünsche für den Ausgang der in Aussicht genommenen direkten Verhandlungen, betreffend den Warenaustausch und die Öffnung des Memelstromes, auszusprechen.

Das weitere soll der wohltuenden Wirkung der Zeit und der politischen Einsicht derjenigen, die die Geschicke Litauens und Polens lenken, überlassen werden.

Krieg und Frieden.

Von *Emil Ludwig.*

„Wir bestrafen Mord und Gewalttat des einzelnen, aber der Mord eines ganzen Volkes gilt für eine ruhmreiche Tat."

Seneca.

I.

Hoch steht auf seinem Streitwagen der schöngebildete Jüngling und schwingt sein Schwert. Glänzend eilen in langen Zügen die Männer heran, nackt in ihren Fellen, halb in Eisen, und wie sie mit vorgebeugtem Körper die Pfeile auf die Sehne legen, wie andere mit zurückgebogenem Leibe den Speer in der Rechten wiegen, wie sie mit Keule und Axt, mit dem Eisen und schließlich fessellos, mit ringenden Armen einander bekämpfen, verwunden und töten, da dringt ihr Lebensfeuer aus allen Poren, Jugend und Männlichkeit, der Wille zur Tat und der Rausch des Siegers: alles strömt zusammen, um dem Betrachter einen Helden vorzuführen.

Denn nicht in Blut und Sein ragen sie so vor uns, sondern in Marmor und Bronze, in Dithyramben und Rhapsodien hat die Kunst das Bild der Helden geformt und zuweilen unter die Götter versetzt. Waren die Götter denn mehr als heldische Menschen? Ein wenig mehr, aber was der antike Mensch an ihnen liebte und fürchtete, das war ein heldisches Gebaren, das er von seinen Siegern nahm und übertrug. Damals folgte kein Photograph dem Krieger ins Feld, und so konnten die Erzählungen der Skeptiker, wie alles sich in Wahrheit zugetragen, besser überhört und leichter vergessen werden. Auch trug sich dieser Kampf zwar nicht in den Formen zu, wie der Zentaurenfries von Pergamon oder die Metopen von Selinunt ihn formten, aber in dem großartigen Zweikampf des Homerischen Realismus. Eine Welt, die Körperkraft und Schönheit höher schätzte als Mitgefühl und Großmut, ein Erdteil, bestehend aus vielen kleinen Ländern, die einander nicht kannten, besuchten oder benachrichtigten, lauter insulare Gruppen, die den Unbekannten überm Meer oder über den Bergen fürchteten und wegzuhalten suchten, Söhne und Enkel abergläubischer Natur-

menschen, die nur sich, die Sonne und die Gestirne kannten: so brauchten diese alten Völker die Waffen, wenn sie einen Tag auf die Landstraße, und erst recht, wenn sie in fremde Länder kamen. Kampf und Krieg waren ihnen seit Urzeiten Notwendigkeit, waren einen jeden neuen Tag zu erwarten, darum wurden sie in Bild und Wort geheiligt, und der Held wurde geehrt. Konnte nicht ein einziger starker Jüngling einen ganzen Staat von Sklaverei erretten?

Diese Stärksten, unterstützt von klugen Freunden oder Dienern, breiteten ihre Macht durch Drohungen und Geschenke, durch Brot und Ämter aus und begannen aus Klugheit früh, den Dienst der Vielen, die sie im Kampf mit fremden Konkurrenten brauchten, das Opfer fremden Lebens zum Schutze ihrer Macht als Heldentaten zu rühmen. Denn der Mann riskiert um Geld und Gut alles, was er besitzt; das Leben selber aber wagt er freiwillig nur in einem romantischen Rausch, der ihm immaterielle Güter verspricht, Ehre und Liebe; das Weib will er besitzen, den Mann will er überbieten, dafür wagt er sein Leben. Vor Tausenden als der Tapferste zu glänzen, die Siegerbinde um die Stirn, durch das Rufen der Menge hindurchgetragen in eine festliche Heimat einzuziehen: solche Hoffnung schlägt die natürliche Todesfurcht in ihm nieder, denn eine übermenschliche Lebensfreude scheint nur dem zu winken, der die menschliche aufs Spiel setzt.

Es war und es ist noch heute für kluge Könige oder Tribunen leicht, durch Vorspiegelung des Lorbeers Männer zur Einsetzung ihres Lebens zu verführen. Ein paar Ideale sind leicht gefunden, man nennt sie Nation, Ehre, Vaterland. Was bedeuten uns heute diese Begriffe?

II.

Solange die Könige ihre Kriege von gemieteten und bezahlten Truppen führen ließen, war daran nichts unmoralisch oder unpraktisch. Starke und verwegene Männer, Abenteurer, die weder durch Religion noch durch eine Aufgabe noch durch den Wunsch nach Ordnung oder Häuslichkeit sich gebunden fühlten, ergriffen das Handwerk des Krieges, wenn sie nicht Seeleute wurden. Ihre große Zeit war die Renaissance, aber bis vor hundert Jahren kämpften Generale und Soldaten meist auf seiten und für die Interessen dessen, der sie am besten bezahlte. Der Vorwand und die Scheinheiligkeit von höheren Zwecken war noch nicht erfunden, und wenn sie im Mittelalter nicht gerade auf seiten der Türken fochten, so waren sie nur durch ihre allgemeine Stimmung als Christen beschränkt, es kämpfte Europa gegen Asien. Später, im Dreißigjährigen Kriege, hinderten die Streitpunkte des Glaubens, die dem Kriege zugrunde lagen, niemand, gerade da zu kämpfen, wo es für ihn lohnte; nirgends hat der Zynismus der Gelegenheit zum Verdienen, Rauben und Raufen, unumschränkter geherrscht, als in den Religionskriegen, in denen beide Parteien Gott auf

ihr Panier schrieben. Damals war Tapferkeit eine Ware, die man dem Meistbietenden verkaufte, Tilly war Belgier, Piccolomini Italiener, Wallenstein fiel durch schottische und irische Söldner. In der Schlacht bei Rheinfelden ist das kaiserlich deutsche Heer von dem Franzosen Mercy, das französische von dem deutschen Herzog Bernhard von Weimar angeführt worden.

Solange man Sklaven oder arme Leute durch die Gewalt des Herrn oder des Reichtums zu Kriegsdiensten gewann oder verführte, konnte man nur eine Gesellschaftsordnung anklagen, die die Sklaverei erlaubte, oder eine Gefühlswelt, die Rohheit und Anarchie einem blühenden Leben vorzog. Dabei entstand das Paradoxon, daß das Christentum die Neigung zu Kriegen erhöhte, statt sie zu verhindern.

Der antike Mensch lebte mit und unter den Göttern, die ihm Kraft, Schönheit und Rivalität vorführten, der Christ unter einem Gotte, der ihm dies alles verbot. Die Antike unterdrückte keinen ihrer natürlichen Triebe, das Christentum preßte sie zusammen, drohte Strafe im Jenseits an und verstopfte so den Strom einer natürlichen Streitlust, die in jener Zeit aus der Not entstand und für die man seine Kinder erziehen mußte.

Lange bevor eine allgemeine Zivilisation, bevor der Rechtsschutz die Gewalt als Notwendigkeit verdrängte, war durch die Kirche dem zu einer allgemeinen Menschen- und Nächstenliebe erzogenen Europäer die offizielle Gelegenheit genommen, seinen natürlichen Trieben zu folgen, ihm blieb nur Kampf und Krieg. Durfte man dann gar noch im Namen Gottes morden, so gewann das Abenteuer einen doppelten Reiz, und es waren durchaus nicht die niedrigsten Charaktere, die damals die Waffen führten, um sich auszuleben; Glaube und Aberglaube wirkten mit, um auch den christlichen Krieg zu rechtfertigen.

Denn da der mittelalterliche Mensch Gott als die Quelle des Rechtes empfand, brauchte der Priester seine Deutung dieses Rechts nur zu stabilisieren, und sie wurde geglaubt. Ein Zivilprozeß, der auf Gottesbeweise und Gottesurteile hinauslief, ließ sich leicht auf das Leben des Volkes projizieren, und wirklich wurde in jenen Zeiten eine Niederlage als ein Gottesurteil empfunden; erst seit die Vernunft sich immer stärker an die Stelle des Glaubens gesetzt hat, im 17. und 18. Jahrhundert, mußte die moralische Begründung des Krieges leiden. „Auch wenn es keinen Gott gäbe, das Naturrecht wäre dennoch da", schrieb Hugo Grotius. Im 19. Jahrhundert trat der Staat als Rechtsquelle überall hervor; erst das zwanzigste beginnt seine Macht durch Zusammenschluß der einzelnen Klassen und Stände wieder zu erschüttern.

Ja, wir erleben heute einen Kampf der Ideen wie vor fünfhundert Jahren. Damals nahm sich der untergehende Ritter das Faustrecht und überfiel von seiner Burg aus den Kaufmann, er raubte ihm seine Waren, weil er selber früher reich und heute verarmt, früher

Herr und heute nur ein verspäteter Erbe war; der Staat war zu schwach, den Kaufmann zu schützen, den er hervorgebracht hat, dem Kaiser war die Macht entglitten, der Landesfürst war nur auf seine Familienmacht bedacht.

Heute ist der Staat, nach einer mächtigen Epoche, wiederum zu schwach, um den einzelnen zu schützen, und so kämpft Parlament gegen Genossenschaft, Diktator gegen Klasse, wieder wächst die Selbsthilfe, nur daß es diesmal die Neuen, Aufstrebenden sind, die Faustrecht üben, nicht die Dekadenz. Der Staat wird immer mehr zum bloßen Wohlfahrtsinstitute.

III.

Das *erste Argument* der Kriegsfreunde von heute ist biologisch und lautet: gesunder *Aderlaß, Darwinismus,* Kampfinstinkt, Sieg des Stärkeren in der Natur.

Obwohl die Zoologie viele Fälle gegenseitiger Hilfe unter den Tieren erzählt, verzichten wir auf diese Hilfe der Wissenschaft, räumen vielmehr den eingeborenen Kampfinstinkt im Menschen ein; wir rühmen ihn und würden eine friedliche Welt von lauter Engeln in weiß Crepe de chine, eine Welt ohne Mephisto, eine Gesellschaft ohne Kampf und Opfer wegen Langweiligkeit revolutionieren.

Aber gerade der tägliche Kampf aller gegen alle, zumindest der Kampf der Klassen gegeneinander hat seit der Abschaffung der Sklaverei solche Ausmaße angenommen, daß Konkurrenz, die neue Kampfesform, zum täglichen Aderlaß geworden ist. Wenn heute eine heidnische Wissenschaft besser als das christliche Mittelalter für die Erhaltung des menschlichen Lebens sorgt, so wirkt sie zugleich gegen ihre allzu eugenische Form, indem dieselbe Wissenschaft Verbrechen und Unfälle in gleichem Maße erleichtert und vermehrt. Von Übervölkerung hören wir alle Tage, und kein Krieg hat sie überall gemildert; von zu gutem Leben, Trägheit infolge Besitz, von zu viel Blut im Körper des Volkes hören wir, aber mit jedem Jahrzehnt weniger, und noch kein sozialer Arzt hat die Notwendigkeit eines gesunden Aderlasses festgestellt.

Zweites Argument der Kriegsfreunde: *Expansion.*

In der Tat sind viele Kriege früherer Jahrhunderte von den Fürsten oder ihren männlichen und weiblichen Beratern angefangen worden, weil ein Land durch Heirat und Erbfall an ein Gebiet fallen sollte, während ein drittes denselben Anspruch machte. Millionen von Menschen sind getötet worden, weil das Haus Habsburg oder Bourbon, weil die spanische oder die preußische Krone einen Zuwachs an Land prätendierte, den ihm ein anderer König streitig machte. Um ihre Hausmacht, das heißt um Sicherheit und Vermögen ihrer Kinder und Enkel besorgt, mißbrauchten Monarchen und Fürsten den Namen Gottes und

das Leben ihrer Untertanen und opferten beide, um eine Provinz mehr zu haben; je mehr der Fürst sein Land erweiterte, umso größer wurde sein Standbild. Zuweilen gewann der Handel und auch der Geist von dieser erweiterten Macht; niemand aber kann beweisen, ob der Preis das Opfer lohnte. Auf alle Fälle schloß keiner dieser Kriege mit dem Glück des erbeuteten Landes. Die Menschen, die man erobert hatte, zählte man groteskerweise nach sogenannten „Seelen", während man besser Körper sagen würde, denn die Seelen bleiben feindlich, wenn sie erobert, und meist gleichgültig, wenn sie zurückerobert werden.

Und was war durch einen solchen Sieg bewiesen? Die stärkere Kraft und Gesundheit eines Staates, eines Landes, wie in den alten Zeiten? Die Überlegenheit des Intellektes, die Feinheit des Geistes, ja nur die Größe der Mittel? Die meisten und gerade die größten Kriege der Neuzeit waren vielmehr Koalitionskriege, und wer mit größeren Versprechungen, mit geschickteren Lügen, mit gewagteren Kompensationen die besseren Genossen fand, der siegte meistens über schwächere Kräfte; wo aber diese siegreich blieben, war ihr Land, wohl auch die Klugheit eines Führers, niemals aber war die echte und allgemeine Überlegenheit eines Volkes über das andere Volk der tiefere Grund des Sieges. Nicht bloß zur Zeit der Hunnen haben kulturlose Völker die höher gebildeten besiegt; je weiter wir uns von der Form der rohen Gewalt entfernen, umso paradoxer wird das Streben der Kulturvölker nach einer möglichst großen Gewalt.

Diese Verehrung hat aber nicht erst mit dem Christentum, sondern seit Sokrates und schon vor ihm abgenommen, denn der Primat des Geistes hat sich unabhängig von allen jüdisch-christlichen Grundsätzen, zum Teil im Gegensatz zu ihnen, entwickelt; wer den Verstand über die Kanonen und das Schwert unter den Geist stellt, hat damit die christlichen Gedanken durchaus nicht angenommen; er kann als Heide oder als Chinese leben und sterben.

IV.

Das *dritte Argument* der Kriegsfreunde: *Förderung der Wirtschaft* im Siegerlande, ist durch den letzten Krieg zerfetzt worden, wie eine Fahne, die im Festzug glänzte, im Gewitter aber zugrunde ging. Was Norman Angel einige Jahre vorher prophezeit und sogar errechnet hatte, hat sich bestätigt, und mehr als dies. Man hat gesehen, daß ein hundertprozentiger Sieg den Sieger nicht reicher, sondern ärmer machte, und sogar Amerika, das berufen schien, am meisten zu gewinnen, verlor in diesen Kriegsjahren mehr, als es in den Jahren der Neutralität gewonnen hatte; soweit es heute reich ist, ist es das trotz seiner siegreichen Teilnahme am Kriege. Die europäischen Zahlen hat jeder am eigenen Leibe erlebt: In Paris bezahlte der Arbeiter (in Gold gerechnet) vor dem Kriege 18 Franken monatliche Miete und 30 Centimes

für ein Kilo Brot. Nach dem Siege 72 Franken Miete und 125 Centimes für dieselbe Wohnung und für dasselbe Brot.

Sind alle jene Wirtschaftsführer, die in mehreren Ländern zum Kriege gedrängt haben, also Dummköpfe gewesen? Im Gegenteil, sie waren zu klug. Sie dachten, wer Kanonen, Kugeln oder Schiffe macht, wird reich, aber sie vergaßen, daß in unserem Jahrhundert niemand mehr auf Kosten anderer Völker auf die Dauer reich bleiben kann. Am gefährlichsten Punkte Europas, dort, wo die beiden sogenannten „Erbfeinde" aneinanderstoßen, gerade in jener Gegend, die durch vier Jahre Kampf physisch und moralisch am stärksten erschüttert war, haben sich gleich nach Kriegsende zuerst die führenden Wirtschafter getroffen, um sich so schnell wie möglich wieder zu einigen. Schon vor dem Kriege waren sogar die Waffenlieferanten so grotesk verteilt, daß schließlich die Türken auf die Franzosen aus französischen, die Italiener auf die Deutschen aus deutschen Kanonen schossen; kaum aber war es vorbei, so taten sich das Eisen, die Kohle, das Kali Deutschlands und Frankreichs zu gemeinsamem Wirken und Verdienen zusammen, die sich vier Jahre lang mit Geschossen und Gasen zu vernichten gesucht hatten.

Wo war die alte Feindschaft geblieben? Hatte man endlich entdeckt, daß die Kohlenflöze und die Kalifelder, unbekümmert um die Grenzlinien der Verträge und der Kongresse, unter der Erde weitergehen, und daß man einander nicht dort bekämpfen sollte, wo man nur verbunden reicher werden kann? Warum kam diese Erkenntnis so spät?

Weil die Bedingungen neu sind und die große Probe aufs Exempel mit negativem Ausgange von den Praktikern gemacht werden mußte, während die wenigen übernationalen Denker sie längst auf dem Papier gelöst hatten. Früher konnte man freilich Geld, Kohle oder Petroleum durch Eroberung nahezu monopolisieren; heute hat die Wissenschaft solche Möglichkeiten zerstört. Denn erstens erfindet sie immer genau das, was die Menschheit gerade braucht, und würde im Augenblick, wo aller Gummi in der Hand eines Staates wäre, einen Ersatz komponieren, wie das heute schon Edison und auch Deutschland versuchen; zweitens erhebt sie sich ebenso rasch über die Elemente, wie sie zu ihnen zurückkehrt, wie das Beispiel der durch Wasserkraft entbehrlich gemachten Kohle beweist; drittens aber hat sie alle Grenzen überflogen und die früher weit entfernten Rohstoffe und Wirtschaftsbereiche in solche Nähe zueinander gerückt, daß man sie auf die Dauer so wenig verteidigen kann, wie heute noch irgendeine feste Stadt im Innern eines Landes oder selbst eine Insel mitten im Meere.

Die Wissenschaft hat zur gleichen Zeit den Krieg entgöttert, verteufelt und menschlich lächerlich gemacht. Als Freund des Menschengeschlechtes hat vor allem die Technik die Feindschaft der Völker ad absurdum geführt, indem sie sich beiden streitenden Teilen zu gleicher Zeit hingab und schon deshalb beide zur Einigung zwang, wie ein wahllos unerschöpfliches Weib.

Auch das *vierte Argument* der Kriegsfreude: *der Heldentod,* ist im technischen Kriege von heute zu einer Fratze geworden. In den Reiterattacken Friedrichs des Großen, ja noch bis zu den Schlachten des Siebziger Krieges, konnte der mit verhängten Zügeln vorwärts galoppierende Reiter das Lustgefühl eines Jünglings haben, der sein Leben wagte, um persönlichen Ruhm zu ernten; heute könnte solcher Ehrgeiz nur noch ein paar hundert Flieger oder Unterseebootleute anspornen. In keiner Schlacht des Weltkrieges hat ein einzelner wie früher eine Entscheidung herbeigeführt, und wenn er es getan hat, ist er unbekannt geblieben.

Niemand leugnet die Rolle, die noch heute das moralische Element im Felde spielt, jeder weiß, daß nur eine zur Ausdauer entschlossene Truppe Vorteile erzielt. Aber die Chance, persönlich durch List oder Mut, wie noch vor fünfzig Jahren, eine Schlacht zu entscheiden, ist verschwunden, seit das Material entscheidet, die Kriegsmaschine regiert und der Mensch zu ihrem Diener degradiert wurde. Noch immer gibt es einen Nahkampf, noch immer können Positionen durch den Zwang oder die Gewalt einer kleinen Truppe gehalten werden; die Entscheidungen aber werden hundert Kilometer hinter der Front, in einem Zimmer am Telephon getroffen und fünfzig Kilometer weiter nach vorn in einer Zelle, etwa von einem Artilleriehauptmann, geleitet. Die persönliche Führung der Schlacht ist einer entfernten, maschinellen gewichen, genau wie bei allen anderen Handwerken. Seitdem man über 200 Kilometer und über Gebirge wegschießen kann, seit man eine Stadt im Herzen des feindlichen Landes nicht mehr durch vorrückende Truppen einnehmen muß, sondern durch überfliegende Geschwader mit Gas vernichten kann, seit der Krieg nicht mehr von Männern gegen Männer, sondern von Maschinen gegen Frauen und Greise geführt wird, seit die Physik an die Stelle eines Schicksalsboten, die Chemie an die Stelle einer Attacke, die Statistik an die Stelle eines Aufrufes, die Spannung in Volt an die Stelle der moralischen Spannung, der Zwang an die Stelle des Opfermutes getreten ist, seit jede Truppenlinie ein System von Festungen und ganze Länder eine einzige Festung geworden sind, seit der Krieg, zuerst ein Zweikampf, dann ein Rittersport, dann ein Handwerk, zum Schicksal ganzer Völker wurde, in dem Millionen drinnen im Land von Bomben, Gas und Hunger vernichtet werden: seitdem ist der Heldentod eine Lüge, ist jede Lockung zu kriegerischem Lorbeer ein Verbrechen geworden.

V.

Fünftes Argument der Kriegsfreunde: *die Nation, das Vaterland.* Wie schön war das Römerreich: vom Ebro zum Euphrat! Wie groß war das Reich der Kalifen! Seit im 5. Jahrhundert die Barbaren das römische Imperium überschwemmten und zerteilten, haben sich die Nationen Europas gebildet; und doch verschwand noch ein Jahrtausend

lang jeder nationale Gegensatz so sehr vor dem des Glaubens, daß Dante einen deutschen Kaiser als Erlöser begrüßen, Petrarca einen anderen herbeirufen konnte. Die Reformation erzeugte in Deutschland die ersten Zeichen des Patriotismus, und die Hussitenkriege bedeuteten vielleicht die erste große nationale Bewegung. Seit im Mittelalter England national geworden, haben sich Frankreich, Spanien und andere Nationen gebildet. Unter Napoleon, der in demselben Regiment verschiedene Nationen vereinigte, gab es für einen Augenblick so etwas wie ein europäisches Vaterlandsgefühl.

Erst im 19. Jahrhundert zersplitterten sie sich mehr und mehr: die griechische Nation befreite sich von den Türken, die italienische von den Österreichern, die belgische von den Holländern, die Skandinavier gingen auseinander, die Balkanvölker entdeckten sich: Nationalstaaten bildeten sich überall, und den meisten gelang es. Aber Iren und Polen blieben in dem verhaftet, was sie als Fremdherrschaft empfanden, und die beiden großen Kaiserreiche, Habsburg und die Türkei, vereinigten noch viel mehr Völker untereinander.

Diese Nationen haben teils vor, teils nach der Begründung ihr Nationalgefühl entdeckt und gepflegt, sie haben angefangen, sich dessen zu rühmen; solange ein Stamm, eine Familie unterdrückt ist, begreift man, daß sie sich ihrer Stärke rühmen; sind sie frei, so wird man es von keinem Privatmann sehr fein finden, wenn er selber laut die Familie preist, aus der er stammt. Bei Völkern scheint dies Spiel erlaubt, eine private Unsitte ist zur öffentlichen Sitte geworden. Als die Machthaber der jungen Nationen das Nationalgefühl brauchten, fanden sich freilich auch überall Professoren, die es bewiesen. Daher haben bulgarische Gelehrte in Mazedonien 1,1 Millionen Bulgaren und nur 700 Serben gefunden, während serbische Gelehrte in demselben Lande zur selben Zeit zwei Millionen Serben und 57 000 Bulgaren, die Griechen wiederum keinen einzigen Serben fanden.

Bald begann eine große Inventur in Rassen in dem Warenhause Europa, wobei, je nach Wunsch, alle Rassen zu ihrem Recht kamen, nur immer in verschiedenen Ländern. Man wußte nicht oder verheimlichte es, daß es reine Rassen nach einer zweitausendjährigen Verschiebung in Europa nicht mehr gab, und daß die einzige, ziemlich ungemischte Bevölkerung auf der Insel Island sitzt, weit draußen im Meer, wo seit tausend Jahren dieselben skandinavischen Einwanderer leben. Obwohl es also weder reine Rassen gab, noch gottgewollte Nationen, sondern nur politisch erwünschte Zusammenfassungen, wurden dennoch Nationalgefühle überall gezüchtet und um einige Lieder und Gebräuche so geschickt gruppiert, daß sogar die acht sich meist hassenden Nationen Österreichs und die achtundvierzig einander fremden Nationen Rußlands je ein österreichisches und ein russisches Nationalgefühl aufbrachten.

Beiden macht das *sechste Argument* der Kriegsfreunde, die gemeinsame *Sprache,* die man durch einen Sieg gewinnen soll, bedeutende Schwierigkeiten. Warum wurde in den russischen Ostseeprovinzen deutsch, in Deutsch-Masuren polnisch gesprochen? Warum reden die Basken und die Bretonen ein gemischteres Französisch als die Kanadier im englischen Quebec? Wie kommt es, daß sich die Leute der Grenzländer trotz wechselseitiger Eroberung nicht zu einer reinen Sprache entschließen können, sondern ein Kauderwelsch, wie das Elsässische, vorziehen? Und wie ist es andererseits möglich, daß sich ein paar Dutzend Völker in den Vereinigten Staaten zusammen finden und auf eine Sprache so schnell einigen, daß die Söhne der italienischen oder polnischen Auswanderer die Sprache ihrer Mütter nicht mehr verstehen? Wo Sprachen verboten werden, werden sie erhalten, der Auswanderer aber vergißt sie schnell.

Es scheint also, daß die Landessprache von den Umständen abhängt, nicht von irgendeinem Nationalgefühl, daß aber dieses sich unter freiwilligen und sogar unter unfreiwilligen Emigranten wie in Amerika entwickelt, wenn die Sprache sie einigt. Es scheint, daß die Gemeinschaft des Bodens, der Sprache, der Interessen gewisse kollegiale Gefühle erzeugt, aber nicht in gemeinsamer Feindschaft nach außen, sondern in gemeinsamer Freundschaft nach innen sich darstellt. So fanden während des Weltkrieges in Holland Überläufer vieler Länder zu einander, während ihre Brüder drüben sich aus Nationalgefühl zerfleischten.

In der Tat leben solche Gefühle in einzelnen und nicht in den schlechtesten. „Italien ist eine Religion!" rief Mazzini, und vergebens erwiderte ihm Bakunin: Italien bestehe aus fünf Nationen, den Klerikalen, den Großbürgern, den Kleinbürgern, den Arbeitern, den Bauern. „Gott offenbarte sich zuerst den Engländern", sagte man kurz vorher in England, und Wilhelm II. war aufrichtig überzeugt, daß Gott „mit seinen Deutschen etwas Besonderes vorhabe". Überall standen im Kriege und vorher Dichter und Gelehrte auf, die riefen, hier sei das Auserwählte Volk, und als man schließlich unter dem Dröhnen der vereinigten Kanonen den deutschen, englischen, französischen oder russischen Gott anrief, glaubte anfangs die Menge überall an die Wahrheit; selbst Gustav Hervé glaubte es, der nur ein Jahr vorher als der erste die Negation des Vaterlandes als Dogma stabiliert und erklärt hatte, keines der heutigen Vaterländer sei auch nur einen einzigen Blutstropfen eines Arbeiters wert. Alle erlagen rasch der Suggestion, fast alle, die Großmächte besonders waren von ihrem Gottesschutze überzeugt, während man sich über den bulgarischen, portugiesischen oder montenegrinischen Gott etwas lustig machte, als ob der christliche Gott nicht gerade mit den Schwachen wäre.

Eines der romantischen Nebenmotive der Nationalisten, das wir

nicht erst numerieren, ist der Wunsch, *„die Volkseigenart"* erhalten zu sehen, die durch internationalen Zusammenschluß leide; die Tänze, Lieder, Trachten der alten Zeit müßten, heißt es, sonst untergehen. Wenn man bedenkt, daß heute derselbe Kragen von Katholiken, Mohammedanern und Konfuzianern in drei Erdteilen getragen, derselbe Geschäftsbrief von Alaska bis nach Honolulu geschrieben, dieselben Konserven von Weißen und Negern gegessen werden, so wundert man sich über diese Gefühle der Volkstümlichen, die noch immer glauben, Europa sei ein Trachtenfest, und die Erhaltung einiger Stammesgewohnheiten bei Kirchgang oder Schützenfesten sei wichtiger als die Erhaltung von tausend Menschenleben.

Schließlich ist den um Eigenart, Rasse und Sprache Besorgten zu erwidern, daß wir heute keine horizontale, sondern eine vertikale Völkerwanderung erleben. Nicht die Längsschnitte, die Europa in Nationen, sondern die Querschnitte, die es in Klassen zerlegen, ergeben das Diagramm des Jahrhunderts, und wer das Vexierbild erkennen will, muß heute schräg von unten heraufsehen, nicht aber senkrecht von oben herunter.

VI.

Die *„Ehre der Nation"* ist das *siebente Argument* der Kriegsfreunde. Es ist das gefährlichste und das dümmste, darum leuchtet es jedermann ein: es führt direkt in das Problem des Vaterlandes. „Die Vaterlandsliebe ist bestenfalls eine heroische Schwäche", sagte Lessing; aber Goethe ging noch weiter, denn er schrieb an Schiller: „Der Patriotismus sowie ein persönlich tapferes Bestreben haben sich so gut wie der Aristokratismus und das Pfaffentum überlebt." Diese kühnste deutsche Formulierung wurde von französischen begleitet. „Die Welt ist das Vaterland, die Menschen sind meine Brüder", hatte Payne geschrieben, und Mirabeau hatte in der Nationalversammlung von 1790 ausgerufen: „Ich schlage Euch vor, die Minister oder Agenten, die einen Angriffskrieg unternommen haben, als Verbrecher zu verfolgen! Die Zeit wird ohne Zweifel kommen, da Europa eine einzige Familie sein wird. Nur die Schwäche ruft nach dem Kriege!" Gleichzeitig sagte der General Washington: „Mein größter Wunsch ist: den Krieg, diese Schande der Menschheit, von der Erde verbannt zu sehen."

Die Ehre der Nation — zuweilen auch *Prestige* genannt — ist das Korrelat zum Heldentod: beide sind erfunden worden, um ruhige, vernünftige Menschen zu jenem Furor hinzureißen, ohne den man keinen Sturmangriff machen kann. Seit die Verteidigung des Kreuzes oder der Kampf um die rechte Auslegung von Gottes Wort niemand mehr zum Kampfe hinreißt, weil jeder den anderen glauben läßt, was er mag, seit der Nationalstaat an die Stelle des Gottesstaates getreten ist, hat man die Ehre der Nation erfunden. Bei allen Wandlungen, die die Ehre als Begriff in den letzten Jahrhunderten erlebt hat, ist eines

fest geblieben: daß es die Ehre eines Kollektivums nicht gibt. Als der Ritter für seine Dame mit Blumen und Bändern ins Turnier ritt und entweder fiel oder siegte, als ein verächtlicher Blick aus der Nebenloge genügte, um einen von zwei Männern zum Tode zu verurteilen, zu jener Zeit, als kein Edelmann ohne Degen ausging und die Weltgeschichte nur von Edelleuten oder Priestern gemacht wurde, da war jene Übung im echten Sinne ritterlich, und die schönsten Legenden der Menschheit würden verarmen, wenn sie jene Szenen, Aperçus und Abschiedsbriefe verlören.

Inzwischen hat die Welt erlebt, daß fast nur noch Advokaten und Journalisten, Gewerkschafter, Lehrer und Handwerker die Geschicke der Völker leiten, daß die Edelleute ihr Vorrecht verloren und nur die Priester ihren uralten Einfluß behalten haben, der Degen ist nur noch in den Museen, in der Oper und in den Treppenhäusern alter Familien zu sehen, und das Duell ist selbst in Deutschland auf die seltensten Fälle tödlicher Beleidigung beschränkt. An seine Stelle ist das Attentat getreten, die unritterliche, feige und zynische Form der Vernichtung des Gegners.

Und nun soll, inmitten dieser Verwandlung der Ehre, zu einer Zeit, wo der Ehebruch vernünftig diskutiert, verziehen oder mit Scheidung beantwortet und nur noch in altmodischen Romanen mit einer Kugel gerächt wird, zu einer Zeit, wo man sogar zu einem fremden, beamteten Richter geht, um eine Beleidigung durch Geld vom Staat zu bestrafen, also sich samt dem Beleidiger und dem Staat lächerlich zu machen: jetzt soll eine Nation in ihrer Ehre verletzt werden können, wie noch die neuesten Verträge anno 1928 es aussprechen! In Wahrheit hat sich noch niemals der Geist einer Nation in seiner Ehre gekränkt gefühlt; vielmehr hat ein Dutzend Minister und Volksredner, ein paar hundert Zeitungen haben erklärt, die Nation sei beleidigt und müsse sich rächen. Sofern diese Erklärungen nicht Masken von Angriffen waren, die man verkleiden wollte, so waren sie künstliche Suggestion und Aufreizung einiger Millionen ruhiger Bürger, von denen die meisten bei Lektüre der Beleidigung noch nicht einmal mit der Faust auf den Tisch geschlagen hatten.

Denn kollektive Ehre ist ebenso undenkbar wie eine kollektive Liebe: diese beiden subtilsten Offenbarungen des menschlichen Herzens werden immer nur vom einzelnen erlebt. Sie gleichen Sternen, die nur im einsamen Dunkel leuchten, aber beim Lichte der allgemeinen Sonne verblassen.

Wie schwach muß das Selbstgefühl einer Nation sein, wenn es durch die drohenden Reden eines benachbarten Staatsmannes, durch die Unhöflichkeit eines reisenden Königs, durch einen offiziösen Zeitungsartikel oder die Note eines auswärtigen Ministers alteriert werden kann! Wenn es wirklich in den Herzen der Menschen den sogenannten Patrio-

tismus gäbe und nicht vielmehr die natürliche Anhänglichkeit an Haus, Familie, Landschaft, Staat, die jeden kräftigen, natürlich fühlenden Mann zur Abwehr von Angriffen aufruft, so dürfte es auch keine Wehrpflicht geben; sie ist ebenso unsittlich wie die sogenannte „eheliche Pflicht" die noch die modernsten Gesetzbücher der Frau auferlegen. Die Existenz der Wehrpflicht würde allein genügen, um zu beweisen, daß die Könige, die sie vor hundert Jahren erfanden, des Patriotismus' ihrer Untertanen ebensowenig sicher waren, wie die Gesetzgeber an die Liebe in der Ehe glaubten. Deshalb zwangen eben die Könige den Bürger, ein Land zu verteidigen, das aus natürlichem Antriebe von keinem Gesamtvolke angegriffen würde, also auch nicht verteidigt zu werden brauchte.

VII.

„Stehende Heere", schrieb Immanuel Kant, „sollen mit der Zeit ganz aufhören, denn sie bedrohen andere Staaten unaufhörlich mit Krieg.... Der Friedenszustand ist kein Naturzustand, der vielmehr der Zustand des Krieges ist; er muß aber gestiftet werden.... Die bürgerliche Verfassung in jedem Staate soll republikanisch sein... Das Völkerrecht soll auf einem Föderalismus freier Staaten begründet sein. Die Idee eines Weltbürgerrechts ist eine notwendige Ergänzung sowohl des Staats- als des Völkerrechts zum öffentlichen Menschenrechte überhaupt und so zum ewigen Frieden." Zugleich mit diesen steinernen Wahrheiten erklang die melodische Stimme Voltaires: „Dans toutes les guerres il ne s'agit que de voler", und zu gleicher Zeit nannte sein Schüler Friedrich II. die Kriege „Fieberanfälle der Menschheit". Als es den Amerikanern alter Schule zuviel wurde, schlug Jefferson drüben in einem Briefe Teilung der Erde in zwei Sektionen vor: Europa, Zone der Gewalt und des Kanonendonners, und Amerika, Zone des Friedens. Fünfzig Jahre später sagte Victor Hugo: „Löscht die Grenzen aus, schafft den Grenz- und Zollbeamten ab, schickt den Soldaten fort, mit anderen Worten: werdet frei! Dann folgt der Friede nach!" Und Lamartine schreibt in seinem Manifest an Europa im Jahre 1848: „Die Welt und wir, wir wollen zur Brüderlichkeit und zum Frieden schreiten.. Nicht das Vaterland läuft die größte Gefahr im Kriege, sondern die Freien."

Aber lange vor den Exzessen dieser Dichter und Denker haben einige Staatsmänner mit praktischen Vorschlägen einen Weg freilegen wollen, wie ihn heute nur wenige zu beschreiten wagen; denn zu allen Zeiten hat die Menge das als Utopie verspottet, dessen Verwirklichung sie, sei es nur aus Gewohnheit, fürchtete. Der erste, der ein Schiedsgericht mit exekutiver Gewalt in Europa begründen wollte, war *ein Tscheche,* heraufgekommen als Politiker, Statthalter und zuletzt erwählter König: Georg von Podiebrad, der 1462, *ein halbes Jahrtausend vor Wilson,* die christlichen Nationen zu einem Parlament vereinigen

und eine internationale Militärmacht als Organ gegen jeden Friedensbrecher begründen wollte. Aber der Papst tat ihn in den Bann, und die Epoche rannte über ihn hinweg. Ein Jahrhundert später faßte Heinrich IV. in Paris einen ähnlichen Plan.

Jede Epoche großer Kriege entfacht aufs neue den Wunsch nach Frieden; die Menschen bleiben Kinder, die erst dann und nur so lange kein Zuckerzeug essen, wenn sie vom übermäßigen Naschen Bauchschmerzen haben. So wird in friedlicheren Zeiten der Wunsch nach einer Völkerordnung stets schwächer und würde ganz vergessen werden, wenn nicht einige Denker immer warnend vorträten. Unter dem Eindruck des längsten aller Kriege hat im 17. Jahrhundert der Holländer Hugo Grotius den Gedanken eines Auserwählten Volkes bekämpft, der Franzose Emeric de Lacroix schlug einen permanenten internationalen Kongreß mit Sitz in Venedig vor, der Engländer William Penn einen Staatskongreß. Dann wurde das ganze Rokoko geistig von dem Werk des Abbé St. Pierre beherrscht, der wiederum einen permanenten Staatenkongreß forderte, die Beschränkung der Rüstungen in jedem Staat auf 6000 Mann, Strafexpeditionen gegen ein widerstrebendes Mitglied. Turgot und die Enzyklopädisten haben in Frankreich, Leibniz hat in Deutschland diesen Plan zuerst formuliert, Bartham in England.

1815 war das große Jahr der Friedensbewegung, wieder hatte eine zwanzigjährige Kriegszeit die Gemüter geweckt. Aber nun war zum ersten Male ein neuer Erdteil dabei und setzte sich sogleich auf seine besondere Art in Szene. In demselben Monat, als zu Paris die drei mächtigsten Herrscher des alten Kontinents zusammentraten, um mit großen Worten und größeren Vorbehalten, mit Prunk und Lügen in einer sogenannten Heiligen Allianz den „Ewigen Frieden" zu begründen, vereinigten sich in einer New-Yorker Bude ein paar Dutzend Quäker zu einem bescheidenen Verein und gründeten die erste Friedensgesellschaft der Geschichte. Die Heilige Allianz der gepanzerten Könige wurde bald unterhöhlt und zerfressen von den flagranten Familieninteressen dieser Dynastien, aber der kleine Klub jener armen freien Bürger wuchs in zehn Jahren auf fünfzig solcher Gesellschaften in den Vereinigten Staaten an. Ein Jahr nach der ersten Gesellschaft in Amerika begründeten andere Quäker in England eine ähnliche Gesellschaft: bald begann die erste Zeitschrift „Friends of Peace" in London zu erscheinen.

Erst 1830 folgte der alte Kontinent, man gründete in Genua die erste Friedensgesellschaft Europas. 1843 trat die erste Friedenskonferenz in London zusammen, und die führenden Geister vieler Nationen, Cobden, Peel, Disraeli, Hugo, Garibaldi, angeblich sogar der Dritte Napoleon, waren von dem neuen Gedanken erfüllt. In den neunziger Jahren ergriffen die Deutschen die Führung. Fried und Bertha von Suttner ließen sich vom gepanzerten und aufblühenden Deutschland ausspotten, man gründete in Bern ein Friedensbüro, Carnegie, Nobel und andere Fabrikanten von Kriegsmaterial stifteten sterbend wie zur Buße Millionen,

um den Krieg zu beseitigen, ja, man erlebte, daß der Zar aller Reußen, der formelle Herr über die größte Armee der Welt, einen Kongreß nach dem Haag berief, um ein Schiedsgericht zu begründen: so groß war die Furcht vor dem Kriege bei allen, die ihn vorbereiteten.

Die tragikomische Geschichte dieser Konferenz schloß das 19. Jahrhundert und seine von alten Machtideen trunkene Epoche ab, die nur vom Getöse eines riesigen Zusammenbruchs aufwachen konnte. Das ganze 19. Jahrhundert hat für das Problem des Friedens einen Rückschritt bedeutet, weil es den Begriff des Nationalstaates erfand oder festigte und mit ihm und der Forderung einer sogenannten Realpolitik alle moralischen, aber auch alle ökonomischen Bedenken niederwarf. Der Weltkrieg, der schon in den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts ausbrechen wollte, ist die große Quittung des alten über seine eigenen Schulden, und wir fordern, daß er zum 19. Jahrhundert gehört. Die zweite Haager Konferenz vom Jahre 1907 war nur noch eine Farce, und während der Wochen, für die eine dritte geplant war, im Sommer 1915, hörte man im Haag keine Reden mehr, doch ziemlich nahe die Kanonen Europas.

Die Kosten der Rüstungen betrugen in den Jahren 1910—1914 für Deutschland und Österreich zusammen 7,2 Milliarden Mark, für Frankreich und Rußland 9,6, zusammen gegen 17 Milliarden Mark. Aber das blieben kleine Zahlen gegen das, was im Kriege folgte.

Der Weltkrieg tötete zu Lande, zu Wasser und in der Luft 12 990 570 Mann, er kostete die kriegführenden Staaten zusammen 250 Milliarden Dollar, also die Hälfte des gesamten Nationalvermögens dieser Länder. Europa hat also in vier Jahren ohne zwingenden Grund und ohne tiefgreifende Folgen die Hälfte alles dessen in Rauch aufgehen lassen, was es in Jahrhunderten gesammelt hatte. Wie würde man eine solche Handlung bei einer großen Bank oder einer mächtigen Familie nennen?

Was die Siegerländer betrifft, so war Frankreich vor dem Kriege Gläubiger von 30 Milliarden, nach dem Kriege ist es Schuldner von 31. Frankreichs Nationalreichtum ist durch den Krieg um ein Drittel, Englands um ein Viertel gesunken. Selbst die Vereinigten Staaten haben für den Krieg in zwei Jahren mehr ausgeben müssen, als seit hundert Jahren, und wenn sie heute trotzdem Weltgläubiger sind, so verdanken sie das nicht ihrer Teilnahme an der zweiten, sondern ihrem Fernbleiben von der ersten Hälfte des Krieges. Die kleinen Länder, die neutral geblieben sind, stehen relativ besser da als alle imperialistischen Staaten.

Alle kriegführenden Staaten haben Millionen an Menschen, alle, außer Amerika, Milliarden an Geld verloren, und was sie an Land etwa auf Kosten der Besiegten gewonnen haben, ist von innerem Wert nur bei den befreiten neuen Staaten. In zehn Jahren hat sich das besiegte und um große Stücke verkürzte Deutschland stärker erholt als das

siegreiche und vergrößerte Frankreich: ein neuer Beweis, daß nicht die Größe des Territoriums und die Zahl der „Seelen", nicht die Entscheidung der Waffen oder die Rolle beim Friedensschluß, daß vielmehr vornehmlich biologische Faktoren über die Kraft einer Nation entscheiden. Selbst das einzige positive Schlußresultat des Weltkrieges, daß vier altertümlich regierte Kaiserreiche verschwunden und elf Republiken neu entstanden sind, ist also mit einem Preis erkauft worden, den im zivilen Leben nur ein Wahnsinniger bezahlen würde.

VIII.

Der Schwarze, der zuerst einen weißen Mann sieht, zieht sich vor dem Fremden in religiöser Furcht zurück; es dauert lange, bis er erkennt, daß der Halbgott ohne Wasser verdurstet, ohne Wild Hunger leidet, daß rotes Blut aus seinen Wunden fließt, die auch ihn schmerzen, daß seine Kinder geboren und gesäugt wurden wie seine „Piccaninis". Daß Menschen Bärenpelze tragen, in Schneegammen leben und Tran trinken, hält sie weltenfern von den mandelkauenden Indern, die ihr Lendentuch und sich täglich im Flusse baden. Und doch bewegt sich die geheimnisvolle Maschinerie ihres Leibes, soviel weiser und komplizierter gebaut, als alle Häuser und Maschinen, die sie erfinden, bei beiden von derselben Stelle ihres Herzmuskels aus und regt sich in denselben Wellen in beiden Körpern fort.

Die großen Denker wußten es alle, weil ihre Gedanken auf das Fundamentale unseres Daseins zurückgingen, nicht bei den Sitten und dem Glauben ihrer Völker blieben. Confucius und Buddha, Sokrates und Jesus, Franziskus und Spinoza, Voltaire und Shaw richten ihre Worte an ein Wesen, das atmen, essen, trinken, sterben muß, das fühlen, träumen, denken, erfinden kann, das begehrt, leidet und genießt, das überall zu Hause ist auf dieser runden Welt, die wir bald umfliegen werden. Hier haben wir das Wort, das mehr als die Weisheiten der Philosophen die Erde umspannen wird, sie zu einer gemeinsamen Welt machen, auf der ähnliche Menschen wohnen: Velocitas, das Wort unseres Jahrhunderts. Kriege unserer Zeiten entstanden in den Gehirnen einiger, aber sie konnten nur durch Propaganda in Gang kommen: die dort sind anders, sie sind darum böse, sie haben, was wir nicht haben, sie möchten haben, was wir haben. Diese Leute, die Holzschuhe und blaue Kittel tragen statt Lederstiefel und Jacken, die Würste essen und Bier trinken statt Boeuf und Rotwein, die den Becher nehmen beim Abendmahl statt nur die Hostie, sie sind es nicht wert, das schöne Land zu haben, et vice versa. Immer waren die Kriegshetzer zugleich die Schmeichler des eigenen, die Deformatoren der fremden Völker. Immer wieder heißt es darum im zufriedenen Ton der Kurzsichtigen: solange es Menschen gibt, wird es Kriege geben; meistens reden so Leute, die über das Alter des Schützengrabens hinaus

sind. Warum sollten nun aber die, die hineingeschickt werden, nicht darüber nachdenken, wie der Fluch zu bannen wäre?

Die Raubritter auf ihren schönen, romantischen Burgen mit guter Übersicht über die Kauffahrteistraßen, wo sie ihre Diäten fanden, hätten auch gelächelt, wenn man ihnen weissagte, daß in ein paar Jahrhunderten es nicht mehr Mode sein würde, Rüstungen und lange Schwerter zu tragen. „Aber wer soll Ordnung halten, wie soll man wissen, daß ich ein Edelmann bin, wenn ich keinen Totschläger bei mir habe?" Was würden diese Herren zu den Städten sagen, die entstanden ohne Mauern gegen ihre Überfälle, zu den Festungen, deren Dämme geschleift, den Burgen, deren Gräben zu Blumengärten und Liebichshöhen umgewandelt wurden, zu den Enkeln, die mit einem versilberten Florett, den Urenkeln, die nur noch mit einem Spazierstock herumgingen?

Es war also doch möglich, daß aus einer Zeit, wo jedes Haus seine eigene Festung war, wo jeder Familienvater seine Waffe zur Verteidigung des Nestes und seiner Rechte brauchte, eine Welt der zünftigen Städte wurde, da Gemeinschaften friedlich innerhalb der Wälle wohnten und ihren Streit vor den Richtern schlichteten; daß eine Zeit folgte, wo die Stadtwälle fielen und ein großes Land mit Eisenschienen von Stadt zu Stadt offen verbunden war, zu gemeinsamer Arbeit und Ruhe. Und es soll nun unmöglich sein, daß diese Schienen, die in Wirklichkeit über alle Zoll- und Zeitungsmauern hinweggehen, die in einem ganzen Erdteil dieselben Maße haben, die dieselben Wagen überall hintragen, nicht jene trennenden Worte vom bösen Nachbar, der sein Huhn kocht, anstatt es zu braten, daß sie diese Worte nicht überwinden, einfach aus praktischer Notwendigkeit?

Tragen sie nicht ähnliche Dinge durch die ganze Welt? Die Bananen auf den Pariser und den Berliner Straßenwagen sind auf Nachbarbäumen des afrikanischen Urwaldes gewachsen. Ist das schöne englische Weißbrot aus russischem oder amerikanischem Mehl? Steht nicht dieselbe Kaffeemaschine in San Franzisko im Drug Store, wie in Rom im Espresso? Der russische Bauer, der gespart hat, fährt mit einem Ford-Auto zu seinem deutschen Traktor hinaus, in China tragen sie deutsche Regenschirme und amerikanische Schneestiefel, dieselben Formen der Fabrikate tauchen in allen Ländern auf, die Bilder der Fachzeitschriften tragen sie über die Welt. Die Maschine prägt ihre gleichen Formen in das Gehirn der ganzen Menschheit, der Koreaner beugt sich in derselben Stellung über den Vergaser seines Motors, er denkt denselben Gedanken über das Stillstehen seines Motors, wie der schöngewachsene Gentlemanfahrer auf der breiten Landstraße in Sussex. Die Straßen der ganzen Welt sind ähnlich, denn überall sollen Autos fahren, die Kleider der ganzen Welt sind ähnlich, alle Monteure müssen Mechanikerhosen tragen. Selbst die Atmosphäre, die sonst so scharf den Sinn des Reisenden differenzierte, wird ähnlich: überall wo Menschen sind, riecht es nach Maschinenöl.

Die Freuden der Menschen werden gleich: dieselben Grammophonplatten spielen in Uganda vor dem Kraal des Häuptlings wie in einem Dancing in Paris, und vielleicht erkennt der alte Neger auf einem großen Umwege etwas Afrikanisches in den Jazzrhythmen. Die Filmtragödien aus Hollywood spielen sich in Tokio und Melbourne zu gleicher Zeit ab. Ich sage gar nicht, das sei ein Ideal; es ist nur ein Faktum.

Dies alles, was früher so verschieden auf die Menschen wirkte, was sie trieb, nur das Trennende, nicht das Gemeinsame der einfachen Lebensdinge zu sehen, hat sie bereits schneller zueinander gebracht, als die Beratungen ihrer Staatsmänner an Tischen, die noch immer grün sind, wie die Kongreßtische früherer Jahrhunderte. Maschinen und Waren, Eisenbahnen und Zeitungen, Technik und Wissenschaft, sind Nötigungen zum Frieden; der Krieg, von oben gesehen, ist genau so mittelalterlich geworden wie ein Turnier.

IX.

Beim Jubiläum der Königin Victoria hat ein Bettler angesichts des Festzuges ausgerufen: „Ich besitze Australien, Canada, Neuseeland und Indien und verhungere dabei, weil ich kein Stück Brot habe! Ich bin Bürger der größten Weltmacht, und alle sollten sich vor mir verneigen, aber als ich gestern einen Neger um ein Almosen bat, hat er mir einen Tritt versetzt!“

Daß in diesem Aperçu der Besitzende ein Neger, und daß dieser Neger zugleich britischer Untertan ist, macht es in seiner Tragikomik doppelt wahr. Denn während wir Europäer die Sklaverei in Form der Wehrpflicht wiedereingeführt haben, haben sich die Amerikaner gelegentlich dieser Wehrpflicht von der Sklaverei befreit, und nun fordern auch die Neger Afrikas aus Wilsons Programm ihre Rechte. Wenn dieses Jahrhundert noch nicht das Ende der Kriege sehen sollte, so wird es sicher das Ende der Kolonisation erleben, und damit fällt der letzte Grund weg, der Kriege empfehlenswert zu machen schien. Wenn dieses Jahrhundert die friedliche Einigung Europas nicht erleben sollte, so wird es sicherlich eine kriegerische Einigung sehen, wenn etwa die Farbigen vereint gegen die Weißen marschierten. „Wenn die Marsbewohner bei uns eindrängen,“ sagte Zangwill, „so hätten wir morgen eine Weltnation“.

Eine solche Vereinigung der Kulturstaaten ist der einzige Weg, auf dem sie sich erhalten können. Denn Internationalismus ist nicht der Gegensatz zu den Nationen, vielmehr gerade ihre Zusammenfassung; denn ohne sie gäbe es gar keinen. „Kein Volk“, sagte Lord Grey, „kann sich künftighin Sieger fühlen, wenn es Sicherheit für sich allein sucht und nicht gleichzeitig für die anderen“.

Diese Einsicht wird nirgends bestritten, aber die Stumpfheit der Gehirne, die Trägheit der Herzen, die Macht der Gewohnheit, lassen

die meisten noch heute sich so bescheiden, wie vor dreißig Jahren, als Präsident Krüger landflüchtig nach Europa kam und ihn eine französische Zeitung mit den Worten begrüßte: „Verzeihen Sie Europa, daß wir nicht imstande waren, für Sie zu tun, was wir sollten und wollten!“

Und doch gehören alle jene Millionen, die dumpf und untätig dem herannahenden neuen Kriege wie einem Fatum entgegensehen, — dies Fatum trägt Generalstreifen an den Hosen, — sämtlich Organisationen an, die die nationalen Fesseln längst gesprengt haben: sämtlich sind sie Katholiken oder Protestanten, Juden oder Mohammedaner, die sich in der ganzen Welt durch ihre Konfessionen verständigen. Sämtlich sind sie Mitglieder des nationalen Kapitals, handeln täglich mit fremden Kursen, Noten, Papieren, Frachtbriefen, oder sie sind Mitglieder einer internationalen Arbeiterschaft oder von internationalen Kongressen, Zeitschriften und Instituten, oder wenn sie gar nichts können, so besteigen sie Züge, deren Waggons auf ihren Schildern fremdländische Staaten, oder Schiffe, deren Papiere fremde Länder als Ziel nennen. Gehören sie aber zu jener ganz kleinen Zahl von Kriegstreibern, die in einigen Generalstäben oder Redaktionen aller Länder sitzen, so haben sie ja überhaupt nichts anderes im Kopfe als das Ausland, das sie unterwerfen und vernichten wollen.

Die erste Institution, die die Pläne jenes tschechischen Königs, jenes holländischen Gelehrten, die die Idee von Kant und Leibniz, von Goethe und Lessing, von St. Pierre, Lamartine oder Hugo zu verwirklichen beginnt, ist der Völkerbund. In Europa erdacht, in Amerika gefördert, ist er schließlich am Ufer eines Schweizer Sees sehr unvollkommen errichtet worden; aber so wenig man Realität und Traum auch hier vergleichen darf, gewiß ist dies, daß die Marmortafel am Quai des Genfer Sees mit Recht den Namen Woodrow Wilsons trägt, und wie er in goldenen Lettern dem Gipfel des Mont Blanc gegenübertritt, so scheint er in all seiner erdgebundenen Schwäche den Riesen herauszufordern, dessen Götterhaupt dort drüben sich im Geschiebe der Wolken nur zeitweile enthüllt.

La vérité est en marche. In allen Ländern, vor allem in England und Amerika, haben sich Gesellschaften gegründet, in denen heute Millionen von Friedensfreunden vereinigt sind, während es früher nicht Tausende waren. Aber nicht die, die sich hier unterrichten und verpflichten, sind die Hauptträger des Gedankens, sondern die Unmündigen, die heute heranwachsen, und die uns alles glauben, was wir sie lehren. Gebt ihnen Bleisoldaten, führt sie vor die Denkmäler der siegreichen Könige, lehrt sie die Namen der Schlachten, die Lieder der Marschierenden, den Ruhm der Feldmarschälle, den Glanz des ins Feld ziehenden Heeres, die Ehre der Uniform, die Schönheit der Orden, das Prestige des Staates, die Überlegenheit des Vaterlandes, den Ehrgeiz der

Eroberung, und sie werden es glauben und, wenn sie groß sind, das erstreben, was man ihnen als Ideal gezeigt hat.

Stellt ihr ihnen aber die Vergänglichkeit jener Eroberungen der Unvergänglichkeit des Geistes gegenüber, vergleicht ihr die Leistungen siegreicher Feldherren mit denen der Denker und Erfinder, die Verdienste der tötenden Militärs mit denen der rettenden Ärzte, lehrt ihr sie auch die Fehler der eigenen Nation, auch die Tugenden der Nachbarn, zeigt ihr ihnen die Ähnlichkeit mit den Kindern fremder Sprache, die Gemeinsamkeit von Berg und Flüssen, die Komik der Grenzpfähle, vor und hinter denen man ungefähr gleich lebt, die Ähnlichkeit der Sitten und Trachten, des Glaubens und Aberglaubens, die Ergänzungen der Literaturen, die Nähe der fremden Hauptstädte, die das Flugzeug in ein paar Stunden erreicht, so werden sie nur dies glauben, und später danach handeln. Vor allem lehrt sie die Wahrheit über die Schlacht, zeigt ihnen die schrecklich wahren Photographien aus dem Felde mit allen Verstümmelungen des menschlichen Körpers, lehrt sie die Zahlen, in denen sich ein Krieg am Schlusse für den Sieger darstellt, lehrt sie moderne Sprachen, damit sie sich überall bewegen können, und wenn ihr die Söhne dazu erzieht, Ehrgeiz und Tatkraft im Wettbewerbe des einzelnen zu tummeln, so gebt den Töchtern die Lehre, daß sie, geborene Hüter des Lebens und des Hauses, sich zusammentun und im Falle einer neuen „Fiebergefahr der Menschheit", von der Friedrich sprach, aufstehen und sie schon im Entstehen ersticken.

Denn sie haben jene waffenlosen Hände, die seit Urzeiten den bewaffneten überlegen waren.

Das Internationale Arbeitsamt.

Von *Albert Thomas,*
Direktor des Internationalen Arbeitsamtes.

Die Internationale Arbeitsorganisation tritt in das zehnte Jahr ihrer Existenz ein. Neun Jahre sind schon verflossen, seitdem ihr im Teil XIII des Friedensvertrages zwei scharf umrissene Aufgaben anvertraut wurden. Zunächst galt es, überall eine „wirklich menschliche" Arbeitsordnung und eine internationale Arbeitsgesetzgebung zu schaffen und zur Anwendnug gelangen zu lassen, mit allen Vorbehalten, die die Souveränität jedes Staates aufzwingt und mit allen Mitteln, die sie beherrscht. Alle Mitgliedstaaten haben sich aus sozialen Rücksichten und aus der Angst vor einer illoyalen gegenseitigen Konkurrenz heraus verpflichtet, durch die Annahme identischer Gesetze (Entwürfe zu Übereinkommen) oder elastischerer, gleichklingender Maßnahmen (Vorschläge) bessere und soweit wie möglich gleiche Arbeitsbedingungen für alle Arbeiter der Welt zu sichern. Bestimmte konstitutionelle Regeln sind festgesetzt worden. Die Internationale Arbeitskonferenz, die mindestens einmal im Jahr zusammentritt, entwirft den Text der Konventionsvorschläge. Nachdem das Internationale Arbeitsamt unter der Leitung seines Verwaltungsrates die Tagesordnung der Konferenz festgesetzt hat, überwacht es die Ratifizierung der angenommenen Beschlüsse durch jeden Staat und sichert ihre Durchführung. Es muß außerdem ein großes „clearing house" der Information über jede soziale Bewegung sein. Das ist seine zweite Aufgabe. Die Tätigkeit des Internationalen Arbeitsamtes besteht in der Sammlung und Weiterleitung aller Unterlagen, die sich auf die internationale Regelung der Lage der Arbeiter und der Arbeitsverhältnisse beziehen und hat daher die Möglichkeit einer Gegenüberstellung der Erfahrungen und Ergebnisse der Reformen.

Das ist die doppelte Mission der Internationalen Arbeitsorganisation. Wie ist sie erfüllt worden? In welchem Maße hat sie die Hoffnungen verwirklicht, die man im Augenblick ihrer Gründung hegte?

Hier drängen sich zwei Feststellungen auf: Die Organisation hat zuerst eine grundlegende Schwierigkeit vorgefunden. Sie mußte auf dem

Gebiete der Arbeit wie auf vielen anderen ein wirklich internationales Leben schaffen. Der Mechanismus des nationalen Lebens ist durch so alte Gewohnheiten geheiligt, daß den Individuen eine Isolierung nicht mehr gestattet ist. Überall sind die Äußerungen des nationalen Kollektivlebens notwendig und selbstverständlich geworden. Aber die internationale Aktivität hatte noch vor zehn Jahren den Charakter einer gewollten, künstlich geschaffenen Sache. Mitten zwischen den Steinen der von Kanonen zerwühlten Felder kann Gebüsch nur mühsam Wurzel fassen; in einer durch den Krieg verwüsteten Welt war der Boden für internationale Organisationen sehr spröde. Die Verschiedenartigkeit der Gedanken, der Sitten, der Traditionen, der Institutionen, der gesamten Mentalität und der Methoden, die ein Volk vom anderen trennen, von der Verschiedenheit der Sprache abgesehen, bildeten ungezählte Hindernisse.

Aber es kam noch schlimmer. Unmittelbar nach der Unterzeichnung des Friedensvertrages kamen ungünstige Zeiten für eine internationale Arbeitsorganisation. Im Jahre 1920 konnten die Gründer in Washington und Genua glauben, daß die Ära der Gerechtigkeit und des Friedenswillens gekommen sei. Die Delegierten aller Staaten und aller Klassen schienen eine identische Auffassung der Gerechtigkeit zu fordern. Von dem gleichen Wunsch der Verwirklichung beseelt, trugen Arbeitgeber und Arbeitnehmer den gemeinsamen Willen nach Gerechtigkeit und Arbeitsbereitschaft zur Schau. Aber seit Ende 1920 zerbrach die sicherlich schwerste Wirtschaftskrise, die die industrielle Welt seit dem Anfang des 20. Jahrhunderts erfahren hat, den Aufschwung zur Erneuerung. Die Währungen waren zerrüttet; die Kredite abgeschnitten. Die Preise sanken. Die Arbeitslosigkeit trug Elend in die Massen hinein. Das Werk der Reform war behindert. Endlose politische Komplikationen trugen zur Verschlimmerung der Lage bei.

Wir haben kaum diese Schwierigkeiten überwunden, und trotzdem lebt die Internationale Arbeitsorganisation seit neun Jahren. Sie setzt sich durch, gewinnt an Boden, und trotz aller Hindernisse konnte sie ein wirksames Werk, ein wirklich menschliches Werk vollbringen. Sie hat während der peinlichen Krise den Geist der Gerechtigkeit und den Willen zu einer Besserung der Arbeitsbedingungen erhalten und ihn manchmal mit neuer Kraft beseelt. Sie hat durch ihr wissenschaftliches und politisches Werk manchen Ländern bei der Durchführung wichtiger Reformen geholfen. Sie hat Menschenleben gerettet. Sie hat den Millionen von Flüchtlingen, die ihrem Wirkungskreis entrissen waren, die Möglichkeit zur Gründung einer neuen Existenz gegeben. Sie hat angefangen, ein Netz gegenseitiger Verpflichtungen zu schaffen, das auf alle Staaten auszudehnen die Absicht der Gründer war.

Seit der Schaffung der Organisation hat die Internationale Arbeitskonferenz über sechsundzwanzig Konventionen abgestimmt, die schon die Mehrheit der wichtigsten Probleme des Arbeiterschutzes erfassen:

Das ist in erster Linie und vor allem das Washingtoner Abkommen des Achtstundentages, das wichtigste Problem, das den Mittelpunkt aller anderen bildet. Der Achtstundentag ist die Grundlage selbst unserer neuen Zivilisation, nach der alle unsere Kräfte streben, ist die Vorbedingung des schnellen, sozialen Fortschrittes, weil jeder soziale Fortschritt eine Ausbildung, eine menschliche Vervollkommnung voraussetzt, die durch die langen Arbeitstage unmöglich gemacht wird.

Auf derselben Linie liegt die Konvention über die Wochenruhe von mindestens vierundzwanzig aufeinanderfolgenden Stunden für das gesamte, in jedem Industriezweige verwendete Personal. Als Abwehrmittel gegen die von den Arbeitern so gefürchtete Arbeitslosigkeit ist das Übereinkommen geschaffen worden, das die öffentlichen, kostenlosen Arbeitsnachweise organisiert und eine ganze Reihe wirksamer Maßnahmen vorsieht.

Die Beschäftigung der Frauen und Kinder, deren Schwäche einen besonderen Schutz erfordert, wurde durch einige Konventionen geregelt: ein Übereinkommen, das den Frauen, die in den industriellen und wirtschaftlichen Betrieben arbeiten, eine sechswöchige Ruhe vor und nach der Niederkunft gewährt; ein Übereinkommen, das die Nachtarbeit der Frauen verbietet; eine Konvention, die die Beschäftigung der Kinder unter vierzehn Jahren in den Fabriken untersagt; ein Übereinkommen, das die Arbeit der Kinder unter vierzehn Jahren an Bord der Schiffe verbietet; die Konvention über das Verbot der Beschäftigung von Kindern unter vierzehn Jahren in landwirtschaftlichen Betrieben in den für den Schulunterricht bestimmten Stunden; ein Übereinkommen, das die Verwendung der Jünglinge unter achtzehn Jahren als Kesselarbeiter und Heizer an Bord der Schiffe untersagt; ein Übereinkommen, das die obligatorische medizinische Untersuchung der an Bord der Schiffe beschäftigten Kinder und Jünglinge einführt und ein Übereinkommen, das die Nachtarbeit der Kinder und heranwachsenden Jünglinge verbietet.

Eine Anzahl von Übereinkommen sichern eine angemessene Entschädigung für Unfälle und berufliche Krankheiten; ein anderes Abkommen setzt die gleiche Entschädigung bei Arbeitsunfällen für einheimische wie für fremde Arbeiter fest. Ein weiteres Übereinkommen dehnt die Geltung der Gesetze über die Entschädigung für Arbeitsunfälle auf die landwirtschaftlichen Arbeiter aus. Die Landarbeiter sind auch auf Grund eines anderen Übereinkommens den Industriearbeitern in der Ausübung ihres Organisations- und Verbandsrechtes gleichgestellt worden. Die Internationale Arbeitsorganisation hat sie auch nicht vergessen, als sie das Problem der Krankenversicherung aufgriff. Zugleich mit der Einführung einer obligatorischen Krankenversicherung für die Industriearbeiter, die Handelsangestellten und das Hauspersonal hat sie eine Konvention angenommen, die die obligatorische Krankenversicherung für die Landarbeiter einführt.

Auch die Seeleute sind nicht vergessen worden. Ein Übereinkommen regelt den unentgeltlichen Arbeitsnachweis für Seeleute. Ein anderes sichert ihnen angemessene rechtsgültige Kontrakte, um sie vor allen Überraschungen zu schützen. Ein anderes Übereinkommen setzt die Verpflichtung der Zurückbeförderung in die Heimat der Seeleute fest, die während und nach Ablauf ihres Kontraktes ans Land gesetzt werden. Ein anderes Abkommen sichert ihnen eine Arbeitslosenunterstützung für den Fall des Untergangs ihres Schiffes. Die Internationale Arbeitskonferenz hat auch den Schutz der nach Übersee auswandernden Arbeiter nicht aus den Augen verloren. Eine Konvention erleichtert die Inspektion der Auswanderer an Bord der Schiffe und bessert ihre Methoden.

Für gewisse Kategorien von Arbeitern, die unter besonderen Bedingungen beschäftigt werden, hat die Konferenz auch besondere Anordnungen getroffen. Eine Konvention verbietet die Nachtarbeit der Bäcker, eine andere setzt Regeln für die Verwendung von Bleiweiß im Malerhandwerk fest.

Bei ihrer letzten Sitzung (Genf 1928) hat die Internationale Arbeitskonferenz das Lohnproblem angeschnitten und eine Konvention über die Methoden der Festsetzung der Minimallöhne in den ungenügend organisierten Industrien und hauptsächlich bei den Heimarbeitern zur Abstimmung gebracht. Dieses Übereinkommen wird vielen Mißbräuchen steuern.

Die Mehrzahl dieser Übereinkommen ist von Vorschlägen begleitet worden, die die Prinzipien darlegen und entwickeln, die den Staaten als Unterlage für ihre Gesetzgebung dienen können. Andere Vorschläge in Fragen, die nicht auf dem Wege der Konventionen geregelt werden können, sind angenommen worden. So gibt es zum Beispiel Vorschläge, die sich auf die Reziprozität der Behandlung der ausländischen Arbeiter beziehen; den Schutz der Frauen und Kinder gegen die Bleivergiftung, die Schaffung des öffentlichen Sanitätsdienstes, die Einschränkung der Arbeitsstunden in den Fischereien und in der Binnenschiffahrt, die Einführung der nationalen Statute für Seeleute, die Arbeitslosenversicherung der Seeleute, die Vorbeugungsmaßnahmen gegen die Arbeitslosigkeit in der Landwirtschaft, den Schutz der Landarbeiterinnen vor und nach der Niederkunft, die Nachtarbeit der Frauen, der Kinder und der Jünglinge in der Landwirtschaft, die Entwicklung der technischen landwirtschaftlichen Ausbildung, die Unterbringung der landwirtschaftlichen Arbeiter, die sozialen Versicherungen in der Landwirtschaft, die Wochenruhe in den Handelsbetrieben, die Organisierung der Arbeitsinspektion, die Ausnutzung der Mußestunden des Arbeiters, den Schutz der auswandernden Frauen und jungen Mädchen an Bord der Schiffe.

Es ist zweifellos noch viel Arbeit erforderlich, um die Umsetzung dieser Vorschläge in nationale Maßnahmen zu erreichen und hauptsäch-

lich um die Ratifizierung der von der Konferenz angenommenen Übereinkommen durchzusetzen. Es war leicht vorauszusehen, daß diese Einverleibung der internationalen Arbeitsgesetzgebung in die nationalen Gesetzgebungen durch die Langsamkeit der Bürokratie, durch die mangelnde Beteiligung der öffentlichen Meinung, durch die Gleichgültigkeit der von dem Tageskampf der Parteien oder den unmittelbaren Forderungen der nationalen Politik in Anspruch genommenen Staatsmänner gehemmt werden würde. Wer an den Parlamentsarbeiten teilgenommen hat, weiß, wie schwer, ja fast unmöglich es ist, hauptsächlich in den kritischen Perioden, die Arbeitsgesetze auf die Tagesordnung zu bringen. Man mußte manchmal jahrelang warten, um die Abstimmung über die für den Volkswohlstand wichtigen Vorschläge (Ausbeutung der Minen, Konstruktion von Eisenbahnen usw.) durchzusetzen. Es ist deshalb nicht erstaunlich, daß die internationalen Arbeitskonventionen auf dieselben Schwierigkeiten trafen. Statt der 1000 Ratifizierungen, die wir brauchen, ist es uns erst gelungen, 332 zu erlangen. Aber das Tempo der Ratifizierungen hat in den letzten Monaten eine beträchtliche Beschleunigung erfahren, und man kann im Laufe der kommenden Monate auf neue Ergebnisse rechnen. Die Lage der Arbeitsübereinkommen ist übrigens in dieser Hinsicht viel günstiger als die vieler internationaler Übereinkommen auf anderen Gebieten. Sie haben schon bei einer Anzahl von Konventionen die Durchführung einer gegenseitigen Berichterstattung ermöglicht, wie sie im Artikel 408 des Vertrages gefordert wird. Im Einklang mit diesem Artikel liefern die Mitgliedstaaten dem Internationalen Arbeitsamt jährliche Berichte über die Maßnahmen zur Durchführung der ratifizierten Übereinkommen. Eine zweijährige Erfahrung hat den Wert dieser Kontrolle bewiesen. Die Bereitwilligkeit, mit der sich die im allgemeinen auf ihre Souveränität so eifersüchtigen Staaten der Verpflichtung einer jährlichen Berichterstattung unterzogen haben, ist in der Tat eine wichtige Eroberung des internationalen Geistes.

Die Justizreformen, deren Notwendigkeit die Internationale Arbeitsorganisation verkündet hat, werden, selbst wenn sie noch nicht zu vertraglichen Verpflichtungen der Staaten geworden sind, mehr oder minder allgemein angewandt. Die von der Konferenz votierten Übereinkommen enthalten, selbst wenn ihnen die Staaten noch nicht formell beigetreten sind, eine Art von allgemeinem Standard der Arbeitsbedingungen, der fast in allen großen Industrieländern geachtet wird. Wie auch die Schwierigkeiten, auf die die Staaten stoßen, sein mögen, oder die Einwände, die gegen die Ratifizierung vorgebracht werden, wagt doch niemand, sich über die durch die Verträge bestätigten Prinzipien hinwegzusetzen. Es gibt eine Lehre der Gerechtigkeit, die von allen gemeinsam angenommen wird. Die bloße Existenz des Internationalen Arbeitsamtes wird zur dauernden Mahnung, und das vom Arbeitsamt betriebene Werk der Dokumentierung und Information dient zur Verbreitung dieser

Lehre. Auf diese Weise findet die gesetzgebende Aktivität eine feste Unterstützung in der wissenschaftlichen Aktivität.

Die Wissenschaft erweist sich als immer notwendiger auf allen Gebieten. Jeder schöpferische Friedensversuch, alle neuen Beziehungen, alle Fragen, die zwischen den Völkern angeschnitten werden, steigern den allgemeinen Wissensdurst. Noch nie sind so viele identische Beobachtungsmethoden, so viele Vergleichsstatistiken gefordert worden. Noch nie schien die Durchführung der gleichen Investigationsverfahren so unentbehrlich. Tag für Tag werden die mannigfaltigsten Anfragen an das Internationale Arbeitsamt gerichtet. Die Art der Beantwortung wird allgemein geschätzt. Die Objektivität seiner interessanten Veröffentlichungen, die wachsende Reichhaltigkeit seiner Bibliothek, die heute mehr als 250 000 Bände umfaßt, die Wichtigkeit der von ihm herausgegebenen Werke haben ein unumschränktes Lob gefunden. Es ist wohl kaum nötig, den Erfolg der Produktionsenquete, der Enqueten über Sowjetrußland, über die industriellen Beziehungen in den Vereinigten Staaten, über die Arbeitsbedingungen in den Kohlenbergwerken, über die Arbeits- und Lebensverhältnisse der Journalisten zu erwähnen, oder auf den Erfolg der Enzyklopädien, der industriellen Hygiene, der Untersuchungen über das Wohnungsproblem, über die sozialen Versicherungen, die Freiheit der Gewerkschaften und Organisationen, über die Arbeitslosigkeit und Regelung der Einwanderungsfrage hinzuweisen.

Man kann mit Bestimmtheit sagen, daß vom wissenschaftlichen Standpunkt das Internationale Arbeitsamt seine Sache gewonnen hat. Selbst wenn es nur ein Informationsdienst zur Verfügung aller Arbeitgeber, Arbeitnehmer und Wissenschaftler, die die soziale Gerechtigkeit suchen, sein würde, selbst wenn es sich auf die Rolle eines Registrieramtes des in den verschiedenen Ländern erzielten Fortschrittes beschränken sollte, selbst wenn es nur ein wichtiges Rad im Mechanismus der sozialen Information bleiben würde, selbst dann wäre es der Aufmerksamkeit und der Mitarbeit der Menschen wert, die im Herzen ein kühneres Ideal bewahren, jedoch vergeblich versuchen, wirksame Methoden zu finden, um dem Elend abzuhelfen oder den Anbruch einer gerechteren Zeit zu beschleunigen. Aber die positiven Ergebnisse, die auf dem Gebiete der Reformen erzielt worden sind, zeigen, daß das wissenschaftliche Werk des Internationalen Arbeitsamtes einen Wert an sich besitzt, daß es nicht weniger bedeutend als Basis und Ansporn der legislativen Arbeit ist. Die beiden Aufgaben ergänzen und unterstützen sich und bilden ein Werk von allgemeinem Interesse, das die verschiedensten Kreise anzuziehen vermag.

Von Jahr zu Jahr wenden sich neue Völker und neue Arbeitsorganisationen an das Internationale Arbeitsamt und bitten um seine Hilfe. Bei jeder Konferenz wird der Appell der fernsten Völker immer dringlicher, und nach den industriellen Arbeitern, nach den Seeleuten,

nach den landwirtschaftlichen Lohnarbeitern sind es die Handels- und Büroangestellten, die intellektuellen Arbeiter, die Beamten selbst, die den Schutz der Konventionen anrufen. Es kann keinen besseren Beweis der moralischen Autorität geben, die sich die Internationale Arbeitsorganisation zu sichern vermochte.

Aber um ihre Mission zu erfüllen, muß die Internationale Arbeitsorganisation diese Autorität ununterbrochen vertiefen, indem sie von der öffentlichen Meinung der Welt eine immer bewußtere und aktivere Unterstützung bekommt. Deshalb richtet die Internationale Arbeitsorganisation schon durch ihr Bestehen selbst einen dauernden Appell an die Meinung der Welt. Die Arbeitskonferenz zählt unter ihre Mitglieder nicht nur Vertreter der Regierungen, sondern sie vereinigt auch Vertreter der Unternehmerkreise und die maßgebendsten Vertreter der Arbeiter. Sie findet in ihnen eine selbstverständliche Stütze. Es gibt keinen wirksamen gesetzlichen Schutz ohne die Mitarbeit der daran am meisten Interessierten. Dieser Mitarbeit sind die ersten Erfolge der Organisation zu verdanken. Aber sie muß auch gleicherweise auf die Mitarbeit aller derjenigen rechnen können, die sich abseits vom sozialen Gebiete der Sache des allgemeinen Friedens widmen. Alle in der Welt zerstreuten Kräfte des Friedens haben die Pflicht, die Internationale Arbeitsorganisation wie den Völkerbund selbst zu unterstützen, weil sie bei der Erfüllung ihrer eigenen Aufgaben eng mit dem Werk des Völkerbundes, der Begründung des Weltfriedens, verbunden ist.

Die Verträge haben diese Verbindung zwischen der besonderen Aktion der Internationalen Arbeitsorganisation und der Gesamtaktion des Völkerbundes feierlich verkündet, „da der Völkerbund die Begründung des Weltfriedens zum Ziele hat und ein solcher Frieden nur auf dem Boden der sozialen Gerechtigkeit aufgebaut werden kann".

Die Internationale Arbeitsorganisation war das erste Terrain, auf dem sich unmittelbar nach dem Friedensschluß die Gegner von gestern trafen und als vollkommen gleichgestellt miteinander arbeiten konnten. Und seit neun Jahren hat sie nicht aufgehört, an der Festigung dieses manchmal schwankenden Friedens zu arbeiten.

Dank der Tatsache, daß alle Staaten es für ein heiliges Gesetz halten, entsprechende und in gewissem Maße gleiche Arbeitsverhältnisse herzustellen, daß der Sinn für Gerechtigkeit in der Industrie und die Achtung vor der Würde der Arbeiter über den freien Konkurrenzwettstreit um den Gewinn gesiegt hat, daß sich allgemein die Anschauung durchgesetzt hat, daß die durch die Konventionen bestätigten Arbeitsbedingungen — ob sie ratifiziert wurden oder nicht — unter allen Umständen allen Lohnempfängern gesichert werden müssen, zwingt sich durch die natürliche Logik die Schlußfolgerung auf, daß die Staaten sich auch auf dem wirtschaftlichen oder Handelsgebiete vielfache Konzessionen werden machen müssen, daß sie an der Schaffung eines

internationalen Wirtschaftslebens arbeiten werden, das sicherer, regelmäßiger, normaler, mit einem Wort, von einer größeren Achtung für gleichmäßige, gehobene Arbeitsbedingungen durchdrungen wäre. Vor einigen Jahren wäre es als eine pure Phantasie erschienen, wenn man diese Probleme der Organisierung der Weltwirtschaft in Zusammenhang mit der Besserung des Loses der Arbeiter gebracht hätte. Aber wie konnte man auch eine gerechte Ordnung der Wirtschaft in einer Welt suchen, der selbst die Grundlagen des Friedens fehlten, in der sich der nationale Wettstreit bis zur Verzweiflung steigerte, wo jeder den Nachbarn des Imperialismus beschuldigte. Und trotzdem hat gerade die Kompliziertheit der wirtschaftlichen und sozialen Rückwirkungen unter den Völkern, die Schwäche, die Unzulänglichkeit der rein nationalen Lösungen den Ideen der internationalen Wirtschaftsorganisation, die vorher ein bloßer Traum schienen, den Weg gebahnt. Wir haben die Internationale Wirtschaftskonferenz erlebt. Die Internationale Arbeitsorganisation hat ihr ihre Mitarbeit zur Verfügung gestellt. Die Internationale Wirtschaftskonferenz hat die Fortsetzung dieser Mitarbeit gefordert, und in den von ihr gefaßten Resolutionen in bezug auf den wirtschaftlichen Wiederaufbau der Welt sind die Probleme des Schutzes der Arbeiter in Betracht gezogen worden. Auf diese Weise haben sich zwei große Gesetze des internationalen Lebens, die die nationalen Erfahrungen ahnen ließen, präzisiert: einerseits machten mehr oder minder bewußt alle Spekulationen, alle industriellen und kommerziellen Kombinationen vor der Achtung gewisser Arbeitsbedingungen, über die sich hinwegzusetzen nicht mehr möglich ist, Halt; andererseits haben die Rücksichten auf diese Arbeitsbedingungen, die Bemühungen um eine internationale Verständigung zu den Versuchen eines Wiederaufbaus der Welt oder einer Stabilisierung der Arbeit geführt.

In der Stunde, in der man sich bemüht, die Prinzipien festzusetzen, die den Wiederaufbau der Welt leiten sollen, in der Stunde, in der alle Staaten ihre Interessen mit dem vorherrschenden Interesse des Friedens in Einklang zu bringen versuchen, in dieser Stunde des Forschens und Mühens bildet die Erinnerung an den gemeinsamen Glauben, diesen Glauben an die Gerechtigkeit, der alle Völker am Tage des Waffenstillstandes vereinigte, eine Quelle der Zuversicht.

Weil die Internationale Arbeitsorganisation in ihrer Alltagsaufgabe das Bewußtsein der Erhaltung und Festigung dieses Glaubens hat, weil sie das Bewußtsein hat, daß sie in einer Welt der Unsicherheit eine gemeinsame, feste Aktionsbasis bildet, besitzt sie zugleich die Gewißheit einer wirksamen Mitarbeit an dem Friedenswerk des Völkerbundes.

Durch ihre ganze Arbeit, durch ihre Existenz selbst wurde sie zu einer dauernden Mahnung an die Verpflichtung der Herstellung gerechter Arbeitsbedingungen und hat deshalb der Industrie eine dauernde Arbeit der Organisation, der inneren Organisation in jedem Staat, der Organisation zwischen den Staaten aufgezwungen. Sie ist die Schöpferin

der Ordnung und Harmonie, und das in erster Linie, weil die soziale Gerechtigkeit die Schöpferin des universellen Friedens ist.

Ich komme zum Schluß.

Trotz der Schwierigkeiten, die mit ihrer Gründung selbst zusammenhingen, trotz der ungünstigen Wirtschaftsverhältnisse in den ersten Jahren ihres Bestehens hat die Internationale Arbeitsorganisation schon unbestrittene Dienste geleistet, sowohl auf dem Gebiete der positiven Reformen wie auf dem Gebiet der sozialen Wissenschaft. Sie konnte nicht in zehn Jahren die gesamten Aufgaben lösen, die nie ganz vollendet sein werden, weil das soziale Leben sich dauernd in Fluß befindet und nicht in endgültige Formen eingefangen werden kann. Aber der Internationalen Arbeitsorganisation ist es gelungen, ein internationales soziales Leben zu schaffen und den Arbeitern der Welt einige Wohltaten zukommen zu lassen. Durch die ersten Ergebnisse ermutigt, haben sich diejenigen, die ihre Geschicke leiten, entschlossen, das begonnene Werk unermüdlich fortzusetzen, in der Gewißheit, daß sie auf diese Weise sowohl der sozialen Gerechtigkeit wie dem Frieden dienen.

Polens Weltwirtschaftsverbundenheit.

Von *Hipolit Gliwic,*
Handelsminister a. D. und Vizepräsidenten des polnischen Senats.

Es ist hier nicht meine Absicht, von der allgemeinen Wirtschaftslage Polens zu sprechen. Die Aufgabe, die ich mir stelle ist, im Rahmen dieses Aufsatzes die ökonomischen Beziehungen Polens auf internationalem Gebiete zu erörtern.

Die wirtschaftlichen Beziehungen eines Staates zu dem Ausland beruhen auf finanziellen Transaktionen, Waren- und Arbeitsaustausch, ferner umfassen sie die Transport- und überhaupt jede Art der Verkehrstätigkeit. Diese allgemeinen Verhältnisse werden von der Zahlungsbilanz umschlossen.

* * *

Als Ausgangspunkt unserer Betrachtungen wollen wir daher von berufener Seite zusammengestellte Daten der Zahlungsbilanz nehmen, wobei wir ausschließlich Saldopositionen „netto" einführen (in Millionen Goldfranken):

Saldo	Einkunft		Ausgabe	
	1924	1925	1924	1925
Der Warenhandel			228,4	678,8
Abrechnungen für Eisenbahntransit, Post und Telegraph .	38,3	68,3		
Zinsen und Provisionen von Kapitalien u. Dividenden usw.			69,6	68,5
Touristenverkehr, Ausgaben Reisender usw.			50,8	54,0
Emigrantengeldanweisungen . .	128,7	72,0		
Konsularleistungen u. Ausgaben der Auslandsvertretungen . .		3,8	2,9	
Kreditoperationen	186,9	617,4		
Allgemeines Saldo		39,8	2,2	
Zusammen	353,9	801,3	353,9	801,3

Schon ein flüchtiger Blick auf die Einteilung der angeführten Zahlen bestätigt im allgemeinen Umriß die bekannte Ansicht über Polen als

einem Land *ohne eigenes Kapital,* das hingegen *überreich mit Arbeitskräften ausgestattet ist* und eine *geographische Konfiguration und topographische Lage besitzt, die die Entwicklung des Transits begünstigen.* Diese Bilanz spricht aber nicht von dem Charakter des Warenaustausches und zeigt nur die passive Gestaltung desselben.

Die nähere Bekanntschaft mit der Handelsbilanz und ihre Analyse werden dieses Bild nur noch ergänzen, und ein eingehenderes Studium sämtlicher Bestandteile der Zahlungsbilanz wird uns die Möglichkeit bieten, *gewisse Richtlinien einer rationellen Wirtschaftspolitik im Verhältnis zu anderen Ländern* festzustellen und uns in der komplizierten Frage *bestmöglicher gegenseitiger Beziehungen* zu orientieren.

Unser Außenhandel gestaltete sich in den letzten Jahren folgendermaßen (in Tausenden Goldfranken):

	Einfuhr	Ausfuhr	Bilanz
1922	845.355	655.151	— 190.204
1923	1.116.482	1.195.587	+ 79.105
1924	1.478.631	1.265.865	— 212.766
1925	1.602.823	1.272.072	— 330.751
1926	896.232	1.306.040	+ 409.808
1927	1.680.523	1.459.379	— 221.173

Verdunkelt wird die Gestaltung unserer Handelsbilanz durch die Tatsache, daß bis zum Jahre 1924 unsere Umlaufswährung den Einflüssen einer Hyperinflation unterlag, nach zeitweiliger Stabilisierung im Jahre 1924 und nach Einführung des Zloty wiederum schwankte, und erst 1926 dauernd auf einem bestimmten Niveau stehenblieb, woraufhin sie am 13. Oktober 1927 durch eine Verordnung des Präsidenten der Republik gemäß neuer Parität (ein Zloty ist gleich 11,28 Cents) stabilisiert wurde. Die Stabilisierung hat Einfluß auf die Handelsbilanz derart, daß sie die Einfuhr, die bis dahin einerseits durch Währungsunsicherheit und andererseits mechanisch durch prohibitorische Devisenvorschriften abgedrosselt wurde, vergrößert. Der Kursfall einer Landeswährung schafft eine Prämie für den Exporteur und vergrößert die Ausfuhr. Dieser Einfluß der Währung auf die Richtung des Außenhandels ist aus folgender Tabelle ersichtlich, die das Saldo unserer Handelsbilanz (in Tausenden Zloty) mit den Zlotykursen (in Cents) zusammenstellt:

Saldo des Außenhandels:

	1924	1925	1926	1927
I.	+ 16.129	— 61.640	+ 61.895	+ 8.185
II.	+ 5.450	— 47.697	+ 42.894	+ 4.403
III.	— 10.237	— 69.685	+ 15.355	+ 430
IV.	— 20.068	— 92.821	+ 25.637	— 28.807
V.	— 23.133	— 79.873	+ 37.453	— 49.594

	1924	1925	1926	1927
VI.	— 22.613	— 66.379	+ 38.538	— 46.034
VII.	— 16.234	— 94.403	+ 54.851	— 23.284
VIII.	— 17.877	— 17.097	+ 36.519	— 9.262
IX.	— 17.019	+ 32.894	+ 29.319	— 8.012
X.	— 42.048	+ 43.838	+ 15.751	— 23.078
XI.	— 22.104	+ 59.231	+ 23.756	— 37.982
XII.	— 43.012	+ 62.881	+ 27.840	— 60.463

Zlotykurse:

	1924	1925	1926	1927
I.	0.000012	19.179	12.866	11.313
II.	0.000011	19.183	13.154	11.340
III.	0.000011	19.183	12.689	11.373
IV.	0.000011	19.178	11.329	11.427
V.	0.000011	19.187	9.584	11.386
VI.	19.293	19.186	9.302	11.306
VII.	19.247	19.043	10.065	11.254
VIII.	19.225	17.953	10.857	11.227
IX.	19.218	17.589	10.968	11.221
X.	19.218	16.656	11.079	11.218
XI.	19.207	15.740	11.227	11.236
XII.	19.204	10.844	11.267	11.236

Aus den angeführten Zahlenreihen darf eine ungemein wichtige, geradezu sinnfällige Schlußfolgerung gezogen werden. Im Jahre 1924 stabilisiert sich die Währung, und sofort, wie vom Zauberstabe berührt, schrumpft die Bilanz zusammen, wird negativ und bekundet bei mannigfachen Schwankungen die unzweifelhafte Tendenz zu einem immer stärkeren Übergewicht der Einfuhr über die Ausfuhr. Im August 1925 erfolgt der denkwürdige Zusammenbruch der Währung, der in den folgenden Monaten einen geradezu katastrophalen Charakter annimmt, und schon zeigen die Saldos der Handelsbilanz eine Spannung und klettern empor. Bereits im September dieses Jahres wird die Handelsbilanz hervorragend aktiv und bekundet eine unbezähmbare Tendenz zu weiterer Steigung. Erst ein Jahr später, das heißt im August 1926, wird die Währungskrise definitiv gebannt. Vorher — im Juli dieses Jahres — kündet sich ein deutlicher Durchbruch in der Handelsbilanz an, die immer noch aktiv bleibt, aber doch schon einzuschrumpfen beginnt. Endlich im April 1927 überschreitet sie den Rubikon, wird passiv, in ihrer Passivität bei einigen Schwankungen bis zum Juni sich steigernd, bis sie, offenbar unter der Einwirkung künstlicher Mittel im Laufe des Juli, des August und September die Rückgewinnung der Aktivität erstrebt. Die endgültige Stabilisierung des Zloty im Oktober 1927 ruft eine sofortige Steigerung der Passivität der Bilanz hervor.

Unsere Bilanz soll zu einer Zeit, da die Staatlichkeit sich erst kon-

solidiert und folglich das Wirtschaftssystem einen Kristallisierungsprozeß durchmacht, zu einer Zeit, da neue Installierungen eingeführt und alte Industriebetriebe repariert werden, passiv sein und bleiben. Ebenso wie uns die negative Handelsbilanz in der Zeit nach der Stabilisierung der Währung nicht mit Sorge erfüllte, konnte auch die aktive Bilanz während der Hyperinflationsperiode uns nicht zur Freude gereichen, da nur die Flucht vor der Entwertung des Geldes zur Anspannung der Ausfuhr zwingt, einer Ausfuhr, die auf ungesundester Prämie basiert, nämlich einer Prämie depressionierter Valuta, die Ländern starker Währung einen unverhältnismäßig billigen Warenerwerb im Lande niederer Währung gestattet. Das dauert übrigens nur bis zu einer bestimmten Zeitgrenze, nämlich bis zur Zeit, da das Land, welches auf Grund sinkender Währung den Export forciert, nichts mehr auszuführen haben wird, da es sich nicht mehr im Besitz von Mitteln befindet, seine angegriffenen Einrichtungen und seine veraltete Maschinerie zu erneuern und infolgedessen gänzlich die Produktion einstellt. Hier lüftet sich ein wenig der Schleier vor der zweiten Ursache, die eine positive Bilanz im Lande devaluierter Währung schafft, und durch den Spalt gähnt nur eine entsetzliche Leere; wo nämlich die Währung zusammenschmilzt, dort schwindet auch die Kaufkraft hin, die Einfuhr eines solchen Landes ist der Auszehrung anheimgefallen. Die aktive Handelsbilanz gibt manchmal den Schein von Gesundheit einem Organismus, dessen Rückgrat vom Übel der Hyperinflation, dieser furchtbaren Krankheit einer Wirtschaftseinheit, angefressen ist.

Hauptprodukte unseres Warenaustausches auf dem Weltmarkt sind folgende Artikel (in Tausenden Goldfranken):

Einfuhr	1927 Taus. Goldfr.	%	1926 Taus. Goldfr.
1. Baumwolle	170.537	10.15	156.148
2. Maschinen und Apparate	130.990	7.79	52.184
3. Wolle	115.291	6.86	68.414
4. Häute	88.490	5.26	46.222
5. Weizen	81.050	4.82	2.804
6. Papier	44.551	2.65	23.212
7. Elektr. Apparate und Materialien	42.636	2.54	26.699
8. Wollgewebe	36.734	2.19	11.213
9. Roggen	33.216	1.98	1.566
10. Eisenschmelz	31.816	1.89	7.385
11. Zinkerze	29.228	1.74	15.000
12. Fette	29.262	1.74	13.368
13. Automobile	28.226	1.68	9.792
14. Reis	28.086	1.67	13.309
15. Heringe	26.945	1.60	17.864
16. Baumwollgarne	25.099	1.49	14.390
17. Pflanzenöle	25.067	1.49	18.903

Ausfuhr	1927 Taus. Goldfr.	%	1926 Taus. Goldfr.
1. Holz	342.311	23.45	189.298
2. Kohle	201.723	13.82	254.967
3. Zink	105.548	7.23	95.199
4. Borstenvieh	97.532	6.68	47.106
5. Eier	97.271	6.67	74.246
6. Zucker	75.821	5.20	84.450
7. Naphtha und Naphthaprodukte	51.251	3.52	75.441
8. Eisen	43.546	2.98	23.876
9. Viehfutter	39.989	2.74	28.175
10. Fleisch	38.014	2.60	35.019
11. Textilien und Baumwollgewebe	35.574	2.44	31.782
12. Samen	35.555	2.44	22.273
13. Textilien und Wollgewebe	26.387	1.81	23.548
14. Butter	22.960	1.57	13.245
15. Gerste	15.525	1.06	25.214

Werfen wir einen Blick auf die Hauptartikel unseres Exportes, so können wir feststellen, daß es nur 17,15% Agrarprodukte enthält, die eigentlich keinerlei Verarbeitung erfordern (Eier, Borstenvieh, Viehfutter, Gerste), 11,85% Prozent Agrarprodukte, die einen mehr (wie Zucker) oder weniger (wie Fleisch und Butter) künstlichen Verarbeitungsprozeß durchmachen oder einer äußerst sorgfältigen Kultur und Selektion (wie Samen) unterworfen werden müssen. Das Hauptprodukt unseres Exportes: Holz (23,45%) erfordert einen großen Kapitalaufwand, ehe es, selbst im sogenannten rohen Zustand, auf dem Markt erscheinen kann. Die Hälfte davon in Gestalt von Rund- und Sägeholz wird erst nach ziemlich komplizierter Umarbeitung ausgeführt.

Bergwerksrohstoffe, Kohle und Naphtha (17,34%), können ohne sehr komplizierte, ungeheuren Aufwand erfordernde Arbeit nicht einmal auf die Oberfläche gefördert werden. Zink und Eisen (10,21%) gehören zu den Artikeln, deren Fabrikation einen ungeheuren Kapitalaufwand erfordert. Die vier letzteren Produkte zählen zu denjenigen Kategorien industrieller Erzeugnisse, die mit Recht als Schwerindustrie bezeichnet werden. Textilien und Gewebe (4,25%) sind Erzeugnisse fabrikmäßiger Verarbeitung, die auf einem hohen Niveau maschineller Großindustrietechnik steht. Das Wollgewebe — nebenbei bemerkt — bildet eine ernste Rubrik der Einfuhr. Hier figurieren auch in geringeren Mengen Baumwollgarne. Es ist dies eine oft wiederkehrende Erscheinung: es wird die Einfuhr dünneren, hochqualifizierten Gewebes zwecks Verarbeitung in Textilware höherer Qualität kalkuliert.

Die Einfuhr manifestiert in noch höherem Grade den Charakter unserer Wirtschaft, insofern er sich in den Daten des Warenaustausches mit anderen Ländern offenbaren kann: 30% der Einfuhr bilden

Rohmaterialien, die zu weiterer fabriks- oder hüttenmäßiger Verarbeitung dienen (Baumwolle, Wolle, Woll- und Baumwollgewebe, Schmelz und Zinkerz).

Schon die Tatsache der Einfuhr von Getreide, obwohl sie von vorübergehendem Charakter ist, *straft die uns oft zugeschriebene Rolle eines eminent agrarischen Organismus Lügen:* ein Staatsorganismus, der wirklich ausschließlich vom *flachen* Lande lebt, kann in Jahren der Mißernte zwar geringere Getreidemengen als gewöhnlich ausführen, niemals aber wird er sich zum Konsumenten fremden Getreides verwandeln. *Die Erscheinung, daß, sei es auf dieser, sei es auf jener Seite der Handelsbilanz Getreide figuriert, kündet den deutlich transitorischen Charakter der Wirtschaft eines Landes an,* wovon noch in der Folge eingehender die Rede sein wird. Ein Beweis derselben *transitorischen oder meinetwegen gemischten Wirtschaftsstruktur Polens* ist die Tatsache einer verhältnismäßig ernsten *Einfuhr von Maschinen und elektrotechnischen Apparaten, wie auch von Automobilen* (zusammen 12%). Die Einfuhr von *Rohstoffen und Halbfabrikaten* zeugt von einem *gewissen Grad der Industrialisierung;* indessen, der gleichzeitig andauernde Import von Maschinen usw. beweist, daß diese Industrialisierung doch kein allzu hohes, da immer wieder neue Installierungen erforderndes Niveau erreicht.

Das durch einen derartigen Import verursachte *Defizit der Handelsbilanz kann eher als positive Erscheinung gewertet werden,* insofern man festzustellen imstande ist, daß die dieses Defizit balancierenden Kredite tatsächlich nicht für individuelle sofortige Konsumtionen, sondern für die Bildung neuer und dauernder Werte, für die Gründung neuer Arbeitswerkstätten, Erlangung neuer Verkehrsmittel und Bezug eines neuen technischen Apparates verwendet werden.

Zwecks vergleichender Analyse unseres Außenhandels mit Bezug auf seine hauptsächlichen Objekte, führe ich nachstehend eine Liste wichtigster Warenaustauschartikel der Vereinigten Staaten und Deutschlands an. (Daten vom Jahre 1925, nach League of Nations, Memorandum on balance of payments, Genf 1927):

Vereinigte Staaten.

Einfuhr	Taus. Doll.	%
1. Kautschuk	429.705	10,16
2. Rohseide	408.386	9,66
3. Kaffee	286.212	6,77
4. Zucker	246.008	5,82
5. Textilerzeugnisse	213.180	5,04
6. Wolle	141.976	3,36
7. Chemische Produkte und Farben	140.386	3,32
8. Holz	120.497	2,85

Ausfuhr	Taus. Doll.	%
1. Baumwolle	1.059.751	21,99
2. Eisen und Stahl	525.436	11,11
3. Naphtha	421.227	8,74
4. Automobile	334.462	6,94
5. Fleisch und Molkereiprodukte	291.487	6,05
6. Kupfer	154.998	3,22
7. Tabak	153.345	3,18
8. Weizen	148.717	3,09
9. Baumwolltextilien	148.228	3,08
10. Roh- und bearbeitetes Holz	145.054	3,01

Deutschland.

Einfuhr		
1. Baumwolle	831.127	6,7
2. Wolle	526.167	4,2
3. Weizen	471.291	3,8
4. Baumwollgarne	373.752	3,0
5. Butter	372.532	3,0
6. Früchte	361.451	2,9
7. Roh- und bearbeitetes Holz	340.984	2,7
8. Eier	289.351	2,3
9. Fleisch	289.242	2,3
10. Kupfer	278.915	2,2
11. Wollgewebe	261.377	2,1
12. Tabak	260.441	2,1
Ausfuhr		
1. Eisen	946.165	10,8
2. Maschinen	656.308	7,4
3. Baumwolltextilien	440.197	5,0
4. Kohle	379.660	4,3
5. Papier	358.764	4,1
6. Elektrische Apparate und Materialien	320.451	3,7
7. Wolltextilien und Wollgewebe	253.720	2,9
8. Häute	205.809	2,3
9. Seidentextilien	196.828	2,2

Hier muß ich einen gewissen, übrigens begreiflichen Vorbehalt machen. Zwecks Vereinfachung der Aufgabe habe ich nur Artikel gewählt, die eine ernste Rolle im Außenhandel der drei miteinander verglichenen Länder spielen. Für den Export hat dieser Vorbehalt eine geringere Bedeutung, da die betrachteten Produkte im ganzen für Polen 84,2%, für die Vereinigten Staaten 70,4% und für Deutschland, das eine sehr differenzierte Ausfuhr besitzt, 42,7% der Gesamtausfuhr bilden. Dagegen ergeben die untersuchten Artikel im Import ein wenig ge-

ringere, im Falle Polens (57,6%) und in dem der Vereinigten Staaten (47,0%) mehr, im Falle Deutschlands (34,3%) weniger für unsere Zwecke ausreichende Prozente.

Mit Deutschland haben wir folgende Importprodukte gemeinsam: Baumwolle, Wolle, Weizen (bedingungsweise), *Baumwoll- und Wollgewebe;* mit den Vereinigten Staaten Wolle. In der Ausfuhr können wir auf folgende mit Deutschland gemeinsame Waren hinweisen: Eisen, Baumwolltextilien, Kohle, Baumwollgewebe; mit den Vereinigten Staaten: Eisen, Naphtha, Fleisch und Molkereiprodukte, Baumwolltextilien und Holz (was Holz betrifft, treten die Vereinigten Staaten in doppelter Rolle, eines Exporteurs und eines Importeurs, auf). Selbstredend darf nicht vergessen werden, daß die angeführte Analogie nur prozentmäßig ist und daß quantitativ in allen drei Ländern die absoluten Zahlen ganz verschieden sind. Die Vereinigten Staaten, die gleichsam in sich geschlossene Wirtschaftskomplexe bilden, unterhalten nichtsdestoweniger belebte Beziehungen mit der übrigen Welt, indem sie mangelnde Fabrikrohstoffe wie auch Lebensmittel importieren und in bedeutendem Ausmaß wiederum Rohstoffe exportieren, die sie entweder im Überfluß besitzen oder deren fast einziger Besitzer sie sind; der Export von Fertigfabrikaten spielt dort keine große Rolle.

Deutschland führt fast ausschließlich — insofern von den Hauptobjekten seines Handels die Rede ist — Lebensmittelprodukte und Roh- oder Halbrohstoffe, die es nicht besitzt, ein, dagegen exportiert es den einzigen Rohstoff, den es im Überfluß besitzt, das ist Kohle. Der Charakter des deutschen Exportes unterscheidet sich dadurch am meisten von dem polnischen, daß Maschinen, die bei uns Gegenstand der Einfuhr sind, dort die zweite Stelle unter den Exportpositionen einnehmen. Dieser Umstand muß der verschiedenen wirtschaftlichen Struktur beider Länder zugeschrieben werden, obgleich in vieler Hinsicht unsere natürlichen Bedingungen denen Deutschlands analog sind. Unsere Überlegenheit beruht darauf, daß wir uns im Besitze von gewissen Rohstoffen, wie Naphtha und Holz, befinden, an denen es Deutschland mangelt, daß wir auf dem Gebiete der Lebensmittel absolut autark sind und daß unsere Bevölkerungsvermehrung bedeutend größer ist. Deutschland besitzt dagegen eine lange Meereslinie und größere Anlagekapitalien.

Das Defizit seines Außenhandels muß Deutschland — ebenso wie wir unser eigenes — durch ausländische Anleihen decken. Der Charakter dieser Außenanleihen aber ist letzten Endes in beiden Ländern verschieden, da sie in Deutschland zur Deckung von Konsumtions- und nicht wie bei uns von Investierungs- und Installierungsbedürfnissen verwendet werden. Es ist nämlich eine bemerkenswerte Tatsache, daß — selbst wenn man vom gelegentlichen übermäßigen Lebensmittelimport des Jahres 1927 absieht — das allgemeine Defizit unserer Handelsbilanz des Jahres 1927, das 221.173.000 Goldfranken betrug, sich mit der Einfuhr von Maschinen, elektrischen Apparaten und Baumaterialien, wie

auch von Automobilen deckt (223.502.000 Goldfr.). Ein derartiges Defizit, wie auch Kredite, die zu seiner Deckung dienen, dürfen uns nicht erschrecken, da sie letzten Endes das Nationalvermögen vergrößern, indem sie ins Land wertvolle Produktions- und Verkehrsmittel hineinbringen.

Der Radius unserer Handelsbeziehungen ist im Hinblick auf die mit dem engen Zugang zum Meere verbundenen Schwierigkeiten eher klein, wie das aus folgender prozentualer Zusammenstellung hervorgeht:

Einfuhr	1924	1925	1926	1927
England	7,5	8,0	10,4	9,4
Österreich	11,7	9,6	6,8	6,6
Tschechoslowakei	5,7	5,5	5,0	5,8
Frankreich	4,9	5,9	7,4	7,5
Deutschland	34,4	30,7	23,6	25,5
Rumänien	1,4	1,4	0,9	2,4
Vereinigte Staaten	12,4	13,8	17,4	12,9
Italien	5,0	4,2	4,7	2,9
Ausfuhr				
England	10,5	8,3	17,1	12,2
Österreich	10,1	12,5	10,3	11,0
Tschechoslowakei	7,9	11,3	8,8	10,1
Frankreich	4,2	1,8	3,6	1,7
Deutschland	43,2	40,0	25,3	32,0
Rumänien	6,2	4,7	3,2	3,3
Vereinigte Staaten	0,6	0,7	0,7	0,8
Italien	0,5	0,7	2,0	2,1

Die obigen Länder decken fast drei Viertel unserer allgemeinen Handelsumsätze. *Alle überragt, selbst in der letzten Periode des Zollkrieges, Deutschland,* mit dem unsere Handelsbeziehungen zahlenmäßig *zwei Drittel der allgemeinen* bilden. Unser Handel mit den Vereinigten Staaten — dem unumgänglichen Lieferanten von Baumwolle — ist für uns hervorragend passiv und kann, wegen unseres Mangels an Rohstoffen, die Amerika braucht (mit Ausnahme einiger Abarten und Gattungen von Holz), wie auch wegen der vorderhand geringen Aussichten auf die Entwicklung unseres Seeverkehrs, nicht anders werden. Unser zweiter Kontrahent neben Deutschland: Rußland, figuriert recht unerfreulich in unserem Warenaustausch infolge des besonderen Charakters seiner gegenwärtigen Handelspolitik, die im Hinblick auf die dort herrschenden Verhältnisse keine Änderung in absehbarer Zukunft verspricht.

*

Der Transit bildet eine wichtige Position in der Rubrik unserer Eisenbahntransporte, indem er 10% der Lokalbeförderung ausmacht (2.986.810 Tonnen für die Zeit vom 1. August 1925 bis zum 31. Juli 1926

gegenüber 29.814.317 Tonnen Lokalbeförderung). Der Eisenbahntransit über Polen wächst dauernd: im Jahre 1925 erreichte er täglich im Durchschnitt 715 Waggons zu 15 Tonnen, im Jahre 1926 erhebt er sich zur Zahl von 855 Waggons und im Jahre 1927 ergibt er bereits 1140 Waggons.

*

Auf 26.859 Millionen Briefe, die im Jahre 1925 in den europäischen Hauptländern expediert wurden, entfielen 3021 Millionen, d. i. 11,3%, auf die ausländische Korrespondenz. Für Polen ist dieses Verhältnis ein anderes, da auf 672 Millionen Briefe 116 Millionen, d. h. 17,3%, auf ausländische Korrespondenz entfallen. Man darf daraus nicht schließen, daß unser regerer Postverkehr mit dem Ausland ein Ergebnis belebter Außenhandelsbeziehungen sei. Die Tatsache ist vielmehr dem Umstand zuzuschreiben, daß Polen eine ansehnliche Zahl von Auswanderern besitzt, die mit ihren im Lande verbliebenen Familien den Briefverkehr unterhalten. Der Handelsverkehr muß eher an der Zahl der ausgetauschten Depeschen gemessen werden. Die Zahl der in Europa im Jahre 1927 insgesamt aufgegebenen Telegramme betrug 291.857.000 Stück, darunter in der ausländischen Korrespondenz 83.806.000 Stück, d. h. 28,7%. Für Polen bilden die betreffenden Zahlen 7.801.000 Stück und 1.638.000 Stück, d. h. 21,0%, was ein richtigeres Maß unserer Interessenbeziehungen mit dem Ausland bildet.

*

Unser Land ist übervölkert, da wir, *was das Bevölkerungswachstum betrifft, eine sehr hohe Stelle unter den andern Nationen einnehmen,* wie aus der nachfolgenden Zusammenstellung des „Mouvement naturel de la population", Genf 1927 (Soc. de Nations), hervorgeht:

V. S. S. R.	19,2	Italien	10,9
Argentinien	17,9	Tschechoslowakei	9,9
Salvador	17,1	Deutschland	8,7
Südafrika	17,1	England	6,1
Ägypten	16,8	Schweden	5,8
Polen	16,8	Frankreich	1,4

In Europa steht Polen, sofern es sich um die Norm des natürlichen Bevölkerungszuwachses handelt, nur Rußland nach. Anderthalbmal übertrifft es die Norm Italiens, das an Übervölkerung leidet; es hat eine zweieinhalbmal größere Vermehrung als England, eine fast dreimal stärkere als Schweden und eine zwölfmal größere als Frankreich.

Das Angebot auf dem Arbeitsmarkt steigt bei uns jährlich um 500.000 Menschen. Das *flache* Land ist nicht imstande, diese nach Arbeit ausgestreckten Hände zu beschäftigen. Welche sind nun die Auswanderungsmöglichkeiten? Nachdem die Emigration nach den Vereinigten Staaten für uns faktisch abgesperrt ist, lenken wir unsern Aus-

wanderungsstrom nach den europäischen Ländern, aber die Aufnahmefähigkeit Europas ist äußerst gering: nach dem Kriege wanderten aus Polen aus:

	Insgesamt	Nach den europäischen Ländern
1919	6.705	804
1920	88.304	14.183
1921	116.300	8.851
1922	70.089	31.373
1923	127.421	72.020
1924	74.593	52.082
1925	81.218	42.769
1926	167.509	117.616

Die überseeische Emigration welkt hin, und infolgedessen verringern sich überhaupt unsere Emigrationschancen. Von unserer europäischen Emigration entfallen auf Frankreich 58,4% (41,0% der ganzen Emigration), auf Deutschland 37,2% (26,1%), d. h. daß unsere europäische Emigration mit diesen beiden Ländern erschöpft ist: in Deutschland arbeiteten im Jahre 1926 auf 100 Ausländer 86 Polen, von denen nahezu alle (78) ländliche Arbeiter waren. Auf die im Laufe des Quinquenniums 1922—1926 eingewanderten 998 358 ausländischen Arbeiter kamen 215 090, d. h. 21½% Polen. Nach den Vereinigten Staaten, diesem gelobten Land aller Auswanderer, gelangten im Jahre 1926 nur 9247 Personen, d. h. 4,9% unserer ganzen Emigration. Der Rest des außereuropäischen Auswanderertums entfällt auf Kanada (9,4%), Argentinien (8,6%), Palästina (4,1%) und Brasilien (1,5%).

Was die Berufe der Emigranten betrifft, so sind unsere Auswanderer vorwiegend Landarbeiter, wenn auch nur 23,0% als Landarbeiter deklariert worden sind, denn die 50% Berufslosen, 6,7% ohne Berufsangabe und 12,1% beruflich Passiven (d. h. Frauen und Kinder) müssen als glebae adscripti angesehen werden.

*

So sehen die Daten und Tatsachen in ihrer Projektion auf die Fläche internationaler ökonomischer Wirklichkeit aus; wie soll nun von dieser Folie sich unsere Politik abheben? Die im vorangehenden gegebene Analyse der Zahlen befestigt uns, wie bereits unterstrichen wurde, in der Überzeugung, daß wir *nicht ausschließlich Agrikulturland werden können, daß wir nicht im Rahmen existieren können, in den uns gewisse eigene und fremde Kreise einzwängen möchten.* Mehr noch! *Als überwiegend agrarischer Staat kann Polen überhaupt nicht bestehen und würde für andere Nationen jede Bedeutung verlieren.* Mannigfache Anzeichen deuten darauf hin:

Die Getreideposition figuriert bei uns auf beiden Seiten der Handelsbilanz. Im Jahre 1926 exportierten wir das hauptsächlichste Korn des Weltmarktes, nämlich Weizen, im Jahre 1927 haben wir ihn importiert.

Im Jahre 1926 war die Einfuhr von Weizen und Roggen verschwindend gering, dahingegen erwies sich die Ausfuhr als genügend ansehnlich und erreichte beim Weizen 53.011 Tonnen, beim Roggen 222 695 Tonnen.

Die angeführten Zahlen sind jedoch nicht maßgebend, und Polen ist nicht imstande, à la longue Getreide in größeren Mengen auszuführen. Wie die Dinge heute liegen, *deckt die Durchschnittsernte an Weizen nicht mehr als 83% des Innenbedarfs.* Dasselbe muß vom Hafer gesagt werden. Ein Exportüberschuß an Roggen ist nur in besseren Erntejahren vorhanden und beträgt kaum mehr als 100 000—200 000 Tonnen jährlich. Der Überschuß an Gerste ist zwar stabil, überschreitet aber nicht 100 000, maximal aber 150 000 Tonnen jährlich. Die Jahre 1926 und 1925 wiesen bekanntlich eine über die Durchschnittsnorm hinausgehende Ernte auf. Die Weizenernte betrug 12,8 Millionen Quint. im Jahre 1926 und 15,8 Millionen Quint. im Jahre 1925 gegenüber dem Durchschnitt von 11,1 Millionen Quint. im Laufe des Quinquenniums 1920—1924, die Roggenernte 50,1 Millionen Quint. und 65,4 Millionen Quint. gegenüber 48,0 Millionen Quint.

Aber die Zahlen dieser guten Erntejahre imponieren keineswegs, da sogar in den *Ländern, die allgemein als hochindustrialisiert gelten, die Bodenergiebigkeit höher als bei uns ist.* Der Hektarertrag ist nämlich in Polen sehr gering: er übertrifft (der Durchschnitt des Quinquenniums 1921—1925) beim Weizen nicht 11,8 Quint. vom Hektar, während Deutschland 18,3 Quint., die Tschechoslowakei 15,9 und Frankreich 14,5 Quint. erntet, bei Roggen 11,5 Quint. gegenüber 14,0, 15,4 und 11,6 Quint.

Landwirtschaftliche Ameliorationen zählen bei uns zu den imperativen Geboten der Gegenwart. Die Situation wird sich indes nicht ändern, und *Polen wird nicht zum Lande von ausschließlich agrarischer Struktur werden, wenn durch Ameliorationen die Getreideergiebigkeit selbst die französische Norm erreicht,* und zwar aus ganz einfachem Grunde! Der Weizenkonsum in Polen (42,23 kg jährlich pro Einwohner) ist niedriger als in allen Ländern Europas und bildet z. B. nur 25% des englischen Konsums. Jede Hebung der Ergiebigkeit des Bodens müßte also von günstigem Einfluß auf die Steigerung des Konsums über das gegenwärtige Niveau sein, und es ist zweifelhaft, ob sie die Möglichkeiten regulären Exports schaffen würde. Polen wird auf dem Weltmarkt niemals unter den Lieferanten des hauptsächlichen Getreides, d. h. Weizens, erscheinen. Wir sollen nicht einmal den Ehrgeiz in dieser Richtung aufbieten und uns der trügerischen Hoffnung hingeben, dereinst Europas Speicher zu werden.

Andere Aufgaben liegen vor uns. Wir sahen, daß beim Unvermögen, seine Kinder zu ernähren, das flache Land den größten Auswandererkontingent liefert. Die Emigration wird aber immer schwieriger, und die Arbeitslosigkeit ist, selbst bei günstiger Konjunktur, wie im Augenblick, da diese Zeilen geschrieben werden, eine ständige Erscheinung (84 624

Personen am 15. Oktober 1928). Um die Bevölkerung zu beschäftigen, haben wir keinen anderen Ausweg als die Hebung der industriellen Ergiebigkeit. *Wir müssen den von anderen Nationen, insbesondere von unserem westlichen Nachbar — Deutschland — geebneten Weg beschreiten.* Vor uns steht die große und verlockende *Aufgabe der Produktionssteigerung.* Das wird die Steigerung der gegenwärtigen Kaufkraft der Bevölkerung, d. h. die Steigerung des überaus bescheidenen Innenkonsums nach sich ziehen. *Die vermehrte Produktion wird die überschüssige Arbeitskraft in Anspruch nehmen und wird zugleich und vor allem den Zielen des gesteigerten Konsums dienen.*

Um unsere Situation auf dem Gebiete des Konsums plastisch hervorzuheben, will ich den Durchschnittskonsum von Baumwolle, Kohle und Roheisen eines Einwohners bei uns und in den vier hochindustrialisierten Staaten: England, Frankreich, Deutschland und Vereinigte Staaten als Ganzes genommen in der Gegenwart (1923—1925) und vor 40 Jahren (1880—1884) vergleichen. Ich habe Baumwolle gewählt, deren Konsum das Niveau des individuellen Wohlstandes charakterisiert, Kohle als den industriellen Grundstoff, der eine annähernde Vorstellung *vom Stande der Umlaufmittel* in industrialisierten Ländern gibt, wie auch Roheisen, dessen Konsum gewissermaßen den Stand der Industrialisierung überhaupt widerspiegelt (in Kilogrammen):

	Polen		England, Frankreich, Deutschland u. Ver. Staat.			
	1923/25	%	1923/25	%	1880/84	%
Baumwolle . .	1,74	100	18,8	1.080	7,4	425
Kohle	743,6	100	3.801,2	511	1.600,0	215
Roheisen . . .	13,73	100	216,8	1.579	90,0	656

Die auf Polen sich beziehenden Zahlen sind nicht nur viel geringer als die betreffenden Zahlen des Westens im gegenwärtigen Augenblick, sondern sie stehen noch weitab von den Zahlen selbst vor 40 Jahren. *Am rückständigsten sind wir im Roheisenkonsum und das bedeutet, daß unsere Industrialisierung noch große, hartnäckige und langwierige Anstrengungen erfordern wird und daß die Erlangung angemessener Investitionskapitalien notwendig ist.* Der mehr als bescheidene Baumwollkonsum weist auf unsere individuelle Armut, die mangelnde Kaufkraft und das niedrige Niveau der Bedürfnisse hin. Im Kohlenkonsum stehen wir, wenn auch mit starker Verspätung, ein wenig besser, was die Hoffnung auf Besserung unserer Lage auch auf anderen Gebieten zuläßt.

Vom Mangel an industrieller Ausrüstung, vom Mangel an Installationskapital zeugen beredt und unmittelbar die Daten über den Maschinenkonsum bei uns im Vergleich mit dem Ausland (in Goldmark auf einen Einwohner):

Vereinigte Staaten	129,0	Estland	5,5
Kanada	93,9—102,9	Polen	4,0—4,4
Großbritannien	53,4	V. S. S. R.	4,1—4,5
Schweiz	44,0— 61,7	Brasilien	3,3
Australien	43,2— 49,9	Ägypten	3,2
Deutschland	36,2	Portugal	2,5
Neuseeland	32,8— 33,6	Litauen	2,5
Holland	24,0	Griechenland	2,4
Schweden	20,3	Bulgarien	2,4
Österreich	13,9— 17,0	Rumänien	1,6
Frankreich	13,5— 15,5	Türkei	1,1
Tschechoslowakei	12,7— 15,4	Indien	0,7
Lettland	8,6	Siam	0,6
Japan	5,8— 7,0	China	0,2

Wir befinden uns hier in einer ziemlich bunt zusammengewürfelten Umgebung. Hinter uns sind entweder Länder, die die ersten unsicheren Schritte auf dem Gebiete der Industrialisierung machen oder Länder von hervorragend agrarischer Kultur, die keine Voraussetzungen für die Entwicklung der maschinellen, kapitalistischen Produktion besitzen. Lettland ist industriell besser als wir ausgerüstet, wenn auch ein Teil von Maschinen dort stillsteht, da er ein Überbleibsel aus russischen Zeiten ist, als noch die blühende Rigaer Industrie sich auf den Ostmärkten mästete. Die Tschechoslowakei besitzt auf einen Einwohner dreimal mehr, Schweden fünfmal, Holland sechsmal, Deutschland neunmal, die Schweiz zehnmal, Großbritannien elfmal, die Vereinigten Staaten dreißigmal mehr maschineller Installationen als wir. Selbst wenn ein Teil dieser so bedeutenden Differenz der größeren Billigkeit unserer Arbeitskräfte zugerechnet werden dürfte, fällt doch jedenfalls der Mangel an industrieller Ausrüstung in Polen geradezu grell in die Augen.

Es ist also *von erstklassiger Bedeutung für uns, neues Kapital zu erobern.* Die Bildung des Kapitals im Innern des Landes hängt von der Möglichkeit des Sparens ab. Vor der Stabilisierung der Währung war diese Möglichkeit nicht vorhanden, da der einfache Selbsterhaltungstrieb jedem die Flucht vor dem sich rasch, andauernd und unaufhaltsam entwertenden Gelde gebot. Die Stabilisierung der Währung hatte vor allem eine günstige Rückwirkung auf die wiederkehrende Sparlust. Die Einlagen in den Kreditinstituten, die am 31. Dezember 1925 nur 594,4 Millionen Zloty betrugen, stiegen am 30. September 1927 fast zur dreifachen Höhe und betrugen 1616,9 Millionen Zloty. Das ist allenfalls, selbst mit Berücksichtigung der Nachkriegsinflation, ein geringer Betrag, und es läßt sich nicht viel auf ihm bauen.

Wenn eine Nation nicht hinreichende Ersparnisse besitzt, ist es eine unumgängliche Sache, daß diese Lücke von einer anderen glücklichen Nation, die über einen Überfluß an Ersparnissen verfügt, aus-

gefüllt werde. Welches fremde Kapital wird aber einem Land zuströmen, das keine ausbalancierte Währung besitzt und das von dem eigenen Kapital unaufhaltsam und fluchtartig verlassen wird? Die erste Sorge rebus sic stantibus müßte denn auch die Stabilisierung der Währung sein, was bei uns letzthin auf dem Wege der Stabilisierungsanleihe vollbracht wurde. Der Anleihevertrag petrifizierte und das betreffende Dekret des Präsidenten der Republik legalisierte die Parität des Zloty auf der von ihm vorher selbständig erreichten Kurshöhe.

Das, was ich vorher sagte, läuft auf die Notwendigkeit der *Hebung der Konsumtion* in Polen hinaus. Aus dem Grunde müssen — sofern es sich um die Reihenfolge der Investierungen handelt — *auf den ersten Plan die landwirtschaftlichen Ameliorationen* gestellt werden. Das wird den Bedarf nach Industrieartikeln verdoppeln: erstens in Gestalt einer gesteigerten Nachfrage nach Maschinen und Landwirtschaftsgeräten, wie auch nach Kunstdünger, Drainageeinrichtungen usw.; und zweitens wird es den Wohlstand der Landbevölkerung vermehren, d. h. es wird neue industrielle Konsumenten schaffen und den bereits vorhandenen Bedarf stärken und steigern. An zweite Stelle muß der Ausbau des Eisenbahnnetzes rücken; die Eisenbahnen sind beim Bau selbst die größten Konsumenten einer Reihe von Industrieartikeln, und bei der Exploitierung eröffnen sie ganze Landesgebiete den Errungenschaften materieller Kultur.

Die Vernachlässigung unserer Chausseen und Straßen wie die Befriedigung des Wohnungshungers, dieser physischen und moralischen Plage der Bevölkerung, müssen ebenfalls in ausländischen Anleihen ihre Lösung finden, wenn auch die letzte Gattung des Kredits von vielen als Konsumkredit betrachtet wird.

Die Ameliorations- und Eisenbahnanleihen werden vermutlich von der Regierung — die Anleihen des letzteren Typus von den Munizipal- und Kommunalbehörden abgeschlossen werden.

Es ist nun offenbar, daß wir, um das Wirtschaftsleben bei uns harmonisch zu entwickeln, vor allem nicht nur die Dämme beseitigen müssen, die den Zufluß des Kapitals von außen hemmen, sondern sogar die ausländischen Kapitalisten zu Investitionen und Anlagen in Polen ermuntern sollten. Eigenes Kapital besitzen wir nicht, und wir werden nicht imstande sein, es bald durch Sparen zu erlangen.

Das fremde Kapital muß ausschließlch für Organisationszwecke verwendet werden, es muß unsere Landwirtschaft auf höhere Stufe heben, die Industrie modernisieren und erweitern und die überschüssigen Arbeitskräfte beschäftigen. Wir fürchten also die negative Bilanz nicht, sofern das zur Kräftigung unserer Produktion beiträgt.

Dagegen — ich wiederhole es — können wir *weiter unter keiner Bedingung es zulassen, daß wir aufs Niveau eines ausschließlich oder überwiegend agrarischen Landes herabgedrückt werden.* Übrigens kann sein eigenes wohlverstandenes Interesse keinem der hochindustrialisier-

ten Staaten eine derartige, die polnische Industrie eliminierende Politik diktieren. Im letzten normalen Jahr 1913 sind bekanntlich 34,8 % der ganzen Ausfuhr Deutschlands, 25,2% Englands, 78,3% Belgiens und 56% Frankreichs nicht nach den Ländern niederer Industrialisierung, sondern nach den vier industriell am höchsten vorgeschrittenen Staaten dirigiert worden.

Unsere transitorische Wirtschaftsstruktur, die eine besondere Sorgfalt erfordert, müßte uns im Verhältnis zu anderen Staaten *eher eine Politik der „Gegenseitigkeit" und nicht die von uns akzeptierte Politik „der am meist begünstigten Nation" nahelegen.* Es geht aber nicht an, gegenwärtig zurückzuweichen, und es ist anzunehmen, daß unsere sämtlichen Verträge in Zukunft auf diesem Grundsatz basieren werden, der übrigens auch von der Internationalen Wirtschaftskonferenz empfohlen wird. Um so mehr Aufmerksamkeit wird der Konstruktion unseres Zolltarifs gewidmet werden müssen, der *protektionistisch bleiben soll,* wenn wir den Massen nicht nur Arbeit geben, sondern auch ihre Bedürfnisskala heben wollen. Unsere ausländischen Kontrahenten, für die die Steigerung des Konsums in einem 30-Millionen-Lande nicht gleichgültig sein kann, müßten das Anwachsen unserer Kaufkraft nur begrüßen. Sie werden sich also mit dem Gedanken aussöhnen, daß Polen coûte que coûte sich wird hoch industrialisieren müssen, und es wäre nur vernünftig, wenn sie unsere Bemühungen begünstigen würden.

*

Wir unsererseits verstehen es nur zu gut, daß gerade auf dem Wege der Steigerung des internationalen Wohlstandes auch unser eigener wachsen und gedeihen wird, daß unsere ganze Außenwirtschaftspolitik auf sorgfältiger Pflege bester, auf gegenseitigem Verstehen beruhender Beziehungen zu den anderen Staaten basieren muß und daß eine intensive Kooperation auf internationalem Gebiete unbedingt notwendig ist.

Chinas Verträge.

Von Generalkonsul *O. Scholz.*

I.

Die Schnelligkeit, mit der die Kuomintang (d. i. die auf den drei Grundsätzen ihres Begründers Sun Yatsen von der Selbständigkeit, der Selbstherrschaft und der Wohlfahrt des chinesischen Volkes aufgebaute revolutionäre Partei des Südens) sich im Jahre 1928 im Norden Chinas durchzusetzen vermochte, hat überall in der Welt berechtigtes Aufsehen erregt. Noch stärker war das Aufsehen, das die von ihr in Nanking errichtete, noch von keinem anderen Staate anerkannte Regierung durch die diplomatisch und öffentlich bekanntgegebene Lossagung von Chinas alten Staatsverträgen erregte; und doch war dieses Aufsehen von geringerer Berechtigung, denn in Wahrheit geschah hier nicht mehr als die Fortführung der Politik der alten, von aller Welt anerkannten und jetzt gestürzten Pekinger Regierung (die im Jahre 1926 Chinas Staatsverträge mit Belgien, das belgische Selbstverwaltungs-Niederlassungsrecht in Tientsin und die Exterritorialität der Belgier in China für erloschen erklärte), nur in der hastigeren, schärferen und rücksichtsloseren Art einer revolutionären Bewegung, die am liebsten mit einem Schlage sich von allen Fesseln, gegen die sie kämpft, befreien möchte. Auch von den Fesseln der alten Staatsverträge, die für China, für die dort lebenden Ausländer und für deren Regierungen von anderer und stärkerer Bedeutung sind als sonstige Staatsverträge, die als der gesetzliche Niederschlag des ungeschriebenen Völkerrechts (wenigstens des zwischen den Staaten des Völkerbunds herrschenden Völkerrechts) gelten. Chinas alte Staatsverträge sind heute Ausnahmebestimmungen jenes Völkerrechts. Auf diesem Sonderrecht beruht die Möglichkeit der bisherigen Betätigung der Ausländer in China, beruht deren Vorzugsstellung gegenüber den Inländern und beruht Chinas zweitklassige Stellung im Völkerrecht und in der Weltpolitik. Auch die bisherige Unmöglichkeit seiner Beseitigung oder Abänderung ist in diesem Sonderrecht selber begründet, denn jene alten Verträge haben China kein Kündigungsrecht gegeben, und die anderen Vertragsparteien machen von dem ihnen zustehenden Kündigungs- oder Revisionsrecht keinen Gebrauch, weil sie wissen, daß friedliche Verhandlungen über neue Vereinbarungen ihnen nicht die gleichen Erfolge bringen können

wie im vorigen Jahrhundert ihr gemeinsamer Waffenzwang. Auch die schon gelungene teilweise Befreiung von den so geschlossenen Verträgen geschah zunächst unter Waffenzwang: unter dem Zwang, den der militärische Ausgang des Weltkrieges (fast ohne Chinas Mitwirkung) auf Rußland und Deutschland ausübte und diese beiden Staaten als erste nötigte, dem Verlangen nach Beseitigung der alten Verträge nachzugeben. Heute jedoch, unter der Weltherrschaft des Völkerbundes und des Kellogg-Pakts, gibt es keine Waffenmacht, die jene anderen, noch in Kraft gebliebenen Verträge Chinas, unter denen sich solche mit Großbritannien, Frankreich, Japan und den Vereinigten Staaten von Amerika befinden, gewaltsam zur Aufhebung bringen könnte. Daß Chinas moralischer Einfluß dazu heute nicht ausreicht, hat jene Erklärung der Nankinger Regierung bewiesen. Sie scheiterte an dem Widerspruch und Widerstand der Großmächte, an die sie gerichtet war. Dennoch ist sie nicht ganz wirkungslos geblieben. Eine sittlich gerechtfertigte Tat bleibt, auch wenn ihr eine Rechtsgrundlage fehlt, und auch wenn sie gegen das bestehende Recht gerichtet ist, nicht ohne Wirkung. Kein Chinese zweifelt heute mehr an der sittlichen Berechtigung des chinesischen Verlangens nach Aufhebung jener einseitigen Verträge, und diese sittliche Überzeugung zieht auch außerhalb der Grenzen Chinas immer weitere Kreise, und hat dort schon bewirkt, daß auch die fremden Regierungen sich auf Verhandlungen mit der neuen wie mit der alten Regierung Chinas über die Möglichkeit von Abänderungen der alten Verträge eingelassen haben. Tatsächliche Abänderungen sind jedoch aus dieser Wirkung noch nicht hervorgegangen. Die beiden Verträge, die es der Nankinger Regierung in den letzten Monaten mit den Vereinigten Staaten von Amerika und mit Deutschland zu schließen gelungen ist, beschränken sich auf das Gebiet des Zollwesens und enthalten kaum etwas anderes als Bestätigungen früherer Vereinbarungen der alten Regierung Chinas. Der Vertrag mit Amerika vom 25. Juli 1928 wiederholt nur die Anerkennung der Zollautonomie Chinas, wie sie schon im Winter 1925/26 auf der Pekinger Zollkonferenz von den dort vertretenen Staaten, einschließlich der Vereinigten Staaten von Amerika, anerkannt war. Freilich ist eine solche staatsvertragliche Anerkennung von stärkerer Kraft als jenes Konferenzzugeständnis, das damals nicht in die Form eines bindenden Beschlusses gebracht werden konnte, aber auch dieser Staatsvertrag ist nur ein Versprechen für die Zukunft, wie China sie auf demselben Gebiete schon seit Jahrzehnten wiederholt auch von anderen Staaten erhalten hat; er ist zudem noch nicht ratifiziert (und es gibt Jahrzehnte alte staatsvertragliche Abmachungen über Chinas Zölle, die bis heute nicht ratifiziert worden sind) und — was das wichtigste für die Beurteilung des gegenwärtigen Wertes des neuen Staatsvertrages ist — er erhält den alten Zustand der von dem Willen des Auslandes abhängigen chinesischen Zölle auch für Amerika völlig aufrecht, solange irgendein anderer Staat an ihm festhält.

Der eigentliche Wert dieses Vertrages für die amerikanische Partei liegt denn auch nicht in seinem Inhalt, sondern in seinem Zweck: der Gewinnung der Freundschaft der neuen, geldbedürftigen chinesischen Regierung im internationalen Wettbewerb um künftige Wiederaufbau- und Anleihegeschäfte mit China.

II.

Auch der mit Deutschland geschlossene Staatsvertrag der neuen Nankinger Regierung ist bei den ersten Nachrichten von seinem Abschluß in seiner Bedeutung überschätzt und als ein Handelsvertrag, der Deutschland endlich die bisher versagte Meistbegünstigung gewähre, begrüßt worden. In Wahrheit ist hier folgendes geschehen: Das erste Abkommen, das Deutschland nach dem Kriege, am 20. Mai 1921, in der Sorge um Wiederzulassung deutscher Kaufleute nach China mit der damaligen Pekinger Regierung schloß (und das auch damals schon von der deutschen Geschäftswelt als Vereinbarung voller Meistbegünstigung begrüßt wurde), hatte einige Mängel. Es gab den deutschen Reichsangehörigen in China nicht die gleiche Stellung wie anderen Ausländern, sondern nur die gleiche Stellung wie Chinesen in China; es gewährte deutschen Waren bei ihrer Einfuhr nach China dieselben Zölle wie den Waren anderer Länder (also Meistbegünstigung auf diesem Gebiet), doch nur bis zu dem Zeitpunkt, wo China eigene, autonome Zölle eingeführt haben würde; und es sicherte diese Meistbegünstigung nicht für die Ausfuhr chinesischer Waren nach Deutschland und nicht gegenüber der Einfuhr anderer Länder, die über Chinas Landgrenzen geht. Die aus diesen Mängeln drohenden Gefahren kamen der deutschen Geschäftswelt erst zum Bewußtsein, als die internationale Zollkonferenz in Peking (an der Deutschland nicht beteiligt war) im Winter 1925/26 der Anerkennung chinesischer Zollautonomie zum 1. Januar 1929 zustimmte. Jetzt war es für Deutschland dringend geboten, sich wenigstens in Zollangelegenheiten die Gleichstellung mit allen Ausländern, auch über den Zeitpunkt der Einführung chinesischer Zollautonomie hinaus zu sichern. Dies ist jetzt geschehen. Durch den Vertrag vom 17. August 1928 ist jene Versäumnis des Vertrages von 1921 wieder gutgemacht worden (vorausgesetzt, daß er ratifiziert wird), und der deutsche Verhandlungsbevollmächtigte für beide Verträge ist zu diesem Erfolge, mit dem er sein neues Amt als Gesandter des Reichs in China begonnen hat, zu beglückwünschen. Aber eine völlige Gleichstellung Deutschlands oder der deutschen Reichsangehörigen oder auch nur des deutschen Handels in China mit der übrigen Welt (vor allem mit der in China im Wettbewerb mit Deutschland stehenden Geschäftswelt) ist auch mit diesem Vertrage noch nicht erreicht worden. Der Deutsche ist in China nach wie vor nicht dem Engländer oder Amerikaner, dem Franzosen oder Japaner, dem Schweden oder Schweizer, sondern dem Chinesen gleichgestellt.

Was nützt den deutschen Reichsangehörigen in China die Meistbegünstigung in „Zoll- und verwandten Angelegenheiten", wenn ihren Häusern, ihren Wohnungen, ihren Waren, ihrem Einkommen kraft ihrer Gleichstellung mit den Inländern Steuern auferlegt werden können, die andere Ausländer am selben Orte nicht zu tragen haben; wenn sie Verhaftungen und Prozeßverfahren, Haussuchungen und Bücherprüfungen ausgesetzt sind, vor denen exterritoriale Ausländer geschützt sind? Ein schöner Erfolg Deutschlands und eine empfehlende Leistung der jungen Regierung des neu geeinten chinesischen Reichs wäre es gewesen, wenn es gelungen wäre, die von Deutschland 1921 der chinesischen Rechtspflege vorbehaltlos überlassene Gerichtsbarkeit jetzt so zu beschränken und zu regeln, wie es nach den achtjährigen Erfahrungen nötig schien — nötig schien, sowohl um den Deutschen das Gefühl der Rechtssicherheit in China wiederzugeben, als auch um die Chinesen von Aufgaben zu befreien, denen sie sich in dieser Zeit der Umbildung ihrer Staats- und Rechtseinrichtungen und der Unzulänglichkeit und Unsicherheit des bisher zum großen Teil erst versuchsweise Geschaffenen, nicht gewachsen fühlen und sich ebensowenig gewachsen fühlen können wie etwa ein deutscher Standesbeamter gegenüber chinesischen Eheschließungen. Hier hilft Verheimlichung ebensowenig wie Gewalt. Offene Aussprache und gegenseitige Nachgiebigkeit müssen hier als die rechten Wege erkannt werden. Hier die Führung zu übernehmen, scheint gerade Deutschland, das ja in hohem Maße die Quelle des neuchinesischen, sei es direkt von Deutschland oder auf dem Umwege über Japan oder Frankreich übernommenen Rechts ist, besonders berufen. Der Anfang wäre schon gemacht, wenn einmal in sachlicher Weise und nicht in politischem, sondern in rechtswissenschaftlichem Sinne alle die Vorkommnisse und alle die Rechtssatzungen zusammengestellt würden, unter denen deutsche Reichsangehörige seit Aufhebung ihrer Exterritorialität in China schon zu leiden gehabt haben, gegen die aber andere, exterritoriale Ausländer in China geschützt sind, und wenn auch diejenigen Fälle hinzugefügt werden könnten, von denen andere nichtexterritoriale Ausländer (Russen, Österreicher, Polen, Tschechoslowaken usw.) betroffen wurden. Nur die deutschen Handelskammern in China haben bisher solche Einzelfälle in ihren Jahresberichten bekanntgegeben, ohne jedoch Schlußfolgerungen daraus zu ziehen. Die Schlußfolgerung, die daraus gezogen werden muß, ist aber: Wir Ausländer in China, wir alle, brauchen ein gewisses Maß von Exterritorialität zu unserer eigenen Sicherheit und zur Erhaltung guten Einvernehmens mit der chinesischen Bevölkerung, mit der wir zu tun haben und die China mit dem Auslande verbindet.

III.

Wahrscheinlich wäre dieses Problem der China-Verträge seiner Lösung schon nähergebracht, wenn nicht im Verlaufe des innen- und

außenpolitischen Ringens und Suchens das eigentliche, das allein sittlich zu rechtfertigende Ziel des chinesischen Vorgehens verrückt worden wäre. Heute streiten und verhandeln die Mächte, denen noch die alten Verträge erhalten geblieben sind, um Beseitigung der politischen Ausländergemeinden, um Aufhebung der Konsulargerichtsbarkeit, um Abschaffung der ausländischen Zollkontrolle und scheinen darüber ganz vergessen zu haben, daß China von Anfang an nichts als „Gleichheit und Gegenseitigkeit" verlangt hat. Die aber könnten ihm gewährt werden auch ohne völligen Verzicht auf Konsulargerichtsbarkeit und eigene Verwaltung. Völlig darauf verzichten können die Ausländer in China nicht, ohne sich und die geschäftlichen Beziehungen ihres Heimatlandes zu China zugrunde zu richten. Aber auch China — eine geordnete Verwaltung Chinas — kann ein sofortiges völliges Verschwinden der in Chinas Wirtschaftsleben und Staatsverwaltung bewährten Einrichtungen der Ausländer nicht wünschen. Was sich aber an ihnen bewährt hat und auch für die Zukunft Ausländern und Inländern unentbehrlich scheinen sollte, das sind Einrichtungen, die auch chinesischen Staatsangehörigen in anderen Ländern geboten werden können, wo sie selber solche wünschen. Warum soll nicht dem Chinesen in europäischen oder amerikanischen Staaten grundsätzlich die eigene Konsulargerichtsbarkeit zugesichert werden, wenn nur die Vereinbarung des inländischen Rechts- und Gerichtsstandes für alle Rechtsgeschäfte zulässig bleibt? In Ländern mit wohlgeordneter Rechtspflege wird der Chinese heute sich lieber der inländischen als der konsularischen Gerichtsbarkeit unterstellen, zumal wenn er nur unter dieser Voraussetzung erwarten kann, zu den Geschäften, derentwegen er in das fremde Land geht, zu gelangen. In den Außenhandelsplätzen Chinas aber wird auch der chinesische Kaufmann, solange die ausländische konsularische Rechtspflege ihm zuverlässiger scheint als die chinesische (und nur auf diese Zeit kommt es an), sich durch Vertragsvereinbarung dieser ausländischen Gerichtsbarkeit unterwerfen. Eine gemischte höhere Instanz könnte weiteren Bedenken gerecht werden und überdies viel zur Förderung der Völkerverständigung und des internationalen Rechts beitragen, und die Überlassung der letzten Entscheidung in wichtigen Angelegenheiten an das höchste Gericht des Inlandes würde wohl auch alle notwendigen Souveränitätsrücksichten erfüllen können. — Warum soll der Chinese in europäischen oder amerikanischen Staaten nicht seiner eigenen, konsularischen Strafgerichtsbarkeit unterstehen wie der Ausländer in China der seinigen, wenn solche Rechtsordnung ergänzt wird durch Ausweisungsmöglichkeit nach Einstellung oder Abschluß eines auf Antrag einer inländischen Behörde eingeleiteten Strafverfahrens und durch ein nicht nur juristisch wohldurchdachtes gegenseitiges Rechtshilfeverfahren? Eine völlige Befreiung des Ausländers von aller inländischer Strafjustizhoheit ist auch in China nicht mehr erforderlich, um ihm die Erfüllung des Berufs, der ihn nach China führt,

zu ermöglichen. Die Sicherungen, deren er hierzu bedarf, können auch dem Chinesen im Auslande gewährt werden. — In der freiwilligen Gerichtsbarkeit (Vormundschaft, Eheschließung, Nachlaßregelung, Notariat) wird auch in anderen Ländern heute Konsulargerichtsbarkeit ausgeübt — warum sollte sie nicht auch Chinesen in anderen Ländern eingeräumt werden können? — In der Selbstverwaltung der Ausländergemeinden wird eine gefestigte chinesische Regierung die durch ihre zuverlässige, ehrliche, ordentliche Organisation bewährten Einrichtungen nicht völlig vernichten wollen; auch hier werden sich Formeln der Gegenseitigkeit finden lassen, die auf beiden Seiten die Erhaltung und Sicherung der öffentlichen Ordnung und der persönlichen und geschäftlichen Sicherheit gewährleisten können. Auf die politische Selbstverwaltung einiger dieser Fremdenniederlassungen in China ist schon verzichtet worden, in anderen hat man schon Wege beschritten, die allmählich zu Grundsätzen führen können, die auch auf Chinesen in anderen Ländern anwendbar sein könnten.

Hier ist ein Prinzip aufgestellt, das überall in der Welt, auf die Beziehungen zwischen allen Staaten und Völkern, auch den kulturverschiedensten, angewandt werden kann, wenn die Anwendung mit jenen Vorsichtsmaßnahmen versehen wird, auf die hier nur hingewiesen, nicht näher eingegangen werden kann. Aber das muß noch hinzugefügt werden, daß die dazu nötigen Vereinbarungen und die dahin führenden Verhandlungen mehr für Verständigung und Rechtsgemeinschaft der Völker leisten könnten, als internationale Kongresse und Zeitschriften allein vermögen.

IV.

Die Befürworter sofortiger völliger Abschaffung der Ausländer-Exterritorialität in China lassen sich von zwei Vorbildern verführen: dem Vorbild Japans am Ende des vorigen Jahrhunderts, als es sich von der Exterritorialität Europas und Amerikas befreite, und dem Vorbilde Deutschlands und Rußlands, die bereits in China auf ihre Exterritorialität verzichtet haben. Beide Vergleiche sind nicht ganz treffend. Japan hatte, als es die Aufhebung seiner alten (damals ebenso einseitig wie die Chinas beschaffenen) Staatsverträge durchsetzte, bereits ein festes, geschlossenes, durch eine starke Zentralregierung und eine zuverlässige Beamtenschaft gesichertes Rechts- und Gerichtssystem nach abendländischen Vorbildern geschaffen, während China, das früher es abgelehnt hatte, dem japanischen Vorbild hierin zu folgen, auch heute noch in Anfängen und Versuchen zu solcher Reform steckt und immer noch — vielleicht mit Recht — zögert, seine eignen Grundsätze der Rechtspflege, seine eigne Staatsphilosophie, sein eignes Verwaltungssystem zugunsten ausländischer Anschauungen und Einrichtungen aufzugeben. Die unsichere Einstellung des Abendlandes der neusten Zeit zu seinem eignen historischen Recht, ja die Annäherung des Abendlandes an

orientalische Rechtsanschauungen, wirkt mit zu dieser Verzögerung und kann zu einer Lösung führen, die sehr verschieden ist von derjenigen, die Japan am Ende des vorigen Jahrhunderts suchte und fand. So fehlen auf beiden Seiten, sowohl auf der Chinas wie auf der des Auslandes, die Voraussetzungen, unter denen Japan von der Exterritorialität der Ausländer befreit wurde, und darum hat auch der mehr oder weniger erzwungene Verzicht Deutschlands, Österreichs, Rußlands keine Lösung des Problems gebracht. Kein Angehöriger jener Staaten, die auf die Exterritorialität verzichtet haben, fühlt heute in China eine Rechtssicherheit wie früher unter seiner Konsulargerichtsbarkeit oder wie heute etwa in Japan, und auch die chinesische Gerichtsbarkeit und Verwaltung zeigt ihnen gegenüber Zeichen von Unsicherheit, die keine gute Gewähr für Gerechtigkeit bieten. Die vorjährige Behandlung der Russen in Kanton, die den Chinesen der Aufreizung zu politischen Gewalttätigkeiten verdächtig schienen, zeigt am krassesten, was chinesische Rechtspflege für nichtexterritoriale Ausländer bedeuten kann, und es gibt schon genug Erlebnisse — auch deutscher Reichsangehöriger — aus ruhigeren Zeiten und mit harmloserem Tatbestand, die den Nichtchinesen vor chinesischer Rechtspflege scheu gemacht haben. Die ernsteste Besorgnis aber vor einer Befolgung des deutschen oder russischen Vorgehens im völligen Verzicht auf ihre Exterritorialität entsteht den heute noch Exterritorialen doch immer aus der Erwägung, wie diese chinesische Rechtspflege werden würde, wenn nicht länger Rücksicht darauf genommen zu werden brauchte, durch die Art ihrer Handhabung andere, noch exterritoriale Ausländer zu gleichem Verzicht zu bewegen.

Sicherlich gibt es in China einige einflußreiche, zulange an den Genuß ihrer Exterritorialität gewöhnte, weltpolitisch rückständige oder zu herrschsüchtige Ausländer, die sich gegen jede Nachgiebigkeit gegenüber den chinesischen Ansprüchen, gegen jede Gleichstellung mit den Chinesen, gegen jeden Verzicht auf ihre bisherigen Vorrechte mit derselben Hartnäckigkeit wehren wie historisch privilegierte Personen oder Klassen in anderen Ländern. Über sie schreitet die Weltgeschichte hinweg. Aber der Widerstand gegen einen sofortigen völligen Verzicht auf die Sonderstellung der Ausländer in China ist nicht nur bei diesem beschränkten Ausländerkreise zu finden. Angehörige aller Berufe, gleichgültig, welcher Staatsangehörigkeit, sind im Grunde darüber einig, daß eine sofortige völlige Aufgabe ihrer bisherigen Rechtsstellung auch ihre wirtschaftliche Stellung vernichten würde. Nur Rußland, das keine solche Rücksicht auf privatwirtschaftliche Interessen zu nehmen braucht und für seine wirtschaftliche Stellung im Ausland eine besondere Sicherung durch seine Verschmelzung von Staat und Wirtschaft im Außenhandel geschaffen hat, Rußland, dessen wichtigste wirtschaftliche Werte in China in dem Gebiete der zum Schutz dieser Werte staatsvertraglich besonders organisierten Ostchinesischen Bahn und der

Äußeren Mongolei liegen, und für dessen Politik die vorjährige chinesische Strafjustiz gegen seine Vertreter in Kanton nur einen Zwischenfall in seinem Kampfe um die Revolutionierung der Welt bedeutet, kann sich anders dazu stellen. Alle anderen Ausländer beschäftigt der Gedanke, daß sie von dem Augenblicke völligen Verlustes der Exterritorialität ab mit Gefährdungen persönlicher und geschäftlicher Art zu rechnen haben, die für den darin aufgewachsenen Chinesen vielleicht nicht schwerer zu ertragen sind als für den Europäer oder Amerikaner die Rechts- und Wirtschaftsschwierigkeiten seiner Heimat, die aber dem Ausländer das Leben und Arbeiten in China ebenso verleiden und vereiteln können wie in manchen anderen Ländern, deren Rechts- und Verwaltungssicherheit den an sicherere oder andersgeartete Zustände gewöhnten Fremden fernhält, wenn ihn nicht außergewöhnliche Gewinnmöglichkeiten, nein -sicherheiten anziehen. Aus einem China, das ihm solche Sicherheiten nicht mehr bietet, wird er sich zurückziehen wie im vorigen Jahre die ausländischen Missionare, die aus dem Innern Chinas zu Hunderten flohen und nur vereinzelt dorthin zurückkehrten, und vom nationalchinesischen wie vom weltwirtschaftlichen Standpunkt betrachtet würde dieser Verlust jedenfalls ein größerer sein als jener.

Diese Unsicherheit der Aussicht, welche wirtschaftlichen Wirkungen die Abschaffung der Exterritorialität in China bringen könne, wurde noch besonders gesteigert durch die Unzulänglichkeit der Pekinger Regierung, deren Bereich und Macht innerhalb Chinas immer mehr zusammenschrumpfte, und dieser Zustand der chinesischen Regierung war nicht nur ein willkommener Vorwand für die jeder Reform abgeneigten Hartköpfe, sondern auch ein ernstes Hindernis für die Einsichtigen und für jede Bereitwilligkeit der ausländischen Regierungen, sich auf irgendwelche neuen, die alten Verträge ersetzenden oder abändernden Vereinbarungen einzulassen. Auch von den willigsten ausländischen Befürwortern einer Revision der alten Verträge wurde doch immer die Wiederherstellung einer für das ganze Reich zuständigen und zuverlässigen Regierung zur Voraussetzung gemacht. Diese Voraussetzung scheint jetzt erfüllt zu sein.

V.

Der 1. Januar 1929 wird ein kritischer Tag sein. Wird die Regierung des neuen China den Versuch wagen, an diesem Tage einen neuen, nur von ihrem Willen bestimmten Zolltarif einzuführen? Ausgearbeitet ist er bereits. Die alten Verträge binden China an den im vorigen Jahrhundert mit dem Ausland vereinbarten Zollsatz von 5% des Wertes; nur soweit hat das noch im Genuß jener alten Verträge befindliche Ausland eine Änderung bewilligt, daß der Zollmaßstab von 5% auf 7½% — für Luxuswaren auf 10% — erhöht werden dürfe, und auch diese, auf der

Konferenz von Washington 1921/22 und während der Pekinger Zollkonferenz 1925/26 bestätigte Bewilligung ist von Bedingungen und Voraussetzungen abhängig gemacht, deren Verwirklichung noch zweifelhaft ist. Dennoch werden diese Zollerhöhungen schon heute, mit ausdrücklicher oder stillschweigender Zustimmung der davon betroffenen Staaten erhoben. Hier hat die immer wiederholte Forderung eines natürlichen Rechts und seiner sittlichen Begründung sich gegenüber der Drohung mit Gewaltmitteln als die stärkere Macht erwiesen. Aber doch nur, weil die Verteidigung des in verbrieftem Recht begründeten Zustandes die Anwendung von Gewalt mit allen den heute zu befürchtenden Folgen nicht lohnen könnte; denn es ist keine Lebensfrage, weder für die fremden Staaten noch für ihren Handel oder für ihre Staatsangehörigen in China, wenn ihre Waren einen Zollzuschlag von 2½ bis 5% tragen müssen. Etwas weit Ernsteres wäre die Möglichkeit, mit gewissen Waren, für die China ein wichtiges und vielleicht unersetzliches Absatz- oder Bezugsfeld war, durch Chinas willkürliche, nur auf Chinas eigene Bedürfnisse abgestellte Zollpolitik ausgeschlossen oder durch zolltarifarische Bevorzugung anderer Länder benachteiligt zu werden. Deswegen das Bestreben von allen Seiten, gleichzeitig mit der Anerkennung der chinesischen Zollautonomie zu neuen, gleichseitigen, China durch neue Verpflichtungen bindenden Handelsverträgen zu kommen. Noch keiner hat dieses Ziel bisher erreicht, und wenn es bis zum 1. Januar 1929 nicht erreicht wird, so entsteht die Frage, ob die chinesische Regierung versuchen wird, die von ihr immer wieder erhobene und vom ganzen Volk einmütig verteidigte Forderung, auch gegen den Widerspruch der alten Vertragsparteien, seinen eignen Zolltarif aufzustellen und einzuführen, gewaltsam durchzusetzen, wie sie kürzlich versucht hat, gewaltsam die Ausländerexterritorialität von sich aus abzuschaffen. Die grundsätzliche Anerkennung solchen Rechts auf Zollautonomie, wie sie jetzt auch die Vereinigten Staaten von Amerika in dem Vertrage vom 25. Juli anerkannt haben, ist dabei solange wertlos, als diese Anerkennung bedingt ist von der Anerkennung der noch übrigen 15 anderen Staaten und diese dem leichten amerikanischen Beispiel nicht ihren entscheidenden und darum viel schwereren Schritt folgen lassen. Aber ein wichtiger Fortschritt in der Entwicklung des chinesischen Strebens nach der Befreiung von den alten Verträgen ist diese neue staatsvertragliche Behandlung der chinesischen Zollautonomie durch Amerika doch. Denn dieser Vertrag erkennt die jetzige Nankinger Regierung als Vertreterin ganz Chinas an. Damit ist die stärkste Begründung, mit der das Ausland bisher eine Neuordnung der alten Vertragsbeziehungen ablehnen konnte, der Hinweis darauf, daß es keine Regierung gebe, die ganz China vertrete und imstande sei, vertragliche Verpflichtungen in ganz China zur Durchführung zu bringen, entkräftet. Jetzt ist eine solche Regierung in Nanking vorhanden, eine Regierung, die von Chinas Norden und Süden

als Chinas alleinige Regierung anerkannt wird und deren Herrschaft und Macht über das ganze Reich nicht geringer ist als diejenige der alten Regierungen, mit denen das Ausland Verträge schloß.

Daran ändert auch nichts die Zweifelhaftigkeit der Unterwerfung der Mandschurei unter die Nankinger Regierung und die parlamentarische Erklärung der britischen Regierung, daß für sie die Mandschurei ein Teil Chinas sei. Auch anderen chinesischen Grenzgebieten, besonders Tibet und der Äußeren Mongolei, sind wiederholt vom Ausland — auch von Großbritannien — außen- und innerpolitische Sonderrechte zugestanden, ja erwirkt worden, während sie doch gleichzeitig von demselben Ausland als der chinesischen Souveränität zugehörige Teile Chinas anerkannt wurden. Aber selbst wenn die Mandschurei eine staatsrechtliche und völkerrechtliche Sonderstellung gegenüber dem übrigen China einnähme, würde dadurch die Einheit Chinas und die völkerrechtliche und tatsächliche Fähigkeit der Nankinger Regierung, ganz China zu vertreten, nicht aufgehoben. Die Möglichkeit einer japanischen Annektierung der südlichen Mandschurei, die so häufig in anderen Ländern erörtert wird, ist eine ganz andere Frage, übrigens eine Frage, die im gleichen Sinne zu beantworten sein dürfte wie eine Frage britischer Annektierung des südwestlichen Tibet oder russischer Annektierung der äußeren Mongolei. Für die Legitimierung der Nankinger Regierung zur Vertretung Chinas ist sie unerheblich. Die Nankinger Regierung vertritt China heute in einem Maße, daß sie die von Chinas alten Vertragsgegnern für ihre Einlassung auf neue, gegenseitige und gleichseitige Verträge gestellte Bedingung einer ganz China vertretenden und beherrschenden Regierung erfüllt. Das ist der große Fortschritt, den die Verträge des Jahres 1928 dem chinesischen Volke und seinen Beziehungen zum Ausland gebracht hat.

Der Sinn der Hoover-Wahl.

Von *Edgar Ansel Mowrer,*
Berliner Korrespondenten der „Chicago Daily News".

Die Amerikaner haben die Gewohnheit, die Verkörperung der Prosperität mit dem höchsten politischen Amte zu betrauen, und im November trug die Prosperität die breiten, starken Züge Herbert Hoovers. Außerdem ist die Republikanische Partei gewöhnlich finanziell und politisch stärker als ihr traditioneller Gegner, und Hoover war zufällig Vertreter der Republikaner. Außerdem war er ein Verfechter der Prohibition, und — man muß gestehen — die meisten Amerikaner sind Antialkoholiker, mindestens für die anderen. Er ist nicht Katholik, und Amerika besitzt noch immer ein großes Vorurteil gegen die Kirche. Er ist sowohl self-made-man wie gebildet, ein „hundertprozentiger Amerikaner", der dabei noch internationaler Ingenieur und Organisator ist. Aus allen diesen Gründen senkte sich von Anfang an die Wagschale zugunsten der Hoover-Wahl. Aber in den Vereinigten Staaten sind seltsame neue Bewegungen im Gange — eine noch zusammenhanglose und kaum bewußte Unzufriedenheit mit dieser traditionellen Einstellung, die man mit dem, der berühmten Lewisschen Gestalt entlehnten Namen als Babbittry bezeichnet. Der Exponent dieser Unzufriedenheit war „Al". Seine Aussichten waren nicht hoffnungslos gewesen, abgesehen von der Tatsache, die die meisten Europäer[1]) übersahen oder verkleinerten, und zwar, daß der frühere Gouverneur von New York die späteren Einwanderer repräsentiert, während Hoover aus dem alten Geschlecht der Pioniere stammt. Dieser Gegensatz ist keine Sache des Puritanismus, der Prohibition oder gar des Ursprungs (aus Stadt oder Land) — es handelt sich um den Anteil am Grenzerlebnis, die der amerikanischen Mentalität ihre endgültige Form gab. Hoover besitzt den Hintergrund der Pionierherkunft, und deshalb ist wohl seine Wahl zu einem solchen Triumph geworden. In meinem letzten Buch habe ich versucht, die ungeheure Bedeutung dieser vererbten Pioniererfahrung klarzumachen:

---

[1]) Mit Ausnahme des Artikels von Richard A. Bermann im „Deutschen Volkswirt" vom 16. November 1928.

„Wenn man die Grenze nicht im Blut hat, ist ein gefühlsmäßiges Verstehen der Vereinigten Staaten unmöglich. Aus diesem Grunde teilen sich die Amerikaner in zwei Gruppen, den ursprünglichen „stock" und die Neuankömmlinge. Diese bilden das Hauptkontingent in den Städten. Sie monopolisieren beinahe manche Lebenszweige, sie kleiden, benehmen sich, sprechen und denken wie die Abkömmlinge der alten Siedler — aber sie fühlen nicht wie sie. Daher kommt es, daß manches, was in der amerikanischen Kunst und Wissenschaft bewundernswert ist — das Werk der Spätergekommenen —, die anderen nicht berührt, warum dem „sechs Generationen alten Amerikaner" New York oft ebenso fremd erscheint wie Wien oder Amsterdam. Die Neuankömmlinge sind häufig überlegen, aber ihnen fehlt das Grenzerlebnis, und die älteren Bewohner sind unduldsam gegen sie, ihre Ansichten und ihren beständigen Anspruch, Amerika zu repräsentieren. In der Tat rang das amerikanische Volk ein oder zwei Generationen hindurch, nachdem es eine materielle Stabilität geschaffen hatte, mit dem unamerikanischen Geist der Neuzugewanderten. Aber der Kampf war lange nicht so erbittert, wie manche fremde Beobachter annahmen. Er ist nicht vorüber, aber gewonnen. Es war entschieden, daß der ältere und nicht der neue Geist das Land und seine Zukunft beherrschen sollte" [2]).

Die Wahl von Hoover war ein Beispiel mehr eines solchen Sieges. Denn in allen wichtigsten Zügen ist dieser Sohn eines Schmiedes aus dem Mittelwesten ein Prototyp des alten amerikanischen Geschlechtes. Ich habe zwar keine besonders enge Beziehung zu dem neuen Präsidenten, aber ich habe mit ihm bei verschiedenen Gelegenheiten ausführlich gesprochen. Das erste Mal war es im November 1914. Nachdem Herbert Hoover freiwillig die Aufgabe übernommen hatte, den bei Kriegsausbruch in London gestrandeten Amerikanern die Rückkehr in ihre neutrale Heimat zu ermöglichen, unterzog er sich der gleichfalls undankbaren Aufgabe der Ernährung der belgischen Zivilbevölkerung, die unter britischer Blockade und deutscher Militärbesetzung litt. Die Verhandlungen mit der deutschen und belgischen Regierung sind zu einem erfolgreichen Abschluß gebracht worden. Als Kriegskorrespondent, der sich an der Front herumtrieb, wo man ihn nicht brauchen konnte, wurde ich gerade von dem britischen Heer aus Frankreich ausgewiesen und mit allen dunklen Strafen bedroht, falls ich noch einmal auftauchen sollte. Die Rückkehr an die französische Front kam daher nicht mehr in Frage, jedenfalls für eine geraume Weile. Man regte deshalb in London an, mich als ersten amerikanischen Korrespondenten nach Belgien zu schicken, um die angeblich vorhandene Not zu untersuchen, und ich übernahm diese Aufgabe. Ich wandte mich zuerst an den Organisator des belgischen Hilfswerkes und suchte ihn in seinem

[2]) Aus Edgar Ansel Mowrer, „Amerika Vorbild und Warnung", Ernst Rowohlt Verlag, Berlin.

Londoner Büro auf. Es war ein dunkles Zimmer in einem dunklen Stadtviertel an einem dunklen Londoner Tag.

Ein untersetzter Mann mit tiefliegenden Augen und einem viereckigen Kinn empfing mich dort. Ich unterbreitete ihm meinen Wunsch und den Wert der sentimentalen Propaganda unter den Amerikanern, von denen man die größten Summen für die Beschaffung von Lebensmitteln zu bekommen hoffte. Ich brauchte nicht zuviel Überredungskunst daran zu verschwenden. Er hörte mir etwas unbeweglich zu, bis ich meine Erklärung beendet hatte. Dann sagte er:

„Sie können da eine ausgezeichnete und nützliche Aufgabe leisten. Mein Sekretär wird Ihnen die notwendigen Beglaubigungsschreiben geben, und in Belgien wird Sie Herr X. bei den deutschen Behörden einführen. Ihr Zug nach Haag fährt heute nacht um 7 Uhr 45. Ich werde Sie am nächsten Mittwoch in Brüssel sehen."

Das war alles. Er ist nicht schweigsam wie Coolidge, denn dieser dehnt die ihm eigene Sparsamkeit auch auf Worte aus. Hoovers Schweigen ist einfach das Ergebnis eines unbedingten Festhaltens an dem wesentlichen Punkt. Er besitzt zweifellos eine typisch utilitaristische Mentalität. Das Handeln interessiert ihn, und nicht das Reden. In Brüssel und während der Rückreise nach England nach der Beendigung meiner Arbeit sprach er ausführlich über seine Pläne, seine Schwierigkeiten, seine Absichten. Aber er verschwendete nicht zuviel Worte. Dieselbe Erfahrung machte ich bei unseren Begegnungen in Washington, als er Staatssekretär im Handelsministerium war. Ich unterbreitete ihm präzise Fragen, auf die er mir präzise Antworten gab. Nur einmal zeigte er sich von einer anderen Seite und ließ seine Empfindungen durchblicken.

Bei einer sehr rauhen Überfahrt über den Kanal im Jahre 1916 hatte ich mich kaum von meiner Unzufriedenheit mit dem hohen Wellengang erholt, als ich unter den auf dem Deck zur Landung versammelten Passagieren eine schwere Gestalt auf einer Bank ausgestreckt liegen sah, mit blaßgrünem Gesicht und geschlossenen Augen. Es war Hoover.

„So geht es mir immer," sagte er, „und ich muß die Überfahrt über diesen gottverlassenen Kanal fast jede Woche machen." Seine Augen wanderten mißbilligend über den Horizont. „Ich verstehe," sagte er, „warum die ersten Menschen sich auf die See hinauswagten, denn sie sieht so hübsch von der Küste aus. Aber ich kann mir nicht vorstellen, warum sie da geblieben sind."

Man sagt, daß durch die freiwillige Übernahme des belgischen Hilfswerkes Hoover die Gelegenheit versäumte, sich ein großes Vermögen zu schaffen. Wenn es der Fall ist, so war es eine kluge Wahl. Denn für diesen Mann scheint Mißerfolg nicht vorhanden zu sein. Sein Leben von 1917 bis November 1928 ist nichts anderes als ein ununterbrochener Aufstieg von einer bedeutenden Stellung in eine noch

höhere. Er half bei der amerikanischen Lebensmittelversorgung während des Krieges. Er organisierte die Ernährung Mitteleuropas im Jahre 1920, Rußlands und der fünf Millionen Arbeitslosen in Amerika im Jahre 1925, als er bereits im Hardingkabinett Staatssekretär im Handelsministerium war. Im Jahre 1927, als ein Gebiet so groß wie ein Drittel Deutschlands durch die Mississippiüberschwemmung verwüstet worden war, wurde Hoover mit dem Hilfswerk betraut und unternahm alle notwendigen Schritte, um die Wiederkehr einer ähnlichen Katastrophe zu verhindern.

Seine größte Leistung war jedoch die Umbildung des Handelsministeriums. In den sieben Jahren, in denen er Staatssekretär, das heißt Minister war, hat Hoover dieses früher unbedeutende Ministerium auf eine wunderbare Weise entwickelt und für seine künftige, großartige Aufgabe, das heißt die Organisation und Beaufsichtigung der kommerziellen und finanziellen Ausdehnung der Vereinigten Staaten vorbereitet, die sich in den nächsten Jahren auswirken wird. Für eine solche Aufgabe war Hoover selbst gründlich vorbereitet. Er hatte in drei oder vier Kontinenten gearbeitet, mit ungeheurem Material und gigantischen Zahlen operiert. Er besitzt die geniale Fähigkeit, die Gesamtstruktur bei der Behandlung der Einzelheiten nicht aus den Augen zu verlieren.

In erster Linie gehört seine Mentalität in die Kategorie, die der Amerikaner am meisten liebt und achtet, denn es ist eine rein technische Geistigkeit, die Mentalität eines Ingenieurs. Diese besondere Wertschätzung ist nicht bloß auf die Tatsache zurückzuführen, daß das Volk bei uns die materielle Leistung als einen Beweis der Fähigkeit und des Erfolges ansieht, sondern auch darauf, daß es ein ungeheures Interesse an der mathematischen Bemessung alles Meßbaren besitzt, und eine gewisse Verachtung für Werte, die sich einer genauen Messung entziehen, empfindet. Der Durchschnittsamerikaner geht noch weiter. Im Urgrund seiner Gedanken lebt ein neues Ideal von keineswegs geringem Format — das Ideal der Erneuerung der menschlichen Gesellschaft, und zwar nicht durch christliches Gefühl oder wirtschaftliche Reformen, sondern durch soziale Technik und durch die Anwendung der technischen Prinzipien auf die soziale Anpassung und Umschichtung.

In diesem Sinne kann Hoovers betonte Tüchtigkeit und Leistungsfähigkeit am besten verstanden werden. Das erklärt auch die kühle Haltung, die man gerade bei den Menschen trifft, die bei den Hilfswerken beschäftigt waren. Dies erklärt sein fanatisches Festhalten am industriellen Protektionismus. In Zeiten industrieller Not würde sich Hoover nicht in Klagen und Beschuldigungen ergehen. Er würde darauf hinweisen, daß die Produktionsverfahren in den Vereinigten Staaten eine nur fünfzigprozentige Ausnutzung ermöglichen und daß das Verteilungsverfahren überhaupt nicht genug entwickelt ist. „Es liegt in unserer Macht," würde er sagen, „dieser Verschwendung zu steuern,

selbst um den Preis der Aufopferung einiger selbstsüchtiger Millionäre, die, damit verglichen, wirklich bedeutungslos ist. Die soziale Unzufriedenheit kann vermieden werden, wenn man jedem den Wohlstand sichert." Der Unglückliche, der Leidende ist für ihn nichts anderes als eine zerbrochene Maschine oder eine gefährdete Brücke. Hier muß so schnell wie möglich mit einem Minimum von Gerede etwas repariert werden. Was die amerikanische Schutzzollpolitik betrifft, so läßt sie sich durch den höheren Lebensstandard rechtfertigen. „Die Asiaten und Europäer sollen erst ihre Lebenshaltung auf unser Niveau heben, die Löhne zahlen, die wir zahlen, und dann werden wir vom Freihandel sprechen. Bis dahin müssen wir unsere Wirtschaft so weit entwickeln, daß wir unser Niveau beibehalten und noch immer mit den anderen konkurrieren können." Dieser technischen Mentalität der Amerikaner scheint eine vollkommene Ausrottung der Armut im Bereich des Möglichen zu liegen. Wenn sich dieses Ziel in Amerika durch den Schutzzoll gegen fremde Arbeitskräfte und ausländische Waren erreichen läßt, dann ist das Ziel dessen wert. Wenn es den Europäern nicht gefällt, steht es ihnen frei, dasselbe zu tun.

Die Innenpolitik Hoovers wird sehr vorsichtig sein, sie kann jedoch meiner Ansicht nach im wesentlichen so revolutionär sein wie irgendeine, die von dem nichtrepublikanischen Gegner befürwortet wird. Denn die Anwendung der technischen Intelligenz und der organisatorischen Einbildungskraft auf Fragen wie die Verteilung der Lebensmittelerzeugnisse, die Anordnung der Machtzentren, die Verbesserung des Transportwesens, die Ausschaltung der schreienden sozialen Ungerechtigkeiten, kann letzten Endes fruchtbarer sein als der Klassenkampf oder humanitäre Proteste.

Allem Erwarten nach wird Hoover die Großindustrie begünstigen und dem Kapital gegenüber nachsichtig sein, vorausgesetzt, daß diese Gunst und Nachsicht durch Produktionssteigerung und nicht durch Preissteigerung beantwortet wird. Dasselbe mag im Verhältnis zu den industriellen Konzernen der Fall sein. Solange sie zur Senkung der Preise beitragen, werden sie geduldet, ja sogar ermutigt werden. Wenn sie jedoch ihre Monopolmacht für eine unvernünftige Ausbeutung mißbrauchen, wird man Mittel und Wege finden, um sie zur Vernunft zu bringen.

Auf dem Gebiet der Außenpolitik läßt sich Hoovers Bedeutung als Präsident der Vereinigten Staaten schwerer umschreiben. Es ist sicher, daß er versuchen wird, den amerikanischen Waren- und Geldexport zu fördern. Es ist allgemein bekannt, daß heute der amerikanische Ausfuhrüberschuß nur durch die amerikanischen Kredite im Ausland ermöglicht wird, daß Amerika dem Ausland das Geld leiht, mit dem das Ausland amerikanische Waren kauft. Dieser Ausfuhrüberschuß ist beim Volke sehr beliebt. Sie führen dafür die europäischen Luxuswaren ein und bezahlen ihre Vergnügungsreisen nach Paris und Baden-Baden,

und zum ersten Male seit vielen, vielen Jahren wird in dem Weißen Hause ein Mann sitzen, der etwas von der Wirtschaft versteht.

Im allgemeinen gesprochen ist Hoover das, was die Menschen einen Patrioten nennen — er hält es für seine wichtigste Aufgabe, den Vereinigten Staaten zu dienen. Aber er verbindet damit den Glauben, daß er durch einen solchen nationalen Dienst am Staate auch der Welt am besten dienen kann. Außerdem besitzt er zweifellos eine größere internationale Erfahrung als irgendein Premierminister eines europäischen Landes und eine weit größere Kenntnis der Weltverhältnisse. Ich stelle mir vor, daß er keine internationalen Günstlinge haben wird, daß er sich sorgfältig davor hüten wird, in europäischen Angelegenheiten Partei zu ergreifen, wenn nicht das amerikanische Interesse davon unmittelbar betroffen wird. Amerikas größtes Interesse ist heute der Weltfrieden. Herbert Hoover wird keine Nachsicht mit Unruhstiftern haben. Er wird sich nicht leicht durch politische oder wirtschaftliche Scheinargumente blenden, aber er wird sich auch sicher nicht durch das amerikanische Vorurteil leiten lassen, daß die Europäer eigentlich Falschspieler sind, mit denen sich der einfache ehrliche Amerikaner nicht an den Tisch setzen kann, ohne bis aufs Hemd ausgeplündert zu werden. Hoovers Interessen mögen begrenzt sein, aber was er sieht, sieht er meiner Ansicht nach richtig. Und aus diesem Grunde wage ich, das größtmögliche Entgegenkommen gegenüber Europa in der Frage der Entwaffnung, der Schulden und Reparationen zu prophezeien, sobald der Präsident die Überzeugung gewonnen hat, daß die verschiedenen europäischen Regierungen ihm gegenüber aufrichtig sind und ein ehrliches Spiel spielen. Sollte er diese Überzeugung nicht gewinnen, kann sein Verhalten Europa entschieden unangenehm werden.

Denn er kann entschieden unangenehm werden. Washington ist oder war noch vor wenigen Jahren voll von Geschichten, die die angebliche Rachsucht des Handelsministers bewiesen, und die zu berichten wissen, wie er sich in seinem politischen Urteil durch persönliche Antipathien leiten ließ und rücksichtslos diejenigen verfolgte, die ihm früher Widerstand geleistet haben. Zweifellos kann er höchst eigensinnig sein. Es stimmt auch, daß bei ihm eine Überbetonung der wirtschaftlichen und technischen Seite vorhanden ist und daß er für sogenannte menschliche Faktoren verhältnismäßig blind ist. Seine beiden Söhne — ich kenne den einen — scheinen sehr gut mit ihm zu stehen. Aber seine Untergebenen im Handelsministerium scheinen ihn mehr zu achten als zu lieben. Er ist ein schlechter Redner, und seine Beziehungen zu anderen Menschen verlaufen nicht immer reibungslos. Ein Zusammenstoß mit den Politikern in Washington scheint unvermeidlich, und ein Zusammenstoß mit dem Senat — so stark republikanisch er in den nächsten zwei Jahren auch sein wird — nicht unwahrscheinlich. Viele der politischen Persönlichkeiten, die seine Ernennung zum Präsidenten vor einigen Jahren verhinderten, sind noch heute seine offenen Gegner.

Solange er keine schweren Fehler begeht, wird diese Gegnerschaft wenig ins Gewicht fallen. Als Chef der führenden politischen Partei besitzt der Präsident eine ungeheure Gewalt. Aber wer ist unfehlbar? Sollte die Schar der Anhänger von Hoover gegen Ende seiner Präsidentschaftskarriere abzubröckeln beginnen, werden viele die Gelegenheit suchen, ihm denselben Streich zu spielen, den sie unter ähnlichen Umständen Woodrow Wilson gespielt haben, und auf dem Feld der politischen Manöver war Wilson viel klüger, als es Hoover wahrscheinlich werden kann.

Und doch ist diese Nebeneinanderstellung von Hoover und Wilson nicht willkürlich. Herbert Clark Hoover ist zweifellos der bedeutendste Geist, der seit Wilson im Weißen Hause residiert. So verschieden auch ihr Äußeres ist, sind beide Präsidenten um einen Kopf größer als die meisten ihrer Vorgänger. Beide sind sehr gebildet. Beide haben die Fähigkeit, die großen Zusammenhänge zu erfassen und in Begriffen von Kontinenten zu träumen. Beide sind im vollsten Sinne die richtigen Exponenten Amerikas; der eine aus dem puritanischen, aristokratischen Süden, der andere aus dem demokratischeren und praktischeren Mittelwesten.

Soweit meine persönlichen Eindrücke. Eine Tatsache ist von einer persönlichen Stellungnahme unabhängig. Heute sind die Vereinigten Staaten in der Lage, einen beträchtlichen Einfluß auf das unmittelbare Schicksal der Welt auszuüben. Es ist sicher kein ungünstiger Zufall, daß gerade in diesem Augenblick Amerika von einem Mann geleitet wird, der es so vollkommen repräsentiert und dem zu folgen das Volk sich nicht weigern wird.

Die Schnelligkeit der Erdumkreisung.

Beschleunigung der „Reise um die Welt".

Von Prof. Dr. *Ernst Schultze,* Leipzig.

Erst seit einem halben Jahrhundert ist man auf den Gedanken verfallen, eine Reise um die Welt ohne Unterbrechung oder mit möglichst geringen Unterbrechungen auszuführen und damit einen Schnelligkeitsrekord aufzustellen.

Frühere Erdumsegelungen stellten sich andere Aufgaben. Die ersten geschahen zum Zwecke der Entdeckung eines Verkehrsweges, auf dem man den ganzen Erdball umkreisen konnte. Zum großen Teil führte der Weg durch unbekannte Meere. Es konnte sich also nur um eine Fahrt zu Schiff handeln, und man mußte sich Zeit lassen. Die Erdumsegelung des Portugiesen Magalhães nahm daher weit über ein Jahr in Anspruch. Das gleiche gilt für die Fahrten der ihm folgenden Entdecker. Die letzten großen Erdumsegelungen dieser Art, und zwar drei, hat Cook in den Jahren 1768—1771, 1772—1775, und 1776—1779 ausgeführt. Auf der letzten fand er den Tod.

Es folgte eine Zeit der Erweiterung der geographischen Kenntnisse über die Küsten der einzelnen Erdteile, über die sie trennenden Meere und die Inseln, die in ihnen verstreut sind. Allmählich stieß man auch tiefer in das Innere der Kontinente vor. Endlich geschah im Jahre 1869 die Eröffnung der ersten großen Überlandbahn durch ein noch vor kurzem unbekanntes Festland: nun war es möglich, von New York nach San Franzisko mit der Eisenbahn zu fahren. Im gleichen Jahre wurde mit orientalischem Gepränge der Suezkanal eröffnet, der für die Seeverbindung von Europa nach Süd- und Ostasien den weiten Umweg um das Kap der Guten Hoffnung entbehrlich machte.

Mit Hilfe dieser beiden großen Weltverkehrsbauten konnte man nunmehr dem Gedanken nachhängen, eine Erdumkreisung mit sehr geringen Aufenthalten unter Benutzung der neuen Personenbeförderungsmittel zu unternehmen, die einem jeden gegen Bezahlung offenstanden. Sofort bemächtigte sich die Phantasie dieser Möglichkeit.

„Das ist ein ausgezeichneter Einfall von Ihnen, Mr. Ralph! Sie sagen, die Erde ist kleiner geworden? Sie sagen, daß man drei Monate brauche, um die Erde herumzureisen? Das kann doch nicht Ihr Ernst

sein?" — „Ich reise in achtzig Tagen um die Erde", sagte Phileas Fogg. Seit auf der großen indischen Eisenbahn die Strecke zwischen Rothel und Allahabad eröffnet worden sei, müsse man rechnen:

	Tage
Von London nach Suez, über den Mont Cenis und Brindisi, Eisenbahn und Paketboot	7
Von Suez nach Bombay, Paketboot	13
Von Bombay nach Kalkutta, Eisenbahn	3
Von Kalkutta nach Honkong, Paketboot	13
Von Honkong nach Yokohama, Paketboot	6
Von Yokohama nach San Franzisko, Paketboot . . .	22
Von San Franzisko nach New York, Eisenbahn . . .	7
Von New York nach London, Paketboot und Eisenbahn	9
zusammen	80

„Ja, 80 Tage," sagte Andrew Stuart, „wenn alles glatt geht. Aber Sie haben schlechte Witterung, widrige Winde, Schiffbruch, Entgleisungen usw. nicht eingerechnet".

„Ich habe alles in Erwägung gezogen", antwortete Phileas Fogg.

„Selbst wenn die Indianer oder die Hindus die Schienen aufheben?" fragte Andrew Stuart. „Wenn sie Züge aufhalten, um die Gepäckwagen auszurauben und die Passagiere zu skalpieren?"

„Alles ist inbegriffen", erwiderte Phileas Fogg seelenruhig.

„Mr. Fogg," sagte Stuart, „ich wette mit Ihnen um 4000 Pfund, daß es eine Unmöglichkeit ist".

„Ich schlage ein," sagte Fogg, „heute abend 8 Uhr geht mein Zug nach Calais".

„20 000 Pfund," rief John Sullivan, „20 000 Pfund, die Sie durch eine unvorhergesehene Verspätung verlieren können".

„Es gibt nichts Unvorhergesehenes", erwiderte Fogg einfach.

„Aber dieser Zeitraum von 80 Tagen ist doch nur als ein mindestes Maß gemeint, Um es nicht zu überschreiten, muß man mathematisch genau aus den Eisenbahnen in die Paketboote und aus den Paketbooten in die Eisenbahn springen."

„Ich will diesen Sprung mathematisch genau vornehmen." Er sah auf seinen Kalender. „Heute ist Mittwoch, der 2. Oktober. Ich muß am Samstag, dem 21. Dezember, um 8.45 abends, wieder in London sein, hier in diesem Salon des Reformklubs, andernfalls sollen die 20 000 Pfund, die für mich bei den Gebrüdern Baring stehen, mit Fug und Recht Ihnen, meine Herren, gehören."

Das ist also die Frage, um die sich *Jules Vernes „Reise um die Erde in 80 Tagen"* dreht. Bekanntlich gewinnt Phileas Fogg die Wette nach Überwindung aller Fährnisse der Reise, auf der ihm wiederholt Verzögerungen drohen, schließlich doch nur, weil er sich — wie merkwürdig bei einem Weltreisenden! — um einen Tag geirrt hat: er hat die Umdrehung der Erde nicht in Rechnung gezogen, mithin unbewußt einen Tag gewonnen.

Die Berechnungen Jules Vernes entsprachen genau den Fahrplänen und Reiseschilderungen jener Zeit. Auch die Kosten von 400 000 M. für den Reisenden und seinen Diener dürften richtig geschätzt sein.

Jules Verne schrieb dieses Buch 1872. Es sind also noch nicht zwei Menschenalter vergangen, und schon ist die von ihm auf 80 Tage berechnete Zeit bedeutend abgekürzt worden.

1888 rechnete man nur noch mit 72 bis 73 Tagen [1]):

	Tage
Von Hamburg nach Brindisi	3
Von Brindisi nach Bombay	17
Von Bombay zu Lande nach Madras	2
Von Madras zu Schiff nach den Philippinen und über Honolulu nach San Franzisko	37
Von San Franzizsko mit der Pazifikbahn nach New York	6
Von New York nach Hamburg	7
zusammen	72

Schon erhoffte man eine weitere Abkürzung der Reise um die Erde, sobald Rußland eine Bahn durch Asien gelegt haben würde. Die Ersparnis sollte 9 bis 10 Tage ausmachen.

Als die „Reise um die Erde" erschien, waren erst vier Jahrzehnte verflossen, seit die erste Eisenbahn gebaut wurde, und das Dampfschiff hatte sich erst seit etwa 20 Jahren auf den Weltmeeren eingebürgert, stand jedoch zahlenmäßig und dem Gesamtraumgehalt nach hinter dem Segelschiff noch weit zurück. Über vielen Ländern Asiens und der anderen überseeischen Weltteile lag noch der geheimnisvolle *Schleier des Unbekannten,* für den eindringenden Europäer boten sie noch mancherlei Gefahr. Deshalb war die Reise Foggs mit Abenteuern angefüllt: Witwenverbrennung in Indien, Absturz eines Expreßzuges der Pazifikbahn in Nordamerika, Überfall durch Indianer usw.

Zudem mußte der von Verne erdichtete Reisende Tausende von Kilometern mehr zurücklegen, als das heute nötig ist: war er doch gezwungen, von London südlich bis an den Äquator zu gehen, volle 50 Breitengrade, während es *heute* möglich ist, eine Reise um die Welt, — wenn man wirklich diesen Ausdruck auf eine so weit nördlich liegende Erdumkreisung anwenden darf, — *zwischen dem 35. und 55. Grad nördlicher Breite* vorzunehmen. Infolgedessen ist die zurückzulegende Gesamtstrecke um mehrere tausend Kilometer kürzer als die von Jules Verne erdichtete Reise.

Wollte man dagegen versuchen, eine Reise um die Erde *in einer anderen Breitenlage* zu machen, so würde man *sehr viel langsamer* vorwärts kommen. In unmittelbarer Nähe des Äquators ist sie auch in der Gegenwart kaum durchführbar. Nicht minder große Schwierigkeiten würden sich auch einer Reise um den Erdball auf der *südlichen Halbkugel* entgegenstellen — falls nicht etwa ein paar Milliardäre sich verbündeten, um ihre schnellsten seefähigen Segeljachten für die Überwindung der Wasserflächen zur Verfügung zu stellen. Die Landmassen der südlichen Kontinente mit dem Schnellzug zu überqueren, ist bekanntlich weder in Australien, das eine Ost—West-Bahn nicht besitzt,

[1]) Dr. Wilhelm Goetz: „Die Verkehrswege im Dienste des Welthandels". Stuttgart. Enke, 1888. S. 789.

noch in Afrika, noch auch in Südamerika, falls man nicht mit der Andenbahn, langsam genug, und nicht in strenger ost-westlicher Richtung, das Hochgebirge übersteigen will.

Die *nördliche Halbkugel* bietet im Gegensatz zu der südlichen den großen Vorzug, daß sie infolge ihrer breiteren Landmassen die Benutzung der Eisenbahn, als des der Schiffahrt an Schnelligkeit noch immer überlegenen Verkehrsmittels, auf große Entfernungen gestattet, — und daß zweitens diese Bahnen zum großen Teil in ost-westlicher Richtung verlaufen; ist doch das Angesicht Nordamerikas noch immer Europa als dem wirtschaftlich wichtigsten Erdteile zugekehrt, und aus dem gleichen Grunde stößt die sibirische Bahn östlich fast gradlinig durch Asien vor.

Wollte man sich aber im Süden so weit vom Äquator entfernen, wie man dies bei einer Erdumkreisung im Norden heute tun muß, will man die Geschwindigkeit erreichen, was eben nur zwischen dem 35. und 55. Grade möglich ist, so würde man auf der *südlichen Halbkugel* schon auf dem 50. Grade, welcher der geographischen Breite von London und Berlin im Norden entspricht, mit Ausnahme der sehr unwirtlichen und vom Seeverkehr gefürchteten schmalen Spitze von Südamerika, überhaupt kein Land mehr finden. Zwischen dem 50. und 40. Grade würden als Festlandsstrecken nur Patagonien und das südliche Chile, der Süden Neuseelands und Tasmanien zu durchqueren sein, sonst würde man nur auf ein paar kleine Inseln stoßen. Zudem würden alle diese Landstrecken kaum wirkliche Vorteile gegenüber der Schiffsreise bieten. Der afrikanische wie der australische Kontinent beginnen erst mit dem 34. bzw. 39. Breitengrade, während auf der nördlichen Halbkugel in dem entsprechenden Gürtel sämtliche Weltstädte der alten und der neuen Welt liegen. Noch der 35. südliche Breitengrad würde nicht einmal die Südspitze Afrikas schneiden und von Australien nur den Südostzipfel berühren, in Südamerika noch südlicher als Montevideo und Santiago de Chile den sich bereits stark zusammenschnürenden Weltteil überschneiden.

Alle sogenannten „Reisen um die Welt“, die in Rekordzeit zurückgelegt werden sollen, *sind deshalb an die nördliche Halbkugel gebunden.* Auch Jules Verne zieht die südliche gar nicht in Betracht.

Inzwischen sind nun weitere Möglichkeiten für eine schnelle Überwindung von Entfernungen gerade auf der nördlichen Halbkugel geschaffen worden, die er noch nicht vorausahnte. Zwar der Suezkanal war, drei Jahre, bevor sein Buch erschien, vollendet worden, aber der rascheste Weg durch Asien führte noch durch Indien, während die sibirische Bahn noch nicht bestand.

Die erste wirkliche, nicht nur erdachte Reise um die Erde, die mit größter Schnelligkeit ausgeführt wurde, um zu erproben, wieviel Zeit man in Wirklichkeit dafür brauchte, ist meines Wissens im Jahre *1894*

von zwei jungen amerikanischen Journalisten ausgeführt worden. Sie brauchten *64 und 65 Tage.*

1901 folgte ein Schulknabe aus Chikago, der die Reise im Auftrage einer dortigen Zeitung ausführte. Er brachte die Erdumkreisung in der erstaunlichen Zeit von 60 Tagen fertig. Jules Verne erlebte das noch, er starb 1905.

Erst die Eröffnung der *sibirischen und der mandschurischen Eisenbahn* brachte alsdann eine weitere Abkürzung. Die Fahrzeit um den Erdball wurde dadurch auf *40 Tage* verringert.

	Tage
Von Paris über New York nach San Franzisko . . .	12
Von San Franzisko nach Yokohama etwa	12
Von Yokohama, bei Benutzung der transmandschurischen und sibirischen Bahnen, nach Paris etwa . . .	16
zusammen etwa	40

Die Reise hätte sogar noch etwas schneller gemacht werden können, da man bei größter Eile von Paris nach San Franzisko mittels Schnelldampfer schon in 11 Tagen gelangen konnte.

Indessen beruhen alle *theoretisch errechneten* Reisegeschwindigkeiten auf der Annahme, daß sämtliche *Zeitanschlüsse* beim Übergang von einem Verkehrsmittel auf das andere klappen. In der Regel wird das nie ganz der Fall sein. Schon manche Weltreise, die einen besonderen Schnelligkeitsrekord erreichen sollte, ist an dieser Klippe gescheitert.

In *Wirklichkeit* ließ sich auch eine Reise um die Welt in 40 Tagen im ersten Jahrzehnt des 20. Jahrhunderts noch nicht machen. Das zeigte sich *1909,* als ein Konzern von 13 nordamerikanischen Tageszeitungen (Hearst-Gruppe) vier Schulknaben aus New York und Chikago wiederum auf die Reise um die Welt schickte, von denen die beiden aus New York je *41 Tage,* 8 Stunden 5 Minuten, die aus Chikago je *40 Tage,* 17 Stunden 23 Minuten brauchten. Beide Gruppen machten die letzte Seefahrt (von England nach New York) mit der „Mauretania", dem schnellsten Dampfer jener Zeit, der für die Überfahrt nur 4¾ Tage brauchte. Bei der Landung erwartete ein Sonderzug die beiden Knaben aus Chikago, während ihre Kameraden aus New York bei der Reise von dort nach Chikago nur den Expreßzug hatten nehmen können.

Unter Benutzung des *Flugzeuges* mußte sich die Reise um die Erde noch weiter abkürzen lassen — auch bevor man wagte, mit ihm einen Ozean zu überqueren. So haben im Juni *1926* zwei Nordamerikaner, der Flieger Linton Wells und der Industrielle S. Evans, mit der „Aquitania" den Atlantischen Ozean überquert und von Cherbourg aus den Weg über den europäischen Kontinent jedesmal mit dem schnellsten Reisemittel zurückgelegt: von Cherbourg nach Paris im Auto, von Paris über Köln mit einem französischen, von Köln nach Magdeburg mit einem Luft-Hansa-Sonderflugzeug. In Magdeburg wurde

für die Strecke nach Berlin wieder ein Auto eingesetzt, das um 1.40 Uhr in Berlin eintraf, wo die Weltreisenden zum Nachtflugzeug nach Tempelhof gebracht wurden. Schon 2.35 Uhr startete die Maschine, um 7 Uhr morgens in Königsberg zu landen. In Moskau stand wiederum ein Sonderflugzeug zur Verfügung, das sofort abfuhr und den Sibirien-Expreß, der in Moskau abgegangen war, während sich die beiden Reisenden noch zwischen Kassel und Magdeburg befanden, nach 2500 Kilometern in Omsk einholte. In Wirklichkeit brauchten die beiden Reisenden auf ihrer Hetzjagd infolge der Benutzung von Flugzeugen (insgesamt 6000 Kilometer, die sie in 48 Stunden zurücklegten) nur *29 Tage.*

Diese Lorbeeren haben andere Weltreisende und solche, die es werden wollten, nicht schlafen lassen. Gar mancher hat jedoch bei seinem Versuch, Siebenmeilenstiefel anzuziehen, Pech gehabt und das Rennen aufgeben müssen oder wesentlich längere Zeit gebraucht als seine Vorgänger.

Der Weltrekord, den die Amerikaner Wells und Evans 1926 in 29 Tagen aufstellten, wurde nur möglich, indem für diese organisierte Rekordjagd sogar die Fahrpläne wichtiger Linien außer Kurs gesetzt wurden. Eisenbahnzüge, die fahrplanmäßig vor Eintreffen der beiden Rekordjäger hätten abgehen sollen, warteten fünf oder gar acht Stunden auf sie. Auch wurden mehrfach Sonderflugzeuge zur Verfügung gestellt.

Rein *fahrplanmäßig* hätte sich die Umkreisung der Erde *nicht* in 29 Tagen zustande bringen lassen. Vielmehr wären dafür, unter der Voraussetzung, daß alle zu benutzenden Verkehrsmittel fahrplanmäßig richtig ineinandergreifen, beinahe 34 Tage nötig gewesen:

Berlin—Moskau (Flugzeug) . . .	14	Stunden	10	Minuten
Moskau Aufenthalt	6	„	50	„
Moskau—Wladiwostok (Eisenbahn)	232	„	20	„
Wladiwostok Aufenthalt	10	„	—	„
Wladiwostok—Yokohama (Schiff) .	80	„	—	„
Yokohama Aufenthalt	12	„	—	„
Yokohama—Vancouon (Schiff) . .	220	„	—	„
Vancouon Aufenthalt	8	„	—	„
Vancouon—Chikago (Eisenbahn) .	84	„	15	„
Chikogo Aufenthalt	6	„	—	„
Chikago—New York (Eisenbahn) .	14	„	—	„
New York Aufenthalt	10	„	—	„
New York—Cherbourg (Schiff) . .	79	„	—	„
Cherbourg Aufenthalt	5	„	—	„
Cherbourg—Paris (Eisenbahn) . .	6	„	20	„
Paris Aufenthalt	9	„	—	„
Paris—Berlin (Eisenbahn)	17	„	43	„
Insgesamt	814	Stunden	38	Minuten

Die Kosten einschließlich Verpflegung und Unterkunft wären alsdann mit etwa 7500 M. zu bestreiten gewesen, während Wells und Evans mehr als 200 000 M. ausgaben.

Völlig neue Perspektiven für den Weltverkehr eröffnete der erste, den Atlantischen Ozean überquerende Flug des deutschen *Luftschiffes* Z. R. III.

Noch mehr gilt das von dem *Z. L. 127,* der, wenn nicht alles täuscht, im Weltverkehr eine neue Epoche eröffnen wird: die Epoche des Luftmassenverkehrs mit regelmäßigem Fahrplan für die Beförderung von Briefpost und Personen, ferner auch zunächst von wertvollen oder besonders eiligen Gütern. Das *Luftschiff* wird mit jeder Reise größere Massen befördern können als das *Flugzeug* und zu ihm vermutlich in ein ganz ähnliches Verhältnis treten *wie das Schiff zur Eisenbahn.* Die größere Schnelligkeit kommt dem Flugzeug und der Eisenbahn zu, die größeren Transportgefäße aber gehören der Schiffahrt und dem Luftschiff. Eben deshalb können die beiden letzteren Personen und Güter, die nicht auf besondere Beförderungsschnelligkeit angewiesen sind, besser übernehmen als die beiden an sich schnelleren Verkehrsmittel.

Für die Reise um die Welt wird aber das Luftschiff etwas ganz Neues bringen, was bisher keinem der drei anderen dafür benutzten Verkehrsmittel gelang: die Möglichkeit nämlich, die ganze Reise in demselben Transportgefäß zurückzulegen. Alle bisherigen Reisen um die Welt erforderten, von den ersten Weltumsegelungen abgesehen, einen wiederholten Wechsel von der Eisenbahn auf das Schiff, zu denen sich in den letzten Jahren ein Übergang auf das Flugzeug und wiederum von ihm zurück auf eines der beiden anderen Verkehrsmittel gesellte. Das Riesenluftschiff aber wird zum ersten Male die Möglichkeit bieten, eine Reise um die Welt buchstäblich in *einer* Fahrt, wenn auch mit Zwischenlandungen, aber doch, wenn man wünscht, in derselben Kabine, in demselben Bett, am selben Tisch, zurückzulegen. Auch die Fahrtzeit wird, das weiß man schon heute, wesentlich unter den 29 Tagen liegen, die bisher als Spitzenleistung in einer nervenaufreibenden Hetzjagd erzielt wurden.

Rundschau

Das Echo der Stresemann-Rede.

Der „Spectator" vom 24. November schreibt, daß man in England mit Besorgnis die Stresemann-Rede im Reichstag erwartet hat. Die deutschen Zeitungen haben den englisch-französischen Marinepakt als eine Abkehr von Locarno, als eine neue Wendung der britischen Politik aufgefaßt. Man hatte in England Angst, daß man das Marineabkommen in Deutschland dazu ausnützen würde, sich die Sympathien des nie sehr gut informierten amerikanischen Volkes zu sichern, das neben Deutschland als das Opfer einer vermeintlichen englisch-französischen Intrige dargestellt wurde. An solche und ähnliche Möglichkeiten müssen selbst gemäßigte deutsche Politiker gedacht haben. Sechs Monate lang war Herr Stresemann krank und abwesend. Es war unmöglich, über die politischen Richtlinien nicht besorgt zu sein, die er nach seiner Rückkehr und der Aufnahme der Geschäfte verfolgen würde. Es schien, daß er nicht fähig sein wird, der öffentlichen Meinung Widerstand zu leisten. Unser erstes Gefühl daher, als wir die Stresemann-Rede im Reichstag lasen, war das einer großen Erleichterung. Er sprach manches bittere Wort, aber es würde vollkommen falsch sein, es so darzustellen, wie es einige britische Zeitungen getan haben, daß er Großbritannien angegriffen habe. Er machte im Gegenteil die höchst auffällige Bemerkung, daß den Bedenken in bezug auf das englisch-französische Kompromiß durch die Erklärungen, die von den verantwortlichen Vertretern der Mächte zu wiederholten Malen abgegeben worden sind, der Boden entzogen worden ist. „Ich begrüße es insbesondere", sagte er, „aus den Worten des britischen Ministerpräsidenten entnehmen zu können, daß auch er die gegebene Grundlage der europäischen Politik in einem gleichberechtigten und vertrauensvollen Zusammenarbeiten aller Mächte sieht." Nicht alles, was Herr Stresemann sagte, hat uns gefallen, denn man hat es nicht gern, abgekanzelt zu werden. Aber wir müssen feststellen, daß wir seinen Mut hoch anerkennen müssen. Wenige Staatsmänner des europäischen Kontinents haben konsequenter auf eine friedliche Regelung hingearbeitet als Dr. Stresemann. Seine Haupteigenschaft ist Beständigkeit. Er ist der Lord Grey of Fallodon von Deutschland. Er hat immer wieder das Gleichgewicht zwischen den Deutschnationalen und den Sozialdemokraten hergestellt. In dieser Hinsicht hat ein teutonischer Demokrat viel von den Eigenschaften seines anglosächsischen Gegenspielers. Herr Stresemann würde, wie uns scheint, die Äußerungen von Halifax oder Burke unterschreiben, daß jede erfolgreiche Regierung der Ausdruck des nationalen Charakters und der gegebenen Zustände sei. Wenn wir daran denken, wie es allmählich Herrn Stresemann gelungen ist, sich von einem Einfluß nach dem anderen frei zu machen, der ihn an die nationale statt an die europäische Politik binden wollte, werden wir an Drydens berühmte Worte erinnert:

„Endued by nature and by learning taught
To move assemblies, who but only tried
The worse a while, then chose the better side;
Nor choose alone, but turned the balance too,
So much the weight of one brave man can do."

Herrn Stresemann kann kein Vorwurf daraus gemacht werden, daß er darauf gedrungen hat, die Räumung des Rheinlandes und die Regelung der

Reparationsfrage als gesonderte Probleme zu behandeln. Dies ist auch die britische Ansicht. Nur die Franzosen glauben, daß durch eine Verflechtung etwas zu gewinnen sei. Der Hauptnachteil liegt in einem eventuellen Aufschub der Räumung. Die britische Regierung hat wiederholt erklärt, daß sie den Zeitpunkt der Räumung für gekommen sieht, und daß eine Verzögerung zu nichts Gutem führen kann. Wir gehen noch weiter und behaupten, daß, wenn der Kellogg-Pakt verwirklicht werden soll, das Zurückziehen der alliierten Truppen einer der ersten und sichtbarsten Beweise unserer Erkenntnis, daß die Welt in ein neues Stadium getreten ist, sein müsse. Lord Salisburys Erklärung im House of Lords vor zwei Wochen war die glücklichste Äußerung der Regierung zu dieser Frage."

Die Geschichte der rheinischen Republik.

In der „Revue de Paris" vom 15. November schreibt Guy de Traversay über den ersten Versuch der Bildung einer rheinischen Republik. Diese politische Komödie — oder Tragödie nach Ansicht anderer — hat einen schlagenden Mißerfolg erlebt und ist bitter kritisiert worden. Guy de Traversay versucht die französischen Bemühungen um die Schaffung einer rheinischen Republik zu rechtfertigen. Sein Aufsatz ist von besonderem Interesse für die Geschichte jener dunkelsten Zeit deutscher Reichspolitik, so unangenehm auch seine Veröffentlichungen für gewisse deutsche Politiker sein mögen, die jene Spanne ihrer Aktivität am liebsten in den Abgrund des Vergessens versenken möchten. Er führt den korrekten und häufig begeisterten Empfang, der den französischen Regimentern in den rheinischen Städten nach ihrem Einzug zuteil wurde, auf die Tatsache zurück, daß man in den fremden Besetzungstruppen Ordnungselemente zur Bekämpfung der kommunistischen Gefahr sah. Bei dem Einzug der Truppen haben sich die auf Befehl von Moskau und München gebildeten lokalen Sowjeträte verflüchtigt, und das von der großen Furcht gewürgte Rheinland atmete auf. Zu der Angst vor dem Kommunismus kam noch die Furcht vor dem Hunger hinzu. Traversay beschreibt dann, wie die französischen Generäle sich unter diesen Umständen als Beschützer der Bevölkerung zu fühlen begannen. General Mangin trat für die Herstellung von Handelsbeziehungen zwischen dem Rheinland und Frankreich ein, um dem Rheinland bessere Approvisionierungsmöglichkeiten als dem Reich einzuräumen und es auf diese Weise an Frankreich zu binden. Damals tauchte auch der Gedanke der Schaffung einer unabhängigen Rheinlandwährung auf, die von der Handelskammer in Mainz befürwortet wurde. Ein hessischer Bankier, der in keiner Weise frankophil war, wie Guy de Traversay betont, ergriff Ende Januar 1919 die Initiative und schrieb an General Mangin mit der Bitte um Unterstützung bei der Bildung einer rheinischen Emissionsbank. Aber die französischen Politiker teilten nicht den Eifer der Generäle. Am heftigsten widersetzte sich der Bildung einer rheinischen Republik Clemenceau selbst. „Seine persönliche Skepsis, sein ausgesprochener, so vielen unserer Landsleute gemeinsamer Sinn für einen abstrakten, in Pakten kristallisierten Frieden, seine anglosächsischen Sympathien und seine Unkenntnis der Vorgänge in Deutschland bedingten seine Zurückhaltung." Aber nicht nur Clemenceau war nach der Ansicht Traversays an dem mißlungenen Experiment schuld. Auch Tardieu erklärte, daß man an eine Zerbröckelung des Reichs nicht denken solle, um nicht „die innere Freiheit eines, wenn auch besiegten, Volkes zu verletzen". General Mangin glaubte, das offizielle Frankreich hinter sich zu haben. Die achtungsvolle Bewunderung, die man ihm im Rheinland entgegenbrachte, hat Mangin berauscht. Nachdem er

einmal die Initiative ergriffen hatte, konnte er sich nicht vorstellen, daß die Regierung ihm nicht folgen würde, und er faßte ihr Schweigen als eine Ermutigung auf. Er glaubte, die Abneigung der Rheinländer gegen die preußischen Funktionäre ausnutzen zu können, übertrieb die Wahlverwandtschaft zwischen rheinischem und französischem Geiste und unterschätzte die Reichsfreudigkeit der Rheinländer. Er rechnete mit dem Widerstand der Sozialdemokraten und der Volkspartei, aber er hat sich mit der Haltung des rheinischen Zentrums verrechnet. „Im Jahre 1919 wie im Jahre 1923 hat das rheinische Zentrum die deutsche Reichseinheit gerettet. Niemand hat heftiger, wilder sogar die Separatisten bekämpft als die Bischöfe und Priester Hessens, des rheinischen Preußens und der Pfalz." Diese Opposition der Geistlichen ging nicht nur, wie die Franzosen glaubten, auf eine Angst vor dem atheistischen Frankreich und der Säkularisierung zurück, sondern auf eine Tatsache, die in Frankreich nicht begriffen wurde, und zwar, daß das Zentrum Windthorsts, des siegreichen Trägers des Kulturkampfes, zur Regierungspartei Erzbergers und Marx' geworden war, der größten Macht, die die Ministerien stürzt und bildet... Zu den Schwierigkeiten, die General Mangin unterschätzte, weil er den Wald vor lauter Bäumen nicht sah, kam noch die Anwesenheit der amerikanisch-englischen Truppen hinzu. Die Amerikaner fühlten sich im Rheinland nur als internationale Gendarmen, die ihre Kraft den Behörden zur Verfügung stellten. Auch die Engländer, zum Teil, wie Traversay sagt, weil für sie nichts mehr zu gewinnen war und sie schon durch die Übernahme der deutschen Flotte saturiert waren — übten den sportlichen Grundsatz, der verbietet, auf einen niedergerungenen Gegner einzuschlagen. In Traversays historischem Überblick interessiert die Feststellung, daß auch die Belgier in Frankfurt und später in der Ruhr die Franzosen enttäuscht haben. „Trotz des gegenteiligen Anscheins waren sie mehr oder weniger gegen uns in der Frage des Separatismus. Die Bemühungen, ein Gleichgewicht zwischen Frankreich und England zu erhalten, eine tastende, empfindliche Ängstlichkeit, die häufig die Eigenschaft kleiner Völker ist, erklären die Haltung Brüssels bei manchen Gelegenheiten." Aber Mangin hatte noch einen Gegner, und zwar im eigenen Lager, den General Gérard, der in Landau die 8. Armee kommandierte. Die beiden Heerführer liebten sich nicht, und Gérard setzte sich der um die Volksgunst werbenden Politik Mangins entgegen. „So gering auch die Chancen des Erfolges waren, lockte der Einsatz zu sehr, und Mangin war ein Spieler." Ihm kam zu Hilfe diese seltsame Kreatur des rheinischen Separatismus, Dr. Dorten. Aber inzwischen war die Ordnung in Berlin wiederhergestellt, der Spartakismus liquidiert worden, und der Einfluß Preußens setzte sich energisch den separatistischen Umtrieben entgegen. „Es wäre übertrieben, das heutige Preußen als einen Unschuldsengel darzustellen, aber man kann nicht seinen gewaltigen Versuch der Demokratisierung bestreiten. Die Sozialisten Braun und Severing, die seit dem Waffenstillstand seine bedeutendsten Führer sind, haben gegen die reaktionären Elemente einen unerhört schweren, manchmal von Erfolg gekrönten Kampf geführt. Sie haben mit nicht geringer Energie die bedrohte Reichseinheit verteidigt. In den dunklen Stunden, in denen Bayern, Sachsen und Thüringen sich selbständig machen wollten, waren die Beamten der Linken im Rheinland entschlossene Verteidiger des Bismarckschen Zentralismus, ohne daß sie dabei mit ihrem Gewissen in Konflikt gerieten. Am 2. Februar hat der Chef des rheinischen Sozialismus, Sollmann, deutlich zu der Frage Stellung genommen und jeden Gedanken an eine Autonomie bekämpft. Anderthalb Jahre später erklärte er im Preußischen Landtag, daß die Gewerkschaften im Falle der Proklamierung

der rheinischen Republik zu einem Generalstreik entschlossen sind."

Die Kriegsschuldfrage.

Die „Revue des Vivants" bringt eine Auseinandersetzung über die Frage der Kriegsschuld. Den deutschen Standpunkt legt in einem längeren Aufsatz der ehemalige Außenminister Rosen dar, die französische These der in den amtlichen deutschen Dokumenten sehr bewanderte Henri de Jouvenel. Der Unterschied dieser beiden Aufsätze liegt darin, daß Rosen sich mit der Politik der letzten Jahre vor dem Kriege beschäftigt, während Jouvenel sich auf die kurze Zeitspanne von der Ermordung des österreichischen Thronfolgers bis zum Ausbruch des Krieges beschränkt. Rosen weist in seiner Untersuchung der Vorkriegspolitik der Alliierten darauf hin, daß die Gegner Deutschlands sich allmählich zu einer Koalition zusammenschlossen, deren Ziel eine territoriale Expansion auf Kosten Deutschlands und Österreich-Ungarns war, während sich aus allen Dokumenten ergibt, daß weder die deutsche Regierung, noch der Kaiser, noch die führenden Staatsmänner einen Angriffskrieg oder auch nur einen Präventivkrieg geplant hatten. Henri de Jouvenel läßt diese von Rosen behandelte Vorkriegszeit vollkommen unberücksichtigt. Er geht zwar von der Voraussetzung aus, daß es besser gewesen wäre, wenn der Friedensvertrag die Frage der Kriegsschuld nicht angeschnitten hätte. „Indem man den Besiegten zu einem Geständnis zwang, das ihn vor der Geschichte entehrt, hat man ihm eine unnütze und auf die Dauer unerträgliche Demütigung auferlegt." Jouvenel unterstreicht die politische Weisheit der These des Reichskanzlers Marx, der zwischen den Verpflichtungen Deutschlands und der Kriegsschuld unterscheidet und meint, man müsse dieser aufreizenden Politik ein Ende bereiten, in die Zukunft und nicht in die Vergangenheit schauen und sich mehr um die Rettung der Nachwelt, als um die Rettung des politischen Rufes der Vergangenheit kümmern. An Hand deutscher und österreichischer Dokumente versucht Jouvenel zu beweisen, daß Graf Berchthold das serbische Verbrechen für politische Zwecke der Doppelmonarchie ausnutzen wollte und daß der Kaiser seinen Verbündeten in dieser Absicht blind unterstützte. Als der Kaiser am 28. Juli von der serbischen Antwort Kenntnis bekam und begriff, daß die serbische Antwort eine vollkommene Kapitulation darstelle und damit jedes Kriegsmotiv aus der Welt schaffe, war es schon zu spät und die furchtbare Kriegsmaschine bereits im Gange.

Antonina Vallentin.

Herausgeber: Prof. Dr. *Ludwig Stein,*
Berlin W 10, Lützow-Ufer 5a. Fernspr. Kurfürst 6308.

Verantwortlicher Redakteur: Frau *Antonina Vallentin,*
Berlin W 62, Landgrafenstr. 11. Fernspr. Barbarossa 6350.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: *Paul Wolff,* Berlin W 8, Mauerstr. 44.
Gedruckt bei *Julius Sittenfeld,* Berlin W 8.

51. Jahrgang / Heft 12 Preis 2 RM. Dezember 1928

NORD UND SÜD

Monatsschrift für internationale Zusammenarbeit

Herausgeber
Professor Dr. Ludwig Stein

Aus dem Inhalt:

GRAF ALBERT APPONYI. Die Grundlagen des dauernden Friedens.

VENCESLAS SIDZIKAUSKAS, außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister Litauens in Berlin. Der litauisch-polnische Konflikt. Die Wilnafrage.

EMIL LUDWIG. Krieg und Frieden.

ALBERT THOMAS, Direktor des Internationalen Arbeitsamtes. Das Internationale Arbeitsamt.

HIPOLIT GLIWIC, Handelsminister a. D. und Vizepräsident des polnischen Senats. Polens Weltwirtschaftsverbundenheit.

O. SCHOLZ, Generalkonsul. Chinas Verträge.

EDGAR ANSEL MOWRER, Berliner Korrespondenten der »Chicago Daily News«. Der Sinn der Hoover-Wahl

ERNST SCHULTZE, Prof. Dr. Die Schnelligkeit der Erdumkreisung. Beschleunigung der »Reise um die Welt«.

THE LIBRARY OF THE JAN 1 1929 UNIVERSITY OF ILLINOIS

Schriftleitung: A. Vallentin
Berlin W 62, Landgrafenstr. 11

Carl Heymanns Verlag Berlin W8 · Mauerstr. 44

Abdruck aller Artikel, auch auszugsweise, ohne Genehmigung der Redaktion verboten.

Alle redaktionellen Einsendungen sind an die Schriftleitung
Frau A. Vallentin, Berlin W62, Landgrafenstr. 11, zu richten

Inhalt

Seite

Graf Albert Apponyi. Die Grundlagen des dauernden Friedens 1049

Venceslas Sidzikauskas. Der litauisch-polnische Konflikt . 1061

Emil Ludwig. Krieg und Frieden 1073

Albert Thomas. Das Internationale Arbeitsamt 1092

Hipolit Gliwic. Polens Weltwirtschaftsverbundenheit . . 1101

O. Scholz. Chinas Verträge 1117

Edgar Ansel Mowrer. Der Sinn der Hoover-Wahl . . . 1127

Ernst Schultze. Die Schnelligkeit der Erdumkreisung. Beschleunigung der „Reise um die Welt“ 1134

Rundschau 1141

Monatlich ein Heft. Bezugspreis vierteljährlich 6 RM., Einzelheft 2 RM.
Geschäftliche Mitteilungen werden erbeten an
Carl Heymanns Verlag, Berlin W8, Mauerstraße 44
Fernsprecher: Merkur 5482—87. Postscheckkonto: Berlin 234

BERNARD SHAW

Wegweiser für die intelligente Frau zum Sozialismus und Kapitalismus

Deutsch von Siegfried Trebitsch und Ernst W. Freißler. Geheftet 12,50 RM., in Ganzl. 16 RM.

Bereits drei Wochen nach Erscheinen des Werkes erfolgt ein Neudruck, die 11. bis 15. Auflage.

* S. FISCHER VERLAG / BERLIN *

CARL HEYMANNS VERLAG ZU BERLIN W 8

Soeben erschien:

Die englische Mandatspolitik

Von

Dr. W. Regendanz

Preis 1 Mark

British Policy on Mandated Colonies

by

Dr. W. Regendanz

Preis 1 Mark

In einigen Tagen erscheint:

Die deutsch-französischen Rechtsbeziehungen

vom Kriegsanfang bis zur Gegenwart

Von

Dr. Bruno Weil

Rechtsanwalt und Notar in Berlin

Preis etwa 5 Mark **Preis etwa 5 Mark**

Der moderne Führer durch die Literatur aller Zeiten und Völker. Aufsehenerregend in seiner umwälzenden Methode, v. größtem Interesse für jeden Gebildeten, ist

as in Lieferungen eu erscheinende **„Handbuch der Literaturwissenschaft“,** herausgegeben in erbindung mit ausgezeichneten Universitätsprofessoren von Professor Dr. Oskar Walzel-Bonn. Mit etwa

3000 Bildern in Doppeltondruck und vielen Tafeln zum Teil in Vierfarbendruck. Gegen monatliche Zahlung von nur **7.—RM.**

rteile der Presse: „Das unentbehrliche Handbuch für jeden Gebildeten“ (Essener Allgemeine eitung). — „Das wichtigste Werk der Zeit“ (Literarischer Jahresbericht des Dürerbundes). — „Ein gewaltiger ienst am Volksganzen wird geleistet“ (Deutsche Allgemeine Ztg.). — „Ein großer Plan, frisch lebendig und erheissungsvoll“ (Königsberger Allgemeine Ztg.), „Eine monumentale Geschichte der Dichtung (Vossische Ztg.).

lan verlange Ansichtssendung Nr. L. 2.

rtibus et literis, Gesellschaft für Kunst- u. Literaturwissenschaft m. b. H., Potsdam.

CARL HEYMANNS VERLAG ZU BERLIN W8

Soeben erschien:

JOHANNES VON MIQUEL

EIN VORKÄMPFER DEUTSCHER EINHEIT

Von

WILHELM GUHL

Amtsrat im Preuß. Finanzministerium

Mit einer Einleitung von

DR. H. HÖPKER ASCHOFF

Preuß. Staats- und Finanzminister

Preis 6 Mark / gebunden 7 Mark

Diese Denkschrift zum 100. Geburtstag Miquels würdigt das Leben und Wirken des nach Bismarck größten Staatsmannes des Kaiserreichs. Der Verfasser hat Einsicht in den biographischen Nachlaß Miquels gehabt und amtliches, bisher unbekanntes Material des Preußischen Finanzministeriums verwenden können. Die Arbeit ist in doppeltem Sinne interessant, würdigt sie doch einerseits den geistigen Werdegang Miquels vom kommunistischen Agitator zum nationalliberalen Parteiführer, andererseits sein erfolgreiches Wirken als Finanzpolitiker und den gerade in der Gegenwart besonders aktuellen Anteil an der äußeren und inneren Einigung Deutschlands.

Pilsner Urquell

das echte Pilsner Bier

aus dem

Bürgerlichen Bräuhaus

in Pilsen

ist dasjenige Bier, auf dessen Güte, Reinheit und Bekömmlichkeit der Weltruf des Pilsner Bieres beruht.

Generalvertretung:

Pilsner Urquell Biervertriebsgesellschaft m. b. H.

(vorm. F. & M. Camphausen)

Berlin SW 11, Möckernstr. 118. Tel.: F. 5 Bergmann 4723/4725

Verlangen Sie bitte ausdrücklich **„Urquell“.**

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 122888941